Dr. G. C. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Zweiter Band: Afrika.

Erste Abtheilung:
Die befreiten und freien Neger in Westafrika.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Die evangelische Mission

unter den

befreiten und freien Negern in Westafrika.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Vorwort.

Zu der vorliegenden Abtheilung der „Kleinen Missionsbibliothek" habe ich außer den Missionsberichten namentlich folgende Werke benutzt:

Valdez, Francisco Travasos, Six years of a travellers life. London 1861.

Hutchinson, Thomas J., Ten years' wanderings among the Ethiopians. London 1861.

Foote, Andrew H., Africa and the American flag. New-York 1854.

J. F. Napier Hewett, European settlements on the west coast of Africa. London 1862.

Flickinger, D. K., Off hand sketches of men and things in Western Africa. Dayton, Ohio, 1857.

Poole, Th. Eyre, Life, scenery and customs in Sierra Leone and the Gambia. London 1850.

Robidé van der Aa, Afrikaansche Studien. s'Gravenhage 1871.

K. Grundemann.

1. Entdec
chris
2. Land u
3. Die er
4. Die Ko
Miss
5. Liberia
6. Die M
7. Die M
8. Die S
9. Die M
10. Die M
11. Die Mi
12. Die Mi
13. Neuere
a. Se
b. Di
c. Sie
d. Lib
e. Di
f. Di
g. Di
h. Di
i. Die
k. Di
l. Die

Inhalt.

Die Neger in Westafrika.

Seite

1. Entdeckung der westafrikanischen Küste und dreihundertjähriger Verkehr christlicher Stationen an derselben 1
2. Land und Leute 16
3. Die ersten Missionsversuche. Aufhebung des Sklavenhandels 67
4. Die Kolonie Sierra Leone und die Susu-, Bullom-, Timneh- und Scherbro-Mission 71
5. Liberia 95
6. Die Mission am Gambia 104
7. Die Mission auf der Goldküste und in Asante 107
8. Die Sklavenküste und die Åkuländer 123
9. Die Mission am Niger 142
10. Die Mission am Alt-Calabar 147
11. Die Mission am Camerun 149
12. Die Mission am Gabun und auf Corisco 153
13. Neuere Entwicklung und jetziger Stand der Mission in Westafrika . . 156
    a. Senegambien 156
    b. Die Mission am Rio Pongas 161
    c. Sierra Leone 164
    d. Liberia 176
    e. Die Goldküste 184
    f. Die Mission der Norddeutschen Missions-Gesellschaft 191
    g. Die Åkuländer 194
    h. Die Nigermission 199
    i. Die Mission am Alt-Calabar 203
    k. Die Mission am Camerun 206
    l. Die Mission am Gabun und auf der Insel Corisco 207

1. Entdeckun

Nicht we
Vincent, liegt
für unsre Ke
Don Henriqu
sitz genommen
da aus Schiff
Schiffahrtsschu
die dem noch
nehmen sollte
herste Ziel ge
Nun gingen
und Pläne[2])
mittel des Ko
Prinz mit Fr
bald darauf
Selbst Kap B
Versuch den
kühnen Gilian
so freudiger
Gonzales von
Punkt hinaus
Tribut des ne
Goldstaub
Gold un
sich entspinne
derte nur Va

[1]) In der
bezeichnet worde
[2]) Zuletzt g
dahin betriebene
sen lag.

Die Neger in Westafrika.

1. Entdeckung der westafrikanischen Küste und dreihundertjähriger Verkehr christlicher Nationen an derselben.

Nicht weit von dem südwestlichsten Punkte Europas, dem Kap St-Vincent, liegt das portugiesische Städtchen Sagres, das wir die Thür für unsre Kenntniß Westafrikas nennen können. Ein königlicher Prinz, Don Henrique, Herzog von Visco,[1]) hatte dort seit 1415 seinen Wohnsitz genommen. Von rastlosem Entdeckungstriebe beseelt, sendete er von da aus Schiff um Schiff die afrikanische Küste entlang. Eine eigene Schiffahrtsschule mit Sternwarte bildete unter seinen Augen die Männer, die dem noch unerforschten Kontinent nach und nach den Schleier abnehmen sollten. Kap Nun war bis zu dem genannten Jahre das äußerste Ziel gewesen, bis zu dem sich die Schiffer vorgewagt hatten. Nun gingen Heinrichs Leute, getrieben durch die weit gehenden Ideen und Pläne[2]) ihres Herrn und unterstützt von dem noch neuen Hülfsmittel des Kompasses weiter und weiter. Schon mehrfach hatte der Prinz mit Freuden die Wimpel der heimkehrenden Schiffe begrüßt und bald darauf den Berichten über neu besuchte Küstenstriche gelauscht. Selbst Kap Bojador, das mit seiner furchtbaren Brandung beim ersten Versuch den Muth seiner Getreuen eingeschüchtert hatte, war von dem kühnen Gilianez umschifft. Noch nie jedoch war das kleine Sagres in so freudiger Aufregung gewesen, als neun Jahre später, da Antonio Gonzales von seiner zweiten drittehalbjährigen und weit über jenen Punkt hinausgehenden Reise zurückkehrte (1442) und gleichsam den Tribut des neuen Landes dem Prinzen überbrachte: eine Büchse voll Goldstaub und zehn Sklaven.

Gold und Sklaven, das war das Thema, zu dem der ganze seitdem sich entspinnende Verkehr mit Westafrika während mehrerer Jahrhunderte nur Variationen lieferte. Die Sklaven schenkte Prinz Heinrich

[1]) In der Geschichte ist er irrthümlicher Weise wohl als Heinrich der Seefahrer bezeichnet worden. Er war der fünfte Sohn Johann I. von Portugal.

[2]) Zuletzt gingen dieselben auf Indien und auf eine Konkurrenz gegen den bis dahin betriebenen Ueberlandshandel, der in den Händen der Venetianer und Genuesen lag.

dem Papste Eugen IV. Daß dieser sie annahm und dadurch dem Menschendiebstahl und dem weiteren nichtswürdigen Handel Vorschub leistete, möchte schon für sich ein ausreichendes Zeugniß wider die Unfehlbarkeit der Päpste sein. Das Geschenk aber wurde in der großmüthigsten Weise erwidert: mit einem Federzuge verlieh der Papst der Krone Portugal das Besitz- und Oberhoheitsrecht über sämmtliche Länder, die zwischen Kap Bojador und Indien entdeckt werden würden. Habsucht und Ehrgeiz spornte seitdem um so mehr den Entdeckungstrieb der Portugiesen.

Als König Alphonso, der zweite Nachfolger Johanns, nach längerer Regierung seines Vormundes selbst den Thron bestieg (1448), verlieh er seinem Onkel Heinrich den Befehl über alle die vom Papste geschenkten Länder, nebst dem fünften Theil von dem Ertrage des mit denselben betriebenen Handels. Der letzte nahm bald einen großen Aufschwung, und ehe noch der große Strom des Sklavenhandels sich nach Westindien lenkte, sollen jährlich 7—800 Sklaven nach Portugal eingeführt worden sein. Fort Arguin, südlich von Kap Blanco (Branco), die erste befestigte Niederlassung auf der westafrikanischen Küste, bildete lange Zeit den Mittelpunkt dieses Handels.

Obwohl die Entdeckungen unausgesetzt weiter getrieben wurden, war man bei Heinrichs Tode (1463) doch noch nicht weiter als bis Sierra Leone vorgedrungen. Der König übertrug nun die ganze Angelegenheit dem Fernando Gomez, der die Entdeckungen in den ersten fünf Jahren um hundert Meilen fortzuführen sich verpflichtete. Es würde uns zu weit führen, wollten wir Schritt vor Schritt die entdeckten Gebiete betrachten. Es genüge zu sagen, daß die Portugiesen einen zweiten Hauptpunkt ihres Verkehrs auf der Goldküste anlegten: Fort Ouro de la Mina (später Elmina) 1681. Damals wiederholte der Papst die Schenkung und verlieh dem Könige von Portugal zugleich den Titel eines „Herrn von Guinea", unter welchem Namen man die entdeckten Küstenländer zusammenfaßte. —

Bald darauf fand Diego Cam das große Negerreich Kongo, an dem Flusse Zaïre, den man lange mit dem Namen jenes Reiches bezeichnete. Der schwarze Herrscher trat zu den Europäern in ein freundschaftliches Verhältniß und nahm die zahlreichen Missionare, welche der damalige König Johann II. von Portugal zur Bekehrung seines Volkes sandte, willig auf. Erwähnen wir noch kurz, wie Bartholomeo Diaz das Kap der guten Hoffnung entdeckte (1486) und Vasco da Gama es 1497 umschiffte, womit er den lange gesuchten Seeweg nach Indien fand, so haben wir die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen, soweit sie hierher gehört, in ihren Grundzügen angedeutet.

Es verstand sich von selbst, daß die Portugiesen als gute Katholiken den Einfluß, den sie in den neu entdeckten Ländern gewonnen, alsbald zur Ausbreitung ihrer Religion geltend machten. Es sind jedoch nur einige Gebiete anzuführen, auf denen die Missionare (meist Franziskaner und Dominikaner) ausgedehntere Erfolge erzielten. Auch diese jedoch waren, wie die Geschichte gelehrt hat, nur trügerischer Schein und ohne Lebensfähigkeit. So namentlich in dem einst mäch-

tigen Königreich Benin, westlich vom Niger. Alfonso de Aviro war 1485 (?) dorthin vorgedrungen. Bei seiner Rückkehr vermochte er den König, einen Gesandten nach Portugal mitzuschicken, um für sein Volk christliche Missionare zu erbitten. Der Bitte gemäß wurde Fernando Po mit einer Anzahl Mönche abgesandt. Nachdem er die Insel, die seinen Namen trägt, entdeckt, lief er in den Benin-Fluß ein und gründete eine portugiesische Ansiedlung zu Gaton, die der Mission wie dem Handel dienen sollte. Bald erhob sich dort eine Kirche, und in kurzer Zeit sollen mehr als tausend Menschen getauft worden sein. „In späterer Zeit machte sich der König verbindlich, den römisch katholischen Glauben in sein ganzes Reich einzuführen, wenn die Priester ihm ein weißes Weib verschaffen wollten. Es wurde sogleich eine Gesandtschaft nach der benachbarten Insel St. Thomas geschickt, wo es eine ziemlich bedeutende weiße Bevölkerung gab. Nur eine der Frauen, an deren christliche Gesinnung man sich wendete, hatte wirklich den Muth, den Schritt zu wagen, und der schwarzen Majestät ihre Hand zu geben. Sie hätte wohl verdient heilig gesprochen zu werden, aber es ist nicht bekannt, daß diese That der Selbstaufopferung je einer besonderen Beachtung von Seiten des „heiligen Vaters" gewürdigt worden wäre."[1]) In wie weit der König sein Versprechen erfüllt hat, und ob Benin je ein christliches Reich geworden, finde ich nicht angegeben. So viel ist gewiß, daß die Portugiesen diese für ihren Handel weniger günstige Gegend nach einiger Zeit aufgaben, und daß seitdem das Christenthum aus derselben der Art verschwunden ist, daß sich auch nicht die leiseste Spur davon in der jetzigen Bevölkerung findet, die vielmehr mit zu den rohesten Heiden von ganz Westafrika zählt.

Ueberhaupt waren diese Missionen in Oberguinea nur sehr vorübergehende Versuche, die dadurch, daß die Missionare bald dem Klima erlagen, und daß die Kräfte für anderweitige Missionsfelder — Niederguinea und Indien — in Anspruch genommen wurden, zu keinem Gedeihen gelangen konnten. Mochten auch einige jener kleinen Könige, wie z. B. der von Sierra Leone, gewonnen werden, die dann ohne weiteres ihre Unterthanen in die Hände der Missionare gaben, so wurden doch die Erfolge der Mission immer wieder hinfällig, sobald der politische Einfluß der Portugiesen verdrängt wurde. Bis auf unsre Zeit haben sich nur an wenigen Punkten Früchte dieser portugiesischen Mission erhalten, z. B. auf den Bissagos-Inseln und den portugiesischen Besitzungen am Rio Casamança. Man nennt die dortigen schwarzen Christen: „Grumetes". Valdez[2]) beschreibt sie als sehr ausschweifende und trunksüchtige bloße Namenchristen, die gewöhnlich trotz ihres Bekenntnisses ihre meisten heidnischen Sitten und Gewohnheiten mit dem Christenthume vermischen.

Anders schien es in Kongo gehen zu wollen. Obgleich auch dort nur eine niedere Kulturstufe vorhanden war, hatte dieses Reich doch eine ziemlich geregelte Staatsverwaltung. Drei bis viertausend deutsche

[1]) Wilson, Westafrika. Leipzig, 1861. S. 141.
[2]) Six years of a travellers life I, 215 und 217.

Quadrat-Meilen am südlichen Ufer des Zaïre umfassend, war es in 6 Provinzen getheilt, unter denen wir Sonho, Bamba und Pemba als die wichtigsten nennen, deren erste am Meeresstrand und am Ufer des Zaïre gelegen, den Zugang zum Reiche beherrschte. In den Provinzialhauptstädten, Banza Sonho, Banza Bamba u. s. w., hatten Unterhäuptlinge ihren Sitz, die durch die Portugiesen den Titel Herzog oder Graf erhielten. Der König des ganzen Reichs aber residirte zu Banza Kongo in der Provinz Pemba, 10 deutsche Meilen südlich von der Mündung des Zaïre, später San Salvador genannt. Die volkreiche Stadt mit 24000 Einwohnern lag auf einem Hochplateau, das sich mit schluchtenreichen Felswänden aus der Ebene erhebt. Prächtig war von dort aus der Blick weit über die Gelände; gesund der Aufenthalt auch für den Europäer. Auch fanden sich zwischen den Haufen unsauberer Hütten offne, regelmäßig mit Palmen bepflanzte Plätze. „Die Hofhaltung der Könige war äußerst einfach und entsprach der niederen Stufe seiner Bildung. Als die ersten Missionare feierlich empfangen wurden, fanden sie den Monarchen an der Thür seines Palastes auf einem elfenbeinernen Sessel sitzend. Sein Haupt war geschmückt mit einer Bedeckung aus künstlich geflochtenen Palmblättern, sein Leib nackt bis zum Gürtel, der übrige Körper bis zu den Füßen mit einem baumwollenen Tuche umkleidet. Ein Armband schmückte den linken Arm und ein Pferdeschweif, als Zeichen der königlichen Würde, umfloß seine Schultern.“ [1])

Die ersten Missionare starben jedoch zu bald, als daß sie viel hätten ausrichten können. Auf seiner dritten Reise aber führte Diego Cam zwölf Franziskaner mit sich, die bald reichliche Früchte ihrer Arbeit ernteten. Der König selbst wurde getauft und zeigte großen Eifer für die Ausbreitung der neuen Religion, um so mehr, als der König von Portugal ihm ehrende Geschenke sandte und der Tauschhandel mit den portugiesischen Kaufleuten, die sich bei ihm niederließen, ihm nicht minder angenehm war. Als jedoch von ihm verlangt wurde, daß er seine vielen Weiber bis auf eine entlasse und fortan in christlicher Monogamie leben solle, fand er die Forderung zu hart und kehrte zum Heidenthum zurück, doch, wie es scheint, ohne die Missionare weiter zu belästigen. Seinen Sohn hatten dieselben ganz in den Händen. Nach seines Vaters Tod bestieg dieser als guter Katholik unter dem Namen Don Alfonso I. den Thron. Wohl trat ihm sein Bruder Pasanquitama an der Spitze der heidnischen Partei als Kronprätendent entgegen, wurde aber in blutiger Schlacht überwunden, in der man ganz deutlich den heil. Jakobus an der Seite des Königs kämpfen sah.

---

[1]) Hahn, Geschichte der katholischen Missionen. II. 257.

[2]) Die geographische Eintheilung Westafrikas in Senegambien (von dem südlichen Rande der großen Wüste bis zum 10. Grade N. Br.), Oberguinea (von dort bis zu dem Kamerun-Gebirge) und Niederguinea (bis etwa zum 16. Grade S. Br. reichend) darf als bekannt nur angedeutet werden. Ebenso die nähere Eintheilung jenes zweiten Küstenstriches in Sierra Leone, Pfefferküste, Zahnküste, Goldküste, Sklavenküste, wozu dann noch die neuerlichst mit Recht so genannte Palmölküste kommt. Niederguinea umfaßt die Gabunländer, Loango, Kongo, Angola und Benguela.

Da der besiegte und gefangene Prinz sich weigerte die Taufe zu empfangen, wurde er getödtet. Willfähriger war sein Feldherr, der durch die Ceremonie das Leben erkaufte und als Buße zu sämmtlichen Taufen in der Hauptstadt das Wasser herbeitragen mußte.

Seitdem gelangte das Christenthum in Kongo scheinbar zu einer herrlichen Blüte. „Das erste Werk welches Alphons unternahm. war der Bau einer Kirche in Stein, wobei er sich eifrig bestrebte, seine Unterthanen durch sein eignes Beispiel zur Arbeit zu ermuntern. Er sowohl wie die Königin trugen auf ihren Schultern Steine und Sand zum Bauplatze hin. Aber auch den Häuptlingen befahl er an allen Orten seines Reiches für Kirchenbauten zu sorgen. Alle Kirchen wurden mit bedeutendem Grundeigenthum dotirt. Dann kam der Befehl, daß alle Unterhanen ihre Götzen und Amulete den Vorstehern der Provinzen ausliefern sollten, um sie verbrennen zu lassen; dagen wurde eine Menge von Kreuzen und Heiligenbildern, die dem Könige aus Portugal gesandt waren, unter die Bevölkerung vertheilt.“[1]) — Die Freundschaftsbeziehungen zwischen Kongo und Portugal wurden sehr innig. Nicht blos ein schwarzer Gesandter stand in Lissabon, sondern zwei Söhne Alfonso's[2]) und mehrere Söhne von Häuptlingen erhielten dort eine christliche Erziehung. König Emmuel sorgte dafür, daß immer weitere Missionare nach Kongo gesandt werden, unter denen 1521 auch Dominikaner, Augustiner und einige Weltpriester waren. Weit und breit im Lande machte nun die Mission außerordentliche Fortschritte. Zu tausenden konnten die Unterthanen in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufgenommen wurden. Man wird sich darüber jedoch nicht wundern, wenn man hört, wie die hartnäckigen Heiden, die sich dem neuen Glauben nicht fügen wollten, einfach den Missionaren ausgeliefert wurden, die sie (wahrscheinlich nach vollzogener Taufe) als Sklaven verkauften. Der Erlös wurde unter die Armen vertheilt.[3])

Bald darauf wurde Kongo zu einem Bisthum erhoben. Dom Pedro, Alfonso's († 1525) Nachfolger bereitete dem eintretenden Bischof einen glänzenden Empfang. Dieser machte die Kirche zum heil. Kreuz — denn es gab zu S. Salvador damals schon eine ganze Anzahl von Kirchen — zu seiner Kathedrale, die er mit Glocken und Orgel versah, „richtete einen Sängerchor[4]) ein, stellte einen Musiklehrer an und unterließ nichts, was zum Glanze des Gottesdienstes beitragen konnte“. Sein Kapitel bildete er aus 28 Domherren, mehreren Vikaren und andern Benefiziaten. —

Die Stadt auf dem Berge glänzte damals in eigenthümlichem Lichte. Großartig schaute sie mit ihren Kirchen und Klöstern, sowie dem Palast des christlichen Königs, welche die Masse der unveränderten Bambuhütten

---

[1]) Hahn, a. a. O. 257.

[2]) Später auch seine Enkel.

[3]) Möglicherweise könnte dieser bei Wilson angeführte Zug auf die Zeit der Jesuiten-Mission beschränkt sein, worüber dort nichts gesagt ist.

[4]) Vielleicht bestand er — wie der in der Peterskirche in Rom noch jetzt, aus Eunuchen.

überragten, weit ins Land hinein. Flott ging der Handel mit Sklaven, der mit Elfenbein blühte weniger

Die eigenthümliche Lage der Dinge kam einigermaßen zu Tage, als nach längerer Vakanz ein neuer Bischof nach Kongo kam, im vierten Jahrzehnt jenes Jahrhunderts. Es war dies „ein Mann von strengen Sitten und großer Frömmigkeit", der sofort unter dem Klerus tüchtig aufzuräumen begann. „Ein Theil desselben hatte sich nämlich an eine gewisse Unabhängigkeit gewöhnt, die mit einer guten Kirchenzucht nicht im Einklang stand,[1]) und welche der neue Oberhirt zu bekämpfen hatte. Der damalige König Diego unterstützte den Prälaten bei diesem Bestreben. Man fand sich aber genöthigt, mehrere Priester nach St. Thomas, oder gar nach Portugal abführen zu lassen, andre verließen freiwillig das Land." Dadurch litt die junge Kirche bedeutenden Schaden. König Johann III. suchte, um denselben zu heilen, neue Missionare nach Kongo zu schicken. Doch erst 1547 wurde diese Absicht mit Abordnung einer Anzahl von Gliedern des erst kürzlich gestifteten Jesuitenordens ausgeführt.

Die Jesuiten hatten zuerst außerordentliche Erfolge. Später aber zogen sie sich das Mißtrauen des Königs zu, der überhaupt gegen die Portugiesen kühl geworden; ja 1555 wurden sie des Landes verwiesen. Ein furchtbarer Verwüstungskrieg der von Osten her eingefallenen wilden (kannibalischen) Ghiagis (Jagas) in dem S. Salvador verbrannt wurde und der König sich auf eine Insel im Zaïre flüchten mußte, brachte diesen dahin, portugiesische Hülfe anzurufen, durch welche sein Land bald von den Feinden gesäubert ward. Hierauf gelangte das Christenthum wieder zur Herrschaft. Der Verkehr der Portugiesen mit Kongo erlahmte allmählich, da ihre Erwartungen, Gold- und Silberminen dort zu finden, die vielleicht bei der Gewährung jener Hülfe mitgewirkt hatten, sich nicht verwirklichten. Der König leitete auf Anrathen der Missionare die zur Aufsuchung der Minen ausgesandten Techniker irre; und sie verließen unverrichteter Sache das Land. Dennoch scheint der Sklavenhandel in Kongo noch immer ziemlich lebhaft betrieben zu sein.

Ein gänzlicher Umschwung aber trat im Jahre 1636 ein, als der Graf von Sonho mit dem von den Portugiesen unterstützten König in Bürgerkrieg gerieth, in dem er zuletzt seine Unabhängigkeit erkämpfte. Damit war den letzteren der Verkehr mit Kongo bereits sehr erschwert, da die genannte Landschaft den Zaïre beherrscht, der neue Monarch aber ihnen für immer verfeindet war, weil sie seinem Feinde beigestanden hatten. Er ließ seine Wuth sogar an den Missionaren aus, die er schmählich aus seinem Lande schleppen und über den Fluß schaffen ließ, damit sie den dortigen Wilden zum Opfer würden. Das

[1]) Begreiflicherweise ist eine vollständige Darlegung der Verhältnisse, wie sie damals an den Tag kam, nie in die Oeffentlichkeit gedrungen. Ueberhaupt befolgten die Portugiesen bis in die neueste Zeit hinein die Politik, ihre Stellung in Afrika nach außen hin möglichst zu verhüllen.

Volk aber rächte angeblich die geliebten Lehrer durch Ermordung des Herrschers, dessen Nachfolger wieder der Mission Raum gab.

Mit Kongo hatten die Portugiesen jetzt nur über Land von ihrer Niederlassung in Angola aus Handelsverbindungen. Als aber auch die Provinz Bamba gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erlangte, hörten auch diese auf. San Salvador verlor alle Bedeutung. Das einst blühende Königreich Kongo gerieth in völligen Verfall. Die Missionare hielten sich wohl noch einige Zeit. Seitdem jedoch die Macht gewichen, die früher ihren Befehlen Nachdruck verlieh, war auch ihr Einfluß dahin. Liebe und Anhänglichkeit in der Bevölkerung hatten sie nicht zu gewinnen vermocht. Fast 200 Jahre hatte in Kongo das Christenthum bestanden. Aber, was man so nannte, war nicht etwa ein neues geistiges Leben in jenem Negervolke, sondern nur die Uebung der römisch-katholischen Ceremonien, an die man das Volk ganz äußerlich gewöhnte, und die durch nachdrückliche Strafen erzwungen wurde. Ein Aberglaube war an die Stelle des andern getreten. Heidnische Amulette wurden durch Kreuze, Heiligenbilder[1]) u. s. w. also durch katholische Amulette verdrängt; oder vielmehr auch dies wurde nicht einmal erreicht, da im Geheimen alle die alten Gebräuche fortbestanden. — Die scharfe Kirchenzucht, mit der man die neuen Vorschriften einschärfen wollte, hatte nie das Herz des Volkes gewinnen können. Die „heilige Inquisition" hatte reichlich ihr Wesen getrieben. Manche Zauberer und Hexenmeister waren verbrannt worden. Uebung heidnischer Gebräuche wurde hart mit der Geißel bestraft, wenn nicht gar mit Verkauf in die Sklaverei.

Unter diesen Verhältnissen kann es nicht wunderbar sein, daß, sobald portugiesische Macht und Einfluß fehlte, die Missionare in eine sehr bedenkliche Lage kamen. Einige wurden von ihren Begleitern mitten im Walde, wo sie den Gefahren der wilden Thiere ausgesetzt waren, verlassen; andern wurde in Krankheit jede Hülfe und Unterstützung versagt; mehrere starben an Vergiftung und einer wurde von Zauberern erschlagen und verzehrt. So zogen sich denn die Boten des Katholizismus zurück aus einem Lande, in dem sie einst die herrlichsten Triumphe zu feiern meinten. Eine christliche Partei, die ihren Weggang beweint hätte, ließen sie nicht zurück. Kein Häuflein Gläubiger blieb als eine Saat auf Hoffnung für künftige Zeiten, denn man hatte nie Keime des Glaubens und religiös-ethischen Christenlebens dort gepflanzt. Eine Arbeit von zwei Jahrhunderten, unermeßliche Geldmittel und unschätzbare Menschenkräfte waren vergeblich aufgewandt. Im 18. Jahrhundert war Kongo wieder ein elendes Heidenland geworden, wie es bis in die neueste Zeit geblieben ist.

Von Kongo aus war es gelungen, auch in das nördlicher gelegene Königreich Loango in ähnlicher Weise das Christenthum einzuführen.

---

[1]) Der Strick mit Leopardenzähnen, welchen man den Kindern gleich nach der Geburt als Schutzmittel um den Leib band, wurde ersetzt durch einen Strick, der aus den Palmenzweigen geflochten, die man am Palmsonntag weihte. An Stelle der Zaubermittel, die auf den Ackerfeldern aufgerichtet zu werden pflegten, wurden Kreuze gesetzt u. s. w.

Auch wurde dort von den Portugiesen eine Handelsniederlassung und ein Fort angelegt. Aber obgleich auch hier von wunderbaren Erfolgen der Missionare erzählt wird — einer taufte in einem Jahre 12000 Heiden — so wurde doch durch einen späteren König das ganze Christenthum wieder ausgerottet. Ein schwarzer Priester stellte es wieder her, bald darauf aber verschwand jede Spur desselben aus dem Lande, zumal das portugiesische Fort durch die Franzosen zerstört wurde (1786).

Südlich von Kongo hatten sich die Portugiesen im 16. Jahrhundert in Angola niedergelassen und die Stadt S. Paolo de Loanda angelegt. Auch hier haben die Missionare nie so vollständige Erfolge gehabt, wie in Kongo. Nach einem verfehlten Angriff der Eingebornen, der auf wunderbare Weise von den in unverhältnißmäßiger Minderzahl befindlichen Portugiesen zurückgeschlagen wurde, bekehrten sich mehrere tausend Heiden. Gegen den Schluß des Jahrhunderts soll man über 20000 Christen gezählt haben.

Später fand das Christenthum auch in dem weiter im Innern gelegenen Königreiche Matemba Eingang, dessen alte Amazonen-Königin Zinopha, die früher in S. Paolo getauft worden, nachher aber grausam und sittenlos wieder in allen heidnischen Greueln lebte, sich noch einmal bekehrte, ihre Götzen verbrennen ließ und nur mit einem Manne lebte. Unter ihren Nachfolgern schwankte das Reich eine Zeit zwischen Christenthum und Heidenthum, bis das letztere, wie es scheint, die Oberhand gewann. — Außer den Jesuiten waren in jener Zeit (wie auch in Kongo) namentlich Kapuziner thätig. Soviel Missionare aber auch nach Afrika geschickt wurden, reichten doch die Kräfte bei weitem nicht für das große Arbeitsfeld aus. Wohl bestand zu San Salvador ein Jesuiten-Kollegium, aber die Ausbildung eingeborner Geistlicher scheint keineswegs in irgendwie namhaftem Umfange gelungen zu sein, was bei der Vernachlässigung des allgemeinen Schulunterrichts sehr erklärlich ist. Während der Regenzeit konnten die Missionare keine Reisen unternehmen. So kam es, daß in manchen Städten und Dörfern 8—10 Jahre vergingen, ohne daß sie von einem katholischen Priester besucht worden wären, in welcher Zwischenzeit die Götzenpriester ungehindert ihr Wesen trieben. Nehmen wir dazu, daß nur wenige Missionare es dahin brachten, die Landessprache zu verstehen und zu sprechen, so wird es erklärlich, daß von echtem Christenthume meist nicht eine Spur vorhanden war. Polygamie und Polyandrie herrschten weit und breit. Auch äußerlich war keinerlei Kulturfortschritt zu bemerken.

Angola, wie das weiter südlich gelegene Benguela, ist bis jetzt Kolonie der Portugiesen geblieben. Ueber die Zustände dieser Länder gibt es wenig genaue Nachrichten. Soviel aber sehen wir, daß bei der Menge des Volkes sich nur eine trübe Mischung von christlichen und heidnischen Sitten und Gebräuchen findet und daß es auch bis jetzt, etwa mit Ausnahme der Städte, nicht gelungen ist, jene Neger auf irgend eine Stufe christlicher Bildung zu erheben.

Nur im Vorübergehen sei angedeutet, daß auch auf den zu Westafrika gehörigen Inseln, auf denen die Portugiesen sich niederließen und die in vielen Beziehungen ein weit günstigeres Feld der Kolonisation als das Festland darboten, keineswegs in nachhaltiger und lebenskräftiger Weise christliche Kultur eingeführt worden ist. Wohl waren die Prinzen-Inseln (Ilha do Principe), St. Thomas und Annobom einst als bevorzugte Kolonien in gewisser Blüte, deren Spuren sich noch jetzt in großartigen Bauwerken, Kirchen und Klöstern zeigen. Doch befinden sich diese Inseln schon lange in Verfall und namentlich das Christenthum, obgleich äußerlich herrschend, steht bei der schwarzen und braunen Bevölkerung auf einer höchst niedrigen Stufe. Diese letzt erwähnten Kolonien unterschieden sich von denen auf dem Festlande dadurch, daß in ihnen ausgedehnter Plantagenbau betrieben wurde. Jene aber sind immer nur Handelskolonien gewesen.

Damit nun kommen wir näher an die Haupttriebfeder, die den Verkehr der Portugiesen mit Westafrika in Bewegung setzte. Mag auch vielfach ein römisch-katholischer Bekehrungseifer in demselben mitgewirkt haben, so war doch die auf die Schätze der neuen Länder gerichtete Gewinnsucht weit überwiegend. Besonders ward dieselbe von dem Gold gereizt, das in Form von feinen Körnern aus dem Sand der Ströme ausgewaschen, von den Eingebornen im Tauschhandel zu erlangen war, namentlich auf dem Küstenstriche westlich vom Volta-Flusse, der deshalb die Goldküste genannt wurde. Unter den andern Gegenständen, mit denen Handel getrieben wurde, ist besonders das Elfenbein zu erwähnen, das, in rohen Elephantenzähnen ausgeführt, dem westlich an den vorgenannten grenzenden Küstenstrich den Namen Zahnküste gab.

Gold und Elfenbein aber wurden bald in den Schatten gedrängt durch die Sklaven, die eine noch viel vortheilhaftere Waare bildeten. Daraus, daß ein besonderer Theil der Küste, nämlich der östlich vom Volta, die Sklavenküste heißt, möchte man schließen, daß der Sklavenhandel auf diese Gegend beschränkt blieb. Dem ist jedoch nicht so. Der Name rührt nur daher, daß von dort die meisten Sklaven aus Oberguinea ausgeführt wurden. Doch auf der ganzen von den Portugiesen besuchten Küste Westafrika's, von Cap Blanco bis nach Mossamedes, der südlichsten Ansiedlung in Benguela, eine Strecke von 900 deutschen Meilen, wurde der Sklavenhandel betrieben. — „Es ist auch eine irrthümliche Meinung, daß derselbe erst nach der Entdeckung Amerikas aufgekommen sei. Schon ehe man daran dachte, Arbeitskräfte für Westindien anzuschaffen, wurden zeitweise 7—800 Sklaven jährlich nach Portugal gebracht. Zu Zeiten freilich fanden die Portugiesen es vortheilhafter, die geraubten Eingebornen sofort in ihrem Vaterlande für Gold wieder frei zu geben. Auch die Spanier hatten schon ums Jahr 1460 von den Canarischen Inseln aus Sklaven an der Küste geraubt und nach dem Mutterlande gebracht; doch nur in beschränkterem Umfange. Als aber der Absatz der werthvollen Waare nach der neuen Welt gefunden war, so schwoll der Strom dieses verruchten Handels, der sich dahin ergoß, zu einer unerwarteten Breite an; und

bald betheiligten sich alle christlichen Mächte daran, soweit sie Gelegenheit dazu fanden.

Es ist wahr, daß die Sklaverei in Westafrika seit alten Zeiten bestand, ja sie ist bis auf den heutigen Tag eins der charakteristischen Momente der dortigen sozialen Verhältnisse. Dennoch ist jene hergebrachte Sklaverei keineswegs als die Quelle des von den europäischen Völkern betriebenen Sklavenhandels zu betrachten. Den Portugiesen wurden, wie es scheint, nicht etwa im Austausch für ihre Waaren Menschen zum Kauf angeboten; nur durch Raub konnten sie sich in den Besitz von Sklaven setzen, wie zahlreiche Beispiele aus der Entdeckungsgeschichte zeigen.[1]) Die Anführer büßten in den Kämpfen, die dabei entstanden, mehrfach das Leben ein. Man pflegte nämlich zur Nachtzeit an der Küste zu landen, die Dörfer der Schwarzen im plötzlichen Ueberfall anzugreifen und die Bewohner hinwegzuschleppen. Derartiger Menschendiebstahl, wie er selbst von der heidnischen Moral der antiken Kulturvölker höchlichst gemißbilligt ward, hat dem Sklavenhandel von vorn herein das unauslöschliche Brandmal des Verbrechens aufgeprägt. — Schon Heinrich von Visco erließ Vorschriften, um derartige Ausschreitungen zu hindern. Er verordnete, daß die Sklaven von den Arabern, die zu Arguin Niederlassungen hatten, gekauft werden sollten. So fingen zuerst Muhammedaner an, ein bedeutsames Mittelglied im Sklavenhandel zu werden. Ihre Glaubenskriege wider die Heiden, zu denen der Koran sie verpflichtet, gaben ihnen Gelegenheit, die verlangte Waare in ausreichendem Maße herbeizuschaffen. So spielt das Zerrbild des muhammedanischen Religionsfanatismus mit hinein, das ein sonderbares Pendant an dem katholischen Eifer König Johann des Zweiten fand, der zur Einführung von Sklaven in sein Land ermunterte, „damit sie in der Anbetung des wahren Gottes, noch ehe sie stürben, unterrichtet werden könnten".

Als der Handel mit Sklaven vermittelst der Araber in Gang gekommen war, wurden denn immer mehr auch die kleinen Negerkönige daran gewöhnt, ihre Kriegsgefangenen und Verbrecher ihres eignen Landes an die Weißen zu verkaufen; und als jene Klassen nicht ausreichten, die Nachfrage zu decken, wurden auch von ihnen die Raubzüge und Sklavenjagden zu andern Stämmen unternommen, für die sie allerdings nicht die Rechtfertigung wie die Muhammedaner beibringen konnten. Der Handel wurde immer mehr organisirt. An der Küste waren Faktoreien errichtet, auf denen die zusammengebrachten Sklaven wie eine Heerde Vieh die Ankunft des Schiffes, das sie ihrem Heimatlande entführen sollten, abwarten mußten. Die als Tauschartikel eingeführten europäischen Waaren — Tuch, Glasperlen, später Flinten, Pulver, Branntwein u. s. w. — wurden immer mehr zum Bedürfniß. Um sie zu erlangen, gewöhnten sich die Häuptlinge zuletzt sogar daran ihre

[1]) Vergl. Bandinel, der afrikanische Sklavenhandel, Berlin 1843. S. 10 ff.

eigenen Unterthanen zu verkaufen — ja die Hausſklaven wurden von ihren Herren ohne weiteres für jene Artikel hingegeben.[1])

Da aber alle dieſe Maßregeln nicht ausreichten, die erforderliche Zahl von Sklaven herbeizuſchaffen, ſo hat der Handel ſeinen Einfluß bis tief in das Innere Afrikas erſtreckt, derart, daß dort große Sklavenmärkte entſtanden, wo die Händler ſich mit ihrer Waare verſehen konnten. Der Transport nach der Küſte iſt vielleicht das Schrecklichſte in dem Looſe der armen Sklaven.

Unſäglich ſind die Qualen, welche die armen Gefangenen auf dem Wege nach der Meeresküſte von Ermattung, Hitze, Hunger und Durſt, wie von den barbariſchen Mißhandlungen ihrer Treiber zu erdulden haben, ſo daß von hunderten in der Regel 36 auf dem Wege umkommen. Der Fuß je eines Sklaven wird nach Mungo Parks Berichte an den nächſten Fuß ſeines Nachbarn mit einer ſchweren Kette gefeſſelt; die Kette wird von ihnen, damit ſie gehen können, an einem Riemen, getragen. Um den Hals haben je vier Sklaven einen Riemen, der ſie zuſammenbindet; bei Nacht kommen noch Ketten an Hände und Hals. Wenn in Kähnen gefahren wird, ſo liegen ſie mit zuſammengebundenen Händen und Füßen auf dem Boden. So zieht man unter der glühenden Sonne Afrika's oft einen Tag lang hin ohne einen Biſſen Brod, ohne einen Tropfen Waſſer. Bald hier, bald dort ſinkt ein armes Weib, ein ſchwaches Mädchen nieder. Da erſchallt die Riemenpeitſche, um die Ermatteten aufzujagen, und in namenloſem Schmerz raffen ſie die letzten Kräfte zuſammen und ſchleppen ſich weiter, bis endlich die Natur überwältigt iſt. Gurgel ab! iſt jetzt das Geſchrei der Karawane, und es gilt noch für Menſchlichkeit, daß der Führer dem Hinſinkenden die Kehle durchſchneidet. Oft müſſen die Weiber noch Schläuche und Säcke tragen, immer ihre kleinen Kinder auf dem Rücken ſchleppen. Nicht ſelten reiten die Führer, ihre Peitſchen in der Hand, die nie raſten, und treiben die Neger durch den heißen Sand im Trabe vor ſich her. Niederſinkende erhalten Schläge, bis ſie aufſtehen. — — Geht das Waſſer zu Ende, ehe das Reiſeziel erreicht iſt, ſo ſcheidet man die ſchwächſten Sklaven aus und läßt ſie in der Wüſte verſchmachten, während die anderen weiter ziehen. Am Orte des Handels angelangt, wird eine Auswahl vorgenommen; die Unbrauchbaren, die der Käufer nicht will, ſind oft eine zu große Zahl, um ſie frei im Lande zu laſſen. In Badagry wurden 750 derſelben auf einmal in Kähne gebracht, in die Mitte des Stromes gerudert und da mit gebundenen Händen und Füßen einer nach dem andern ins Waſſer geworfen. In Loango wurde eine Schaar unverkaufter Neger ins Freie geſammelt und mit einer Keule in größter Ruhe einer nach dem andern todtgeſchlagen. Mit herzzerreißendem Flehen bitten ſie oft den Kapitän eines Sklavenſchiffes, ſie mitzunehmen, weil die nicht Verkauften ſehr häufig in Schaaren, aber ohne Nahrung, eingekerkert bleiben und Hungers ſterben, indem ihr Unterhalt dem Händler zu theuer wäre. Da ſieht man ſie, von den Ketten ſchrecklich verwundet, von greulichem Ungeziefer gequält, wie Thiere auf die Weide gelaſſen, wo ſie alte Knochen und allerlei häßliches Gewürm, ſelbſt bloße Erde verſchlingen, um den nagenden Hunger zu ſtillen.

Wie den Negerſklaven bei ihrer Uebergabe an die Weißen zu Muthe zu ſein pflegte, ſehen wir aus folgender Erzählung eines ſpäter befreiten.

„Als ich endlich an den Ort kam, ſah ich das Meer zum erſtenmale. Mein Herr brachte mich auf ſein Boot und führte mich mit drei andern Sklaven zu

[1]) Daß Glieder der eigenen Familie verkauft wurden, mag auch vielfach vorgekommen ſein; doch muß man zur Beurtheilung ſolcher Fälle die durch die Polygamie bedingten Verhältniſſe, in denen eine Perſon Sklave und Familienglied zu gleicher Zeit ſein kann, berückſichtigen. Diejenigen ſchauerlichen Fälle, in denen Mütter ihre eigenen Kinder verkauft haben ſollen, dürften doch mit Vorſicht aufzunehmen ſein; jedenfalls ſind ſie nicht geeignet, den Sklavenhandel im ganzen zu charakteriſiren.

dem Portugiesen-Volke. Wir mußten den ganzen Tag im Boote bleiben und hatten nichts zu essen. Gegen Abend kamen wir an den Ort, wo Portugiesen-Leute wohnen. Ich hatte nie in meinem Leben weiße Menschen gesehen und fürchtete mich sehr. Ich dachte: jetzt bist du sicherlich zu den Leuten gekommen, die dich essen. Die Portugiesen kauften mich um einen eisernen Riegel. Als ich auf das große Schiff kam, sah ich nichts als weiße Leute; die Schwarzen waren alle unten. Ich wußte damals nicht, wie ein Haus auf dem Wasser leben kann. Ich dachte, sie bringen mich in ein großes Haus. Als ich auf dem Verdeck des Schiffes war, kamen zwei weiße Leute, meinen Kopf mit einem Messer zu schaben (d. i. die Haare abzuschneiden). Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: jetzt ist's aus! Als sie fertig waren, machten sie ein großes Loch auf; und als ich hinab sah, war alles dicht voll Schwarze über einander, bis auf den Boden hinab; auch fand ich einen meiner Landsleute hier. Darüber freute ich mich sehr. Sogleich fragte ich ihn, was die Weißen für Leute seien. Er sagte, er wisse es nicht; woher sie kommen: er meinte, sie kommen aus dem Wasser heraus. Ich fragte ihn, ob sie Menschen fressen. Er sagte, er glaube es; denn er wüßte nicht, wozu sie alle die Schwarzen brauchten, die sie kaufen. Nun war meine Furcht wieder groß. Ich dachte, sie werden uns aufbewahren, bis wir fett sind, und uns dann verzehren. Ein Schwarzer war unter uns, welcher behauptete, er sei im Portugiesen-Land gewesen, sie äßen die Leute nicht, sie ließen sie arbeiten. Dies machte mich ein wenig leichter. Aber jetzt kamen weiße Leute zu uns hinab und legten uns allen eiserne Stangen um die Füße. Das brachte mich in große Angst. Wenn sie nicht im Sinn haben, uns umzubringen, dachte ich, wozu die eisernen Stangen an unsern Füßen. O Massa, wie ich mich da fürchtete!"

Die Furcht einer Verwendung als Schlachtvieh war übrigens ganz allgemein. Später, als der Sklavenhandel verfolgt wurde, suchte man wohl den armen Schwarzen dieses Loos als ihnen bevorstehend einzuprägen, für den Fall daß sie in die Hände der Engländer gerathen würden. Auch wurden vielfach Zaubereien angewendet, durch die man sie der Art einschüchterte, daß sie über ihre Behandlung als Sklaven nichts auszusagen wagten. — Die Zustände der Schwarzen auf den Schiffen sind vielfach furchtbar gewesen. Einer an den andern gefesselt, auf einen möglichst engen Raum beschränkt, zuweilen so, daß sie nicht einmal auf dem Rücken liegen konnten, sondern auf der Seite liegen mußten, auf ein geringes Maß von Speise und Wasser beschränkt, hatten sie gewiß viel zu leiden. Dazu kam dann noch die Seekrankheit, für die der Neger besonders empfänglich zu sein scheint. Oft aber brachen auch andere Krankheiten aus, bei denen von einer angemessenen Pflege gar nicht die Rede sein konnte. Zumal wenn bei ungünstiger Fahrt die Schiffsmannschaft besonders in Anspruch genommen war, entstanden wohl entsetzliche Zustände in dem unteren Raum, wo die Leichen der Gestorbenen nicht weggeschafft wurden, sondern mit den lebendigen zusammengefesselt, alles verpesteten.

Dennoch ist in den betreffenden Schilderungen der Philanthropen manche Uebertreibung vorgekommen, indem vereinzelte Uebelstände und Greuel verallgemeinert wurden. Bei Widerspänstigkeit wurde freilich grausam die Peitsche gebraucht und im Falle etwa einer Empörung mögen allerdings öfter solche schauerlichen Scenen vorgekommen sein wie dort, wo eine Kartätschensalve in den Schiffsraum abgefeuert wurde. Indessen nicht immer ging es bei der Ueberfahrt der Schwarzen so zu. Bei dem gewöhnlichen Verlauf sorgten die Weißen für dieselben mit eben der Sorgfalt, mit der ein Viehändler seine Thiere, die ihm sein Geld gekostet haben und reichlichen Gewinn zu bringen versprechen,

so gut er kann verpflegt. Es existiren aus früherer Zeit eigne Anweisungen, wie dabei am zweckmäßigsten zu verfahren sei, z. B. ein Buch von Gallandat[1]). Sollten die von ihm gegebenen Vorschriften ausgeführt worden sein, so konnte von körperlicher Mißhandlung und physischen Leiden nicht so viel vorkommen, wie man gewöhnlich annimmt. Dagegen waren jedenfalls die psychischen Leiden der Schwarzen zu betonen. Unter den ganz fremden Verhältnissen, meist von den Freunden und Verwandten getrennt, grämten und härmten sie sich oft, daß ihre ohnehin schon angegriffenen Körperkräfte schwanden, und mancher sogar ohne besondere äußere Veranlassung seinen Tod fand. Dem entgegen zu arbeiten wurden die Sklaven regelmäßig truppenweis aus dem Schiffsraum aufs Verdeck geführt, und bei schönem Wetter ihnen Musik gemacht, um sie durch ihre Tänze zu erheitern. Vielfach wurde ihnen allerlei Vergnügen gemacht, und man suchte ihnen freundlich zuzureden. Sieht man doch auch den Viehtreiber manchmal seinen Ochsen mit freundlichen Worten streicheln. Er weiß, daß er ihn so leichter zum Ziele bringt als durch grausame Schläge.[2])

Wir haben hier den Sklavenhandel sogleich angedeutet, wie er sich im Laufe der Zeit ausgebildet hatte. Inzwischen hatten sich freilich verschiedene andere europäische Mächte an demselben betheiligt. Bis gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts blieb er wohl ziemlich in den Händen der Portugiesen, wenn auch seit der Mitte des sechszehnten englische und französische Schiffe die Küste Westafrikas besuchten, (wobei sie dann und wann mit portugiesischen in Kampf geriethen), so suchten sie doch mehr Gold und Elfenbein, sowie andre Waaren, die allmählich in Aufnahme kamen, als den Malaguetta-Pfeffer — von dem die Pfefferküste ihren Namen trägt, Gummi, Wachs, Häute u. s. w. Nur der Engländer Sir John Hawkins befleckte schon damals (1562) den Namen seiner Nation mit dem Frevel des Menschendiebstahls. Die Kunde, daß zu Hispaniola ein so guter Markt für Neger sei, war doch zu lockend für ihn gewesen. Die Königin Elisabeth sprach sich darüber sehr mißbilligend aus und drohte ihm „die Strafe des Himmels". Der Baronet zeigte sich sehr reuig — doch unternahm er schon zwei Jahre später seine zweite und 1568 seine dritte Fahrt mit lebendiger Waare. Doch die Stimme des Volks verurtheilte ihn noch. Ebensowenig scheinen die Franzosen sich mit dem Sklavenhandel abgegeben zu haben. Später als die beiden genannten Nationen traten die Holländer in die Reihe der Westafrika-Fahrer. Erst nachdem sie ihre Unabhängigkeit vom spanischen Joche errungen hatten, wendeten sich ihre aufblühenden Handelsunternehmungen nach jenen Ländern, wo sie zu gleicher Zeit Gelegenheit fanden, ihren Feinden Schaden zu thun, denn die portugiesischen Ansiedlungen befanden sich damals im Besitze

[1]) Noodige Onderrigtingen voor den Slaafhandelaaren, Middelburg 1769 — ist vielleicht nur Uebersetzung eines französischen Originals (?).

[2]) Bei der jedenfalls öfters vorkommenden Widersetzlichkeit der Schwarzen mögen sich die Verhältnisse freilich anders gestaltet haben; wie es ja z. B. vorkam, daß man ihnen mit der Peitsche Bewegung machte u. s. w.

Spaniens, wie ja das Mutterland in demselben Jahre, in welchem die Niederlande sich befreiten, erobert und zur spanischen Provinz geworden war (1581). So wurden denn die portugiesischen Niederlassungen in Senegambien und auf der Goldküste nach und nach von den Holländern erobert. Auch die starke Festung Elmina fiel, mit Sturm genommen, 1637 in ihre Hände. Bald darauf befreite sich Portugal von der spanischen Herrschaft und dabei entsagte es aus politischen Rücksichten allen Ansprüchen an seine früheren Besitzungen.

Es war übrigens nicht der Staat, sondern eine vom Staate privilegirte Handelskompagnie, welche die Eroberung ausgeführt hatte, und in der rücksichtslosesten Weise aus den in ihre Gewalt gekommenen Küstenstrichen ihren Gewinn zog. Von vornherein betrieb sie in ausgedehntem Maße den Sklavenhandel, um so mehr, als die holländische Niederlassung in Guiana einen günstigen Absatz gewährte. Dem Beispiele der Holländer folgten bald die Franzosen und die Engländer, bei denen sich ähnliche Kompagnien bildeten. Später betheiligten sich auch die Dänen und die Brandenburger am Sklavenhandel, indem sie auf der Goldküste Forts anlegten. Eine Geschichte dieser Sklavenhandels-Kolonien, mit allen den Kämpfen, die um dieselben geführt sind, namentlich zwischen den Holländern und Engländern, würde über die Grenzen unsrer Darstellung hinausgehen. Es genügt hier, den Zustand der Westküste Afrikas ins Auge zu fassen, wie er sich im Laufe des 18. Jahrhunderts ausgebildet hatte, als der Sklavenhandel in seiner Blüte war. Zahlreiche Forts, zum Theil großartige starke Bauten, zum Theil nur Pallisaden-Befestigungen, gaben der Küste[1]) ihr besonderes Gepräge. Auf der Goldküste fanden sich deren 25 auf einer Strecke von kaum 50 Meilen. An manchen Punkten lagen die der verschiedenen Nationen nahe bei einander, wie bei Acra das dänische, holländische und englische. Bei diesen Forts hatten sich Häuptlinge, mit denen die betreffenden Weißen besondere Beziehungen angeknüpft, nebst ihren Unterthanen niedergelassen. Als Hauptsache aber waren die Baracken zu bemerken, in denen die eingehandelten Sklaven zu ihrer Verschiffung gesammelt wurden. Außerdem aber waren auch zeitweise an andern Orten, die grade für den Sklavenhandel günstig schienen, Faktoreien errichtet.

Sonderbar war das Verhältniß der Weißen und Schwarzen zu einander. Wenn sonst ein Kulturvolk unter babarischen Völkern Niederlassungen gründet, so erwirbt es zunächst das nöthige Terrain, um auf demselben als seinem Eigenthum die Ordnungen seiner Gesetze und Sitten zur Geltung zu bringen. Die dort bleibenden Eingebornen werden Unterthanen der Kolonie und müssen sich dem Recht der Fremdlinge fügen. Hier in Westafrika dagegen blieben die Häuptlinge Herren des Landes. Die Europäer waren nur die geduldeten Gäste, die durch Geschenke die Erlaubniß zu ihrer Anwesenheit erkauften. Ja soweit erniedrigten sie sich, daß sie in vielen Stücken den Sitten und Rechtsordnungen der barbarischen Heiden sich fügten, wie z. B. bei der Ablegung

[1]) Es gilt dies besonders von Oberguinea. In Niederguinea verkehrten nur die Portugiesen, wie bereits angedeutet.

des Eides zur Bestätigung von Verträgen[1]). Sonst pflegt von den Ansiedlern doch ein kultivirender Einfluß sich auf die Eingebornen zu verbreiten, wenn derselbe auch oft genug an den Fehlern jener, die nicht die besten ihres Volkes zu sein pflegen, ein starkes Hinderniß findet. In Westafrika aber waren die Kolonien nicht Lichtpunkte, von denen aus es auch in der Umgebung heller wurde. Im Gegentheil waren es Stätten des Verderbens, an denen Heidenthum und Roheit zu doppelter Finsterniß gesteigert wurden. Nirgends findet man an denselben auch nur den geringsten civilisatorischen Einfluß, ganz zu geschweigen von einem christlichen. Die Portugiesen hatten wenigstens einige äußere christliche Formen zu pflanzen gesucht — freilich, wie wir sahen, ohne Erfolg, denn die Form ohne Geist hat kein Leben. Sie tauften wenigstens ihre Sklaven, ehe sie dieselben in die Schiffe packten. Sie ließen doch Missionare arbeiten, um die Eingebornen zu Christen zu machen. Von den evangelischen Nationen jedoch scheint in Westafrika während des langen Zeitraums keinerlei Missionsversuch angestellt worden zu sein; wenigstens habe ich keine Spur davon gefunden. Aber sich selber in den Schmutz heidnischer Laster zu stürzen, war bei jenen Europäern etwas ganz Gewöhnliches.[2]) Und zu den alten Lastern brachten sie neue hinzu, wie durch die Einführung des Branntweins, der unter den Geschenken für die Häuptlinge immer eine große Rolle spielte.

Faßt man dies alles zusammen, so muß man einem neueren holländischen Schriftsteller[3]) Recht geben, der von jenem Verkehr sagt, er habe nur beigetragen, die Küstenbevölkerung zu verdierlyken, d. i. zu bestialisiren. Ja nicht blos die Küstenbevölkerung litt darunter. Der Einfluß des verruchten Handels erstreckte sich weit ins Innere, und er ist's, dem die Greuel-Staaten wie Dahome und Asanti, deren Name heute noch von einem Christen nur mit Grauen genannt wird, ihren Ursprung verdanken. Ihre ganze Staatsökonomie ist auf dem Sklavenhandel gegründet. Dasselbe gilt von vielen andern Staaten, deren Namen weniger bekannt geworden sind. — Kurz: hier war 300 Jahre lang aller echten Missionsarbeit im voraus entgegengearbeitet, um ihr den Boden gründlichst zu verderben. Alle Heidenvölker freilich sind hart dem Evangelio gegenüber wie der Acker, der im Winterfrost erstarrte. Westafrika aber gleicht dem Fußpfade, auf dem der Boden den ganzen Winter über mit schweren Schritten festgetreten ist. Da pflegt denn sobald nichts zu wachsen; wenn ringsumher die Frühlingssonne die Fesseln des Ackers gelöst hat und alles zu grünen beginnt, gibt's dort noch harte Eisschollen und kein Leben regt sich. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Westafrika als Missionsfeld noch lange hart

---

[1]) Aehnlich verhält es sich mit manchen Gebräuchen, die beim Handel geübt wurden und mit unter den Begriff „Kostüme" fallen, über den weiter unten die Rede sein wird.

[2]) So zeigen z. B. Vocabularien und Phrasensammlungen aus den Sprachen der Eingebornen, die zum Gebrauch für Europäer in Westafrika angelegt waren, sehr deutlich, in welche mit der heidnischen Polygamie verwandte Sittenlosigkeit jene zu gerathen pflegten.

[3]) Robidé van der Aa, Afrikaansche Studiën, s'Gravenhage 1871.

bleibt, während auf andern Feldern schon Frühlingsleben sich im Schein der Gnadensonne regt.

2. Land und Leute.

Eine tosende Brandung, die mächtige Wogen mit weißem Schaum gekrönt ohne Rast und Ruh zum Strande wälzt, — das ist der erste Eindruck, der sich dem Besucher Westafrika's sehr eindrücklich macht. Denn nur sehr wenige Punkte der Küste bieten in einem Hafen Gelegenheit, über ruhiges Wasser ans Land zu rudern. Meist sieht sich der Schiffer vergeblich nach sicheren Buchten um, wie sie die reichgegliederten Gestade andrer Länder so vielfach haben. Hier scheint oft die ununterbrochene Uferlinie sich endlos hinzuziehen,[1]) und nur über jenen gefährlichen Saum des aufgeregten Elementes hin kann man vom Schiff an den Strand kommen, der als ein blendend weißer Streifen sich von dem dunkeln Meere abhebt.

Dort drüben aber ist schon eine Anzahl schwarzer Männer beschäftigt, ein langes Kanoe ins Wasser zu bringen. Halb tragend, halb ziehend gehen ihrer je vier und vier zu jeder Seite. Der Grund schwindet ihnen nach und nach unter den Füßen. Sie schwimmen vorwärts mit dem Fahrzeug grade auf die erste heftigste Welle zu. Der Schaum schlägt über sie hinweg, — für einen Augenblick ist alles verschwunden. Alsbald aber kommen sie auf dem Rücken der Woge, der bald einem breiten Thale Platz macht, wieder zum Vorschein. Behend und in einem Nu schwingen sie sich gleichmäßig in das Kanoe und legen die Ruder ein. Ein einförmiger Gesang regelt den Takt der Bewegung, den auch das immer noch heftige Ungestüm der folgenden Welle nicht stört. Ueber die weiteren geht es leichter hinweg und bald liegt das Fahrzeug an der Schiffswand, welche die Schwarzen mit bewundernswerther Fertigkeit erklimmen.

Vertrauen wir uns ihnen an; sie bringen uns am sichersten ans Land, wenn's auch ohne ein gelindes Sturzbad kaum abgehen wird. — — — Da stehen wir denn auf dem feinen glitzernden Quarzsande, der uns blendet und an den Füßen glüht. Bei jedem Schritt vorwärts sinken wir bis über die Knöchel hinein. Vor uns eine offne Landschaft, die in der vor Hitze flimmernden Luft vor unsern Augen tanzt. Die weite Ebene, eine von hohem Guinagras gebildete Sawanne, wird hie und da durch eine Gruppe schlanker Palmen unterbrochen oder von so einem ungestalten Koloß, einem Affenbrodbaum,[2]) dessen Belaubung gegen die Menge der kahlen Aeste sehr zurücktritt. Da und dort ist der Boden mi niederem Buschwerk überlaufen. Im

---

[1]) Auf der ganzen fast 300 Meilen langen Strecke von Sierra Leone bis zum Golf von Benin z. B. ist keine einzige Bucht zu finden, die als Ankerplatz benutzt werden könnte.

[2]) Baobab (Adansonia digitata), besonders in Senegambien. Der Stamm ist oft 10 Meter und mehr im Durchmesser bei etwa 30 Meter Höhe.

Hintergrund erhebt sich eine dicht bewaldete Hügelreihe, die in Terrassen nach dem Innern zu aufsteigt. Darüber der klare, intensiv blaue Himmel, von dem die Sonne ihre heißen Strahlen auf unsre Häupter niedersendet.

In Oberguinea aber haben wir doch meist eine dichte grüne Wand von Busch und Wald vor uns, mit der üppigsten Vegetation in den mannigfaltigsten Formen. Riesige Stämme Mahagoni- und Baumwollenbäume ragen über das aus Ficus-Arten mit dicken glänzenden und Akazien mit ihren zart gefiederten Blättern gebildete Dickicht empor. Dazwischen ranken sich Konvolvolen, die die Kronen der Bäume mit ihren rothen und blauen Kelchblumen zieren. Auch die Palmenliane[1]) klettert die Stämme hinauf und wiegt über ihren Gipfeln leicht das grüne Haupt. Andre Schlingpflanzen bilden von Ast zu Ast förmliche Guirlanden. Aus dem niederen Gebüsch erhebt sich oft eine Gruppe schlankes Bambu mit seinen federartigen Blättern.

Ueberwältigend tritt dem Fremden die Macht der tropischen Vegetation entgegen. Horchen wir dazu auf die mannigfachen Stimmen, die namentlich, wenn sich die Sonne senkt, den Wald beleben. Da ist ein hundertchöriges Summen und Zirpen der Insekten; die hübsche Melodie mancher Singvögel, oft von dem Kreischen der Papageien, die in bunten Schwärmen durch die Zweige schwirren, übertönt. Dazwischen läßt sich das abscheuliche Gelächter der Hyänen und Brüllen der Leoparden vernehmen, bei dem die in den Aesten gaukelnde Affenschaar erzittert. Am Boden schleichen über verwesende Pflanzenreste Schlangen und anderes Gewürm, während Adler und Geier in weiten Kreisen hoch in den Lüften dahinziehen. Da möchte man den Eindruck bekommen, als stehe man auf einem Boden, den seit den Schöpfungstagen noch kein menschlicher Fuß betreten; wo noch keine Menschenhand angelegt worden sei, um die Herrschaft auszuüben über die Natur.

Und doch werden uns unsre schwarzen Rudrer bald nach ihrer Wohnstätte führen dort unter jene Palmen, wo wir uns wundern mögen, wie wenig hier der Mensch Gebrauch macht von der ihm anvertrauten Herrschaft. Doch um nicht einseitig zu bleiben muß ich den Leser auch nach andern Gegenden der Küste führen, wo die Landschaft sofort das Walten des Menschen ankündigt. Hie und da schaut ein Dörflein in Kreisform von einem Pallisadenzaun umgeben mit den Kegel-Dächern seiner Hütten aus der Savanna herüber, besonders wo letztere sich über wellige Hügel hinzieht, während in flacher Ebene das hohe Guineagras die Aussicht versperrt. Der Buschwald, der sich in einiger Entfernung hinter den Dörfern hinzieht, erscheint da und dort gelichtet und hat Ackerfeldern Platz gemacht. Größere Flächen aber zeigen, daß sie vorübergehend solche waren, nun aber wieder der alles schnell überwuchernden Vegetation preisgegeben sind. Dunkle Berge mit dichtem Urwald bekleidet, bilden den Hintergrund des Gemäldes. — Nur an einzelnen Stellen, wie in Sierra Leone, bei Kap Monte und Kap Mesurado treten die Berge bis ans Meer, als kecke

[1]) Rohrpalme, von der das spanische Rohr kommt.

Landspitzen und Vorgebirge, die mit ihrer durch tropische Ueppigkeit erhöhte landschaftliche Schönheit den Beschauer fesseln.[1]) Großartig aber erscheint die Gebirgslandschaft in den Kamerun-Bergen, die sich mit ihren 13000 Fuß hohen Gipfeln bis dicht an die Bai vordrängen und in den hohen Inseln Fernando Po, Prinzen-Inseln, St. Thomas und Annobom ihre Fortsetzung finden, von denen die erste sich durch ihren mächtigen Kegelberg auszeichnet.

Wir müssen aber noch an einer andern Stelle landen, um das Küstenland in seinen charakteristischen Zügen näher kennen zu lernen. Ausgedehnte Strecken desselben sind flache, sumpfige Niederungen, von unzähligen Wasserrinnen (Creek's) durchschnitten, in denen zur Zeit der Ebbe das Wasser der kleinen Küstenflüßchen nur träge rinnt oder selbst stagnirt, während mit der Flut das Meerwasser eindringt und sie nicht blos füllt, sondern vielfach weit über die Ufer tritt. Undurchdringliche Mangrove-Wälder[2]) bedecken die ganze Gegend. Schlangen gleich winden sich die nackten Luftwurzeln durcheinander, die jeder Stamm nach allen Seiten sendet, ja die aus dem „Ellenbogen der vielbeugigen Aeste" zum Wasser niederstreben. Riesige Pflanzenungeheuer scheinen sie, wenn die Ebbe jenes Wurzelgewirr entblößt hat, den Schlamm aufraffen zu wollen, in dem allerlei Amphibien hin und herkriechen, auf die der graue Reiher Jagd macht. Oft sind die Wurzeln mit einer Kruste von Austern und andern Schalenthieren bedeckt. Dann und wann streckt ein Alligator aus dem Wasser das schuppige Haupt hervor. Gegen Abend lagert sich über dem Lande ein dichter Nebel, gelblich, fast wie Schwefeldampf. Das sind die giftigen Ausdünstungen des Sumpflandes, wie sie ähnlich sich, wenn auch nicht ganz in dem Maße, in den andern Gegenden finden, wo der Urwald herrscht, die Quelle des furchtbaren Fiebers (malaria), dem Westafrika den Namen: „des weißen Mannes Grab" verdankt.

Auch der schwarze Mensch ist nicht von den schädlichen Einflüssen dieser Umgebung unberührt geblieben. Reisende berichten von dem in die Augen fallenden Abstand der Küstenstämme von den kräftigeren und wohlgestalteteren Völkern im Innern. Eine physische Entartung in jenem ungesunden Klima scheint allerdings sehr erklärlich. Nimmt man die im vorigen Abschnitt angedeutete moralische Verschlechterung, die der dreihundertjährige Verkehr mit den Weißen hatte, hinzu, so wird man sich nicht wundern können, in den Bewohnern jener Küstenländer ein tief gesunkenes Geschlecht anzutreffen. Es hält schwer die

[1]) Sehr gut charakterisirt Havett (European Settlements S. 89 ff.) die westafrikanische Landschaft im Vergleich mit der der gemäßigten Zone. Der zarte Duft und das sanfte Helldunkel, das hier die Schärfe mancher Linien mildert, und manches halbverhüllend der Phantasie Spielraum zu weiterem Ausmalen bietet, sowie der Schmelz der Farben fehlt dort, wo alles in grellen Lichtern mit prunkenden Farben erscheint, die Uebergänge zwischen Licht und Schatten fehlen und die Landschaft sich blendend und überwältigend dem Auge aufdringt. Es ist nicht die innige Schönheit der züchtigen Jungfrau, sondern der prahlerische Glanz der ausgeputzten, buhlerischen Bühnen-Schönheit, den die tropische Landschaft an sich trägt.

[2]) Rizophora Mangle. Ein Schriftsteller vergleicht den Baum (wahrscheinlich in Bezug auf die Umrisse der Laubkrone) mit der Birke, ein andrer (jedenfalls in Bezug auf das dunkle glänzende Laub) mit dem Rhododendron.

vielen beträchtlich von einander abweichenden Völker und Stämme, die der Name Neger umfaßt, auch nur soweit sie hier in Betracht kommen, in einem Bilde zu schildern. Es sei hier zunächst nur darauf aufmerksam gemacht, daß manche derselben gar nicht den reinen Negertypus aufweisen, sondern als Mischvölker der schwarzen mit der hellen Rasse gelten, welche letztere den nördlichen Theil Afrikas inne hat (Berbern, Tuarik u. s. w.) Andrerseits zeichnen sich einzelne Stämme, wie z. B. die Krus, vortheilhaft vor den andern aus, neben denen sie leben, und man meint, daß sie erst in späterer Zeit aus dem Innern an die Küste gekommen seien. Dazu muß man die bedeutende ethnographische Mischung, die durch den Sklavenhandel veranlaßt wurde, mit in Rechnung ziehen.[1])

Schauen wir uns aber irgendwo an der Küste unter den schwarzen Menschen um, so mögen wir hie und da wohl schöne kräftige Gestalten bemerken. Aber „das ovale Gesicht mit den blitzenden scharfen Augen, den starken Brauen, den wohlgeordneten, ungemein reinen und weißen Zähnen und den kleinen Ohren hübsch zu finden", möchten wir kaum in Versuchung kommen, es sei denn, daß ein Vorurtheil allen Geschmack unterdrückt hätte. — Suchen wir die hervorstechenden Züge der körperlichen Beschaffenheit des Negers zusammen zu stellen. Zunächst fällt der starke Knochenbau in die Augen, der sich bis auf den Schädel erstreckt. Will der Neger etwa ein Stück Holz zerbrechen, so stemmt er es nicht, wie wir, an das erhobene Knie, sondern legt es über seinen Schädel. Die Statur ist sehr wechselnd, bei manchen über 6, bei andern unter 5 Fuß, vorherschend jedoch eine mittlere Größe. Auffallend sticht das Weiße des großen Augapfels, so wie die schon erwähnten blendenden Zähne von dem schwarzen Gesichte ab. „Die Stirn ist kuglig, ihre Oberfläche höckerig und uneben. Die Backenknochen stehen hervor und lassen das Gesicht, aus welchem die breite, dicke und flache Nase mit weiten Löchern nur wenig sich erhebt, als plattgedrückt erscheinen. Der langgestreckte Oberkiefer ist nach vorne gerichtet. Der Mund ist weit, und die Lippen wulstig von schmutzigrother bis schwärzlicher Färbung, das Kinn klein, plump und wenig prominirend."[2]) Das kurze Haar ist so zusammengekräuselt, daß es uns unwillkürlich an Wolle erinnert. Der Bart, obgleich vielfach gewünscht und gepflegt, bleibt spärlich, oder entwickelt sich erst im Alter. „Die Haut, durch schwarzes Pigment, das sich in der Schleimschicht der Epidermis ablagert, dunkel gefärbt, ist von größerer Dicke als beim Europäer, stets kühl und sammtartig anzufühlen und ihre Ausdünstung hat einen eigenthümlichen übeln Geruch."[3]) — Bei einzelnen Stämmen herrscht die Sitte,

---

[1]) Die Bevölkerung Niederguinea's gehört zu einer besonderen ethnographischen Gruppe und wird nicht zu den Negervölkern im strengeren Sinne gerechnet.

[2]) Waitz, Anthropologie II S. 123.

[3]) Ebendaselbst S. 24. Der gelehrte Anthropolog scheint also überzeugt, daß jener bekannte, dem Weißen so unangenehme Geruch mit zu den physischen Eigenthümlichkeiten der Neger gehört und nicht blos durch Vernachlässigung der Reinlichkeit entsteht. Soviel kann ich dagegen aus eigner Erfahrung anführen, daß er bei gebildeten Negern — vielleicht durch Anwendung irgend eines Mittels — wegfällt. Sonst findet er sich allerdings allgemein.

eine Hautnarbe von besonderer Form als Stammeszeichen gelten zu lassen. Sie wird den Kindern durch Herausschneiden eines feinen Hautstreifens beigebracht. Die Wunde bildet beim Verheilen einen Wulst.

Die eigentlich mehr in Scherz oder Ironie aufgestellte Behauptung, daß die Neger nur eine Spezies Affen seien, bedarf wohl keiner Widerlegung. Sie haben eine Menschenseele nach Gottes Ebenbild geschaffen wie wir.[1])

Das zeigt ja zunächst schon die Sprache. An der Sprache der Neger hat die Wissenschaft kaum ihre Arbeit angefangen, daher ein bedeutender Mangel, der das volle Verständniß dieses Theils der Menschheit bis jetzt noch erschwert. Wie überhaupt bei den sogenannten Naturvölkern findet sich auch hier eine außerordentliche sprachliche Zersplitterung. Selbst verwandte Stämme sprechen Mundarten, so verschieden, daß sie einander nicht verständlich werden. Andre Sprachen aber haben wieder auf einem verhältnißmäßig größeren Gebiete Eingang gefunden, wie z. B. die Sususprache auf einem Küstenstriche von 40 Meilen verstanden wird. — Zwischen dem Ga der Goldküste und dem einige Meilen landeinwärts gesprochenen Otschi ist ein Unterschied, wie etwa unter dem Schweizerdeutsch und dem Englischen. In der Kolonie Sierra Leone finden sich die Abkömmlinge von nicht weniger als 200 verschiedenen Stämmen, die (ohne Berücksichtigung der einander näher stehenden Mundarten) 151 Sprachen reden. — Sämmtliche Sprachen Westafrika's sind übrigens reich an Bildern und Gleichnissen, und haben dadurch oft einen poetischen Anstrich. Durch den langen Verkehr mit Europäern hat sich an verschiedenen Theilen der Küste eine Lingua franca gebildet, in der der Handel vermittelt wird. Meist besteht sie wohl aus gebrochenem Englisch untermischt mit manchen aus dem Portugiesischen stammenden Wörtern. Auch wird an den Stellen, wo der Handelsverkehr lebhaft ist, das von den Europäern gesprochene Englisch oder Französisch wohl verstanden.[2])

Auch unter den Ruderern, die uns an den Strand geschafft, werden mehrere sein, mit denen wir uns verständigen und ihnen begreiflich machen können, daß wir nach King Williams Town wollen, nach

[1]) Damit sollen aber nicht alle Behauptungen einer falschen Philanthropie, die nivellirend alle Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen leugnet, zugegeben sein. Auch in diesem Punkte hält sich die Theorie oft von den wirklichen Verhältnissen ziemlich fern, und sehr eifrige Vorkämpfer jener Gleichheit sollen z. B. im Eisenbahnwagen ihren Platz keineswegs gerne neben einem Schwarzen nehmen, geschweige denn, daß sich ihre Theorie etwa durch eine so innige Verbindung wie die Ehe in Praxis übersetzen ließe.

[2]) Als Sprachprobe geben wir einige Sprüchwörter in der Ga-Sprache aus Zimmermann: A grammatical Sketch of the Akra- or Ga-Language.

Alomté ekong miau bō. Die Katze hört nicht auf Miau zu schreien.
Schilafo etschoo filafo gbä. Ein Blinder zeigt nicht einem Blinden den Weg.
Tschofatschä enuu tschofa ehaa helatschä. Ein Arzt trinkt nicht die Medizin für den Kranken.
Kä dsche na lä gbomei fe dio. Wenn es Nacht wird, sind alle Menschen schwarz.
Kä okpongo edschim lä, moni ta eno lähu edschimko. Wenn das Pferd müde ist, ist der, welcher darauf sitzt, nicht auch müde.
Nuni akä-bagbe la lä, ataoolä krongkrong. Wasser um Feuer zu löschen braucht nicht rein zu sein.

der Residenz des kleinen Negerkönigs, dem diese Gegend unterthänig ist, und den Freund H..., dem wir uns angeschlossen, in Handelsgeschäften besuchen will. Nach vielem Hin- und Herreden und Handeln um den Preis sind wir mit zweien von ihnen übereingekommen, daß sie uns dorthin rudern, auf dem Küstenflüßchen, an dem die Stadt liegt. Wir besteigen zu diesem Zwecke ein kleineres, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Kanoe, in dem außer den Ruderern noch ein etwa 12jähriger Knabe im Vordertheil Platz nimmt, der mit einem Stabe auf eine Kalabasse den Takt schlägt, nach welchem jene die Ruder einlegen. Bekleidet ist der Knabe gar nicht, wenn man nicht das um seinen Hals an einer Schnur hängende kleine Ledertäschchen als ein Kleidungsstück rechnen will. Die beiden Alten tragen wenigstens einen zwei Fuß breiten Streifen gemusterten Baumwollenzeuges um den Leib gebunden. Doch fehlt auch bei ihnen nicht jener Halsschmuck.

„Smoke Jack, was ist das für ein Ding, das Ihr um den Hals tragt?" so fragen wir den einen, dessen Namen wir auf dem Schiff so nennen hörten.

Der Angeredete thut mit wichtiger Mine einen tiefen Zug aus seiner kurzen, schwarzen Pfeife, bläst eine Wolke in die Luft und erwidert: „Das sehr gut Ding sei! Schütz mich vor Krankheit, vor Haifisch, vor böse Mensch, vor böse Geist (Dschambi), vor alle böse Ding."

„Aber Smoke Jack, wie kann das Stückchen Leder solche Kraft haben, das ist nicht möglich!"

„Drin sein lauter Ding kräftig zu sehr."

Dem Wunsche den Inhalt zu zeigen setzt er den entschiedensten Widerstand entgegen; Doch meint er, wir könnten Palaver machen sein „Grigri" zu kaufen, denn so wird jenes Amulet genannt. Seine erste Forderung, die etwa 2 Thaler beträgt, wird als unverschämt zurückgewiesen. Nach vielem Hin- und Hersprechen wird der Preis auf den vierten Theil jener Summe reduzirt. Aber mit der Bedingung, daß das Grigri erst in der Stadt abgeliefert wird, bis sich Smoke Jack ein anderes verschafft hat, damit ihm nicht noch unterwegs ein Unglück begegne. Hernach aber wird es ihm nicht schwer sich davon zu trennen. Es ist ihm nichts zu heilig, das er nicht verhandeln möchte, wenn's mit Vortheil geschehen kann. Oeffnen wir nachher das Täschchen, so finden wir darin ein Ziegenhorn, zwei Glasperlen und einen Streifen Papier, auf den in arabischer Schrift ein Spruch aus dem Koran geschrieben[1]) ist.

Inzwischen sind wir auf dem Flüßchen im Schatten der waldigen Ufer vorwärts gekommen. Nur ein oder das andre Kanoe begegnete uns, in dem ein Weib eine Ladung Brennholz nach Hause schaffte.

[1]) Diese Art der Grigri's ist übrigens doch nur in denjenigen Theilen Oberguinea's, wo muhammedanische Stämme leben oder verkehren, vorwiegend. Sonst werden allerhand Knochen, Leopardenzähne, bunte Läppchen und die mannigfachsten Gegenstände als Amulete getragen. In einem Falle hatte das Etiquet englischer Seife derartige Anwendung gefunden. Oft sind diese Amulete jedoch keineswegs so harmloser Natur. Es kommt vor, daß Häuptlinge, um solche von recht wirksamer Zauberkraft zu erhalten, Menschen erschlagen lassen und etwa die Asche irgend eines Theils der Leiche in einer goldnen Kapsel als Amulet tragen.

Mit starrem, stumpfen Blick schaute sie noch lange den weißen Männern nach, während ihr die Pfeife lose in dem halb offnen Munde hing. Die Bekleidung der Weiber, die wir hierbei kennen lernten, ist fast noch knapper als die der Männer, der sie übrigens völlig gleicht. Der freie Oberkörper macht bei jenen jedenfalls einen weit abstoßenderen Eindruck als bei diesen. Noch bemerken wir das bunte Tuch, mit dem das Wollhaar des Kopfes umwunden ist, und die zahlreichen Glasperlenschnüre, die um Arme und Beine getragen werden. — Sonst trafen wir vielleicht noch ein Kanoe, an einer Mangrove-Wurzel angebunden, in dem ein paar träge Neger sich einem unbeschreiblichen Dolce far niente hingegeben hatten.

Jetzt lichtet sich der Wald, und bald erscheinen die Baracken der Sklavenfaktorei, die bis vor kurzem noch den Schauplatz entsetzlichen Elendes bildeten. Nun aber sind sie zerfallen. Schon wuchert das Gebüsch um die Ruinen und zeugt von dem schnellen Wachsthum der tropischen Vegetation. Der Schade freilich, der von solchem Punkte ausging, überwächst und verheilt nicht so schnell. — Nicht fern davon zeigt sich die Stadt. Wir landen in der Nähe eines großen Baumwollenbaums, in dessen Schatten wir uns niederlassen; denn ohne vorher dem König gemeldet zu sein, dürfen wir seine Residenz nicht betreten. Natürlich erwartet er bei der Meldung ein Geschenk. Eine Flasche Rum möchte ihm am liebsten sein. Um aber seinem Laster nicht Vorschub zu leisten, senden wir lieber ein Stück bunten Kattun, der gleichfalls nicht verfehlt, uns die Geneigtheit seiner Majestät zu sichern.

Sobald sich die Kunde von der Ankunft der weißen Fremdlinge verbreitet, werden wir von einem Haufen gaffender Neugieriger umlagert. Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander, begleitet von einigen langohrigen mageren Hunden, haben uns bald in einem ziemlich engen Kreise umgeben. Bei andern unkultivirten Völkern pflegt wenigstens das weibliche Geschlecht bei der Ankunft eines Europäers furchtsam und schüchtern sich zurückzuziehen und durch irgend eine Spalte aus dem Verstecke her die neugierigen Blicke auszusenden. Bei den Negern dagegen findet man nichts von dieser Zurückhaltung. Heftig gestikulirend, mit lautem Geschnatter und hellem Gelächter, in das sich das Knurren und Klaffen der Köter mischt, so eilen sie herbei, um ihre Bemerkungen über die Fremden zu machen. Die aber, welche englische Brocken sprechen können, probiren sie gewiß bei dieser Gelegenheit. Da kommt einer auf dich zu, bietet dir die lange schwarze Hand und grüßt dich: „Guten Morgen Massa!“ indem er mit einiger Lautverwechselung deinen Namen nennt, erkundigt sich nach dem Ergehen und erzählt, wie er dich bei dieser oder jener Gelegenheit schon früher kennen gelernt hat. Du siehst ihn staunend an — warst ja vielleicht nie zuvor mit Negern zusammen gekommen. — wie kann das zugehen? Nun es ist nichts weiter als: der Bursche ist schlau und phantasiereich. Er traf unsern Boten auf dem Wege zum Hause des Königs. Sie begrüßten sich als Freunde, indem einer den andern mit der Hand den Arm rieb und dann die Hand drückte. Darauf mußte jener erzählen, was passirt sei, und die Namen, soweit er sie auf dem

Schiffe erfahren, nennen. Die dazu gehörigen Personen wurden nach äußeren Merkmalen beschrieben, so hat dich der Neger denn richtig herausgefunden. Ob wir ihm seine vollständig erdichtete Erzählung als Zeichen grober Lügenhaftigkeit anrechnen müssen, oder ob seine Phantasie so mit ihm durchging, wie es zuweilen bei Kindern vorkommt, daß sie sich fest einbilden etwas erlebt zu haben, was sie eben erst im Spiegel ihrer Phantasie sahen, will ich dahin gestellt sein lassen. Wahrscheinlich wirkt hier aber auch noch etwas anderes mit, nämlich die Aussicht, vermittelst der improvisirten Bekanntschaft ein „Dasch“[1]) zu erlangen. Unsre Erklärung, daß seine ganze Geschichte nicht wahr sei, bringt den Mann nicht in Verwirrung, zieht ihm aber vielleicht einige spottende Bemerkungen von seinen Landsleuten zu.

Sehen wir uns noch den Volkshaufen etwas an, so mag uns die völlige Ungenirtheit auffallen, mit der Knaben und Mädchen, selbst wenn sie nicht mehr in den Kinderjahren stehen, doch völlig ohne Bekleidung gehen, die kleineren Kinder haben oft mehr als ein oder ein paar Grigris um. Weil sie besonderen Schutzes bedürftig sind, hängt man ihnen eine ganze Kette davon um, oder zwei solche kreuzweis um die Brust, wie das frühere Lederzeug der Musketire. — Auf manche Einzelheiten der Erscheinung und des Benehmens dieser Leute genauer einzugehen, werden wir verzichten müssen aus Rücksicht auf das Zartgefühl des Lesers.[2])

Doch da kommt der Bote wieder. King William ist sofort bereit uns zu sehen. Er hat sich natürlich schnell in seine königliche Kleidung geworfen, um uns würdevoll zu empfangen; denn für gewöhnlich theilt die schwarze Majestät den Geschmack ihrer Unterthanen, die sich möglichst von allen Bekleidungsstücken frei halten.

Nun schreiten wir durch das Thor in der doppelten Pallisadenumzäunung, welche die Stadt umgibt. Man sieht, sie ist auf Vertheidigung gegen Ueberfälle angelegt. Bei Nacht wird jedesmal das Thor geschlossen und bei irgend welcher Besorgniß mit starker Wache besetzt. Welch sonderbares Gewirr von Hütten oder Häusern liegt da vor unsern Augen! Da gibt's keine Straßen oder regelmäßige Wege. Die cylinderförmigen Lehmgebäude mit den spitzen, graugewetterten Palmblattdächern stehen ohne Ordnung umher, und manchmal so dicht aneinander, daß man sich nur so dazwischen durchdrücken muß. Wer sich ohne Führer in dieses Labyrinth hinein wagte, dürfte den Ariadnefaden nicht vergessen, um des Ausgangs gewiß zu sein. Ohne Smoke Jack würden auch wir lange herum irren müssen, um das königliche Palais aufzufinden, obgleich wir es bereits von ferne durch eine rothe Flagge angezeigt sahen. Von Reinlichkeit ist in der Residenz übrigens nicht viel zu verspüren. Koth und Unrath, sowie allerlei Abfälle liegen überall umher. Es versteht sich, daß wir auch beim weiteren Vordringen

[1]) Hängt irgend wie mit dem portugiesischen „dar“, geben, zusammen und ist jetzt in ganz Westafrika ein ebenso oft gehörtes Wort wie Bakschisch im Orient.

[2]) „Es geht über die Freiheit der Presse hinaus, die anstößigen Beispiele brutaler Unanständigkeit zu beschreiben, die es überall zu sehen gibt.“ Poole, Life Scenery and Costums I. 296.

von dem Spektakel der neugierigen Menge begleitet werden. Hie und da geht es über einen freien Platz von mäßiger Größe, auf dessen Rasen einige Ziegen weiden; in der Mitte erhebt sich ein stattlicher Schattenbaum. Immer wieder aber müssen wir zwischen dichtgruppirte Hütten hindurch. — Jetzt stehen wir vor dem königlichen Prachtbau, der sich durch seine viereckige Form und die rings herum laufende Veranda vor den andern Häusern auszeichnet. Im übrigen sind die Wände, wie bei jenen, auch nur Flechtwerk, das von beiden Seiten mit Lehm bekleidet ist, und das an manchen Stellen defekte Dach besteht auch nur aus grauen Palmenblättern. Ueber dasselbe hinaus ragt der Flaggenstock Jetzt sehen wir deutlich, wie die rothe Flagge einst mit aufgenähtem weißen Band in fußlangen Buchstaben den Namen „King William" zeigte, der aber stellenweis undeutlich geworden ist, wo das Band sich löste. Unser Führer hat uns mit dem hohen Werth dieser Flagge bekannt gemacht. Der König erhielt sie von seinem Freunde, dem alten Sklavenhändler João, der nun aber seine Rolle ausgespielt hat. Jetzt wenden wir um die Ecke des Gebäudes, und haben den König selber vor uns.

Nur mit Mühe wirst du das Lachen unterdrücken, wenn du den alten Graukopf in seiner abgetragenen himmelblauen Bedienten-Livree mir rothen Aufschlägen und blanken Knöpfen auf dem niedrigen Schemel vor der Thüre sitzen siehst. Die vorgestreckten Beine sind mit weißen Nankin-Hosen bekleidet, aus denen die schwarzen Füße ohne Stiefel oder Schuh hervorschauen. Ein rothes Käppi knapp auf dem schon bleichenden wolligen Haar vollendet den Anzug. Der Anblick ist um so komischer, als King William augenscheinlich sich bestrebt, mit möglichst gravitätischer Miene seiner Würde Ausdruck zu verleihen. Einige Würdenträger des Monarchen sitzen in hockender Stellung ihm zur Rechten und zur Linken, wenig mehr bekleidet als die Männer, die wir im Volkshaufen sahen. Im Hintergrunde zeigen sich einige von den Frauen des Königs, die sich auch nur durch die Masse der Glasperlen, sowie durch goldene Ringe an den Fingern oder selbst an den Hand- und Fußgelenken von den Weibern aus dem Volke zu unterscheiden scheinen. Etliche kleine Prinzen und Prinzessinen wälzen sich auf dem bloßen Erdboden der Veranda umher, in sonderbarem Gegensatz zu der steifen, würdevollen Haltung des Vaters.

Der letztere begrüßt uns mit einem feierlichen „Good Morning", obgleich der Mittag längst vorüber ist. Die weitere Unterhaltung muß jedoch durch den Dolmetscher geschehen, welche Rolle Freund H... dem Smoke Jack übertragen hat, unter nachdrücklicher Verwarnung, daß er es nicht wieder so mache, wie in einem früheren Falle, wo er bei dem Hin- und Herhandeln immer seine eignen Wünsche in die Forderungen des europäischen Kaufmanns mit eingeschoben, und auf diese Weise für sich selbst noch eine Frau und ein paar Flaschen Rum hatte ausbedingen wollen. Er versichert denn auch feierlichst, daß er diesmal ganz getreu, Wort für Wort übersetzen will. — Der König läßt sich unsre Namen nennen, nachdem wir auf den uns angewiesenen nicht eben bequemen Schemeln Platz genommen haben. Weiter forscht er, aus welchem Lande wir seien. Deutschland hat sein sichtliches Interesse.

Er hat auch etwas gehört von den großen Kriegsthaten seines Namensvetters, König Wilhelms, von deren Glanz auch ihm seines Namens wegen ein Antheil zu gebühren scheint.

Er fragt, wie viel Flinten und Kanonen jener habe, zeigt mit Genugthuung auf den kleinen Böller, der vor seinem Hause steht, und versichert, daß er auch sehr viele Flinten besitze. Die nächste Frage bezieht sich auf die Anzahl der Frauen. Daß sein weißer Namensvetter nur eine habe, scheint dem schwarzen Könige ganz unfaßbar. „Ja Ihr seid alle sonderbare Leute!“ Einem Neger nämlich ist der Inbegriff von Größe, Macht, Ehre und Reichthum die möglichst große Anzahl von Frauen. — Weiter kommt das Gespräch auf den Handel. King William scheint noch sehr aufgebracht über den Sklavenhandel, den der böse Portugiese früher hier in seiner Nähe betrieben hat. Er ist froh, daß er ihn los ist. Aber der alte Sünder verschweigt, daß er es selbst war, der den Sklavenhändler einst bewog, in seiner Nähe die Faktorei anzulegen, und thut, als hätte er es vergessen, wieviel tausend und aber tausende von armen Gefangenen, ja oft Schaaren von seinen Unterthanen er dem João verhandelt hat. Aber seitdem ein britischer Offizier mit einem Detachement Marinesoldaten vor seiner Stadt erschien, um ihm ernstliche Vorstellungen zu machen, ist er ganz umgestimmt worden. Er treibt nun blos den Handel mit Palmöl, und findet, daß auch dieser einen hübschen Profit abwirft.

Während aber Freund H... seine Geschäfte in diesem Artikel mit dem Könige bespricht, beurlauben wir uns, um einmal die Residenz mit ihren Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, sowie das alltägliche Leben der Eingebornen zu beobachten. Die Häuser finden wir jetzt freilich meist leer. Wenn ihn nicht die Nacht oder der Regen hineintreibt, hält sich der Afrikaner draußen auf. Es ist auch nich tzu verwundern, denn das Innere der Wohnungen ist kein angenehmer Aufenthaltsort. Es ist ein ungetheilter Raum, 10—15 Fuß im Durchmesser. Die Wände sind nur etwa 4 Fuß hoch. Darüber erhebt sich als hohler Kegel das schwarz geräucherte Dach. Der von der bloßen Erde gebildete Fußboden ist nichts weniger als reinlich. Bei Tage, wo die glühenden Sonnenstrahlen unausgesetzt auf das Dach brennen, sammelt sich drinnen eine unerträgliche Hitze, obgleich die Oeffnung, welche die Thür, und eine oder ein paar andre, welche die Fenster vorstellen und mit Matten verschlossen werden können, der Luft den Durchgang gestatten. — Orientiren wir uns weiter in den Gebäuden, so finden wir, daß immer eine Gruppe derselben, oft nur 3—4, oft 10 — 12 oder noch mehr zusammen gehören. Das vorderste Haus dient dem Hausherrn znm Obdach, die übrigen seinen Frauen und Sklaven. In der Mitte befindet sich gewöhnlich ein freier Raum oder Hof, der meist einen eignen Schattenbaum hat, während andre solche an öffentlichen Plätzen der allgemeinen Benutzung dienen. Fehlt der Baum auf einem der erwähnten Höfe, so sind wohl die Dächer soweit vorgebaut, daß sie einen schattigen Sitzplatz gewähren. Bei einigen Häusern stehen auch ein paar schlanke Palmenstämme oder jene breitblättrige Bananen, die dem Neger ein so reichliches Nahrungsmittel verschaffen.

Jede Frau hat übrigens in ihrer Hütte mit ihren Kindern einen selbständigen Haushalt. Sie wirthschaftet und kocht für sich und ihre Kinder. Der Herr Gemahl aber kommt bald zu dieser, bald zu jener, um seine Mahlzeit einzunehmen, wodurch natürlich ein gut Theil Rivalität unter den Frauen hervorgerufen wird. Eine sucht die andre zu übertreffen, indem sie die Klöße von Maniokamehl mit Palmöl (Fufu) oder den Reis- und Hirsenbrei[1]) besser und schmackhafter macht, als die andern. Da haben sie denn ihre Arbeit, wie uns die belebte Scene vor unsern Blicken zeigt. Dort kommt eine heran mit Brennholz, das sie selbst aus dem Walde geholt. Wir müssen uns wundern, mit welcher Leichtigkeit sie das centnerschwere Bündel auf dem Kopfe trägt. Da steht eine andre vor dem großen hölzernen Mörser, in dem sie Reis oder Hirse stampft, während eine Schaar von Hühnern, geführt von dem stattlichen bunten Hahn, auf jedes Körnchen passen, das dann und wann unter den wuchtigen Stößen herausspritzt. Eine dritte hat vor ihrer Hütte Feuer und kocht, nicht weil's die Stunde einer bestimmten Mahlzeit ist, sondern weil ihre Kleinen Hunger verspürten — denn bei den Negern wird gewöhnlich eine bestimmte Essenszeit nicht innegehalten; sobald man hungrig ist, wird Speise bereitet. Da hocken die nackten schwarzen Geschöpfe um das Feuer und schauen unverwandt mit begehrlichen Blicken auf den brodelnden Topf. Der letztere ist übrigens von Eisen, ein englisches Fabrikat. Warten wir ein wenig; bald wird das Gericht fertig sein, und wir können dem Mahl zuschauen. Die Mutter schüttet den dicken Reis, dessen gequollene Körner übrigens nicht völlig zerkocht sind, in einen großen hölzernen Napf und gießt aus dem irdenen Kruge Palmöl über die weiße Masse. Nun greift jeder ohne weiteres mit der Hand hinein, mischt Reis und Oel, holt etwas heraus, das zu einem festen Ball zusammengerollt wird. Dann den Kopf zurückgelegt und den Mund so weit als möglich geöffnet — so läßt man den Kloß sicher hineinfallen, der zwischen den wulstigen Lippen verschwindet, um fast ungekaut in den Magen hinabzugleiten. Eine unbeschreibliche Behaglichkeit malt sich dabei auf den schwarzen Gesichtern. Ist der Napf geleert, so werden sorgfältig die Hände gewaschen, wozu einer dem andern aus einer Kalabasse Wasser darüber schüttet. Auch wird der Mund ausgespült und die Zähne mit dem Finger geputzt, eine weit und breit unter den Negern übliche Sitte, der sie jedenfalls den vortrefflichen Zustand ihrer Zähne verdanken.

Gehen wir aber weiter, so finden wir ein paar andre Frauen beschäftigt mit der Spindel. In einem flachen Korbe haben sie einen Haufen flockiger Baumwolle[2]) vor sich, von dem sie eine Handvoll her-

[1]) Am gebräuchlichsten sind Pflanzenspeisen. Auch Fleisch wird genossen, aber in verhältnißmäßig kleinen Quantitäten. Am häufigsten wird das der Hühner gebraucht, doch kommt zuweilen Rindfleisch, Ziegenfleisch in Anwendung; auch allerlei Wild, vom Leoparden bis zur Waldratte herab, wird nicht verschmäht, so wenig als Fische und Schalenthiere, letztere namentlich wo sie von den Mongrovewurzeln reichlich zu haben sind. In manchen Dörfern ist der Boden mit zerbrochenen Muschelschalen ganz bedeckt.

[2]) Die Baumwolle wird zum Theil von den großen öfter erwähnten Bäumen, deren Stämme 10 Fuß im Durchmesser haben, zum Theil von dem (wild wachsenden?) Baumwollenstrauch gewonnen.

auszupfen, die um einen Stock gewunden mit der Linken hochgehalten wird, während die Rechte das mit einem Metallstück beschwerte Hölzchen, nachdem der daran befindliche Faden angedreht ist, in kreisende Bewegung setzt und den Faden auszieht. Die Handgriffe zeugen von Geschicklichkeit. — Dort sehen wir auch die weitere Verwendung des Gespinnstes: Vor einem einfachen Webstuhl sitzt eine der schwarzen Frauen und fertigt jenes bunt gestreifte Zeug, wie wir es bei vielen bereits als Kleidungsstück bemerkten, während andre europäischen Kattun tragen. Der Webstuhl ist im wesentlichen von derselben Konstruktion, wie der bei uns gebrauchte, liefert aber nur eine Breite von etwa einem oder nur einem halben Fuß. Die Streifen werden nachher zusammengenäht.

Was wir bis jetzt beobachtet haben, könnte uns den Eindruck machen, als herrsche ein fleißiges betriebsames Leben in der Negerstadt. Indessen bald können wir Bemerkungen ganz andrer Art machen. Haben wir uns vor sämmtlichen Weiberhütten, die zu diesem Hofe gehören, umgeschaut, so werden wir immerhin vor der Mehrzahl derselben die Bewohnerinnen und ihre Familien in jenem süßen Nichtsthun gefunden haben, das dem Neger überhaupt das größte Glück zu sein scheint. Manche haben dabei wie die Männer ihre kurze Pfeife im Munde, ja schon die kleinen Kinder verrichten ungestraft das Geschäft des Rauchens. Andre liegen ganz unthätig, uns unbegreiflicher Weise selbst in der Sonnenhitze, wobei man oftmals sieht, wie Mutter und Kinder einander das Wollhaar durchsuchen — — — — und zwar mit reichlichem Erfolge.

Schalten wir hier nach einige Züge ein, die uns Wison[1]) von dem häuslichen Leben in Westafrika erzählt, obgleich sie nur für das besondere Gebiet der Krus zutreffen und namentlich was die Reinlichkeit betrifft nicht als für alle westafrikanischen Völker als charakteristisch gelten können. — „Die Krus sind im allgemeinen was Haus und Körper anlangt sehr reinlich. Alle Klassen waschen sich täglich mit warmem Wasser, und die Erwachsenen oft zweimal des Tages. Nach der gründlichen Anwendung des Wassers und eines groben aus halb baumwollenen, halb hanfenem Gewebe gefertigten Handtuches, reiben sie sich am ganzen Körper mit etwas Oel ein, welches der Haut das glänzend frische Ansehen gibt, und der Gesundheit, der sie sich im allgemeinen erfreuen, ohne Zweifel sehr förderlich ist. Diese körperliche Pflege und die karge Kleidung, die sie tragen, verhindern in nicht geringem Maße jenen unangenehmen Geruch, der dieser Rasse eigenthümlich ist, sobald die gehörige Reinlichkeit vernachlässigt wird. Die Häuser sind klein, und obgleich nur spärlich mit Oeffnungen für Licht und Luft versehen, fast immer schmuck und reinlich, da die Kru-Matrone auf ihren wohlgefegten Fußboden und die Ordnung, in welcher die irdenen, mit reinem Wasser gefüllten Krüge aufgestellt und die Holzscheite um die bescheidene Hütte aufgespeichert sind, sich etwas einbildet. — Lange ehe die Sonne am Horizont erscheint, hört man die geschäftigen Hausfrauen, die kleine Glöckchen an ihren Knöcheln tragen, in fröhlichen Schaaren nach der Quelle eilen, wo sie ihre Krüge füllen, solange das

[1]) Westafrika, S. 89.

Wasser noch frisch ist. Dann sind sie beschäftigt Speise für ihren Herrn zu bereiten, damit dieser, wenn er sich von der Schlafstätte erhebt[1]) und in die Hütte kommend zu essen verlangt, das Gewünschte findet. Gleiche Aufmerksamkeit widmen die Hausfrauen auch den Kindern; sie waschen, ölen und kämmen sie und reichen ihnen Nahrung, so oft sie bei Tage oder Nacht darnach verlangen. Die Matten, die Abends auf den Boden ausgebreitet werden und auf welche die Familie sich zur Ruhe legt, werden des Morgens sorgfältig zusammengerollt und bei Seite gelegt, sodaß man von diesen Leuten mit Recht sagen kann, daß sie für alles einen Ort und alles an seinem Ort haben. Sie machen aus allem eine Schmucksache für ihr Haus; selbst Waschbecken, Näpfe und Teller, die sie von Schiffen erlangen, haben bald ein Loch am Rande und werden als Zeugniß von Reichthum an der Wand aufgehängt. Das einfache Geschäft des Kochens geschieht in Gegenwart der ganzen Familie mit Sorgfalt und Reinlichkeit."

Bei den Scherboro's geschieht das Kochen[2]) in einem öffentlichen Schuppen, deren mehrere an verschiedenen Stellen der Stadt dazu errichtet sind: bloße Pfähle, die ein Dach von Palmenblättern tragen, zuweilen mit einer Seitenwand oder zweien. Dort findet man fast immer ein halbes Dutzend Weiber, die mit ihrem Topf am Feuer sitzen. Vornehme Leute aber, die viele Weiber haben, besitzen solch' einen Schuppen für sich, unter dem auch alle andern alltäglichen Arbeiten verrichtet werden. —

Ein ähnliches Gebäude aber finden wir bei unsrer weiteren Wanderung durch König Wilhelms Stadt, überragt von einem mächtigen Baumwollenbaum. Hier dient es jedoch einem höheren Zwecke: es ist das Palaverhaus oder Rathhaus, das in keiner Negerstadt fehlt.[3]

[1]) Wie der Neger schläft, beschreibt Flickinger (Offhand sketches S. 20): „Fast jeder Afrikaner hat eine rohe Bettstelle, in der Zweige und Gras mit einem Stück Zeug darüber die Matratze bilden. Ein andres Stück Zeug dient als Decke. In diesem Bette schläft nur der Mann. Die Frauen, Kinder und Sklaven schlafen auf dem Boden, mit nur einer Grasmatte oder einem Stück Zeug zwischen sich und der Muttererde. — Einige Häuser sind auch mit einer oder zwei Hängematten ausgestattet, in welcher ein oder das andre Familienglied sich in der Luft schwingt. — Gewöhnlich haben sie während der Nacht Feuer in ihren Häusern, und die, welche auf dem Boden schlafen, legen sich mit ihren Köpfen dem Feuer zugewendet. Wenn sie überhaupt Bedeckung haben, so bedecken sie zunächst das Gesicht, indem sie den ganzen Kopf dicht einhüllen, während die nackten Beine vom Feuer abgewandt sind. Schlafend oder wachend haben sie immer am liebsten den Kopf warm, und man sieht sie bei Tage schlafend mit den Beinen im Schatten, den Kopf aber mit einem Stein als Kissen unter den vertikalen Sonnenstrahlen, die den hellen Schweiß hervortreiben. — Es ist ein Glück, daß ihre Schlafvorrichtungen nicht vollkommener sind. Denn auch wie sie jetzt sind, schlafen sie schon zu viel. Ein Afrikaner kann sechszehn von den vierundzwanzig Stunden schlafen, ohne sich unwohl zu fühlen.

[2]) Flickinger, a. a. O. S. 11.

[3]) Auch bei den Scherboros wird einer der beschriebenen Schuppen allein für die Rathsversammlungen gebraucht. Palaver ist ein in Westafrika vielgebrauchtes Wort. Jede Verhandlung, mag sie öffentlich oder privat sein, wird damit bezeichnet. Will man etwas kaufen, so wird Palaver gemacht über den Preis und die Bedingungen. Ist irgend eine Verunreinigung zwischen 2 Personen in Ordnung zu bringen, so wird ein Sweet Mouf Palaver (ein süß' Munds P.) angestellt. Die Predigt der Missionare wird Good mans Palaver genannt. Besonders aber wird der Ausdruck auf die Gerichtssitzungen angewendet.

Wir kommen gerade zu rechter Zeit; denn der weitschallende Ton des Tomtoms, den wir vor einer Weile hörten, hat die angesehensten Männer der Stadt zu einer Gerichtsversammlung zusammengerufen. Hier lernen wir die Aristokratie der Stadt kennen, die in allen öffentlichen Angelegenheiten einen großen Einfluß hat und die königliche Würde zu einer sehr beschränkten Monarchie macht. Auch die Rechtspflege ist in ihrer Hand, wie wir hier sehen. Ein ältlicher Mann, der zu seiner Nationaltracht noch mit einer Kattunjacke und einem breitkämpigen Strohhute bekleidet ist, hat als Vorsitzender des Gerichtshofes seinen Platz auf einem sonderbaren dreibeinigen Sessel genommen. Es ist ein Stück von einem Baumstamm mit drei Aesten und zwar so aufgestellt, daß der darauf Sitzende eine starke Neigung nach hinten erhält. Die Räthe, deren mancher sich gleichfalls durch den Luxus irgend eines europäischen Kleidungsstückes auszeichnet, sitzen in hockender Stellung herum; an besonderen Orten die Parteien, der Ankläger und die Angeklagte, mit den beiderseitigen Zeugen, denn es ist diesmal eine Frau, gegen die verhandelt wird. Es geht dabei ruhig und mit Ordnung zu; jeder der Betheiligten kommt zu Worte und spricht mit einer gewissen Würde und Feierlichkeit; niemand wagt ihn zu unterbrechen.[1])

Lassen wir uns den vorliegenden Fall erklären. Die Frau hat unvorsichtigerweise beim Herabwerfen ihres Holzbündels die Ziege ihres Nachbarn getödtet. Darauf, daß sie es ohne Absicht gethan, wird hier kein Gewicht gelegt; es würde das nichts zur Milderung des Urtheils beitragen. Die Schuldige behauptet daher, die Ziege sei schon todt gewesen und will dies durch Zeugenaussagen belegen. Der Eigenthümer aber bringt nicht nur das gegentheilige Zeugniß bei, sondern schwört unter Anrufung des Fetisches, daß er sofort aufplatzen wolle, wenn die Ziege nicht von der Frau getödtet wurde.[2]) Darauf hin wird denn schließlich das Urtheil gefällt, daß die Schuldige 20 Schnüre Kauri's[3]) an den Kläger als Schadenersatz zu zahlen habe. Hätte es sich um den absichtlichen Mord eines Menschen gehandelt, so würde sich die Strafzahlung, die der Familie des Gemordeten entrichtet werden

---

[1]) Sie sprechen bei solcher Gelegenheit klar und oft sehr treffend, und setzen den Zuhörer bisweilen durch die Feinheit ihrer Bemerkungen in Staunen. Waitz a. a. O. S. 156.

[2]) Der Eid, der in Gegenwart und unter Anrufung des Fetisch abgelegt wird, soll den Meineidigen auf der Stelle tödten. Doch steht diesem in solchen Fällen meist noch der Weg offen, wenigstens wenn er reich genug dazu ist, sich beim Fetisch, d. h. beim Priester von der Schuld des Meineides loszukaufen. Man kann sich daher nicht wundern, daß viele Meineide geschworen werden.

[3]) Kauri, eine kleine im indischen Ozean häufige Muschel (Cypraea moneta) wird in manchen Theilen Westafrikas allgemein als Geld gebraucht, und zu diesem Zwecke als eine profitabele Waare aus Ceylon eingeführt. Die kleinen gelben Muscheln werden durchbohrt und auf Schnüre gezogen und zwar je 40 im Werthe von etwa 10 Pfennigen. 50 solche Schnüre werden ein Head (Haupt?) genannt und gelten 1 Dollar oder etwa 4 Mark. In andern Gegenden aber wird Tabak in Blättern als Scheidemünze und Rum in Flaschen als größeres Geld gebraucht; sowie allerlei europäische Waaren, Fischhaken, eiserne Löffel, kleine Spiegel, Kattun und dergleichen als Geld dienen.

müßte, zwar etwas höher gestellt haben — immerhin aber wird auch solch eine Sache mit Kauri's abgemacht, denn das Menschenleben hat in Westafrika keinen hohen Werth.[1])

Kommen wir hernach noch einmal am Palaverhause vorüber, so finden wir dort eine Gesellschaft von vornehmen Männern, die sich hier dem Nichtsthun ergeben haben. Etliche haben ihre Hängematte mitgebracht und an den Pfosten befestigt und schaukeln sich behaglich hin und her. Andre sitzen zusammen, rauchen und spielen ihre Partie[2]) entweder nur zum Vergnügen, oder um Gewinne, wobei der eine ein paar Blätter Tabak, der andre einen Löffel oder dergleichen als Einsatz gibt. Solche Gesellschaft findet man täglich im Palaverhause; man könnte es das Kasino der Negerstadt nennen.

Gehen wir weiter. Da kommen Weiber vom Felde nach Hause. Auf dem Rücken haben einige mit einem Streifen Zeug ihr jüngstes Kindchen festgebunden, während sie auf dem Kopfe geschickt balancirend ein Bündel Maniok-Wurzeln oder Bananen und in der Hand die Hacke — ihr einziges Ackergeräth — tragen. Erkundigen wir uns bei der Gelegenheit nach dem Ackerbau, wie er hier betrieben wird. Derselbe steht auf sehr niedriger Stufe. Grundbesitz gibt es für den Einzelnen nicht. Aller Grund und Boden gehört der Gemeinde, aber jeder kann nach Belieben ein Stück zur Bewirthschaftung nehmen. Er bezeichnet dann die Grenzen einfach mit Stäben, an die ein Büschel Blätter gebunden ist. Dann kommt die schwere Zeit für den Mann, nämlich das Fällen der Bäume, eine der wenigen schweren Arbeiten, die der Neger nicht von der Frau machen läßt. Doch es ist ja nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit dazu erforderlich — und 2 Jahre vergehen, bis die Arbeit wiederkehrt. Wohlgepflegte Aecker in der Nähe der Stadt sind in Westafrika etwas ganz unbekanntes. Die Felder werden immer in beträchtlicher Entfernung im Busch angelegt; und zwar so, daß ein Stück nicht länger als 2 oder höchstens 3 Jahre benutzt wird. Einige Zeit später ist es wieder mit dichtem Gebüsch überwachsen, und wenn es einmal wieder gebraucht werden soll, muß zuerst immer mit der Axt gearbeitet werden. Die letztere pflegt etwas ungeschickt zu sein, nochmal so lang, aber nur halb so breit als die unsrige.

---

[1]) Strengere Strafe ist in manchen Gegenden auf den Ehebruch gesetzt. Es kommt vor, daß dem schuldigen Weibe die eine Hand abgehauen wird, wenn nicht gar die Todesstrafe erfolgt. Indessen werden anderwärts auch solche Fälle von der Gewinnsucht ausgebeutet, und der gekränkte Gatte läßt sich mit einer Zahlung zufrieden stellen. Ja als der Sklavenhandel in Blüte war, soll mancher Ehegatte unter falschem Zeugnisse eine Anklage auf Ehebruch gegen eine seiner Frauen haben anstrengen lassen, um sie ohne Tadel in die Sklaverei verkaufen zu können.

[2]) Eines dieser Spiele wird folgendermaßen beschrieben: Auf einem Bambustabe, der mit sanfter Neigung im Boden steckt, ist der Länge nach eine Rinne in der Stärke eines Gänsefeder-Kiels angebracht, an deren unterem Ende eine viereckige Vertiefung sich befindet, in der drei bis vier Körner von der Canna indica liegen. Nun legt der Spieler ein anderes Korn oben in die Rinne, und läßt es herabrollen. Kommt es glücklich in die Vertiefung zu den andern Körnern, so hat der Spieler gewonnen; fällt es vorbei, so hat er verloren. Das Spiel heißt opadò. Church Missionary Intelligencer, 1856 S. 68.

Unter manchem Seufzer und Schweißtropfen wird das Stück Landes von den Bäumen und dem Gestrüpp befreit. Schon in Hinsicht darauf nimmt niemand ein zu großes Stück, und Streitigkeiten über den Grund und Boden scheinen nicht vorzukommen. Das abgehauene Gehölz ist bald von der Sonne vollständig getrocknet. Es wird Feuer angelegt und eine gewaltige Flamme besorgt bald das Fortschaffen, das für Menschenhände zu mühsam sein würde. Das Feld sieht darauf wie beschneit aus von der Asche, die zugleich die Stelle des Düngers vertreten muß. Dann beginnt die Arbeit der Frauen. Der Boden zwischen den verkohlten Stumpfen wird mit der Hacke nur sehr oberflächlich gelockert und die Saat, Reis, Mais oder Hirse, hinein gestreut oder die Wurzelstücken des Maniokstrauches[1]) oder der Yams gepflanzt. Die Triebkraft der tropischen Vegetation ist so mächtig, daß mit nur geringer Arbeit sich reichliche Erträge gewinnen lassen. Vier bis fünf Morgen Landes reichen aus um einen größeren Haushalt mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versorgen. Einige Wochen Arbeit in der Saatzeit und wieder ein paar Wochen Arbeit in der Erntezeit ist alles, was der Mensch dabei zu thun hat. Doch sucht der Neger seine Felder gegen höhere Gewalten, gegen die bösen Geister zu schützen. Darum findet man regelmäßig auf den Saaten Pfähle mit Fetischen aufgepflanzt. In der Erntezeit erweisen sich dieselben sehr wirksam, denn niemand aus dem abergläubischen Volke würde den Muth haben, von einem so gesicherten Felde etwas zu stehlen, obgleich der moralische Respekt vor dem Eigenthum keineswegs stark zu sein scheint.[2]) Weniger wirken die Zaubermittel gegen die Reisvögel, Affen und andre Thiere des Waldes. Da muß denn das Feld einige Wochen lang bewacht werden, was von Knaben geschieht, die durch fortwährendes Geschrei, durch Steinwürfe oder durch allerlei Lärm die Feinde abwehren. In dieser Zeit werden auch wohl eigne Hütten im nahen Walde bezogen, um der gefährdeten Ernte immer nahe zu sein. Die Ernte des Reises trifft übrigens schon 4 Monate nach der Aussaat ein, so daß im Jahre zwei, wo nicht gar drei Ernten gemacht werden können; freilich gestattet es in manchen Gegenden die Trockenheit des Bodens nicht anders, als gleich nach der Regenzeit die Aussaat zu machen. Die Aehren werden einzeln mit einem Messer abgeschnitten oder gebrochen, mit krummen Knütteln ausgedroschen, die Körner an der Sonne getrocknet und dann in mit Spreu bedeckten Gruben aufbewahrt. Alle diese Arbeiten fallen gleichfalls der Frau zu; für den Mann würden sie entehrend sein.[3])

---

[1]) In Westafrika gibt es eine Spezies dieses Strauchs, die kein Gift enthält und deren Wurzeln man selbst in rohem Zustande ohne Schaden genießen kann.

[2]) Irgendwo in Senegambien, wo die Häuser Thüren haben, sah man vor die letzteren Grigri's als Schlösser gelegt.

[3]) Nur in einigen Gegenden geschieht die eigentliche Erntearbeit von den Männern, wie Wilson (S. 77) von den Kru's erzählt. „Die Aehren werden in zierliche Bündel von ungefähr 100 Pfund Gewicht gebunden und auf dem Kopfe nach Hause getragen. Es gibt ein eigenthümliches, sehr anmuthiges Schauspiel, einen Zug von 100 oder 200 Männern, die einzeln hinter einander gehen", — denn

Ehe wir aber zu dem Königshause zurückkehren, müssen wir doch die größte Merkwürdigkeit der Stadt noch besuchen: das Fetischhaus oder „Bodeh", in welchem zugleich der oberste Priester wohnt. Das Haus unterscheidet sich von außen in nichts von den übrigen; nur im Innern finden wir einen geheimnißvollen Vorhang, hinter welchem sich der Fetisch der Stadt befindet, der sie vor Feuer, Kriegsunglück und aller sonstigen Noth schützt, und allen Segen über sie kommen läßt, wie uns der Oberpriester ausführlich erklärt. Auf unser Begehren, den Fetisch zu sehen, weigert sich sein Hüter anscheinend sehr entschieden. „Ihm zornig zu sehr, wenn weiße Mann seh ihm!" lautet seine Abweisung. Indessen ein „Dasch" kann ja den Zorn des Fetisch besänftigen, und ist dem Priester auch augenscheinlich recht erwünscht. Er nimmt die dargebotenen Silberstücke hin, und versichert, daß er dem Fetisch heute noch ein gutes Mahl bereiten werde, „dann brauch weiße Mann sich nicht fürchten". So hebt er denn den Vorhang weg und siehe, da steht das Ungeheuer — eine roh aus Holz geschnitzte Büste mit Ziegenhörnern auf dem Kopfe, behängt mit Glasperlen. Als Postament dient ein Rumfaß, um das als Schmuck ein Kranz von Menschenschädeln gelegt ist. Das letztere ist mit einer schwarzen Substanz beschmiert — es ist das angetrocknete Blut der Opfer.

„Höre, wir möchten gerne sehen, wie Dein Fetisch ißt, gib ihm doch jetzt etwas!"

„„Nein, jetzt ihm noch nicht hungrig.""

„Nun ich denke er wird wohl auch nie hungrig sein. Mit dem guten Mahl wird's auch wohl seine eigne Bewandtniß haben. Wahrscheinlich kommt blos das Blut des Huhnes an das Rumfaß und damit wird dein Götze abgespeist; das Fleisch wird wohl in deinen Topf wandern."

Bei dieser Bemerkung brechen die Herumstehenden in lautes Gelächter aus und selbst der Oberpriester kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Aber bald findet er seine Würde wieder und versichert bestimmt, daß wenn der Vorhang geschlossen sei, „ihm eß, ihm trink".

Außer diesem Hauptheiligthume haben wir noch an verschiedenen Stellen der Stadt mehrere untergeordnete Fetischhäuser (Devil houses, Teufelshäuser) bemerkt; kleine offene Schuppen, nur drei Fuß hoch, unter denen allerlei sonderbare Gegenstände aufgestellt sind, z. B. eine zerbrochene Tasse mit Goldrand, ein Lappen von rothem Tuche, eine Tischgabel mit Ebenholzgriff u. dergl. — Dort ist wieder so ein Häuschen, das unter allerlei Glasscherben einen hübschen runden und ganz glatten schwarzen Stein enthält. Vielleicht treibt dich geologischer Eifer denselben in die Hand zu nehmen und näher zu besehen. Als-

zwischen dem hohen Guineagras ist der Pfad immer nur schmal — „und mit diesen großen Bündeln nach ihrem Dorfe ziehen zu sehen. Sie verfolgen jubelnd und schreiend ihren Weg, und ihr Jubel wird lauter und die Schnelligkeit ihrer Schritte verdoppelt sich, je näher sie ihren Hütten kommen. — Der Reis wird dann an dem Sparrwerk des Hauses aufgehängt und nicht eher wieder heruntergenommen, als bis er völlig brauchbar ist. Der Rauch, der fortwährend durch das Dach zieht, erhält den Reis trocken und schützt ihn gegen Insekten."

bald kommen jedoch ein paar Priester laut scheltend und sehr ängstlich blickend herbeigeeilt. Der Fetisch sei sehr zornig ob des Frevels, der sogleich gesühnt werden müsse. Sofort wird Palaver gemacht. Es sollen 40 Schnüre Kauri's und ein Stück Silber gegeben werden. Aber die Fetischmänner lassen sich handeln und sind mit zwanzig Schnüren auch zufrieden; anstatt des Silbers könnte es auch Blei sein, dann kratzten sie die Oberfläche ab, daß es wieder blank würde, und der „Teufel" würde meinen es sei Silber.[1]) Die Kugel aus einer Revolver-Patrone thut es also auch, und der Frevel ist gesühnt.

Doch die Sonne sinkt und erinnert uns, daß wir zu dem königlichen Gastfreunde zurückkehren müssen. Bald nach Sonnenuntergang tritt ja vollständige Dunkelheit ein, und Straßenbeleuchtung ist in solcher kleinen afrikanischen Residenz noch unbekannt. — Freund H... hat inzwischen seine Geschäfte mit dem König abgeschlossen, wobei übrigens auch einige Männer der schon erwähnten Aristokratie betheiligt waren; denn auch in solchen Sachen darf jener nicht nach eignem Gutdünken allein verfahren. In drei Tagen soll eine bedeutende Quantität Palmöl geliefert werden. Als Bezahlung werden europäische Waaren und Kauri's gegeben. Ein königliches Edikt, das sofort durch Ausrufer in der Stadt bekannt gemacht wird, befiehlt, daß alle Unterthanen ihre Oel-Vorräthe zusammenbringen. Auch nach den übrigen Städten des kleinen Königreichs sind Boten gesandt, die den Befehl verkündigen. Die Unterthanen bekommen die vom Könige bestimmte Zahlung; dieser aber und die Großen der Stadt erhalten den Löwenantheil von dem Handelsgeschäft.

Wir treffen schon ein reges Leben vor dem Königshause. Eine ganze Schaar von Männern und Frauen mit Krügen und Kalabassen stehen um einige Fässer, in die sie unter lautem Gespräch und mit lebhaften Gestikulationen ihre Lieferungen schütten. Etliche Aufseher überwachen das Geschäft, und obwohl sie keine schriftlichen Notizen machen, behalten sie doch ganz genau, wie viel ein jeder gebracht hat. Die Neger haben alle ein außerordentlich starkes Gedächtniß. — Noch erlaubt uns die letzte Tageshelle die bunte Scene zu betrachten, in der Streitigkeiten vorkommen, die einen nicht geringen Lärm verursachen, aber immer wieder beigelegt werden. Wunderbar mag es uns sein, wie die herankommenden Frauen die frei auf dem Kopfe stehenden Gefäße zierlich und sicher balanciren, ohne eine Hand zu Hülfe zu nehmen. Mit der größten Leichtigkeit gehen sie einher, selbst wenn sie dabei ihr „Pikaninie" (Kind) in der schon angedeuteten Weise auf dem Rücken tragen. Die kleinen schwarzen Wesen schlafen dabei ganz sanft, als lägen sie in der Wiege.

Doch treten wir ein in das Haus, wo schon die Lampe[2]) brennt, bei derem Scheine King William in aufgeräumter Stimmung uns seine

[1]) Flickinger a. a. O. 79.

[2]) Ein flaches, viereckiges Stück Eisen mit in die Höhe gebogenen Rändern enthält das Oel. Die vier Ecken sind zu Röhren zusammengebogen, durch welche der Docht gezogen wird. Das Ganze hängt vermittelst vier von den Ecken ausgehenden Drähten an einer Kette. Church Missionary Intelligence, 1856 S. 69.

Kostbarkeiten zeigt: eine Stutzuhr und eine Taschenuhr, die jedoch beide nicht mehr gehen, einen Operngucker, mehrere Nippsfiguren u. s. w. Bei den erstgenannten Gegenständen bemerken wir sehr deutlich, wie ihm weniger an dem Gebrauch derselben liegt; vielmehr schätzt er sie als kräftige Zaubermittel. Auch die kleine Schäferin von Meißner Porzellan im Roccoco-Geschmack, die ihm viel werth zu sein scheint, betrachtet er jedenfalls als ein solches. Sein besonderer Stolz aber sind die Flinten und Pistolen, obgleich die alten Steinschlösser ziemlich eingerostet sind. Solche Schießgewehre sind in Westafrika übrigens häufig. Man möchte glauben, daß sie dem Schießenden ebensoviel Gefahr drohen als dem, auf welchen er zielt.

Inzwischen ist das Abendessen bereitet. Die Hauptfrau hat es nach bestem Kunstverständniß angerichtet. Um den Sitten der weißen Leute sich zu akkomodiren, wird auf die Leopardenfelle, auf denen der König sitzend seine Mahlzeiten einzunehmen pflegt, eine große hölzerne Kiste gestellt. Auch der Gebrauch des Tafeltuchs ist hier bekannt geworden, daher über die letztere ein Stück rothgeblümter Kattun gebreitet wird. Auch Teller, Messer und Gabeln, ein silberner und mehrere blecherne Löffel finden ihren Platz; und nun werden die duftenden Gerichte aufgetragen, alle in europäischen Schüsseln, unter denen jedoch auch ein Waschbecken seinen Dienst thun muß. Wir würden sie übrigens gar nicht übel finden, wenn sie nicht allesammt übermäßig gepfeffert wären. Ehe wir jedoch zugreifen, nimmt die Wirthin von jeder Schüssel etwas zu sich, um zu bezeugen, daß sie uns nicht habe vergiften wollen.

Nach dem Essen wird ein großer Krug hereingebracht, bedeckt mit Bananenblättern. Er enthält Palmwein, mit dem uns der König traktiren will. Seine Gattin entfernt feierlichst die Bedeckung, schöpft mit einer kleinen Kalabasse und thut den ersten Schluck. Dann tritt einer von den erwachsenen Königssöhnen, die sich bisher still im Hintergrunde gehalten haben, hervor, um das Amt des Mundschenken zu übernehmen. Für uns sind ein paar Gläser da; der König und die andern Anwesenden trinken aus Kalabassen. Das bittere Getränk aber will uns nicht munden, zum Leidwesen unsres Wirthes, der sich infolge davon entschießt eine Flasche Rum, einen seiner kostbarsten Schätze, holen zu lassen, für den wir aber erst recht danken — denn bekanntlich wird hier als Rum der schlechteste Fusel, namentlich aus Neuengland, in großen Massen eingeführt, der viel berauschender ist als das inländische Getränk, diesem darum aber auch von den Eingebornen weit vorgezogen wird.[1]) Bei dem Monarchen aber ist durch die Flasche die Begierde erweckt, er

[1]) Dazu hat der Palmwein allerlei unangenehme Wirkungen, und von ihm berauscht, fühlt sich auch ein Neger nicht wohl, so daß dies Getränk im Verhältniß mäßiger genossen wird, während der Rausch in Rum, wo dieser zu haben ist, sehr oft vorkommt. Der betrunkene Neger ist übrigens keineswegs laut und lärmend; das ist er nur bei den ersten erheiternden Wirkungen des Palmweins, und es soll bei solchen Zechgelagen oft zu Zank und Schlägereien kommen. Hat er aber einen Branntweinrausch, so schleicht er still hinweg und sitzt Stunden lang schläfrig in einem Winkel, bis die Wirkung des Getränkes verschwunden ist. Wilson, a. a. O. S. 89.

kann sie nicht voll wieder fortschicken. So thut er denn sich selbst gütlich; wird dabei schweigsamer und liegt zuletzt wie betäubt auf seinem Leopardenfell.

„Heute ihm wieder wie 'ne Sau", sagt Smoke Jack etwas respektwidrig mit eigenthümlichem Grinsen. — Wir aber ziehen uns zurück in das Haus, das uns der König zur Herberge hat anweisen lassen. Die Hülfeleistungen der uns zur Bedienung gestellten Frauen mit bestem Danke ablehnend, befestigen wir unsre Hängematten mit Stricken so gut es geht an dem Sparrwerk, und legen uns zur Ruhe. Von Schlaf wird freilich nicht viel die Rede sein können; denn kaum ist die Lampe ausgelöscht, so läßt sich ein feines Summen vernehmen und die blutgierigen Moskito's fallen über uns her, um uns jämmerlich zu zerstechen. Auch dürfte das Geräusch der Ratten, die in ziemlicher Anzahl unter uns herum zu wirthschaften scheinen, an sich schon genügen, um uns den Schlaf zu vertreiben. Endlich gegen Morgen gewinnt die Müdigkeit doch die Oberhand. Wir sind eingeschlummert. Da erhebt sich ein lautes Gespräch von weiblichen Stimmen. Es kommen immer mehr dazu; es wird ein ununterbrochenes Geschnatter, begleitet von Patschen durchs Wasser. Damit ist der Schlaf vollends verscheucht. Sobald die Sonne am Horizont hervorsteigt, erheben wir uns und treten hinaus in die herrliche, frische und balsamische Morgenluft, die einigermaßen für die Plagen solch einer afrikanischen Nacht entschädigt. Nun erklärt sich auch die Unruhe, die uns weckte. In dem nicht weit von der Hütte vorüberfließenden Bache sind des Königs Frauen mit Netzen auf dem Fischfange beschäftigt. Jedenfalls soll uns noch eine gute Mahlzeit bereitet werden. Auch für den Morgentrunk wird gesorgt. Da sehen wir, wie ein paar Männer an den schlanken Palmen geschickt emporklimmen, indem sie die Kniee gegen den Stamm stemmen, um den sie einen Riemen geschlungen haben, der zugleich um ihren Rücken geht. Nun schieben sie, indem sie sich mit der linken Hand festhalten, abwechselnd ein Knie nach dem andern und wiederum den Riemen in die Höhe. Im Gipfel angelangt, schütten sie den Inhalt einer Kalabasse, die die Nacht über unter einem angebohrten Blattstiele gehangen hat, in eine andre aus, die an einem Bande um ihre Schulter hängt. Dieser ungegohrene Palmensaft mit seinem süßlich angenehmen Geschmack ist ein wohlschmeckendes erquickendes Getränk, besonders so lange er noch die kühle Temperatur der Nacht hat. Um Mittag jedoch tritt schon die Gährung ein, die unter Hinzuthun von bittern Kräutern ihn in den unangenehmen Palmwein verwandelt.

Das Morgenmahl ist geendet. Wir verabschieden uns von King William, um die Rückreise vor der größten Tageshitze zu vollenden. Das Kanoe liegt im Flusse bereit. Der Platz ist heute etwas enger, da wir sogleich ein paar Tonnen Oel mitnehmen. Bald erschallt der einförmig summende Gesang zu dem Takt der Ruder, und wir gleiten über dem glatten Wasserspiegel dahin, um bald durch das Brausen der Brandung hindurch zum Schiffe zurückzukehren, wo wir uns im Gegensatz zu den fremdartigen Dingen und Verhältnissen, die wir eben kennen lernten, von allem angeheimelt fühlen.

Die vorstehende Schilderung möge durch folgende Bemerkungen vervollständigt werden. Was das Land anbetrifft, dürfen wir nicht übersehen, daß dasselbe je nach der Jahreszeit einen sehr verschiedenen Anblick darbietet. Unsre vier Jahreszeiten sind freilich in Westafrika nicht bekannt; man kann dort nur von zweien reden. Die feuchte Jahreszeit oder Regenzeit herrscht in den Ländern nördlich vom Aequator vom April bis zum Oktober; südlich von dort tritt sie mit dem Beginn des letzteren Monats ein. Unter Einwirkung der senkrechten Sonnenstrahlen entsteht eine sehr starke Verdunstung, die bald heftige Niederschläge zur Folge hat. Stunden lang, oft einen ganzen Tag über stürzen von dem grauen Himmel Regenschauer hernieder mit Tropfen „so groß wie Stachelbeeren". Hat es sich abgeregnet, so kommt wieder eine Zeit von 24—30 Stunden, wo die Sonne vom heitern Himmel lieblich scheint, aber nur um die Dünste für den folgenden Regen der feuchten Erde zu entlocken. Um den Beginn und das Ende dieser Jahreszeit sind die furchtbaren Sturmgewitter gewöhnlich, die man Tornado's nennt, ein aus dem portugiesischen „trovão" (Donner) verkehrtes Wort. Die Wolken häufen sich so, daß es auch am Tage ganz dunkel wird. Schlag auf Schlag zucken fürchterliche Blitze durch die Finsterniß, und unablässig rollt der Donner in den Gebirgen, mit doppelter Macht die ängstlichen Menschen erschreckend. Dabei fährt ein Orkan über das Land dahin, der Bäume entwurzelt und Häuser hinwegreißt.

In den Monaten Oktober bis April weht dagegen in Nordguinea und Senegambien von Nordosten her der Harmattan, dem diese Jahreszeit den Namen der trockenen verdankt. Im Januar ist die Dürre am größten. Es fällt selbst kein Thau. „Die Erde wird ehern, der Himmel eisern." Alles Holzwerk verzieht sich und oft spaltet plötzlich ein Stück mit heftigem Krachen. Selbst die Haut auf dem Leibe zieht sich zusammen und springt auf. Die Vegetation sieht matt und welk aus, und manche Pflanze verdorrt. Gewöhnlich herrscht dabei ein dichter Nebel, der von einem unangenehmen Geruch begleitet ist. Feine Sandkörnchen füllen die heiße Luft und dringen in jede Spalte, in jeden Winkel ein.

Was das Klima Westafrikas überhaupt betrifft, so wird zwar die drückende Hitze des Himmelsstriches durch die Leichtigkeit des alsbald ausbrechenden Schweißes gemildert, ja durch fortgesetzte Ausdünstung die Haut sogar gekühlt, doch ist das für die Eingebornen weniger nachtheilige Klima den Fremden sehr gefährlich und für die meisten Europäer sogar tödtlich durch das in der heiß-feuchten Jahreszeit sich erzeugende afrikanische Küstenfieber (malaria), von welchem jeder weiße Ankömmling unausbleiblich befallen wird, und dem nur die wenigsten auf die Dauer zu widerstehen vermögen. So sind in einem Zeitraum von 40—50 Jahren mehr als 100 Arbeiter und Arbeiterinnen im Dienste der Mission unter den tödtlichen Einflüssen des Klimas auf der Westküste Afrika's in ein frühes Grab gesunken. In noch größerer Zahl aber sterben diejenigen, welche angesichts der drohenden Todesgefahr die Sucht schnell reich zu werden nach Westafrika führt. Bei ihnen aber ist oft ein zügelloses Leben ebenso sehr wie das Klima die Todesursache.

Es ist oben schon angedeutet worden, wie die Schädlichkeit des letzteren in nahem Zusammenhange steht mit der beschränkten Bodenkultur, die sich in den Küstenländern Westafrika's findet. Wären die Urwälder gelichtet, und wohl eingedeichte üppige Fruchtgärten an die Stelle der Mongrave-Sümpfe getreten, so könnte Westafrika so gesund sein wie irgend ein noch so günstig gelegenes tropisches Land. Als vor 900 Jahren die Mark Brandenburg noch überwiegend ein waldiges Sumpfland war, wird sie verhältnißmäßig ebenso ungesund gewesen sein wie jetzt Westafrika. Erst als unsre Vorfahren mit ihrer Bekehrung anfingen, ernstlich die dem Menschen verliehene Herrschaft über die Natur auszuüben, ist es bei uns anders geworden. Leider ist noch nicht viel Aussicht, daß Aehnliches auch auf der westafrikanischen Küste bald geschehen werde. Der Arbeitstrieb, der dazu nöthig wäre, fehlt den Bewohnern bis jetzt gänzlich.

Sie haben keine regelmäßige Beschäftigung — sagt Flickinger[1]) — und besonders gilt dies von den Männern. In der Regel arbeiten sie nie, wenn nicht durch Nothwendigkeit getrieben. Es gibt allerdings bei dem jetzigen Stande der Gesellschaft wenig Antrieb zur Arbeit. Die natürlichen Erzeugnisse des Landes sind so überreich und die Bedürfnisse der Leute — nach ihrer Meinung — so wenige, daß es nichts gibt, um Fleiß und Unternehmungen anzuspornen. — Haben sie keine Kleidung, so gehen sie ohne solche. Sind sie ohne Reis, so verlassen sie sich auf die Natur; vom Wasser und vom Lande nehmen sie Nahrungsmittel, die kaum für Thiere eßbar zu sein scheinen. Haben sie kein Obdach, so werden sie ohne dies fertig. Da das Klima warm ist und ihre Häuser gewöhnlich dumpfig sind, so macht es ihnen keine große Unbequemlichkeit, im Freien zu bleiben.[2])

Wir dürfen jedoch nicht denken, daß die Trägheit, die solcher Bedürfnißlosigkeit zu Grunde liegt, eine unverbesserliche Rasseneigenthümlichkeit des Negers sei, vielmehr finden wir je weiter wir ins Innere des Kontinents kommen, vielfach ganz andere Zustände. Da ist oft auf ausgedehnte Strecken der Wald dem Ackerbau gewichen. Dort findet man sogar sehr sorgfältig gehaltene regelmäßig bepflanzte Felder, die täglich begossen werden. Weniger günstige Verhältnisse und dichtere Bevölkerung sind dort die Triebfedern, die an der Küste fehlen. Dazu kommt der schädliche Handel mit den Weißen, der auch das Seinige gethan hat, um alle Lust zum Ackerbau zu unterdrücken. Besonders ist dies auf der Goldküste bei den Fantis sowie in Bonny der Fall gewesen, wo alle Nahrungsmittel außer Fischen und Kokosnüssen von außerhalb eingeführt werden.[3])

Zu den bereits oben genannten Kulturpflanzen ist bei einigen Negervölkern der Tabak zu erwähnen, der bei andern nur durch Handel eingeführt wird. Das Rauchen ist allgemein und wird meist von beiden Geschlechtern geübt, hie und da selbst von Kindern; doch gibt's einige

---

[1]) A. a. O. S. 22.

[2]) Das letztere dürfte jedoch mit Rücksicht auf die Regenzeit zu limitiren sein, in der jeder Neger die Wohlthat eines Obdachs zu schätzen weiß.

[3]) Waitz (II 78) sucht dies durch die Unproduktivität der Sumpfgegend zu erklären. Indessen die möchte prächtige Reisfelder geben. Das Richtigere hat wohl Hutchinson getroffen, wenn er sagt, der Juju (-Fetisch), von dem sie behaupten, er habe ihnen den Anbau der Yamswurzel verboten, sei ihre Faulheit.

Völker, die den Weibern das Rauchen verbieten. Bei andern wird der Tabak auch zum Schnupfen gebraucht. — Das Hauptnahrungsmittel in Senegambien ist die Mohrenhirse,[1]) Sorghum vulgare, auch Guineakorn genannt, die weit im Innern bei allen Negervölkern eine große Verbreitung hat. In den andern Küstenländern, wo der Reis vorherrscht, finde ich sie nicht erwähnt. In Senegambien wird sie Kous (Kus?) genannt. Fermentirt und mit Fleisch gekocht gibt sie das dort allgemeine Gericht kous kous. In jener Gegend steht der Ackerbau übrigens auf etwas höherer Stufe, die Kousfelder werden als ziemlich ordentlich beschrieben. Dennoch gewinnt auch dort die einheimische Bevölkerung bei weitem nicht dem Boden die Erträge ab, die er willig liefern würde. An den Ufern des Gambia wird mit Fleiß in bedeutendem Maße die Erdnuß (Arachis hypogaea) kultivirt, aber weniger von den Bewohnern jener Gegend als von einem Stamme aus dem Innern, der nur für die Zeit von der Saat bis zur Ernte sich dort einfindet. Diese Pflanze liefert jetzt die wichtigste Waare für den Ausfuhrhandel Senegambiens. Ein mit derselben besetztes Feld gleicht einem Kleefelde, wenigstens in der Regenzeit, wo der Boden wie mit smaragd-grünem Teppich überkleidet scheint. Sobald die trockne Zeit beginnt, verwandelt sich die Farbe in leuchtendes Goldgelb und die Ernte ist da. Die an weit unter der Erde hinlaufenden Wurzelschößlingen hängenden nußartigen Knöllchen werden herausgescharrt, gekrocknet und nach der Küste gebracht. Sie gehen in ungeheuren Massen nach Frankreich und liefern ein feines Speiseöl, das das beste Olivenöl ersetzt, wenn es auch meist unter dem Namen des letzteren verbraucht wird.

Das Gummi (sogenanntes G. arabicum), das den zweiten bedeutenden Ausfuhrartikel Senegambiens bildet, scheint an der Küste wenig oder gar nicht produzirt zu werden, sondern aus dem Innern zu kommen. — Auch das Palmöl, das in den letzten 30—40 Jahren für Westafrika so charakteristisch geworden ist, wird nicht durch Kultur erzeugt, sondern von der wildwachsenden Palme gewonnen, und wenn dieselbe auch hie und da in neuerer Zeit angepflanzt werden mag, so geschieht dies mit so wenig Mühe, daß, da der Baum hernach keiner Pflege bedarf, hier von Acker oder Gartenbau nicht die Rede sein kann. Die Elaeis guinensis, dieser werthvolle Baum, der 50 Jahre und länger tragfähig bleibt, erhebt sich mit einem fußdicken graden Stamm 30 Fuß und trägt an seiner Spitze wenige, aber 15 Fuß lange Blätter. Aus der Mitte der Krone entwickeln sich mehrere aufrechte Rispen mit 6—800 pflaumen- oder besser dattelartigen Früchten von gelblich rother Farbe, die hier Bhanga oder Maba genannt werden. Die Bereitung des Oels ist sehr einfach. Man kocht die Früchte in Wasser und drückt den so entstandenen Brei durch ein Tuch. Nun schwimmt die Fettmasse, die, wenn erkaltet, etwas dickflüssig ist und eine ins Grau gehende weißliche Farbe hat, oben auf und wird mit einer Kalabasse

[1]) Die 4—8 Fuß hohen markigen Halme tragen 2—3 Fuß lange Blätter ähnlich denen des Maises, und eine überhangende gedrängte Rispe mit zahlreichen runden Samenkörnern.

abgeschöpft. Frisch hat dieselbe einen angenehmen Duft, der an Veilchen erinnert; in älterem Zustande wird es leicht ranzig. Weit und breit wird das Palmöl von den Negern zur Bereitung ihrer Speisen verwendet. Aber auch in Europa ist es ein Artikel geworden, den unsre jetzige Industrie nicht entbehren kann; ja es hat selbst in manchen Beziehungen eine wesentliche Umwandlung in unserem Hauswesen hervorgerufen, indem es die Stearinkerzen[1]) liefert, welche die alten Talglichter wie die Wachskerzen fast verdrängen. Im alltäglichen Leben mag jetzt die Kerze den Missionsfreund an das arme Negerweib erinnern, das zu derselben das Material gesammelt hat.

Der Neger selbst verdankt der Oelpalme übrigens noch den oben beschriebenen Palmwein, das Holz zu den Pfosten seines Hauses und die Blätter, um es zu decken. Zu letzterem Zwecke wird übrigens in manchen Gegenden das lange Guineagras angewendet. — Wenn auch die sämmtlichen Küstenländer das Oel erzeugen und in den Handel liefern, so ist doch die Hauptgegend für die Ausfuhr das Nigerdelta, sowie die Länder östlich von demselben, namentlich am Kalabar. Man hat diesen Theil der Küste treffend die Palmölküste genannt.

Neben der Oelpalme ist als ein nützliches Gewächs, das vegetabilisches Fett liefert, der Schi-(Shea) oder Butterbaum zu nennen (Bassia butyracea?), der in Westafrika häufig vorkommt und einen reichlichen Artikel für den häuslichen Gebrauch wie in beschränkterem Maße für die Ausfuhr liefert. Von sorgfältiger Kultur desselben kann jedoch wohl nicht die Rede sein.

Aehnlich verhält es sich wahrscheinlich mit dem Malaguetta-Pfeffer, von dem die Pfefferküste ihren Namen hat. Die Pflanze, Amomum granum paradisi, wächst wild. Ein 10 Fuß hoher Stengel schießt in die Höhe, dann treibt aus der Wurzel der kleine Blütenstengel hervor, an dem sich rothe Beeren bilden. In denselben finden sich, von fleischiger Hülle umgeben, die unregelmäßigen Körner, die nach dem Trocknen eine braune Farbe annehmen, und einen scharfen, beißenden Geschmack haben. Dieser Pfeffer bildete früher einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Jetzt scheint er nicht viel in den Handel zu kommen. Oft war er mit andern ähnlichen giftigen Körnern vermischt, und wurde deshalb in England verboten.

Viehzucht von irgend welcher Ausdehnung ist den Negern fremd. Es werden nur wenige Schweine, Ziegen und Schafe gehalten. Auch Rindvieh ist selten und die Milch scheint nicht benutzt zu werden. In den Akuländern und am Niger wird der Esel als Lastthier und zum Reiten gebraucht; doch auch wohl nur in beschränkter Weise, wie es in

[1]) Als sie bei uns vor etwa 35 Jahren aufkamen, wurden sie Palmwachskerzen genannt. Das dicke Oel enthält viel Stearin, sowie aus demselben auch das Glycerin dargestellt wird, das in der Industrie wie in der Medizin eine große Bedeutung erlangt hat. Auch zur Seifenfabrikation wird Palmöl in großen Massen verwendet. Ein noch feineres Oel, aus dem die Franzosen Pomade machen, geben übrigens die Kerne, das jedoch nur mit besonderen Maschinen ausgepreßt werden kann. — Die Palmenkuchen, die in neuster Zeit bei uns als Viehfutter aufkommen, bestehen jedenfalls aus den Rückständen der fleischigen Hülle, die das Oel enthielt.

den westafrikanischen Küstenländern überhaupt auch von dem Pferde gilt. Hergebrachterweise geschieht der Transport der Waaren vielmehr auf den Köpfen von Menschen, die in langer Reihe hintereinander gehen zwischen dem hohen Grase, dessen Spitzen oft über ihnen zusammenschlagen. Nur in Senegambien kommen lange Karawanen von Pferden und Kameelen vor. — Sehr verbreitet, ja allgemein als Hausthier der Neger, findet sich das Huhn. Dennoch ist von Geflügelzucht kaum zu reden, da diese Thiere nie gefüttert werden, sondern sich selbst ihr Futter suchen müssen. Auch die Vermehrung geschieht hier wohl ohne Fürsorge des Menschen. Der Neger benutzt nur die Eier (wobei auch hier, wie wir dies in Westindien fanden, schlaue Dieberei etwas sehr Häufiges ist) und freut sich, wenn er dann und wann ein Huhn im Topfe hat.

Nur ein Hirtenvolk begegnet uns auf diesem Gebiete, nämlich die Fulah (Felláta), die mit ihren Rinderheerden sich über ganz Westafrika verbreitet, Eroberungen gemacht, Reiche zerstört und Reiche gegründet haben. Doch sie sind keine Neger, wenn sie auch kaum rein vorkommen, sondern sich vielfach mit Negern vermischt haben. Der ursprüngliche Typus einer gelben Hautfarbe[1]) (auf die auch der Name weist), des langen schlichten Haares und eines größeren Gesichtswinkels ist damit noch nicht verwischt. Dieses interessante Volk, das übrigens fanatisch dem Islam ergeben ist, treibt in manchen Gegenden auch sorgfältig den Ackerbau in ausgedehnterem Maße. Wir kommen auf dasselbe weiter unten zurück.

Hier jedoch mag sogleich erwähnt sein, daß ein paar andere Völker, die, sollte sich auch bei ihnen Mischung mit einer andern Rasse nachweisen lassen,[2]) doch vollständig zu den Negern zu rechnen sind, auf einer bedeutend höheren Kulturstufe stehen als die übrigen. Es sind dies die Jolloffen (Ghiolof, Wolof) und die Mandingo's, beide in Senegambien, die letzteren aber in vereinzelten Ansiedlungen weit nach Süden bis zum Kap Palmas vorkommend. Ihre höhere Kultur zeigt sich sofort an der Kleidung. Die Jolloffen tragen nicht blos ein Stück Zeug um die Hüften, sondern ein zweites, das über die Schultern geworfen wird, und zwar Männer wie Frauen; oft sieht man die ersteren auch mit weißem Turban, während die Frauen ein Tuch um den Kopf binden. Die andern tragen kurze türkische Hosen, eine Art Blouse, eine dreieckige Kappe und Sandalen. Bei den Männern fehlt nie der kurze Säbel in lederner Scheide, der über die Schulter gehängt wird. — Beide Völker sind Muhamedaner, die Mandingo's besonders fanatisch auf Ausbreitung des Islam bedacht. Viele von ihnen lesen und schreiben das Arabische fließend, und manche ihrer Priester, Marabuts genannt, haben sogar eine nicht geringe muhamedanische Gelehrsamkeit erworben. Ueberall, wo sie sich ansiedeln, errichten sie Schulen, in denen sie die arabische Sprache und die Grundsätze des Koran lehren. Vielfach treiben sie Handwerke und sind besonders in Lederarbeiten — Sandalen, Zäume, Peitschen, Säbelscheiden — geschickt.

[1]) In der Mischung erscheinen sie meist röthlich broncefarben.
[2]) Vergl. z. B. Hewet, a. a. O. 262.

Mit diesen Gegenständen treiben sie Handel; namentlich bieten sie solche in den europäischen Kolonien feil. Ein großes Geschäft machen sie mit den Grigri's, die oben beschrieben wurden. Die Jolloffen sind weniger fanatisch und haben neben dem äußerlich angenommenen Islam viel von ihren heidnischen Sitten beibehalten (wie dies übrigens auch bei den Mandingo's vielfach der Fall ist), wenn sie auch in der Verrichtung ihrer Waschungen und andern Ceremonien sehr pünktlich sind. In den Städten dieser Völkerschaften gibt es natürlich Moscheen, die sich jedoch oft nicht viel vor den andern Häusern auszeichnen.

Hinsichtlich der Häuser überhaupt ist zu bemerken, daß in einigen Gegenden Westafrika's europäische Einflüsse eine Verbesserung der Bauart herbeigeführt haben.[1]) Am Gabun gibt es viereckige Häuser mit vorstehendem Dache, die Schweizerhäuschen gleichen und mit Jalousien, einige sogar mit Glasfenstern versehen sind. Manche haben in geräumigen Zimmern Bettstellen mit Moskito-Netzen. Auch auf der Goldküste haben sich die Wohnungen gebessert; dort werden zum Bau Luftbackſteine verwendet. In den Hauptstädten der großen Negerreiche wie Kumasi und Agbome hat schon lange ein besserer Baustil geherrscht. In der ersteren hatte der König sogar seinen steinernen, nun von den Engländern zerstörten Palast.

In Handarbeiten hat der Neger großes Geschick und vermag vielerlei mit seinem großen, dicken und stumpfen Messer anzufertigen, namentlich der Bewohner der Goldküste. Flintenschlösser bessert er selber aus. Am Gabun gibt es sogar Männer, die Taschenuhren auseinandernehmen, repariren und wieder richtig zusammen setzen können. Dennoch hat die einheimische Industrie noch keinen hohen Entwicklungspunkt erreicht; ja manche Negervölker stehen darin auf der niedrigsten Stufe, wie die Timmani's, die keine Schmiede haben und kaum die Weberei kennen. Einige Völker im Innern haben Eisengruben und Schmelzereien, von denen Eisen nach der Küste kommt. Doch sind die Schmiedearbeiten nicht von besonderer Bedeutung. Dieselben Schmiede bearbeiten übrigens auch Gold, das in Bambuk auf sehr unvollkommene Weise aus Gruben gewonnen, anderwärts aus dem Sande der Ströme ausgewaschen wird. — Bei einigen Völkern erbt übrigens der Betrieb eines Handwerkes kastenartig vom Vater auf den Sohn. — Die unmittelbar am Meere wohnende Bevölkerung ist im Gebrauche des Kanoe's, wie angedeutet, sehr gewandt und gewinnt ihren Unterhalt zum großen Theil durch Fischerei.

So gering die Neigung des Negers zum Ackerbau und zur Industrie ist, so groß ist die Leidenschaft, mit der er Handel treibt. Alle Städte haben ihre Märkte, ja in einigen Ländern werden solche selbst in kleinen Dörfern abgehalten. Seit der Abnahme des Sklavenhandels hat der europäische Einfluß jedenfalls dazu beigetragen, den Trieb des Negers zum Handeln weiter zu entwickeln, worüber weiter unten mehr zu sagen ist.

[1]) Das Folgende meist nach Waitz, a. a. O.

Sehen wir uns nun das Familienleben des Negers genauer an, so springt uns als charakteristischer Zug sofort die Polygamie in die Augen.[1]) Bei andern Völkern hat diese Einrichtung wohl den Zweck, möglichst viel Arbeitskräfte dem Manne zu verschaffen. Dieser Gesichtspunkt fällt in Westafrika fort, wo bei den günstigen Naturverhältnissen die Arbeitskraft einer Frau vollständig genügen würde, um eine Familie mit Nahrung und Kleidung zu versehen. Hier ist das Weib vielmehr Gegenstand der Fleischeslust und wird als Luxusartikel betrachtet. Ein jeder hält so viele Weiber als er kaufen kann und mag. Nur der Arme, der nur eine Frau bezahlen kann, lebt in Monogamie. Die Reichen haben ihrer 12 bis 20 oder mehr; manche Könige sogar einige hunderte.[2])

So entwürdigend die Polygamie für das weibliche Geschlecht ist, so wird sie doch hier auch von diesem grade nicht blos gebilligt, sondern entschieden vertheidigt. Das Ansehen der ganzen Familie und damit das der ersten Frau wächst mit den neuen Heirathen, die der Mann eingeht. Dabei ist zu beachten, daß ein Rangesunterschied zwischen den Frauen besteht. Meist ist die zuerst geheirathete die angesehenste, der die übrigen untergeordnet sind. Der Mann aber lebt, um Frieden mit allen zu haben, in regelmäßiger Abwechselung mit jeder von ihnen. So unwahrscheinlich dies auch sein mag, soll dennoch mancher Zug friedlichen patriarchalischen Familienlebens unter diesen Verhältnissen vorkommen.

Die Frau wird einfach gekauft, ohne daß auf ihre Wünsche Rücksicht genommen würde, oder sie auch nur wagte, einen besonderen Wunsch zu hegen.[3]) Drei Kühe und ein Schaf nebst einigen Kleinigkeiten, zusammen im Werthe von 20 Dollars, sind bei den Kru's der gewöhnliche Preis, anderswo 16 Dollars. Oft wird sie, bei dem Mangel an Weibern, schon als Kind gekauft, und erhält dann eine Perlenschnur um den Hals. Um die Zeit, wo die Pubertät eintritt, findet, entsprechend mit der dann geschehenden Beschneidung der Knaben, eine geheimnißvolle Ceremonie mit den Mädchen statt. Ich meine der Zweck dieser Darstellung erfordert es nicht, hier näher auf die dabei vorkommenden schandbaren Greuel einzugehen. Es genüge, daß wir sie als eine der tiefsten Entwürdigungen des weiblichen Geschlechtes bezeichnen. — Auf Keuschheit der Mädchen vor der Ehe wird von den Negern gar kein Werth gelegt, oder höchstens ein ganz geringer. Ihre Ausschweifungen geben meist keinen Anstoß, obwohl Ehebruch fast allerwärts und selbst hart bestraft wird. Doch gibt es auch Länder, in denen der Verführer eines Mädchens genöthigt ist, sie zu heirathen.

Andere Formen der Erniedrigung des Weibes, die bei den Negern vorkommen, sind die, daß die Frau nur auf Probe oder eine bestimmte

---

[1]) Meist nach Waitz, a. a. O. 108 ff.

[2]) Nur beiläufig bemerken wir, daß bei reichen und angesehenen Weibern auch Polyandrie vorkommt.

[3]) Nur sehr vereinzelt finden sich Beispiele einer persönlichen Liebe, die mit den bestehenden Verhältnissen in Konflikt gerathen.

Zeit genommen, daß sie verliehen (z. B. an Gastfreunde), vertauscht oder vererbt werden kann; ja es kommt selbst vor, daß sie vom Manne prostituirt wird.

Gewöhnlich dürfen die Frauen nicht mit ihrem Gatten essen, oder es ist dies nur der Hauptfrau gestattet. Sie dürfen nicht an seiner Seite gehen, sondern nur hinter ihm als Zeichen der Unterwerfung. Oft werden sie grausam behandelt und bekommen Schläge, denn wie sie selbst sagen, „sie sein nicht gut Weib, bis sie krieg einen Hieb".[1]) Es ist charakteristisch, daß, so hart sie auch bei jedem Vergehen gegen den Mann (also z. B. wenn sie ihn geschimpft haben) bestraft werden, im Falle des Ehebruchs doch nur die Strafe den Verführer trifft. Denn die Sache wird nur als ein an dem Eigenthume des Mannes begangenes Unrecht angesehen. Unter den angedeuteten Verhältnissen wird man auch kaum viel Treue bei den Frauen vermuthen können. Bei einigen Völkern hat man ein eignes Institut, um die eheliche Treue zu befördern, nämlich den Popanz des Mumbo Dschumbo, mit dem z. B. die Mandingo's ihre Weiber schrecken.

Vor den Städten hängt meistens an einem Baume ein wunderliches, aus Holz und Borke gearbeitetes Maskenkleid. Reicht nun in einem Hause die hausväterliche Gewalt nicht hin, die Frau in Gehorsam zu erhalten und häusliche Zwiste in Ordnung zu bringen, so wird der Mumbo Dschumbo eingeladen. Der kommt denn in jenem wunderlichen Anzug[2]) und mit dem Gerichtsstab in der Hand, und kündigt sein Erscheinen durch gräßliches Geschrei in den nahen Wäldern an. Dies geschieht vor Einbruch der Nacht, und sobald es finster wird, kommt er herein und geht auf den Markt, wo sich dann alle Einwohner versammeln. Die Weiber haben natürlich keine Freude an seiner Erscheinung, da jede Ehefrau denken kann, der Besuch gelte ihr; aber keine wagt wegzubleiben, wenn der Aufruf ergeht. Die Ceremonie beginnt mit Gesang und Tanz und dauert so bis zur Mitternacht, da dann der Mumbo sein Opfer bezeichnet. Das arme Weib wird alsbald ergriffen, nackt ausgezogen an einen Pfosten gebunden und unter dem Jubelgeschrei und Hohngelächter der ganzen Versammlung mit des Mumbo Stab tüchtig geschlagen. Die andern Weiber schreien und jubeln dabei am lautesten über die Mißhandlung ihrer Schwester, die fortdauert, bis der Tag anbricht.

Bei der Stellung des Weibes als einer viel begehrten Waare wird man sich nicht wundern, wenn im Gegensatz zu andern heidnischen Völkern die Geburt einer Tochter Freude veranlaßt. „Das gut zu sehr!" sagen sie bei solcher Gelegenheit. — Sobald eine Frau sich Mutter fühlt, bringt sie dem Fetisch ein Opfer, wofür der Fetischpriester ihr eine mit Papageienschwanzfedern geschmückte Schnur um den Hals bindet, zum Schutz in den Kindesnöthen. Von jenem Momente an hört aller Umgang mit dem Manne auf und zwar nicht blos bis zur erfolgten Geburt des Kindes, sondern auch für die ganze Zeit des Säugens, die oft 3—4 Jahre dauert, ein Umstand, der zu einem richtigen Verständniß der Verhältnisse allerdings nicht übersehen werden

---

[1]) Bei den Scherbro's. Flickinger, a. a. O. S. 60. In andern Gegenden aber darf eine schlecht behandelte Frau zu ihren Eltern zurückkehren, ohne daß der Mann Ansprüche auf Erstattung des Kaufpreises hätte, wie sie vorliegen, wenn die Frau ohne Grund wegläuft.

[2]) Ganz in trockne Pisangblätter gehüllt. Wilson.

darf. Keine Nachkommen zu haben gilt als eine schwere Schande. — Obgleich von den Kindern manche infolge verkehrter Behandlung gleich nach der Geburt sterben, gedeihen die meisten doch außerordentlich, so daß sie im Alter von 14 Tagen auf dem Rücken der Mutter hängend schon mit auf die Pflanzung genommen werden. Die Negerfrau übrigens geht schon eine Stunde nachdem sie geboren hat umher, als wenn nichts geschehen wäre. Acht Tage später erhält der Sprößling im Beisein von Freunden und Verwandten seinen Namen. Die Kinder werden meist zärtlich geliebt und oft allzunachsichtig behandelt; doch wird die elterliche Gewalt, die durch nichts beschränkt ist, zuweilen hart gehandhabt, so daß selbst erwachsene Söhne oder Töchter, wenn sie gegen den Willen der Eltern handeln, furchtbare Schläge zu erdulden haben. Uebrigens sollen die Kinder meist ungehorsam und ungezogen sein und z. B. nach ihren Müttern schlagen, sobald sie das Händchen mit Sicherheit bewegen können.

Wilson beschreibt uns die Verhältnisse der Eltern und Kinder bei den Kru's folgendermaßen:[1]) „Elternliebe äußert sich sehr mächtig. Man sieht Männer von großer und kräftiger Gestalt, die in ihren Gesichtsausdrücken nichts weniger als die sanften Regungen der Menschlichkeit erkennen lassen, in ihren rauhen, nervigen Armen zarte Kinder umhertragen, welchen sie die zärtlichsten Liebkosungen widmen. Ebenso innig ist das Band natürlicher Zuneigung zwischen Brüdern und Schwestern. Von allen natürlichen Banden aber ist keines so mächtig wie das zwischen der Mutter und ihren Kindern. Was wir auch sonst von dem Afrikaner halten mögen, an der Liebe zu seiner Mutter dürfen wir nicht zweifeln. Ihr Name, sei sie todt oder lebend, ist stets auf seinen Lippen und in seinem Herzen. Sie ist sein erster Gedanke, wenn er aus seinem Schlummer erwacht, sein letzter, wenn er zum Schlafe die Augen schließt. Ihr vertraut er Geheimnisse, die er sonst keinem andern lebenden Wesen unter der Sonne vertrauen würde. Wenn er krank darnieder liegt, ist nur sie es, nach der er verlangt. Sie allein muß ihm seine Nahrung bereiten, seine Arznei ihm reichen und für ihn die Matte zurecht legen. In der Stunde der Bedrängniß ist sie es, zu der er seine Zuflucht nimmt, denn er weiß, daß sie, wenn auch die ganze übrige Welt gegen ihn sich erhöbe, in ihrer Liebe unwandelbar ist, mag er in Recht oder in Unrecht sein.

Eine seiner Mutter zugefügte Beleidigung zu ahnden, ist von allem das Wichtigste, was einen Mann veranlassen kann, zu Gewaltthätigkeiten gegen einen seiner Mitmenschen zu greifen. Unter Knaben sind die Verunglimpfungen der Mutter immer die hauptsächlichsten Ursachen heftiger Streitigkeiten und Zwiste. Ein Mann, pflegt man zu sagen, dessen Mutter und Gattin zugleich in Gefahr schweben zu ertrinken, muß, wenn er nur eine von beiden retten kann, zunächst seine Mutter retten. Denn wenn das Weib verloren geht, sagt man, so kann man ein anderes kaufen und heirathen, eine zweite Mutter aber ist nicht zu finden.

Diese lebendige und charakteristische Liebe zur Mutter wird durch die unter diesem Volke bestehenden, eigenthümlichen gesellschaftlichen Zustände sehr gefördert. Die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Vaters ist natürlicherweise unter die verschiedenen Kinderfamilien seines Haushaltes getheilt. Er wird als Schiedsrichter angerufen in den kleinen Fehden, die zwischen den Kindern der verschiedenen Mütter eines und desselben Haushaltes fortwährend im Gange sind, und muß in jedem Falle einen endgültigen Entscheid geben.[2]) Die Kinder hören, wie ihre Väter von ihren Müttern der Parteilichkeit beschuldigt werden, und oft genug mag sich ihnen die Frage aufdrängen, ob ihrem Vater überhaupt irgend ein Grad von Theilnahme für sie eigen

[1]) A. a. O. S. 82 ff.

[2]) Ueberhaupt besteht das Hauptgeschäft seines häuslichen Lebens darin, die kleinlichen Eifersüchteleien und Zänkereien auszugleichen, die die Polygamie zur Folge hat, wozu mehr als „Hiobs Geduld und Salomo's Weisheit" gehört.

sei. Alle dem Vater zugewandte kindliche Zuneigung entwickelt sich gewöhnlich erst in reiferem Alter, wenn die Kinder ihre Stellung besser begreifen lernen, und im Verkehr mit der Gesellschaft außerhalb des Hauses häufiger den Beistand und die Vermittlung des Vaters an die Mutter bedürfen. Die Mutter pflegt dagegen die ersten Keime der Liebe und Zuneigung des Kindes. Sie sorgt für all seine Bedürfnisse. Sie ist seine beständige Begleiterin und Beschützerin, und in all seinen Zwisten mit andern Kindern stets seine Freundin und Parteigenossin.

Von einer festen systematischen Leitung der Kinder ist nicht die Rede. Sie wachsen größtentheils auf, ohne daß ihnen der geringste Zwang angethan wird. Ein träger Bube fürchtet seine Eltern nur, wenn sie sich unter dem Einfluß einer zornigen Stimmung befinden. Kann er ihnen in solchen Augenblicken aus dem Wege gehen, so hat er gewonnen, denn sie strafen nie, außer eben unter solchen Umständen. Die Mittel, deren man sich bedient, um die Kinder in Zucht zu erhalten, sind verschiedener Art. Man erzählt ihnen die entsetzlichsten Koboldgeschichten; bindet ihnen Zaubermittel oder Fetische um den Hals, von welchen man ihnen versichert, daß sie ihnen für jedes Vergehen augenblicklich den Tod bringen würden. Eines der gewöhnlichsten Strafmittel, mit dem man ungehorsame Knaben züchtigt, besteht darin, daß man ihnen grausamer Weise Pfeffer in die Augen reibt, und es ist in der That ein Wunder, daß diese Operation, bei der die Kinder furchtbar schreien, nicht den Verlust des Augenlichtes zur Folge hat. — Erwachsene Verbrecher werden übrigens noch einer härteren Strafe unterworfen, indem man sie unter dem Dache des Hauses aufhängt, und förmlich mit Pfeffer räuchert. Es erfolgt dabei starkes Husten und Niesen bis der Mann völlig erschöpft ist. Ich habe nie vernommen, daß diese Folterqual den Tod nach sich gezogen hätte, doch mögen oft genug dauernde Nachtheile für die Gesundheit daraus entspringen, wenn sie auch nicht unmittelbar bemerkbar werden."

Zwei Umstände scheinen uns die sonst so stark bezeugte Liebe des Negers zu seinen Kindern zweifelhaft zu machen. Der erste besteht in der Sitte, die in manchen Negerländern allgemein herrscht, daß Zwillinge sofort nach der Geburt umgebracht werden. Ebenso macht man es mit mißgestalteten Kindern. Auch die Mutter wird wohl in solchen Fällen, wo nicht getödtet, doch von der menschlichen Gesellschaft für eine Zeit ausgeschlossen und muß sich einer nicht leichten Reinigung unterwerfen. Es beruht dies alles auf einem tief eingewurzelten Aberglauben. Man sieht in Mehrgeburten eine verabscheuungswürdige Thierähnlichkeit, wie dies auch bei andern heidnischen Völkern vorkommt, oder fürchtet irgend ein Unglück, welches nach solchem Anzeichen, wenn man dies nicht entferne, eintreten würde.

Der andere Punkt, der vielfach zur Charakterisirung des Negers überhaupt — jedoch fälschlich — gebraucht worden, ist der, daß er seine eignen Kinder in die Sklaverei verkaufe. Es ist dies jedoch nur in den Gegenden vorgekommen, wo der demoralisirende Einfluß des Sklavenhandels und des Branntweins den Neger viel schlechter gemacht hatte, als er an sich ist. Pflegten doch dort auch Weiße ihre von schwarzen Müttern geborenen Kinder ohne weiteres in die Sklaverei zu verkaufen. Im Innern aber, das von jenen Einflüssen weniger berührt wurde, scheinen nur unter Verhältnissen bittrer Noth, in denen der Neger schließlich sich selbst in die Sklaverei begibt, um sein Leben zu fristen, auch Kinder verkauft worden zu sein.

Dies führt uns auf die Hausſklaverei, die einen der charakteriſtiſchen Züge im Leben der Negervölker bildet. Vielleicht nirgends hat ſie eine ſolche Ausdehnung wie bei dieſen. In einigen Staaten bilden die Sklaven $^3/_4$ in andern ſogar $^4/_5$ der ganzen Bevölkerung. Nur

sehr vereinzelt stehen ein paar Völker da, die keine Sklaverei haben. Man würde sich jedoch ein völlig unrichtiges Bild von den Verhältnissen machen, wenn man diese soziale Institution mit dem Sklavenhandel und seinen Greueln identifiziren wollte. Jene ist etwas ursprünglich auf afrikanischem Boden Gewachsenes, dieser dagegen die exotische Giftpflanze, die dorthin verpflanzt, Verderben bringend das Land überwuchert hat. — Freilich lassen sich auch gegen die Hausklaverei gewichtige Anklagen vorbringen, und ich möchte nichts weniger, als sie rechtfertigen. Es finden sich genug Beispiele harter und willkürlicher Behandlung, und jedenfalls ist es ein furchtbarer Hemmschuh für die Entwicklung eines Volkes, wenn ein solcher Bruchtheil desselben seinen individuellen Willen zum großen Theil verloren hat, wie dies in der That bei den Negern der Fall ist. Der Sklave fühlt sich in vielen Beziehungen so vollständig abhängig von seinem Herrn, und entbehrt so alles Gefühls einer persönlichen Verantwortlichkeit, daß er z. B. mit der größten Ruhe einen Mord vollbringen kann, wenn ihm sein Herr einen solchen befiehlt. Diese Verantwortungslosigkeit scheint vielfach das Drückende, was eine völlige Abhängigkeit hat, aufzuwiegen; er dispensirt sich gern von aller eignen Ueberlegung, indem er dem Herrn das Nachdenken überläßt.

Uebrigens gibt es verschiedene Arten von Sklaven. Namentlich sind diejenigen, welche gekauft wurden, sei es als Kriegsgefangene, sei es als Verbrecher oder Schuldsklaven, von denen zu unterscheiden, die im Hause geboren sind und die eine bevorzugte Stellung einnehmen und bei manchen Völkern nicht weiter verkauft werden dürfen. Im ganzen aber kann man sagen, daß ihre Stellung im Hauswesen etwas Patriarchalisches hat. Der Sklave nennt in manchen Gegenden seinen Herrn „Vater" und dieser nennt ihn „Sohn". Erwirbt er die Zufriedenheit desselben, so wird er auch wohl sein Schwiegersohn, indem er eine Tochter des Herrn zur Frau erhält. Manche erwerben sich Vermögen und Ansehen und können ihrem Gebieter von dieser Seite sehr nützlich sein. In einzelnen Fällen kommt es vor, daß sie Kabusire, Staatsbeamte werden. Der Sklave ißt mit seinem Herrn aus derselben Schüssel, ein Recht, das der Gattin nicht zusteht. In manchen Gegenden hat er die Hälfte seiner Zeit für sich. Oft werden sie ganz wie Familienglieder behandelt und ihre Kinder werden frei.

Faßt man dies alles zusammen, so wird man ihr Loos, im Vergleich mit dem der westindischen Sklaven, besonders derer, die von freigelassenen Schwarzen gehalten wurden, noch als sehr erträglich bezeichnen können.[1])

Was die politische Verfassung der Negervölker betrifft, so gibt es in den Küstenländern, außer einigen größeren Staaten wie Ashanti und Dahome, die ihre Macht dem Sklavenhandel verdanken, meistens kleine

[1]) Nach Waitz, a. a. O. S. 211 ff. Beiläufig sei hier erwähnt, wie die englische Regierung in neuster Zeit auf der Goldküste den entscheidenden Schritt zur Beseitigung der Hausklaverei gethan hat. Die Erfolge dieser Maßregel sind bisher noch nicht zu übersehen.

Königreiche, die oft nur wenige Städte umfassen. Die königliche Gewalt ist jedoch hier wie dort bedeutend beschränkt durch eine Aristokratie, deren Vertreter zuweilen einen Einfluß haben, dem sich auch der König fügen muß, mag sein Regiment andrerseits auch als ein völlig despotisches erscheinen. Es knüpfen sich an die Person des Königs religiöse Vorstellungen, die ihn weit über die andern Glieder des Volkes erheben und zu der sklavischsten Verehrung seitens seiner Unterthanen führen, die vor ihm die Knie beugen, oder sich der Länge nach auf den Boden werfen und Staub auf ihr Haupt streuen. Damit ist in einigen Fällen das albernste Hofceremoniell verknüpft, wie in Darfur das Niesen des Herrschers von seiner Umgebung durch vorschriftsmäßige Laute nachgeahmt werden muß u. dergl. Bei vielen kleinen Negerkönigen aber ist mit der Macht, die unter dem Einflusse der Vornehmen nur zu einem Schatten wird, auch die Verehrung sehr gesunken.

So ist denn auch der Glanz der Hofhaltung dieser Könige ein sehr verschiedener. Der Palast des Königs von Dahome[1]) nimmt fast eine englische Quadratmeile ein. Doch sind die Wände nur von Lehm und innen weiß angestrichen, die Dächer von Stroh. Die Gebäulichkeiten schließen eine Menge von Höfen ein. Bewaffnete Weiber, die berühmte weibliche Leibgarde des Herrschers, halten Wache. Am Eingange und auf den Dächern sind, wie auf den Stadtthoren und an allen wichtigen Plätzen, Menschenschädel in Menge als Schmuck angebracht. Diesen letzteren lieben die Neger vielfach. Auch am Kalabar soll es irgendwo einen Saal und einen Weg geben, die ganz mit Menschenschädeln gepflastert sind. Als besondere Merkwürdigkeit in Agbome, der Hauptstadt von Dahome, ist der Staatswagen des Königs zu erwähnen, ein hölzerner Elephant, der auf Rädern steht. Es würde uns zu sehr aufhalten, wollten wir den sonstigen geschmacklosen Prunk ausführlich beschreiben, mit dem sich diese größeren westafrikanischen Monarchen zu umgeben pflegen. Dagegen ist schon oben angedeutet, wie es bei den kleineren desto ärmlicher aussieht. Oft fehlen ihnen die Mittel, wenn es ihnen nicht gelingt den Handel zu monopolisiren, sondern die Unterthanen in dieser Beziehung ihnen Konkurrenz machen. Vielfach sind sie so bettelhaft, wie die letzteren, und wissen jedem Fremden auf unverschämte Weise Geschenke abzugewinnen. Geht eine Handelsstraße durch ihr Gebiet, so wissen sie daraus durch Erhebung von Zöllen ihren Vortheil zu ziehen. In den von Europäern und Arabern nicht besuchten Ländern ist dies übrigens weniger der Fall. — In jeder Stadt eines solchen Reiches hat ein Statthalter des Königs neben den Vornehmen die Gewalt in Händen.

Die Königswürde ist erblich, doch geht sie nach der wie es scheint auch bei Privaten geltenden Erbfolge nicht auf den Sohn, sondern auf den Sohn der Schwester über. Dieses Erbrecht herrscht bei manchen heidnischen Völkern und hat seinen Grund in dem Mißtrauen gegen die Treue der Gattin.

Hinsichtlich der Rechtspflege haben wir neben der oben angedeuteten, durch den Adel resp. den König geübten Gerichtsbarkeit eine

[1]) Fast wörtlich nach Waitz, a. a. O. S. 130.

anderweitige zu erwähnen, die von einer geheimen Gesellschaft geübt wird, wie dies bei den Mandingo's, Susu's, Timnehs, Bulloms u. s. w. geschieht. Dieser Geheimbund wird bei den erstgenannten mit dem Namen Purra bezeichnet (Flickinger sagt: Purra-Busch-Gesellschaft oder Teufels-Busch-Gesellschaft). Das Wesen desselben ist noch nicht hinreichend ins Klare gesetzt, doch steht soviel fest, daß er eine Art geheimer Polizei und Gerichtsbarkeit bildet, denn er bestraft Diebstahl, Zauberei und andere Verbrechen im Geheimen, bisweilen durch maskirte Leute, und bemächtigt sich der Angeschuldigten durch nächtliche Ueberfälle. Er ist allgemein gefürchtet. Von seinen Mitgliedern verlangt er unbedingten Gehorsam. Dieselben erhalten besondere Namen. Wer zufällig das Bundesgebiet betritt, wird unter vielen schrecklichen Ceremonien dem Bunde einverleibt und mit dem Tode bedroht, wenn er etwas von dessen Geheimnissen ausplaudre. Zwei parallele Streifen, die auf den Leib tätowirt sind, sollen das Zeichen des Purra sein. Es wird auch ein Oberpurra, ein gemeinschaftliches Bundesgericht verschiedener Völker erwähnt. Etwas Aehnliches ist die Semo-Gesellschaft bei den Susu's, der Egbo-Orden in Alt-Kalabar und andre geheime Gesellschaften in andern Gegenden, von denen weniger bekannt geworden. Die Frauen müssen sich vor den vermummten Vertretern dieser Geheimbunde, die sich durch furchtbares Geheul und scheußliches Gekreisch ankündigen, in ihre Häuser zurückziehen und fortwährend in die Hände klatschen. Wagte sich eine hinaus, so würde sie unweigerlich dem Tode verfallen.

Etwas abweichend von der politischen Verfassung der übrigen Negervölker ist die Ordnung der Dinge bei den Kru's auf der Pfefferküste, oder vielmehr Grebo's, wie sie sich nennen. Hier treten die patriarchalischen Zustände, von denen sich sonst auch Spuren finden, deutlicher hervor. Jede Familie im weiteren Sinne hat ein Oberhaupt, das Verwalter eines Familienvermögens ist, zu dem jedes männliche Mitglied ein Gewisses beisteuert. Dieser Patriarch schickt die jüngeren Leute auf Reisen, besonders als Matrosen auf europäischen Schiffen,[1]) damit sie sich Reichthümer erwerben, die ihm zur Verthei-

[1]) Die Kru's spielen auf den europäischen Schiffen an der Westküste Afrika's eine bedeutende Rolle. In den meisten europäischen Ansiedlungen gibt es Kolonien von ihnen. Sie sind vortreffliche Seeleute und ersetzen in geeigneter Weise die europäischen Matrosen, die vom Klima geschwächt werden oder demselben ganz unterliegen. Gewöhnlich werden die Knaben schon im zwölften Lebensjahre an Bord gebracht und dienen, vielleicht mit Unterbrechung, bis zum zwanzigsten, doch so, daß sie immer für ein bis anderthalb Jahr verdingt werden, oder sich verdingen. Monatlich verdienen sie etwa 2 Dollars. Hat das Schiff seine Reise beendigt, so werden sie entweder einem andern nach ihrem Vaterlande segelnden Schiffe übergeben, oder wenn ein solches nicht bei der Hand ist an der ersten besten Stelle ans Land gesetzt. Die im Schiffsdienst erworbene Habe, die in Baumwollenzeug, Gewehren, Kübeln u. s. w. besteht, wird ihnen, wenn sie nicht unmittelbar bei ihrer Heimat wieder ans Land kommen, gewöhnlich von den Eingebornen abgenommen, so wie er und seine Verwandten es denn ihrerseits im Falle ein Kru vom andern Stamme in ihrem Gebiete landet, dasselbe thun. Erreicht aber einer wirklich seine Heimat mit einer größeren Habe, so wird ihm von Seiten seiner Freunde der herzlichste und geräuschvollste Empfang zu Theil mit Freudenschüssen, Tänzen u. s. w.

lung an die Familienglieder übergeben werden. — — Jene Patriarchen bilden zusammen den Rath der Alten, der über alle politischen Angelegenheiten entscheidet; ihm gegenüber steht die Versammlung der übrigen Männer, welcher die legislative und exekutive Gewalt zusteht. Die vier obersten Aemter im Staate führen der oberste Patriarch und der Oberpriester (Bodio), welcher für Ernte, Wetter, Gesundheit, Fischreichthum u. s. w. verantwortlich ist, — beide sind die Präsidenten des Rathes der Alten, — ferner der Vorsteher der zweiten Versammlung und endlich der Anführer im Kriege. Die Kru's haben unter allen Küstenvölkern eine besondere Stellung; sie haben nie den Sklavenhandel in ihrem Lande gelitten, obwohl sie selbst unverkäufliche Sklaven besitzen.

Unter den Gesetzen eines Negerreiches stehen die Strafgesetze an der Spitze. Vielfach spricht sich in diesen der Grundsatz aus, daß Geld über alles geht. Auch die schwersten Verbrechen, selbst Mord, lassen sich mit Geld sühnen, wobei nur das Maß der Zahlung sich nach der Stellung des Ermordeten richtet. Wer nicht zahlen kann, fällt als Opfer der Blutrache. Die Wohnungen der obersten Priester sind Freistätten für Verbrecher. Unverhältnißmäßig hart aber wird jeder Diebstahl bestraft, wie z. B auf der Goldküste durch Verkaufen in die Sklaverei. — Bei dem Gerichtsverfahren kommt Bestechung sehr häufig vor, und ein gerechtes Urtheil erfolgt gewöhnlich nur dann, wenn die beiden Parteien einander an Reichthum und Einfluß gleichstehen. Zur Erweisung der Schuld oder Unschuld werden häufig Gottesgerichte angewendet. Meist handelt es sich um einen Gifttrank. Auch glühendes Eisen wird bei den Bulloms, und siedendes Palmöl, aus welchem der Angeklagte eine Nuß mit unverletzter Hand herausholen muß, auf Kap Palmas gebraucht. Anderswo muß der Angeklagte durch einen Fluß oder Meeresarm schwimmen, wo es Krokodile oder Haifische in Menge gibt. Der Fetischtrank, den die Angeschuldigten verschlucken müssen, besteht aus dem Absud der Rinde eines fast überall wachsenden, doch fast in jedem kleinen Gebiete einen andern Namen führenden giftigen Baumes, wird aber auch von einer ebenso giftigen Nuß bereitet und verschieden benannt; bei den Susu's und Bulloms heißt er das „rothe Wasser", auf Kap Palmas „Dschidu", anderwärts „Adum"

Es wird ein Familienschmaus bereitet, und der Ankömmling geputzt durch die Straßen geführt. Einige Tage darauf wird Familienrath gehalten, und der ganze Erwerb vertheilt, wobei es gewöhnlich zu Lärm und Streit, nicht selten sogar zu Schlägereien kommt. Wenn der Heimgekehrte einige schöne Kleider und eine blaue Mütze für sich und ein baumwollenes Tuch für seine Mutter oder Lieblingsschwester gesichert hat, so sind alle seine Wünsche befriedigt. Dazu bekommt er eine Frau, die ihm seine Familie besorgt. Er bleibt aber nicht lange bei seiner jungen Gattin, sondern geht aufs neue auf die Reise, um bei seiner zweiten Rückkunft, wenn alles gut geht, ein zweites Weib zu erlangen, u. s. w. Inzwischen stirbt vielleicht ein Onkel von ihm, von dem er eine Anzahl weiterer Weiber erbt. — Nun ist sein Glück fertig, er bleibt im Lande als ein angesehener Mann. Durch seine Reisen aber hat er auch eine ziemliche Kenntniß der englischen Sprache, und doch wenigstens einen weiteren Gesichtskreis mitgebracht; so daß die Kru's in Hinsicht der Kultur andern westafrikanischen Völkern beträchtlich voraus sind. Wilson a. a. O. 73 ff.

oder das „bittere Wasser"; in Dahome wird die Rinde des Dunbaumes gekaut und Wasser darnach getrunken. Der Fetisch, so glaubt man, gehe mit dem Trank in den Magen des Angeschuldigten und sehe sich in seinem Herzen nach der geheimen Schuld um. Findet er nichts, so kehrt er mit dem Tranke wieder um; findet er etwas, so bleibt er mit dem Trank im Magen, um die verdiente Strafe zu verhängen. Gibt darum der Verklagte durch Erbrechen das Gift wider von sich, so wird er für unschuldig erklärt und ist für diesmal gerettet; doch müssen viele Unglückliche sich der Ceremonie mehrmals und manchmal so lange unterwerfen, bis das Gift doch endlich den Tod wirkt. Am häufigsten wird der Fetischtrank wegen Zauberei gereicht; auch wegen Diebstahls, Ehebruchs u. dgl. kommt er vor. Der schnelle Tod eines Menschen bringt fast immer auf einen oder mehrere den Verdacht, ihn vergiftet oder durch Zauberei umgebracht zu haben, und der Beschuldigte, den man auf mancherlei Weise herauszubringen weiß, hat nur einen Weg der Rechtfertigung, den Fetischtrank. Am Tage der Entscheidung führt man den Angeklagten auf den Richtplatz, zieht ihm die Kleider aus und bindet ihm einige Bananenblätter um den Leib. Vorher wird ihm etwas Reis gegeben, worauf er den Gifttrank in großer Quantität zu sich nehmen muß. Gibt er diesen Reis mit dem rothen Trank wider von sich, so wird er für unschuldig erklärt und mit Freudengeschrei und Schießen von seinen Freunden im Triumph nach Hause geleitet; behält er es bei sich, so schwillt er auf und muß sterben. Jeder ohne Unterschied, auch der geachtetste Häuptling, muß sich im Fall des Verdachtes dieser Probe unterwerfen, und da die Priester und Fetischmänner ihre Hand stets dabei im Spiele haben, so ist das ungemein häufig vorkommende Dschidutrinken für sie die furchtbarste Waffe, sich der ihnen mißliebigen Gegner zu entledigen.

Krieg[1]) ist in Westafrika nichts Seltenes; schon der Sklavenhandel mußte ihn zur Gewohnheit machen. Oft vereinigen sich Nachbarn zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen irgend einen schwächeren. Die Zurüstung pflegt mit großem Lärm (wie alles bei den Schwarzen) zu geschehen, begleitet von Gesang und Tanz. Um dem Feinde furchtbar zu werden putzt man sich in grotesker Weise und bemalt sich weiß oder roth. Im allgemeinen ist von Muth nicht viel die Rede. Stand zu halten und ruhig auf sich schießen zu lassen ist dem Neger eine Thorheit, wie sie nur Weiße begehen können. Dennoch gibt es in Asante und Dahome gut eingeübte Truppen, die sich im Gefechte tapfer genug zeigen. Freilich steht auf Feigheit auch Todesstrafe. Auch die von Europäern befehligten Negertruppen leisten Tüchtiges. Für gewöhnlich aber gibt es bei den Kriegen der kleinen Könige nicht viel Disziplin. — Feuergewehre sind die allgemein gebrauchte Waffe; meistens freilich kommen die in Europa unbrauchbar gewordenen Flinten dorthin. Oft werden sie überladen; denn einen recht starken Knall hervorzubringen gilt als die Hauptsache. Daher aber springen die Gewehre oft und beschädigen den Schießenden. So sieht

[1]) Waitz, a. a. O. S. 158 ff.

man sie denn vielfach mit Furcht an, als ob ein böser Geist darin stecke, wagt nicht sie an die Schulter zu setzen, sondern legt sie nur an die Hüfte, wobei natürlich nicht viel gezielt werden kann.

Bei den Mandingo's ziehen Sänger mit in den Krieg, um durch den Vortrag früherer Heldenthaten die Kämpfer zu begeistern. — Was die Art der Kriegführung selbst betrifft, so ist sie gewöhnlich verschieden, je nachdem es sich um einen ordentlichen Krieg oder um einen Raubzug handelt. Nur der erstere wird wirklich angekündigt. Er ist bisweilen aber auch mit einer einzigen Schlacht beendigt. Die Sklaven werden meist in das Vordertreffen gestellt. Vor der Schlacht werden häufig Zaubereien der verschiedensten Art vorgenommen, um sich den Sieg zu sichern, den Feind mit Blindheit zu schlagen oder auf andre Weise zu verderben. Es wird z. B. dem feindlichen Heere ein Mann mit einer Kalabasse voll Zauberwasser entgegen geschickt, die er gegen dasselbe ausschüttet. Auch kommt es vor, — denn die Prahlerei kann der Neger nirgends unterlassen, — daß einer dem Feinde herausfordernd entgegen tanzt, sich wie rasend geberdet, sein Gewehr abschießt, es in die Höhe wirft, wiederfängt und andre Possen dieser Art macht.

Große offene Feldschlachten sind selten; gewöhnlicher ziemlich regelloses Tirailliren. Vorzugsweise werden Ueberfälle aus dem Hinterhalte gern gemacht. Das Anzünden der feindlichen Städte ist das erste, worauf ausgegangen wird, allgemeine Verwüstung des Landes gewöhnlich der Hauptzweck. Gegen den bezwungenen Feind kennt der Neger kein Mitleid. Die furchtbare Leidenschaftlichkeit, die ihm eigen ist, entflammt zu Wuth und Rachgier. Die Gefangenen werden geopfert und fürchterlich gequält. Es kommt vor, daß sie in der ersten Wuth zerschnitten und zerhackt werden. Ist ihr Leben aber einmal geschont, so spart man sie nicht zu grausamen Festlichkeiten, wie dies andre Völker thun. Zuweilen wird das Herz des erschlagenen Feindes gegessen; auch kommt im Kriege weiterer Kannibalismus vor, der wenigstens früher noch allgemeiner gewesen zu sein scheint nach dem Ausdrucke: „Den Feind auffressen", der für das Kriegführen gebraucht wird. Von dem auch im Frieden vorkommenden Kannibalismus haben wir weiter unten zu reden.

Von der Religion der Neger macht man sich eine durchaus unrichtige Vorstellung, wenn man nur die einzelnen Formen ins Auge faßt, in denen sie in die Erscheinung tritt, wie dies bis in die neuere Zeit meistentheils geschah. Man glaubte bei dem Neger eine der rohesten Arten des Polytheismus zu finden, indem man die Gegenstände religiöser Verehrung, wie sie sich dem Beobachter darbieten, und für die der Name „Fetisch" gebräuchlich geworden ist, selbst als Götter von dem Volke angesehen meinte. Auch jetzt noch mag es vielfach vorkommen, daß man denkt, der Fetischdiener bete den Holzklotz oder den Lappen selber an. Damit thut man ihm jedoch ebenso unrecht wie dem Katholiken, wenn man ihm nachsagen wolle, daß er sein Marienbild, das Stück Papier oder die Medaille von Metall verehre. Auch der Neger unterscheidet

sehr wohl den Geist, den er verehrt, von dem sinnlichen Gegenstande, der Träger dieses Geistes ist. Für gewöhnlich aber faßt er beides der Art zusammen, daß er meint, der Geist habe in diesem Gegenstande seinen festen Wohnsitz genommen, und nur so ist der letztere „Fetisch" und Gegenstand der Verehrung. Entweicht der Geist, was namentlich der Fall ist, wenn der Fetisch unwirksam wird, so ist das Ding nichts nütze und wird weggeworfen. — Hiernach steht also der Fetischismus immer noch über dem Materialismus, der den Geist schlechtweg leugnet. Er ist immer noch eine Religion, die den Menschen in Verbindung mit einer höheren geistigen Welt setzen will.

Aber noch mehr. Die sorgfältigsten Forschungen erweisen, daß nicht jene unzähligen Geister und Götter die Grundelemente der religiösen Vorstellung des Negers sind, sondern daß durch dieses Gewirr des Polytheismus sich sehr deutlich die Spuren eines Monotheismus zeigen, und zwar eines ursprünglichen Glaubens an ein höchstes Wesen, der nicht erst durch den Einfluß der Europäer sich ausgebildet haben kann. Alle Negervölker, die längs der Westküste wohnen, wissen etwas von einem höchsten, guten Gott, der die Welt gemacht hat. Sie haben für denselben einen oder auch mehrere besondere Namen, wodurch er nach verschiedenen Eigenschaften bezeichnet wird.[1]) Aber diese Gotteserkenntniß verschwimmt in nebelhafte Ferne. Sie wissen sich keinen Begriff von dem Wesen und dem Wirken dieses höchsten Gottes zu machen. Meistentheils scheinen sie zu denken, „daß Gott, nachdem er die Welt geschaffen und mit ihren Bewohnern ausgestattet, sich nach einem entlegenen Winkel des Weltalls zurückgezogen, und die Leitung der Weltangelegenheiten an die bösen Geister, neben denen es übrigens auch gute gibt, habe gelangen lassen. Daher kommt es, daß die hauptsächlichste religiöse Verehrung diesen bösen Geistern gilt, um deren Gunst man sich bewerben, oder deren Mißgunst mit ihren übeln Folgen man abzuwenden sucht. Nur bei besonderen und seltenen Gelegenheiten, wie bei Abschluß eines wichtigen Vertrages, oder wenn jemand verurtheilt wird, das Rothwasser-Gottesgericht zu trinken, wird der Name Gottes feierlich — — dreimal mit großem Ausdruck angerufen."[2])

Zuweilen finden sich Spuren einer Erkenntniß Gottes in seinen Werken. „Man sieht es ja täglich", sagte ein Fetischmann auf der Goldküste von Njongmo, dem Höchsten, „wie durch den von ihm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras, das Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpfer sein?" Auch Züge einer poetisch ausgemalten Naturreligion finden sich dort. Die Wolken sind der Schleier, die Sterne der Schmuck vor Njongmo's Gesicht. Er sendet seine Kinder die Wong, Luftgeister, die ihn bedienen, auf die Erde, wohin sie seine Befehle zu bringen oder diese selbst auszuführen haben. Die Frommen

[1]) Bei den Grebo's (Kru's) gewöhnlich „Nyiswa" aber auch „Gepi", Schöpfer' genannt; in Asanti: „Yancumpon" d. i. mein großer Freund, und „Yemi", mein Schöpfer; auf Fernando Po: „Rupi", bei den Aku's: „Olorun" d. i. Herr des Himmels; bei den Ibo's: „Tschuku".

[2]) Wilson, a. a. O. 154.

und Fetischmänner wenden sich oft unmittelbar an ihn, bitten ihn um Speise und um Segen zu jeder Medizin und nennen beim Aufstehen dankend ihn, der des Morgens das große Thor für die Sonne öffnet."[1]) — Auch die Odschi's (Otyi's) auf der Goldküste besitzen eine ziemlich bestimmte Vorstellung von Gott, den sie den Hohen oder den Höchsten nennen: er ist Schöpfer, spendet Regen und Sonnenschein und alles Gute; er hat die siebentägige Woche gemacht; er weiß alles, und in seine Stadt werden die guten Menschen nach ihrem Tode aufgenommen. Doch läßt er jetzt die Welt gewähren und steht zu hoch für die Verehrung der Menschen. Geschaffene Geister, die öfter sinnlich erscheinen und sich besonders dem Priester mittheilen, sind von ihm über Berg und Thal, Wald und Feld, Fluß und Meer als Herren gesetzt u. s. w.[2])

Alle jene Lichtspuren einer reineren Gotteserkenntniß sind jetzt aber wirr und wüst überwuchert von dem trostlosesten Aberglauben; und wir dürfen darin wohl eine Depravation der ursprünglichen Negerreligionen sehen, an welcher der Sklavenhandel auch mitgewirkt hat, wenn wir auch nicht zuviel auf seine Rechnung schreiben wollen. Denn die von demselben nicht ganz so wie die Küstenvölker berührten Völker des Innern, scheinen doch nicht in demselben Maße auch in ihren religiösen Vorstellungen höher zu stehen. Vielmehr müssen wir im Fetischismus dieselbe Nacht des Heidenthums erkennen, wie sie überall sich über die abgefallene Menschheit breitet, wo sie ihre eignen Wege geht.

An die Stelle des Gottesdienstes tritt der Naturdienst, und durch Personifizirung der verschiedenen Naturkräfte entsteht die Vielgötterei. Bei dem Neger aber zersplittert sich dieselbe infolge „seiner gewaltigen Sinnlichkeit und seiner Vorliebe zum Phantastischen in die bunteste Mannigfaltigkeit sonderbarer und zum Theil ausschweifender und wilder Einbildungen. Er treibt die Beseelung der Natur bis auf die äußerste Spitze." In jedem Dinge, in der unbedeutendsten Kleinigkeit kann ein Geist sitzen, besonders wenn der mit der Geisterwelt in Verkehr stehende Priester ihn hineingebannt hat.[3]) Alle diese Dinge werden „Fetisch" genannt, ei.. von dem portugiesischen Worte „feitiço" (Zauber) abstammender Name. Auf andern Theilen der Küste werden im wesentlichen eben dafür die Ausdrücke „Grigri", „Juju" und andere gebraucht, wenn auch in einem Umfange, der sich nicht immer mit dem des ersten Begriffes decken mag.

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1856, II. S. 128, bei Waitz S. 170.

[2]) Riis, Elemente des Akuapim-Dialekts, S. VII. ebendaselbst S. 171.

[3]) Es ist nicht möglich, alle die tausenderlei Dinge aufzuzählen, die als Fetische benutzt werden, vom einfachen platten Stein an bis zum Champagner-Kork, und vom Antilopenhuf und Ziegenhorn bis zur Pomadenbüchse. Besonders scheinen sich alle auffallenden und fremdartigen Gegenstände dazu zu eignen. Vielfach aber werden Gegenstände eigens angefertigt, um als Fetische zu dienen, wie die beschriebenen Grigri's und die erwähnten rohen und unförmlichen Götzenbilder. Wenn ich hier (gegen Waitz) auch jene Amulete zu den Fetischen rechne, so geschieht das deshalb, weil sie in der That so genannt und anderwärts Grigri mit Fetisch gleichbedeutend ist. Dann aber auch, weil sich keine einigermaßen haltbare Grenzlinie zwischen jenen Zaubermitteln und jenen andern Gegenständen religiöser Verehrung ziehen läßt.

Im gewöhnlichen Leben freilich geht für die Vorstellung des Negers der Geist, der solchem sinnlichen Gegenstande inne wohnen soll, in dem wirren Getriebe der Einbildungskraft ganz mit dem letzteren zusammen. Er bekommt ein Gefühl der Zuneigung und Dankbarkeit gegen den Klotz oder Lappen, durch welchen ihm nach seiner Meinung irgend ein Glück bereitet ist, namentlich wenn wiederholte Erfahrung dies bestätigte. Er widmet dann diesen Gegenständen selbst seine abgöttische Verehrung, begießt ihn zuweilen mit Rum, was eine Art Opferung sein soll, und spricht zu ihm ganz vertraut wie zu einem Freunde; ja in Augenblicken der Gefahr ruft er ihn inbrünstig an, als wenn er seine Thatkraft wecken wollte. Die Zwecke, für welche man Fetische benutzt, sind unzählige. Einer schützt gegen Krankheit, ein andrer gegen Dürre, ein dritter gegen Kriegsunglück. Einer soll dazu dienen, Regen herab zu bringen, ein andrer füllt Meer und Flüsse mit Fischen und führt sie in die Netze der Fischer. Fetische heilen Wahnsinn und die Unfruchtbarkeit der Weiber — kurz es gibt kaum ein Uebel des menschlichen Lebens, das sich nicht mit solchen Mitteln abwenden ließe. Es kommt nur darauf an, daß der richtige Fetisch getroffen wird. Einige derselben dienen zur Erhaltung, andre zur Vernichtung des Lebens. Einer erfüllt im Kriege den Mann mit Muth und macht ihn unverwundbar, ein andrer lähmt die Kraft des Gegners.[1])

Daß es nicht blos Fetische für einzelne Personen, sondern auch für ganze Gemeinwesen gibt, ist oben bereits angedeutet. So wie jedes Haus seine den Penaten entsprechenden Heiligthümer hat, besitzt jeder Stamm seine Stammesfetische, jede Stadt ihre Stadtfetische, deren einige unter einem rohen Dache am Thore aufgestellt zu sein pflegen. — Uebrigens sind es nicht blos unbelebte Gegenstände, denen man so religiöse Verehrung zollt, sondern vielfach auch Thiere und Bäume. Letztere namentlich, wenn sie sich durch Größe auszeichnen, wie der Baumwollenbaum u. s. w. Unter den Thieren aber gelten diejenigen, welche „in ihren Lebensgewohnheiten etwas Dämonisches haben", als Fetische. Ueberhaupt hat der Neger eine eigenthümliche Auffassung der Thierwelt, die ihm keineswegs als wesentlich verschieden von der Menschenwelt unter der letzteren steht. Die Thiere erscheinen ihm oft als räthselhafte Wesen, die im Grunde von den Menschen gar nicht so sehr verschieden sind. Rühmte doch ein Neger die Schlauheit der Affen, die so thäten, als wenn sie nicht sprechen könnten, und damit der Gefahr entgingen zu Sklaven gemacht zu werden[2]); und Eingeborne, die zuerst einen Esel sahen, redeten denselben an und forderten ihn auf, seine Meinung zu sagen. Doch nicht alle Thiere sind Fetisch; sowie auch nicht die gleichen in allen Gegenden.

Vielfach sind es die Affen; in Dahome ist der Elephant Nationalfetisch. Zwar wird er auch gejagt, doch die, welche ihn tödten, müssen sich besonderen Reinigungsceremonien unterwerfen. Anderswo werden die Hyäne, der Leopard, das Krokodil, der Leguan, verschiedene Vögel

[1]) Wilson a. a. O. S. 157.
[2]) Bei Waitz findet sich S. 178 eine ganze Reihe ähnlicher Citate.

u. s. w. als heilig gehalten. In Weidah wird der Schlangenkultus in großartiger Weise betrieben.[1])

Wie gesagt ist der Eingeborne seinem Fetisch mit dem unbedingtesten Vertrauen ergeben. Dennoch erlangt er dadurch nicht das Gefühl der Sicherheit. „Der Afrikaner ist der ängstlichste Mensch von der Welt. Er muß vorsichtig darauf achten, in wessen Gesellschaft er sich befindet, welchen Weg er betritt, wessen Haus er besucht, auf welchen Stuhl er sich setzt und wo er sich schlafen legt; denn er muß jeden Augenblick befürchten, daß er mit Hand oder Fuß ein unsichtbares Triebwerk des Unheils berührt, oder auf irgend eine Weise den Samen des Todes in sich aufnimmt. Die Abschnitzel seiner Fingernägel und seines Kopfhaares müssen sorgfältig verborgen werden, damit sie nicht in einen Fetisch zu seinem Verderben verwandelt werden. Wie ein scharfes Werkzeug kann ein Fetisch, wenn er ungeschickt oder nicht genau nach des Priesters Weisung benutzt wird, anstatt des Schutzes grade das größte Unheil bewirken."[2])

Die Religion des Negers geht aber keineswegs in diesen Fetischismus vollständig auf. Wilson hat mit Recht hervorgehoben, daß man zwischen dem letzteren und dem Geisterdienste wohl unterscheiden müsse, obgleich sie in vielen Punkten in einander übergehen. Der Neger ist überzeugt, daß es eine große Menge Geister gibt, die unsichtbar namentlich in der Luft leben, und denen er seine Verehrung widmet, auch ohne daß sie in einem sichtbaren Dinge Platz nehmend ihm nahe treten. Auf der Goldküste nennt man sie Wongs. Einige derselben hält man für gute Geister, die Mehrzahl aber sind böse.[3]) Wie bemerkt sind sie eine Art Untergötter, denen der eine höchste Gott, indem er sich von der Welt zurückzog, die Leitung der letzteren überlassen hat. Grotten, Haine, hohle Bäume, Quellen, Flüsse, Seen sowie das Meer, dann aber besonders eingezäunte Stücken Landes und namentlich alle Termitenhaufen[4]) werden als Aufenthaltsorte solcher Geister betrachtet. Man bewirbt sich um die Gunst der guten und sucht den Zorn der bösen zu besänftigen und abzulenken. Man baut ihnen Häuser, damit sie Obdach finden, versorgt sie mit Speise und Trank sowie mit Kleidungsstücken und Geräthschaften. Niemand, der an so einem Ort vorüber geht, versäumt ein kleines Opfer darzubringen, und wäre es auch nur ein Blatt, das er abpflückt, oder eine Muschel, die er von dem Ufer aufhebt. Uebrigens bekümmert man sich viel mehr um die bösen Geister als um die guten. Daher wird diese Dämonolatrie von den Europäern in Westafrika wohl Teufelsdienst genannt. Auch in dem Englischen, wie es von Eingebornen gesprochen wird, scheint der Ausdruck devil für diese Geister überhaupt gebräuchlich zu sein.

---

[1]) Bei demselben werden unter dem Deckmantel der Religion von den Priestern grobe sinnliche Ausschweifungen getrieben, was sonst bei den Negern nicht nachzuweisen ist.

[2]) Wilson, a. a. O. S. 159.

[3]) Jedenfalls gehört auch hierzu der im dritten Heft des ersten Bandes erwähnte Ausdruck „Dschambi", der gleichfalls in Westafrika vorkommt; ich finde jedoch nicht, in welcher Anwendung und in welchem Umfange.

[4]) Die großen Ameisenhaufen, Hügel von 6 Fuß Höhe und darüber.

Zu dem mancherlei Unheil, das die bösen Geister auf der Welt anrichten, gehören dem Neger jedenfalls als eine besonders wichtige Klasse die Krankheiten. Freilich ist das Verhältniß, in welchem die Geister zu denselben stehen, nicht ganz klar, da man sie fast durchgängig auf die Wirksamkeit irgend eines Menschen, auf Zauberei zurückzuführen scheint. Jedenfalls aber sollen die Zauberer mit der Geisterwelt in nächster Verbindung stehen. So groß nun auch die Macht ist, die man solchen Menschen zuschreibt, so gehaßt und gefürchtet ist doch die angebliche Kunst. Der Verdacht sie auszuüben ist der schwerste Makel, der einem Neger anhaften kann, und nichts wünscht er schnlicher, als nie in solchen Verdacht zu kommen. Das ganze Heilverfahren[1]) des Negers geht dahin, den Zauber zu brechen, den in den Kranken gefahrenen Geist durch allerlei Ceremonien zu bewegen, daß er jenen verlasse. Es ist dies das Geschäft der Priester, die dabei kostspielige Opfer anstellen, von denen ihnen natürlich bedeutender Profit zufällt. Im Falle des Todes aber haben sie das Amt, den, welcher den Verstorbenen bezaubert hat, auszuforschen und zur Verantwortung zu ziehen. Nur das erwähnte Gottesgericht kann einen Angeklagten reinigen. Tausend und aber Tausend jedoch fallen diesem furchtbaren Aberglauben fortwährend zum Opfer. — Außer Krankheit und Tod schreibt man den gefürchteten Zauberern noch eine große Menge andrer Uebel zu; ja einem solchen Menschen möchte man alles zutrauen, als wäre er allmächtig.

Die stärkste Stütze hat der Aberglaube des Negers an der Priesterschaft, den Fetischmännern oder Zauberdoktoren. Ihr Beruf ist die Götzen und Geister zu bedienen und den Verkehr der Menschen mit ihnen zu vermitteln. Ihr hauptsächlichstes Geschäft ist es die Opfer darzubringen.[2]) Diese bestehen in Speisen, welche natürlich der Priester

---

[1]) Bei einigen Negervölkern, z. B. den Mandingo's, werden wohl auch zum Theil recht zweckmäßig Kräuter und andre Heilmittel angewendet, doch geschieht dies meist nur bei Verletzungen und äußeren Krankheiten. Für die inneren Krankheiten aber scheint gar kein Verständniß vorhanden zu sein.

[2]) Anderweitige Geschäfte der Priester sind: Das Befragen der Orakel, das oft nur einer besonderen Klasse von ihnen zusteht. Sie spüren durch Wahrsagerei Diebe und andre Verbrecher auf, schaffen Verlorenes wieder, machen Amulete zum Verkauf, treiben Zauberdoktorei und leiten die Gottesgerichte. In Ausübung ihres Amtes verfallen sie zuweilen in gräßliche Konvulsionen. — Weiteres über die Priester findet sich in der ersten Auflage folgendermaßen zusammengestellt: Die erste Klasse desselben bildet (auf der Goldküste) der Wulomo (Mensch, Besorger des Wong) oder Osofo (Priester). Jeder größere oder Hauptwong hat wenigstens einen solchen besonderen Diener und eine Dienerin, die besonders um ihn sein, den Tempel reinigen, dem Götzen täglich Speise vorsetzen müssen u. dgl. Der Priester betet auch für das Volk und segnet es. Die Würde ist erblich auf den ältesten Sohn. Bisweilen ist der Priester auch Arzt. Die zweite Klasse bilden die vom Wong angeblich besessenen Wongtschä (Wongvater) oder eigentlichen Fetischmänner, auch Deia's, Ottronschi's Teufelsdoktoren u. s. w. (in andern Gegenden) genannt. Von ihnen unterscheidet sich der Gbalo (Sprecher), der nicht vom Wong besessen ist, sondern in seiner runden Hütte sitzend und an einer Kette rüttelnd, oder auch ein Gefäß mit einer bestimmten Flüssigkeit umrührend, jeglichen Geist ruft und mit ihm spricht, und der Hongpatschulo (Hongschnurdiener) oder Verfertiger von Fluchfetischen. Zu den Fetischmännern gehören auch die Otutu-Leute, deren Wong das Otutu (Kriegstrommel) eines Asafo (Stadtviertels) ist. Es gibt auch Priesterinnen oder Fetisch-

selber verzehrt, woraus, wie es scheint, zuweilen gar kein Hehl gemacht wird, indem man annimmt, daß der Fetisch oder Dämon die Seele der Speise genieße, der zurückbleibende Leib derselben fällt dann dem Priester zu. Ein sehr häufiges Opfer besteht in Eiern, die aber ganz dem Fetisch zu theil werden, indem man sie in großer Zahl über demselben zerbricht, daß er von dem weißen und gelben Inhalt derselben über und über besudelt wird. Dasselbe geschieht mit dem Blut der Thiere, die oft dargebracht werden, namentlich Hühner, seltener größere Thiere wie Schafe, Ziegen oder gar Ochsen. Der Fetisch empfängt nur mit dem Blute die Seele des Thieres, das Fleisch fällt zum Theil denen zu, die das Opfer darbringen. Beiläufig bemerkt liebt der Fetisch den Rum ebenso wie der Neger. Natürlich richtet sich die Größe des letzteren immer nach dem Reichthum und dem Ansehen des Opfernden, sowie nach der Wichtigkeit der Veranlassung. In manchen Gegenden werden bei bedeutenden Vorkommnissen Menschen geopfert.[1]) Doch haben die Menschenopfer, die den Göttern dargebracht werden, bei weitem in Westafrika nicht die Ausdehnung, welche man nach den Berichten annehmen möchte. Die bekannte, scheußliche Menschenschlächterei bezieht

---

weiber bei den Negern, die es zuweilen den Männern noch zuvorthun und selbst ein höheres Ansehn genießen als diese. Diese Fetischpriester aber, deren auch in dem kleinsten Dorfe wenigstens einer zu finden ist, wissen das arme Volk nicht blos in blinder Furcht zu erhalten, sondern auch auf die unverschämteste Weise zu hintergehen, wobei sie fast jedes Verbrechen ungestraft und unter den armseligsten Vorwänden verüben. Schon ihre Kleidung, in den verschiedenen Gegenden Afrika's verschieden, erscheint zwar so lächerlich als möglich, ist aber darauf berechnet, auf das unwissende Volk Eindruck zu machen. Ein Fetischmann z. B., der dem Missionar Hening in Tabu einst seine Dienste anbot, hatte sein Gesicht mit rothen und weißen Streifen bemalt und seinen ganzen Leib mit Koth und Palmöl beschmiert; eine Menge von Grigri's hing um ihn her, und ein schwarzes Affenfell, das besondere Abzeichen seines Stammes, trug er unter dem Arm. Scheußlich entstellt, den ganzen Leib weiß bemalt, welche Farbe in dem Fetischwesen überhaupt eine große Rolle spielt, eine wunderliche Kopfbedeckung, mit Stacheln des Stachelschweines geschmückt, auf dem Kopf, erscheinen auch die Ottronschi der Eibe (Ewe)-Neger. Auf zwei Arten aber kann jemand ein Fetischmann werden, entweder indem seine Eltern ihn schon als Kind einem Fetischpriester gegen ein Lehrgeld zur Ausbildung übergeben, oder indem der Fetisch selbst durch eine Art Inspiration ihn zu seinem Diener beruft. Auch nach solcher Berufung muß er bei einem berühmten Deia (Zauberer) noch eine Lehrzeit von 5—6 Monaten durchmachen und eine Probe seiner Kunst ablegen, worauf er die feierliche Erlaubniß erhält, alle die lügenhaften Wunder seines Gewerbes zu verrichten. Bei dem unbedingten Glauben der Neger aber an alle ihre Aussprüche und Vorspiegelungen ist der Einfluß der Fetischmänner auf das arme Volk ganz unbegrenzt, da es ja keinen Augenblick im Leben gibt, wo der Neger nicht seine Abhängigkeit vom Fetisch und natürlich auch von dessen Priestern zu fühlen hat, um die er sich bekümmern muß und von denen er auch auf die schlaueste Weise hintergangen und betrogen wird.

[1]) Meist werden Kriegsgefangene und Verbrecher dazu genommen. Hie und da werden aber auch unschuldige Mitglieder des Volkes, die der Fetischmann bezeichnet, zum Opfer bestimmt. In Lagos wurde jährlich ein Mädchen auf einen Pfahl gespießt, um ein fruchtbares Jahr zu verschaffen. Bei den Ibo's werden die Beine des Opfers zusammengebunden, und oft überläßt man es, nachdem es hin und her geschleift ist, dem Hungertode. In Bonny bringt man alle drei Jahre dem Juju (=Fetisch) das schönste Mädchen dar u. s. w. Zuweilen schließt sich an diese Opfer Kannibalismus an, über den noch weiter unten einiges zu sagen ist.

sich nämlich vorzugsweise auf Verstorbene, deren scheidende Seelen von Dienern oder einem Gefolge ins Jenseits begleitet werden sollen.

In nahem Zusammenhange nämlich mit dem bisher behandelten Glauben an Geister steht die Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode. In wie weit auch abgeschiedene Seelen selbst als Geister verehrt werden, ist nicht recht ersichtlich. — Jedenfalls ist auch die Seelenwanderung ein dem Neger nicht fremder Gedanke. — Wie die ganze Religion desselben aber fast nichts mit der Moral zu thun hat, so weiß man auch nichts von einer Beziehung des zukünftigen Lebens auf das moralische Verhalten des Menschen. Nur einzelne Spuren zeigen sich von einer Scheidung der Guten und der Bösen in jener Welt, als Vergeltung für dieses Leben, denen aber die moralische Bedeutung fehlt, da dem Neger gut und böse selber ganz unklare Begriffe sind. Mord, Diebstahl und Ehebruch werden hier mit Zahlung gebüßt. Lüge gilt überhaupt nicht als unerlaubt. Dagegen Vergehen gegen ein religiöses Ceremoniell werden von den beleidigten Göttern in der andern Welt bestraft.

Die Vorstellungen von dem Zustande der Seelen nach dem Tode sind ziemlich grob, von dem irdischen Leben hergenommen. Sie sollen dieselben Bedürfnisse haben wie die Lebenden. Man bringt ihnen daher Speisen, die auf die Gräber gestellt werden. Auch die Stellung des Menschen, die er in den irdischen Verhältnissen hatte, setzt sich in jener Welt fort; der Arme bleibt arm, der Reiche reich, der Kranke krank u. s. w. Daher fürchtet sich der Neger, vor seinem Ende eine lange Krankheit durchzumachen, weil er sonst auch im Jenseits siech und abgezehrt dahin wandeln müßte. — Der Tod eines Negers wird zunächst für die Weiber Anlaß zu einem fürchterlichen Geheul, dann legen seine Verwandten Trauer an und müssen bis zu seinem Begräbniß fasten. Hat aber der Todte Schulden, so wird er weder begraben noch betrauert. Die Leiche wird meist in einen ausgehöhlten Baumstamm gelegt, mit einem weißen Tuche überdeckt und unter Lärmen und Singen durchs ganze Dorf und wieder zurück zur Wohnung des Verstorbenen getragen und daneben, oder an einem seiner Lieblingsplätze, seinem Schattenbaum u. s. w. beerdigt. Bisweilen wird sie auch in dem nahen Busch begraben. Vor oder während der Prozession aber pflegt man die besten Habseligkeiten des Verstorbenen zu Schau zu stellen, um seinen Reichthum zu zeigen. Je nach dem Rang und Vermögen des Verstorbenen endet die Leichenceremonie bald, oder erst Tage, ja Wochen nach dem Begräbniß mit Lärmen, Toben, Schießen, Tanzen und Musiziren.

Zu den furchtbarsten Greueln Westafrika's aber gehören die schon erwähnten Menschenopfer, die beim Tode jedes Reichen, besonders aber der Häuptlinge geschlachtet werden. Es ist bekannt, welche Ströme von Blut bei diesen Todtenfesten, die man „Kostüme“[1]) nennt, namentlich in den großen Negerreichen Asante und Dahome zu fließen pflegen. Der englische Gesandte Bowdich war in dem ersteren Zeuge des Leichenbegängnisses der Mutter eines großen Kabusirs — so nennt man die hohen Beamten und Würdenträger.

[1]) Von dem englischen custom, Gebrauch, Herkommen.

Er ging um Mittag aus und sah mit seinen Begleitern die Geier über den noch warmen Leichen Enthaupteter schweben, während ihm verschiedene Weibertruppen von je 50—100 begegneten, die in schleifender Bewegung tanzten und dabei in gräßlichen Tönen die Verstorbene beklagten. Andre Weiber trugen schöne Kleider und Seidentücher auf dem Kopfe, die ihr gehört hatten. Sie alle waren mit rothem Thon beschmiert, womit sie diejenigen nachahmten, die mit Blut bedeckt waren. Die Menge stürzte sich wild daher; das Getöse von Pferden, Trommeln, Flintenschüssen, das Geschrei, Geächze und Gekreische von allen Seiten machte einen gräßlichen Eindruck. Alle Augenblicke wurde ein Opfer in größter Eile von Leuten vorübergeschleppt, denen wilde Mordlust aus den Gesichtern sprach und ihnen ein teufelisches Ansehen gab. Dann kamen die Häuptlinge, durch Flintenschüsse angekündigt. Jetzt wurde des Königs Eintreffen auf dem Marktplatze verkündigt, und alles drängte sich in wildem Schwalle dorthin; aber die Säbel der Soldaten hieben dem Leichenzuge eine Bahn durchs Gedränge. Der Sohn der Verstorbenen ging voran und tanzte herüber und hinüber wie ein ganz Betrunkener. Die armen Opfer, denen ein Messer durch beide Wangen gesteckt war, sah er mit einer der Tollwuth nahen Barbarenlust an; sie blickten ihm mit stumpfer Gleichgültigkeit entgegen. Die andern Häuptlinge in ihrem Fetischputz folgten dem Zuge. Auf dem Marktplatz angelangt sah man den König, von seinem Prunk und Gefolge umgeben, schon sitzen. Dreizehn Opfer, von ihren Henkern in schwarzen Mützen und Westen umgeben, wurden durch die Volksmasse zu seiner Linken zusammengedrängt. Nun lärmte das Geschrei der Klageweiber, es gellten die Hörner, es dröhnten die Trommeln; das Getöse war über alle Beschreibung. Nahe beim König fing man an, Flinten loszuschießen, was sich fortpflanzte und eine ganze Stunde lang im Kreise herumging. Die Soldaten blieben dabei stehen; aber die Häuptlinge sprangen, so oft sie geschossen hatten, wie Tolle in dem Kreis herum, während ihre Schmeichler ihnen folgten, Flaggen über ihren Köpfen schwenkten und mit Gebrüll ihre „starken Namen" nannten. Die Hauptfetischweiber der Familie stürzten sich beim Schießen durch die Reihen mit einem schauerlichen Angstgeheul. Als das Schießen stiller wurde, trank man eine Masse Rum und Palmwein, und die vornehmsten Frauen der Familie, zum Theil schöne Gestalten, traten vor und tanzten. Nachdem dann noch ein Geschenk von Schafen und Rum zwischen dem König und dem Sohn der Verstorbenen gewechselt war, verkündeten die Trommeln die Schlachtung der Opfer, die von den Häuptlingen der Reihe nach untersucht wurden. Die Henker stritten sich um den blutigen Dienst, und die armen Opfer sahen mit bewundernswerther Stumpfheit darein. Endlich riß einer von jenen ein Schwert heraus, hieb einen der Opfer die rechte Hand ab, warf ihn nieder und sägte ihm den Kopf ab; denn schneiden konnte man das nicht nennen. Auf dieselbe Weise wurden die andern zwölfe auf dem Platz verstümmelt und geschlachtet, und andere, hauptsächlich Sklavinnen, wurden geholt, um im Walde, wo der Leichnam begraben wurde, getödtet zu werden. Nachdem die Köpfe all der gemordeten Sklaven ins Grab gelegt waren, mußten schnell einige Vasallen der Familie den Sarg herablassen. Eben als er die Köpfe unten berührte, erhielt plötzlich einer der freien Leute, die diesen Dienst thaten, einen betäubenden Schlag; ein tiefer Schnitt ward ihm von hinten in den Hals gemacht, sein Leichnam auf den der Verstorbenen gewälzt, und nun hurtig das Grab mit Erde bedeckt.

So die Leichenfeierlichkeiten bei den Großen in Asante, die natürlich beim Tode des Königs oder seiner Verwandten hier wie in Calabar[1]) und auf andere Weise in den Kamerûns in noch viel größerem Umfange durch ein entsetzliches Morden von Menschen begangen werden. So wurden am Grabe der Mutter des Königs von Asante einst 700 Personen auf einmal geschlachtet, und als ein Bruder des Königs starb, ließ der letztere 1000 seiner Sklaven, 2000 gefangene Fanti's und aus verschiedenen Städten noch 1000, also im ganzen 4000 Menschen am Grabe des Todten verbluten. Noch oft und lange aber nach

[1]) Calwer Miss.-Bl. 1850 S. 20.

dem Tode des Königs werden diese Kostüme erneuert, und das Bantama (Königsgrab) muß immer von Menschenblut rauchen. Ja schon bei Lebzeiten des Königs werden dessen mehr als hundert Okra's oder Leibsklaven dazu bestimmt, dem Sterbenden alsbald nachzufolgen. Sie tragen deshalb an einer seidenen Schnur eine goldene Platte am Hals und noch andere Auszeichnungen am Körper, worauf sie das Vorrecht haben, jedem, den sie mit Lebensmitteln antreffen, nach Appetit und Belieben davon zu nehmen, gleichsam als Entschädigung für ihr schon bei lebendigem Leibe verkauftes Leben. Hie und da werden auch eine oder mehrere, oft selbst hunderte von Frauen des Verstorbenen auf die eine oder andere Weise geopfert, bald mit zerbrochenen Gliedern lebendig begraben, bald erschlagen, bald im Flusse ertränkt, bald durch Hunger oder Gift getödtet. — Führen wir noch eines der entsetzlichen Bilder dieser Opfergreuel an, und zwar das, welches der Reisende Lander von seinen Erlebnissen in Badagry gezeichnet hat.

„In der Fetischhütte des Königs von Adoili zu Badagry wird in einem irdenen Gefäße, in den Boden gegraben, der Schädel seines Vaters aufbewahrt und oft mit Menschen- oder Thierblut bespritzt. Geht der König in den Krieg, so nimmt er den Schädel mit und redet oft mit ihm; ja er macht ihm Vorwürfe, wenn es ihm nicht so gut geht, wie er erwartete. Es befindet sich zu Badagry noch ein anderes Fetischhaus, das mit von der Zeit gebleichten Schädeln und Menschengebeinen ausgeziert ist. Nicht weit davon steht ein Fetischbaum, an welchem man die Rümpfe der gemordeten Menschen aufhängt. — Diebe und andere Verbrecher, sowie unverkaufte Sklaven werden allmonatlich den Göttern geopfert. Kriegsgefangene schlachtet man, um die Geister der gefallenen Soldaten von Adoili zu versöhnen, und zwar auf die gräßlichste Art. Man bringt den Unglücklichen zu einem Fetischbaum und gibt ihm eine Flasche Rum zu trinken. Während er damit beschäftigt ist, schleicht sich einer mit einer schweren Keule oder einem Knüttel hinter ihn und führt einen so gewaltigen Schlag auf sein Hinterhaupt, daß meist das Gehirn davon spritzt und ein zweiter Schlag überflüssig wird. Dann schleppt man den Zerschmetterten in die Fetischhütte, hält eine Kalabasse bereit, haut mit der Axt den Kopf vom Rumpfe und läßt das rauchende Blut in die Schale strömen. Zu gleicher Zeit machen sich andere mit Messern über den Sterbenden her, schneiden ihm die Brust auf, um wo möglich sein Herz noch warm und klopfend zu bekommen. Das Herz wird dann dem König, seinen Frauen und Kriegführern gereicht, die sämmtlich bei diesem Opfer anwesend sind; jedes beißt hinein und trinkt ein wenig von dem schäumenden Blut aus der Kalabasse, worauf dann das Herz dem anwesenden Volke gezeigt wird, indem man es auf einen langen Spieß steckt und nebst der Blutschale und dem Leichnam durch die Stadt trägt, von einem Gefolge von Hunderten mit Lanzen oder ohne solche begleitet. Die Volksmenge drängt herzu, um in das Herz zu beißen und das Blut zu kosten; die meisten tanzen und singen. Der Rest des Herzens wird den Hunden hingeworfen, der Leichnam zerstückelt und am Fetischbaum aufgehängt, wo ihn die Raubvögel verzehren. Außer diesen Schlächtereien gibt es ein jährliches Hauptopfer unter dem heiligen Fetischbaum, der etwa einige Stunden weit von der Stadt im Walde steht. Es gilt dem bösen Geiste, dem alljährlich hunderte von Menschenleben zur Ehre fallen, mit welchen sämmtlich die oben beschriebene gräßliche Prozedur stattfindet, nur daß die Leichname gleich zerhackt und auf den gewaltigen Aesten des Baumes umhergelegt werden, während die Schädel an seinem Fuß in der Sonne bleichen. Zufällig sah ich diesen berühmten Baum, von dem man so viel hört, und zwar gleich nach der Begehung eines der größesten Opfer. Es war der scheußlichste Anblick meines Lebens. Wir waren etwa $1^1/_2$ Stunde von Badagry, als der furchtbare Fetischbaum plötzlich vor uns stand, seine ungeheuern Aeste im wörtlichen Sinne mit Stücken von Menschenleichnamen bedeckt, und sein majestätischer Stamm mit unregelmäßigen Haufen häßlicher Todtenköpfe umthürmt, die seit ungezählten Jahren sich da ansammelten. Tausende von Geiern, durch unsern unwillkommnen Besuch aufgescheucht, wiegten sich ringsum

über ihrem ekelhaften Mahle und schossen hie und da furchtlos auf ein halbverzehrtes Bein oder einen Arm nieder. Ich stand wie angezaubert und erstarrt von dem Schauer und blickte entsetzt auf die gräßliche Scene. Die Riesenäste ächzten unter ihrer Last von Menschenfleisch und Menschengebein; sie waren in langsamen Schwingungen von dem plötzlichen Auffliegen der vielen großen Raubvögel. Dazu die unerträgliche Gluthitze der Tropensonne, der unausstehlich massenhafte Verwesungsgeruch, die Haufen von Menschenköpfen, die mit ihren Höhlen, worin einst lebendige Augen geleuchtet, mich groß anstierten, die furchtbare Stille und Oede des Orts, nur von dem Seufzen des bewußtlosen Windes im dunklen Laube, oder durch das Gekreische gefräßiger Geier unterbrochen, wenn sie mit ihren schwarzen Flügeln mich fast ins Gesicht schlugen — es überwältigte mich, das Herz sank mir im Busen, Dunkel umfing meine Augen, die Füße trugen mich nicht mehr, ich drehte den Kopf und sank bewußtlos in die Arme Jowdia's, meines treuen Sklaven."

Zahlreiche Menschenopfer werden auch an den National- und Jahresfesten in Dahome und Asante geschlachtet. Bei Sonnenuntergang des Tages vor dem Adaifeste wird in Kumassi die große Todestrommel, die am Thore des Palastes steht und mit Menschenschädeln verziert ist, laut geschlagen, und die ganze Nacht durchstreifen die königlichen Scharfrichter die Straßen und schleppen, wen sie finden, in den Palast, wo die Gefangenen in Eisen gelegt werden, um dann als Opfer zu dienen; diese Schlächterei wird oft viele Tage fortgesetzt. Ein anderes regelmäßig wiederkehrendes Jahresfest ist das Yamsfest, eine Art allgemeines Erntefest, das zur Zeit der Reife der Yamswurzel mit großem Pomp gefeiert wird. Auch dabei werden Menschen geopfert, und jeder sucht ein wenig Blut dieser Opfer zu erlangen, um damit zum guten Omen seine Yamsfelder zu benetzen. Wer kein fließendes erlangen kann, deckt wenigstens für einige Augenblicke einige Löcher, aus denen Yamswurzeln gezogen werden, mit dem abgeschnittenen Haupte eines Opfers zu, wobei die Köpfe bei den Nachbarn von Hand zu Hand gehen. Anderwärts, z. B. auf der Goldküste, werden auch Yamsfeste, doch ohne Menschenopfer, oft unter großen Unsittlichkeiten gefeiert. Der Mittwoch ist hier der Haupttag der Festwoche, an welchem man Schaaren von Menschen aus allen Dörfern nach Labodei strömen sieht, um dem berühmten Fetischtanze daselbst beizuwohnen.[1]) Ebendaselbst wird im September das Neujahresfest mit dem Opfer einer Kuh, und Prozessionen der Weiber und Mädchen gefeiert.

Von dem mannigfaltigen Aberglauben, der das ganze Leben des Negers beherrscht, mögen nur noch folgende Einzelheiten angeführt sein. „Aus dem Geschrei und dem Fluge der Vögel, den Bewegungen der Thiere und einer Menge von kleinen zufälligen Ereignissen schöpfen sie Vorbedeutungen. Sie haben ferner eine Menge von Speiseverboten, die bisweilen erblich, gewöhnlich aber für jeden einzelnen von besonderer Art sind. Einige gehen Eiern aus dem Wege, oder scheuen sich vor einem Huhn, andre essen kein Rindfleisch, murmeln einen Zauberspruch, wenn ihnen ein Ferkel begegnet u. dergl. Bisweilen werden gewisse Speiseverbote nur für eine bestimmte Zeit von den Fetischmännern den einzelnen auferlegt."[2]) — — —

[1]) cf. Brauer, Missionswesen II, S. 647. Basler Heidenb. 1846, S. 48; 1847, S. 37; 1852, S. 89.

[2]) Waitz a. a. O. S. 200.

Ferner spielt die Tagewählerei bei den Negern eine große Rolle. Gewisse Tage der Woche oder des Monats gelten für unglücklich. In Asante gibt es im ganzen Jahre nur 150—160 Tage, an denen Geschäfte von einiger Wichtigkeit vorgenommen werden können; alle übrigen sind Unglückstage. Es gibt auch besondere Fetischtage, die dem Kultus der Götter gewidmet sind. Bei den Aku's und in Benin ist dies jeder fünfte Tag, anderswo jeder sechste. Bei den Otyi's jeder Donnerstag, bei den Fanti's jeder Dienstag.

Das Temperament und den Charakter des Negers haben wir bereits bei der Schilderung Westindiens in manchen Zügen angedeutet. Man erwartet vielleicht, daß er in seinem Vaterlande sich anders zeigen werde als dort, da wahrscheinlich die Sklaverei und die sonstigen Verhältnisse in den Kolonien ändernde Einflüsse ausgeübt hätten, zumal wenn wir uns an die Geringschätzung, ja an den Abscheu erinnern, mit dem die Sklaven an Afrika zu denken pflegten. Dennoch treten uns auch hier sofort die Hauptzüge entgegen, die dem Beobachter in Westindien so allgemein in die Augen springen: Putzsucht und Prunkliebe, Eitelkeit, außerordentlich schnell aufflamende Leidenschaftlichkeit, leichte Erregbarkeit des Gefühls, für gewöhnlich ein heiterer Sinn mit großer Vorliebe für Musik und Tanz u. s. w. Nur solche Eigenschaften wie die Lügenhaftigkeit und die Dieberei sind jedenfalls in den Kolonien unter dem Einflusse der Sklaverei stärker entwickelt als im Heimatslande, auch kommt in dem letzteren seine natürliche Gutmüthigkeit in weiterem Maße zum Ausdruck als dort.

Waitz[1]) „findet die eigentlichen Grundzüge seines Wesens in einer ungezügelten sinnlichen Phantasie, die ihn zum Ausschweifenden und Maßlosen führt, einer großen natürlichen Sanftmuth und Gemüthlichkeit gegen andre und einer verhältnißmäßig geringen Energie zu geistigen wie zu leiblichen Anstrengungen. Die letztere freilich, die Trägheit des Geistes, die Faulheit zur Arbeit, die Sorglosigkeit um die Zukunft, die Bedachtsamkeit nur auf das Nächste und Nöthigste hat er mit allen rohen Völkern gemein, und diese Eigenthümlichkeiten hängen zu nahe mit der Geringfügigkeit seiner Bedürfnisse zusammen, als daß sie sich mit Entschiedenheit für charakteristische Eigenschaften des Negers als solchen halten ließen".

„Der Hang zum Phantastischen", heißt es dort weiter, „zeigt sich bei ihm in tausend verschiedenen Formen und Arten und greift in alles ein, was er treibt und thut.[2]) Bei seinen Festen herrscht oft viele Tage und Nächte lang ein unerträglicher Lärm, die tollsten Aufzüge

---

[1]) Waitz a. a. O. S. 200

[2]) Auch die unermüdliche, oft sinnlose Schwätzerei gehört dahin. Bei einiger Aufregung geht der Neger in lautem Selbstgespräch mit Gestikulationen dahin, ohne Rücksicht auf seine Umgebung. — „Sie können über den Preis von einem Paar Schuhe oder über etwas Kautabak nicht sprechen ohne solche Gestikulationen zu machen, als handelte es sich um Tod und Leben."

in möglichst auffallendem Putze werden gemacht, die lächerlichste Pracht und Verschwendung in Essen und Trinken wie in Kleidern und Schmuck entfaltet. Seine Unermüdlichkeit in Musik und Tanz, die für uns ans Unglaubliche grenzt, hat noch jeden Europäer im Negerlande gequält. Die hellen Mondscheinnächte bringen sie häufig mit Gesang und Tanz zu. In Freude und Trauer, als Sieger und Besiegte singen und tanzen sie. Auch Leichenfeiern sind meist Lustbarkeiten für sie, und sie begehen sie oft in ganz ähnlicher Weise und mit derselben Miene wie Freudenfeste. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Neger sich bei seinen lärmenden Gelagen Ausschweifungen aller Art hingibt, obgleich er sich im gewöhnlichen Leben oft genügsam, mäßig und nüchtern zeigt. Unkeuschheit erscheint ihm ja nur dann als Unrecht, wenn Eigenthumsrechte dritter durch sie verletzt werden."

Aeußerer Glanz besticht den Neger und imponirt ihm auf das stärkste; daher seine tiefe Ehrfurcht vor den Königen. Gegen höher Stehende, deren Ueberlegenheit er erkannt hat, ist er fügsam. Mit seiner excentrischen Bewunderung des Großen und Gewaltigen steht sein Stolz und seine Neigung zur Prahlerei in Verbindung. Sich andern überlegen zu fühlen und über sie in irgend einer Weise hervorzuragen, gehört zu dem, was ihn am meisten kitzelt. Seine unbändige Phantasie reißt ihn dabei zu dem albernsten dünkelhaften Benehmen fort. Dahin gehört die verächtliche Weise, in der er von dem Weißen denkt und redet, wo er irgend diesem gleichgestellt ist und daher dessen Ueberlegenheit nicht mehr empfindet — für die geistige Ueberlegenheit hat er ja kein Auge. Die „gemeinen Weißen" stehen in den Kolonien tief unter ihm; er grüßt sie nicht, er geht ihnen nicht aus dem Wege, sondern vertritt ihnen denselben aufs unverschämteste. — Als britischer Unterthan nimmt er den ganzen Ruhm der englischen Nation für sich in Anspruch. Im Streit mit einem Franzosen sagte ein solcher: „Ihr habt wohl vergessen, wie wir Euch bei Waterloo gefegt haben!" Kommen Neger aus Westindien in das Land ihrer Väter, so fühlen sie sich unendlich erhaben über das nichtsnutzige Geschlecht ihrer Vettern. So ein Bursche war nicht zu bewegen, vor einem Könige, dem sein weißer Herr den anständigen Gruß nicht versagte, die Mütze abzunehmen. — Hiernach wird man sich nicht wundern, wenn Schmeichelei dem Neger süß wie Zucker ist. Leider hat eine falsche Humanität sie ihnen vielfach in großen Portionen verabfolgt.

„Die Neger sind Menschen des augenblicklichen Impulses und der stärksten Kontraste des Gefühls, äußerst wandelbar in ihren Vorsätzen, von leichtfertiger Lustigkeit zu düsterer Verzweiflung, von überspannten Hoffnungen zu quälender Furcht, von glühender Liebe zu kalter Gleichgültigkeit oder bitterem Haß, von knickrigem Geiz zu sinnloser Verschwendung übergehend." „Im Jähzorn ist er vollkommen blind und thut was er hernach bald bereut." Seine Leidenschaftlichkeit offenbart sich in den Tänzen, die meist nur wilde Sprünge mit konvulsivischen Grimassen und Gesten sind, begleitet von betäubendem Getrommel und Geschrei. Dabei geht es in hohem Maße obscön zu. Seine rohe Sinnlichkeit tobt dabei aus; dagegen sind ihm die raffinirten, unnatürlichen Laster andrer

Völker unbekannt.[1]) „Wollüstigem Nichtsthun und Nichtsdenken hingegeben, arbeitet er nur, um die Mittel zum Schwelgen zu gewinnen. Doch sind ihm harte Anstrengung und zähe Ausdauer nicht fremd, wo er ein bestimmtes Ziel verfolgt."

Die Faulheit, die wir auch in Westafrika in reichlichem Maße finden, dürfen wir doch nicht als eine besondere Charaktereigenthümlichkeit des Negers ansehen. Es finden sich nämlich auch ausgedehnte Beispiele von Betriebsamkeit und Arbeitsamkeit, namentlich bei den Völkern, die nicht unmittelbar an der Küste leben. Die Kru's sind als sehr tüchtige Seeleute bekannt. Manche Gegenden der Akuländer, wo die Bevölkerung besonders dicht ist, zeugen von fleißigem Ackerbau. Gewöhnlich bedarf es äußerer Verhältnisse, wie in dem letzteren Falle, um die Trägheit und Schlaffheit der Negernatur, die ausdauernder geistiger wie körperlicher Anstrengung im Wege steht, zu überwinden. Zumeist aber fehlt solches Gegengewicht. Die üppige Vegetation der Tropen, seine eigne Bedürfnißlosigkeit, dann aber die Unsicherheit des Besitzes wirken zusammen, um die Arbeit auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Da, wo die Zustände eine größere Sicherheit des Besitzes gewährleisten, wie in den Kolonien, fehlt es dem Neger nicht an Trieb zum Erwerben zur Verbesserung seiner Lebensverhältnisse, womit denn die Bedürfnisse steigen. Er folgt diesem Triebe aber nur in sehr geringer Ausdehnung mit Handarbeit. Größere Bodenkulturen wie ausgedehnter Betrieb von Gewerben sind unbekannt. Wohl aber wirft sich der Schwarze in diesem Falle mit großer Vorliebe auf den Handel. Er ist ein geborner Geschäftsmann trotz dem Juden, Griechen und Armenier.[2]) Es scheint ihm eine Anlage eigen, schlau seinen Vortheil wahrzunehmen. Dazu sagt ihm das Reichwerden, ohne Schweiß und harte Anstrengung weit und breit nicht minder zu, als den modernen Gründern, deren wir uns als Schandflecken unsres Volkes schämen müssen. Vielen ist es sogar gelungen, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, sodaß sie ein Leben mit allem Comfort führen können. Andre kommen über die Kleinkrämerei nicht hinaus, haben dabei aber ihr gutes Auskommen. Für die Entwickelung eines Volkes kann allerdings eine so überwiegende Vorliebe für den Handel, bei Abwesenheit aller Neigung zum Ackerbau und zu Gewerben nicht förderlich sein.

In Afrika tritt die Gutmüthigkeit des Negers mehr hervor als in Westindien, wo viel von seiner Boshaftigkeit, Zanksucht und Grausamkeit die Rede ist. Vielleicht aber haben Reisende, die freundliche

[1]) „Die Glut der Tropensonne, der Mangel an physischer und seelischer Thätigkeit, die Abwesenheit jeder sittlichen Schranke, — alles dies hat Afrika zu einem Wunderbeet der Fleischeslust gemacht, unter deren Bann die ganze Negerwelt geknechtet liegt. Daß davon das ganze Volk der afrikanischen Westküste angefressen sei, bezeugen alle Berichte; aber freilich je höher hinauf in der Rangordnung der Gesellschaft einer steht, desto gewisser ist er die Beute dieses Krebsschadens, desto furchtbarer auch die Verwüstung, die daraus erwächst. Die Häuptlinge gehen darin in der Regel ihrem Volke voran. Wenn aber irgend etwas das Herzblatt des Volkes zerfrißt, so ist es die Fleischeslust. Basler Missions-Magazin 1862, S. 111.

[2]) Auf Verfälschung der Waaren versteht er sich meisterlich, und täuscht dadurch oft auch den Weißen.

Aufnahme bei den Eingebornen fanden, doch etwas zu allgemein berichtet, daß der Neger überhaupt zutraulich, offen, ehrlich, theilnehmend und gastlich, ja liebevoll und aufopfernd sei. Soviel jedoch steht fest, daß wir nicht etwa aus dem massenhaften Blutvergießen, welches in unsrer Vorstellung mit Westafrika verknüpft ist, auf Grausamkeit als die dem Neger vorzugsweise eigenthümliche Gemüthsart schließen dürfen. Der Bann des Aberglaubens, der auf den Schwarzen lastet, und die Macht des Herkommens sind die Veranlassung zu jenen Metzeleien. An sich haben die Neger ein sanftes, freundliches Wesen. Wildheit und Blutdurst, wie sie andern Naturvölkern eigen sind, findet man bei ihnen nicht.

Berichtigend muß man zu dem eben Gesagten hinzufügen „für gewöhnlich". Die bereits angedeutete Heftigkeit und Erregbarkeit, und das unter der Asche schlummernde Feuer des Jähzorns kann den Neger für eine Zeit zum Tiger machen. Den überwundenen Feind kann er sogleich in Stücke zerhacken; ja er reißt ihm das noch klopfende Herz aus dem Leibe, um es mit den Zähnen zu zerfleischen, zuweilen es zu verzehren. Es sind dies jedoch nur vorübergehende Erscheinungen. Nur unter besonders depravirenden Verhältnissen ist der Blutdurst habituell geworden, und wir finden wirklich in einigen Gegenden (in Bonny am Kalabar und Gabun bei den Pangwe) ausgebildeten Kannibalismus, eine Thatsache, die vielfach bezweifelt worden, in neuerer Zeit aber aufs bestimmteste konstatirt worden ist,[1]) Hutchinson hat uns als Augenzeuge eine schauerliche Scene von Menschenfresserei in Bonny beschrieben (S. 72):

Wie eine Schaar von Geiern fielen Männer und Frauen über den Leichnam des soeben enthaupteten Verbrechers her. Mit Messern und Beilen ward er unter Schreien und Toben zerschnitten und zerhauen. Wer ein Stück erlangt hatte, zog damit ab, seinen Weg mit blutiger Spur bezeichnend. Zwei Frauen zerrten an einem Stück unter lautem Zanken. — —

In Dahome gehört übrigens das Essen von Menschenfleisch zur Feier gewisser Feste. Von den Pangwe's ist es ausgemacht, daß sie nicht blos das Fleisch getödteter Menschen essen, sondern selbst Leichen, namentlich von andern Stämmen, zu diesem Zwecke aus den Gräbern stehlen. — Es reichen diese Beispiele jedoch nicht aus, um den Negervölkern im großen und ganzen den Vorwurf des Kannibalismus zu machen. Derselbe scheint auf bestimmte Gegenden beschränkt und unter gewissen Verhältnissen entstanden zu sein, wie dies z. B. auch unter den nördlichen Sotho's (Basuto) in Südafrika in Zeiten der Noth vorgekommen ist.

Schließlich wäre noch manches über die intellektuelle Begabung des Negers zu sagen, die jetzt von vielen fast gleich Null geachtet, zuweilen jedoch auch überschätzt wird. Das von einem Neger des Vei-Stammes (1833) erfundene Alphabet aus 200 Zeichen für einzelne Silben bestehend (also ganz etwas Originelles), sollte nach jener Seite hin allein schon ein bedeutendes Zeugniß sein. Nimmt man die bereits

[1]) Vergl. Hutchinson, a. a. O. S. 60 ff.

erwähnte Schlauheit im Handel dazu, sowie die politischen Leistungen, denen wir in den großen Negerreichen begegnen, so sollten wir nicht an dem Denkvermögen des Negers zweifeln, trotz seines geringen Gesichtswinkels. Andrerseits aber muß man auch ihre Fähigkeiten nicht größer machen als sie sind. Das außerordentlich starke Gedächtniß hat doch nur ein schwaches Nachdenken neben sich. Negerkinder können in einer Schule große Massen von Lernstoff sich aneignen; aber denselben zu verarbeiten und selbständig anzuwenden gelingt ihnen nur in geringem Maße. Dabei ist zu beachten, daß die Kinder zwar schnell etwas lernen und darin oft selbst weiße Kinder gleichen Alters übertreffen, von der Pubertätszeit aber fangen sie in der Regel an geistig schlaff und stumpf zu werden, und es beginnt ein Stillstand der intellektuellen Entwickelung. Doch auch dies läßt sich nur im großen und ganzen sagen. Ausnahmen sind zahlreich. Ich brauche nur an den Bischof Crowther zu erinnern, sowie an den englisch gebildeten Asante-Prinzen Ansa, an dem die gefangenen Basler Missionare, von denen unten zu berichten ist, einen werthen christlichen Freund fanden, und jenen andern Prinzen desselben Reiches, Aquasie Boachi, der in Holland resp. Deutschland gebildet, als Bergingenieur auf Java thätig ist. Bei dem letzten Kriege schickte derselbe 1000 fl. für die deutschen Verwundeten an die Redaktion der Gartenlaube. Es ließen sich aber eine Reihe solcher Schwarzen, die tüchtige Männer geworden sind, anführen als beste Widerlegung des Vorurtheils von der Bildungsunfähigkeit des Negers. Seine Liebe zur Musik ist bekannt; und mancher Leser wird sich gleich mir durch die Leistungen der Familie Ximenes (jetzt in Leipzig; stammt von Kuba) überzeugt haben, wie er unter Umständen einen Musiker abgibt, der Beethoven mit Verständniß spielt. In Afrika freilich ist ihre Musik ziemlich unentwickelt. Unter den mancherlei musikalischen Instrumenten spielt doch der lärmende Tamtam eine bedeutende Rolle. — Auch ihre Poesie leistet nicht Bedeutendes, trotzdem, daß die rege Phantasie ihre Sprache mit Bildern füllt, die derselben vielfach auch im gewöhnlichen Leben einen poetischen Anstrich geben. In den Negerliedern findet sich viel geradezu Unsinniges; das Beste ihrer Poesie mögen ihre legendenartigen Erzählungen[1]) und ihre Sprüchwörter sein. Symbole wenden

[1]) Als Probe diene folgende: Im Ibo-Lande lebte einst ein reicher Mann, der hatte viel Geld, viel Speisevorrath und viele Weiber. Nun ward ihm bange, daß er dies alles doch einmal im Tode verlassen müsse. Da ging er zu Tschuku, dem Gott seines Landes, und fragte, was er zu thun habe, um immerfort zu leben. Der Gott antwortete ihm, dazu werde nur eins von ihm erfordert; wenn er das thue, werde er unfehlbar ewig leben. Er dürfe sich nämlich nie vom Schlafe überwältigen lassen. Da ging der Reiche fröhlich heim, lud seine Freunde zu einem großen Feste ein, schlachtete Vieh, gab Fleisch, Palmwein und Rum die Menge. Essen und Trinken, Jubel und Tanz währten Tag und Nacht, und kein Schlaf kam dem Reichen in die Augen. Aber gegen Morgen, wo die dichteste Finsterniß dem Tag voran geht, da ward er so matt. Er gießt etwas Rum in das Glas, setzt sich auf die Bank und trinkt immer ein wenig, damit die Augen offen bleiben. Aber sie fangen an, zuzufallen, sie sind endlich wohl ganz zu. Da fällt ihm das Glas aus der Hand, er springt auf und schreit: „He, ich nicht geschlafen habe, ich nicht schlaf, nur das Glas aus der Hand gefallen. Tschuku nicht glauben soll, daß ich

sie gerne an;[1]) ja sie bedienen sich derselben sogar, um die ihnen fehlende Schrift zu ersetzen. So senden sie als einen Brief verschiedene Gegenstände in bestimmter Ordnung; freilich muß der Bote gewöhnlich die Deutung übernehmen. Als Beispiel sei erwähnt, wie ein gefangener Akuneger einen Stein, eine Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn und einen Lumpen absandte. Die Deutung war: Ich bin stark und fest wie Stein; aber meine Aussicht in die Zukunft ist schwarz wie die Kohle; ich bin voll Angst, daß meine Haut wie Pfeffer brennt und Korn auf ihr gedörrt werden könnte; meine Kleidung ist ein Lumpen.

Doch unser Raum zwingt uns abzubrechen. Wir haben den Neger bisher zu schildern versucht, wie er sich selbst überlassen, nur verderblichen europäischen Einflüssen ausgesetzt, sich entwickelt hatte. Sehen wir nun, wie auf diesem harten Boden das Evangelium gepflanzt worden und was es bisher ausgerichtet hat.

3. Die ersten Missionsversuche. Aufhebung des Sklavenhandels.

Die evangelischen Nationen, welche an der Westküste von Afrika verkehrten, hatten — soweit bekannt geworden — sich in keiner Weise bemüht, die Eingebornen zum Christenthum zu bekehren. Die einzigen Spuren einer Missionswirksamkeit könnten wir bei den Dänen finden, welche auf ihren Niederlassungen an der Goldküste Schulen für die Negerkinder angelegt hatten. Die Brüdergemeinde, allerdings auch hier (wie in Grönland und Westindien) in Beziehungen zu Dänemark, ist es, welcher die Ehre der ersten evangelischen Missionsunternehmungen gebührt.

In Kopenhagen hatte Graf Zinzendorf einen Mulatten von der Goldküste kennen gelernt, der dort Theologie studirte, um in seiner Heimat ein geistliches Amt (als Regierungskaplan?) zu übernehmen. Christian Protten war sein Name. Nach vollendetem Studium mit der Brüdergemeinde in nähere Verbindung getreten, erbot er sich zum Dienste als Missionar und wurde 1737 ausgesendet mit einem Bruder, der bald dem Klima erlag. Er suchte einige Jahre von Akrah aus, wo die Hauptniederlassung der Dänen, Fort Christiansborg, lag, unter dem benachbarten Negerstamme zu wirken. Doch unter den beständig dort herrschenden Fehden richtete er nichts aus. 1741 kehrte er nach

---

geschlafen habe." Seine Freunde sagen ihm, er müsse noch einmal zu Tschuku gehen. Als er dort angelangt, fragt ihn der Gott: „Nun, du Reicher, hast du geschlafen, seit du hier warest?" — „Nein!" entgegnete der Reiche. — „Wie", sagte Tschuku, „ist nicht das Glas deinen Händen entfallen?" Da konnte der Reiche kein Wort mehr sagen. „Sieh", versetzte Tschuku, „darum ist Gott eben Gott, weil er nie schläft; du bist ein Mensch, weil du schlafen mußt."

[1]) Z. B. wenn ein Häuptling einem andern seine Freundschaft ausdrücken will, sendet er einfach ein Stück weißes Zeug. Wenn eine Braut der Welt zeigen will, daß sie verheirathet ist, bindet sie ein weißes Band um ihre Stirne. An Stelle der Inschrift: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden" findet sich in Negerstädten ein Ruthenbündel aufgepflanzt mit gleicher Wirkung. Flickinger, a. a. O. S. 49.

Europa zurück, wo er „mit der den Mulatten eigenen Unruhe" immer wieder neue Unternehmungen für Westafrika ins Werk zu setzen versuchte. Später ging er auf eigne Hand in sein Vaterland, blieb aber immer im Zusammenhang mit der Brüdergemeinde; heirathete auch bei einem späteren Besuche die Witwe des Missionars Freundlich (die Mulattin Rebekka, vergl. I, 3 S. 42) und starb 1769, doch ohne daß sich viel von Erfolgen seiner Wirksamkeit berichten ließe.[1])

In Herrnhut aber hatte man Guinea nicht aus den Augen verloren, und die Synode von 1764 hatte eine Mission dahin wieder ernstlicher angeregt. Einige Jahre später kam eine Vereinbarung mit der dänischen Guinea-Kompagnie zu Stande, welche der Mission wesentliche Erleichterungen gewähren sollte, und am 6. Juli 1768 traf ein junger Theologe Jakob Meder mit vier Brüdern in Christiansborg ein, doch nur um mit zweien seiner Begleiter in ein frühes Grab zu sinken, nachdem Protten und seine Frau sie treulich gepflegt hatten. Die andern Brüder waren durch Krankheit geschwächt. Die Nachricht davon bewog zu einer Nachsendung von drei andern Brüdern unter Jos. Erich Westmann, die am 9. Februar 1770 Christiansborg erreichten. Ihre Absicht war, sich in Akim, wo man das Klima für minder gefährlich hielt, anzubauen, und der König des Landes, dem der Gouverneur dies Vorhaben eröffnete, erklärte nach gehaltener Berathung mit seinen Häuptlingen: „Ich nehme diese guten Freunde auf in mein Land. Sie sollen sich anbauen, wo sie wollen, und niemand soll sie beleidigen; aber sie müssen keine Festung bauen." Als die Brüder ihm dann bezeugten, daß sie nicht des Sklavenhandels wegen, sondern allein aus Liebe zu ihnen kämen, reichte ihnen der König und nach ihm sein ganzer Rath die rechte Hand und erklärte sie für seine Freunde. Ningo hieß der Ort, wo die Brüder nun mit Eifer daran gingen, eine Niederlassung zu gründen; aber einer nach dem andern erkrankte und starb. Westmann blieb allein übrig und begab sich, sehr geschwächt, an Bord eines nach Jamaica bestimmten englischen Sklavenschiffes; allein ehe dasselbe die Rede noch verließ, ging er ebenfalls aus der Zeit. In diesen traurigen, schnell auf einander folgenden Verlusten glaubte die Brüdergemeinde die Weisung zu finden, von weiteren Missionen in Westafrika abzustehen und sich mit dem in Westindien

[1]) Inzwischen war von andrer Seite, ebenfalls an der Goldküste, zu Cap Coast Castle unter dem Volke der Fanti's auch ein Versuch gemacht, den wir hier kurz zu erwähnen haben. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums (Society for the Propagation of the Gospel) hatte 1751 einen Kaplan für die Truppen und die andern dort wohnenden Europäer ausgesandt, der zu gleicher Zeit unter den Negern wirken sollte. Letzteres gelang ihm, wie es scheint, gar nicht. Er mußte auch nach einigen Jahren schon heimkehren. Vorher hatte er 3 Negerknaben nach London geschickt, die dort erzogen wurden. Der eine von ihnen, Philipp Quacoe, studirte darauf in Oxford Theologie und wurde zu demselben Zwecke nach Cap Coast geschickt. Er bekleidete das Amt des Kaplans 50 Jahre lang, predigte und hielt Schule. Es ist jedoch nicht bekannt geworden, daß er einen einzigen von seinen Landsleuten bekehrt habe. Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man erfährt, daß er selbst auf seinem Sterbebette ebensoviel Vertrauen auf seinen Fetisch als auf die Kraft des Evangeliums setzte.

ihnen geschenkten Segen zu begnügen. Damit schien nun die Mission unter den Negern in ihrem Heimatlande auf lange Zeit ruhen zu sollen. Doch schon bereitete sich der Kampf wider den Sklavenhandel vor, der mit der Verkündigung des Evangeliums in Afrika den Schaden an der Wurzel anzugreifen nicht unterlassen durfte.

Nur vereinzelt hatten sich bis dahin Stimmen gegen jenes greuliche Treiben erhoben[1]). Schon im siebzehnten Jahrhundert hatte der fromme Baxter die Menschenhändler als die nichtswürdigsten Räuber bezeichnet und von denen, die Sklaven wie Lastvieh kauften, gesagt, sie seien eher Teufel als Christen zu nennen. — Weiter finden wir das Zeugniß der Quäker, die in ihren Gemeinden in Pensylvanien die Sklaverei gänzlich abschafften. Ferner treten einige Moralphilosophen wie Adam Smith und Hutchinson, die Methodisten und Prediger andrer Denominationen als Ankläger des Sklavenhandels auf. Endlich aber begann der Kampf mehr zu Thaten über zu gehen, als im obersten Gerichtshof Englands die Feststellung des Grundsatzes durchgesetzt wurde, daß jeder Sklave auf dem Boden Englands frei werde. Es war ein Rechtsgelehrter, Granville Sharp, der sich aus niedrer Stellung emporgearbeitet hatte, der diese Sache betrieb und schon damals den Antrag stellte, die Regierung solle den Sklavenhandel und die Sklaverei als unverträglich mit der Konstitution Englands abschaffen. Der Antrag ging beim Parlament nicht durch und eine Reihe von Jahren verfloß, ohne daß wirksame Schritte in dieser Richtung geschehen konnten.

Erst im Jahre 1786 vereinigte sich Sharp mit dem schon vorher als Vertheidiger der Neger aufgetretenen jungen Clarkson, sowie mit William Wilberforce und einigen andern Freunden der Sache zu einem Vereine zur Abschaffung[2]) des Sklavenhandels. Zu demselben gehörten auch einige Ausländer[3]). Sie sammelten und veröffentlichten Dokumente, hielten Versammlungen, in denen das Interesse für die Sache geweckt werden sollte, und wirkten eifrigst durch Rede, Schrift und Bild für ihren Zweck. Bald entstand auch eine Gährung im englischen Volke, und die allgemeine Meinung wendete sich immer mehr auf die Seite der Abolitionsbestrebungen. Nun aber traten auch die Gegner hervor, und es begann ein harter Kampf. Kommissionen wurden ernannt, Untersuchungen angestellt, zahlreiche Petitionen kamen an das Parlament. Endlich wurde 1788 eine Milderung des Sklaventransportes durch ein bestimmtes Reglement durchgesetzt. Fortan durfte ein Schiff auf je drei Tonnen seines Gehaltes nicht mehr als 5 Neger transportiren. Bald darauf aber brach die französische Revolution aus, und die blutigen Folgen ihrer Gleichmachungsdekrete auf St. Domingo hemmten vor der Hand alle Bemühungen der Sklavenfreunde in England. Dennoch nahm ihre Zahl daselbst fortwährend zu, und

---

[1]) Vergl. Bandinel, der afrikanische Sklavenhandel. Deutsch von Hechsel.

[2]) Abolition, daher der Name Abolitionisten.

[3]) In Frankreich bildete sich gleichzeitig eine Gesellschaft unter dem Namen Amis des Noirs.

ebenso die Menge der Petitionen gegen den Sklavenhandel; jedes Jahr erhob auch Wilberforce im Parlamente seine Stimme für das Recht und die Menschlichkeit, freilich ohne zunächst seinen Zweck zu erreichen. Allein die Vertheidiger des mißhandelten Negergeschlechtes ermüdeten nicht, und immer lauter und begeisterter sprach Wilberforce gegen den Sklavenhandel sich aus. Endlich bewirkten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit im Jahre 1792, daß im Unterhause für den 1. Januar 1796 die Abschaffung des Sklavenhandels beschlossen wurde; das Oberhaus aber trat diesem Beschlusse nicht bei. Mittlerweile gab der französische Nationalconvent 1794 den Sklaven aller seiner Kolonien die Freiheit und bewaffnete dieselben gegen England. Dennoch brachte Wilberforce, von Pitt unterstützt, im Jahre 1796 abermals eine Bill in das Unterhaus, daß vom 1. März 1797 an der Negerhandel abgeschafft sein und jeder Uebertreter nach Botany-Bai depotirt werden solle; aber ihre Annahme wurde abermals verschoben. Nun verdoppelte er und mit ihm die afrikanische Gesellschaft ihren Eifer, und Sierra Leone ward als Niederlassung für freigewordene Sklaven gegründet. Im Jahre 1800 aber stand man von weiteren Anträgen bei einem Parlament ab, dessen Mehrheit nun einmal vorwiegend aus Nützlichkeitsgründen der Sache der Menschlichkeit abgeneigt schien. Dagegen hob die Regierung von Dänemark, die bereits 1792 den Sklavenhandel auf ihren westindischen Kolonien sehr beschränkt hatte, denselben im Jahre 1803 gänzlich auf. Als aber im Jahre 1804 Irland sein eignes Parlament verlor, und irische Mitglieder, meist Feinde der Sklaverei, in das Reichsparlament eintraten, ging endlich mit ihrer Hülfe der Antrag des unermüdlichen Wilberforce zunächst im Unterhaus durch, während das Oberhaus noch widerstrebte, und nach langen und heftigen Kämpfen wurde endlich am 5. Februar 1807 mit überwiegender Stimmenmehrheit die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels in den britischen Kolonien, und zwar vom 1. Mai 1807 ab, beschlossen. Auch das Oberhaus genehmigte nun den Antrag, sowie das Gesuch an den König, Amerika und die Mächte Europa's zur Theilnahme an diesem Beschluß einzuladen, was wegen des Krieges allerdings erst 1814 auf dem Wiener Kongreß und bis zum Jahre 1822 noch bei mehreren ähnlichen Gelegenheiten nicht umsonst geschah. Im Jahre 1824 wurde der Sklavenhandel für Seeräuberei erklärt und mit gleicher Strafe belegt. Im Lauf der Zeit hat nun England mit fast allen seefahrenden Nationen Europa's und Amerika's zum Theil wiederholte Verträge abgeschlossen, auf welche bis zum Jahre 1851 nur Griechenland, die Türkei und die freien Staaten von Nordamerika noch nicht eingegangen waren. Die richterlichen Kommissionen für die Aburtheilung der aufgebrachten Sklavenschiffe bekamen ihre Sitze zu Havannah, Surinam, Rio de Janeiro und Sierra Leone. Die englische Regierung aber unterhält in verschiedenen Theilen der Erde wohl 60 Kriegsschiffe mit nahe an 10000 Mann und einem jährlichen Aufwand von etwa 12 Millionen Mark, um den Sklavenhandel zu unterdrücken.

Freilich dauerte derselbe noch Jahrzehnte lang fort. Das Geschäft war zu gewinnbringend, als daß sich nicht gottlose Menschen immer

wieder mit demselben befaßt hätten, da eine glücklich über den Ozean gebrachte Ladung viele von den Kreuzern aufgefangene immer noch aufwog. Erst seitdem in den Vereinigten Staaten der Sklaverei ein Ende gemacht, sowie in Brasilien die Einfuhr verboten und auf Kuba die unsichern Verhältnisse keinen Vortheil mehr bieten, ist der Sklavenhandel nach Westen zu seinem völligen Erlöschen nahe. Von dem in Ostafrika haben wir an einer andern Stelle zu reden.

4. Die Kolonie Sierra Leone und die Susu-, Bullom-, Timneh- und Scherbro-Mission.

Seitdem jeder nach England gekommene Sklave ein freier Mann wurde, sammelten sich bald namentlich in London Haufen von Schwarzen, die mit ihren Herren aus Westindien gekommen, dieselben aber auf der Rückkehr zu begleiten verweigerten. Ihre Freiheit war aber nicht beneidenswerth, denn sie wußten meist nicht, wovon sie leben sollten und zogen halbverhungert, bettelnd durch die Straßen. Der Anblick solcher Gruppen erweckte in Granville Sharp den Gedanken, eine Negerkolonie zu gründen, in der befreite Schwarze ein ihrer Natur angemessenes Leben führen und zu Fortschritten in der Kultur angeleitet werden könnten. Im Jahre 1787 bildete sich zu diesem Zwecke ein Verein von Philanthropen, die sogenannte afrikanische Gesellschaft. Nach angestellter Untersuchung kaufte dieselbe auf der Halbinsel Sierra Leone[1]) von einem Häuptling zwei Quadratmeilen Landes, die Regierung erbot sich zu freiem Transport und zur Fürsorge für den Unterhalt auf 6 bis 8 Monate, und so wurden 400 Neger dorthin übergeführt[2]) als Stamm der neuen Kolonie, die einen Freistaat unter englischer Oberhoheit bilden sollte. Der Anfang aber war schwer. Die Zahl der Ansiedler schmolz schnell zusammen. Manche erlagen dem Fieber, andre liefen fort. Am meisten bedroht wurde das Unternehmen dadurch, daß die Leiter entweder starben oder krank zurückkehren mußten. Dazu kamen Anfeindungen seitens der benachbarten Negerstämme. Genug 1791, als ein neuer Agent mit Hülfsmitteln eintraf, waren nur noch 54 Kolonisten vorhanden. Die neue von der Regierung bestätigte Sierra-Leone-Gesellschaft suchte jetzt mit bedeutenden Opfern das Unternehmen zu fördern. Neuer Zuzug kam aus Neuschottland, wo die im amerikanischen Kriege treugebliebenen Negersoldaten ange-

[1]) Von dem portugiesischen Entdecker Pedro de Cintra (1480) genannt Serra Leoa, Löwengebirge. Es wird viel darüber gestritten, woher er diesen Namen genommen habe. Löwen hat es, soviel man weiß, nie dort gegeben; er müßte die Stimmen der Leoparden für Löwenstimmen gehalten haben. Andre sagen: Er verglich die tosende Brandung mit dem Gebrüll der Löwen; noch andre nehmen einen Tornado bei seiner Ankunft an, und lassen die Donner wie Löwen gebrüllt haben. Was sich Dom Pedro bei dem Namen gedacht hat, werden wir schwerlich ausmachen können. Die Eingebornen nannten die Halbinsel Romarong.

[2]) Die Thatsache, daß auch 60 verworfene Frauenzimmer mitgeschickt wurden, mag uns unverständlich bleiben. Jedenfalls wirft sie auf die Gründung der Kolonie ein eigenthümliches Licht.

siedelt waren, aber der Ueberführung in ein angemesseneres Klima bedurften. 1200 derselben wurden nun mit sehr bedeutenden Kosten nach Sierra Leone gebracht. Sie waren bereits Christen und gehörten meist zur Countess of Huntingdons Connexion. Die umfassendsten Anstalten für das Gedeihen der Ansiedler wurden getroffen. Gegen 100 Weiße waren im Dienste der Gesellschaft angestellt. Die Stadt Freetown wurde angelegt, mit Kirche, Hospital, Waarenlager u. s. w. Dennoch ging es mit der Kolonie immer noch kümmerlich. 1794 wurde die Stadt von den Franzosen überfallen, geplündert und in Brand gesetzt. Hunger, Krankheit und Elend beherrschten das unglückliche Volk. Die französischen Sklavenhändler, die ihre Hand bei jenem Ueberfall mit im Spiel hatten, thaten noch ihr möglichstes, um die Lage der Kolonisten zu verschlimmern. Dennoch erholte sich die Kolonie, da die Gesellschaft unermüdlich immer neue Hülfe sandte. Nach einigen Jahren zählte die Stadt 300 Häuser; Ackerbau und Handwerke machten Fortschritte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bedrohte ein Aufstand ihr Gedeihen. Ein Transportschiff, das aus Jamaica 550 Maron-Neger und 45 Soldaten brachte, kam grade noch zur rechten Zeit, um die Ruhe wieder herzustellen. Einige der Rebellen aber vermochten die auf dem Festlande wohnenden Timmani's (Timneh's) im folgenden Jahre zu einem Angriff auf die Stadt, der zwar zurückgeschlagen wurde, aber doch bewirkte, daß die Kolonisten im Gefühl beständiger Unsicherheit von einem Aufgeben der ganzen Sache zu sprechen anfingen. Um daher die Kolonie vor weiteren Gefahren besser zu sichern, wurde sie 1808 an die britische Regierung förmlich abgetreten, welche demnächst einen Gouverneur auf Sierra Leone einsetzte, um die bürgerliche und militärische Gewalt in der Kolonie auszuüben und dieselbe unter dem Schutz der britischen Gesetze zu regieren. Sierra Leone hatte damals 1871 Einwohner.

Zunächst wurde im Jahre 1808 Sierra Leone als einer der zur Aburtheilung von eingebrachten Sklavenschiffen bestimmten Orte bezeichnet, wobei zugleich verordnet wurde, daß jedes derartige Schiff zerschlagen und dessen einzelne Bestandtheile verkauft, Führer und Mannschaft bestraft, die Sklaven aber in der Kolonie als freie Leute versorgt werden sollten. Das erste Sklavenschiff wurde am 10. November 1808 aufgebracht, und seitdem große Scharen von Negern aller inner- und westafrikanischen Stämme und Sprachen in Sierra Leone von den aufgefangenen Sklavenschiffen gesammelt und zu allererst gekleidet und genährt, dann in die schon bestehenden Dörfer vertheilt oder zur Gründung neuer Dorfschaften veranlaßt. Durch diesen beständigen Menschenzufluß nahm die Bevölkerung der Kolonie in steigendem Maße zu, so daß sie im Jahre 1815 bereits 10000, im Jahre 1833 über 29500, später über 40000 Einwohner zählte. Zugleich mit der Einwohnerzahl wuchs aber auch die Ordnung und Festigung des Lebens. Allein bis zum Jahre 1819 wurden nicht weniger als 73 Sklavenschiffe nach Sierra Leone gebracht und über 11200 Negern die Freiheit wiedergegeben. Neue Ortschaften entstanden, wie Leicester (1800), Regentstown (1812), Gloucester (1816), Leopold und Kissey (1817),

Charlotte und Bathurst (1818), Kent, York, Wellington und Waterloo (1819) u. a., meist in den schönen Thälern des Berglandes gelegen und durch gute Straßen unter sich und mit Freetown verbunden, und bereits im Jahre 1817 konnte die Halbinsel in 8 Kirchspiele getheilt werden.

Man hätte meinen sollen, Sierra Leone wäre der geeignetste Ort für Missionsunternehmungen gewesen. Dennoch finden wir mehr als ein Jahrzehnt die Kolonie getragen vom Humanismus, aber ohne daß eine ernstliche Missionswirksamkeit sich dort entfaltet hätte. Was sich von Missionsversuchen an dieselbe anschloß, ging auf die angrenzenden Negerstämme. Die Halbinsel, sowie das dahinter gelegene Innere des Festlandes ist von den schon genannten Timmani's bewohnt; die große Halbinsel gleich nördlich und nur durch den Sierra Leone-Fluß von der Kolonie getrennt, ist das Land der Bulloms; besonders die Küste derselben bis zum Scarcias-Flusse wird oft als Bullom-shore (— Strand) bezeichnet. Früher hatte dieses Volk ein weit größeres Gebiet inne, wie sie sich denn auch noch südlich von Sierra Leone finden. Sie sind von den Timmani's zum Theil aus ihren früheren Sitzen verdrängt. Weiter nach Norden folgen die Susu's, bis an den Rio Pongas, dessen Mündungen sie inne haben, ja darüber hinaus bis zum Rio Nunnez. Es gibt jedoch dort auch Fulah's, Mandingo's und andre muhamedanische Stämme.

Südlich von Sierra Leone wohnen die Scherbro's, nach denen die gleichnamige Insel benannt ist. Auf dem Festlande finden sich Bulloms und andre Stämme zwischen ihnen.

Die ersten Missionare waren Grigg und Rodway, im Jahre 1795 von der Baptisten-Missions-Gesellschaft ausgesendet. Grigg, welcher zu Port Lokkoh im Timmani-Lande, 16 Stunden oberhalb Freetown, an dem Flußarme gleiches Namens, sich niederließ, mischte sich indeß unklugerweise in die Streitigkeiten der Schwarzen und mußte sich deshalb auf Befehl des Statthalters entfernen, worauf er sich nach Amerika begab. Rodway, der auf den Bananen-Inseln, 12 Stunden südlich von Freetown, sich ansiedelte, konnte das afrikanische Klima so wenig vertragen, daß er schon nach 8 Monaten zur Rückkehr nach England sich genöthigt sah. — Darauf zogen im Februar 1796 etliche Methodisten, Handwerker, nach Sierra Leone hinüber, um weiter im Innern eine christliche Kolonie zur Einführung des Evangeliums und europäischer Gesittung zu gründen. Sie waren angeregt durch Dr. Coke (vergl. I, 3 S. 64), dem die Christianisirung Afrika's sehr am Herzen lag, und der durch diese Leute den weitgehenden Plan, den Fulah's das Evangelium zu bringen, ausführen lassen wollte. Vor ihrer Einschiffung in England erschienen sie zu diesem Werke nicht ungeschickt, aber kaum abgesegelt geriethen sie in Zwist und gaben durch ihre fortgesetzten Streitigkeiten selbst den Matrosen ein Aergerniß; auch nach ihrer Ankunft in Sierra Leone führten sie sich so schmählich auf, daß sie zum allgemeinen Gespött wurden. Es war in der That ein

Glück, daß ihre eigenen Zwistigkeiten sie verhinderten, das Fulah-Land zu betreten. Sie kehrten nach England zurück, wo sie wechselseitig die Schuld des Mißlingens sich beimaßen und dafür die verdiente Mißbilligung einernteten. — Doch schon schien die Zeit gekommen, wo das so lange verschlossene Afrika sich der zusammenhängenden Arbeit der Mission öffnen sollte. Im Jahre 1795 war zugleich in England die Londoner Missions-Gesellschaft und in Schottland die Missions-Gesellschaft zu Glasgow entstanden, zu denen im Februar 1796 noch die Edinburger Missions-Gesellschaft in Schottland hinzukam, welche gleich im ersten Beginn ihrer Arbeit den Entschluß faßte, im Fulah-Lande[1]) eine Mission zu beginnen. Ihr schlossen sich zu gleichem Zwecke die beiden andern Gesellschaften an, und so kamen denn im Herbst 1797 von Edinburg die Missionare Henry Brunton und Peter Greig, von Glasgow Peter Ferguson und Robert Graham nach London, um von dort mit zwei weiteren Mitarbeitern, Alexander Russel und Georg Cappe, nach Sierra Leone unter Segel zu gehen und von da in das Fulah-Land sich zu begeben. Leider brachen auch unter ihnen während der Ueberfahrt heftige Streitigkeiten über theologische Gegenstände aus, weshalb denn auch nach ihrer Ankunft in Sierra Leone für nöthig erachtet wurde, daß sie drei besondere Niederlassungen im Lande aufrichten sollten, und zwar die Edinburger Sendboten unter den Susu's, die Londoner unter den Bulloms und die Glasgower auf den Bananen-Inseln. Demzufolge verließen Brunton und Greig im Januar 1798 Freetown in Sierra Leone, wo alle sechs beisammen gewesen, und begaben sich zunächst nach Freeport, einer der Sierra Leone-Gesellschaft gehörigen Faktorei am Rio Pongas, etwa 40 Stunden nördlich von Sierra Leone, bei der Negerstadt Tugekiring, um die Susu-Sprache im Umgang mit den Schwarzen zu lernen und durch Ausflüge nach den benachbarten Dörfern sich mit dem Volke bekannt zu machen. Da der Häuptling des Ortes ihnen aber nicht gestattete, sich hier bleibend zu setzen, ließen sie nach 10 Wochen sich 12 Stunden weiter aufwärts am Rio Pongas in Kondaia nieder, wo der Häuptling Fantimani ihnen die Ansiedlung erlaubte. Nachdem sie eine Versammlung der benachbarten Häuptlinge berufen und diesen den Verdacht, daß sie heimliche Späher seinen, benommen, konnten sie nach einiger Zeit anfangen zu predigen, fanden jedoch bei den Negern, die von Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit nichts wissen wollten, wenig Eingang, obschon die Susu's allenfalls ihre Kinder zur Schule schickten, wenn man sie dafür speiste. Kaum aber war die Regenzeit eingetreten, als beide Missionare nach einander vom heftigsten Klimafieber befallen wurden und, von den Negern verlassen, hülflos und elend balagen, während die gewaltigen Stürme dazu brausten und jeden Augenblick ihre armselige, fast dachlose Hütte zu zertrümmern drohten, während die Blitze zuckten und furchtbare Donnerschläge die Erde erschütterten, und vom Himmel der Regen in Strömen herabgoß. So einsam war ihre Lage, daß Brunton

[1]) Richtiger: im Susu-Lande.

nur noch einen Trost hatte, den freundlichen Gesang eines Vogels, der wie eine himmlische Troststimme ihn umgab. Endlich war Greig wieder soweit gekräftigt, daß er den Fluß hinab nach Freetown gebracht werden konnte, wohin ihm Brunton nach einigen Wochen folgte und als Kaplan in Sierra Leone bleiben mußte, während Greig allein nach der Leidensstätte am Rio Pongas zurückkehrte. Bald konnte er 18 ihn besuchenden Negern regelmäßig biblische Stellen erklären, seine Schulkinder leiten, Sonntags Gottesdienst halten und darnach mit den Negern über geistliche Dinge sprechen. Während so etwa 50 Heiden um ihn sich sammelten und gute Hoffnung gaben, besuchte er nicht selten auch die umliegenden Dörfer mit der Predigt des Evangeliums, bisweilen von seinem Freunde Brunton, wenn dieser von Sierra Leone aus ihn besuchte, begleitet. Wiederholt begehrten einzelne Neger die Taufe, indem ihnen von den Portugiesen her bekannt war, daß dieselbe nach ganz kurzem Unterricht ertheilt wurde; doch gedachten sich die evangelischen Missionare damit nicht zu übereilen. Schon fing auch da und dort eine Seele an, zum Leben zu erwachen, als im Januar 1800 Greig von etlichen Fulah's, die er bei sich übernachten ließ, und deren Habsucht durch einige europäische Artikel, die er ihnen gezeigt, rege geworden war, im Schlaf ermordet wurde. Der nach ihm ausgesandte Missionar Alexander blieb fürs erste in Freetown, und kehrte von da, wie auch Brunton, dessen geschwächter Körper dem Klima zu erliegen drohte, nach Europa heim. — Die Londoner Missionare, welche nach dem Bullom-Ufer hinübergezogen, konnten auch da sich nicht vertragen, und als Russel nach kurzem Aufenthalt im Lande zu Freetown gestorben, kehrte Cappe, des Missionslebens müde, nach England zurück. — Die zwei Sendboten der Glasgower Gesellschaft mußten die Bananen-Inseln wegen des unter ihren Bewohnern herrschenden Krieges bald aufgeben und gingen nach der Scherbro-Insel, wo ein alter wackrer Häuptling Adu sie freundlich aufnahm; leider aber starben sie in dem ihre Wohnung umgebenden Sumpflande bald am Fieber. Zwei andre Missionare, Campbell und Henderson, welche dieselbe Gesellschaft im März 1797 aussandte, segelten, nachdem sie in Sierra Leone die Timmani-Sprache gelernt, den Sierra Leone-Strom bis nach Rokelle hinauf, wo sie eine Schule errichteten, die bald zu gedeihen schien. Aber beide erwiesen sich leider als unwürdige Männer, indem Campbell den Missionsdienst verließ und im Lande Sklavenhändler wurde, während Henderson nach Schottland zurückkehrte und eine Beute des Unglaubens ward. So schien denn abermals alle Hoffnung für das unglückliche Afrika vernichtet.

Da begannen von einer andern Seite nachhaltigere Unternehmungen. Die im Jahre 1799 gestiftete Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft für Afrika und das Morgenland (Church Missionary Society) trat in die Arbeit ein. Doch richtete auch sie zunächst ihre Blicke mehr auf das vom Sklavenhandel noch nicht so sehr, wie die Küstengegenden, verderbte Innere des Landes, dessen Flüsse und Ströme immerhin mit dem Meere, der Kolonie und England eine leichte Verbindung darboten, dessen Sprachen über weite Gebiete sich erstreckten, und dessen Klima gesunder

erschien, als das der heißfeuchten Küste. Namentlich lagen für die Sususprache reichliche Hülfsmittel vor, die Brunton in der Heimat bearbeitet hatte. Daher wurde zunächst

die Susu-Mission

ins Auge gefaßt. Es handelte sich nur um taugliche Sendboten. Vergeblich suchte man solche in Halle. Die Tage des frommen Franke waren vorüber und einem schalen Halbglauben gewichen. Besser gelang es den Engländern in Berlin, wo der ehrwürdige Jänicke, unterstützt von der Deutschen Christenthumsgesellschaft, eine Missionsschule eingerichtet hatte. Melchior Renner,[1]) ein Würtemberger, und P. Hartwig, ein Preuße, kamen von dort als erste Missionare für Westafrika und konnten nach längerer Vorbereitung in England 1804 nach Sierra Leone abgehen. Zwei Jahre gingen mit Vorarbeiten und Krankheiten hin. Sie reisten im Susulande und lernten Mandingostämme und die Macht des Islam wie des Sklavenhandels kennen. 1806 trafen weitere Zöglinge von Jänicke ein, nämlich G. R. Nyländer aus Livland, J. G. Prasse, ein Lausitzer, und der von Basel nach Berlin geschickte L. Butscher aus Ueberlingen am Bodensee. Sie hatten nach Schiffbruch und schweren Gefahren Sierra Leone erreicht. Dort blieb Nyländer an Renners Stelle als Kaplan. Hartwig mußte wegen grober Sünden entlassen werden. Die andern hatten mit der Sprache und Akklimatisirung zu thun. Erst 1807 konnte unter Butschers Leitung die erste Niederlassung zu Baschia am Rio Pongas angelegt werden. Die Wirksamkeit beschränkte sich vorzugsweise auf die Schule. 1809 starb Prasse, sowie einer von den neuzukommenden Missionaren, so daß nur der andre, Wenzel, ein Schlesier, neben Butscher und Renner arbeitete. 1811 hatten sie 120 Kinder im Unterricht, von denen sie jedoch zwei Drittheile unterhalten mußten. Im folgenden Jahre trafen zwei neue Missionare mit einer Druckerpresse ein, J. G. Wilhelm aus Straßburg und J. S. Klein aus Stuttgart, beide von Basel an Jänicke gewiesen. Butscher war damals, um die Angelegenheiten der Mission mit dem Vorstande zu berathen, nach London gereist. Bei seiner Rückkunft brachte er drei deutsche Handwerker mit, sowie einen zum Schulgehülfen bestimmten Negerjüngling, Richard Wilkinson. Nachdem sie an der Mündung des Gambia Schiffbruch gelitten und von den Eingebornen beraubt worden waren, gelangten sie unter viel Noth nach dem Rio Pongas, wo einer der Handwerker alsbald starb. Zu Baschia fanden sie alles wohl trotz der Verleumdungen, die die Sklavenhändler gegen die Missionare beim Häuptling Monge Backe anzubringen suchten. Auch war inzwischen eine zweite Niederlassung zu Kanoffi gegründet. An beiden Orten wurden nunmehr Kirchen errichtet, denn nach Weisung der Missions-Komittee sollte ernstlicher mit der Predigt für Erwachsene vorgegangen werden.

[1]) Vergl. Missionsfreund 1858 S. 49 ff.

Butscher verließ um diese Zeit die Susumission, um an Nyländers Stelle Kaplan in Freetown zu werden, da dieser unter den Bulloms die Arbeit aufnahm. Klein konnte 1814 eine weitere Station[1] errichten, bei dem Häuptlinge William Fananders (Fernandez) zu Bramia am Dembia-Flusse, der schon öfters zuvor um einen Lehrer gebeten hatte. Hartwig durfte um diese Zeit in den Missionsdienst zurücktreten, arbeitete in der Herstellung von Sususchriften, starb aber bald an der Wassersucht. Auch die andern Missionare hatten viel von Krankheit zu leiden; einer der Handwerker erlag dem Fieber. Außer ihm war ein zweiter, Namens Schulze, mit seiner Gattin eingetroffen, sowie ein früher von Brunton nach England gebrachter und dort bekehrter Susu, Jellorum Harrison, ein Verwandter von Fananders, bei dem er als Lehrer arbeiten sollte. — Die Feindschaft der Sklavenhändler gegen die Mission ruhte nicht. Ihre Anstiftung war wohl Veranlassung zu dem Brande einiger Missionsgebäude zu Baschia (1815) sowie zur Zerstörung der Station Kanoffi, bei der Missionar Wenzel selbst gemißhandelt wurde. In jenem Jahre waren dort 138 Kinder getauft worden. Die Mission gerieth in eine mißliche Lage. Um diese Zeit wurde der Prediger Edward Bickersteth als Agent der Missionsgesellschaft mit einer Visitationsreise nach Westafrika beauftragt. Er hielt mit mehreren Häuptlingen ein großes Palaver in Lissa, der Stadt des Monge Backe, in dessen Gebiet Baschia lag und zu dem auch William Fananders sich eingefunden hatte. Der undankbare Richard Wilkinson sprach auf demselben in arglistiger und feindseliger Weise gegen die Mission. Dennoch wurde für dieselbe ferner Schutz erwirkt, und das Predigen überall gestattet. Damals gab es im ganzen Susu-Lande etwa 170 Getaufte. Bickersteth gewann den Eindruck, daß die Mission trotz der bedeutenden Schwierigkeiten müsse aufrecht erhalten werden, während der Gouverneur Mac Carthy seinen früher gegebenen Rath wiederholte, die Missionskräfte zunächst in Sierra Leone zu konzentriren und von dort aus später den umwohnenden Stämmen das Evangelium zu bringen.

Er hatte den richtigeren Blick gethan. Zwar kam es in der Susu-Mission noch einmal zu einem Ansatz zum Bessern, doch die Macht, die die Sklavenhändler über das Volk gewonnen hatten, trat immer deutlicher zu Tage. Bei einigen Gelegenheiten konnte nur die treue Zuneigung des alten Monge Backe sie vor Lebensgefahr schützen. Der Sklavenhandel blühte mächtig auf. In einem Jahre wurden 3000 Menschen von Rio Pongas ausgeführt. Die Stellung der Missionare war zuletzt unhaltbar. Auf einer Konferenz in Sierra Leone beschlossen sie 1818 die Aufhebung der Susu-Mission. Mit Betrübniß verließ zuletzt auch Renner die Stätte vieler Arbeit und vieles Leides und kam mit

---

[1]) Die Station erhielt den Namen Gambier nach dem Präsidenten der Missionsgesellschaft. Sie lag etwa 10 Meilen südöstlich von der Mündung des Rio Pongas, wurde später nach einer der Los Inseln, und dann von 1816—1818 auf die gegenüberliegende Küste nach Kapparu zu dem Stamme der Bagoe's verlegt, von wo sie jedoch in dem letztgenannten Jahre der Sicherheit wegen auf jene in englischen Besitz übergehenden Inseln zurückversetzt wurde.

60 Schulkindern — die man ihm überlassen hatte, in Sierra Leone an.[1])

Nicht erfolgreicher war die bereits erwähnte

Bullom-Mission.

Schon im Jahre 1809 hatte Nyländer als Kaplan in Freetown einen Besuch des Bullom-Königs Georg erhalten, der ihn dringend bat, sich in seinem Lande niederzulassen und ihm alle seine Kinder zum Unterricht zu schicken versprach. Erst 1812 jedoch konnte die Bitte erfüllt werden. Nyländer baute sich bei der Stadt Yongru an; die Station wurde Yongru Pomoh (klein Yongru) genannt. Neben den nothwendigen sprachlichen Vorarbeiten wurde eine Schule begonnen. Die Einwirkung auf die Erwachsenen war sehr schwierig. 1814 erhielt der Missionar einen Gehülfen, Namens Sperrhacken, der aber schon nach einem halben Jahre vom Klimafieber hingerafft wurde. Die Schule zählte damals 45 Schüler, die neben dem Unterricht auch mit Ackerbau beschäftigt wurden. Nyländer machte eingehende Studien in der Bullom-Sprache. Bickersteths Besuch war auch hier von Bedeutung. In einem großen Palaver gestatteten die Häuptlinge die freie Verkündigung des Evangeliums im ganzen Lande. Ein eingeborner Gehülfe, Stephan Caulker, übernahm die Arbeit in der Schule. Ein für Yongru bestimmter Missionar Jost, starb. Nyländers Kräfte waren sehr geschwächt. Dennoch machte er sich mit Eifer an die Predigt des Evangeliums.

Die erste Predigt in der Landessprache hielt er unter einem Baum vor etwa 50 Bullom-Negern, welche hoch erfreut waren, als sie ein Lied in ihrer Sprache singen hörten. Aufmerksam hörten sie dann der Predigt zu, und da ihnen die Sache noch ganz neu war, so sprachen sie bisweilen darein. Endlich stand ihr König auf und bemerkte, er sei in England gewesen und habe dort Kirchen besucht, habe aber nie gesehen, daß die Leute reden dürften, so lange der Geistliche spreche. Hätten sie etwas dazu zu sagen, so sollen sie es bis zum Ende aufsparen; und so wurde die Versammlung stille. Nach dem Gottesdienst drückten sie ihre Freude über das Gehörte aus, und baten den Missionar, bald wieder zu ihnen zu reden. Auch wünschten sie, daß ein Haus zum Gottesdienst gebaut werden möchte, das sie fleißig zu besuchen versprachen. Sie äußerten, daß ihnen das besser gefalle, was Nyländer ihnen von Gott sage, als was sie früher von Muhamedanern darüber gehört hätten, und wünschten endlich, daß Gott ihn segnen und lange in ihrem Lande leben lassen möge. — So ging er denn das ganze Jahr 1817 hindurch der Predigtarbeit treulich nach, und auch ein Bethaus wurde von den Eingebornen gebaut. Nur aber wünschten sie, so oft sie dasselbe besuchten, dafür bezahlt zu werden, und ein Schluck Palmwein oder ein paar Tabacksblätter waren ihnen lieber, als der christliche Unterricht.

Das größte Hinderniß der Verbreitung des Christenthums aber ward endlich auch hier der unselige Sklavenhandel. Es kamen Sklavenhändler von Nunnez-Flusse her, um, wie sie sagten, Menschenwaare einzuhandeln und ihnen dafür berauschende Getränke zu bringen. Am Ende wurde Nyländer deshalb angeklagt, daß er ihnen nicht auch Rum

[1]) Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft eine Zeit lang auch eine Schule auf der Insel Gorée erhielt, die aber, als die Insel an Frankreich kam und eine katholische Mission erhielt, einging.

bringe. „Er sitzt nur hin", sagten die Bulloms, „und spricht Gottes Palaver; das ist immer gut, aber guter Handel, das ist noch besser." Als nun der Zudrang der Sklavenhändler immer größer wurde, und Missionar Nyländer unter ihren Nachstellungen endlich allenthalben sein Leben in Gefahr sah, mußte auch Yongru, obschon zum Leidwesen des alten Königs, aufgegeben werden, und die Bullom-Neger sind seitdem noch mehr verwildert.

Der erwähnte Schullehrer Caulker war später auch auf den Bananen-Inseln[1]) thätig, die seiner Familie gehört hatten. Sein Bruder Thomas, der Häuptling, hatte diese Inseln an die englische Regierung verkauft. Der andre Bruder war Häuptling der etwa 3 Meilen südöstlich gelegenen Plantanen (Plaintain-) Inseln. Er war früher in England gewesen und ein eifriger Christ geworden; übersetzte Theile der Heil. Schrift in die auf den Inseln gesprochene Scherbro-Sprache. Die Bananen-Insel machte England zu einer Art Verbrecher-Kolonie, wo die ungefügigsten der befreiten Sklaven untergebracht wurden. Es waren daher dort keine guten Zustände.

Das Mißlingen der Missionsunternehmungen in den benachbarten Ländern verwies dieselben, wie bereits der Gouverneur Mac Carthy es gerathen hatte, nach Sierra Leone selbst. Was nun diese

Missionsarbeit innerhalb der Kolonie[2])

selbst betrifft, so war der Prediger, den die S. Leone-Gesellschaft schon ihren ersten Ansiedlern mitgegeben hatte, bereits auf der Ueberfahrt gestorben, und wenn er auch bald einen Nachfolger fand, so ließ doch nur dann und wann ein Geistlicher der englischen Kirche sich willig finden, sein Leben an das Heil der schwarzen Kolonisten zu setzen. Lange war daher kein solcher in der Kolonie gewesen, als von den ersten Sendboten der Kirchlichen Missions-Gesellschaft (1804) Missionar Renner auf Bitten des Gouverneurs Kaylan in Freetown wurde, in welcher Stellung, wie bereits erwähnt, Nyländer, und dann Butscher ihm nachfolgte. Während Nyländers Thätigkeit in der Kolonie fürs erste mehr dem Schulunterricht von nach und nach 100 Negerkindern galt, konnte Butscher bis Anfangs 1814 bereits 200 befreite Negersklaven, unter ihnen 50 Kongo-Neger, taufen.

Einen dieser Getauften, einen Timmani Namens Charles, hatte Butscher bereits im Sulande gekannt. Vor vielen Jahren hatte er bei einem Sklavenhändler gearbeitet, und bei einem der Gelage desselben den Befehl erhalten, eine große Kanone abzufeuern, die ihm ein Bein abschlug. Zum Menschenfang nicht mehr brauchbar, lernte er nun nähen und erwarb sich damit seinen Unterhalt. Auf Butschers Frage, warum er getauft werden wolle, antwortete er in seinem gebrochenen Englisch: „Dady (Vater) mich bös Mann. Gott mich etwas zeigen schon lange, aber mich nicht bekümmern. Da mich Bein verlieren. Ich sehr krank, denken ich muß sterben. Einmal

[1]) Vergl. I, 3 S. 17 Anmerkung. Die Inseln liegen nahe dem südlichen Kap von Sierra Leone.

[2]) Ich bemerke, daß sich in der folgenden Darstellung die eigenthümliche oft idealisirende Färbung der Originalberichte nicht verwischen ließ, wenn auch hie und da moderirt werden konnte.

ich krank, ich daliegen. Ich immer derselbe, mich schlafen und mich nicht schlafen, mich sehen groß, groß sehr schwarz Loch, mich sterben und Leute mich in groß schwarz Loch tragen. Mich zu viel (sehr) schreien, mich nicht hinwollen. Gute Leute kommen, mich herausnehmen ehe ich ganz drunten; da mich wieder zu mir selber kommen! O! mich denken, Gott hat mir etwas gezeigt, daß mich sorgen und auf Gott sehen, daß ich nicht in groß schwarz Loch gehen, wenn ich sterbe. Aber mir alles wieder vergessen, als ich gesund wurde, mich nicht um Gott kümmern, nur um Landesart kümmern. Einmal mich sehen Herrn Butscher in Baschia. Mich Arbeit wollen, aber Sie sagen, Sie machen mit den Knaben die Beinkleider selbst, aber mich vier Stück Tabak schenken. Mich gehen von einem Ort zum andern und nähen. Mich oft finden Unruhe im Herzen wegen Gott. Mich viele Grigri tragen, aber sie nicht machen mein Herz niedersitzen (ruhig). Endlich mich Gott hierher gebracht. Einmal mich an der Kapelle vorbei; mich hinein wollen, aber mich denken, mein Kleid zu schlecht. Leute mich nicht wollen. Mich wieder zurückgehen und so mich zweimal thun. Mich Unruhe im Herzen; mich wieder gehen und diesmal mich hineingehen. Schlaf kommen zu mir, mich nicht wissen, was es ist, aber mich muß schlafen. O! das mein Herz zu sehr ängsten, mich anfangen zu beten. Mich wieder gehen, mich hören von Jesus Christus. O! mein Herz jetzt niedersitzen, mich alle Grigri wegwerfen, sie nichts nützen, aber mich jetzt wissen, Gott mich nützen. Ich fühlen in mein Herz. O gesegnet sei sein Name!"

Eine Hauptsorge aber bildete noch immer die Erziehung der etwa 1000 Kinder in der Kolonie, zu deren Unterweisung im Christenthum, Ackerbau und Handwerk und in noch höherer Bildung, zum Theil mit Ausblick auf die Heranbildung vor Nationalgehülfen, die kirchliche Missions-Gesellschaft die Einrichtung eines christlichen Instituts auf Sierra Leone beschloß. Zugleich sollte in Freetown eine Kirche gebaut und ein höher besoldeter Kaplan angestellt werden, um die Arbeitskraft der Gesellschaft freier zu machen. Bereitwillig ging die Regierung auf diese Wünsche ein, Prediger Garnon, ein Mann von regem Missionssinn, ward in Freetown angestellt, und Butscher baute in den Leicesterbergen, eine kleine Stunde Weges von der Stadt, drei hoch und gesund gelegene Häuser mit den nöthigen Nebengebäuden für Knaben, Mädchen und Vorsteher, die er mit vierzig Kindern bezog. Bickersteth, dessen Besuch auch in Sierra Leone erfrischend und belebend wirkte und selbst zur Gründung einer Bibelgesellschaft Anlaß wurde, gab dieser Anstalt, nachdem während seiner Anwesenheit neue Lehrer, unter ihnen der Hannoveraner Bernhard Jansen (von den Engländern Johnson genannt), Heinrich Düring und Christoph Jost, von England eingetroffen waren, eine festere Einrichtung, und da Freetown durch seinen Kaplan versorgt war, konnten die Orte Kissey, wohin Wenzel, Regent (Regentstown), wohin Jansen, Gloucester, wohin später Düring und Wilberforce (früher Cosso- und Congotown), wohin Cates als Schullehrer gewiesen wurde, mit Missionsarbeitern versehen werden; Leop. Butscher entschlief indeß schon 1817; und Garnon übernahm an seiner Statt die Leitung der Leicester-Anstalt. Nirgends aber traten die Früchte der Missionsthätigkeit schneller und erfreulicher hervor, als unter Jansens Leitung in **Regentstown**.[1]) Dieser Ort liegt kaum eine halbe Meile südlich von Freetown in einem Thale zwischen hohen bewaldeten Bergen. 1813 wurden dort zuerst Neger angesiedelt

[1]) Basler Missions-Magazin 1822, IV, 547.

Als Bickersteth 3 Jahre später die Niederlassung besuchte, fand er sie im kläglichsten Zustande. 1100 Menschen aus 22 verschiedenen Völkerschaften, viele erst kürzlich von den Sklavenschiffen gekommen, führten daselbst das roheste und wildeste Leben, das man sich vorstellen kann. Ueberall war Streit und Kampf. Etwas Englisch, das sie verstanden, war das einzige Verbindungsmittel unter diesem Haufen. Gab man ihnen Kleider, ihre Blöße zu decken, so verkauften sie dieselben, oder warfen sie weg. Erst als das Dienstmädchen des Missionars ein Beispiel gab, entschlossen sich auch andre, Kleidung zu tragen. Von Ehestand war nicht die Rede; sie lebten in thierischer Unzucht. Fünfzehn bis zwanzig von ihnen lagen in einer armseligen Hütte zusammengehäuft. Viele von ihnen waren halb verhungert und wie Gerippe. Täglich starben 6—8, und im ersten Jahre wurden nur 6 Kinder geboren. Fetischhäuschen und Grigri's gab es genug. Zur Feldarbeit waren sie nicht zu bewegen; und die etwas Land bestellten, wurden durch die Diebereien der andern abgeschreckt. Viele lebten nur von Wurzeln, andre von Raub. Schon in der ersten Woche stahlen sie dem Missionar das Geflügel und fraßen es roh auf. Die schlimmsten waren die Ibo's, deren 40 mit zum Militär eingezogen gewesen waren; man hatte sie jedoch als zu wild wieder entlassen.

Schon nach etwa 4 Jahren bot Regentstown ein ganz anderes Bild dar. Es war eine regelmäßig angelegte Stadt mit 9 Straßen geworden. Die Wege um sie her waren in gutem Zustande. Zwischen den niedlichen Negerwohnungen stand eine große Kirche, ein Rathhaus, Pfarrhaus, Schulhäuser, ein Krankenhaus, alles von Stein aufgeführt. Um jede Hütte war ein Gärtchen und bis auf eine Stunde weit fand sich das Land gut angebaut. Es gab Handwerker aller Art; und manche dieser erst so verkommenen Menschen waren zu äußerlichem Wohlstande empor gekommen. Auch die Sitten des Volkes hatten eine große Veränderung erfahren. Alle waren anständig gekleidet, und fast alle Negerinnen verfertigten ihre Kleider selber. „In den letzten 12 Monaten", sagt ein Bericht, „hat ihr eifriger Seelsorger nicht einen Fluch gehört. Vierhundert Ehepaare leben in Frieden beisammen, und an den Sonntagen sieht man dreimal 12—1300 aufmerksame Neger in der Kirche. Die Schulen enthalten 500 Kinder, welche liebliche Fortschritte im Lernen machen."

Die Veränderung aber ging tiefer. Manche lernten fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Nicht selten sah Jansen Leute im Gehölz auf den Knien liegen und beten. Alle ohne Ausnahme wünschten getauft zu werden; aber keinem wurde die heilige Taufe ohne Unterricht und ohne That-Beweise von ernstem Verlangen nach dem Heile zu Theil. Die Anzahl der Kommunikanten belief sich schon 1819 auf 263. Die Neubekehrten suchten mit vielem Eifer das Evangelium auch andern ans Herz zu legen. In einem besonderen Missionsverein bewiesen sie eine merkwürdige Opferfreudigkeit, mit der beträchtliche Geldsummen aufgebracht wurden.

In dem genannten Jahre mußte Jansen mit seiner kranken Frau eine Erholungsreise nach England machen. Der Abschied von seinen Negern, deren große Schaaren ihn nach Freetown begleiteten, war höchst

rührend. Soviel wurde ihm die Hand gedrückt, daß infolge davon sich die Fingernägel lösten. Wenn das Meer nicht wäre, sagte einer, so wären sie alle zu Fuß mit gewandert. Ebenso groß war im folgenden Jahre die Freude, als er nach einem Besuche auch in Deutschland, begleitet von seiner Schwester, die als Lehrerin mitging, mit seiner Frau wieder in Regent eintraf. Mit neuen Kräften ging der treue Missionar wieder an seine Arbeit. Es war ihm vergönnt, immer reichlichere Früchte reifen zu sehen. Seine Gemeinde wuchs an christlicher Erkenntniß sowie an rechtschaffenem Wandel, wobei eine einfache christliche Kirchenzucht mehr als strenge Gesetze wirkte. Zur Charakterisirung der Bekehrten theilen wir folgende Züge mit.

Den innern Kampf nach ihrer Erweckung schilderten sie gern unter dem Bilde zweier sich widersprechender Herzen, und die Langmuth Gottes gegen sie malten sie in ähnlicher Weise aus. „Massa!" sagte einer, „ich bin wie ein Hund, der seinem Herrn davongeht und überall herumläuft; er findet kein Haus, keinen Ort zu wohnen; er wird hungrig und kommt wieder zu seinem Herrn, weil niemand ihn ins Haus nimmt und ihm etwas zu essen gibt. So finde ich keinen Frieden, wenn ich dem Herrn Jesus Christus entlaufe; überall Angst und ich muß umkehren, denn er gibt mir Ruhe." Nach einer Predigt über den Schächer am Kreuz aber kam ein alter Mann zu Jansen mit den Worten: „Massa! mein Herz singen, mich froh zu viel!" Auf die Frage, was denn sein Herz singen mache, erwiderte er: „Ach Massa! Ihr sehen, der arme Schächer, er gar nicht gut, er schlecht, als sie ihn an das Kreuz hängen — er nicht wissen, daß Jesus der Heiland. Aber wenn er am Kreuz hängen, Gott lehren, Er ihm schlecht Herz zeigen, Er ihn machen beten zu Jesus: Herr, gedenke an mich! Jesus nicht sagen: Mich dich nicht brauchen, du zu schlecht, du Dieb zu viel; nein! Er nicht so sagen, sondern ihn annehmen und sagen: Heute sollst du mit mir im Himmel sein. Ich sehen, Jesus arme Sünder nehmen; das mich fröhlich machen zu viel. O! mein Herz singen. Wahrlich mich schlecht, mich sehr schlecht, mich Sünde zu viel. Aber Jesus Christus kann mich gut machen. Er armen Sünder nehmen, mich nehmen, mich ebenso. Gottlob, Gottlob!" — Oft klagten sie dagegen mit Thränen, daß sie so kalt und träge sich fühlten, daß sie den Herrn so wenig liebten; Krankheit und Noth aber wußten sie echt christlich zu tragen, und erkannten darin Gottes väterliche Züchtigungen, in denen er nur Liebe gegen seine Kinder beweise. Auch in den Haushaltungen trug das Wort des Friedens seine Frucht, wie denn ein Neger sich äußerte: „Manchmal ich ein Wort sagen, das meinem Weibe nicht gefallen, oder mein Weib thun, das mir nicht gefällt. Aber wenn wir streiten wollen, dann geben wir uns die Hand, schließen die Thür und beten, so haben wir wieder Frieden." Die Ankunft neubefreiter heidnischer Neger endlich, deren Zuwachs im allgemeinen der Fortentwicklung des neuen Lebens in den Gemeinden nicht eben günstig war, gab doch auch Anlaß, die edelsten Gefühle hervorzurufen, besonders in Regent, wo alles sich beeiferte, den neuen Ankömmlingen, die darüber vor Erstaunen oft ganz außer sich waren, alles mögliche Liebe und Gute zu erweisen, wobei nicht selten längst verloren geglaubte Verwandte sich wieder fanden.

Im Jahre 1821 zählte Regent bereits über 1500 Einwohner, unter denen neben Jansen noch ein Missionar thätig war, nebst 47 Eingebornen als Gehülfen und Lehrer beiderlei Geschlechts, von denen besonders David Noah durch Treue, Fleiß und Brauchbarkeit sich hervorthat; im folgenden Jahre aber wuchs die Einwohnerzahl auf 1750, darunter 900 Schulkinder und 472 Kommunikanten, und die Kirche mußte bereits zum fünften mal erweitert werden. Stattliche Häuser traten an die Stelle der geringen Hütten, und wenn es jetzt schon Bauern gab, die für 600 und mehr Gulden Früchte in einem Jahre verkauften, so wuchs auch die jährliche Liebessteuer für die Mis-

sion auf 888 Gulden, und die Kraft der Predigt wirkte immer noch so ursprünglich und Leben schaffend, wie zuvor. Jansen selbst war mit seiner Gemeinde durch die Bande der innigsten Liebe verknüpft; in allen wichtigen Angelegenheiten wurde sein Rath eingeholt und wenige Ehen geschlossen, ohne daß die Braut ihn zuvor um Rath fragte. Auch an den Kindern war seine Arbeit gesegnet. Als er nun aber um jene Zeit seine kranke Frau mußte nach England gehen lassen, ohne Hoffnung, sie auf Erden wieder zu begrüßen, da ging eine bange Ahnung durch die Gemeinde, daß der theure Mann ihr auch bald möchte entrissen werden. Nur zu bald sollte dieselbe sich erfüllen. Anscheinend gesund verließ Jansen im April 1823 die Kolonie[1]), um seine sterbende Gattin noch einmal zu sehen; auf dem Schiffe aber erkrankte er heftig und hauchte am 28. April seinen Geist aus mit den Worten: „Meines Bleibens ist nicht mehr hier! Gott ruft mich und ich darf jetzt zu Ihm kommen." Am 3. Mai gelangte die Trauerkunde nach Regent. Alles zerfloß in Thränen; ein christlicher Neger aber äußerte hernach: „Mich dünkt, Gott nahm ihn von uns hinweg, weil wir mehr auf ihn, als auf Jesum Christum gesehen haben. Ich hoffe, diese Prüfung wird uns lehren, Dem allein zu vertrauen, der uns retten kann. Er ist das Licht der Welt. Zu Ihm laßt uns gehen und Ihn bitten, daß dieser Schmerz eine heilige Frucht bringen möge, und unsre Liebe zu unsrem theuren Lehrer dadurch kund thun, daß wir thun, was er uns gesagt hat." Das geschah denn wohl auch und die Arbeit in Regent ging ihren Gang fort, aber ein Jansen kam nicht wieder; die Blüte des Orts war mit ihm zu Ende gegangen.

Nicht so schnell, aber gleichfalls erfreulich, reiften die Früchte des Evangeliums in **Kissey** oder Kisseytown, eine Stunde südöstlich von Freetown, an der breiten Mündung des Bance-Flusses in den Sierra Leone-Strom, mit 400 Negern, die bereits eine Kirche und Schule gebaut hatten, als Missionar Wenzel mit seiner Gattin und James Curtis aus der Anstalt in Baschia, denen sich später der für Gambien bestimmt gewesene Lehrer Brennant aus England anschloß. Der letztgenannte starb freilich schon 1817 und bald folgte ihm Wenzel, an dessen Stelle nun Nyländer trat. Er kam mit 25 Bullom-Kindern nach Kissey und fand bereits die Schule wie den Gottesdienst in gutem Gange. Die Arbeit war hier leichter als unter den Bulloms. Die Verhältnisse besserten sich. Die Neger gewöhnten sich einigermaßen an Ackerbau und zeichneten sich durch Handel und Gewerbfleiß aus. Es entstanden bessere Häuser an Stelle der früheren Hütten und eine große Kirche, die 1000 Zuhörer fassen konnte. Denn auch hier war die Einwohnerzahl durch befreite Sklaven vermehrt. 1821 trafen deren 500 ein. Nyländer war leider durch körperliche Schwachheit vielfach in seinem Wirken gehemmt. Daher blieb namentlich die Zahl der Kommunikanten vor der Hand verhältnißmäßig gering. 1822 werden ihrer 35 genannt. Regelmäßige Kirchgänger wurden 600 gezählt.

[1]) Basler Missions-Magazin, 1826, I, S. 62 ff.

In dem nahe bei Regent gelegenen **Gloucester** hatte Missionar Düring nebst Frau (im April 1817) aus fünf Stämmen 263 Neger in Pflege, die er zwar anfangs finster und verschlossen fand, bald aber konnte er Gottesdienste, Katechisationen und Schulen für Kinder und Erwachsene einrichten. Schon im folgenden Jahre durfte er rühmen: „Der Tag graut, und Satan sieht sein Reich einen Schlag nach dem andern empfangen. Meine Leute fangen an, sich als Menschen zu fühlen. Der Drang nach Unterricht wächst mit jedem Tage. Wahrlich, Mohrenland streckt seine Hände nach Gott aus!" Und im Juli 1819 konnten 15 Erwachsene getauft und 10 andere in den Vorbereitungs-Unterricht genommen werden. Leben aus Gott, Fleiß, Wohlstand und Gesittung schritten auch hier mit einander fort[1]), und die öfteren Krankheitsleiden des Missionars steigerten nur den Ernst, den Eifer und die Liebe der Gemeinde. „Massa," sagte einer, „wenn wir beten gehen, und Prediger nicht da, mich betrübt, mich denken, unsere Sünden zu groß, Gott Prediger wegnehmen. Aber, Massa, wenn Sie wieder an Ihrem Platze stehen, dann mich danken wollen dem Herrn Jesus Christus; aber mein Herz voll, nicht mehr — weinen, weinen — über mich kommen." Im Jahre 1820 ward auch in Gloucester ein Missionsverein errichtet, der bereits im ersten Jahre 136 Fl. für die Mission zusammenbrachte, und nach der Regenzeit des folgenden Jahres konnte Düring an seine Freunde schreiben: „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, Ihnen die großen Thaten zu schildern, die der Herr an uns gethan hat." Auch Gloucester erhielt seinen Zuwachs an neu befreiten Sklaven, und Düring holte sie mit etlichen Leuten in Freetown ab. Als es aber in die Berge hinein ging, konnten sie nicht mehr fort; doch die Leute von Gloucester nahmen die Elenden auf den Rücken und trugen sie nach Hause, wo schon alles zu ihrer Aufnahme bereitet war. Ein Weib, daß eine befreite Sklavin mit in ihr Haus nahm, sagte zu Frau Düring: „Madame, jetzt zwei Jahre, ich hierher kommen. Nachbarin mich nehmen, Gutes thun, vom Herrn Jesus Christus sagen. Ich will nun dasselbe thun, was sie an mir gethan haben."

Uebrigens war mit diesen Neulingen nicht leicht zurechte zu kommen. Nach der eben geschilderten Aufnahme, da sie noch müde waren und die Gemeinde ihnen mehr Nahrung vorsetzte, als sie essen konnten, waren sie ganz ruhig. Am folgenden Tage, einem Sonntag, sahen sie die Leute reinlich und sauber gekleidet in die Kirche gehen. Sie dachten nicht anders, als man werde jetzt die Gesunden von ihnen verkaufen, die andern umbringen. Am Montag wurden sie zweckmäßig an die Familien vertheilt. Das bestärkte ihre Furcht, und sie erhoben ein lautes Jammergeschrei. Mit Mühe wurden sie beruhigt. Es brauchte einige Wochen, bis sie an ihre Freiheit glaubten. Jetzt aber nahmen sie gar sonderbare Begriffe von ihrer Freiheit an. Sie nahmen ohne weiteres die Hühner, Schafe, Ziegen ihrer besten Freunde weg, die arbeiteten, um es ihnen gut zu machen. Was war da zu thun? Ihnen sagen, das sei unrecht? Das hatte der Missionar unzählige mal gethan, aber nur Zucht konnte hier die Auflösung der Gemeinde verhüten. Er versuchte es mit Einsperrung; aber vier Männer, die einem einzigen Neger zehn Hühner genommen hatten, und die er eine Woche einkerkern ließ, raubten in der ersten Nacht, da sie wieder los waren, zwei Schafe, eine Ziege und ein Schwein in einem Hause. Sie wurden gefangen und am nächsten

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1822, IV, S. 612 ff.

Morgen erhielt jeder 6 Streiche mit einem ledernen Riemen, die ihnen der Gefangenwärter gab, ohne daß sie entkleidet wurden. Dies wirkte, und sofort war das Stehlen zu Ende (?).

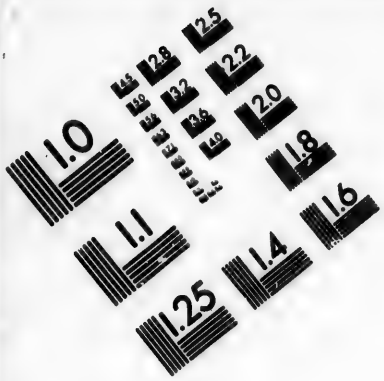
Da sich Dürings Fieberanfälle leider wiederholten, mußte er endlich doch im Mai 1822 mit seiner Gattin und 2 Kindern eine Erholungsreise nach England machen. William Tamba versah indessen seine Stelle, so gut er konnte. Die Zahl der Kommunikanten wuchs auf 102, der ängstliche Tamba aber zitterte, er möchte die Gemeinde mit Heuchlern füllen. Düring fühlte sich bald so gestärkt in Europa, daß es ihn drängte, zu seiner theuren Gemeinde zurückzukehren, die in großer Anzahl schon am Hafen seiner wartete, und mit herzlicher Liebe ihn und die Seinen über Freetown nach Gloucester geleitete. Am 19. Januar 1823 predigte er wieder in seiner Gemeinde. Unermüdlich in seinem Beruf machte er auch jetzt wieder köstliche Erfahrungen, durfte auch 25 Heiden taufen; aber seine körperliche Kraft reichte nicht mehr aus, er erkrankte mehrfach wieder, zuletzt fast hoffnungslos. Sein Krankenzimmer war oft ganz voll von Negern, die auf den Knien um seine Erhaltung beteten. Noch einmal, Ende August 1823, sollte er mit seiner Gattin nach England zurückkehren; nach seiner Einschiffung aber ward kein Wort mehr von ihm gehört. Ohne Zweifel wurde sein Schiff in einem der furchtbaren Stürme, die im November 1823 im englischen Kanal wehten, von den Wellen verschlungen. William Tamba trat abermals als Stellvertreter in Gloucester ein, während Frau Renner die Sorge für den weiblichen Theil der Gemeinde übernahm, und Markus Joseph Tamba als Gehülfe arbeitete. Die Gemeinde zählte 172 Abendmahlsgenossen und 14 Bewerber, 80 Mädchen und 20 Frauen, sowie 72 Knaben und 80 Männer in den Schulen. Bald aber ging es auch hier wieder abwärts, wie in Regent.

Doch wir können unmöglich alle die verschiedenen Stationen der ganzen Halbinsel, die im wesentlichen doch immer dasselbe Bild uns bieten würden, durchwandern und wenden uns daher zurück nach **Freetown**, als dem Mittelpunkt der Missionsthätigkeit in der Kolonie, von wo wir dann und wann einen Blick auf das Ganze zu werfen haben werden.

Hier finden wir verschiedene Arbeiter, unter denen Krankheit und Tod vielfachen Wechsel herbeiführten. Eine Zeitlang war Renner hier, dann nach dem Hinscheiden verschiedener englischen Kapläne Nyländer in der Stellung eines der letzteren. Er schrieb bei seinem Antritt an die Missions-Gesellschaft: „Es geht ein Gerücht, man wolle Afrika wegen der vielen Todesfälle aufgeben. Lassen Sie sich nicht entmuthigen, wir schlagen die Schlachten des Herrn und siegen selbst im Fallen. Nur frische Truppen senden Sie in den heiligen Krieg. Der Same, den unsere entschlafenen Brüder gestreut, wächst fort.“ Aehnlich sprachen sich die andern Arbeiter aus; keinem war der Muth entfallen, trotz Tod und Krankheit, welche bald den, bald jenen zur Heimkehr nach England nöthigten.

Als Jansen von seiner Erholungsreise zurückkehrte, brachte er, wie schon bemerkt, eine Anzahl neuer Arbeiter und Arbeiterinnen, letztere





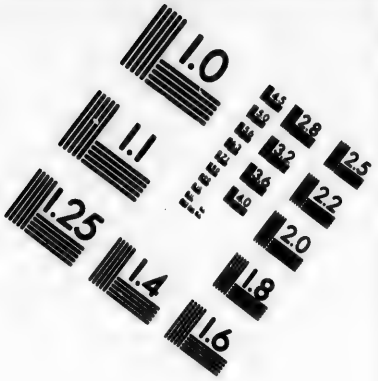
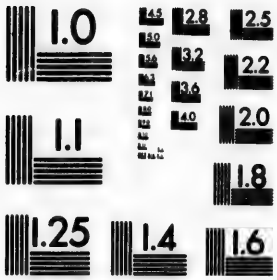
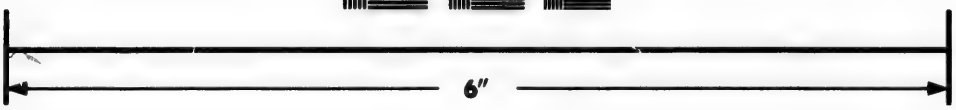
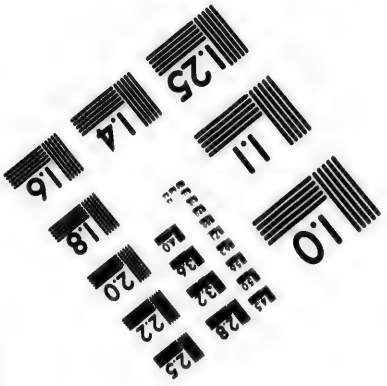


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)









Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.5
2.8
2.2
3.2
2.0
3.6
1.8
4.0
1.6
4.5
1.4
5.0
1.25
5.6
1.1
6.3
1.0
7.1

1.0
2.8
1.1
3.2
3.6
1.25
4.0
1.4
4.5
1.6
5.0
1.8
5.6
2.0
6.3
2.2
7.1
2.5
8.0

für die Schulen, mit. Außer den schon genannten Orten konnten nun auch folgende besetzt werden: Wilberforce, eine halbe Stunde westlich von Freetown nach dem Meere zu gelegen, sowie Kent an der äußersten Südwestspitze der Halbinsel, Charlotte, nahe bei Regent, Hastings, drei Stunden südöstlich von Freetown, und das eine Stunde weiter in derselben Richtung neugegründete Dorf Waterloo[1]). 1823 kamen neue Gehülfen: Beckauer, Metzger, Gerber und Schemel aus der Missionsschule zu Basel im Dienst der Englisch-kirchlichen Gesellschaft nach Sierra Leone. Aber der Tod hielt wieder seine furchtbare Ernte. In 8 Monaten starben 12 Missionare. In den 19 seit Beginn dieser Mission verflossenen Jahren waren in ihrem Dienste von 89 Personen 54 dahin gerafft worden, unter ihnen 31 schon im ersten Jahre nach ihrer Ankunft in Afrika. In der genannten Zeit wüthete in der Kolonie das gelbe Fieber. Dazu kam der unglückliche Kriegszug gegen Asante, in dem der Gouverneur Mac Carthy gefangen und ermordet wurde. Dennoch verloren die Missionare den Muth nicht. Besonders Nyländer bat dringend, neue Arbeiter zu schicken. Kaum aber waren deren 7 im Jahre 1825 angelangt, als mehrere derselben und auch Nyländer nach fast zwanzigjährigem treuen Dienste, durch den Tod abgerufen wurden. Andere folgten ihm, neue Arbeiter rückten nach; über die ganze Kolonie aber kam in diesen traurigen Zeiten ein sichtbarer Rückschritt des geistlichen Lebens, hauptsächlich mit veranlaßt durch die große Sterblichkeit der Missionare, über deren Ursachen die Kommittee in England eine genaue Untersuchung anstellen ließ, mit dem Ergebniß, daß bereits in andern Tropenländern erprobte Vorschriften hinsichtlich des diätetischen Verhaltens gegeben wurden. Mit neuer Hoffnung sandte man nun neue Boten des Evangeliums aus, neue Todesfälle brachten neue Verluste. Eine im Jahre 1826 von der englischen Regierung zur Untersuchung der ganzen Kolonie gesandte Kommission bewirkte durch ihre Berichte, daß die Schulen aus der Hand der Mission in die von farbigen Schulmeistern gegeben wurden, wodurch sie aber so schnell ihrer Vernichtung entgegen gingen, daß man sich der alten Einrichtung bald wieder nähern mußte. Noch aber waren die Verluste der Mission nicht zu Ende. Dem 1827 krank nach England zurückgekehrten Kaplan Raban mußten andere Arbeiter bald nachfolgen, und obschon der neuangekommene Missionar Hänsel die Leitung der von Regent wieder nach Freetown verlegten christlichen Erziehungs-Anstalt übernahm, auch mit den Kaplan-Arbeiten beauftragt, unter vielfachen Schwierigkeiten seiner Stellung wenigstens die Vollendung der schon längst halb ausgebauten Kirche bewirkte, und die Berufung des Missionars Wilhelm an die Missionskapelle der Gibraltar- oder Lagerstadt, einem Stadttheil von Freetown, durchsetzte, so mußte doch auch er bald wieder in Europa Erholung suchen, und eine Zeit lang waren Wilhelm und Metzger die einzigen Prediger in der ganzen Mission, und jeder

[1]) Später wurde die Kolonie in 3 Distrikte eingetheilt. Der Ost- oder Fluß-Distrikt, am Bancefluß, umfaßt die Gegend von Kissey bis Waterloo; der Bergdistrikt mit Regent, und der Seedistrikt, zu dem York Kent und die Bananen-Inseln gehören.

der drei Distrikte konnte nur durch wenige Arbeiter nothdürftig versorgt werden. Um die der Mission entzogenen Schulen aber stand es traurig, und das christliche Gesammtleben der Kolonie war immer noch im Sinken. Der Verderbensstrom ging zum nicht geringen Theil von den Weißen in der Niederlassung selbst aus, und eine stetige Arbeit wurde durch Krankheit, Wechsel und Todesfälle der Missionare verhindert, so daß selbst die im Januar 1828 erfolgende Einweihung der St. Georgen-Kirche zu Freetown und die Eröffnung der Erziehungs-Anstalt zu Furah-Bai, ½ Stunde von Freetown, mit 6 Zöglingen, unter ihnen Samuel Crowther und Will. Tamba, ein Sohn des schwarzen Lehrers, für den Augenblick wenig Hoffnung gab. Die Mission zog sich so hin, und wenn auch die Errichtung von Sonntagsschulen eine neue Förderung des christlichen Lebens ward, und die Anstalt zu Furah-Bai gedieh, wenn auch immer neue Arbeiter, unter ihnen Kießling, von der aufgegebenen Basler Mission in Liberia, dem später auch Schön von Basel sich anschloß, zu Hülfe kamen, so riß der Tod doch immer neue Lücken, nöthigte Krankheit immer von neuem zur Unterbrechung der Arbeit durch zeitweilige oder gänzliche Heimkehr nach Europa. So mußte die Gesellschaft in einem Zeitraum von 25 Jahren nicht weniger als 109 Knechte und Mägde des Herrn in der hoffnungsvollsten Blüte ihres Lebens und ihrer Wirksamkeit zu Grabe tragen sehen, welche als heiliges Saatkorn des Glaubens auf den Acker der Neger ausgestreut wurden. — Am Schlusse des Jahres 1833 waren auf den verschiedenen Missionsposten der Kolonie 3 Missionare, 3 Katechisten, 13 Nationalgehülfen als Schullehrer und 11 Schullehrerinnen von der Kirchlichen Missions-Gesellschaft angestellt. Die Zahl ihrer schwarzen Zuhörer belief sich auf 3000, unter ihnen 445 Abendmahlsgenossen, und die Schulen wurden von mehr als 3000 Kindern und Erwachsenen besucht. Eine der schlimmsten Folgen europäischer Ansiedelung aber, die Einfuhr von Branntwein, zeigte sich mehr und mehr als ein Haupthinderniß des Evangeliums, während in Freetown und an anderen Orten doch auch einzelne tröstende Erweckungen den Muth der Arbeiter belebten, deren ältester, der ehrwürdige Missionar Wilhelm, Anfangs 1834 nach 22jährigem treuen Wirken in West-Afrika entschlief. Ihm starben andere nach; doch neue Mitarbeiter, unter ihnen Schlenker, Graf und Townsend langten an, und während sie mit frischen Kräften eingriffen und die Todesfälle endlich seltener wurden, hob sich die Mission von neuem, auch in Freetown, wo sich inzwischen immer mehr wunderliche Mischung von christlicher, muhamedanischer und heidnischer Bevölkerung bildete, und die Vorstadt das eigentliche Missionsgebiet war. Eine böse Seuche ging zwar abermals durch die Kolonie, verschonte aber die Missionare; wieder genesene und frische Arbeiter kamen an, und das Gnadenwerk schien zu wachsen, als Tod und Krankheit neue Lücken riß. Dazu wurden binnen 3 Jahren nicht weniger als 13,000 befreite Sklaven in die Kolonie gebracht, die Kapelle in Gibraltarstadt aber und das Schulhaus durch einen Orkan zerstört. Doch bald stand eine neue, größere und schönere Kirche da, und in der Schule sammelten sich statt der früheren 150 nun 450 Kinder um

Missionar Beale. Nur die Anstalt in Furah-Bai, obwohl sie schon unter Kießling Zöglinge zum Schuldienst entlassen konnte, und Samuel Crowther als Gehülfe ins Institut trat, war bei dem häufigen Wechsel ihrer Vorsteher und manchen andern Uebelständen noch nicht vollständig geworden, was sie sein sollte, und manche Frucht derselben ward erst später gezeitigt. Neue Missionsarbeiter, unter ihnen Gollmer aus Basel, erschienen um dieselbe Zeit, als Schön (1840) die Niger-Expedition mitmachte, deren Bedeutung für Sierra Leone wir später würdigen werden, und dann nach Europa ging. Und wie in Freetown, so nahm auch an den übrigen Orten der Kolonie, Regent, Gloucester, Charlotte, Leopold und Bathurst im Bergdistrikt, Kissey, Wellington, Hastings, Waterloo im Flußdistrikt, sowie in Kent, York und auf den Bananen-Inseln im Seedistrikt, wo auch kurze Zeit amerikanische Missionare wirkten, deren einer mit einer Tochter Nyländers verheirathet war, das Werk des Evangeliums und der Gesittung, obschon wegen der Verschiedenartigkeit der Bevölkerung und des häufigen Wechsels oder zeitweisen Fehlens der Arbeiter mit Unterschied und unter mancherlei Schwankungen, doch einen im ganzen erfreulichen Fortgang,[1]) und die aufopfernde Liebe der Missionare konnte eines tiefen Eindrucks auf die Herzen der Neger nicht verfehlen. So äußerte ein solcher in Kent gegen einen Missionar: „Massa, lange bleiben. — Ach! weiß Mann er nicht Tod fürchten, wie schwarz; wenn er sehen Gefahr so, er kann nicht gehen. Aber Weißer, er kommen, er sterben, der andere wieder kommen. Ach, wahr, weiß Mann, er uns arme Schwarze zu viel lieben. Ich hoffe, Gott will sein Leben erhalten." Und ein anderer, als er in Bathurst Geld für die Mission sammelte, und etliche murrten, sagte: „Was! ihr mit zwei oder drei Kupfer geizen! Gesellschaft für manches Jahr Missionare hersenden. Herr Renner kommen, er sterben; Herr Gerber kommen, er sterben[2]); Herr Davey kommen, er sterben; Herr Bates kommen, er sterben und viele mehr für uns." Mit großem Nachdruck fuhr er fort: „Was denket ihr davon? kann schwarz Mann so thun? wir kann ein Kind schicken, er sterben; wir das andre auch schicken? nein, niemals!"

Die Niger-Expedition, welcher von Sierra Leone aus nebst Missionar Schön auch Samuel Crowther sich anschloß, brachte eine gewaltige Aufregung und einen neuen lebendigen Missionseifer unter die christliche Bevölkerung der Kolonie, über deren durch die bisherigen Bemühungen der Kirchlichen, sowie der Methodisten-Missions-Gesellschaft bedeutend verbesserten intellektuellen, moralischen und religiösen Zustand bald hernach eine zur Untersuchung verschiedener auf die Westküste von Afrika bezüglicher Gegenstände niedergesetzte Kommittee[3]) dem Parlament aufs günstigste berichten konnte.

Die Auswanderung christlicher Akuneger in ihr Heimatland wirkte günstig auf die Kolonie, in deren Bevölkerung auch Angehörige andrer

[1]) Näheres darüber s. Basler Missions-Magazin 1851, IV, S. 89 ff.
[2]) Dies gilt nur von Gerbers Gattin, er selbst ging nach Nord-Amerika.
[3]) Calwer Missionsbl. 1843, S. 6.

Stämme veranlaßt wurden, sich mit ihrem alten Vaterlande in Verbindung zu setzen. Von besonderer Bedeutung aber wurde schon damals Samuel Crowther, der als ordinirter Prediger nach Freetown zurückkehrte und unter seinen Landsleuten eine heilsame Bewegung hervorrief.

Dennoch lauten die Berichte aus den vierziger Jahren nicht wieder so günstig, wie einst in alter Zeit. Die befreiten Negersklaven, die sich in eigenen Dörfern ansiedelten,[1]) schlossen sich vielfach gegen die Mission ab. In den bestehenden Ortschaften stellte sich zum Theil eine trübe Mischung von christlicher und heidnischer Sitte heraus und selbst in den christlichen Gemeinden zeigte sich nicht wenig Mundchristenthum, dem der Wandel keineswegs entsprach. Dennoch gab es einzelne Beispiele besonders gediegener und treuer Negerchristen.

Ihr Hauptaugenmerk richtete die Missions-Gesellschaft auf Heranbildung eingeborner Lehrer. Die Anstalt zu Furah-Bai gedieh unter der Leitung eines Afrikaners, Herrn Jones. Zwei weitere Zöglinge kamen 1845 von London als ordinirte Prediger zurück. Die Missionare aber beschäftigten sich nun auch mit dem Studium der afrikanischen Sprachen, was für weitere Missionsunternehmungen wichtig wurde. Besonders hat sich Kölle durch derartige Arbeiten (Polyglotta africana) ausgezeichnet.

Zu Ende des genannten Jahrzehnts war die Zahl der Abendmahlsgenossen auf 2051 gestiegen, der Kirchenbesuch gut, Sonntagsschulen aller Orten eingerichtet. Jedes Dorf besaß eine von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen geleitete Wochenschule, deren es 45 gab mit 6111 Schülern. Außer den Mädchenschulen in den Dörfern waren zwei höhere Mädchenschulen unter europäischen Lehrerinnen in Kissey und Freetown errichtet. Fähige Knaben wurden aus den Ortsschulen in die Stadtschule zu Freetown aufgenommen, um weiteren Unterricht zu erhalten, und diejenigen, von welchen man glaubte, daß sie tiefere Eindrücke von der erlernten Wahrheit empfangen, und die Hoffnung gaben, seiner Zeit Katecheten oder Geistliche unter ihren Landsleuten zu werden, kamen in das Seminar zu Fourah-Bai, unter dessen Zöglingen seit Oktober 1849 auch drei Prinzen vom Stamme der Gallina's sich befanden. In der Mittelschule, aus welcher sie in das Institut übergehen, waren im Anfang der fünfziger Jahre 78 Schüler von 6—20 Jahren, die, wenn sie nicht in das Institut kommen, theils als Schullehrer angestellt werden, theils zu andern Berufsarten übergehen. Das Institut selbst hat zwei Klassen[2]), in denen auch Hebräisch gelernt, das griechische Neue Testament gelesen, Unterricht in der Glaubenslehre und Kirchengeschichte ertheilt und die Schüler im Schreiben und Halten von Predigten beständig geübt werden. Am 8. Juni 1856

---

[1]) Um eine richtige Vorstellung von der Kolonie zu gewinnen, muß man beachten, daß die zusammengehörigen Mitglieder verschiedener Stämme meistentheils in besonderen Niederlassungen zusammen bleiben. Auch die größeren erwähnten Ortschaften bestehen meist aus verschiedenen Stadtheilen, die nach den betreffenden Stämmen genannt werden.

[2]) cf. Calwer Monatsblätter 1855, S. 20 ff.

aber, um dies hier gleich anzuknüpfen, wurden acht Negerjünglinge von dem unlängst erst eingesetzten anglikanischen Bischof der Kolonie zu Predigern des Evangeliums geweiht, nachdem sie im Seminar ihre Studien beendet und ein Examen bestanden, dessen, wie der examinirende Kaplan bemerkte, kein Student in England sich zu schämen brauchte.

Von auffallenden Begebenheiten kam fortan in Sierra Leone weniger vor, als in andern Heidenländern; Bekehrungen und Taufen aber fanden jährlich fast auf jeder Station statt, deren viele nun schon von Eingeborenen allein besorgt werden konnten, welche mit viel Eingang unter ihren Landsleuten und nicht ohne Spuren göttlichen Segens arbeiteten. Auch der Missionssinn in der Kolonie erwies sich fortwährend lebendig, und als Missionar Crowther auf seinem Wege von Abeokuta nach England in Sierra Leone 1851 einen Besuch machte[1]), predigte er in mehreren Kirchen, und in vielen Dörfern wurden Missionsversammlungen gehalten. Kaum aber war zwei Jahre später der neuernannte englische Bischof von Sierra Leone in seiner Diözese angekommen, als 100 befreite Neger der Kolonie aus dem Ibostamme (an dem westlichen Ufer des unteren Niger) ihm eine Bittschrift überreichten, daß auch in ihr Vaterland, wie nach Yoruba, Missionare gesendet werden möchten, worauf Missionar E. Jones mit drei Ibo's zu einem Besuch nach Fernando Po noch in demselben Jahre abgeordnet wurde, um von dort aus die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Mit der Ernennung eines Bischofs für Sierra Leone im Jahre 1852 wuchs die Hoffnung, daß jetzt die Mission „den Raum ihrer Hütte weit machen und ihre Seile länger dehnen werde". Allein von den sieben Missionaren, welche ihn dahin begleitet, starben drei bald dahin, zwei mußten in die Heimat zurückkehren, und der Bischof selbst, nachdem er beinahe 3000 Kommunikanten, 800 allein in der St. Georgskirche zu Freetown, konfirmirt, mußte für einige Zeit sich nach England zurückbegeben. Das Werk Gottes aber schritt nichts desto weniger in der Kolonie, wo sich dazumal auf 15 Hauptstationen der Kirchlichen Missions-Gesellschaft, 13 europäische und 3 eingeborene Missionare, 1 ärztlicher Berather, 4 europäische nichtgeistliche Lehrer, 78 eingeborene Lehrer, 2998 Kommunikanten, 7620 Zuhörer beim öffentlichen Gottesdienste, 67 Schulen mit Einschluß des Seminars und 5296 Schüler und Seminaristen befanden, so entschieden fort, daß Sierra Leone den Zuständen eines christlichen Landes immer näher kam.

An dieser Umgestaltung aber arbeitete nicht allein die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft. Wir haben vielmehr auch zu berichten von den

Methodisten in Sierra Leone,[2])

deren erste Sendboten trotz der früheren Bemühungen Thomas Coke's[3]) erst im Jahre 1811 die Kolonie betraten, wo sie von dem Gouverneur

[1]) cf. Calwer Missionsblatt 1855, S. 94.
[2]) cf. Basler Missions-Magazin 1852, II, S. 4 ff.; 1839, II, S. 311 ff.
[3]) Vergl. I, 2. Nr. 4.

und den Missionaren der Kirchlichen Missions-Gesellschaft, die in herzlicher Eintracht mit ihnen fortan Hand in Hand gingen, freundlichst aufgenommen wurden. Georg Warren, der erste Methodistenprediger in Sierra Leone, starb bald, und erhielt erst 1816 in Davies einen Nachfolger, der außer in Freetown auch in etlichen andern Dörfern predigte, auch bei Jansen in Regent einen Besuch machte, wo infolge seiner Predigt William Tamba bekehrt wurde. Krank mußte er nach England zurückkehren und seinem bisherigen Gehülfen Brown die Arbeit überlassen, der im Jahre 1819 weitere Hülfe erhielt. Trotzdem, daß von jetzt ab die Methodisten-Missions-Gesellschaft ihre Boten nur drei Jahre in Afrika ließ und dann in gesundere Gegenden versetzte, wurden doch die Reihen auch ihrer Arbeiter durch Krankheit und Tod fortwährend gelichtet, während ihre Arbeit selbst in Kirche und Schule eine gesegnete war und ihre Gemeinde im Jahre 1822 unter Baker bereits bis auf 400 Seelen sich gemehrt hatte. Ungeachtet aller Gefahren fehlte es aber zu keiner Zeit an Freiwilligen — denn nur solche sandte die Gesellschaft — die bereit waren, ihre Kräfte und ihr Leben dem Heil ihrer schwarzen Brüder zum Opfer zu bringen, wie die edlen Jünglinge Munro und Peck, die im Jahre 1829 zusammen der Fieberseuche erlagen. Unterdessen wuchs die Zahl der Zuhörer und Gemeindeglieder um die Mitte der dreißiger Jahre zu 1100, die der Schulkinder zu 900 an; die Arbeitskräfte mußten vermehrt, die Opfer des verheerenden Fiebers ersetzt werden. Und es fanden sich immer wieder Männer, die ihr Leben nicht theuer achteten um Christi und der armen Heiden willen. In Freetown, Wellington, Hastings, Gloucester, Regent und andern Dörfern waren blühende Gemeinden, deren Gesammtzahl in die Tausende stieg, der Lohn solcher aufopfernden Liebestreue; selbst eine Anstalt zur Bildung eingeborner Prediger konnte in King-Tom's-Point errichtet werden; auch eine Presse, die eine Zeitung herausgab, trat damals in Thätigkeit. Unter den 113 Missionsarbeitern in der Kolonie befanden sich im Jahre 1840 bereits 69 Methodisten (Wesleyaner), darunter 5 ordinirte, die andern eingeborne Gehülfen, Vorleser und Schullehrer. Die Vorleser, ein den Methodisten eigenthümliches Amt, gehen von Ort zu Ort, von Haus zu Haus und lesen das Wort Gottes vor. Die Zahl der Kommunikanten betrug 2000. Vier Jahre später aber zählten sie auf 3 Hauptstationen (circuits) schon 29 Kapellen, 6 Missionare, 35 Tags- und 62 Sonntagsschullehrer, 46 Lokalprediger, 3086 volle Gemeindeglieder, 2384 Schulkinder und 6250 Besucher des Gottesdienstes. Der Strom war breiter geworden, und fast jedes Jahr kamen neue Sendboten, theils um die durch Tod und Krankheit entstandenen Lücken auszufüllen, theils um die Arbeitskräfte zu verstärken. Im Jahre 1850 stand in Freetown und Umgebung an der Spitze der Station und der ganzen Halbinsel Thomas Raston mit 4 Missionaren, unter denen zwei Neger; in Hastings und Wellington nebst Umgegend, in York und den Plantaneninseln u. s. w. wirkten gleichfalls eingeborene Missionare. Bei dem raschen Wachsthum der Gemeinde wurden die Kirchen überall zu eng; die Anstalt für Nationalgehülfen

stand in schöner Blüte; in den 18 Sonntags- und 16 Wochentagsschulen waren über 3000 Schüler, in den Gemeinden über 5000 Seelen in der Pflege der Mission, die Gotteshäuser von mehr als 8000 Negern besucht. Daß dennoch unter der christlichen Bevölkerung von Sierra Leone noch viel Götzendienst und Aberglaube heimlich verborgen stak, zeigte sich ums Jahr 1852, als infolge einer religiösen Bewegung in Freetown und dann auch in den übrigen Distrikten eine Menge noch heimlich vorhandener „Landesgebräuche", Götzenbilder und Zaubermittel, ausgeliefert wurden. Obgleich aber die Methodisten in Sierra Leone sehr viele Mitglieder durch Auswanderung nach Badagry und Lagos sowie durch Sterbefälle verloren, so nahm ihre Gemeinschaft doch fortwährend zu und zählte schon Anfangs 1854 über 6000 Kommunikanten; in ihren Gebetsversammlungen aber, bei ihren Liebesfesten, am Tische des Herrn u. s. w. war die Gegenwart und der Segen des Herrn im reichen Maße wahrzunehmen. — Wir verlassen aber zunächst die Kolonie, um zu sehen, was die Mission inzwischen in andern Gebieten Westafrika's ausgerichtet hatte, und später die neueren Zustände Sierra Leone's darzulegen. Zuvor aber müssen wir noch eine von dort ausgegangene Mission betrachten, nämlich

die Timneh- (Timmani-) Mission.

Die Timmani's oder Timnehs sind eine unter vier Königen stehende Nation, die ihre Sitze hauptsächlich im Osten und Nordosten von Sierra Leone, zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses hat, aus welcher Gegend sie einst die Bulloms verdrängte. Durch die Mandingo's ist bei ihnen theilweis der Islam eingeführt. — Der Plan, dort eine Mission zu gründen, wurde mit veranlaßt durch den Handel, welcher viele Leute aus Sierra Leone in das Timmaniland führte, wo sie sich zum Theil niederließen. Missionar Hänsel wurde 1833 mit dem Unternehmen beauftragt. Er ließ sich in Magbeli am Rokelle, einem der beiden Flüsse, die den Sierra Leone-Fluß bilden, nieder, wo ihn der alte Häuptling Pa Suba freundlich aufnahm. Derselbe erwies sich jedoch als gänzlich unzuverlässig. Er suchte sich vom Missionar möglichst viele Geschenke zu verschaffen, und zeigte sich sehr lügenhaft. Als nach längerer Wartezeit die Verhältnisse nicht besser werden wollten und dazu noch die armselige Hütte des Missionars in Flammen aufging, gab Hänsel das Unternehmen auf. — Drei Jahre später beauftragte die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft Herrn W. C. Thompson mit Studien in der Timmani-Sprache und Uebersetzungen in dieselbe. Nachdem Sprachlehre und Wörterbuch vollendet waren, gab dieser den Missionaren Schlenker und Denton nebst zweien Schullehrern in dieser Sprache Unterricht, worauf er mit denselben 1840 zu Port Lokkoh an dem andern Zweigfluß des Sierra Leone, 20 Stunden nordöstlich von Freetown, eine Mission anfing. Lage und Bevölkerung des Orts schien Gutes zu versprechen, und eine Schule mit Wohnhäusern der Missionare wurde gebaut. Unter den äußern Arbeiten und dem Erlernen der Sprache war aber das erste Jahr hingegangen, ohne daß

Weiteres hätte geschehen können, als daß 20—30 Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet und Gottesdienst in der Landessprache gehalten wurde, dem von den durchreisenden Goldhändlern viele, von den angesessenen Leuten, denen man auch einzeln durch religiöse Gespräche beizukommen suchte, nur wenige beiwohnten. — Anfangs 1841 ward ein neuer Oberhäuptling, Ali Kali gewählt und gekrönt, mit welchem der Statthalter von Sierra Leone einen Handelsvertrag gegen die Sklaverei abschloß. Im folgenden Jahre nahm zwar die Schülerzahl zu, und die Missionare fanden mit ihrer Predigt überall freundliche Aufnahme, ohne indeß, da der hier herrschende Islam immer gewaltiger als zähes Hinderniß entgegentrat, von Früchten reden zu können. An des abgehenden Missionar Dentons Stelle trat Missionar Schmidt; das Predigen nahm seinen Fortgang, und 50—60 Neger hörten meist aufmerksam zu. „Alles, was er (der Missionar) sagt", äußerte der Ali Kali einst nach der Predigt, „ist sehr gut, und wenn wir jetzt nicht thun, was er uns sagt, so werden wir einst uns wiedersehen und zu einander sprechen: Ach, warum haben wir nicht gethan, was uns damals weiß Mann sagen? — Sie sind in dies Land gekommen, weil sie Gottes Werk lieben, und darum haben sie ihre Heimat verlassen." — Dennoch wurde in einem der folgenden Jahre von bedeutenden Hindernissen dieser Mission gemeldet: von einem Streit der Timmani's und Susu's um ein Stück des Bullomlandes; von der Masernseuche und von Schlenkers nothgedrungener Heimreise. Erst im Jahre 1845, noch vor des letzteren kurzem Weggange, nachdem David Schmidt eine Reise durch die inneren Gebiete gemacht, wurden dieser Mission ihre Erstlingsfrüchte in der Taufe zweier Schulknaben geschenkt. Die Zahl der Schüler hatte sich auf 48 gehoben, an deren etlichen die Missionare liebliche Erfahrungen machen durften; auch ein muhamedanischer Priester, Soliman Bundu, war damals durch eifriges Forschen in der Schrift dem Reiche Gottes nahe gekommen, und Ali Kali stand beständig an der Schwelle desselben; aber beide gelangten nicht hinein. Bei einer wiederholten Reise Schmidts in Begleitung des Missionars Ehemann ersahen sie, überall freundlich aufgenommen, Rokana im Innern des Landes zum Ort einer neuen Station. Bald aber trübten sich ihre Hoffnungen wieder und der Gang dieser Mission ward immer dunkler. Die Gunst der Häuptlinge nahm ab nach Ali Kali's Tode, die Kinder wurden ohne Ursache aus der Schule genommen; die Unsittlichkeit und Macht der verwilderten europäischen Händler, wie der Fanatismus des Islam trat immer feindseliger auf; innere Zwistigkeiten kamen störend dazu, so daß man um 1850 schon daran dachte, diese Mission aufzugeben. Da erhielt Schlenker eine Einladung der Häuptlinge vom Groß- und Klein-Scarciasflusse, zu ihnen zu kommen und Schulen zu errichten. Freundlich ward er aufgenommen und brachte die Ueberzeugung zurück, daß die Orte Wulah und Kambia höchst einladend für eine Missions-Niederlassung seien. Doch blieb es vorläufig bei Port Lokkoh, das indeß im Jahre 1853 „ein noch immer sehr schwaches Reislein mit nur 6 Kommunikanten" genannt wird, da es ein wesentlich muhamedanischer Ort ist, wie denn auch Schmidt damals

schrieb: „Ich gehe nach Port Lokkoh mit einem schweren Herzen, und kehre nicht mit einem leichteren Herzen zurück.“ — Zu Anfang desselben Jahres aber machte einer der deutschen Missionare in Sierra Leone eine Reise nach Magbeli, wohin vor 20 Jahren Hänsel zuerst gegangen, ward von den Häuptlingen freundlichst aufgenommen und gründete mit Genehmigung des Königs Bey Kobolo wieder eine Station daselbst, die er von Kissey aus bediente, zwischen beiden Orten hin- und herreisend und zeitweilig an dem einen oder andern sich aufhaltend. Bald hatte er ein kleines Gemeinlein von 12 Gliedern (angesessenen Handelsleuten aus der Kolonie und Timmani's) und 26 Schulkinder um sich gesammelt, erhielt gleich im Anfang eine Kollekte von über 150 Gulden als Beitrag zum Kirchen- und Schulhausbau und einer Glocke, und sah von den Timmani's gewöhnlich 30 bis 40, von den Handelsleuten aus Sierra Leone 70 bis 80 zur Anhörung des Wortes Gottes um sich versammelt. Doch ging es auch hier hernach nur sehr schwach vorwärts.

Die Scherbro-Mission

endlich erstreckt sich auf die gleichnamige Insel südöstlich von Sierra Leone und auf den Theil der Küste, der ihr gegenüberliegt. Jedoch wird der Name Scherbro im weiteren Sinne gebraucht und auch das östlicher gelegene Mendiland unter demselben mit begriffen. Hier begann eine Mission, die später zur Bildung der American Missionary Association führte und von dieser übernommen wurde. Ein nicht weit von New-York genommenes Sklavenschiff (die Amistad), dessen Besatzung sich befreit hatte, bildete die Veranlassung zu derselben. Ein Verein christlicher Philanthropen beförderte diese Neger, nachdem sie bereits in Amerika einige Zeit unterrichtet waren, nach Afrika zurück in Begleitung von Missionaren. Doch konnte erst nach Ueberwindung mancher Hindernisse von Sierra Leone aus, woselbst sie sich über Jahr und Tag aufgehalten hatten, 1842 die Station Kaw Mendi am kleinen Boom- (Bum-)Flusse beim König Henry Tucker angelegt werden. Hier arbeitete Missionar Raymund mit Erfolg und hatte ein paar Jahre später schon eine kleine Gemeinde gesammelt. 1845 verwüstete ein blutiger Krieg jene Gegend. Doch die Mission, bei der viele Flüchtlinge Schutz suchten und fanden, erlitt keinen Abbruch durch denselben, die Schule zählte 60 Zöglinge. Nach Raymonds Tode 1847 aber mußte die Station längere Zeit unter Leitung eines eingebornen Gehülfen bleiben, bis die oben genannte Gesellschaft 1848 2 neue Missionare sandte. Einer derselben starb bald; der andre Thompson, arbeitete unter viel Krankheit 2 Jahre. Doch mehrte sich die Gemeinde in dieser Zeit. Zu Anfang des folgenden Jahrzehnts wurde diese Mission verstärkt und die beiden Stationen Good Hope auf der Scherbro-Insel und Mo Tappan (Boom Falls) in der Mendi-Gegend angelegt. Um 1854 waren dort 4 ordinirte Missionare mit 4 amerikanischen Gehülfen, 40 Gemeindeglieder und 80 Schüler. In den folgenden Jahren wurden noch bedeutendere Anstrengungen gemacht und eine ganze Reihe von Missionaren ausgesandt, von denen viele jedoch dem Klima wieder

weichen mußten oder erlagen. Die beiden neueren Stationen nahmen bald einen Aufschwung, während Kaw Mendi zu einer Außenstation von Good Hope herabgesetzt wurde. 1860 aber finden wir zwei andere Hauptstationen: Avery am Ausflusse des Bagru-Flusses im Norden und Salem Hill einige Meilen südlich von Mo Tappan am Boom. Um diese Zeit hatte die Mendi-Mission ihre Blüte erreicht. Große Gemeinden waren freilich wohl noch nicht gesammelt. Die Berichte machen darüber keine statistischen Angaben.

5. Liberia.

Aufgemuntert durch die wohlthätige Wirksamkeit des afrikanischen Institus bildete sich im Dezember des Jahres 1816 auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu gleichem Zwecke ein Verein der angesehensten Männer unter dem Namen der Nord-Amerikanischen Kolonisations-Gesellschaft. Die Wahrnehmung, daß im Gebiete der Vereinigten Staaten über 200,000 freie Neger, oft unter den traurigsten Umständen, und ohne ehrliches Gewerbe umherzogen, brachte die Gesellschaft zu dem Entschluß, diese Negerhorden zur Ansiedelung in ihrem Heimatlande West-Afrika zu veranlassen und jedem, der da wollte, Gelegenheit und Mittel dazu darzubieten. Um nun vor allem einen angemessenen Landstrich zur Anlegung einer Neger-Kolonie dort aufzusuchen, erhielten die beiden Geistlichen Samuel Mills, der bereits seit einer Reihe von Jahren unter den Negern in Amerika mit musterhaftem Eifer gearbeitet hatte, und Ebenezer Burgess als Agenten der Gesellschaft den Auftrag, die Küsten des westlichen Afrika zu diesem Zwecke zu bereisen. Nachdem bei sorgfältigen Erkundigungen in England die Regierung daselbst ihre Aufmerksamkeit auf das Scherbro-Land hingelenkt, kamen sie im März 1818 glücklich in Sierra Leone an und fuhren von da etwa 12 Meilen südlich bis zur Scherbro-Insel. Hier trafen sie einen Neger aus Südkarolina, der unter den Ansiedlern von Neuschottland kommend sich mit einer Anzahl von Landsleuten hier niedergelassen hatte[1]). John Kizel war sein Name. Er war wohlhabend geworden und hatte auch eine Kirche gebaut, in der er selbst predigte. Er nahm die Agenten mit Freuden auf und sprach seine Ueberzeugung aus, daß noch alle Schwarzen aus Amerika nach Afrika zurückkehren würden. Nachdem jene dem Könige der Insel ein bedeutendes Stück Land abgekauft hatten, traten sie die Rückreise an, auf der Mills starb. Burgess aber wirkte eifrigst in den Vereinigten Staaten und wußte die Regierung zu bewegen, die Kolonisationsgesellschaft dadurch zu unterstützen, das alle von Sklavenschiffen befreiten Neger auf die Niederlassung der Gesellschaft geschickt würden. So wurde denn 1820 der Prediger Bacon zugleich als Agent der Regierung und der Gesellschaft, dem die letztere den Arzt S. Crozer und Herrn Bankson beigab, mit 88 schwarzen Auswanderern nach Afrika gesandt. Das Inselchen Campelar

[1]) Foote, Africa and the American Flag, p. 110 ff.

bei Scherbro wurde zur vorläufigen Wohnstätte ersehen. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß Kizel die Verhältnisse keineswegs richtig dargestellt hatte. Das Fieber fand sich ein. Dabei war die Aufführung der Ansiedler, bei denen Diebereien und Lügen gewöhnlich waren, nichts weniger als befriedigend. Einige zwanzig derselben erlagen dem Fieber; ebenso Bacon. Die Ansiedler wurden nun theilweis nach Sierra Leone gebracht, und als im folgenden Jahre mehrere neue Agenten hinauskamen, führte man auch den Rest dorthin und gab Scherbro gänzlich auf. Jene aber starben bis auf einen, der bald Afrika verließ. Nun kam Dr. Ayres, der mit dem Marineoffizier Stockton nach einem günstigeren Platz zur Ansiedlung suchte und solchen 1822 fand in dem hohen Kap Mesurado, das auf einer Landzunge ins Meer hinausreicht, einige dreißig Meilen südöstlich von Scherbro. Mit vieler Mühe wurde dort ein Landstrich etwa 7 d. Meilen lang und eine halbe breit, bis zum Junk River von dem alten König des Dey-Stammes Namens Peter, der viel Schwierigkeiten machte, gekauft. Dem letzteren wäre es jedoch schlecht bekommen; denn als Ayres die Ansiedler von Sierra Leone hinüberführte, erhob die Bevölkerung der Gegend und einige andre kleine Könige bedenklichen Widerspruch, in Entrüstung darüber, daß Peter dieses, gegen den Sklavenhandel gerichtete Unternehmen beförderte. Dem entschlossenen Ayres gelang es, die Ruhe wieder herzustellen. Dennoch kamen immer von neuem Schwierigkeiten, besonders durch die Feindseligkeit der Eingebornen, und die Kolonie war noch ein paarmal auf dem Punkte, wieder aufgegeben zu werden.

Im Jahre 1823 traf der Prediger Jehudi Ashmun als Agent der Regierung und der Gesellschaft mit einer weiteren Anzahl von Negern ein. Er trat zuerst als Ordner und Gesetzgeber unter den noch ziemlich wilden Haufen; zugleich aber ließ er, nach außen schauend, in aller Eile Häuser bauen und eine Mauer um die Stadt führen. Mitten in der besten Arbeit befiel ihn und seine 50 neuen Kolonisten das Klimafieber, während dessen er seine Gattin zu Grabe tragen sah. Da indeß der Anfall der Wilden alle Tage zu besorgen war, stand er in den Stunden des Bewußtseins zwischen den Fieberanfällen an der Mauer, prüfte die Arbeit, empfing Berichte, ermunterte die Muthlosen und leitete das ganze Werk. Und kaum war dies zur Hälfte fertig, als am 11. November 1823 plötzlich 800 Wilde in vollster Wuth in die Stadt eindrangen und schon drinnen waren, ehe nur Lärm gemacht wurde. Ashmun aber, obschon er nur 35 einigermaßen geübte waffenfähige Kämpfer hatte, leitete mit solcher Ruhe und Tapferkeit die Vertheidigung, daß die Feinde mit ansehnlichem Verlust hinausgeschlagen wurden. Und als sie am 2. Dezember, 1500 Mann stark, wieder kamen, hatte Ashmun zwar nur 28 Kämpfer, aber die Mannschaft eines gerade im Hafen liegenden amerikanischen Kriegsschiffes trat in ihre Reihe, und mit bitteren Verlusten wurden die Wilden verjagt. Zum Schutz gegen solche Ueberfälle aber bauten die Seeleute einen festen Thurm zugleich mit einer gesunderen Wohnung für den Agenten, und seitdem haben die Wilden keinen Angriff wieder versucht.

In den folgenden Jahren wuchs die Kolonie. Nicht nur das außerordentlich fruchtbare Land am St. Pauls-Flusse nördlich vom Kap Mesurado auf viele Meilen zu beiden Seiten desselben, sondern auch die Küstenstrecke südwestlich bis zum St. Johns-Flusse wurde dazu erworben.[1]) Das ganze Land aber, in dem nun verschiedene weitere Niederlassungen angelegt wurden, erhielt den Namen Liberia, während die erste Stadt Monrovia zu Ehren des Präsidenten Monroe genannt worden war. Sie hatte sich bald aus ihren kümmerlichen Anfängen herausgearbeitet. Zwei nette Kapellen und fünf Schulen waren errichtet und eine Anzahl Wohnhäuser zeugte von Wohlstand. Vier Schiffe wurden gebaut. „Die Kolonie ward hauptsächlich durch ihre eigene Betriebsamkeit erhalten. Dieselbe bestand aber mehr in Handel als in Ackerbau, indem man die Thatsache übersah, daß die Menschen in dem letzteren die Quellen des Wohlstandes suchen müssen. Liberia hat durch den Mangel an stetigen landwirthschaftlichen Bestrebungen gelitten. Eine Betriebsamkeit wie die unserer puritanischen Vorfahren in Neuengland würde bei dem Boden und Klima von Liberia allen Schwierigkeiten vorgebeugt und ununterbrochenen Ueberfluß erzeugt haben.“[2])

Ein neuer Haufe schwarzer Kolonisten aus Amerika, der 1826 unter Leitung eines Negermissionars, Holton, nach Liberia kam, brachte eine Buchdruckerpresse mit, die alsbald in Thätigkeit gesetzt wurde, um auch auf diesem Wege der bürgerlichen und christlichen Bildung Afrika's zu Hülfe zu kommen. Längs der Küste wurden von einzelnen bedeutende Wanderungen gemacht, um das Land genauer kennen zu lernen, die geheimen Schlupfwinkel der Sklavenhändler auszukundschaften und mit den benachbarten Völkerstämmen in freundlichen Verkehr zu treten. Nach und nach waren 224 kleinere und größere Pflanzungen angebaut, und auch der Handelsverkehr der Kolonie mit Amerika nahm beträchtlich zu. Die Bevölkerung begann allmählich in der neuen Heimat sich glücklich zu fühlen und auf die dargebotenen Bildungsmittel größeren Fleiß zu verwenden. Alle Kinder der Kolonisten und $^2/_3$ der Erwachsenen besuchten die Schulen; selbst ein Missionsverein wurde im April 1827 gestiftet und zählte bald 45 thätige Mitglieder. Unter den Ansiedlern zeichnete sich besonders Lot Carey, einer der ersten schwarzen Einwanderer, aus, der im Jahre 1826 zum Vice-Agenten der Kolonie gewählt wurde und dieses wichtige Amt bis zu seinem leider schon 1828 auf bedauerliche Weise erfolgenden Tode bestens verwaltete. Die Seele der ganzen Niederlassung aber war bis um dieselbe Zeit der treffliche J. Ashmun. Aufs neue von heftigem Fieber ergriffen, wollte er jetzt im Vaterlande Genesung suchen, um dann mit neuen Kräften nach Afrika zurückzukehren. Er kam auch heim, aber schon am 25. August 1828 entschlief er, 34 Jahre alt, zu New-Haven, mit dem Gebete auf den Lippen: „O mein himmlischer Vater, segne die Kolonie und das arme Volk, unter welchem ich gearbeitet habe. Gib mir Glau-

[1]) Hierbei sei bemerkt, daß das ganze Land südöstlich von Kap Mesurado früher als Pfeffer- oder Körner-Küste bezeichnet wurde; der Name scheint jedoch mit dem Gebrauch des Malaghetta-Pfeffers in Abnahme gekommen zu sein.

[2]) Foote a. a. O. S. 138.

ben und laß Deinen großen Namen durch meine ewige Rettung verherrlicht werden!" Er war ein Held und ein Staatsmann von seltenen Gaben. Noch zwei Jahre vor seinem Tode war er besorgt gewesen, Arbeiter für

das Missionswerk in der Kolonie

zu gewinnen. Nachdem nämlich im Auftrag der Amerikanischen Baptisten-Missions-Gesellschaft schon 1821 mit der zweiten Sendung von Ansiedlern zwei freie Farbige, die schon in Amerika eine geistliche Wirksamkeit geübt, mitgegangen, aber bald gestorben waren, wandte sich Ashmun, damals der einzige Weiße in der Kolonie, im April 1826 in einem ausführlichen Schreiben an die Evangelische Missions-Gesellschaft in Basel, um dieselbe zur Sendung einer Anzahl deutscher Missionare und zur Aufrichtung einiger Missionsposten unter den Negern der Kolonie einzuladen. In begeistertem Tone schrieb er von den hoffnungsvollen Anfängen sowie auch von der Bereitwilligkeit des an der Küste ansässigen Bassa-Volkes zur Aufnahme von Missionaren. Infolge dessen wurden die Missionare S. Handt, Fr. Sessing und H. Hegele, denen bald hernach H. Wulf und G. Kießling folgten, nach Liberia abgesandt, von denen die beiden ersten am 21. Dezember 1827 in Monrovia anlangten, die drei anderen, durch einen dem Missionar Hegele in Plymouth widerfahrenen Unfall länger in England zurückgehalten, erst im April 1828 ihren Brüdern nachrückten. Aber um dieselbe Zeit mußte Ashmun nach Amerika zurückkehren, so angegriffen in seiner Gesundheit, daß er bald darauf starb. Bei den Ansiedlern in Liberia fanden die Brüder viel amerikanische Großsprecherei, aber wenig echtes Christenthum, und sie wurden gründlich enttäuscht durch unfreundliche Aufnahme. Auch fanden sie die Zustände der Kolonie in keiner Weise geordnet, und da ihnen niemand hülfreiche Hand bot, konnten sie ihre Gesundheit desto weniger schonen und das mörderische Klima forderte bald seinen Tribut.[1]) Wulf starb, schon im Dezember 1828, und während Hegele, infolge einer schon auf dem Schiffe erhaltenen Gehirnerschütteruug geisteskrank von Sessing nach Basel zurückgebracht wurde, ließ Handt sich allein auf Kap Mount unter dem Vey-Stamme nieder, indeß Kießling in Liberia selbst eine Anzahl Bassa-Neger um sich sammelte, unter denen er nicht ohne Segen arbeitete, und an 50 Schulkindern, die er unterrichtete, bei vielfacher leiblicher Trübsal seine Freude hatte. Bald stand er ganz allein da, weil auch Handt mit erschöpften Kräften zurückkehren mußte. Die Kolonisten zeigten kein Interesse für die Bekehrung der benachbarten Heiden. Die christlich gesinnten Gouverneure starben bald nach einander weg und dann kam einer, der dem Missionar so feindlich war, daß er alle Briefe aus Basel unterschlug. Unter wachsender Erweiterung seines Wirkungskreises schaute er sehnlich nach Verstärkung aus, als im Sommer 1829 Sessing mit drei neuen Gehülfen, Bührer, Graner und Dietschy, wohlbehalten zurückkam; dieselben aber erlagen leider

[1]) Vergl. Allgemeine Missionszeitschrift, 1875, S. 368.

in kurzem dem verderblichen Klima. Nun versuchten Kießling und Sessing, unter den Negern im Groß-Bassalande, südöstlich von der Kolonie sich niederzulassen, da die Freineger der Kolonie, meist schon in Amerika mit den Methodisten verbunden, ihren Unterricht als dessen nicht bedürftig von sich wiesen. Der König der Bassa-Neger dagegen war ihrem Unternehmen nicht abgeneigt, und sie durften hoffen, nach und nach einen offenen Zutritt zu seinem Volke zu gewinnen. Bald aber legte der auf den Flüssen des Landes ununterbrochen fortgetriebene Sklavenhandel und der Haß der europäischen Händler ihnen so unüberwindliche Hindernisse in den Weg, daß sie, rings von Todesgefahren umgeben und durch die Bosheit ihrer Widersacher überall gehemmt, im Sommer 1831 nach der englischen Kolonie Sierra Leone sich zurückziehen mußten, wo sie bald in fruchtbarere Wirkungskreise traten.

Vorher schon (1828) hatte die Amerikanisch-Bischöfliche Missions-Gesellschaft zwei Sendboten nach Liberia gesandt, die in kurzer Zeit starben. Die Baptisten-Missions-Gesellschaft aber setzte ihr Werk fort und sandte noch vor dem Weggang der Basler Missionare den Arzt und Prediger Dr. Skinner dahin, der von zwei Gehülfen unterstützt bald fünf kleine Baptistengemeinlein in der Kolonie sammelte. Neben die Baptisten traten die bischöflichen Methodisten Nord-Amerika's, deren erster Sendbote, der Prediger Cox, am 11. März 1833 landete, aber schon am 21. Juli auf der Bahre lag. Kurz vor seiner Abreise hatte er zu einem Freunde in Amerika gesagt: „Wenn ich sterbe, mußt du kommen und mir die Grabschrift setzen!" und auf die Frage, wie dieselbe lauten solle, geantwortet: „Laß tausend Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird!" In diesem Sinne hat auch die Methodisten-Gesellschaft fortgefahren, immer neue Arbeiter, an denen es nie fehlte, nach dieser Küste zu senden, und sie fanden hier ihr volles Tagwerk. Im Jahre 1835 folgten auch die nordamerikanischen Presbyterianer, von deren Boten aber nur Einer, ein Farbiger, dem Klima nicht erlag. Doch waren auch in diesem Theil West-Afrika's die großen an Menschen und Geld gebrachten Opfer nicht vergeblich, wie denn nach den Berichten der Kolonisations-Gesellschaft im Jahre 1836 bereits 8 von den Einwanderern aufgerichtete Dörfer eines wachsenden Wohlstandes sich erfreuten, 11 von den Erwachsenen und der Jugend fleißig besuchte Schulen bestanden und der Handelsverkehr mit jedem Jahre lebhafter wurde.

Inzwischen hatten sich in Amerika mehrere andre Gesellschaften zu gleichem Zwecke wie die Kolonisations-Gesellschaft gebildet. Die zu New-York und Pennsylvanien hatten eine Ansiedlung zu Bassa Cove jenseits des St. Johns River gegründet. Eine andre wurde zu Greenville am Sinoe (Sinu)-River von einer Gesellschaft in Mississippi angelegt; und endlich ist die bedeutendere Kolonie am Kap Palmas zu erwähnen, die von der Maryland-Gesellschaft gestiftet wurde und von der bald ausführlicher zu reden ist. Der Name Liberia wurde später auf alle diese Ansiedlungen ausgedehnt, so daß er ziemlich mit der alten Pfefferküste dem Umfange nach zusammentrifft.

Um 1840 waren in Liberia 16 fleißig besuchte Kirchen, deren 8

den Baptisten, 6 den Methodisten, 1 den Presbyterianern und 1 den Bischöflichen gehörte; 37 Geistliche predigten in ihnen und 800 Ansiedler bekannten sich offen zum Christenthum. Zwölf Wochen- und Tagesschulen, meist mit Farbigen als Lehrern, bestanden an den verschiedenen Orten und selbst nach einer höheren Schulanstalt war großes Verlangen. Sonntagsentheiligung, Trunkenheit, Gottlosigkeit und Streit waren nach H. Buchanans Zeugniß hier unbekannte Laster[1]), und die im Jahre 1834 gestiftete Mäßigkeits-Gesellschaft zählte den fünften Theil der gesammten Bevölkerung.

Die Baptisten-Mission ward um diese Zeit von Monrovia weiter südwärts, nach Edina und Mandebli verlegt; die Methodisten aber zählten im Jahre 1840 bereits 15 Prediger, 7 Schullehrer, 418 Gemeindeglieder und 221 Wochenschüler. Ihre Missionare gaben ein christliches Zeitungsblatt, welches drei Afrikaner druckten, „Der Leuchter Afrika's" genannt, heraus; Missionar Burton leitete eine Hauptschule zu Monrovia mit 140 Schülern; zu White Plains bestand eine Ackerbau- und Gewerbeschule unter Missionar Seys. Im Jahre 1841 schickten benachbarte Stämme Abgeordnete an die Mission, die fast sämmtlich Christen wurden, einige Häuptlinge wurden getauft und einer derselben, Zoda, machte Predigtreisen ins Innere. Zu Berley ward auf Betrieb des Bischofs von Kentucky 1842 ein Predigerseminar errichtet und im folgenden Jahre gab eine Reise des Missionars Wilson ins Innere des Landes Aussicht auf Erweiterung der Arbeit unter den Eingebornen. Anfangs 1844 betrug die Anzahl der Kirchglieder 874, in 10 Tagesschulen waren 273, in 14 Sonntagsschulen 528 Schüler. Auch weiterhin nahm die Zahl der Gemeindeglieder zu, auch durch öftere Erweckungen, wie deren eine im November 1849 zu Monrovia und in der Umgegend stattfand, da von den weit über 100 Bekehrten die meisten sich der bischöflichen Methodisten-Kirche anschlossen. — Um dieselbe Zeit ward von Seiten der nordamerikanischen Presbyterianer in Monrovia eine klassische und hohe Schule angefangen, die bald 16 Zöglinge hatte, welche gute Fortschritte machten.

Im Jahre 1847 wurde Liberia für einen freien und unabhängigen Staat erklärt. Die Verfassung der jungen Republik wurde ganz nach amerikanischen Vorbilde gestaltet. Die sämmtlichen Regierungsämter kamen in die Hände von Schwarzen oder Farbigen. Einer der letzteren, Namens Roberts, der schon unter der Kolonisationsgesellschaft das Amt eines Statthalters bekleidet hatte, wurde zum ersten Präsidenten der jungen Republik erwählt. Dieselbe ist übrigens in 4 Distrikte (Counties) getheilt: Mesurado, Groß Bassa, Sinoe und Maryland. Der letzgenannte umfaßt die für die Mission noch besonders wichtig gewordene Umgegend um **Kap Palmas.**

Schon im Jahre 1830 bildete sich auch in dem nordamerikanischen Staate Maryland eine besondere Kolonisations-Gesellschaft zur Begründung einer ähnlichen Kolonie wie Liberia, deren Neger hauptsächlich

[1]) Für jeden nüchtern denkenden Christen kann ein solches Zeugniß in dieser Allgemeinheit nur beweisen, wie die idealisirende Auffassung der ersten Liebe sich von der Wahrheit zu entfernen im Stande ist.

zum Ackerbau sich verpflichten sollten statt des so viele sittliche Nachtheile für sie mit sich führenden Handels. Auch sollte niemand in derselben Aufnahme finden, der nicht dem Genuß geistiger Getränke, außer in Krankheitsfällen, entsagte, damit nicht der leidige Branntwein von vorn herein den wohlthätigen Einfluß der Kolonie auf die Eingebornen zerstören möchte, die ebenfalls unter gleichen Bedingungen in der Niederlassung Aufnahme finden sollten.[1]) Nach langen Berathungen über die Wahl des Ortes für die neue Ansiedlung entschied man sich im Jahre 1831 für das verhältnißmäßig gesunde, fruchtbare, mit Rindvieh, Schafen und Ziegen im Ueberfluß versehene Kap Palmas, auch mit Rücksicht darauf, daß der dort fließende, an seiner Mündung ½ Stunde breite Cavalla-Strom gegen 100 Stunden landeinwärts schiffbar ist, und die zahlreiche dort vorhandene Bevölkerung der Missionsthätigkeit eine weite Thür zu öffnen schien. So landete denn Anfangs 1834 der Agent der Gesellschaft, Dr. Hall, mit etwa 30 von Amerika auswandernden Negern auf Kap Palmas, kaufte von den dortigen Häuptlingen ein Stück Landes von 8 Stunden im Umfange, und bald hatten die Eingewanderten, denen andere nachfolgten, sich befestigt und eingerichtet, und die Kolonie hatte lange nicht so viel traurige Erfahrungen zu machen, als dies in Liberia anfangs der Fall war, besonders da Hall viele Besuche in der Umgegend machte und die Nachbarn alle günstig für die Kolonie zu stimmen wußte. Ja, bald hatten sich auch gegen 20 Eingeborene angesiedelt, die in jeder Hinsicht als schätzbare Mitglieder der Kolonie erschienen.

Schon mit der ersten Kolonistensendung schickte der American Board einige Abgeordnete zur vorläufigen Erforschung der dortigen Verhältnisse, und noch im Dezember 1834 kam einer ihrer Missionare, John Leighton Wilson, mit seiner Frau und einem farbigen Lehrer auf Kap Palmas an. Die Einwohner, welche schon gehört hatten, daß ein Lehrer für sie kommen werde, empfingen ihn aufs freundlichste; sie erhoben am Ufer ein lautes Freudengeschei, und um das Haus, welches er bezog, sammelten sich mehr als 500 und riefen: „Das ist unser Mann!“ womit sie ihn von den übrigen Kolonisten unterscheiden wollten. Etliche Tage darnach kam ein benachbarter Häuptling herbei und fragte Wilson, warum er nicht auch einen Lehrer für seine Stadt mitgebracht habe. Dieser aber, nachdem er das Fieber überstanden, fing alsbald durch einen Dolmetscher den Leuten zu predigen an, errichtete Schulen und nahm Kostschüler in sein Haus, für welche er von einzelnen Freunden in Amerika besondere Unterstützung erhielt. Unter ermunternden Aussichten auf Erweiterung seines Wirkungskreises konnte er im Juli 1835 von der fortdauernden freundlichen Gesinnung der Eingebornen, deren beständige Räubereien den übrigen Amerikanern allerdings sehr lästig waren, gegen ihn berichten. In welchem Ansehn aber Wilson unter jenen stand, zeigte sich etwa zwei Jahre später, da ein heftiger, durch Einkerkerung eines bei ihnen sehr geehrten Mannes

[1]) Der Ausführung dieser frommen Wünsche standen jedoch große Schwierigkeiten entgegen.

von Seiten des Gouverneurs, und zwar gegen die bestehenden Verträge, ausgebrochener bewaffneter Aufstand der Eingebornen hauptsächlich durch seine Vermittelung ohne schlimme Folgen für die Kolonie ablief. Nicht minder nachgiebig zeigten sich dieselben gegen den Missionar auch in ihrem religiösen Unwesen, wie er denn einmal einen der Zauberei Angeklagten, der schon voll Todesangst war, durch bloße Vorstellungen den Händen eines bethörten Haufens entriß. Ja, ein Häuptling Seah, der lange an der Auszehrung litt, bat um Aufnahme in das Missionshaus, um der grausamen Behandlung und den widerlichen Mitteln der „Landesärzte" zu entgehen, deren Einfluß indeß seinem Vorhaben hindernd in den Weg trat. Doch erklärte er noch am Abend vor seinem Tode den Umstehenden, daß sein Tod nicht durch Zauberei verursacht sei, weshalb er auch nach demselben die Anwendung der Probe des „rothen Wassers" verbiete. — Da nun Wilson von seiner Station Fair Hope aus beständig um neue Mitarbeiter bat und auch aus der Nachbarschaft bald Bitten um Missionare kamen, wurden in der Folge noch Stationen zu Rocktown und Sareka errichtet. Mit Hülfe einer 1836 angelangten Druckerpresse gaben die Missionare zuerst eine biblische Geschichte, ein Leben Jesu und einige Traktate, später auch die Evangelien des Matthäus und Johannes in der Grebosprache heraus, in welcher Wilson seit dem Frühjahr 1838 vor einer regelmäßigen Zuhörerschaft von Negern predigte, auch in besonderen Versammlungen mehr mit den Einzelnen sich unterredete. Bis zum Jahre 1840 waren 11 Neger getauft, und die Kostschule umfaßte 30 Knaben und 20 Mädchen, denen es an Fähigkeit, Lernbegierde und Fleiß nicht fehlte, und von denen die Vorgerückteren nicht nur fertig Englisch und Grebo lasen und leserlich schrieben, sondern auch Kenntnisse anderer Art sich angeeignet hatten. Obschon nun die Grigribiener, zum sichern Beweise des Erfolgs dieser Mission, bereits aufmerksam und unwillig wurden und klagten, daß „des bösen Geistes Palaver" untergehen müsse, wenn „Gottes Palaver" aufkomme, obschon der Zudrang zur Schule so groß war, daß viele zurückgewiesen werden mußten: so brachte doch die Nähe der Kolonie der Mission den Vortheil nicht, den man davon erwartet hatte, und so zogen die Missionare des Board, Wilson an der Spitze, im Jahre 1841 weiter südlich an den Gabûn und überließen ihr Werk auf Kap Palmas der Amerikanisch-Bischöflichen Missions-Gesellschaft, die bereits 1836 ihre Arbeiten dort begonnen hatte.

Eine Schule war in diesem Jahre in ihrem Auftrage zu Harper, der Niederlassung unmittelbar am Kap Palmas, durch einen Herrn Thompson eingerichtet, der zugleich Sekretär bei dem Agenten der Maryland-Kolonisations-Gesellschaft war. 20—30 Schüler kamen zusammen, die auch in landwirthschaftlichen Arbeiten geübt wurden. Ein Stück Land am Wege nach dem Cavalla-Flusse war von jener Gesellschaft dazu hergegeben. Als im folgenden Jahre drei bischöfliche Missionare, Payne, Minor und Savage, deren letzterer zugleich praktischer Arzt war, hinauskamen, fanden sie bereits einen guten Anfang vor. Alsbald wurde die erste eigentliche Station gegründet, die nach dem Sekretär der Missionsgesellschaft den Namen Mount Vaughan erhielt.

Es ist nicht angegeben, ob sie auf dem erwähnten Lande, oder wo sonst lag. Das Kap selbst war von amerikanischen Kolonisten bewohnt. Nicht weit davon aber lag eine 1500 Seelen starke Stadt der Eingebornen. Diesen, den Grebo's, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Kru's, sollte die Missionsarbeit insonderheit gelten. Dr. Savage unternahm verschiedene Untersuchungsreisen, und überzeugte sich bald, daß 70,000 Seelen von dieser, wie bereits oben bemerkt, vor vielen andern sich auszeichnenden Station aus für Missionare zugänglich seien. Zerfielen sie auch in verschiedene Stämme, so waren doch die Dialekte, die diese sprachen, nicht so abweichend, daß sie sich nicht mit Erlernung eines derselben im ganzen Gebiete der Nation hätten verständlich machen können. 1838 kamen einige weitere Missionsarbeiter hinzu. Als Haupthinderniß des Werkes stellte sich jedoch bald die zwischen den Kolonisten und den Eingebornen herrschende Eifersucht heraus; so daß die Mission die von Kolonisten am wenigsten berührten Plätze aufsuchen mußte.

So entstanden denn in den folgenden Jahren, in denen die Reihe der Missionare durch Tod und Krankheit zwar vielfach gelichtet, aber immer wieder andre Arbeiter nachgesandt wurden, Stationen zu Garraway, Fishtown, Cavalla, Rockbuka, Tabu, alle an der Küste gelegen, westlich und östlich von Kap Palmas, von denen die eine oder andre zeitweise oder gänzlich wieder aufgegeben wurde. Während der ersten 10 Jahre war Dr. Savage der Hauptarbeiter in dieser Mission, mußte aber 1846 mit gebrochener Gesundheit das Feld verlassen. Mit Einschluß der eingebornen Gehülfen waren damals 24 Personen (incl. der Frauen) beschäftigt. Die Kostschulen enthielten 150 Kinder. Getauft waren bis dahin 37 Personen, von denen jedoch 5 abgefallen und 3 schwankend geworden. Die übrigen bildeten die kleine, christliche Gemeinde. Trotz mancherlei erfreulicher Erfahrungen zeigte sich der Boden doch recht hart. Kam es auch seitens der Heiden nicht leicht zu offener Feindseligkeit, so war doch die Zustimmung zum Evangelium, die sie oft mit dem Worte hanti (wahr) mitten in die Predigt hineinriefen, nur eine sehr äußerliche. Meist meinten sie, die Lehre sei gut für den weißen Mann; sie seien zu alt, um ihre Sitten zu ändern. Doch hinderten sie nicht, daß ihre Kinder gelehrt wurden. Die Thätigkeit der Mission hatte sich also besonders auf die Schule zu richten. Aber hauptsächlich waren es nur die Kostschulen, für die sich Kinder der Eingebornen fanden, während die Tagesschulen fast nur von Kindern der Kolonisten besucht wurden.

Im Jahre 1847 war diese Mission sehr geschwächt. Missionar Payne und Henning waren mit dem Missionsarzt Dr. Perkins ihre einzigen weißen Arbeiter. Die Gefahr, die in den Jahren zuvor von katholischen Missionaren, die sich am Kap Palmas niederließen, drohte, scheint es, war damals schon vorübergegangen. Doch Henning war bereits vom Klima sehr geschwächt und die Hauptlast des ganzen Werkes ruhte auf Payne. Vergeblich hatte man in Amerika neue Arbeiter zu gewinnen gesucht. Das Fortbestehen der Mission schien an einem Haare zu hängen. Dennoch wurde diese Zeit überstanden,

und noch ehe Henning und Perkins Afrika verlassen mußten, waren 2 neue Missionare, Hoffmann und Rambo, eingetreten. Payne aber wurde bei seiner Anwesenheit in der Heimat zum Missionsbischof ernannt. Eine Presse wurde zu Kap Palmas aufgestellt, die christliche Bücher in der Grebo-Sprache lieferte. Die Zahl der Bekehrten auf den damals bestehenden 4 Stationen: Fishtown, Rocktown, Kap Palmas und Cavalla war auf 100 angewachsen. In der Mitte der fünfziger Jahre hatte die bischöfliche Mission auch zu Sinoe, Bassa Cove, Monrovia und dem nicht weit davon gelegenen Clay Ashland je einen Missionar; hier jedoch wahrscheinlich fast ausschließlich für diejenigen der Kolonisten, die schon in Amerika mit der bischöflichen Kirche in Verbindung waren. Die Schülerzahl der 3 Schulen wird auf 213 angegeben. Wie aber in der Folge diese Mission einen ganz neuen Aufschwung erhielt, soll in der Darstellung der neusten Zustände Liberia's erwähnt werden.

6. Die Mission am Gambia.

Die britische Besitzung am Gambia ist in dem großen Senegambien (wenn wir von den neuern und auch noch immer schwachen Arbeiten der Pariser Missionsgesellschaft absehen) der einzige Punkt, auf dem eine nachhaltige evangelische Mission hat gegründet werden können. Auch diese ist wie eine kümmerliche Pflanze, die nicht recht gedeihen kann. Wir dürfen als hauptsächlichste Schwierigkeiten, unter denen sie leidet, einerseits das mörderische Klima bezeichnen, das hier vielleicht noch schlimmer als an den übrigen Punkten der afrikanischen Küste sich zeigt, andrerseits die tiefen Wurzeln, die unter der dortigen Bevölkerung bereits der Islam geschlagen hat. Wie schon erwähnt, sind die 3 hier in Betracht kommenden Nationen Mandingo's, Joloffen und Fulah's, alle mehr oder weniger fanatische Muhamedaner, soviel Reste des Heidenthums auch unter ihnen übrig geblieben sein mögen. Hatte die Mission sonach hier noch weniger Aussichten als in Sierra Leone und Liberia, so konnte man doch nicht eine englische Kolonie ohne irgend welche Versuche lassen, den umwohnenden Ungläubigen das Evangelium zu bringen.

Die Kolonie stammt bereits aus dem 17. Jahrhundert. Damals war Fort James, 12 Stunden von der Mündung des Flusses gelegen, der Hauptplatz der Engländer, nachdem zuvor die Portugiesen in dieser Gegend die Oberhand gehabt. Obgleich die Ansiedlung in Kriegen mehrmals in andre Hände kam, wußten die Engländer doch immer wieder hier den Handel zu behaupten. Der Sklavenhandel stand im Laufe des vorigen Jahrhunderts hier in größter Blüte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, seitdem die Kolonie fest im britischen Besitz geblieben ist, ist er natürlich abgestellt. Elfenbein, Felle, Wachs und in neuerer Zeit immer mehr die oben erwähnten Grundnüsse, traten als Handelsartikel an die Stelle der sonst ausgeführten Menschen. Fort James wurde übrigens 1816 aufgegeben, und die Kolonie auf eine nahe der Mündung gelegene Insel St. Mary verlegt, die etwas weniger

vom Klima gefährdet ist als jener höchst ungünstig gelegene Platz. Die neu angelegte Stadt erhielt den Namen Bathurst.

Schon im Jahre 1820 hatte die von Eifer für die Christianisirung der Schwarzen beseelte Frau Hanna Kilham, eine englische Quäkerin, zwei Joloffen-Jünglinge zu sich genommen, sie im Englischen unterrichtet und von ihnen ihre Muttersprache gelernt, von welcher sie ein kleines Wörterbuch und den Abriß einer Grammatik drucken ließ. Im Jahre 1823 machte sie selbst, von einigen Quäkern begleitet, sich auf den Weg nach Afrika und errichtete auf der Insel St. Mary, dann am nahen Ufer in Birkow, Mahmadi und Sandani Schulen für die Eingebornen, denen Missionar Smith und jene beiden Joloffen vorstanden, während Herr Thompson, der andere Begleiter der muthigen Frau, die vom Gambia nach Sierra Leone reiste und auch hier ihre Anschauungen erweiterte, nach kurzem Aufenthalt an der Küste ein Opfer des Klima's wurde, dessen verderbliche Einflüsse überhaupt jenen Schulen ein baldiges Ende machten. Nach ihrer Rückkehr aus Afrika suchte H. Kilham auf jegliche Weise die Mitglieder ihrer Gesellschaft zu erhöhter Thätigkeit für Afrika anzuregen; Ende 1827 aber trat sie eine zweite Reise nach Sierra Leone an, hauptsächlich um die Negerdialekte genauer kennen zu lernen und einige derselben für die Verbreitung des Evangeliums brauchbar zu machen, ließ auch nach ihrer Rückkehr eine vergleichende Darstellung von 30 verschiedenen Mundarten erscheinen, bei aller Unvollkommenheit doch die ersten ehrenwerthen Versuche, dieses Sprachlabyrinth zu enthüllen. Ende 1830 besuchte sie Afrika's Küste zum drittenmal, richtete eine Bildungsschule für befreite Sklavenmädchen ein und setzte ihre Sprachforschungen fort, bis sie sich im März 1832 zur Rückkehr nach England einschiffte, auf der See aber vom Tode überrascht ward und „fiel als ein ehrwürdiges Opfer ihres frommen Eifers für die Rettung der afrikanischen Welt".

Mehr Bestand hatte die Mission der **Methodisten** seit dem Jahre 1821, wo ihr erster Missionar, Morgan, in der Kolonie der Engländer landete und, nachdem Missionar Baker von Sierra Leone ihm zu Hülfe gekommen, zuerst in Tontabar, einem Negerdorf am Süduser des Flusses, eine Niederlassung gründen wollte, wozu der Häuptling die Erlaubniß gab mit dem Beifügen: „Baue dein Haus so nahe an den Fluß als möglich, damit du gleich in den Kahn springen kannst, wenn einer meiner Leute dir etwas zu leide thun wollte." Da sonach hier kein Schutz zu erwarten war, ließen sie endlich zu Mandanari, 3 Stunden von Bathurst, sich nieder, wo sie zunächst mit Erlernung der Sprache sich beschäftigten, Sonntags aber den Methodisten in Bathurst Gottesdienst hielten. In Mandanari, am Süduser des Flusses im Königreich Kombo, dessen Bewohner schlimm genug und durch den Islam noch mehr verderbte Heiden waren, hatten sie sich kaum von Balken, Bambus, Zweigen und Lehm ein Haus gebaut, als sie am Fieber erkrankten. Und das war der Anfang aller der Krankheiten und Todesfälle, mit denen auch die fortwährend nachrückenden Arbeiter zu kämpfen hatten. Nachdem dieser ungünstige Platz, wo ohne Kenntniß der Mandingosprache nichts anzufangen, aufgegeben war, wurde

ein Haus in Bathurst gemiethet, aber auch dahin folgte ihnen die hindernde Krankheit. Dennoch ließen die Methodisten die Gelegenheit, ihre Mission tief ins Innere hinein zu erstrecken, nicht vorübergehen, als die im Gambia liegende Insel Mac Carthy,[1]) etwa 40 bis 50 Meilen von Bathurst entfernt, in englischen Besitz überging und ein Fort mit Besatzung von schwarzen Truppen erhielt. Morgan traf dort die Vorbereitungen, um eine Station anzulegen, kehrte aber nochmals nach Bathurst zurück, bis er für dort in Hawkins einen Nachfolger gefunden hatte. Dann zog er mit zwei Schulknaben nach der Mac Carthy-Insel, wo er in einer armseligen Hütte leben mußte. Beim Eintritt der Regenzeit trieb ihn das Fieber wieder zurück, nicht blos nach Bathurst, sondern nach einiger Zeit sogar nach England. In den folgenden Jahren finden wir viel Wechsel der Missionare, Leiden und Todesfälle. Die Station auf Mac Carthy wurde von einem Nationalgehülfen Cupidon verwaltet.

Im Jahre 1833 trat der Missionar Fox in diese Mission ein, unter dessen Leitung sie einen bedeutenden Aufschwung nahm. Mit ihm kam ein zweiter: Dove, der für Mac Carthy bestimmt war, um von dort aus unter den Fulah's im Innern zu wirken. Zu gleicher Zeit hatte sich in Southampton ein Verein von Christen verschiedener Gemeinschaften gebildet mit dem Zwecke, gerade diesem Volke das Evangelium zuzuführen. Der neue Verein übernahm die Erhaltung eines Missionars und zweier Gehülfen; die Regierung schenkte das Land auf Mac Carthy, wo nun die nöthigen Gebäude errichtet wurden. Von dort aus versah man die zu Broko (Bruko) angesiedelten Fulah's sowie die Mandingo's zu Dschamila mit regelmäßiger Predigt. Später finden wir dort den Missionar Fox, der eine sehr rege Thätigkeit entfaltete. Schon 1835 werden 100 Bekehrte erwähnt. Die hauptsächlichste Wirksamkeit für die Fulah's sollte in einer Bildungsanstalt für Eingeborne zu Missionaren bestehen. Nach einem Dr. Lindoe, dem Hauptbeförderer dieser Sache (der binnen 15 Jahren nicht weniger als 76000 Mk. für dieselbe aufwandte), erhielt die Anstalt den Namen „Lindoe-Institution". Um für dieselbe Zöglinge zu gewinnen, machte Fox unter den größten Beschwerden Reisen ins Innere; knüpfte Bekanntschaft mit den kleinen Königen an und wußte manche derselben zu bewegen, daß sie ihre Söhne zur Erziehung nach Mac Carthy schickten. Kattaba, Dunkasin, Wully und Nyabatang werden als Städte genannt, bei deren Häuptlingen Fox sein Ziel erreichte. An dem letztgenannten Orte wurde sogar eine Station eingerichtet die zwar später wieder aufgegeben wurde, doch sind bis in neuere Zeit die Beziehungen dorthin immer wieder rege erhalten worden. Missionar Mac Brair war inzwischen in sprachlichen Arbeiten thätig und hatte sich zum Druck von Uebersetzungen in die Fulah- und Mandingo-Sprache nach England begeben. Bis 1843, volle 10 Jahre, konnte Fox am Gambia thätig sein. Er war einer von den wenigen, die mehr als ein paar Jahre dem Klima zu widerstehen im Stande waren.

[1]) Früher Lemon Island, von den Eingebornen Dschandschambery genannt.

Auf St. Mary aber war inzwischen das Werk auch vorgeschritten. Es kam eine Außenstation zu Barra Point auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses dazu. Bei dem häufigen Wechsel der Missionare war eine Wirkung unter der Bevölkerung, soweit nicht die englische Sprache verstanden wurde, nur durch Dolmetscher möglich. Dennoch war nach und nach die Gemeinde zahlreich geworden. 1854 zählte man zu Bathurst mit den Außenplätzen 577 Kommunikanten, während sich 240 solche auf Mac Carthy fanden. Die weitgehenden Aussichten der Fulah-Mission erwiesen sich jedoch als eine jener sanguinischen Phantasien, wie sie leider ohne nüchterne Berücksichtigung der vorliegenden Verhältnisse mehrfach auf dem Gebiete der Mission vorgekommen sind.

7. Die Mission auf der Goldküste und in Asante.

Verfolgen wir von Liberia oder der alten Pfefferküste aus das afrikanische Gestade nach Osten zu, so betreten wir jenseits des Rio Pedro oder etwa bei der Stadt Frisco[1]) die Zahn- oder Elfenbenküste. Sie ist ein flaches einförmiges Gebiet, wo weniges die Augen fesselt außer den üppigen Kokoswaldungen, die sich oft meilenweit erstrecken und die Wohnstätten der Eingebornen umschließen. Fast längs dieses ganzen Küstenstriches zieht sich eine schmale Lagune hin, die bei Kap Lahu und Bassam ihre Hauptmündungen durch die schmale Sandbarre hat, welche sie vom Meere scheidet. Die heftige Brandung macht hier das Landen schwerer als an irgend einem Theile Westafrika's. Dennoch haben die Europäer auch diese Schwierigkeit des Handels wegen überwunden, und bis in die neuste Zeit haben die Franzosen hier einen wenn auch beschränkten Verkehr. Niemals aber sind ernstliche Versuche gemacht worden, den Bewohnern dieser Gegend die Segnungen des Evangeliums zu bringen: eine schwere Schuld, die noch vergeblich ihrer Abtragung harrt.

Noch ehe die im flachen Bogen gegen Südosten streichende Küste ihren äußersten Punkt bei dem Drei-Spitzen-Kap erreicht, kommen wir, den Assinie-Fluß überschreitend, bei dem Hochlande von Kap Apollonia auf die Goldküste, die in ost-nord-östlicher Richtung sich bis an den Volta-Fluß ausdehnt. Hier haben wir, wie Wilson sagt, „ein so reichhaltiges und mannigfaltiges Gelände vor uns, wie man es innerhalb einer gleichen Ausdehnung nur irgendwo in der Welt finden kann. Hohe Gebirgszüge steigen sanft aus dem Wasser empor und erstrecken sich weit landeinwärts. Abwechselnd erscheinen Berge von verschiedenen Formen, grüne Felder mit anmuthigen wellenförmigen Erhöhungen, und das Auge wird nicht müde, die wechselnden Umrisse der Landschaft zu betrachten und die anmuthigen Palmen und Schirmbäume zu be-

[1]) Früher rechnete man die Pfefferküste nur bis zum Kap Palmas. Da sich aber die Grebo-Nation bis zu der oben angedeuteten Grenze erstreckt, so ist dieser Theil mit einzuschließen.

wundern, die nach allen Richtungen hin das Land bedecken.[1]) Nicht weniger überraschend ist der allgemeine Charakter der Städte und Dörfer, die sich an dieser Küste dem Auge darbieten. Hier finden sich nicht mehr die runden Hütten, die man an der Pfefferküste trifft, nicht mehr die niedrigen Häuser mit flachen Dächern und mit den hohen Pallisaden ringsum, welche die Wohnungen selbst dem Auge verbergen, wie an der Zahnküste; sondern da findest du verhältnißmäßig stattliche, im Viereck gebaute Häuser mit Lehmmauern und manchmal zwei und drei Stockwerke hoch. Das Aussehen dieser Städte aber wird noch imposanter durch die bedeutenden europäischen Forts, die in unmittelbarer Nähe bei ihnen liegen, und aus deren Mitte da und dort stattliche und die Umgegend weithin beherrschende Kastelle emporragen."

Die meisten dieser Forts, mit denen die Küste im 17. und 18. Jahrhundert fast buchstäblich eingefaßt war, liegen nun freilich in Trümmern, doch sind noch jetzt (die noch erhaltenen mit eingerechnet) 25 solche Stätten bekannt, auf denen einst der rege Handel mit Sklaven und Goldstaub getrieben wurde. Wie hier zuerst die Portugiesen ihre Macht entfalteten und später von den Holländern überboten wurden, neben welchen sich auch Engländer und Dänen einfanden, ist schon von uns erwähnt worden. Mit der Unterdrückung des Sklavenhandels verlor auch dieser Theil der Küste seine frühere Bedeutung. Die Erhaltung der Kolonie wurde den europäischen Staaten nur eine Last. Die Dänen haben sich daher schon 1850, und in neuster Zeit 1872 auch die Holländer zurückgezogen und ihre Besitzungen an die Engländer abgetreten. Auch diese dachten schon daran, die Goldküste aufzugeben. Englands Stellung zum Sklavenhandel und zu Westafrika überhaupt ließ dies nicht zu. So hält man denn diese Kolonien, die dem Mutterlande beträchtliche Kosten verursachen. Der Hauptpunkt ist Kap Coast Castle, wo das bedeutendste Fort steht und der Generalgouverneur seinen Sitz hat. Das bis vor kurzem holländische Elmina, westlich von dort, hat immer noch seine Wichtigkeit. Außerdem sind Akrah, Anamabu und Dixcove zu erwähnen; letzteres von dem gedachten südlichsten Punkte der Küste.

[1]) „Hinter dem 8—10 Stunden breiten Küstenstrich zieht sich der ganzen Länge nach ein waldbewachsenes Gebirge in malerischen Formen hin. Die Küstenebene selbst theilt sich deutlich in 2 Streifen, davon der eine, der eigentliche Küstensaum, als eine gelbe trockene Sandebene am Meere sich hinstreckt, nur hin und wieder mit hohem Gras, mit einzelnen Büschen und verkrüppelten Bäumen bewachsen, nirgends angebaut, dagegen überall besät von tausend und aber tausend mächtigen Ameisenhaufen, die kleinen Thürmen gleichen, 8—12' hoch, 5—6' im Durchmesser, roth von Farbe und von merkwürdiger Festigkeit. Je trauriger aber dieser äußere Küstensaum aussieht, um so üppiger und herrlicher ist der zweite, innere Strich der Küstenebene, der am Fuß des dichtbewaldeten Gebirges sich hinzieht. Hier wird das Land schon wellenförmig, hügelig, und steigt allmählich zum Gebirge hinan. Wenn einer in der Jahreszeit, wo wir Winter haben, dahin käme, und wanderte den malerischen Bergen zu, der wäre wohl versucht, dieses Afrika als das herrlichste und gesegnetste Land der Erde zu preisen. Denn an den prächtigen Berghöhen empor ziehen sich schöne dichte Waldungen, mit dem reichsten, mannigfaltigsten Gehölz. Am Fuße dieser Höhen und in den Vertiefungen und Thälern, welche das Gebirg durchschneiden, gedeiht ein unbeschreiblich üppiger Pflanzenwuchs" u. s. w.

Wandern wir von da nach Elmina, so gemahnen uns die Stätten zu Tacdorady und bei Comenda, wo einst das Fort Fiedrichsburg stand, daran, daß auch unser Vaterland nicht ganz vom Sklavenhandel unbefleckt geblieben ist. — Zu Akrah stehen dicht neben Fort Jamestown das frühere dänische Christianborg und das holländische Crevecoeur.

Die kleinen Reiche der Eingebornen an der Küste stehen unter britischer Protektion. Hinter denselben aber folgen die Vasallenreiche des mächtigen Asante, von dem unten ausführlicher zu handeln sein wird. Die Bevölkerung des ganzen Gebietes aber, die sich auf 5 Millionen Seelen belaufen soll, bildet eine Gruppe zusammengehöriger Stämme, die nach ihrer Sprache als Tschi-Neger bezeichnet werden können. Früher schrieb man jenen Namen Otschi. Es gibt bei ihnen verschiedene Dialekte; wie z. B. um Akra der Ga-Dialekt gesprochen wird, der sich zu dem der nördlicheren Stämme etwa wie das Hochdeutsche zum Dänischen verhält.

Beide Sprachen sind schön und regelmäßig gebaut, und die letztere wird auch in Asante, Akim, Aquambu und in mehreren Vasallenstaaten des erstern in verschiedenen Mundarten gesprochen. Sie ist eine höchst wohlklingende, an Vokalen reiche Sprache, deren Wortvorrath auf einer Anzahl einfacher, meist aus nur 2 Buchstaben bestehender Wurzeln ruht, an Sproßbildungen verhältnißmäßig arm, aber reich an mannigfacher Anwendung der Zusammensetzung. Am meisten wird dem sie erlernenden Europäer ihre Armuth an Verbindungspartikeln fühlbar. Zur Schriftsprache sind Ga und Tschi erst in neuerer Zeit, namentlich durch die Arbeiten der Basler Missionare geworden, nachdem schon Protten und später ein Kaplan Homson in Cap Coast, letzterer mit dem Fanti-Dialekte, Versuche dazu gemacht hatte.

Als bedeutendster unter den Tschi-Stämmen an der Küste sind nämlich die Fanti's zu erwähnen, die wiederum in verschiedene Clans zerfallen. In Ihrem Gebiete liegen Cap Coast, Elmina und Anamabu.

Die ersten wenig erfolgreichen Versuche einer Mission auf der Goldküste sind oben angegeben worden. Nur leise Spuren von den weißen Männern Gottes, die einst in das Land gekommen, hatten sich in der Erinnerung der Bevölkerung bis in dieses Jahrhundert erhalten. Doch erst im Jahre 1828 erfolgte die Gründung einer nachhaltigen Mission und zwar durch

die evangelische Missions-Gesellschaft zu Basel.

Nach Verhandlungen mit der dänischen Regierung waren von dort aus schon im Jahre zuvor 4 Missionare, Salbach, Henke, Schmidt und Holzwarth nach Kopenhagen gesendet, die jedoch erst nach längerem Aufenthalt (um Dänisch zu lernen und nach einer theologischen Prüfung vom Bischof von Seeland ordinirt zu werden) nach der dänischen Kolonie Christiansborg befördert wurden. „Sie trafen dort ein sehr verwahrlostes Geschlecht von Europäern und Mulatten, das dem Christennamen Schande machte. Günstiger war der Eindruck, den sie vom Landvolke erhielten, wie dasselbe auf einer Reise nach Ningo, einige Stunden weiter östlich an der Küste, wo die Boten der Brüdergemeinde einst ins frühe Grab gesunken waren, beobachtet wurde. Schon wollten

zwei der Brüder sich dort niederlassen, nachdem sie in Christiansborg sich mit der Sprache bekannt gemacht hatten, als im August 1829 drei von ihnen dem Klimafieber erlagen, so daß nur Henke übrig blieb, der in die eben erledigte Stelle des Regierungspredigers zu Christiansborg eintreten mußte, obgleich ihm der Zustand der Gemeinde viel Seufzer auspreßte. Erst 1832 kamen drei weitere Zöglinge der Basler Missionsschule hinaus. Ihrer wartete die traurige Botschaft, daß Bruder Henke vor wenigen Wochen verschieden sei. Auch die neu Angekommenen wurden vom Klimafieber niedergeworfen und nur einer von ihnen, Andreas Riis, erholte sich; die beiden andern, Heinze und Jäger, starben ehe sie in die Arbeit eingetreten waren. Riis stand einsam da. Einige Ausflüge nach dem nördlich gelegenen Akuapimgebirge überzeugten ihn, daß dort das Klima weniger gefährlich sei, sowie sich dort auch für die Mission günstigere Verhältnisse darboten. Nur die dringenden Bedürfnisse der Kolonie, die wieder ohne Prediger da stand, hielten ihn noch längere Zeit an der Küste zurück. Im Jahre 1835 jedoch zog er hinauf in die Berge, baute sich in der Stadt Akropong, wo er freundlich aufgenommen ward, ein Haus und fing an, das Evangelium zu verkündigen. Auf seine günstig lautenden Berichte schickte die Basler Gesellschaft im folgenden Jahre zwei Brüder: Stanger, der aber bereits im nächsten Jahre in die ewige Heimat abberufen wurde, während der andre, Mürdter, noch mit Riis zusammen arbeitete und unter andern eine Erforschungsreise in das Aquamu-Land jenseits des Volta machte, bis auch er 1838 verschied.

Nun war Riis abermals allein auf dem Kampfplatze; doch hatte er inzwischen in einer ihm nachgefolgten Landsmännin (aus Würtemberg) eine Lebensgefährtin gefunden. Die Arbeit in Akropong aber, die kaum zu einem rechten Anfange gekommen war, sollte leider unterbrochen werden. Da sich der Missionar nicht zu politischen Zwecken gebrauchen lassen wollte, wurde er durch den Gouverneur genöthigt, nach Christiansborg, an die ungesunde Küste zu ziehen. Oben in den Bergen aber gab es blutigen Krieg. Der von den Dänen abgesetzte Häuptling Ada Danguar, der mit Riis befreundet war, hatte sich auf englisches Gebiet geflüchtet, und suchte von dort aus seinem Nachfolger Adum die Herrschaft streitig zu machen (1839). Bei dieser Lage rief die Missionsgesellschaft den Missionar zur Erholung in die Heimat, mit der Weisung, zuvor, falls es ohne äußerste Lebensgefahr möglich sei, eine Untersuchungsreise nach Asante zu machen. Beides geschah.

Jene Reise hatte nicht den gehofften Erfolg gehabt. Das blutbefleckte Reich zeigte sich der Mission fest verschlossen. Als aber Riis mit seiner Frau 1840 in Basel weilte, wurde ein andrer Plan entworfen, von dem man sich reiche Früchte für das Reich Gottes versprach. Eine Anzahl bekehrter Neger aus Westindien sollten nach Afrika verpflanzt werden, um dort als christliche Kolonie ein Licht in der Finsterniß zu werden[1]). Die Genehmigung der englischen wie der

[1]) Dieser Plan (vergl. I, 3. S. 131) zeigt, wie wenig man durch die damals fast immer in schönen Farben malenden Missionsberichte über die wirklichen Zu-

dänischen Regierung wurde dazu eingeholt. Riis erhielt von dem englischen Staatssekretär eine Empfehlung an sämmtliche englische Gouverneure in Westindien und wurde im Mai 1842 mit J. G. Widmann so wie einem jungen Neger, Thompson, abgeordnet. Der letztere stammte von Cap Mount. Missionar Sessing hatte ihn als zehnjährigen Knaben von Liberia mitgebracht, und seitdem war er in der Rettungsanstalt zu Beuggen und in Basel zu seinem Missionsberuf vorbereitet worden. Die Reise ging über London nach Westindien; man landete zunächst auf Antigua. In den dortigen Negergemeinden schilderten die Brüder die Noth der Neger in Afrika; mußten aber zu ihrer Enttäuschung wahrnehmen, daß unter jenen ihr Plan wenig oder gar keinen Beifall fand. Nur ein Jüngling auf der ganzen Insel ließ sich bewegen mitzugehen. Noch weniger Erfolg hatten die Bemühungen auf den dänischen Inseln. Erst auf Jamaica gelang es durch die Mitwirkung dortiger Missionare, 24 Personen (6 Ehepaare mit ihren Kindern) zur Uebersiedlung nach Afrika bereitwillig zu machen. Die erwartete freie Ueberfahrt in Kingstown fand sich nicht. So mußte mit großem Aufwand ein eignes Schiff, „Joseph Anderson", gemiethet werden, mit dem die Brüder und die Auswanderer im Februar 1843 unter Segel gingen.

In Christiansborg trafen sie am Osterabende ein. Nach vorläufigem Aufenthalt auf einer Regierungsplantage, Frederiksgave, siedelten sie im Sommer nach Akropong über, wohin die Missionare sich sogleich begaben und mit Trommellärm und Freudenschüssen empfangen wurden. Das Missionshaus war inzwischen zu einem Lehmhaufen geworden; Garten und Wege überwachsen und verwildert. Die freundliche Aufnahme seitens der Eingebornen entschädigte dafür. Thompson kehrte von da nach Ussu, der bei Christiansborg gelegenen großen Negerstadt, zurück, wo er eine Schule gründete, die bald von 30 Kindern besucht wurde.[1]) Die beiden andern aber hatten zu Akropong reichliche Arbeit. „Dabei stellten die westindischen Ansiedler, obschon sie nicht ohne Schwachheiten waren, den Missionaren manche Schwierigkeit bereiteten und die auf sie gesetzten Hoffnungen keineswegs vollständig erfüllten, doch immerhin das Bild einer christlichen Gemeinde dar, und es fand zwischen ihnen und den

---

stände der Neger in Westindien unterrichtet war. Man hätte sonst wohl nicht auf den Gedanken kommen können, sich von den auch im guten Falle noch schwachen Kindern gleichenden westindischen Negerchristen eine erfolgreiche Einwirkung auf ihre heidnischen Stammgenossen zu versprechen; und dies um so weniger, wenn man erwogen hätte, mit welcher Geringschätzung der westindische Neger auf den afrikanischen herabblickt. Die Missionare der Brüdergemeinde waren von vorn herein bedenklich, ob sich unter ihren Leuten Bereitwilligkeit für solches Unternehmen finden würde.

[1]) Es war damals ein großes Verlangen, englisch zu lernen, unter der Bevölkerung, weil sich dadurch größere Aussicht auf Erwerb darbot. Die Basler Missionare aber haben keine englischen Schulen eingerichtet — wie die Methodisten dies thaten, sie suchen vielmehr durch Erhebung der Landessprache zur Schriftsprache das Volk geistig zu heben, ohne es zu entnationalisiren. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1875, S. 372.

umwohnenden Heiden ein großer Unterschied statt."[1]) Doch hat sich nie wieder ein Verlangen nach weiteren Einwandrern aus Westindien gezeigt.

In das wieder aufgenommene Missionswerk brachte jedoch der Häuptling Adum bald große Störung, indem er der Errichtung von Schulen widerstand, die Missionare auf Akropong beschränken wollte, und zum Andenken an seinen verstorbenen Vorgänger sogar einmal Menschenopfer brachte. Die Drohung des Gouverneurs, die Missionare wieder wegzunehmen, und die Entschlossenheit und Energie des Bruders Riis schüchterten ihn ein. Letzterer nahm z. B. bei einem öffentlichen Palaver dem Häuptling seinen Fetisch aus der Hand; ein andermal befreite er einen Mann, der schon zur Opferung gebunden war. Das Werk ging erfreulich vorwärts. Theile der Heil. Schrift wurden in die Tschisprache übersetzt und kamen in Gebrauch, eine Kirche ward eingeweiht, Widmann predigte ohne Dolmetscher, Lieder wurden in unsern bekannten Melodien, aber in der Sprache West-Afrika's gesungen, und der Fetisch-Aberglaube begann dem Lichte der Wahrheit zu weichen. Aber um so drohender war der nun folgende Sturm. Die dänische Behörde hatte nämlich einen gewissen Oussu an Adums Stelle zum Fürsten gewählt, und nun regte Adum, von Rachsucht getrieben, alles auf. Um die Verwirrung zwischen beiden Parteien zu lösen, gestattete der Gouverneur eine Versammlung in Christiansborg, und hier kam es zu grausamem Blutvergießen. Oussu's Leute schossen zuerst, wurden aber von der Menge überwältigt; er selbst floh schwer verwundet, wurde eingeholt, und die Feinde rissen ihm noch lebend das Herz aus dem Leibe, schnitten ihm Hände und Kopf ab, trugen diese als Siegeszeichen nach Ussu, und mordeten noch andere Neger auf grausame Weise. Bestürzung und Jammer waren nun in Akropong, und die Missionare mußten bittere Vorwürfe hören: ohnehin wurden jetzt Menschenopfer und gräßliche Rachethaten erwartet. Allein Adum wurde gefangen gesetzt, später nach Westindien gebracht, und ein Jüngling, beiden Parteien fremd, zum Häuptling von Aquapim ernannt. Zwar herrschte zwischen den Negern von Akropong und denen von Ussu noch längerer Zeit große Erbitterung, doch beruhigten sie sich endlich und sahen ein, daß die Missionare recht gerathen hatten. Diese selbst aber standen unverletzt unter blutigen Mordscenen und konnten die aufgeregten Leidenschaften beruhigen; sie wurden gehört, und die bei Akropong angesiedelten Neger erklärten bleiben zu wollen, so lange sie blieben, bei ihrem Abzug aber gleichfalls den Platz zu verlassen. Dort sammelte jedoch Widmann bald wieder 12 Heidenknaben zur Schularbeit um sich und ertheilte 14 erwachsenen Negern den Vorbereitungs-Unterricht für die heilige Taufe. In Ussu aber schritt die Schule des Missionars Thompson sicheren Ganges fort und selbst eine furchtbare Unterbrechung, die Flamme, welche fast den ganzen Ort verzehrte, Aufruhr und Blutvergießen auf dessen Gassen konnte sie nur auf kurze Zeit stören.

---

[1]) Einige von diesen Ansiedlern sind als treue Christen bis auf den heutigen Tag Mitglieder der Missionsgemeinde.

Im Jahre 1845 wurde die Mission verstärkt durch 3 Missionare: Schiedt, Sebald und H. N. Riis, einem Neffen von A. Riis, dem Senior der Mission, der leider um jene Zeit mit geschwächter Gesundheit und unter betrübenden Erfahrungen für immer entlassen werden mußte. „Dieses Akropong", schrieb Schiedt nach seiner Ankunft, „ist ein Wunder, und Rührung ergriff mich, als ich das Kirchlein sah, gefüllt mit Christen und Heiden, mit Nackten und Gekleideten, und die vielen, die draußen horchen, weil sie sich noch nicht hineinwagen; als ich das Glöcklein hörte, das in der Gabel eines großen Baumes hängt und über diese Berge hin die Einladung zum Hause Gottes erschallen läßt; da ich die Knaben erblickte, die auf dem Lehmboden kniend auf den Bänken schreiben, weil wir keine Tische haben, und die lieblichen Zeugnisse aus ihrem Munde vernahm; da ich sogar Zeuge war, wie heidnische Neger, wenn sie Abends im Schatten von ihrer Arbeit ausruhten, christliche Lieder sangen." — Von den neuen Missionaren aber starb Sebald in kurzem; die beiden andern mußten nach ein paar Jahren in die Heimat zurückkehren. Doch schon waren andre Arbeiter nachgerückt: Dieterle und Mohr, ein Zimmermann, ferner Joh. Stamper und Meischel. Letzterem war nur eine kurze Arbeitszeit vergönnt, in welcher er die Station Aburi gründete, zwischen Christiansborg und Akropong, da wo man die Höhe des Gebirges erreicht hat. Die andern durften eine längere Reihe von Jahren thätig sein; ja Dieterle ist mit Widmann noch jetzt im Dienste.

Zu Ussu schien die Mission schon 1846 liebliche Blüten zu treiben. Schiedt taufte dort den Erstling aus den Heiden und ein halbes Jahr später 5 Jünglinge, die er zu Schullehrern heranzubilden wünschte. Auch konnte er von zahlreicher Betheiligung der Neger an den Gebetsversammlungen berichten. „Allein er kannte wohl den leicht erregbaren Charakter der Neger noch zu wenig. Es blieb nicht viel von dieser Bewegung übrig. Ueberdies mußte Thompson wegen wiederholter grober Sündenfälle ganz aus der Gemeinde ausgeschlossen und von seiner wackern westindischen Frau geschieden werden."[1]) — Erfreulicher ging das Werk in Akropong vor sich, wo am Pfingstfeste 1847 zwei Jünglinge, die schon seit einiger Zeit im Dienste der Mission standen, und am Weihnachtsfeste 4 Knaben aus der immer besuchten Schule getauft werden konnten. Die Zaubermacht des Fetischdienstes war bei den Erwachsenen dort oben auf dem Gebirge, wo sie weniger mit Europäern in Berührung kamen, sehr schwer zu brechen. Dagegen in der Schule konnten die Missionare allmählich ein anderes Geschlecht heranziehen und hatten dabei nicht so viele böse Beispiele von schlechten Christen vor Augen, wie an der Küste.

Mit dem Jahre 1850, in dem die Abtretung der dänischen Kolonie an England erfolgte, beginnt eine neue Periode für die Basler Mission auf der Goldküste, deren Betrachtung wir mit der Darstellung des neusten Standes in einem weiteren Abschnitt vereinigen.

---

[1]) Allgemeine Missions-Zeitschrift 1875, S. 373.

Inzwischen war auf der Goldküste eine zweite Mission entstanden, die der

Wesleyan Methodisten Missions-Gesellschaft.

Sie hatte eine eigenthümliche Veranlassung.[1]) Einige eingeborne Jünglinge nämlich, die in der Regierungsschule zu Cap Coast Castle die englische Bibel lesen gelernt hatten, wurden von deren Inhalt so ergriffen, daß sie im Jahre 1831 beschlossen, regelmäßig in gewissen Stunden zum Lesen derselben zusammenzukommen und mit dem Inhalt des Christenthums sich näher bekannt zu machen. Sie nannten sich „Versammlung zur Förderung christlicher Erkenntniß", und im Jahre 1833 erhielt William de Graft, einer der ersten, welche die Heilige Schrift mit Gebet und im Drange nach Wahrheit lasen, zu Dix Cove an der Küste, wo er damals wohnte, von seinen jungen Freunden zu Cap Coast das Gesuch, eine geeignete Person nach England zu senden, um eine Anzahl Neue Testamente zu kaufen. Bald hernach kam der Kapitän eines Handelsschiffes, Potter, nach der Küste, an welchen de Graft sich wandte. Erstaunt über diese Bitte eines eingeborenen Jünglings erkundigte sich Potter nach der Gesellschaft, erhielt auf die Frage, ob da nicht ein Missionar willkommen wäre, ein freudiges Ja, lernte in Cap Coast die Mitglieder des Vereins kennen, besprach sich mit dem Präsidenten Maclean und verhieß baldige Rückkunft mit einem Missionar und den gewünschten Bibeln. In Bristol angekommen (1834) theilte er alsbald der wesleyanischen Missions-Kommittee in London mit, welche offene Thür er in Afrika gefunden, und erbot sich, einem Missionar auf seiner nächsten afrikanischen Reise freie Ueberfahrt zu gewähren, auch, wenn derselbe dort die rechten Anknüpfungen nicht fände, ihn kostenfrei zurückzubringen. Infolge dieses Anerbietens ward Missionar Dunwell für Cap Coast bestimmt, und siehe, als er mit Potter an der Küste anlangte, kamen gleich 50 Eingeborne an Bord und erkannten mit Freuden den Kapitän. Am andern Tag aber kam der König der Fanti-Neger, Namens Freeman, in seinem Rock und blauen Beinkleidern und dreieckigem Hut mit rother Kokarde und mit einem bunten seidenen Regenschirm an Bord zum Besuch. Ans Land gestiegen lernte Dunwell bald die 16 Glieder des Vereins kennen und sah hier die schönste Anknüpfung einer Mission bereits vorliegen. Bald nachher bei einem Gegenbesuch, den er dem König abstattete, sah er auch die nackten Eingebornen, die ihn als den „Gottmann mit dem großen Palaver" mit staunender Erwartung ansahen. Er erhielt Besuche von den Häuptlingen der Küste, über welche die Kunde von der Ankunft des Gottesmannes mit Blitzesschnelle geflogen war, und als einer von ihnen gefragt ward, ob er sich freuen würde, wenn der

[1]) Ich gebe diesen Abschnitt unverändert nach der ersten Auflage. Die Darstellung stimmt mit den wesleyanischen Originalberichten überein. Von andrer Seite aber eine vergleichende Kritik zu üben, zu der manches fast Legendenhafte in der Erzählung auffordern möchte, geht über die Grenzen dieses Werkes hinaus.

Missionar bei ihm sich niederließe, warf er sich nieder, streckte die Arme aus und rief: „Du mein Vater, mein Bruder!“ Mit besonderer Freude nahm Dunwell wahr, daß einige Schwarze bereits lesen und schreiben konnten. Er sah auch noch andere Theile der Küste, unter andern die Stelle, wo vor einigen Jahren die Mannschaft eines Bristoler Handelsschiffes von den Schwarzen ermordet und das Fahrzeug geplündert worden war. Endlich gelangte man nach Cap Coast. Hier begann Dunwell alsbald seine Arbeit und fand schönen Eingang. Viele Eingeborne legten ein großes Verlangen an den Tag, das Wort Gottes zu hören, und manche kamen 20 Stunden weit her, um mit ihm in freundlichen Verkehr zu treten. Bald waren gegen 50 Personen bereit, sich aufnehmen zu lassen, kein Zimmer wollte mehr zureichen für die Versammlungen in Cap Coast Castle, und auch in den umliegenden Plätzen, wie Anamabu, fand er die herzlichste Aufnahme; da ward der thätige Mann nach kurzer Krankheit am 25. Juni 1835 von der Erde abgerufen. „Traurige Nachricht in der Stadt“, schrieb ein Neger, „der Hirte ist weg, der arme Missionar ist todt.“ Doch die trauernde Gemeinde sprach: „Der Missionar ist todt, aber Gott lebt noch“, und zerstreute sich nicht, bat vielmehr um neue Arbeiter, worauf die Kommittee 2 neue Missionare, Wrighley und später Harrop mit ihren Gattinnen auszusenden beschloß, deren ersterer im September 1836 glücklich auf Cap Coast anlangte, und mit Freuden in die Heimat berichten konnte, wie nicht blos hier und in dem 4 Stunden entfernten Anamabu Gemeinden sich befänden, sondern auch aus dem 20 Stunden entlegenen Winnebah, wo mehrere frühere Gemeindeglieder wohnten, und von etlichen heidnischen Häuptlingen Einladungen an ihn ergangen seien. Ebenso schienen ihm die Bewohner von Apollonia sehr zugänglich, und dringend bat er um einen Hülfsarbeiter. Doch die Freude war kurz. Kaum erholte er sich von einem Fieberanfalle und wurde durch die Ankunft Harrops mit seiner Gattin erquickt, als im folgenden Jahr diese beiden, und bald darauf auch seine eigne Gattin ins Grab sanken, und er mit blutendem Herzen wieder allein stand. Doch ließ er die Hände nicht sinken und sprach: „Wir sind schwach, aber wir fahren fort.“ Allein während Freeman, ein Mulatte, schon zu seiner Hülfe unterwegs war, riß auch ihn im November 1837 der Tod hinweg, und selbst dieser verlor binnen zwei Monaten seine Gattin. Er fand die Gemeinde über 400 Seelen stark, ohne die 100 Kinder in den Schulen, und etliche Eingeborne bereit und fähig, mit ihm in die Arbeit einzutreten, unter ihnen William de Graft. Immer neue Arbeiter sandte die Gesellschaft in den folgenden Jahren nach, von denen viele nur ankamen, um bald zu sterben oder krank in die Heimat zurückzugehen. Dennoch wurden allmählich von Dix Cove im Westen bis Akra im Osten an der Grenze des Fante-Landes an verschiedenen Orten, außer Cap Coast und Anamabu seit 1843 Commenda und Sekundi, ferner Domonassi, Donasi und Dunkwe Gemeinden gebildet, die zusammen 700 Glieder zählten. Im Jahre 1844 bestanden schon 20 Schulen mit 500 Kindern, davon ein Drittheil Mädchen, und aus dem Seminar zu Cap Coast waren bereits gegen 50

verschiedentlich angestellte Personen hervorgegangen. Leider war der Tod auch in den folgenden Jahren unaufhörlich geschäftig an der Küste; die Gesellschaft aber, treu ihrem bereits früher ausgesprochenen Glauben: „Unser großer Meister begräbt seine Arbeiter, setzt aber dennoch sein Werk fort", ward nicht müde, die durch Tod und Krankheit gerissenen Lücken mit neuen Arbeitern auszufüllen. Trotz des beständigen Wechsels aber von Kommen und Gehen und unter stets erneuerten Prüfungen und Hemmungen gelangte diese Mission doch zu solcher Kraft und Ausdehnung, daß im Jahre 1850 außer den schon genannten Orten noch Beulah, Providence, Akroful, Abasa, Britisch Akra und Winnebah durch die Missionare Freeman, Hart, Wharton u. a. nebst 6 eingebornen Katecheten besetzt waren und unter dem sichtbaren Segen des Herrn besorgt wurden. Eine in demselben Jahre von dem Häuptling des Dorfes Mankasim auf Anstiften der Fetischpriester gegen die Christen von Assafa gerichtete Verfolgung gab im Verlaufe der zu Cap Coast durch die Regierung angestellten Untersuchung zu vollständiger Entdeckung der bisher von den Fetischmännern geübten Betrügereien Anlaß, und zwar zunächst durch einen bekehrten Fetischmann, Edumazi, selbst, und die so unerwartet enttäuschten Häuptlinge sagten: „Was sollen wir nun thun, wenn wir krank werden? — Das Beste wäre wohl, wir gingen alle in die Schule." Infolge dieser Begebenheit war nicht blos der Einfluß des großen Fetisches zu Mankasim gänzlich zu Grunde gerichtet, sondern auch der Fetischpriester von Akrodu, etwa 14 Stunden von Cap Coast und 6 Stunden vom Meeresufer, wo ein noch viel angesehneres Fetischheiligthum sich befand, bekehrte sich und konnte im Dezember 1852 mit 10 andern Bewohnern seines Dorfes auf Probe als Mitglied der Gemeinde aufgenommen werden. — Während so die Macht der Götzen vor dem Evangelium zusammenbrach, faßte die Mission auch das zeitliche Wohlergehen der Eingeborenen West-Afrika's ins Auge. Dazu diente vornehmlich die Kaffee-, Baumwollen-, Gewürz- und andere Pflanzung der Methodisten in Beulah[1]), etwa $2^1/_2$ Stunden von Cap Coast, die, mit Ausnahme weniger Tagelöhner, nur von solchen Eingebornen, die mit den Schulen in Verbindung standen, bearbeitet wurde, und mit jedem Jahre an Umfang, Bedeutung und segensreichem Einfluß zunahm.

Die größten Hoffnungen aber hegten die Missionsfreunde von der Ausdehnung der Mission nach Kumase, der Hauptstadt des mächtigen Reiches

Asante.[2])

Dasselbe breitet sich im Norden des etwa 12—15 deutsche Meilen breiten Küstenstriches aus, der jetzt unter britischem Protektorate steht

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1853, IV, S. 57; 1855, I, S. 72.

[2]) Früher schrieb man Aschante oder Aschanti und zwar nach der Form dieses Namens im Akra-Dialekte. Das End-„i" ist vielleicht nur dadurch veranlaßt, daß man die englische Orthographie zu übertragen suchte. — Die folgende Schilderung ist aus Gundert, „Vier Jahre in Asante", S. 288 ff. entnommen.

und dessen Grenze hauptsächlich durch den oberen Lauf des Pra-Flusses bezeichnet wird. Von Westen nach Osten erstreckt es sich vom Assini bis zum Volta. Seine Nordgrenze ist den Europäern nicht bekannt, doch mag es bis zum Kong-Gebirge reichen. Asante sieht sich selbst als „Bae" oder „Baebaeanwa" an, als das Volk, das sich ausbreitet bis ans Ende. Seine Hauptstadt Kumase liegt etwa 10 Tagereisen, 60—70 Stunden von der Küste entfernt.

Das eigentliche Asante (Asantepa), das eine Anzahl Kreise wie Atschima mit der genannten Hauptstadt, Sekjere mit den Hauptstädten Dwaben und Mampong u. s. w. umfaßt, wird wohl unterschieden von den unterworfenen Provinzen oder Vasallenstaaten, die unter demselben Gesetz mit dem Hauptlande stehen und dessen Fürsten sich jährlich zum Yamsfeste oder sonst wenn einberufen, nach Kumase begeben und im Kriege ihr Kontingent zum Heere stellen. Wir heben unter diesen nur folgende hervor: Das große Kwawu im Osten, mit dünner Bevölkerung, aber herrlichen Urwäldern; Manosu im Westen, wird als Land der Goldgruben bezeichnet, und Ahafo im Südwesten, das Land der Jäger, von wo viel geräuchertes Fleisch von Wild[1]) dem Könige gebracht wird.

Die tributären Staaten zahlen nur Steuern an Sklaven und Landesprodukten, sind aber nicht den Asantegesetzen unterworfen. Der bedeutendste mag Nta im Nordosten sein, nach dessen Hauptstadt Salaga (eine Tagereise jenseits des Volta) ein reger Handel betrieben wird.[2])

Was die Geschichte von Asante[3]) betrifft, so finden wir das Volk zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Könige von Denkjera (im Westen gelegen) tributpflichtig. Als letzterer aber seine Forderungen unmäßig steigerte, erhob sich 1719 das ganze Volk wie ein Mann und erfocht unter Osei Tutu einen gewaltigen Sieg. Die Kanonen, die der König von den Holländern für Sklaven erhalten hatte, fielen in die Hände der Sieger und waren als Schmuck der Hauptstadt bis in die neuste Zeit aufgestellt. Zur Erinnerung an diesen Befreiungskrieg baute Tutu Kumase, während zu gleicher Zeit von einem Verwandten und Bundesgenossen Dwaben 10 Stunden gegen Osten angelegt wurde.

Unter dem zweiten Asante-Könige erweiterte sich die Herrschaft durch Unterwerfung von Gjanam (im N. O.) und Nta. Von den folgenden Königen ist besonders Osei Kwamena Diasibe, von 1800 —1824 regierend, als Kriegsheld zu nennen. Nach einem großen Siege über die Muhamedaner im Norden unternahm er im Jahre 1807, gereizt durch den Uebermuth der Fante's, einen Kriegszug an die Küste und bedrohte, noch zweimal einen solchen wiederholend, die Forts der Europäer. Das Land war endlich zur Wüste geworden, und für die hungernden Fante's zahlten die Engländer gehorsam den jährlichen

[1]) Antilopen, Wildschweine, Affen und eine große Hirschart; ebenso Millionen von Schnecken, die an der Sonne getrocknet sind.

[2]) Aus Asante wird besonders die dort reichlich wachsende Kolanuß ausgeführt, die bei den Muhamedanern des Nordens als heilige Frucht ein gesuchter Artikel ist. Sie wird gegen Sklaven und allerlei Industrieprodukte ausgetauscht.

[3]) cf. Gundert, Vier Jahre ꝛc. S. 185.

Tribut nach Kumase. Eine englische Gesandschaft unter Bowdich (1817) befestigte das freundliche Verhältniß zu Kumase.[1]) Als dann aber

[1]) Zur Veranschaulichung der Verhältnisse von Kumase möge folgende Schilderung des Empfanges, welche dem Gesandten zu Theil wurde, hier mit abgedruckt werden:

Ueber 5000 Menschen, größtentheils Soldaten, kamen den Engländern mit einer fürchterlich mißtönenden kriegerischen Musik von Hörnern, Trompeten, Klappern, und Gonggongs, die sie mit fast rasendem Eifer in Bewegung setzten, entgegen, und der Rauch der ringsum unaufhörlich abgeschossenen Musketen ließ nur die nächsten Gegenstände erblicken. Dann mußte Halt gemacht werden, und die Häuptlinge führten im Kreise ihrer Krieger einen Tanz voller Verzerrungen und Verrenkungen auf, während alle unablässig fortfuhren zu feuern. Die Hauptleute trugen einen Kriegshut mit vergoldeten, vorn herausstehenden Widderhörnern, durch einen ungeheuren Busch von Adlerfedern nach beiden Seiten hin ausgebreitet und unter dem Kinn mit Schnüren von Kauri's befestigt. Ihre Westen von rothem Zeuge waren mit Fetischen und Amuleten in Gold und Silber übersät, und gestickte Futterale, fast von allen Farben, schlugen ihnen, wenn sie sich bewegten, an den Leib und wechselten mit kleinen ehernen Schellen, Hörnern und Schwänzen von Thieren, Muschelschalen und Messern. Lange Leopardenschwänze hingen, an kleinen Bogen befestigt, von ihrem Rücken herab. Sie trugen leichte baumwollene Beinkleider und ungeheure Stiefeln von rothem Leder, bis auf den halben Schenkel hinaufreichend und durch kleine Ketten an ihrem Leibgurt befestigt, der gleichfalls mit Schellen, Pferdeschwänzen, Amuleten und unzähligen Lederstückchen ausgeputzt war. Ein kleiner Köcher vergifteter Pfeile hing von ihrem Handgelenk herab, und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein Stück Papier mit arabischen Schriftzügen befestigt war. In der linken Hand trugen sie einen kleinen mit rothem Zeug überzogenen Speer mit einigen seidenen Troddeln. Ihre schwarze Hautfarbe erhöhete die Wirkung dieses Anzuges und vollendete den Eindruck; es fehlte nichts daran, daß man sich unter lauter Teufeln glauben konnte. Erst nach einer halben Stunde ward das Weitergehen gestattet, was sehr langsam ging, da die Straßen vollgepfropft von Menschen waren, und die breiten offnen Hallen der Häuser mit Frauen und Kindern der Vornehmen angefüllt, alle voll Ungeduld, zum erstenmale weiße Männer zu sehen. Vor dem Palast des Königs wurde wieder Halt gemacht, um einige Kabusirs mit ihrem Gefolge vorbeiziehen zu sehen; Musiker mit Hörnern und Flöten spielten wilde Melodien; große Sonnenschirme, die von ihren Trägern auf- und zugezogen wurden, und gewaltige rings umher in Bewegung gesetzte Fächer verbreiteten Kühlung. Ebenso langsam ging es dann noch eine Straße hinauf zu einem Hause, wo ein Bote des Königs die Gesandschaft ersuchte, eine fernere Einladung desselben abzuwarten. Hier sahen sie mit Entsetzen einen Mann vorüberführen, der in kurzem geopfert werden sollte und vorher noch gepeinigt wurde. Endlich erhielten sie die Erlaubniß, vor den König zu kommen, und gelangten durch eine sehr breite Straße auf den Marktplatz. Hier, auf einer fast $^1/_3$ Stunde langen Ebene, strahlte der König mit seinen Vasallen und Hauptleuten, die von Begleitern jeder Art umringt waren, schon aus der Ferne ihnen entgegen, vor ihm eine dichte Masse von Kriegern. Allenthalben strahlte die glühend heiße Sonne mit hellem Glanz von massiv goldenen Zieraten zurück. Mehr als 100 Musikantentruppen auf einmal ließen die Lieblingsstücke ihrer Hauptleute ertönen; Hörner schmetterten, Trommeln wirbelten, metallene Instrumente erklangen und schwiegen dann eine Zeitlang vor dem sanften Getön der Flöten und Pfeifen. Wenigstens 100 mächtige Sonnenschirme, deren jeder wohl 30 Personen schirmen konnte, aus scharlachrothen, gelben oder sonst hellen Seidenzeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elephanten, Fässern, Waffen und Schwertern von Gold noch besonders verziert, wurden von ihren Trägern auf- und niedergezogen. Des Königs Boten, mit goldnen Brustplatten geschmückt, machten den Abgesandten Platz, die nun ihren Umzug begannen und bei jedem Kabusir still standen, ihm die Hand zu reichen. Diese Kabusirs, von ihrem Gefolge umgeben, trugen kostbare Seidenkleider und an künstlich gearbeiteten Halsbändern von massivem Golde von Mauren geschriebene Koransprüche in kleinen viereckigen Gehäusen von Gold, Silber und seltsamer Stickerei. Ein Band

Sir Charles Mac Carthy die Verträge brach, verlor er am Schlachttage von Asamako (21. Januar 1824) sein Heer und sein Leben. Ruhmestrunken kehrten die Asanter nach Kumase zurück.

„Kwamena's Bruder, Osei Jaw Akoto (1824—1830), hielt sich für stark genug, nun auch den Osten der Goldküste heimzusuchen und dort Sklaven zu holen. Er hatte aber nicht bedacht, daß den Kanonen nur im Busch beizukommen ist. Auf der Grasebene von Akra nahte sein ungeheures Heer dem Haufen der Engländer, um ihn zu umschlingen; aber Geschütze und Raketen warfen es dermaßen nieder, bei Dodowa (September 1826), daß den Siegern nicht nur reiche Beute, sondern selbst ein Theil der Königsfamilie in die Hände fiel. Nach afrikanischer Art wurde Jahre lang durch die gefangenen Prinzessinnen über den Frieden verhandelt, ehe Maclean 1831 ihn abschloß und das britische Protektorat über Fante, Asem, Akem und Akuapim ausbreitete.

Der Nachfolger, Kwaku Dua (1830—67), bei Dodowa verwundet und gewitzigt, suchte das Land durch friedlichen Handel glücklich und groß zu machen. Er gab zu, daß die Prinzen Ansa und Nkwantabisa, letzterer Akoto's Sohn, welche als Geiseln nach Cap Coast geschickt wurden, nach England reisen durften, wo sie eine christliche Ausbildung erhielten. Schon zu Cap Coast waren sie mit dem Missionar Dunwell bekannt geworden, und dies wurde die Veranlassung zur Unternehmung einer **Methodisten-Mission** in Asante. Missionar Freeman wagte sich im Jahre 1839 selbst nach Kumase, um die ersten Fäden für dieselbe anzuspinnen. Welche ungünstigen Eindrücke der Basler Missionar A. Riis von seiner bald darauf ausgeführten Unter-

---

von Gold und Perlen, von dem einige ähnliche Schnüre herabhingen, umgab das Knie; kleine goldne Reife mit Goldmünzen, Ringen und Thiergestalten daran, lagen fest um die Knöchel. Armbänder und unbearbeitete Stücke Gold, so schwer, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten, hingen von ihrem linken Handgelenk herab. Goldne und silberne Stäbe blendeten das Auge von allen Seiten; goldne Wolfs- und Widderköpfe schmückten die gleichfalls goldenen Griffe der in großer Menge um sie her getragenen Schwerter. Unter fortdauerndem Hörnerklang und betäubendem Trommelwirbel kamen die Gesandten endlich an den noch prächtiger geschmückten Haupt-Offizieren des Königs vorüber zu diesem selbst, um seine Hand zu fassen. Eine angeborne Würde, mit Herablassung verbunden, zeichnete diesen Fürsten aus. Er trug ein Stirnbande von rothen Korallenkugeln, ein goldenes Halsband, und über seiner rechten Schulter eine rothe Seidenschnur mit drei in Gold gefaßten Amuleten. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch von Korallen und Gold, seine Finger mit Ringen übersät, und ein Zierat, einer völlig aufgeblühten Rose gleich, bedeckte ihm fast die ganze Brust. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen, und seine Knöchelbänder aus einem goldnen Schmuck der feinsten Arbeit, woran kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht an einander hingen. Er saß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhle, und hatte ein Paar goldne Kastagnetten an seinen Fingern, durch deren Zusammenschlagen er Stillschweigen gebot. Die Elephantenschweife, die wie eine Wolke ihn umwehten, funkelten von Gold. Der königliche Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirm, von welchem goldne Trommeln, Becken, Hörner und verschiedene musikalische Instrumente herabhingen. Ebenso hingen große goldne Reife an scharlachnem Tuche von den Staatsschwertern, deren Scheiden und Griffe ebenso eingefaßt waren, herab.

suchungsreise zurückbrachte, ist bereits erwähnt worden. Im Jahre 1841 aber machte Freeman, der inzwischen in England gewesen war, mit den Prinzen, die nun die Taufe empfangen hatten, und dem Missionar Brooking eine zweite Reise nach Kumase. Der König, der Onkel beider Prinzen, nahm ihn freundlich auf und bewilligte einen Platz zum Bau einer Kirche. Es konnte vor großen Versammlungen gepredigt werden. Freeman kehrte 1842 an die Küste zurück, Brooking blieb in Kumase. Um den guten Willen des Königs noch weiter in Bewegung zu setzen, hatte die Methodisten-Missionsgesellschaft ihm eine Kutsche geschenkt, über welche er nach einem Briefe Nkwantabisa's sehr erfreut war, und sich veranlaßt fühlte, der Mission zu Ehren eine Straße zu bauen. — Ein bald nachgefolgter zweiter Missionar starb noch 1842. Auch Brooking ertrug das Klima nur ein paar Jahre und nach ihm trat Missionar Chapmann ein, den Freeman wiederum nach Kumase begleitete. Die Mission hatte schon, abgesehen von den Haufen, welche das Evangelium hörten, einige Erfolge gehabt, wie z. B. ein Häuptling seine Fetische verbrannte. Auch in Dwaben, wo die alte Königin Sarwi residirte, hatte Brooking einigemal mit ihrer Genehmigung gepredigt. Wenn die Berichte sagen, daß außerdem noch viele Städte nach dem Evangelio verlangten, so bedürfte dieses Verlangen doch einer weiteren Erörterung. Heilsverlangen in unserm Sinne war es jedenfalls großentheils nicht. Auch stimmt es wohl schlecht, wenn gesagt wird: „Vor dem Buche Gottes begann schon alle Widerrede zu schwinden." Wenigstens paßt eine solche Beschreibung nicht auf eine Hauptstadt, in der die greulichsten Menschenopfer unerschüttert fortdauerten. Doch gab es einige Bekehrte, deren erster sich auf seinem Sterbebette recht erbaulich voll innigen Dankes für die Gnadenbotschaft des Evangeliums aussprach. — Ein weiterer für Kumase bestimmter Missionar erlag noch an der Küste dem tödtlichen Fieber; statt seiner trat Anfangs 1847 Missionar Hillard daselbst ein. Der Statthalter von Cap Coast und der englischen Goldküste aber, Sir William Winniett, der 1848 einen Besuch in Kumase machte, wo er mit großem Pomp empfangen wurde, erzählt in seinem Bericht darüber: „Sogleich nach der Prozession gingen wir in das wesleyanische Missionshaus, wo wir von Herrn Hillard, dem hier wohnenden Missionar, alles bequem für uns eingerichtet fanden. So sehr mich die Art des Empfanges interessirt hatte, der mir vom König geworden war, — so sehr mich die große Masse uncivilisirter Menschen, die unter so völliger Herrschaft eines Einzigen stehen, und der neue Baustil des Palastes in seinem Gegensatze mit dem immer frischen, lieblichen Grün der Bananenbäume betroffen hatte, so muß ich doch sagen, das Missionshaus, diese niedliche, aus dem Tick- oder Edumholze des Landes gebaute Hütte, zog mich fast noch mehr an. Als ich mich in dem luftigen, geräumigen Saale in der Abendkühle nach der Mühe und Hitze des Tages niedersetzte, und diese kleine europäische Niederlassung, inmitten der Barbarei, 100 Stunden im Innern Afrika's, erschaute, wie sie tausenden von rohen Heiden die Genüsse und Segnungen der Civilisation vor Augen stellt, wie sie ihnen dieselben im Zusammenhange

mit der Anbetung des wahren Gottes zeigt, so konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, welch herrlichen Triumph hier Christenthum und Gesittung bereits erkämpft haben." Leider mußte auch Hillard, der von der Energie der Asante's, sobald die Nation nur richtig gelenkt würde, für die einstige Ausbreitung des Christenthums nach dem Innern Afrika's das Beste hoffte, bald in die Heimat zurück; John Ansa aber, der mit seinem Vetter in England erzogene Neffe des regierenden Königs, konnte im Jahre 1850 als Katechet nach Kumase gesendet werden, wo der König ihn als Missionsarbeiter sehr freundlich aufnahm und ihm volles Vertrauen und seine ganze Achtung schenkte. Von hier schrieb er u. a. an den „General-Superintendenten" der dortigen wesleyanischen Missionen, Freeman, einen gar lieblichen, hoffnungerweckenden Brief, mit den Worten schließend: „Ich glaube, es kommen gute Tage über die Asanteneger. Möge der Herr sie bald anbrechen lassen, damit das arme Volk hier den wahren, lebendigen Gott und Jesum Christum, Seinen Sohn, unsern Herrn, kennen lerne. In unserer kleinen Gemeinde steht es gut; ihre Mitglieder sind bekümmert um ihr Heil." — Ums Jahr 1852 verlangte die Königin in Dwaben dringend eine Schule, indem sie selbst einen Boten an Freeman schickte. Um die Mitte des folgenden Jahres aber erwachte auf einmal der alte Kriegsgeist wieder, und 8000 Asante's rückten gegen die Fanti's an. Zwar legte der ihnen von Cape Coast Castle entgegenrückende Statthalter Hill die obschwebenden Streitigkeiten auf der Stelle bei, doch mochten diese Kriegsunruhen mit die Schuld tragen, daß die Missionare im Jahre 1854 über den geistlichen Zustand der Gemeinde in Kumase klagen mußten. In der Folge aber konnten in den Jahresberichten der Methodistenmission die Stationen Kumase und Jabin (Dwaben) nur mit einem Vacat aufgeführt werden.

Im Anschluß an die Goldküste betrachten wir hier sogleich den Theil der Sklavenküste, auf welchem

die Norddeutsche Missions-Gesellschaft

ihr Arbeitsfeld hat.[1]) Als dieselbe ums Jahr 1847 eine Mission in Westafrika zu gründen beschlossen hatte, sandte sie vier Missionare nach Cap Coast Castle, wo ihrer zwei alsbald starben. Die beiden anderen unternahmen eine Untersuchungsreise an den Gabun. Schon war auf dem Festlande gegenüber der Insel Corisco eine passende Stätte zur Anlegung einer Station ersehen, und mit dem Häuptlinge King Tom von Kaanghe ein Vertrag abgeschlossen, als der französische Kommandant von Gabun jene Gegend als zum französischen Gebiete gehörend beanspruchte und die Niederlassung der Missionare verhinderte. Diese begaben sich auf die Goldküste zurück, wo wir Wolf, nachdem auch sein letzter Gefährte verstorben, bald allein stehend finden. Auf einer

[1]) Dieselbe, mit ihrem Sitze in Bremen, steht in sofern in mancher Beziehung zu Basel, daß ihre Missionare fast sämmtlich aus dem dortigen Missionshause kommen.

Untersuchungsreise nach dem Krepe-Lande, wie man auf der Küste sagt, oder zu den Ewé's (früher Eibe's geschrieben), wie sich jene Stämme selber nennen, fand er bei dem Könige von Peki (Pekyi) freundliche Aufnahme und die Erlaubniß, sich niederzulassen.[1]) Diese Ewe's bilden eine große Gruppe von Negervölkern. Die östlichen sind zu dem bekannten, blutigen Königreich Dahome vereinigt, die westlichen sind in viele kleine Clans zersplittert, die oft nur ein paar Dörfer umfassen. Eine Anzahl derselben ist durch besondere Mundart der Ewe-Sprache (deren es mehrere gibt) näher vereinigt. Ueber die von der Küste entfernteren Stämme hatte der König von Peki die Oberherrschaft. Doch war er, um gegen Asante und Dahome einen Rückhalt zu haben, unter dänischen Schutz gekommen. Der an der Küste lebende Aongla-Stamm war auch lange Zeit zu den Dänen, die bei Keta (Quitta nach portugiesischer Schreibart) ein Fort hatten, in freundlicher Beziehung gewesen. Aber schon ehe diese ihre Kolonien an England verkauften, scheinen sie Keta verlassen zu haben. Zwischen jenen Küstenstämmen und den zu Peki gehörigen walten viele Feindseligkeiten und Fehden.

Wolf gründete zu Peki eine Schule, erbaute ein Missionshaus und die Mission schien über ihre ersten Anfänge bald hinaus zu sein. Auch waren 1849 zwei Mitarbeiter: Quinius und Groth, eingetroffen, und ein paar Jahre ging die Arbeit weiter. Da erkrankte jedoch Wolf an der Wassersucht, trat die Heimreise an und starb in Hamburg (1851). Quinius war bald darauf auch in Europa (1852) und kehrte mit zwei Brüdern, Däuble und Menge, nach Peki zurück. Der letztere starb bald. Auch die überlebenden hatten mit viel Krankheit zu kämpfen und wurden so entmuthigt, daß sie ohne weiteres die Station aufgaben und sich nach Akra zurückzogen, ein Schritt, der von der Gesellschaft entschieden gemißbilligt wurde, mit der Weisung an die Missionare, den verlassenen Posten wieder zu besetzen. Trotzdem mußte Peki trotz alles Sträubens aufgegeben werden, als das Krepeland von seinen Feinden, den Aquamu, und ihren Verbündeten, den Asante's, mit Krieg bedroht wurde und der englische Gouverneur die Rückkehr der Missionare an die Küste befahl (1853).

Jetzt mußte man einen andern Ort für die Station wählen. Die Wahl fiel auf das oben erwähnte Keta, welches von den Missionaren bereits früher ins Auge gefaßt war. Es liegt auf dem schmalen Landstreifen, der die Lagune, welche die ganze Sklavenküste säumt, von dem Meere scheidet. Dort erweitert sich diese flache Lagune, und mehrere Inseln ragen aus derselben hervor. Jenseits derselben ist flaches offenes Land, meist mit hohem Grase bestanden. Erst im Hintergrunde zeigt sich das

[1]) Wenn ich nicht irre, war es hier (ich habe die alten Jahrgänge der Mittheilungen der Norddeutschen Missions-Gesellschaft nicht zur Hand und meine früher gemachten Excerpte beschränken sich meist auf die geographisch wichtigen Notizen), wo dem Missionar bereitwilligst eine Frau angeboten wurde. Er hatte nämlich in seiner Rede an den König diesem das Unrecht der Polygamie vorgehalten; der Dolmetscher aber hatte den betreffenden Passus der Art übersetzt, als fordre der Missionar ein Weib für sich.

Bergland. Dieser Theil der Küste, obgleich er unter englische Protektion genommen wurde, nachdem ihn die Dänen verlassen hatten, blieb bis in die neuere Zeit ein Schauplatz des Sklavenhandels. Das Klima scheint noch ungesunder als das von Akra zu sein. So hatten denn die Bremer Missionare viel von Krankheit zu leiden und fielen in großer Zahl als Opfer des tödtlichen Klima's. So schwer auch der Anfang war, konnten doch am Palmsonntage 1854 die vier Erstlinge dieser Mission getauft werden; darunter ein Mann, der mit aus Peki gekommen.

Die Lage von Keta erwies sich jedoch in mehrfacher Beziehung ungünstig. Die Bevölkerung war nicht zahlreich. Nachdem die Stadt bombardirt worden war,[1]) hatten sich die Eingebornen nicht wieder so angebaut wie früher. Doch mußte zur Vermittlung mit der Schiffahrt Keta besetzt bleiben; aber die hauptsächlichste Wirksamkeit der Mission ging weiter nach dem Festlande hinein. So wurde denn drei Tagereisen von der Küste bei dem Adaglu-Stamme, der gleichfalls zu den Ewe's gehört, die Station Waya am Flusse Todze (Dotsche) angelegt. Als dritte Station kam 1856 auf einer Insel in der Lagune Anyako hinzu und endlich vier Jahre später weiter nördlich, eine Tagereise jenseits Waya bei dem Ho-Stamme, das gesund gelegene Wegbe. Weiter unten werden wir sehen, wie diese unter Schwierigkeiten aufblühende Mission von schwerer Heimsuchung betroffen wurde.

8. Die Sklavenküste und die Åkuländer.

Nachdem wir den westlichen Theil der Sklavenküste mit der dortigen Mission bereits im Anschluß an die Mission auf der Goldküste, zu der jene in nächster Beziehung steht, betrachtet haben, kommen wir nach Osten vorgehend an den Kern dieses Gebietes, an das Königreich **Dahome**, das seine schauerliche Berühmtheit erlangt hat durch die Ströme von Menschenblut, die dort bis auf den heutigen Tag fließen. Haben wir schon in Asante einen vorzüglich auf Krieg und Sklavenhandel gegründeten Negerstaat gefunden, so läßt sich dies von Dahome fast ausschließlich sagen. Krieg ist das Lebenselement dieses Reiches, in einer Verquickung mit Fetischdienst und Sklavenhandel, in der man nur die Banden satanischer Knechtschaft erkennen kann, welche dies Volk gefangen halten. Und wenn im Volke selbst sich auch die Sehnsucht nach Frieden regt, die Häuptlinge und der König können es nie zu einem dauernden Frieden kommen lassen. Das große weite Gebiet des Reiches ist nur sehr dünn bevölkert. Obgleich es sich weit nach Norden bis an das Makhi- oder Mahi-Gebirge erstreckt, und im Westen bis an das Land der Ewe-Stämme, im Osten bis an das der Aku-Stämme reicht, soll es nach Burton nicht mehr als 150000 Einwohner zählen[2]),

[1]) Ich sehe nicht, ob dieses Bombardement 1852 von den Engländern erfolgte, als dort ein Aufstand wegen der Einführung der Steuern ausbrach, oder ob das frühere Bombardement durch die Dänen gemeint ist.

[2]) Frühere Angaben sagten 200000, von denen jedoch nur 20000 Freie sein sollten. Ethnographisch steht die ursprüngliche Bevölkerung von Dahome im nächsten Verwandschaftsverhältnisse zu den Ewe-Stämmen.

30000 Mann bilden die Armee, von denen jeder der Häuptlinge (Kabusiere) eine gewisse Anzahl zu stellen und zu unterhalten hat. Die Hauptstärke des Heeres aber besteht in der bekannten Weibergarde, die der König unmittelbar hält, die ausgezeichnet disziplinirt ist und die Männer an Tapferkeit und Grausamkeit weit übertrifft. Früher war dieses Heer fast immer mit Sklavenjagden beschäftigt. Der Ackerbau blieb dabei ganz vernachlässigt, und weit und breit machte das Land nur einen öden Eindruck. In neuerer Zeit aber, da der Absatz von Sklaven immer schwieriger wurde, scheint auch in Dahome der Ackerbau einen größeren Aufschwung genommen zu haben, wenigstens in der Umgebung der Hauptstadt Abome (Agbome), die etwa 15 Meilen von der Küste entfernt, nördlich von Weida (Wydah) liegt.[1]) Nach den Schilderungen der neusten Reisenden sollen dort die Plantagen, Kornfelder und Palmenhaine von regem Fleiße zeugen. Auch hat der Handel in andern Artikeln als Menschen, der früher wenig betrieben wurde, sehr zugenommen, und große Quantitäten Palmöl werden ausgeführt. Dennoch kann der Tyrann (dem übrigens trotz der mancherlei Rechte der Kabusiere die despotischste Gewalt über Leib und Leben aller seiner Unterthanen zusteht) es nicht unterlassen, immer wieder Kriegszüge zu unternehmen. Braucht er auch keine Sklaven mehr, um sie an die portugiesischen Händler zu verkaufen, so braucht er sie doch, um sie bei bestimmten Gelegenheiten zu schlachten. Menschenopfer, die alles, was sonst in diesem Stücke in Westafrika bekannt ist, übertreffen, sind für Dahome charakteristisch. Besonders werden sie bei der Leichenfeier (Kostüme) der Könige im größten Maßstabe veranstaltet.

Als König Geso (Gezo) 1858 starb und der jetzige König Bahadung oder Gelele den Thron bestieg, wurden alsbald 800 Sklaven geschlachtet, da für den Augenblick nicht mehr aufzutreiben waren; bedeutungsvoll aber setzte der junge König hinzu: „Begraben ist damit mein Vater noch nicht." Und so traf er denn auch alsbald Anstalten zu einer großartigen Todtenfeier und ließ eine Grube machen, die mit Menschenblut gefüllt werden sollte, so groß, daß ein Boot darauf fahren könnte. Zweitausend Menschen sollten zu dem Ende an der Grube geschlachtet werden, und da die genügende Zahl der Schlachtopfer nicht vorhanden war, wurden Raubzüge gegen benachbarte schwächere Negerstämme unternommen, die dabei gemachten Gefangenen, wenn sie jung und stark waren, als Sklaven verkauft, die älteren Leute als Opfer aufbewahrt. Vergebens wandten sich im Jahre 1859 die englischen Missionare auf der Küste, mit denen der König immer noch einigen Verkehr unterhielt, mit einer Bittschrift um Zulassung der Mission ins Innere des Landes an ihn. Seine Antwort war: „Ich weiß, daß ein wahrer und lebendiger Gott ist, und daß er Tödten (Menschenopfer), Seelenverkauf und Fetischanbetung verbietet. Aber da ich in diesen Dingen aufgewachsen bin, kann ich sie nicht aufgeben. Ich weiß, daß, wenn mein Volk Gottes Wort hören darf, sie einen andern Sinn bekommen und feig werden. Dann beten sie nicht mehr mit mir den Fetisch an und führen nicht mehr meine Kriege. Wenn ich den Kindern meines Volkes erlaube, die christlichen Schulen zu besuchen, so werden sie ganz zu jenem Glauben bekehrt werden. Daher kann ich nicht so thun." Auch wünschte er, daß der englischen Regierung angekündigt werde, daß

[1]) Außer der Hauptstadt und der Hafenstadt Weida hat das Reich nur wenige größere Ortschaften aufzuweisen. Abome ist befestigt und kann mit 30 alten Kanonen vertheidigt werden. Der Palast des Königs ist mit ungezählten Menschenschädeln geschmückt, wie solche auch an manchen Geräthschaften in Dahome den gewöhnlichen Schmuck bilden.

er nie aufhören werde, in den Krieg zu ziehen und Menschenmassen einzufangen; sie sollten also die Portugiesen und andere Weiße nicht am Kaufen und Wegführen seiner Gefangenen hindern. Würden sie das thun, so bleibe ihm nichts übrig als alle Kriegsgefangenen zu erschlagen, und das sei doch schlimmer, als wenn sie in die Sklaverei verkauft werden. Dagegen sandte die englische Regierung einen Deputirten an den Hof des blutigen Negerfürsten, um ihm das Gewissen zu schärfen und das erwartete Blutbad wo möglich zu verhindern. Aber umsonst; der Gesandte mußte selbst einem grausamen Menschenopfer anwohnen, und der König setzte seinen Entschluß durch, mit dieser „Kostüme" alle seine Vorgänger zu überstrehlen; allein 2000 ältere Sklaven, die er durch Raubzüge zusammengebracht, wurden unter entsetzlichen Grausamkeiten geopfert, um die längst gegrabene tiefe Grube mit ihrem Blut zu füllen. Bahadung schien in Menschenschlächterei, Sklavenhandel und Sklavenjagd seinem verstorbenen Vater den Rang ablaufen zu wollen.

Aus der Geschichte Dahome's führen wir nur an, daß Tahkudunu, zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Stifter des Reiches war. Zu Anfang des 18. dehnte sich die Herrschaft bis an die Küste aus, indem das Königreich Weida unterworfen wurde. Die Hauptstadt desselben wurde fortan der Hafenplatz und Hauptsitz des Sklavenhandels. Bis in die neuste Zeit ist die Dynastie des Gründers auf dem Throne von Dahome geblieben.

Im Osten und Nordosten von Dahome lag zu Anfang unsres Jahrhunderts ein anderes großes Reich, das jedoch ganz verschieden von jenem nicht im Kriege, sondern in den Werken des Friedens seine Kraft bewährte: **Yoruba.**[1]) Es umfaßte wie Asante und Dahome eine Gruppe mit einander verwandter Völkerstämme, die mit dialektischen Abweichungen eine und dieselbe Sprache reden. Ein zutreffender Name für diese Gruppe, wie wir einen solchen bei den Tschi-Stämmen der Goldküste fanden, haben wir hier nicht. Da wir aber die ganze Gruppe so wenig mit dem Namen Yoruba bezeichnen können, wie alle Deutsche mit dem Namen Schwaben, so bleiben wir bei dem allerdings etwas gesuchten und darum angefochtenen Namen: Aku-Stämme. Aku ist nämlich das Wort der Begrüßung, das bei allen gleichermaßen üblich ist.[2]) Schon im vorigen Jahrhunderte bestand ein bedeutendes, die meisten jener Stämme umfassendes Reich, Eyo und Eyeo genannt, dem damals sogar Dahome tributpflichtig war und das wahrscheinlich identisch ist mit dem Reiche Yoruba zu Anfang unsres Jahrhunderts. Es erstreckte sich im Osten bis an den Niger. Vom Meere war es nur durch die Popo's, einem mit dem Dahomern nahe verwandten Küstenvolk, geschieden. Wie schon gesagt, herrschte hier ein Frieden und Wohlstand, wie fast bei keinem andern Volke Westafrika's. Noch 1825, als Clapperton durch das Land reiste, traf er zahlreiche und große Städte von 60—70000 Einwohnern. Dörfer von 3—4000 Seelen waren über die ganze Gegend verbreitet, während tausende von fleißigen Bauern das ganze Jahr hindurch auf ihren abgesonderten Höfen und Pflan-

---

[1]) Tucker, Abbeokuta or Sunrise within the Tropics. Deutsch von W. Hoffmann, Berlin 1859. Vergl. Basler Missions-Magazin 1858, S. 49 ff.

[2]) Die „Guten Morgen-Völker" würde ja zur Noth auch die germanischen Völker bezeichnen können. Die 12 Akustämme heißen nach Kölle: Ota, Egba, Yoruba, Ibschessa, Yagba, Eki, Dschumu, Oworo, Dschebu, Ife, Ondo, Dschetiri.

zungen lebten. Der Boden war von üppiger Ergiebigkeit, das Klima gesund, das Volk im Gegensatz zu den meisten andern Negern fleißig; auch wird dasselbe als treu und ehrlich, fleißig und wohlwollend geschildert. Es lebte einfach, aber bei einem gewissen Wohlstande behaglich. Der König residirte in Oyo (Aya). Vielleicht war es aber nur eine Oberhoheit, die er über die andern Stämme hatte, denn dann und wann kam es zwischen den letzteren wohl zum Streit und Krieg, doch ohne daß dadurch der Bestand des ganzen Reiches ernstlich gefährdet worden wäre.

Bald nach dem genannten Zeitpunkte aber sollte alles anders werden. — Nördlich vom Niger nämlich waren die mächtigen Reiche der muhamedanischen Fellata's (Fulah's) entstanden, die mit Feuer und Schwert die heidnischen Völker auszurotten suchten, seitdem sie aus dem ruhigen Nomadenvolk, als das wir diese Nation bereits oben (S. 40) kennen lernten, zu einem kriegerischen Volk in festen Städten geworden. Einer der Yoruba-Häuptlinge nun, der von Illorin, angestachelt vom Ehrgeiz, rief einen jener muhamedanischen Helden herbei, um mit ihm die Herrschaft zu theilen, und durch ihn groß zu werden. Damit war der kriegerischen Proselytenmacherei des Islam auch hier die Thür aufgethan. Wie ein breiter Strom ergossen sich die fanatischen Horden über das blühende Land. Die großen Städte, obwohl mit doppelter oder dreifacher Palisadenreihe nebst Graben geschützt, wurden unter furchtbarer Metzelei zerstört und Schaaren von jungen Leuten nach den Sklavenfaktoreien an die Küste transportirt. Schon als Richard Lander 1830 durch diese Gegend reiste, fand er das Land verheert und verwüstet. Oyo war zerstört. Dem Könige von Yoruba, der weiter südlich zu Ago Odscha seinen Aufenthalt genommen hatte, war nur ein kleines Gebiet geblieben; die übrigen Stämme, die bei ihm keinen Schutz gegen die Fellata's fanden, hatten sich von ihm losgesagt. Die letzteren aber hatten zu Illorin ein Reich aufgerichtet, von wo aus sie immer wieder ihre Verheerungszüge und Sklavenjagden unternahmen. Große Landstrecken waren entvölkert, das Land blieb unbebaut. Wo einst wogende Kornfelder und üppige Bananengärten das Auge erfreuten, da stand der schnell aufgeschossene Buschwald mit seinem undurchdringlichen Dickicht. Hie und da zeigten breite Lehmhaufen, überwuchert von der Canna indica, die Stätte an, wo einst die volkreichen Städte mit ihrem regen Treiben lagen. An die Stelle der munteren Stimmen menschlicher Geschäftigkeit war das Gekreisch der Affen und Papageien und andrer Thiere des Waldes getreten.

Doch nach Gottes Rathschluß sollte dies Volk noch nicht von der Erde verschwinden; es sollte für die Heilsbotschaft des Evangeliums erhalten bleiben. Unter dem weit und breit waltenden Schrecken hatten sich manche Flüchtige in sicheren Schlupfwinkeln zu retten gesucht. Eine dieser Stätten sollte eine große Bedeutung erlangen. Etwa 10 deutsche Meilen von der Seeküste, an dem linken Ufer des Ogun-Flusses, der sich Lagos gegenüber in die Lagune ergießt, liegt ein mächtiger ungestalter Porphyr-Felsen, der mit seinen umgebenden Erdhügeln gegenüber ein paar andern sich ziemlich plötzlich aus der Ebene

erhebt. Olumo wird er genannt. An demselben findet sich zwischen Felsblöcken eine Höhle, die sonst, solange in der Umgegend noch Plantagen zu plündern waren, allerlei Diebsgesindel zum Aufenthalt gedient hatte, nun aber von armen Entkommenen, die nichts als das nackte Leben gerettet hatten, als Zufluchtsort ausersehen ward. Ihre Zahl mehrte sich; doch entblößt von allen Hülfsmitteln wohnten sie dort unter unbeschreiblichen Entbehrungen und Mühsalen beisammen. Oft kehrte bitterer Hunger bei ihnen ein, und die Noth trieb sie wohl, sich von den Wurzeln und Blättern des wilden Pfefferstrauchs zu nähren. Nur dann und wann gelang es, ein Stück Wild zu erhaschen. Endlich wagten es etliche der Keckeren, den Fluß zu überschreiten, der zu ihren Füßen dahin wogte, um in einem der weitabliegenden Dörfer ein wenig Saatkorn zu erbetteln; und nun begann der Anbau des fruchtbaren Bodens, der zwischen ihren Felsen lag.

Inzwischen aber gingen rechts und links die blutigen Züge der Fellata's weiter. Da fand sich denn bald von dieser bald von jener zerstörten Stadt ein Häuflein ein, das sich unter den Felsenhügeln mit ansiedelte, doch jedes für sich, ohne sich mit den übrigen zu einem Gemeinwesen zu verschmelzen, wie es überhaupt unter ähnlichen Verhältnissen die Art der Neger ist[1]). Bald waren eine ganze Reihe kleiner Staaten mit ihren eignen Ordnungen und Gesetzen, ihren Häuptlingen, Richtern und Kriegshauptleuten dicht neben einander entstanden. Jede dieser Niederlassungen aber erhielt den Namen der zerstörten Mutterstadt, aus der die Kolonisten stammten. Dem Ganzen aber gaben sie mit Bezug auf den Felsen Olumo den Namen: Abeokuta d. h. „Unterm Stein".

Immer noch kam frischer Zuwachs. Zuletzt hatten die Reste von nicht weniger als 130 Städten dort ihre Zuflucht gefunden;[2]) wohl zu merken, sämmtlich dem Egba-Stamm der Aku-Nation angehörend. Es ist daher verwirrend, wenn, wie dies noch öfters geschieht, Abeokuta eine Yoruba-Stadt genannt wird. Mochten früher die dort durch die Reste ihrer Bevölkerung vertretenen Städte auch zum alten Yoruba-Reiche gehört haben; unter der Herrschaft des Königs von Ago Odscha hat Abeokuta nie gestanden, noch scheint er je Ansprüche darauf erhoben zu haben. Egba's und Yoruba's treten vielmehr seit dem Erstarken der neuen Stadt als selbstständige Völker und oft in kriegerischen Fehden einander gegenüber.

Doch Abeokuta hätte nie nachhaltig erstarken können, wenn die neben einander wohnenden kleinen Gemeinwesen nicht zu irgend einem politischen Ganzen zusammengefaßt worden wären. Dies geschah ums Jahr 1829 durch Schödeke, dem Häuptlinge von Ake, einer jener besonderen Gemeinden. Er war ein ausgezeichneter Mann, der seine Ueberlegenheit über die übrigen Häuptlinge nicht in blinder Selbstsucht, sondern zum Wohle des Ganzen gebrauchte, ohne das auch die einzelnen

---

[1]) Man vergleiche Sierra Leone.

[2]) Als die hauptsächlichsten merke man von Norden nach Süden am linken Ufer des Ogun, zum Theil aber östlich neben einander liegend: Ikidscha, Kesi, Illugun, Ireku, Emere, Ake, Bagura, Kemta, Idscheun, Aba, Owu, Igbore, Igbein.

Theile wie er wohl einsah, nicht gedeihen konnten. Er brachte es dahin, daß alle Angelegenheiten von allgemeinem Interesse in öffentlichen Rathsversammlungen entschieden werden sollten, zu denen einerseits die sämmtlichen Ologuns (d. i. Civilhäuptlinge), andrerseits die sämmtlichen Baloguns (d. i. Militärhäuptlinge) zusammentreten sollten. Dieser doppelte Generalrath versammelt sich immer in Ake, auch jetzt noch zum Andenken an Schobeke, obgleich dieser gestorben und der Vorsitz auf den Häuptling eines andern Stadttheils übergegangen ist. So waren denn die kleinen Eifersüchteleien, die mit dem sich hebenden Wohlstande sich regten, in ihren gefährlichen Folgen glücklich beseitigt und die wie ein buntes Mosaik aus mancherlei Steinen zusammengesetzte Stadt hatte einen festen Zusammenhalt gewonnen, mit dem sie bald zu einer außerordentlichen Blüte kam. Etwa 30 Jahre nach ihren ärmlichen Anfängen zählte sie schon 80—100000 Einwohner und war stark genug, wie wir sehen werden, dem gefürchteten König von Dahome und seinem wilden Weiberheere empfindliche Niederlagen beizubringen. — Der Missionsfreund aber wird in der Geschichte von Abeokuta eine höhere Führung erkennen. Die so wunderbar entstandene Stadt hatte der himmlische Gärtner recht als ein Saatbeet vorbereitet, in das er den edlen Samen des Evangeliums zum Heile der Åkuvölker wollte aussäen lassen.

Dies sollte von Sierra Leone aus geschehen. Dort hatten sich die Åkuleute durch Fleiß und Betriebsamkeit vor andern ausgezeichnet und es bald zu beträchtlichem Wohlstande gebracht. Ein unternehmender Mann von ihnen dachte aber noch weiter. Er brachte eine Handelsgesellschaft zusammen, kaufte von der Regierung eines der weggenommen Sklavenschiffe, mit dem er nach Badägry segelte, dem nächsten größeren Handelsplatz östlich von Lagos, von wo aus er selbst (?) und unzählige seiner Landsleute einst als Sklaven verschifft waren. Die Unternehmung gelang so vollständig, daß bald sich eine rege Handelsschiffahrt zwischen Sierra Leone und Badägry entwickelte. Da dem letzteren Ort das Gebiet des Ota-Stammes sich bis auf ein paar Stunden nähert, so erwachte in manchen der Åkuleute das Verlangen, auf diesem Wege in die alte Heimat zurückzukehren. Es war dies aber zunächst keineswegs bei den Bekehrten, sondern vielmehr bei denen der Fall, die sich zum Christenthum abweisend stellten und denen die christliche Ordnung in Sierra Leone lästig war.

So kam es, daß zwischen 1839 und 42 nicht weniger als 500 Åkuleute die Kolonie verließen, um in ihre Heimat zu wandern. Schon in Badägry trafen sie eine kleine Kolonie von Landsleuten, sowie auch einer der dortigen Häuptlinge, Wawu,[1]) sie freundlich aufnahm, während ein Theil der Auswandrer, der den kürzeren Weg über Lagos wählte, dort von den habgierigen Popo's ausgeplündert wurde und nur mit dem Leben davon zu kommen froh sein mußte. Der erste Anblick ihres „Mutterlandes" war für die Heimkehrenden wenig erfreulich. Mehr als 20 Stätten verwüsteter Städte hattten sie auf dem Wege nach Abeo-

[1]) Andre Schreibart Worru oder Wuraru.

kuta zu überschreiten. Desto größer aber war die Freude, als sie sich dieser in weitem Umkreise von Feldern und Plantagen umgebenen Stadt näherten. Mit Staunen wurden die Ankömmlinge empfangen und bald erfolgte manche rührende Scene des Wiedererkennens.

Die Auswanderer waren wie gesagt keineswegs von Missionsinteresse geleitet. Doch waren unter ihnen manche Getaufte. Als sie das Götzenwesen, das in Abeokuta ebenso wie Handel und Wandel in Blüte stand, ansahen, kamen ihnen doch allerlei Gedanken darüber, daß das Christenthum etwas besseres sei, und sie sandten Botschaft nach Sierra Leone mit der Bitte um einen Lehrer.

Diese Bitte war schon von Badägry aus 1841 an den Methodisten-Missionar Dove in Sierra Leone gerichtet worden, der sie mit wärmsten Empfehlungen weiter an die Missionsgesellschaft beförderte. Zur Bekräftigung sandte er einen rührenden Brief von einem Neger mit. Infolge davon wurde Freeman beauftragt eine Untersuchungsreise zu unternehmen und kam im folgenden Jahre nach Badägry, baute daselbst eine leichte Bambu-Kapelle, richtete Schule und Gottesdienst ein und übergab die weitere Arbeit dem bereits oben erwähnten[1]) eingebornen Missionar de Graft. Er selbst aber, da er hörte, daß die meisten Einwanderer nach Abeokuta weiter gezogen waren, folgte ihnen dahin. Er war nicht wenig überrascht, dort im Innern die große Stadt zu finden, von der die Europäer fast noch keine Kunde erhalten. Der Empfang, den er dort fand, war über alle Erwartung freundlich. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm eine Anzahl Reiter entgegen, die ihm das Ehrengeleit gaben. Darunter waren mehrere Christen aus Sierra Leone. Ihre Gesichter leuchteten vor Freude. „Wir haben es dem Könige gesagt", riefen sie, „daß das englische Volk uns lieb hat, und gewiß auch hieher Missionare senden werde, aber er wollte es nicht glauben. Nun ist's doch geschehen." Aku, Aku, tönte es von alle Seiten als freudiger Willkommenruf. Auch Schödeke nahm den Missionar freundlich auf, gestattete ihm öffentlich zu predigen und eine Schule einzurichten. Damit fing die **Methodistenmission** in Abeokuta an, die wahrscheinlich in die Hände eines der Bekehrten von den Sierra Leone-Leuten gelegt wurde. Freeman aber kehrte schon nach 9 Tagen zurück unter den Wünschen, er möge bald wieder kommen.

Von Badägry aus, wo de Graft Schule und Gottesdienst hielt, machte er dann im folgenden Jahre auch eine Reise nach Kana[2]) zum Könige von Dahome, der nicht nur die Mission in Badägry, sondern auch in Weida eine solche gestattete. Bald aber erhoben sich von Seiten der Sklavenhändler zu Porto Novo und Lagos ernstliche Verfolgungen gegen die junge Mission in Badägry. Angriffe wurden gemacht, Brandstiftungen versucht, selbst das Leben des Missionars Annear daselbst bedroht, bis endlich die Portugiesen Lagos räumen mußten und die Aufregung sich legte. Ein Gemeinlein sammelte sich in Badägry und die Schule nahm ihren Fortgang, wenn auch Annear wegen Krankheit

[1]) cf. oben S. 114.
[2]) cf. Hoffmann, Missionsstunden I. S. 149 ff.

heimkehren mußte. Einer seiner Nachfolger, Thomas, der im September 1848 auch Abeokuta wieder besuchte, konnte dort 30 Taufbewerber aufnehmen und mit 20 schon älteren Gemeindegliedern das Abendmahl feiern. Bald darnach aber brachen wieder heftige Kriegsunruhen um Badägry aus, und die dortige Mission blieb eine Zeit lang fast unbesetzt, bis endlich 1853 nach der Zerstörung des größten Theils der Stadt durch englische Kriegsschiffe Lagos der Hauptort des Verkehrs auf dieser Küste wurde. Von nun an ward diese Stadt die Hauptstation der Methodisten auf der Sklavenküste. Freemann aber, der nach abermaligen Unterhandlungen mit dem König von Dahome im Jahre 1854 Abeokuta nochmals besuchte, und in Lagos einer dort gehaltenen Missionsversammlung, an der auch der wohlgesinnte Häuptling des Orts sich betheiligte, beiwohnte, konnte noch Mitte 1855 die freundlichen Gesinnungen des Königs von Dahome und den Schutz, welchen er der nun auch auf Weida ausgedehnten Methodistenmission angedeihen ließ, rühmen.[1]) Ungleich bedeutendere Erfolge aber, als die Wesleyaner, errang

die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft.

Auch an ihre Missionare in Sierra Leone war von Abeokuta aus die Bitte um Lehrer ergangen. Zu gleicher Zeit aber erwachte dort bei den christlich gesinnten Gemeindegliedern aus dem Egba-Stamme ein heißes Verlangen, ihrem Vaterlande die Schätze des Evangeliums zugeführt zu sehen. Ein mächtiger Missionsdrang ging durch die Kolonie; und als die Nachricht kam, daß die Gesellschaft den Missionar Townsend auf eine Untersuchungsreise nach Abeokuta senden wolle, entstand ein großer Jubel. Er sollte einige bewährte Christen als Dolmetscher mitnehmen. Zu der Ausrüstung für die Reise wollte jeder gern etwas beitragen. Drei Neger, die mit ihren Ersparnissen eben ein kleines Handelsschiff angekauft hatten, das seine erste Fahrt nach Badägry machen sollte, gewährten dem Missionar freie Ueberfahrt.

Unter dem hundertstimmigen Rufe: „Gott geleite Euch, Gott segne Euch!" ging's am 14. November 1842 unter Segel. Unter den Egba's, die Townsend begleiteten, sind besonders Andreas Wilhelm und John Mac Cormack zu nennen. Kurz vor dem Weihnachtsfeste traf er in Badägry ein, wohin Freeman eben von Abeokuta zurückgekehrt war. Ermuthigend war schon der Empfang dort; noch mehr der zu Abeokuta. Unter unendlichem Jubel zog auch Townsend in diese Stadt ein. Der König Schödeke empfing ihn inmitten seiner Frauen und Häuptlinge, gab ihm sogleich Geschenke, ließ ihm ein Haus anweisen und Lebensmittel bringen. Der Missionar gab dem König gleichfalls ein Geschenk und machte ihn mit der Absicht seines Kommens bekannt, worauf dieser erklärte, die Weißen sollten willkommen sein. Den Dank für sein freundliches Benehmen gegen die aus Sierra Leone zurückgekehrten christlichen Neger nahm er sehr wohlwollend an

[1]) Vergl. oben die Fußnote auf S. 144.

und dankte seinerseits in einem Briefe dem Statthalter für die seinen Landeskindern dort erwiesenen Wohlthaten, verhieß auch, den Sklavenhandel aus seinem Gebiete sogleich auszurotten, wenn weiße Missionare zahlreich zu ihm kämen, denen er so viel Kinder in Unterricht geben wolle, daß sie gar nicht damit fertig werden sollten, auch sofort einen Platz zum Schulhause anbot.

Während des kurzen Aufenthalts in Abeokuta gab es manche rührende Scene. Wilhelm fand mehrere Glieder seiner Familie. Mac Cormack ging eines Tages auf den Markt, um Einkäufe zu machen. In den Zügen der Frau aber, mit der er handelte, schien ihm so etwas Bekanntes zu liegen, daß er nicht umhin konnte, sie mit dem Namen seiner Schwester anzureden; und siehe da, mit freudigem Staunen hatten sich Geschwister wiedergefunden. — Ein andrer Neger, der als Knecht Townsends die Reise mitgemacht hatte, stürzte eines Abends mit strahlendem Gesichte zu seinem Herrn ins Haus und rief: „Meister, Meister, ich habe mein Weib wiedergefunden."

Townsends Bericht an die Missionsgesellschaft war so günstig, daß dieselbe alsbald eine Mission in Abeokuta zu gründen beschloß. Noch im Jahre 1843 wurde Andreas Wilhelm als Katechet mit einer Anzahl Auswanderer dorthin gesandt. Townsend aber, der bis dahin selber nur Katechet war, sollte in England zuvor die Ordination empfangen. Erst Anfangs 1845 konnte er, begleitet von dem deutschen Missionar Gollmer[1]) und dem schwarzen Crowther, welch letzterer bereits als ordinirter Prediger in Sierra Leone thätig gewesen war, die Reise nach dem Egba-Lande antreten. Alle drei waren verheirathet, und so zogen die ersten weißen Frauen mit nach Abeokuta. Besonders bedeutsam war es, daß einer jener drei Sendboten das Evangelium sofort in der Landessprache, die seine Muttersprache war, verkündigen konnte.

In Badägry wurden die Ankommenden freundlich vom Methodistenmissionar Annear empfangen, aber auch mit der traurigen Kunde überrascht, daß Schödeke, von dessen Wohlwollen man soviel für das Gelingen des Unternehmens hoffte, gestorben sei. Es war dies ein harter Schlag. Dazu kam noch, daß die Straße von Badägry durch einen Krieg der Egba's gegen die Otta's gesperrt, oder wenigstens nur mit großer Gefahr zu betreten war. Nach genauerer Untersuchung fand sich die Sachlage der Art, daß die Missionare samt den 60 Christen, die aus Sierra Leone mit ihnen gekommen waren, fürs erste bleiben und ruhig das Ende jenes Krieges abwarten mußten.

Dadurch wurde die Gründung der englisch-kirchlichen Missionsstation zu Badägry veranlaßt.[2]) Die Lage der Missionare in jenem

[1]) Ein Würtemberger, Basler Missionszögling, der schon in Sierra Leone im Dienste der Evangelisch-kirchlichen Mission gearbeitet hatte.

[2]) Die Stadt liegt an dem nördlichen Ufer der hier nur schmalen Lagune, die von den Eingebornen der Fluß Ossa genannt wird, hat enge, unregelmäßige Straßen und niedrige von Bambu gebaute und mit Blättern gedeckte Häuser. Sie ist ursprünglich aus einer Anzahl Sklavenfaktoreien entstanden, die verschiedenen Nationen angehörten und um deren jede sich ein Haufe Eingeborner ansiedelte. Daher gibt es 10 Häuptlinge, die je einen Stadttheil unter sich haben. Die meisten der 6000 Einwohner gehören dem Popo-Volke an, doch leben auch viele von Akustämmen hier.

Stapelplatz des Sklavenhandels war keineswegs beneidenswerth. Die anfängliche Freundlichkeit der Leute verwandelte sich bald in Ueberdruß und Argwohn. Vor allem aber hatten sie von der Habsucht der Einwohner und der Bettelei der Häuptlinge zu leiden. Dazu kam ein Zwist zwischen zweien der letzteren, der zu blutigem Kampfe in der Stadt selbst führte. Endlich mußte auch der Missionar Gollmer ein schweres Opfer bringen, da seine Gattin schon nach drei Monaten dem Klimafieber erlag. Doch die treuen Missionare ließen sich nicht entmuthigen. Townsend arbeitete aufs emsigste daran, die Akusprache mit ihren schwierigen Lauten und Betonungen sich anzueignen. Crowther arbeitete ein Wörterbuch aus und fing an, Theile der Heiligen Schrift in seine Muttersprache zu übersetzen. Gollmer aber entschloß sich, auch wenn die übrigen weiter ziehen könnten, in Badägry zurückzubleiben und zu missioniren, da diese Station auch der zukünftigen Mission in Abeokuta als Mittelglied zu dienen geeignet war. Mit Hülfe eines Katecheten predigte er hie und da auf den Straßen, unter den Schattenbäumen. Dann ward eine einfache Kirche eingerichtet, in der sich die Sierra Leone-Christen zu regelmäßigen Gottesdiensten versammelten. Auch nachdem die Wartezeit vorübergegangen und die andern Missionare mit der sie begleitenden Schaar nach Abeokuta weiter gezogen waren, bildeten die christlichen der in Badägry angesiedelten Äku-Leute den Kern einer Gemeinde, mit dem die Missionare zunächst beschäftigt waren. Die übrige Bevölkerung (besonders Popo's) bot keinen günstigen Boden für ihre Arbeiten. Dennoch wurde die Station von der Gesellschaft gehalten. 1846 trat Missionar Smith an Gollmers Seite, und besorgte auch später während einer Erholungsreise des letzteren nach Europa die Station. Die Gemeinde hielt in dieser Zeit fest zusammen, die Heiden hörten zum Theil willig, zum Theil aber, durch ihren Zusammenhang mit dem Sklavenhandel innerlich gebunden, sehr ungern das Wort Gottes; die Häuptlinge, allmählich an die Mission gewöhnt, waren mehr Bettler als Freunde; der Missionar machte Ausflüge in die benachbarten Städte und Landschaften, und fand überall die Herrschaft des abscheulichen Götzendienstes, des Menschenmordes und Sklavenraubes, ein Leben der Furcht und Angst, des Leichtsinns und der Fleischeslust. Als Gollmer später wieder eintrat, verlor er auch seine zweite Gattin durch das Klimafieber. Smith mußte zur Verstärkung nach Abeokuta, so daß jener auf seinem heißen Arbeitsfelde recht verlassen dastand, wo er bald über Verschlimmerung seiner Lage zu klagen hatte und selbst gröblichen Beleidigungen ausgesetzt war. Dazu kam, daß die von Sierra Leone Eingewanderten im Oktober 1850 durch die beständigen Bedrückungen und Quälereien der Popo's dahin gebracht wurden, zu den Waffen zu greifen, und schon damals ein blutiger Zusammenstoß nur durch den Kommodore eines englischen Kriegsschiffes, der Gollmer zu Hülfe kam, verhindert wurde. Als nun aber Akitoje, der durch seinen Neffen Kosoko, einen Verbündeten der Sklavenhändler, vertriebene Häuptling von Lagos, der zu Badägry sich aufhielt, nebst dem Häuptling Mawu einer angestrebten Wiederherstellung der schon seit einigen Jahren unterbrochenen Verbindung zwischen Lagos und

Badagry sich widersetzte, die von Porto Novo und Lagos dagegen, auf das im Hintergrunde stehende Dahome gestützt, alles aufboten, um jene Verbindung durchzusetzen und damit die ungehemmte Betreibung des Sklavenhandels wieder zu ermöglichen, brachen neue heftige und gefahrdrohende Streitigkeiten aus, in welchen die Missionare nur durch die Kanonen der vor der Stadt liegenden britischen Kriegsschiffe sicher waren, und der Ausbruch neuer blutiger Feindseligkeiten nur durch Gollmers unablässige Bemühungen verhindert ward. Endlich begab sich Akitoje, dem Kosoko nach dem Leben trachtete, an Bord eines englischen Kriegsschiffes; die Engländer bombardirten Lagos, setzten den rechtmäßigen König Akitoje wieder ein, verschlossen die Häfen an der Sklavenküste durch ihre Wachtschiffe und bahnten so, indem sie dem Sklavenhandel einen bedeutenden Schlag versetzten, dem Evangelium daselbst den Weg. Ehe wir nun aber den Gang der Mission an der Küste weiter verfolgen, müssen wir erst die Entwicklung derselben in Abeokuta nachholen.

Der versperrte Weg war denn doch endlich den Missionaren geöffnet worden und zwar von einer Seite, von der es niemand erwartet hätte. Der Sklavenhändler Domingo zu Porto Novo nämlich verspürte, daß sein Geschäft durch den erwähnten Krieg geschädigt wurde und führte durch seinen Einfluß den Frieden zwischen den Kämpfenden herbei. Gegen die Missionare freilich wollte er in Abeokuta Vorurtheile ausstreuen. Die Häuptlinge antworteten aber seinem Boten: „Wir wissen sehr wohl, wer unsre besten Freunde sind, ob diejenigen, die unsre Söhne und Töchter aus der Sklaverei retten und uns zusenden, oder die, welche sie in ewige Knechtschaft und ins Elend führen. Die Engländer sind unsre Freunde. Die weißen Lehrer sollen kommen.“ Diese Botschaft ließen sie auch nach Badagry den wartenden Missionaren sagen, die nun endlich aufbrechen konnten.

Es war im Juli 1846, als Townsend und Crowther nach Abeokuta sich begaben, wo sie von dem Oberhäuptling Sagbua und den übrigen Häuptlingen aufs freundlichste aufgenommen wurden, und Crowther bald hernach die Freude hatte, nach einer Trennung von 25 Jahren seine alte betagte Mutter wiederzufinden.[1]) — Zu Ake, dem königlichen Stadttheile, wurde ein Stück Landes, drei Morgen groß, für die Mission angewiesen, und die Missionare machten sich ans Bauen. Zuerst fürchteten sie, es würde wie bei den Negern überhaupt schwer halten Arbeiter zu bekommen. Aber kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, als Frauen kamen, um den nöthigen Lehm aus der Grube zu werfen. Man gab jeder etwa 30 Pfennige Tagelohn; da ihrer aber mehr als nöthig gekommen waren, wurde der Lohn auf 20 Pf. heruntergesetzt. Aber am zweiten Tage kamen ihrer 3—400 und als

[1]) Wir müssen es uns versagen, die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes voll wunderbarer Führung hier ausführlich zu erzählen. Er war als 12jähriger Knabe mit dem Namen Adschai bei Zerstörung der Stadt Oschogun geraubt, verkauft und mit einer Fracht Sklaven durch die englischen Kreuzer befreit worden. Wie er in Sierra Leone nach seiner Bekehrung ausgebildet wurde, ist oben erwähnt.

der Lohn abermals herabgesetzt ward, kamen noch mehr. Zuletzt mußten sie sich an die Häuptlinge wenden, um die große Schaar zu verkleinern. Die letzteren verwunderten sich selbst über diesen Eifer der Frauen und meinten, die weißen Männer müßten's ihnen wohl mit einem Zauber angethan haben. — Häuptlinge und Volk konnten stundenlang dem Bau zuschauen, besonders als die Thüren und Glasfenster — beide ihnen ganz etwas Neues — eingesetzt wurden. Auch die von Sierra Leone-Leuten geschnittenen Bretter und an Ort und Stelle aus einheimischem Eisen geschmiedeten Nägel erregten viel Bewunderung.

Doch auch das Missionswerk ward alsbald begonnen. Von den eingewanderten Christen aus Sierra Leone waren viele unter der heidnischen Umgebung bereits im Glauben wankend geworden; ja in Götzendienst und Vielweiberei zurückgesunken. Einige wenige waren treu geblieben und hatten einen Halt gefunden an Andreas Wilhelm, der seit 1843 in Abeokuta sich niedergelassen und auch Sonntags Gottesdienst gehalten hatte. Nun fing Crowther zunächst in einem Hofraum an zu predigen. Die Zahl der Zuhörer wuchs; auch die Häuptlinge Ogubonna und Schumoi fanden sich mit ein.

Im Jahre 1847 schritt die Mission ruhig und still vorwärts. Im März wurde neben dem Missionshause ein Kirchlein eröffnet. Die Sierra Leone-Leute waren ganz glücklich darüber; die Heiden aber sehr erstaunt, daß kein Fetisch darin sei. Doch fand sich eine Schaar von 150—200 jedesmal zur Predigt in derselben ein. Ja noch im Laufe desselben Jahres konnten auch zu Igbein, Owu, Itoku und Ikidscha kleine Versammlungshäuser errichtet werden. Besonders zeigte sich Ogubonna, der Häuptling des letztgenannten Platzes, den Missionaren freundlich. Auch schickte er einen jungen Mann aus seiner Verwandtschaft nach Sierra Leone, damit er dort das Zimmerhandwerk erlerne. — Eine Sonntagsschule umfaßte 52 erwachsene Schüler und hatte guten Fortgang. Leider war noch keine Fibel in der Akusprache vorhanden; so lernten sie nach einer englischen lesen.

Trotzdem daß das Götzenwesen eine furchtbare Macht war, zeigte es sich doch schon hie und da erschüttert. Ifa und Oro sind die beiden in Abeokuta hauptsächlich verehrten Gottheiten. Die letztere besonders, die mit Ahnenkultus zusammenhängt, hatte den größten Einfluß auf alle politischen Angelegenheiten. Kein Weib durfte bei Todesstrafe irgend etwas von den Geheimnissen dieses Aberglaubens erfahren. Bei dem Ton eines schnell durch die Luft geschwungenen Stabes, der für die Stimme der Ahnen galt, mußten sich alle weiblichen Wesen in dem verborgensten Winkel verstecken, und dort solange verharren, als Oro in der Stadt anwesend war. Bei wichtigen Veranlassungen berief Oro eine Volksversammlung, in der er Gesetze ertheilte. Seitdem die Missionare den Feiertag in Abeokuta eingeführt, richtete sich auch Oro nach diesem Tage. Ja in einer jener Versammlungen erließ er ein Gesetz gegen den Menschenraub, der fortan mit Todesstrafe belegt werden sollte.

Am Ende des genannten Jahres konnten 32 von den Sierra Leone-Leuten zum heiligen Abendmahle zugelassen werden; auch waren

46 Taufkandidaten in Unterricht, von denen 40 Eingeborne. Unter denselben war auch Afala, die alte Mutter Crowthers. Im Jahre 1848 am 5. Februar konnte sie mit 4 andern als Erstlinge des Egba-Volkes die heilige Taufe empfangen. Die ergreifende Feier, bei der zugleich ein paar kleine Enkel der Afala getauft wurden, machte großen Eindruck.

Wenige Wochen nach derselben mußte Townsend und Frau wegen angegriffener Gesundheit Abeokuta verlassen. Bei dieser Gelegenheit nahm er folgenden Brief an die Königin Victoria mit, den ihm Sagbua in einer öffentlichen Versammlung diktirt hatte:

„Die Worte, welche Sagbua und andere Häuptlinge an die Königin von England senden! Möge Gott die Königin immerdar am Leben erhalten. Schodeke, der vorher mit der Königin in Verbindung trat, ist nicht mehr da. Es wird 4 bis 5 Jahre währen, ehe ein anderer sein Amt bekommt. Wir haben Eure Knechte, die Missionare, gesehen, die Ihr in dieses Land gesendet habt. Was sie gethan haben, ist uns angenehm. Sie haben ein Haus Gottes gebaut. Sie haben das Volk und auch unsere Kinder das Wort Gottes gelehrt. Wir fangen an, sie zu verstehen. Es gibt eine Sache von großer Wichtigkeit, die uns beunruhigt; was müssen wir thun, um sie zu entfernen? Wir wissen nicht, was die Leute von Lagos und andere Leute an der Küste treiben. Es gefällt ihnen nicht, daß Ihr unsere Landsleute von der Sklaverei befreien wollt. Sie möchten gerne den Weg sperren, daß wir gar keinen Verkehr mit Euch haben könnten. Was sollen wir thun, daß der Weg offen bleibe und wir vom Ossa-Flusse bis in den Ogun-Fluß schiffen können? Die Gesetze, die Ihr in Eurem Lande habt, wir möchten gern in ihren Fußtapfen gehen und daß der Sklavenhandel abgeschafft werde. Wir wünschen, daß es so sei; die Lagos-Leute wollen das nicht erlauben; sie helfen den Sklavenhändlern. Wir möchten gern, daß rechtschaffene Kaufleute mit uns handeln. Wir sollten auch Leute haben, die unsere Kinder Handwerke und Ackerbau lehren und wie man die Sachen macht, wie Tabak, Rum und Zucker. Wenn so ein Lehrer zu uns käme, so laßt es nicht wissen, weil die Lagos-Leute und andere an der Küste keine Freude an der Freundschaft haben, die Ihr uns beweist. Wir danken der Königin von England für das Gute, das sie uns gethan hat, indem sie unser Volk von der Sklaverei befreite. Wegen der Straße, daß sie nicht gesperrt werde, haben wir noch viel miteinander zu reden.

Die auf diesen mit einem Stück afrikanischen Zeuges als Geschenk überreichten Brief durch den Präsidenten der Kirchlichen Missions-Gesellschaft im Auftrag der Königin erfolgende Antwort, welche nicht blos Sicherung des freien Handels mit der Küste in Aussicht stellte, sondern auch darauf hinwies, daß England vornehmlich durch das Evangelium groß und glücklich geworden sei, wurde im folgenden Jahre mit dem neu hinausgehenden Missionar David Hinderer nach Abeokuta gebracht, den Häuptlingen vorgelesen und mit dem Gegengeschenk von 2 in rothen Saffian gebundenen Bibeln (einer englischen und einer arabischen) und einer stählernen Kornmühle feierlich übergeben, was auf Ogubonna solchen Eindruck machte, daß er 14 Tage darauf Missionar Crowther besuchte, und ihm seine Ueberzeugung aussprach, daß in 6 Jahren ganz Abeokuta christlich sein werde.

Doch noch ehe Townsend von Abeokuta abreiste, war daselbst der Missionar Johann Christian Müller, ein Würtemberger, ein-

getroffen[1]), der den Ake-Distrikt übernahm, während Crowther den von Igbein verwaltete. Mit besonderem Eifer und Geschick an alles, was er auf den Straßen und Märkten der Stadt sah, anknüpfend, predigte jener durch Dolmetscher, und bald hatte er die Aufmerksamkeit und Zuneigung der Bevölkerung gewonnen, wenn auch hie und da ein Fetisch-Priester (Babbalawo) oder einer von den Muhamedanern[2]) ihn grob anredete oder zu verspotten suchte. Es kamen Fälle vor, wo Zuhörer durch seine Predigt außerordentlich ergriffen wurden und z. B. ihre Fetische sofort wegwarfen, oder offen bekannten, daß das ganze Götzenwesen Unsinn sei. Die Gottesdienste waren immer zahlreich besucht, trotzdem daß die Neuheit der Predigt vorbei war; es schien wirkliches Interesse die Zuhörer zu ziehen.

Anderthalb Jahre hatte Müller seine Arbeit fortgesetzt. Die Zahl der Taufbewerber war von den 30, die ihm übergeben waren, auf 139 gestiegen. Mehr als 30 hatte er taufen dürfen. Unter jenen war einer der Kriegshäuptlinge (Baloguns) der, unzufrieden mit der „Landessitte“[3]), schon daran gedacht hatte, Muhamedaner zu werden, nun aber durch die Predigt für das Evangelium gewonnen war. Manche andere hielt nur Menschenfurcht von dem entscheidenden Schritte zurück, während einer der Babbalawo's, der diesen gewagt hatte, durch die Macht und List seiner früheren Kollegen wieder ins heidnische Wesen zurückgezogen wurde.

Um jene Zeit wurde ein neues Missionshaus und Kirche zu Ikidscha im Norden gebaut. Schon war Müller von manchen Krankheits-Zufällen angegriffen, als er gegen Ende 1849 dort einziehen konnte. Sein Zustand wurde aber immer schlimmer. Jede Pause in seiner Krankheit und ihren Schmerzen benutzte er treulich zur Arbeit in Kirche und Schule, in der ihm bereits Missionar Hinderer zur Seite stand, der auch den Bruder, dessen Kräfte mehr und mehr dahin schwanden, in der letzten Zeit noch pflegen konnte. Doch am 16. Juni 1850 hauchte dieser seine treue Seele aus.

Inzwischen hatte in dem südlichen Distrikte, für den in Igbein ein neues Missionshaus und Kirche gebaut war, Crowther weiter gearbeitet. Außer der Predigt und Seelsorge war er viel mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt. Das Evangelium Lucä, die Apostelgeschichte, der Römerbrief, ein Katechismus und eine Fibel machten nun schon die Literatur der Aku-Sprache aus. Damit hatte denn auch die Schule bedeutenden Aufschwung genommen und außer der Sonntagsschule für Erwachsene hatte Crowther eine Knabenschule und seine Frau

---

[1]) Er war schon seit 1840 im Dienste der Gesellschaft, zuerst auf einer der Stationen im Mittelländischen Meere, dann in Abessinien, seit 1842 aber in Sierra Leone, wo er sich 1844 mit einer ihm nachgefolgten Landsmännin verheirathete, die aber schon, wie es scheint, wenige Wochen später starb. Auf einer Reise in die Heimat (1847) verheirathete er sich abermals, doch auch seine zweite Frau wurde ihm schnell entrissen. Sie starb in Badägry, noch ehe er sein neues Arbeitsfeld erreichte.

[2]) Es gibt in Abeokuta eine nicht geringe Zahl von Egba's, die den Islam angenommen haben. Im Stadttheile Kemta steht ihre Moschee.

[3]) Dies ist der stehende Ausdruck für das Fetischwesen.

eine Mädchenschule, in der zu großem Staunen der Eingebornen auch das Nähen gelehrt wurde, eine Kunst, mit der sich dort nur Männer abzugeben pflegten.

Im Ganzen waren in den beiden Distrikten schon 1849 mindestens 500 Zuhörer, 80 Kommunikanten und fast 200 in der Vorbereitung für die heilige Taufe. Man sprach vom Evangelio auf den Kriegszügen, in den Bauernhäusern, auf den entlegensten Märkten des Volkes. Und was für Leute unter den jungen Christen waren, davon zeugt u. a. Folgendes: Die Bewohner von Abeokuta hatten beim Besuch des Marktes in Lagos von den feindlichen Idschebba-Negern zu fürchten, die sich am Flusse in Hinterhalt legten, die Führer überfielen, die Kaufleute tödteten und ihre Waaren raubten, weshalb die Egba's in größeren Karawanen dorthin gehen mußten. Etliche der Bekehrten in Abeokuta nun kamen in großer Noth zu Crowther um Rath, weil sie entweder am Sonntag reisen, oder die Karawane verfehlen, oder den Markt in Lagos aufgeben müßten. Er sprach mit ihnen, aber ihre eigenen Gewissen hatten am Ende zu entscheiden. Sie überlegten mit einander, und faßten einmüthig den Beschluß, den Tag des Herrn zu halten, es gehe wie es wolle. Das haben sie denn unter allem Hohn und Spott der Heiden auch gethan, sind in kleineren Zügen nach der Marktstadt gereist, und Gott hat sie behütet, daß ihnen gar nichts widerfuhr, während es vorkam, daß eine große Karawane überfallen und beraubt wurde.

Seitdem nun die Christen in Abeokuta die Götzen weggeworfen hatten, warteten die Heiden von Tag zu Tage, daß sie durch den Zorn derselben sterben würden, aber während die Heiden an einer Seuche haufenweis dahingerafft wurden, starb in 3 Jahren auch nicht ein eingeborner Christ, wodurch ebenfalls manche von jenen bewogen wurden, sich der Gemeinde anzuschließen. Dagegen verbanden sich die übrigen Heiden, keinem eine Tochter zur Frau zu geben, der nicht Opfer brächte und seiner Verlobten nach der Landessitte einen Götzen kaufte. Aber die jungen ledigen Taufbewerber vereinigten sich nun, kein Mädchen zu heirathen, das nicht Christin würde, und die Eltern, Priester und Häuptlinge erstaunten nicht wenig, als die jungen Männer immer zuerst mit dieser Forderung auftraten und wenn ihr nicht genügt ward, ihre Bewerbung zurücknahmen. Auch Männer, die in Vielweiberei lebten, entließen vor der Taufe ihre Frauen freiwillig bis auf eine, was die Heiden sich nur dadurch erklären konnten, daß die Missionare den Leuten Zaubertränke eingäben, wodurch sie gegen die herrschende Sitte des Landes gewendet würden.

Doch schon lange drohte eine Reaktion des Heidenthums. Zwar war bereits am 3. Juli vom Häuptling Sagbua in Sachen einer Frau, die um ihres Christenbekenntnisses willen angefochten wurde, Gericht gehalten und bei diesem Anlaß der Grundsatz völliger Glaubensfreiheit im Bereich von Abeokuta ausgesprochen worden. Demungeachtet erhob sich im Oktober 1849 von Seiten der heidnischen Priesterschaft gegen einen Theil der gläubigen Einwohner eine grausame Verfolgung, die von dem Stadttheil Itoku ausgehend, in Igbore am hef-

tigsten wüthete. Eine ganze Anzahl Christen wurde ergriffen, geschlagen und ihre Füße schließlich in den Block gelegt, in Löchern, deren etliche 2 Fuß hoch über dem Boden waren, und in dieser qualvollen Stellung 5 Tage lang bei Tage der glühenden Sonne und des Nachts den Regengüssen ausgesetzt. Hätten sich nicht barmherzige Seelen gefunden, die ihnen diese schreckliche Lage erleichterten, so wären gewiß viele umgekommen, und in diesem Falle wären alle Gefangenen, ihrer hundert, die wesleyanischen mitbegriffen, verloren gewesen; denn da sie alle wegen ihres Kirchengehens gefangen waren, so hätten, wenn einer um dieser Ursache willen gestorben wäre, auch die andern deswegen sterben müssen. Die Weiber wurden grausam gegeißelt und gebunden, ihre Häuser geplündert, ihr Hausrath zerstört und ihre Hausthüren ausgehoben und fortgetragen. Die erste Frage an die Gefangenen war immer, ob sie nicht wieder Ifa und Orisa anbeten wollten, was sie einhellig verneinten. Zuerst wollte man sie durch Hunger nachgiebig machen, und zwei Tage lang erhielten sie keine Speise. Die armen Dulder aber sagten, ihr Heiland habe in der Wüste 40 Tage und 40 Nächte gefastet, und nun sei es sein Wille, daß sie seinem Beispiel folgen sollten. Sie trösteten einander in der Gefangenschaft und beteten für ihre Verfolger, die sie schließlich doch wieder loslassen mußten. Die nähere Untersuchung ergab, daß der erste Todesfall eines eingebornen Christen und sein Begräbniß ohne eine der für die Ogboni (Aeltesten) so einträglichen Ceremonien den ersten Anlaß zu der Verfolgung gab, wozu der Aerger der Priester über ihren hinschwindenden Einfluß und endlich die schlimme Einwirkung abtrünnig gewordener Sierra Leone-Einwanderer das Ihrige beitrugen. Vor der Hand gab nur die Beziehung zu Badägry und den englischen Kriegsschiffen der Mission Schutz, sowie die Ueberzeugung der Häuptlinge, daß die Vertreibung der Missionare und somit die Beseitigung alles englischen Schutzes für den gewaltigen Herrscher von Dahome, der sich bereits in diesem Sinne erklärt hatte, die Losung sein würde, über Abeokuta herzufallen.[1])

Trotzdem brachen Ende 1850 neue Verfolgungen in Crowthers Bezirk aus, und der bereits erwähnte Kosoko, der den Missionaren den Aufenthalt im Lande verleiden wollte, um den Sklavenhandel zu sichern und zu erhalten, brachte es durch seinen Agenten, den Häuptling Akigbogu, und durch wohlangebrachte Geschenke zuletzt dahin, daß den Christen aller Ackerbau und jeglicher Handelsverkehr verboten wurde, wenn sie nicht opferten. Manche flohen ins Missionshaus, andere nach Badägry, mehrere wurden eingekerkert; Sagbua aber nahm sich der Verfolgten an. Unter diesen Umständen kam der englische Konsul Beecroft mit dem Kommodore Forbes nach Abeokuta, sprach sich in feierlicher Rathsversammlung gegen den Sklavenhandel und für andern Verkehr, besonders stark aber gegen die Christenverfolgungen aus, meldete die bösen Absichten des Königs von Dahome und machte Vertheidigungsmittel zum Geschenk. Alles wurde freundlich und zustimmend

[1]) Zu Anfang dieses Jahres war Townsend von seinem Aufenthalt in England zurückgekehrt.

erwidert, und ein Häuptling bezeichnete die Verfolgung der Christen als schmachvoll. — So lange nun der Konsul da war, blieben die Dahomier fern; im März 1851 aber, als er wieder an der Küste war, machten sie einen wilden Angriff auf Abeokuta, vor dessen Mauern sie indeß eine gewaltige Niederlage erlitten und samt ihrem König in die Flucht geschlagen wurden. So war denn diese Stadt und damit das Evangelium im Egbalande gerettet, während die bereits erwähnte Niederlage Kosoko's in Lagos auch noch dazu diente, dem Heidenthum einen Schlag zu versetzen.

Nach dem volkreichen und wohlgebauten **Lagos**, etwa 18 Meilen östlich von Badagry, an der Küste und dem Ogun gelegen, und daher als der eigentliche Seehafen von Abeokuta und somit als die rechte Thür zu dem Innern östlich und westlich von jener großen Binnenstadt zu betrachten, ward denn auch Mitte 1852 das Hauptquartier der Mission von Badagry verlegt, und Missionar Gollmer nahm seinen ersten Aufenthalt daselbst in einer Baracke, die erst unlängst noch von den armen Opfern des Sklavenhandels angefüllt war. Der nach Kosoko's Vertreibung (1851) von den Engländern wieder eingesetzte Fürst Akitoje gab selbst ein Stück Land zum Anbau eines Missionshauses her und erlaubte die Abhaltung des christlichen Gottesdienstes in seinem eigenen Gehöfte. Leider starb er schon im September 1853, und sein ältester Sohn Dosumu ward sein Nachfolger. In demselben Jahre ward bereits im Mai zu Otta, halbwegs zwischen Lagos und Abeokuta, wo der eingeborne Katechet Morgan arbeitete, durch die von Lagos aus dort besuchenden Missionare Gollmer und Gerst der Bau eines Missionshauses und einer Kirche angeregt und von den Eingebornen mit Eifer begonnen. In Abeokuta selbst wuchs nach den Ereignissen des Jahres 1851 die Gemeinde rasch. Dazu trug auch der durch den Konsul und den Kommodore Forbes abgeschlossene Vertrag, dessen Hauptartikel Abschaffung des Sklavenhandels und der Menschenopfer, Religionsduldung und Erleichterung des Handelsverkehrs waren, viel bei. Auch die sonst so eifersüchtigen Häuptlinge wissen die Anwesenheit der Weißen in politischer und kommerzieller Beziehung wohl zu schätzen, wie das u. a. auch aus einem von 15 Häuptlingen und 555 Einwohnern der verschiedenen Stadttheile mit unterzeichneten Briefe an den Sekretär der Kirchlichen Missionsgesellschaft vom 29. Mai 1855 erhellt. So war denn eine so günstige Wendung der Sache eingetreten, daß man mit der Anlegung von Missionsstationen in andern Gebieten nicht länger warten zu müssen meinte. Ibara und Ischagga im Westen hatte Hinderer schon mit der Predigt besucht und Anklang gefunden. Bereits im Jahre 1850 ging er auch nach Oschielle und verkündete einer ackerbautreibenden Bevölkerung in dieser östlich gelegenen Gegend das Heil. Der Häuptling selbst gab ihm das Rathszimmer, schaffte die Götzen weg, ließ ihn den Altar zerstören und gab ihm unter freudiger Zustimmung der Heiden einen Platz zum Kirchenbau. Der Gottesdienst begann, Schaaren kamen, und ein Aeltester rief aus: „Haha! sie beten zu Gott für alles, für alle Leute, auch für ihre Feinde. Das haben wir nie gehört!“ Hier gründete Hinderer die erste Zweigstation von

Abeokuta. Kirche und Missionshaus wurde gebaut, Gottesdienst und Schule regelmäßig gehalten, und schon im Mai 1853 konnten 12 Erwachsene, die Erstlinge dieser Außenstation, getauft werden, deren Häuptling im folgenden Jahre einen Brief an einige Christen in England schrieb, in welchem es u. a. heißt: „Zwar werde ich von vielen meiner Landsleute gehaßt, weil sie das Wort Gottes nicht lieb haben, und ich vom Götzendienst abgefallen bin. Ich bekümmere mich aber nicht viel darum, denn ich bin deshalb doch nicht ohne Freude. Ich denke allezeit mit Freuden daran, daß Ihr mich lieb habt, ob Ihr gleich mein Angesicht noch nie gesehen habet; ferner, daß ich von den Missionaren geliebt werde, und namentlich, daß Jesus Christus selber mich liebt und für mich gestorben ist. Daran habe ich genug, und so oft es mir einfällt, ist mein Herz voll Freude."

Nach einer Besuchsreise in England, wo er (1852) auf mancher Kanzel predigte, machte Crowther Anfang 1853 auch eine Reise nach Ketu, 2 Tagereisen westlich von Abeokuta, an der Grenze von Dahome, und dort bei dem Könige eine sehr günstige Aufnahme. Derselbe bat um einen Missionar; die Anlegung einer Station aber wurde durch seinen im nächsten Jahre erfolgenden Tod vereitelt.

Während aber Chrowther noch in England war, hatte Townsend schon von Abeokuta aus die 2 Tagereisen nordöstlich liegende große Stadt Ibschaji (Ijaye) mit 40,000 Einwohnern vom Yorubastamme besucht und bei deren Häuptling Ikumi die freundlichste Aufnahme gefunden, so daß schon im März 1853 die neuerbaute Kirche daselbst durch den ersten Gottesdienst eröffnet werden konnte. Bald bildete sich hier ein Gemeinlein, das freilich bei der Größe des Ortes mancherlei Schwierigkeiten ausgesetzt war.[1]) — Auch in dem 60 englische Meilen östlich von Abeokuta liegenden Ibadan, ebenfalls der Hauptstadt eines großen Yoruba-Gebietes, konnte unter bereitwilligem Entgegenkommen der Häuptlinge 1853 eine Station begründen und von Hinderer mit seiner Frau, denen bald Missionar Kefer folgte, bezogen werden.

Freilich gab es im Sommer desselben Jahres auch wieder mancherlei Störungen in der Mission unter den Aku-Stämmen. Zunächst brach in Lagos ein Aufstand aus, und Kosoko mit einer bewaffneten Macht von 1500 Mann griff die Stadt an, wobei die Flintenkugeln bis in die Häuser der Missionare flogen und ihr Leben bedrohten, bis die Dazwischenkunft der englischen Truppen ihrer Noth ein Ende machte und Kosoko's Versuch vereitelte. Bald darnach aber hatten die Missionare von Abeokuta Gelegenheit, als Friedensstifter aufzutreten. Eine bedeutende Streitmacht der Egba's nämlich hatte ein ganzes Jahr lang die Stadt Edu (Ede?) umlagert, und beide Theile während dieser Zeit vieles zu leiden gehabt. Ein Offizier aus dem Heer und der frühere Vice-Konsul hatten vergeblich versucht, Frieden zu stiften. Endlich wurden die Missionare zur Vermittlung eingeladen, schlugen ihr Zelt zwischen dem feindlichen Heer und der Stadt auf, zum Zeichen, daß sie keiner Partei angehören, sondern nur den Frieden vermitteln

[1]) cf. Basler Heidenbote 1857, S. 43 ff.

wollten, gingen dann in die Stadt und redeten mit den Häuptlingen, darauf ins Lager und unterhandelten mit den Anführern der Egba's. Ihre Vermittlungsvorschläge wurden angenommen und der Friede sofort erklärt, worauf die Egba's ihr Lager anzündeten und heimkehrten, die Leute von Edu aber voll Dankbarkeit baten, daß ihr Ort eine Missionsstation werden möchte, und an der Stelle, wo das Zelt der Missionare gestanden, zum Andenken drei Bäume pflanzten.

Und die Aku-Mission war mittlerweile schon selbst ein Baum geworden, der von Abeokuta aus immer weiter ins Innere seine segensreichen Zweige zu strecken versprach. Auf den Stationen: Lagos, Otta, Abeokuta, Oschielle, Idschaji und Ibadan arbeiteten im Jahre 1854 bereits acht europäische und ein eingeborner Missionar, ein europäischer nichtgeistlicher Arbeiter und 24 eingeborne Lehrer unter 1260 Zuhörern beim öffentlichen Gottesdienste, 314 Kommunikanten (davon 233 in Abeokuta) und 770 Schülern in 13 Schulen. Daß übrigens auch diese so hoffnungsvolle Mission nicht ohne kostbare Opfer und schwere Kämpfe ihre Erfolge zu erringen im Stande ist, sehen wir recht deutlich aus einem Briefe des kaum von schwerer Krankheit genesenen Missionar Hinderer in Ibadan, der, nachdem er von da aus mit Dr. Irving eine Reise in das im Westen der südlichen Niger-Distrikte gelegene Idschebu-Land gemacht, unterm 19. April 1855 in die Heimat schrieb:

„Seit meinem abermaligen Aufenthalt in der Yoruba-Mission kamen traurige Ereignisse Schlag auf Schlag über uns herein. Kaum hat man sich vom Schmerz einer Todesstunde erholt, so folgt eine andere. Mit dem Leben in der Hand stehen wir da. So war zunächst meine Frau, sodann ich selbst, und darauf Br. Kefer dem Tode nahe. Wir können mit Recht sagen: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen! Aber der Trost liegt darin: Das thust du, Gott, alleine! Er, der keinen Fehler machen kann. — Vor etwas mehr als 2 Jahren segelten wir, unser 14 Missionsarbeiter, in einem Schiff nach Afrika, theils nach Sierra Leone, theils nach dem Yoruba-Land. Jetzt sind noch 4 auf dem Arbeitsfelde, 5 in der ewigen Heimat, 5 andere wieder nach Europa zurückgekehrt. — Aber sollte man unter solchen Umständen nicht denken, unser geistliches Leben müsse gedeihen! Ach, es hat einmal einer gesagt: Es kostet viel, ein Christ zu sein! Aber wäre dieser Streiter Christi in Afrika gewesen, so hätte er wahrscheinlich gesagt: Es kostet alles! Nur wer es erfährt, weiß davon, wie der Einfluß eines Heiden so geistverderbend wirkt; da hat man keine wackere Seele um sich her, an der man als an einem Vorbild hinaufsehen könnte; da hört man keine geistaufweckende oder herzerfrischende Predigt. Keine erfahrenen Männer Gottes sind da, die man für sein geistliches Leben berathen könnte. Und über das alles wirken positive finstere Einflüsse, die bösen Geister unter dem Himmel, und diese gehen gewiß hundertmal eifriger und ungehinderter zu Werke, als da, wo sie auf vielerlei Weise durch die Existenz und Macht des Evangeliums überwunden werden, wie in der christlichen Heimat."

Trotzdem verlor auch dieser treue Bote Christi den Muth nicht, und obschon noch in demselben Jahre Dr. Irving und Missionar Kefer kurz nach einander dahingerafft wurden, ein Sturmwind der Kirche und den Missions-Gebäuden seiner Station das Dach nahm und sonst manches ihm Unruhe machte, so unternahm er doch im folgenden Jahre von Ibadan, wo er von etwa 20 Taufkandidaten 5 bald zu taufen gedachte, eine neue Reise nach Ago Odscha, dessen König ihn auf das freundlichste aufnahm, so daß er hoffen durfte, auch hier eine Station

errichten zu können und seinen desfallsigen Bericht mit den Worten schloß: „Möge der Herr der Ernte Seinen Segen dazu geben! Sein Jawort haben wir ja schriftlich, und mit dem läßt sich's gut singen:

Immer tiefer, immer weiter in das feindliche Gebiet
Zieht das Häuflein Deiner Streiter, dem voran Dein Banner zieht.

9. Die Mission am Niger.

Schon in alten Zeiten war es bekannt, daß jenseits der großen nordafrikanischen Wüste ein mächtiger Strom dahin fließt. Im Mittelalter haben ihn arabische Geographen beschrieben und in neuerer Zeit europäische Reisende erforscht, namentlich Mungo Park 1796 und 1805. Wo dieser Strom aber sich ins Meer ergieße, blieb ein Räthsel, das erst 1830 von den Gebrüdern Lander gelöst ward, die den Nun, der in einem ungeheuren Delta[1]) südöstlich von der Sklavenküste sich ins Meer ergießt, mit dem Niger oder, wie er im oberen Lauf heißt, Quorra identifizirten. Es war unerwartet, den Strom in einem weiten Bogen bei einer Länge von 700 Meilen das Meer erreichen zu sehen an einer Stelle, die nur 250 Meilen von seiner Mündung entfernt liegt. Die Entdeckung wurde jedoch alsbald von der praktischen Seite aufgefaßt. Man glaubte hier eine bequeme Wasserstraße gefunden zu haben, auf der man die reichen Erzeugnisse Afrika's auf das leichteste gewinnen könnte. Mit dem Kaufmann aber sann auch der Philanthrop darauf, diese Straße zu benutzen und zwar um dem Sklavenhandel, der wie eine Hydra nach allen Vernichtungsversuchen immer aufs neue wieder auflebte, im Herzen Afrika's an der Wurzel beizukommen, und ihn durch Einführung eines geordneten Handels und europäischer Kultur zu unterdrücken. Daran aber schlossen sich auch die Hoffnungen des Missionsfreundes, dem Evangelio tief ins Innere Afrika's den Weg gebahnt zu sehen.

Diese drei Gesichtspunkte wirkten zusammen zu der Ausrüstung einer Nigerexpedition, die endlich 1839 in England beschlossen und 1841 ausgeführt wurde. Drei Dampfschiffe, der „Albert", der „Wilberforce" und der „Sudan", wurden ausgestattet mit allem, was den Civilisationsplänen dienen konnte. Aerzte, Naturforscher, Sprachforscher, Gärtner u. s. w. gingen mit. In Sierra Leone nahm man schwarze Matrosen sowie eine größere Anzahl von Leuten ein, die den am Niger wohnenden Nationen angehörten und als Dolmetscher dienen sowie Verbindungen anknüpfen sollten. Auch die Missionare fehlten nicht: Schön und Crowther begleiteten die Expedition, sowie Th. Müller, der früher Missionar der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Egypten gewesen war, als Schiffsprediger mitging.

Der erstgenannte befand sich auf dem „Wilberforce", der am 21. August in den Nunstrom mit seinen üppig bewachsenen Ufern einlief.

[1]) Von den 22 Mündungen trägt die am weitesten nach Süden reichende diesen Namen.

Am 25. gelangte man nach Abo,[1]) der Hauptstadt des Königs Obi. Hier berief der Kapitän alsbald eine große Versammlung, um wegen Abschaffung des Sklavenhandels zu unterhandeln. Obi und seine Räthe meinten, es sei eine harte Aufgabe, daß sie davon ablassen sollten, der Dolmetscher Simon Jonas aber, ein in Sierra Leone bekehrter Ibo, erwiderte: „Es ist noch viel härter, wenn ihr ihn fortsetzt." Dann beschrieb er mit glühenden Farben den Jammer, den dies gottlose Gewerbe über das Land bringe; erzählte, wie er selbst in seiner Jugend mit 200 Knaben gefangen worden sei, von denen ein Theil vor Hunger und Erschöpfung gestorben, ein anderer von dem König von Bonny den Götzen geopfert worden sei, noch andere sich selbst entleibt hätten aus Furcht, von den Weißen gefressen zu werden. Darauf führte er dem König vor, was die Engländer an den armen Schwarzen Gutes gethan, wie sie die Sklavenhändler verfolgten und ihnen ihre Beute abnähmen, wie gut die Befreiten in Sierra Leone behandelt, wie sie unterrichtet würden und dort frei, fröhlich und glücklich lebten. Da stand Obi, der bisher selbst Sklavenhandel getrieben, tiefbewegt auf, drückte allen anwesenden Europäern wie zum Danke die Hand, seine Räthe aber sagten: „Wir verstanden es nicht besser. Wir dachten bisher, es sei Gottes Wille, daß die Schwarzen die Sklaven der Weißen seien. Wenn die Weißen aufhören werden zu kaufen, werden wir auch aufhören zu verkaufen." Ein Vertrag ward geschlossen, in welchem Obi versprach, daß in seinem Reiche fortan Sklaven weder gekauft noch verkauft werden sollten. Simon aber blieb auf Wunsch des Königs bei diesem, bis die Schiffe zurückkehren würden.

Einige Tage später ankerte man vor Idda, der Hauptstadt des Igara-Reiches, dessen König zwar etwas schwer zugänglich war. In seinem rothen Sammtmantel, beladen mit Glasperlen und Glöckchen und in Pantoffeln „die für einen Elephantenfuß groß genug gewesen wären", ließ er sich nur unter umständlichen Ceremonien sehen. Die Verhandlungen waren nicht sehr ermuthigend, da Sr. Majestät sich ausschließlich mit den Geschenken beschäftigte, die ihm überbracht wurden. Doch konnte in der Nähe von Idda eine Anzahl Sierra Leone-Leute mit einem Katecheten als christliche Kolonie zurückgelassen werden. Weiter ging es, indem noch mit manchem kleinen Könige verhandelt wurde, dem Gebiete der muhamedanischen Fellata's zu, die zu Rabba am Niger das am weitesten vorgeschobene Reich haben, von wo aus sie Furcht und Schrecken über alle Völker an den Ufern des Stromes verbreiteten. Doch die Expedition kam nicht dahin. Das Fieber, das furchtbar auf den Schiffen hauste, machte ihr ein jähes Ende. Man eilte wieder dem Meere zu, kaum in Idda und Abo sich aufhaltend. Simon wurde von dort wieder mitgenommen; und als die Schiffe heimkehrten ohne manchen der Männer, die die Reise gewagt, war der Eindruck in England so niederschlagend, daß die Expe-

[1]) In den Berichten wird der Name vielfach Ibo geschrieben; dies ist eine Verwechselung. Die ganze Nation, die größtentheils das Nigerdelta inne hat, heißt Ibo oder Igbo; jene Stadt dagegen heißt Abó.

dition als vollständig mißlungen betrachtet, und auch die Kolonie von Idda abberufen wurde. Man hatte sich zu sanguinische Hoffnungen von dem Unternehmen gemacht; nun war die Reaktion um so stärker. Auch das Versprechen, das hie und da gegeben war, Missionare an den Niger zu senden, konnte vor der Hand nicht ausgeführt werden, da bei der herrschenden öffentlichen Stimmung an eine Wiederholung der Expedition nicht zu denken war.

Erst 1854 kam eine solche zu Stande, nachdem durch die Entdeckung des Binue,[1]) des größten Nebenflusses, der den Niger von Osten her verstärkt, sich neue Hoffnungen, ins Innere einzudringen, regten. Auf dieser sogenannten Tschadda-Expedition auf dem königlichen Schraubendampfer „Plejade", die wiederum Crowther begleitete, suchte man sorgfältig alles zu vermeiden, was das erstemal dem Gesundheitszustand nachtheilig geworden war. Wirklich büßte keiner der Mitreisenden sein Leben ein. In Abo war inzwischen der König Obi gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Tschukuma aber nahm die Reisenden freundlich auf, und Simon Jonas mußte wieder bei ihm bleiben, wie einst bei seinem Vater. Nachdem man Onitscha, etwa 10 Meilen oberhalb Abo's, passirt hatte, traf man zu Idda noch den früheren König (Atta ist dort der Titel) auf dem Throne; doch war sein Reich durch innere Zwistigkeiten sehr heruntergekommen. — In der Gegend um den Zusammenfluß des Niger und Binue zeigten sich die traurigen Spuren der Fellata's und ihrer Verwüstungskriege, unter denen namentlich das Volk von Igbira und Bassa zu leiden gehabt hatten. Der König des ersteren zu Igbebe[2]) versah die Expedition mit Dolmetschern und erklärte sich bereit, christliche Lehrer aufzunehmen. Die erwähnten Verwüstungen zeigten sich weit hinauf am Binue, bis gegen Hamaruwa, dem äußersten Punkt der Fellata's in dieser Richtung, das, in einiger Entfernung vom Flusse gelegen, von einigen Mitgliedern der Expedition besucht wurde. Der König daselbst bewies sich freundlich und wünschte weiteren Verkehr mit den Weißen.

Auf der Rückfahrt wurde wieder mit verschiedenen Königen verhandelt. Auch der von Onitscha erklärte sich bereit Missionare aufzunehmen. Tschukuma aber zu Abo meinte, man habe vor 13 Jahren ein Versprechen gegeben und nicht gehalten; er glaube nicht, daß er einen Lehrer erhalten werde, bis ein solcher eingetroffen sei.

Der Verlauf der Expedition war im ganzen so günstig, daß weitere Unternehmungen nicht ausbleiben konnten. Besonders auf Betreiben des Herrn Mac Gregor Laird, der bereits die erste Nigerexpedition kräftig betrieben hatte und auch jetzt wieder in dieser Sache bedeutende Opfer brachte, beschloß die britische Regierung fünf Jahre lang ein Schiff jährlich den Strom hinauffahren zu lassen im Interesse des Handels und der Mission. 1857 kam die erste dieser Fahrten zu Stande. Crowther und ein andrer schwarzer Prediger, J. C. Taylor,

[1]) Damals nannte man ihn fälschlich Tschadda.
[2]) Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer des Binue, nicht weit von dem Zusammenfluß.

befanden sich auf dem „Dayspring". Leider hatten die Verhältnisse es nicht gestattet, sogleich mehrere Lehrer und Katecheten mitzunehmen, um solche an allen Plätzen zu stationiren, wo sie gewünscht wurden. So mußten denn die Leute zu Abo abermals aufs Warten verwiesen werden. Doch ließ Crowther das zum Bau des Missionshauses geschenkte Grundstück schon in Ordnung bringen und Baumaterial herbeischaffen. Auch zu Ossamare, einem weiter aufwärts gelegenen Ort, der von Simon Jonas besucht worden war, konnte man die Bitte um einen Lehrer nicht befriedigen. — Onitscha erschien als der günstigste Platz zur Anlegung der Kolonie, die im Interesse des Handels als ein Mittelpunkt für weitere Unternehmungen begründet werden sollte. Ebendaselbst wurde auch die Missionsstation angelegt; $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen von jener unmittelbar am Flusse liegenden Faktorei, in einer der Vorstädte des volkreichen Onitscha.[1]) Dort blieb Taylor, der ein geborner Ibo ist, mit Simon Jonas als seinem Gehülfen zurück, indem ihm sein Senior Crowther eine Instruktion gab, die in ihrer Gediegenheit ein schönes Zeugniß für diesen trefflichen schwarzen Mann bildet.[2])

In Idda fand man, daß der alte Atta gestorben war. Sein Sohn zeigte sich gegen die Expedition viel freundlicher als einst der Vater. Er gab dem Missionar sogleich Erlaubniß, einen Platz zur Erbauung eines Missionshauses auszuwählen. — In Igbebe begrüßte man die Reisenden mit großer Freude und in der Hoffnung, daß nun eine bleibende Niederlassung eingerichtet werden solle. Es wurden auch sofort die nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen und Crowther selbst begann während des Aufenthalts daselbst die erste Missionswirksamkeit. — Doch man mußte weiter den Niger hinauf. Egga im Gebiete der Kakanda und Rabba[3]) unter den Nupe's oder Nufi's erschienen als die beiden weiteren Hauptplätze für Missions- und Handelsunternehmungen. Von dem letzteren aus wollte Crowther auf der Rückreise über Land nach Abeokuta zurückkehren. Doch der Plan ward vereitelt, da bald nachdem der Ort passirt war, der „Dayspring" auf einem Felsen Schiffbruch litt. Die Reisenden wie die Mannschaft wurden jedoch gerettet und später von dem nachfolgenden Schiffe „Sunbeam" abgeholt, nachdem sie lange Zeit in Zelten am Ufer zugebracht hatten. Crowther studirte in dieser Zeit die Nupe-Sprache.

Taylor hatte inzwischen in Onitscha Hand ans Werk gelegt. Obgleich von vielen mit Argwohn betrachtet und das „Gespenst ohne Zehen" genannt (mit Rücksicht auf seine Schuhe), sowie in manchen Dingen des alltäglichen Lebens im Stich gelassen, predigte er doch vor 4—600 Menschen; auch der König Akazua mit seinen Häuptlingen war das erstemal gegenwärtig. Alle benahmen sich still und ordentlich, nur die Kinder lachten, als der Prediger die Versammlung aufforderte zum Gebete niederzuknien. Doch die heidnische Finsterniß, die über das Volk herrschte, war noch stark. Mit allen umliegenden Stämmen

[1]) Diese Stadt mit 13000 Einwohnern liegt im Ibo-Gebiet, ja wird als das Herz desselben bezeichnet.

[2]) Vergleiche Church Missionary Intelligencer 1858 p. 29.

[3]) Auch hier wurde wie in Igbebe eine Anzahl Sierra Leone-Leute zurückgelassen.

waren sie in Feindseligkeiten verwickelt. Taylor mußte mit ansehen, wie grausame Menschenopfer dargebracht wurden. — Als der „Sunbeam" bei Onitscha vorüber kam, schiffte sich der Missionar ein, um zunächst zu seiner Familie in Sierra Leone zurückzukehren. Der herzliche Abschied aber bewies, daß er doch schon eine starke Zuneigung im Volke gewonnen. Crowther aber blieb eine Zeitlang hier, übergab dann die Station einem Katecheten (der inzwischen eingetroffen?), reiste dann im Kanoe nach Igbebe und Rabba und führte von dort seine beabsichtigte Reise über Land nach Abeokuta aus.

So bestanden denn 1858 am Niger in der That die 3 Stationen Onitscha, Igbebe und Rabba. Es waren schwache Anfangspunkte; kleine christliche Kolonien, hauptsächlich mit Handel beschäftigt; doch immer Stätten, an denen das Licht des Evangeliums mitten in der Finsterniß schien. Auch bei den beiden andern Häuflein waren Bibelleser angestellt, die in einfacher Weise die Gottesdienste leiten sollten.

Obgleich aber im folgenden Jahre Crowther wieder das Handelsschiff begleitete, das den Strom hinauffuhr, kam es doch noch nicht zu einem kräftigeren Beginn der Nigermission. Nach Rabba konnte man der dort herrschenden Kriegsunruhen wegen nicht vordringen. Schlimmer aber war noch, daß „der Rainbow" auf seiner Rückkehr im Nigerdelta von Eingebornen, die wahrscheinlich von Sklavenhändlern aufgehetzt waren, feindlich angegriffen wurde. Aller Handelsverkehr mußte darauf abgebrochen werden, bis durch ein Kanonenboot der englischen Flagge wieder Respekt verschafft wäre. Es war die Ankunft eines solchen zugesagt; und schon waren Crowther und mehrere Katecheten bereit, 1860 sofort mit dem nächsten Handelsschiff stromauf zu reisen und die Stationen bleibend zu besetzen. Aber das Kanonenboot blieb aus, und das ganze Jahr verstrich, ohne daß etwas weiteres für die Nigermission gethan werden konnte.

Erst im Juli 1861 konnte das Kriegsschiff in eine der Mündungen des Stroms einlaufen und die schuldigen Eingebornen mit Zerstörung einiger Dörfer bestrafen. Crowther benutzte diese Gelegenheit, zu den Stationen zu kommen. Er fand die Christenhäuflein ihrem Bekenntniß im ganzen treu geblieben. Die angestellten Vorleser löste er durch andre ab, die ihn begleitet hatten. So gering die Anfänge der Mission auch waren, so hatte durch dieselben doch schon in Onitscha und Igbebe wenigstens eine Bekanntschaft mit dem Christenthum Platz gefunden. Bei der Rückkehr traf er an der Mündung mehrere andre Missionsagenten, die zu spät eingetroffen waren, um mit dem Kriegsschiff die Reise zu machen, unter ihnen auch Taylor. Mit diesem legte er nicht weit von der Nun-Mündung die Station Akassa an, wie die Missionsgesellschaft schon im Jahre zuvor beschlossen hatte. Sie sollte ein Verbindungsglied zwischen den zugänglicheren Küstenplätzen und den Stationen am Strome bilden. Dies war um so nöthiger, als die Handelsunternehmungen um diese Zeit wegen der vielen eingetretenen Schwierigkeiten aufgegeben wurden, und also regelmäßige Schiffsgelegenheit nicht mehr vorhanden war. Zum großen Theil war diese Wendung der Sache wohl veranlaßt durch den 1861 erfolgten Tod des Herrn M. Laird.

Im September 1862 aber kam ein andres Kriegsschiff, um den Strom hinaufzugehen. Nur mit Mühe erlangte Crowther in demselben für einen Theil der für die Nigerstationen bestimmten Sierra Leone-Leute und ihr Gepäck Beförderung von Akassa aus. — So kam nun Taylor nach vierjähriger Abwesenheit und diesmal mit seiner Familie nach Onitscha zurück, wo er schon früher ein Jahr gearbeitet hatte. Er wurde mit Freude und stürmischem Jubel empfangen. Der Katechet Langley konnte ihm 29 Taufkandidaten vorstellen. Sonntags versammelten sich 200 Personen zur Predigt. Auch in Igbebe fand Crowther den Katecheten wohlbehalten auf seinem Posten. Dort warteten ebenfalls Taufkandidaten auf die Aufnahme in die christliche Gemeinde. Am 14. September 1862 empfingen die Erstlinge der Nigermission, 8 Erwachsene und ein Kind, das Sakrament in der kleinen Lehmkirche, in der sich eine Versammlung von 192 Personen zusammenfand, die alle in stiller Bewunderung mit offenem Munde der Handlung zuschauten. So hatte die Nigermission trotz des Abbrechens der Handelsverbindungen wesentliche Fortschritte gemacht.

10. Die Mission am Alt-Calabar.

Oestlich von dem Nigerdelta trägt die Küste zunächst ziemlich denselben Charakter wie dieses. Es ist flaches, mit Mangrovewäldern bedecktes Sumpfland, durchflochten von einem Netz unzähliger Rinnsale, in denen das Wasser oft träg bis zum Stagniren dahin schleicht, oder nur durch Ebbe und Flut in Bewegung gesetzt wird. Die Dörfer und Städte liegen oft nicht viel über dem Wasserspiegel inmitten von schlammigen Pfützen. Ackerbau ist großentheils unbekannt. Hie und da zeigen sich breite Mündungen, die bedeutende Flüsse erwarten lassen, aber bei näherer Untersuchung sich als seichte Erweiterungen unbedeutender Bäche erweisen. Da wo der Schiffer schon die Gipfel des mächtigen Camerun-Gebirges vor sich hat, die dem östlichen Lauf der Küste ein jähes Ziel setzen und ihn nach Süden wenden, öffnet sich die weiteste jener Mündungen, zwei deutsche Meilen breit. Diese jedoch, bekannt unter dem Namen Alt-Calabar, ist tief genug für das bequeme Einlaufen großer Schiffe, einer der wenigen guten Hafenplätze auf der Küste Oberguinea's. Hier hatte sich daher ein reger Sklavenhandel entwickelt. Auch wenn man den Strom 4—5 deutsche Meilen hinaufgeschifft ist, hat er wenig von seiner Breite verloren; dann aber sieht man verschiedene schmalere Flußarme vor sich. Der eine führt ziemlich weit nach Norden hinauf; dann ostwärts weiter, ein wirklich bedeutender Fluß, der Cross River (Kreuz-Fluß) genannt wird. Die östlich gelegenen Arme aber lösen sich bald in jenes Gewirr seichter Wasserläufe auf, wenn auch weiter nach dem Innern bald das Land sich hebt und anstatt der Mangrovewälder sich Plantagen zeigen. Dies ist der Schauplatz der Mission der **Vereinigten Presbyterianer** (United Presbyterians) in Schottland.

Diese Denomination hatte schon längere Zeit unter den Negern auf Jamaica mit Erfolg gearbeitet, als sie 1846 ihre Thätigkeit hier

begann, indem von dort der Missionar Waddell, mit einem europäischen und mehreren farbigen Gehülfen, nach vorauf gegangener Verhandlung mit den Häuptlingen, nach Alt-Calabar übersiedelte. Ein Kaufmann in Liverpool hatte ein eignes Schiff zur Verfügung gestellt und zur Ausrüstung noch 100 Pfund Sterling beigetragen. Ueber Fernando Po kamen die Reisenden nach Duketown, einer von den Plätzen, wo schon damals der Palmölhandel einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Der dortige König Eyamba nahm die Ankömmlinge in seine Stadt auf, jedoch ohne ihrer Verkündigung Gehör zu schenken. Er starb bereits ein Jahr nach ihrer Ankunft. Inzwischen waren andre Arbeiter gefolgt und auch zu Oldtown und Creektown Stationen gegründet. Der König der letztgenannten Stadt, Eyo Honesty, zeigte sich den Missionaren weit geneigter. Dieselben konnten hier alsbald mit der Arbeit beginnen, da ein großer Theil des Volkes durch den regen europäischen Verkehr mit der englischen Sprache einigermaßen vertraut war. Doch zeigte es sich, daß zu einer gründlichen Verkündigung des Evangeliums die dort herrschende Efik-Sprache literarisch bearbeitet werden mußte.

Die Mission hatte hier trotzdem, daß durch den europäischen Verkehr in manchen Beziehungen die grobe Barbarei einigermaßen der Kultur gewichen war, mit der schwärzesten Finsterniß des Heidenthums zu kämpfen. Das Hinschlachten von Menschen hatte sich sogleich aufs schauerlichste bei Eyamba's Tode gezeigt.

„Eyamba hatte hundert Frauen, meist von hoher Geburt und angesehenen Familien. Dreißig von ihnen wurden schon in der ersten Nacht nach seinem Tode erwürgt, unter ihnen auch die Schwester des wackern Königs Eyo Honesty von Creektown. Nachdem nämlich diejenigen, in deren Händen die Anordnung dieser grausigen Schlächtereien lag, die Personen bezeichnet hatten, welche sterben sollten, kam auch an sie die wohlbekannte Botschaft, die sie einst mit Stolz, nun aber mit Schrecken vernahm mit den einfachen Worten: „der König läßt dich rufen". Die unglückliche Frau kleidete sich rasch in ihre besten Gewänder, trank ein volles Glas Rum schnell hinunter und folgte dann den Königsboten in den äußeren Hof, wo sie mit einem seidenen Tuche erdrosselt ward; denn Personen von Rang werden niemals durch Kopfabschlagen verstümmelt. Jede Nacht ging das Werk des Todes auch auf dem Flusse fort, und zwar dem Missionshause so nahe, daß das Jammergeschrei der Schlachtopfer von der Missionsfamilie vernommen wurde. Zuweilen wurde eine Anzahl Personen in die Mitte des Flusses gerudert und da ertränkt. Auch Fremden, die zum Markte kamen, wurde aufgelauert. Man hieb sie in Stücken und warf sie sofort in den Fluß" u. s. w.

Die Missionare versuchten ihr Möglichstes, um dem Blutvergießen zu steuern, richteten aber nicht viel aus. Die britische Regierung aber ließ auf Grund früherer Verträge eine ernstliche Demonstration an die Könige jenes Gebietes ergehen. Eyo Honesty und der neue König von Duketown, Archibong, versprachen dann auch ihr Bestes zu thun, um in Zukunft der Wiederholung solcher Todtenopfer vorzubeugen. Aber so tief war die schreckliche Sitte in das Volksleben eingedrungen, daß auch die Bereitwilligkeit der Könige sie noch nicht abzustellen vermochte. Erst nach einigen Jahren brachten sie auf das Drängen der

[1]) Basler Missions Magazin 1862, S. 124.

Europäer in der Versammlung der Häuptlinge ein Gesetz zu Stande, welches das Leben der Sklaven beim Tode ihres Herrn sicher stellte. Um so mehr aber erhob sich nun die Anklage auf Zauberei in solchem Falle und der Giftbecher des „Gottesurtheils".

Unter diesen Greueln, neben denen das Laster der Trunkenheit und schändliche Werke der Fleischeslust hervortraten, arbeiteten die schottischen Missionare still in ihren Schulen und mit der Predigt. Eyo Honesty wurde selbst von dem Evangelio ergriffen. Man hegte von ihm die schönsten Hoffnungen. Zwei seiner Söhne schickte er mit in die Schule und hinderte nicht, daß sie sich taufen ließen. Er besuchte den christlichen Gottesdienst und machte alle Formen desselben ehrerbietig mit. Dennoch fand er nicht den Muth, den entscheidenden Schritt zu thun, zu dem er wohl eine Verpflichtung in sich fühlte. — Auf den genannten Stationen hatten sich aber bereits kleine Häuflein Bekehrter zu christlichen Gemeinden sammeln lassen. Im Laufe der fünfziger Jahre kamen zwei weitere Stationen: Ikunetu 8 Stunden oberhalb Creektown an einem Seitenarm des Cross River, und Ikorofiong am rechten Ufer des letzteren hinzu. Ging es auch langsam in dieser Mission, so gab es doch ermuthigende Spuren von der Kraft des Evangeliums, die sich auch hier bewährte.

11. Die Mission am Camerun.

Südlich von Alt-Calabar liegt in der Bai von Biafra die 12 Meilen lange und 5 Meilen breite Insel Fernando Po mit ihren Gebirgen, über die ein 10000 Fuß hoher Berggipfel hervorragt. 6—8 Meilen davon erheben sich auf dem Festlande die Camerun-Berge, die dem Montblanc an Höhe gleichkommen. Oestlich neben ihnen breitet sich das Delta eines größeren Flusses aus, der denselben Namen führt. Hier ist der Schauplatz der Mission der englischen Baptisten. Sie wurde auf jener Insel begonnen, die mit ihrer Bevölkerung, den etwa 20—30000 Seelen zählenden Bubi's oder Odje's[1]) ein günstiges Arbeitsfeld zu sein schien, um so mehr als diese noch sehr wenig von europäischen Einflüssen berührt waren. Fernando Po

[1]) „Sie gehören der reinen Negerrasse an, sagt Wilson, sind aber in ihren Gebräuchen, ihrer Kleidung und ihrer ganzen Erscheinung mehr den Stämmen im Innern von Afrika ähnlich, als denen an der Küste. Sie sehen gesund und kräftig aus; aber die Gewohnheit sich über und über mit Oel einzusalben, gibt ihnen ein ekelhaftes und schmutziges Aussehen. Man sagt, daß sie nie sich waschen. Ihre Erscheinung scheint dies zu bestätigen. Ihr Haar pflegen sie zu flechten und am Hinterkopf in eine Art Bündel aufzuwickeln; was ihnen zugleich als ein stets sie begleitendes Kopfkissen gilt. Bedeckung für ihre Blöße haben sie keine, außer einem schmalen Streifen von Baumrinde oder Grasgeflecht. Ihre Wohnungen sind nichts als offne Schuppen, sodaß sie gegen die Ungunst der Witterung kaum besser geschützt sind, als die Affen in ihren Wäldern. Kaum kann es ein Volk geben, daß in der menschlichen Gesellschaft eine niedrigere Stufe einnimmt; und doch sind die Bubi's ein gesundes kräftiges Geschlecht, friedliebend und dienstfertig, und für Unterricht und Bildung ebenso empfänglich als irgend ein andrer Stamm Westafrika's".

war freilich nach früheren Verträgen ein spanisches Besitzthum; doch die Spanier hatten sich wenig darum gekümmert. Im Jahre 1830 beschloß die englische Regierung dort eine Niederlassung zu gründen und von Sierra Leone dorthin die Behörden zu versetzen, denen die Angelegenheiten der erbeuteten Sklavenschiffe obliegt. Es wäre dann hier eine ähnliche Kolonie befreiter Neger entstanden wie dort. Doch gleich im ersten Jahre richtete das Fieber große Verheerungen unter den Ansiedlern an, und da auch Spanien Schwierigkeiten machte, wurde das Unternehmen wieder aufgegeben. Doch blieben eine größere Anzahl Sierra Leone-Leute zu Clarence — so war der angelegte Ort an der Nordküste der Insel genannt worden — zurück, und die Stadt gewann allmählich an Bedeutung wegen ihres guten Hafens, so daß sie ein Stapelplatz für die gegenüberliegenden Küstenstriche wurde und auch eine ansässige europäische Bevölkerung erhielt.

Im Jahre 1841 sandte die genannte Missionsgesellschaft zwei ihrer Missionare, die schon auf Jamaica gearbeitet hatten, Dr. Prince und Clarke, nach Fernando Po. Die christlichen Sierra Leone-Leute, die schon sehr nach einem Prediger verlangt hatten, nahmen sie mit Freuden auf, gaben ein Stück Land zum Missionshause und der Kirche her, und erboten sich, jährlich einen Beitrag von 20 Pfund Sterling zu zahlen. So war sehr bald eine Gemeinde gesammelt, zu der, wie es scheint, neben jenen schwarzen Mitgliedern auch manche von den europäischen Ansiedlern gehörten. Auch zu den eingebornen Bubi's unternahmen die Missionare mehrere Wanderungen. Sie fanden an ihnen ein kindisch rohes, unbeschreiblich tief versunkenes Geschlecht, das gruppenweis unter Häuptlingen zerstreut lebte, den Fetischen diente, von Zauberern geknechtet war und selbst Menschenopfer unter den Fetischbäumen darbrachte. Um ihnen jedoch nahe kommen zu können, mußte auf dem Gebirge eine Außenstation angelegt werden, Bassipu, die wahrscheinlich unter Leitung eines Gehülfen, Christian, gestellt wurde, der auch auf Predigtreisen den Eingebornen das Evangelium zu bringen suchte.

Schon damals aber wurde auch das gegenüberliegende Festland mit in den Kreis der Arbeit hineingezogen. Man besuchte zunächst Bimbia am Fuße der Camerun-Berge. Dort war es schwieriger, weil die Häuptlinge durch Sklavenhandel und Verkehr mit den Europäern verderbt waren. Doch gelang es dem Missionar, vor einer Versammlung von 500 Negern, die meist Englisch verstanden, an deren Spitze der glänzend schwarze, um die Lenden mit Purpur bekleidete König, umgeben von seinen 50 Frauen, seinen Söhnen und Häuptlingen, saß, auf einer Berghöhe über dem von Fahrzeugen wimmelnden Hafen, mit seiner Rede solchen Eindruck zu machen, daß die ganze Versammlung aufstand und mit einstimmigem Rufe bat, sie möchten wiederkommen, ja sie dringend einlud, einen Prediger der Wahrheit zur bleibenden Niederlassung unter ihnen zu senden. Mit dieser guten Botschaft eilten die Missionare Clarke und Prince nach England, während der auf Fernando Po zurückbleibende Missionar Sturgeon mit seiner Gattin unter beständigem harten Kampfe mit dem Klima die kleine Gemeinde in gesegnetem Wachsthum erhielt. — Um den rückkehrenden Dr. Prince

und die neuankommenden Missionare Merrick und Fuller zu bewillkommnen, ward im September 1843 zu Clarence eine öffentliche Versammlung gehalten, die von 4—8 Uhr Nachmittags unter der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme währte, und in der mehrere Neger Ansprachen hielten, die von ihrer Liebe zu den Missionaren und dem Worte Gottes ebenso zeugten, wie die an den Thüren gesammelte Kollekte von beinahe 200 Gulden. Weitere Fortschritte machte das Missionswerk, als die Baptisten-Gesellschaft im Jahre 1844 die Besitzthümer der westafrikanischen Kompagnie auf Fernando Po übernahm und dadurch wesentliche Vortheile erlangte. Um dieselbe Zeit war in Bassipu bereits ein großes Schulzimmer fertig und ein zweites Haus im Bau begriffen, und Prince und Sturgeon besuchten von hier aus die Umgegend. Bei einem solchen Besuch sagte ein Häuptling der Bubi's: „Ehe die weißen Männer auf die Insel kamen, pflegten die Leute einander im Busch zu tödten, jetzt aber nicht mehr. Lehrt nur zuerst die Kinder und zieht ihnen Kleider an. Aber die Alten müßt ihr damit jetzt noch in Ruhe lassen. Ihr müßt aber eure Sachen vor den Kindern verstecken, sonst stehlen sie, denn sie sind wie die Hunde."

Auf dem Kontinent, wo Merrick schon Ende 1843 eine kleine Reise den Camerun-Fluß hinauf gemacht, mehrere Städte besucht und allenthalben freundliche Aufnahme gefunden hatte, kaufte er jetzt unter den Isubu's ein großes Stück Land, wo eine Station unter dem Namen Camerun angelegt wurde. Derselbe besuchte (April 1844) das Camerun-Gebirge, um zu sehen, wie weit Land und Volk zugänglich wären, und obschon die Habsucht der Eingebornen ihm dabei manche Noth machte, ward ihm doch von einem Häuptling im Madenga-Distrikt Land zu einer Missionsstation versprochen. Auch in Bimbia oder König-Wilhelmsstadt auf dem Festlande fanden die Missionare Eingang, wenn sie des Sonntags, wie häufig geschah, dort predigten. Der König William nahm bald darauf die Missionsarbeiter, die sich dort unter Merrick niedergelassen hatten, mit Achtung und Freundlichkeit auf, hörte ihnen aufmerksam zu, wenn sie von göttlichen Dingen zu ihm redeten, und betete sogar einmal: „Gott ich thue viel Böses, ich mache Euch wohl viel Unannehmlichkeit, aber Euer Sohn starb für mich, all Sein Blut kam heraus für mich. Nehmt Sein Blut und waschet mein Herz, daß ich rein bin, daß ich nicht an den bösen Ort gehe, wenn ich sterbe".

Bald lieferte diese Mission von der Insel wie dem Festlande erfreuliche Berichte. Auf der ersteren, wo zwei Missionare thätig blieben, waren die Gottesdienste von 3—400 Erwachsenen besucht, und 120 Personen gehörten zur christlichen Gemeinde unter der gegen 1000 Seelen zählenden Bevölkerung von Clarence; auch eine Sonntagsschule war in Blüte. Von der Wirksamkeit unter den Bubi's freilich ist nicht viel die Rede.

An dem Gange der Mission war nichts geändert worden, seitdem 1843 die spanische Regierung ihre Ansprüche auf die Insel geltend machte. Sie legte auf dieses Besitzthum wenig Werth; setzte einen englischen Kapitän zum Gouverneur der Insel ein, und garantirte ausdrücklich freie Ausübung der Religion allen, die sich den bürgerlichen

Gesetzen fügen würden. Es war nichts verändert, als daß statt der englischen die spanische Flagge über Clarence wehte. Zwar machten ein paar Priester Miene, eine katholische Mission zu errichten, aber entmuthigt durch das Klima zogen sie wieder ab, und wiederholte Besuche von Jesuiten hatten keinen andern Erfolg.

Ganz anders wurde es 1858. Im Mai dieses Jahres erschien ein spanisches Kriegsschiff mit Jesuiten am Bord vor Clarence. Nach einigen erwartungsvollen Tagen, in denen die kleine evangelische Gemeinde sich durch allabendliche Betstunden stärkte, wurde eine Proklamation verkündet, durch welche die öffentliche Ausübung jedes andern Gottesdienstes als des römisch-katholischen verboten wurde. Die Religionsfreiheit und damit die evangelische Mission hatte mit einem Schlage ihr Ende erreicht. Alle Petitionen der Gemeinde blieben unberücksichtigt. Die katholische Mission wurde mit einer jährlichen Ausstattung von 6000 Dollars eingerichtet; die Stadt erhielt den Namen St. Isabella.

Den Missionaren blieb weiter nichts übrig, als auf eine Uebersiedlung ihrer Gemeinde nach dem Festlande zu sinnen, und diese erklärte sich zu diesem Schritte bereit. Missionar Saker suchte nach einem geeigneten Orte, der zu gleicher Zeit ein Platz von Bedeutung für den englischen Handel werden könnte, und meinte einen solchen in der Victoria-Bucht[1]), die er als einen Ausläufer der Amboises-Bay entdeckte, gefunden zu haben. König William von Bimbia, in dessen Gebiet sie liegt, trat das erforderliche Land an derselben ab.

Doch auch hier waren die Erwartungen zu sanguinisch gewesen. Den meisten Gemeindegliedern war die Uebersiedlung, als sie ausgeführt werden sollte, wieder leid geworden. Spanische Dollars, die jetzt auf Fernando Po leicht zu erwerben waren, thaten auch das Ihrige. Dazu war die Lage von Victoria keineswegs so günstig als sie erst erschien. Die benachbarten Häuptlinge machten Schwierigkeiten und behaupteten, daß König William auf diese Gegend gar kein Recht gehabt habe. So finden wir denn Anfangs 1860 nur 3 Familien mit dem Missionar Diboll zu Victoria angesiedelt, während sich sonst nur noch einige Kru-Leute und andre als Diener und Arbeiter dort aufhielten. Nur von 3 weiteren Familien war zu erwarten, daß sie von Fernando Po herüberkommen würden. Auch die Hoffnung, daß Victoria ein Handels- und Stapelplatz werden solle, erfüllte sich nicht, da die schroffe Felsenküste der Amboises-Bay sowie die Seichtheit des Victoria-Hafens eine einigermaßen bequeme Landung nicht gestatten. Nach und nach aber gewannen die Missionare Einfluß auf die umwohnende Bevölkerung, die zu demselben Stamme gehört wie die Bewohner des einige Stunden südöstlich von dort gelegenen Bimbia und wie diese die Dulla-Sprache reden.

Auf letzterem Platze hatten die Missionare sich der freundlichen Gesinnung des Königs zu erfreuen gehabt. Dennoch war hier erst eine kleine Gemeinde gesammelt. Aber die wichtigen literarischen Ar-

[1]) Sie liegt am südlichsten Ausläufer des Camerun-Gebirges.

beiten in der Dulla-Sprache machten gute Fortschritte. Eine eigne Presse lieferte schon manche Theile der Heil. Schrift. — Größer waren die Erfolge auf der andern Station, Camerun, auch Bethel Town oder King Bellstown genannt, die 5 Meilen weiter östlich am linken Ufer des Camerunflusses liegt. Hier war nach und nach eine christliche Gemeinde von 30 Mitgliedern gesammelt. Auch die hier gebrauchte Isubu-Sprache wurde literarisch bearbeitet. Im Jahre 1850 war die Station in großer Gefahr.

Die heidnischen Häuptlinge, durch die Erfolge des Evangeliums erbittert, suchten zunächst den Besuch des Gottesdienstes zu hindern, und da ihnen dies nicht gelang, beschlossen sie, die Station zu zerstören und die Missionare samt allen, die ihnen anhingen, zu ermorden. Nun war aber im Hause des Missionars Johnson ein junger Prinz, dem Evangelio eifrig zugethan, und am 2. Februar 1850 mit dem Namen Thomas Horton getauft, den man schonen wollte. Zu diesem Zweck sollte seine von Bimbia geholte Schwester ihn bereden, wegzugehen, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Er aber sprach: „Gut, wollen sie das Evangelium zerstören, das wird ihnen nicht gelingen. Und die Missionare sollen sie nicht umbringen, bis sie mich umgebracht haben; wir wollen mit einander sterben.“ Da entfiel den Häuptlingen der Muth, denn des Prinzen Vater ist König eines großen Landes im Innern, und seine Mutter eine Tochter des alten Königs der Cameruns, weshalb seine Ermordung blutige Kriege zu Folge gehabt haben würde. Man ließ es daher bei gelinder Verfolgung der Christen bewenden, aber trotz Schlägen, Gefängniß und Bedrängniß versammelten sich doch regelmäßig an 100 Zuhörer, und die Verfolgung überzeugte die Gläubigen nur um so klarer von der Nothwendigkeit eines gänzlichen Bruches mit dem Heidenthum.

Später suchte man diese Mission bis tief ins Innere auszudehnen, und Missionar Pinnack legte am Camerunflusse 1859 die Station Abo an, die aber bald darauf während seiner Abwesenheit überfallen und ausgeplündert wurde. Auch ein paar andre früher noch weiter aufwärts angelegte Stationen, wie Isubu und Robola hatten aufgegeben werden müssen. Besser gelang es zu John Aqua Town, einige Meilen nördlich von Bethel Town, das seit 1862 unter den Stationen genannt wird, wenn gleich das Werk dort auch nur langsame Fortschritte machte. In jenem Jahre wurde endlich auch der Baptisten-Missions-Gesellschaft von der spanischen Regierung eine Entschädigung von 1500 Pf. St. für die Verluste auf Fernando Po ausgezahlt. — Im Jahre 1864 waren auf jenen 4 Stationen 69 Mitglieder gesammelt.

12. Die Mission am Gabun und auf Corisco.

Gehen wir vom Camerun aus auf der nun nach Süden streichenden Küste 50 Meilen weiter, so kommen wir an den **Gabun**. Eine tief einschneidende Bucht, in die sich der Fluß ergießt, wurde früher für die Mündung eines ungeheuren Stromes gehalten. Jetzt hat sich herausgestellt, daß derselbe von der nur etwa 10 Meilen von der Küste sich hinziehenden Sierra do Christal herabfließt und also nur ein Fluß von untergeordneter Bedeutung ist. An den Ufern jener Bucht wohnt der Stamm der Mpongwe's, während weiter nördlich um die breite Corisco-Bucht meist der Mbenga-Stamm sich findet. Von den Stämmen

im Innern sind die Schikani's und Bakele's zu nennen, sowie weiterhin auf den Bergen die Pangwe's oder Fans, bei denen der Kannibalismus in Blüte steht. Trotzdem läßt sich im Vergleich mit den Negervölkern von Oberguinea die Superiorität dieser Stämme nicht verkennen. Südlich vom Gabun um das Kap Lopez ergießt sich in vielen Mündungen durch ein sumpfiges Delta der bedeutende aber noch wenig erforschte Ogowai ins Meer.

Wir haben oben bereits erwähnt, wie die auf Kap Palmas begonnene Mission des American Board im Jahre 1841 an den Gabun verpflanzt wurde. Schon damals ging dorthin ein lebhafter Handel der Europäer, besonders der Franzosen. Elfenbein, Wachs und Ebenholz sind namentlich Artikel, die viel ausgeführt werden. Ein Hauptpunkt dieses Handels war die an dem nördlichen Ufer der Bucht gelegene Stadt des König Glass. Derselbe nahm auch die Missionare in seinem Gebiete freundlich auf. Eine Stunde nördlich von der Stadt wurde die Station angelegt, mit Kirche und Schule. Der König aber wünschte eine solche auch in seiner Stadt zu haben, räumte für einen eingebornen Lehrer eines der besten Häuser ein und baute auf eigne Kosten ein Schulhaus. Außer diesem Punkte fand die Mission auch an ein paar andern der Station nahe gelegenen Orten, Jamestown und Casestown, Eingang. König Georg, südlich vom Gabun 8 Stunden weiter nach dem Innern, bat gleichfalls um Missionare, denen er ein Schulhaus und Land geben wollte, und seinem Wunsche sollte gewillfahrt und noch etliche neue Schulen angelegt werden; doch gebrach es an Arbeitern und Geld, und dazu kam noch das Bedrohtwerden dieser Mission durch eine katholische. Im Februar 1843 nämlich hatte der Prinz von Joinville den Gabun besucht und mit König William südlich vom Fluß um ein Stück Land zum Bau einer Festung vergeblich gehandelt. Später kamen zwei französische Kriegsschiffe, deren Befehlshaber um eine Stelle nördlich mit dem Häuptling Gua Ben unterhandelten, auf dem gekauften Stück Land, etwa eine halbe Stunde von den Missionsgebäuden entfernt, bereits zu bauen anfingen und erklärten, nächstens um (katholische) Missionare schreiben zu wollen. Ende März 1844 aber lockten die Franzosen dem König Glass durch allerlei Ränke (und nachdem er, wie er öfter that, zu tief ins Glas geschaut hatte) bei Nacht die Unterzeichnung einer Schrift ab, welche sein Gebiet unter französischen Schutz, d. h. Botmäßigkeit brachte. Ein von allen einflußreichen Männern des Gebiets dem gerade anwesenden Gouverneur vom Senegal und Befehlshaber aller französischen Truppen in West-Afrika überreichter Protest ward von diesem zerrissen und der Ueberbringer schimpflich fortgejagt; die betreffende Gebietsübergabe aber, ungeachtet der von den Häuptlingen an Louis Philipp übersandten Darstellung des wahren Sachverhalts, von diesem anerkannt, und im Mai 1845 erschien eine französische Kriegsbrigg unter Kapitän Fournier, um die Uebernahme des Gebiets zu bewerkstelligen. Als die Eingebornen Widerstand leisteten, wurde King-Glasstown zunächst in Blokadezustand erklärt, am 26. Juli aber ein förmlicher Angriff auf die Ortschaften gemacht, selbst in die Missionskirche und auf die Mis-

sionsgebäude trotz der hier ausgesteckten amerikanischen Flagge vom Schiffe aus mit Kanonen geschossen. Die Eingebornen flohen in die Wälder, ihre Wohnungen wurden geplündert, und am 8. August wehte die französische Flagge auf allen Mpongwe-Ortschaften zu beiden Seiten des Gabun. Nur wenige Eingeborene waren aus ihrer Zerstreuung zurückgekehrt, die Schulen waren eingestellt, die Gemeinden zerstreut, die so schön begonnene Missionsthätigkeit fast dahin; die Stationen am Gabun lagen unversehens auf französischem Gebiete. Doch war schon im Dezember alles wieder still, die Schulen bis auf eine wieder eröffnet und ebenso stark besucht als vorher, die Zuhörer in der Predigt eher noch zahlreicher und zum Theil selbst aufmerksamer; einige einfache Predigten in der Landessprache wurden zum Vorlesen gedruckt. Zwar drohte im folgenden Jahre von der beabsichtigten Verlegung der katholischen Mission auf Kap Palmas der Mission am Gabun, wo auch die Norddeutsche Missionsgesellschaft im Jahre 1847 einen vergeblichen Versuch zur Begründung einer Niederlassung machte, neue Gefahr, so daß Wilson schon an eine Uebersiedlung nach Kap Lopez, 60 Meilen südlich, oder Kap St. Katharina, 100 Meilen weiter südwärts, dachte; doch sie ging zunächst glücklich vorüber, und die amerikanische Mission am Gabun nahm einen gedeihlichen Fortgang. Ihre Arbeiten beschränkten sich seit 1848 nicht blos auf das Mpongwe-Volk, sondern wurden auch auf die benachbarten Bakele- und Schikanistämme ausgedehnt, während die Gemeinde unter jenem bereits 20 Kommunikanten zählte. Waren auch die katholischen Missionare an Zahl den protestantischen überlegen, so wurden doch diese von den Civil-Behörden geschützt, und im Jahre 1853 wurde nicht blos in der Mpongwe-Sprache zu Baraka, wie jetzt King Glasstown genannt wird, sondern auch in der Bakele-Sprache zu Olandebenh (Olandebenk, nordöstlich 3 Meilen von dort an einem Küstenflüßchen gelegen) das Evangelium gepredigt. Von Nengenenge aus endlich, am Zusammenfluß des Nkama und Bakwe, die zusammen den Orombo-Mpolo (den in die Gabunbucht mündenden Fluß) bilden, etwa 60 Meilen oberhalb Baraka, hoffte man auch zu den Pangwe's vorzudringen, die „aus ihren alten Sitzen herabkommend dem Missionar entgegenzuziehen scheinen", ein schönes fruchtbares und gesundes Land bewohnen, und zuvor nie einen Weißen gesehen. Am Gabun selbst aber waren im Juli 1855 innerhalb 2 Stunden Entfernung mehr als 40 Ortschaften, wo die Missionare freien Zutritt hatten und stets willkommen waren, so daß man auf Gründung neuer Außenstationen und Schulen dachte. Zu schnelle Erfolge aber durfte man sich nicht versprechen. Die kleine Gemeinde zu Baraka zählte ja damals erst 12 Mitglieder.

Die kleine Insel **Corisco** liegt einige Meilen nördlich von der Mündung des Gabun in der schon erwähnten Bai. Dort haben die amerikanischen Presbyterianer eine Mission, die als Ableger von der Mission dieser Denomination in Liberia hier 1850 gegründet ist. Da das ungünstige Klima jenes Landes der presbyterianischen Mission verschiedene Arbeiter gekostet hatte, gingen 1849 Missionar Mackey und Simpson auf eine Untersuchungsreise. Die verhältnißmäßig gute

Gesundheit, deren sich die Missionare des American Board am Gabun erfreuten, lenkte sie auf diese Gegend. Die genannte Insel schien den Erfordernissen zu entsprechen. Auch gehört ihre 4000 Seelen starke Bevölkerung zu dem Mbenga-Stamme, der die gegenüberliegende Küste inne hat, so daß sich von Corisco aus auch dahin die Arbeit leicht ausdehnen ließ.

In dem genannten Jahre wurde die Mission begonnen. Die Arbeiten beschränkten sich zunächst hauptsächlich auf die Schulen. Allmählich aber gewannen die Missionare das Vertrauen der Bevölkerung, wozu Mackey's medizinische Kenntnisse viel beitrugen. Es konnten 3 verschiedene Stationen gegründet werden: Evagasimba, Ugovi und Alongo. Das mit einem Boote leicht zu erreichende Festland wurde wiederholt besucht und später auch hier mehrere Stationen angelegt, deren Leitung eingebornen Gehülfen anvertraut wurde. Die Hoffnung aber, daß Corisco für Westafrika das werden sollte, was die Insel Jona einst für England war, stellte sich doch auch bald als zu kühn heraus.

13. Neuere Entwicklung und jetziger Stand der Mission in Westafrika.

Ueberschauen wir nun noch einmal die Küste von Westafrika und sehen, was dort aus der Mission bis zur neusten Zeit geworden ist. Wir betrachten von Norden beginnend die einzelnen Felder der Reihe nach.

a. Senegambien.

Die französischen Kolonien in Senegambien hatten in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen. St. Louis, nicht weit von der Mündung des Senegal, und die kleine Insel Gorée in der Nähe des Kap Verde waren die Hauptplätze des großartigen Handelsverkehrs geworden. Dazu wurde 1860 ein großes Gebiet am Casamance-Flusse, der sich südlich vom Gambia ins Meer ergießt, eine französische Besitzung. Die Gelegenheit, die sich unter diesen Verhältnissen für Missionsunternehmungen darbot, wurde zunächst von katholischer Seite wahrgenommen. Besonders sind die Stationen in dem Distrikte von Gorée zu erwähnen, und zwar Dakar am Kap Verde und Joseph und Joal weiter südöstlich im Bereiche des Joloffenreiches Salum, wo der Mission durch französische Bajonette Schutz und Nachdruck gegeben wurde. Doch hat die hingebende Thätigkeit der barmherzigen Schwestern in Schule und Hospital auch hier viel zu den anerkennenswerthen Erfolgen beigetragen.

Aber auch die evangelischen Missionsfreunde in Frankreich regten sich, um hier etwas zu thun, besonders als ein evangelischer Gouverneur der französischen Besitzungen, Faidherbe, dazu ermunterte. Die Pariser Missionsgesellschaft (Société des Missions évangeliques) konnte leider nur einen Missionar für dieses Gebiet stellen, M. Jaques, der 1863 nach St. Louis kam, wo er zunächst die evangelischen Franzosen um sich sammelte.

„Trostlos ist der Anblick bei der Einfahrt in den Strom, wenn man die Barre an der Mündung überwunden hat; am nördlichen Ufer kahle Sanddünen, mit denen der Wind sein Spiel treibt, am südlichen dagegen faule schwarze Sümpfe, die ihre tropische Pestluft ausbrüten. Selbst die Manglebäume, die an solchen Giftplätzen gern gedeihen, treten nur zwerghaft auf, und verstreute kahle Boabab- oder Affenbrodbäume und etliche kränkelnde dünn gesäete Palmen dienen mehr zur Erweckung des Mitleids als zum Schmuck des Ufers. Das erste Bauwerk, dessen der Ankömmling ansichtig wird, sind — die Mauern des Kirchhofs von St. Louis, das unerwünschte Reiseziel so mancher Europäer. Später erscheint St. Louis selbst, erbaut auf einer Insel des rechten Ufers, nach welchem eine Brücke hinübergeschlagen ist, welche die Inselstadt der Europäer mit der Stadt der Schwarzen auf dem Festlande verbindet. Während diese letztere nur aus bienenkorbartigen Strohhütten besteht, findet man im europäischen St. Louis regelmäßige weiß getünchte mit Terrassen und Veranden versehene Häuser, unter denen durch ihre Größe die Kasernen, das Spital und die Regierungsgebäude sich geltend machen. Dazu gesellt sich eine Kirche mit zwei Thürmen, eine Moschee mit Minarets und ein bewimpelter Mastenwald. Wie in jeder Seestadt findet sich auch in St. Louis eine große Mischung von Rassen und Trachten. Unter aller Orten sichtbare europäische Uniformen mischen sich Mauren entblößten Hauptes mit wallendem Haar, Fula's mit echt afrikanischem Kopfputz, das Haar in unzählige Zöpfchen geflochten, endlich athletische Bambara-Neger unter schweren Lasten einherschreitend. Von 8 Uhr Abends aber bis Mitternacht tanzt ganz Afrika, wenigstens das Afrika, welches südlicher liegt als etwa der 20. Breitengrad. Die Musik aber besteht meist nur aus dem Klatschen der Hände und einer von den Tanzenden selbst gesungenen Melodie."

Missionar Jaques aber machte sich bald an die Erlernung der Joloffen-Sprache, da seine Hoffnung, auch den Heiden in der französischen Sprache, die sie sich im Handelsverkehr zum Theil angeeignet haben, nahe zu kommen, getäuscht wurde. Von geistlichen Dingen verstanden sie nichts in der fremden Sprache. Indessen die Mission zu St. Louis hatte verschiedene Schwierigkeiten. Günstiger schien die Gegend am Casamance zu sein, namentlich die Faktorei Sedhiu. Die Gesellschaft gab die Erlaubniß, dort die erste Station anzulegen, und versprach bald Verstärkung zu senden. — Von den Joloffen oder Wolof, wie dort der Name gesprochen wird, heißt es übrigens: „Sanft, kindisch, eitel, unvorsichtig und apathisch, sind sie doch tapfer. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. Von Natur sehr mäßig (?) ergeben sie sich doch beklagenswerther Weise dem Trunke. Mit den Franzosen leben sie meist in gutem Einvernehmen." Schon machte Jaques in ihrer Sprache Fortschritte, hatte auch bereits in Missionar Andrault einen Gehülfen erhalten, als er 1865 seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren mußte. An seine Stelle trat im folgenden Jahre Missionar Lauga, der in dem Dörfchen Dagorne bei Sedhiu, wo die Station sich befindet, eine kleine Schule im Gange fand. Leider wurde derselbe bald nach seiner Ankunft durch den Tod hingerafft. Seine Stelle wurde durch Missionar Guidinet wieder besetzt, der aber auch bald starb.

So wollte es denn nicht recht vorwärts gehen mit dieser Mission. Die Lage erwies sich als ungesund; der Aufenthalt daselbst für Europäer höchst kostspielig, da sich der Ackerbau der Eingebornen nur auf die Kultur der Grundnuß beschränkt und die Lebensmittel von Gorée oder direkt von Frankreich importirt werden müssen. So wurde denn, nach eingeholter Erlaubniß der Regierung 1868 beschlossen, die Hauptstation nach St. Louis zu verlegen und Sedhiu nur noch als ein

Filial beizubehalten. Missionar Andrault befand sich in der Heimat und sollte mit 2 Gehülfen abgesandt werden, um sich in St. Louis einzurichten. Da kam von dort die Kunde von furchtbaren Verheerungen durch die Cholera. Nachdem die Seuche erloschen, war die Jahreszeit der Sumpffieber wieder da. So wurde denn die Uebersiedlung bis zum Sommer 1869 hinausgeschoben. Der Genannte mit Missionar Preen und Villeger traf denn auch um jene Zeit endlich in St. Louis ein. So freundlich sie auch dort von ihren Landsleuten aufgenommen wurden, machte man ihnen doch nicht viel ermuthigende Aussichten. „Die Schwarzen", sagte man ihnen, „sind wenig zugänglich. Wenn man sie über unbedeutende Dinge unterhält, so hören sie wohl, aber sowie man von ernsten Dingen zu ihnen redet, halten sie sich die Ohren zu und gehen ab. Alle Welt sagt, daß sich nichts mit ihnen machen läßt — ich aber (fügt der Missionar hinzu) glaube, daß es viel unter ihnen zu thun gibt."

Doch war die Wirksamkeit der Missionare auf die evangelischen Franzosen beschränkt. Andrault machte eine Reise nach Sedhiu, wo er von seinen schwarzen Freunden aufs herzlichste empfangen wurde. Sie beklagten sehr, daß er nicht ferner bei ihnen wohnen wolle. Er versprach, zuweilen sie zu besuchen, und machte der Missionsgesellschaft den Vorschlag, einen bewährten Christen am Gambia oder aus Sierra Leone dort als Katechet anzustellen, nachdem er sich eine Zeitlang in Frankreich aufgehalten habe, um sich die französische Sprache anzueignen.

Erst im Juli 1870 wurde eine Schule zu St. Louis mit 50 Schülern eröffnet. Eine Mädchenschule war trotz aller Bemühung noch nicht zu Stande zu bringen. — Große Fortschritte scheint diese Mission auch bisher nicht gemacht zu haben, denn im letzten Jahresberichte wird sie mit 1 Kommunikanten und 60 Schülern aufgeführt.

Am **Gambia** finden wir die Mission der wesleyan. Methodisten noch auf die beiden Plätze beschränkt, die sie bereits vor 40 Jahren inne hatte: Bathurst und Mac Cartys Insel.

Bathurst liegt auf der niedrigen meist mit Mangrove-Wäldern bedeckten Insel St. Mary, deren westlicher Theil durch einen Flußarm, Oyster Creek, vom Festlande getrennt ist. Die Straßen der Stadt, auf denen man bis an die Knöchel in den weißen blendenden und heißen Sand einsinkt, sind belebt von sehr gemischter Bevölkerung, von dem fast nackten Schwarzen bis zu dem unter dem Fieberklima noch mehr erblichten Weißen.[1]) Neben dem muhammedanischen Marabu in langem weißen Gewande zeigt sich der civilisirte Neger oder Mulatten-Dandy in blauem oder

[1]) Hier wie in den meisten westafrikanischen Kolonien wird übrigens dem Klima mehr aufgebürdet als ihm zukommt, nämlich das ganze Elend, das sich die Weißen mit ihrer Trunksucht zuziehen, der sie mit wenigen Ausnahmen ergeben sind. „Brandy and Water" (Branntwein und Wasser) ist das gewöhnliche Getränk, das bei der drückenden Hitze in Massen genossen seine verderblichen Wirkungen nicht verfehlen kann. Außerdem aber treibt die Gewohnheit weiter zu dem Genuß von Spirituosen, und mancher Europäer wird selbst vor den Eingebornen zum Gespötte. Ein Schwarzer machte einmal in Bathurst einem betrunkenen Weißen die ernste Vorhaltung: Dat's de way for drinkum (das kommt vom Trinken)! Völlerei und andre Laster thun oft das Ihrige, um dem tödtlichen Klima in die Hand zu arbeiten.

chokoladenfarbenen Leibrock mit blanken Knöpfen, mit straffen Nankinbeinkleidern und der dicken goldenen Uhrkette, der mit geziertem Benehmen beim Grüßen den weißen Filzhut nur sehr gemessen lüftet, oder nur mit dem feinen Rohrstöckchen den Rand desselben berührt. Der entsprechende weibliche Theil wird von einem Augenzeugen als „wandelnde Tulpen" bezeichnet. In der Mitte der fünfziger Jahre wurde die Stadt trotz einiger hübschen und großartigen Gebäude, die sie enthält, doch als ein elender Ort bezeichnet, in dem kein Gasthaus und kein Barbier vorhanden sei. Auf dem Markte seien nur wenig für Europäer angemessene Lebensmittel zu finden, so daß diese meistens von Sierra Leone eingeführt werden müßten. Es sei dies ein Zeichen von der niedrigen Stufe der Kultur der umwohnenden Eingebornen. Diese sind auf der, übrigens nur noch an ein paar Plätzen bewohnbaren Insel St. Mary meistentheils Joloffen; ebenso auf dem gegenüberliegenden Festlande, das zum britischen Gebiete gehört; während weiter südlich das Reich Kombo von Mandingo's bewohnt ist. Das letztere gilt auch von dem unter britischer Protektion stehenden gegenüberliegenden Ufer auf der rechten Seite des Stromes, das von dem Mandingo-Reiche Barra annektirt worden ist.

Das Klima, das einem weißen Missionar kaum gestattet, ein paar Jahre auf diesem Felde zu arbeiten und daher es nie zu einer Aneignung der Sprache der Eingebornen kommen läßt, ist das eine schwere Hinderniß dieser Mission. Der Missionar muß sich also auf die ein verdorbenes Englisch redende schwarze Bevölkerung der Stadt beschränken, während die Joloffen nur von eingebornen Helfern bedient werden können, oder ihnen durch einen Dolmetscher gepredigt wird. Ein anderes Hinderniß sind die Mandingo's mit ihrem fanatischen Islam; ein drittes die katholische Mission, die zu Zeiten der evangelischen Abbruch gethan hat. — Außer in Bathurst waren an verschiedenen Stellen des britischen Gebiets evangelische Gemeinden gesammelt. wie zu Cape St. Mary, Bako Konko, Jeschwang, Sabbagi u. a., sowie dem auf dem rechten Ufer des Gambia gelegenen Barra Point. 1854 zählten diese Gemeinden, wie oben bemerkt, 577 Mitglieder. Im Jahre 1862 finden wir die Zahl 575. Die Gemeinde war also in den 8 Jahren — wenn nicht besondere Schwankungen stattfanden — an äußerem Umfange sich gleich geblieben.

Zu Ende des genannten Jahres aber begann eine merkwürdige Gnadenzeit, wie die Berichte sagen. Die Revivals, die auf andern Missionsfeldern fast vorübergegangen waren, begannen nun auch hier.

„Nach dem Abendgottesdienst hielten wir eine Gebetsversammlung, und fast sobald als wir begonnen hatten, suchten 7 Personen den Herrn und waren in großer Pein um ihre Seelen. Einige rangen frei zu werden, andre lagen als wenn sie todt wären. Bald erfuhren 2 Männer die Freiheit der lieben Gotteskinder, und als die Fesseln der Sünde gebrochen waren, sprangen sie auf ihre Füße, hüpften und lobten Gott. Die andern 5 kamen an jenem Abend nicht durch die enge Pforte, aber seitdem sind sie hindurch gekommen." — Von einem andern Gottesdienst heißt es: „Bald kam die Befreiung, einer der „Sucher" fand Frieden. Nie werde ich vergessen, wie gnadenvoll die seelenrettende Kraft sich offenbarte, als die zweite Seele mit ihrem Herzen an die Rechtfertigung glaubte. Sie war 2 Stunden lang wie todt gewesen; aber der Herr erhob sie aus dem Grabe der Sünde und wir fühlten alle die Kraft, die sie zum Glauben brachte, als sie in einem Nu auf ihre Füße sprang. Das Lächeln auf ihrem Gesichte sagte, was Gott an ihrer Seele gethan. Sie erhob ihre Hände und schrie mit aller Macht: „Preis sei Gott; er hat meine Seele gerettet".[1]) Ein junger Mann, der nur im Vorübergehen ohne Absicht in die

[1]) Wesleyan Missionary Notices 1863 p. 70—71.

Kapelle eingetreten war, wälzte sich in großem Kampfe auf dem Boden. Er war wie wahnsinnig und 3—4 Männer mußten ihn halten. — Auch er fand zuletzt Gnade, sprang auf und rief: Ich bin bekehrt, ich bin bekehrt![1])

Diese Revivals müssen allerdings in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen, wenn man bedenkt, daß dabei zum Theil sogar durch Dolmetscher operirt wurde. Doch es war eine Bewegung, die durch ganz Bathurst und die Umgegend ging. Selbst Katholiken wurden mit hineingezogen und schlossen sich den Methodisten an. Ungefähr 300 Personen bekannten Gnade gefunden zu haben. So sehen wir denn bald die Mitgliederzahl bedeutend steigen. Im Jahresberichte von 1865 (die beiden vorhergehenden sind mir leider nicht zur Hand) findet sie sich angegeben mit 848. Aber auch hier ging es wie anderwärts mit den Revivals, daß auf die Flut die Ebbe folgte. Von Jahr zu Jahr sehen wir eine Abnahme der Gemeinde. Als 1869 auch die Cholera, die furchtbar in Bathurst wüthete, die Reihen der Methodisten lichtete, war ihre Zahl auf 509 gesunken. Zwar hob sie sich darnach wieder um 100, beträgt aber doch in neuster Zeit wieder nur 613. Die Berichte geben in den inneren Stand der Gemeinde fast gar keinen Einblick. Es ist die Rede von dem Gesundheitszustande der Missionare, von dem Besuche der Gottesdienste und Schulen (welche letzteren gewöhnlich gegen oder über 400 Schüler zählen), von der Reparatur der Gebäude und andern äußeren Dingen. Wäre aber von dem inneren Entwicklungsgange nichts Günstigeres zu berichten als von dem äußeren Gange, indem diese Gemeinde seit 23 Jahren nur um 38 Glieder gewachsen ist, so könnte man wohl nicht annehmen, daß diese Mission sich bis jetzt in gesundem Zustande befindet. Ueberhaupt scheint die Anwendung der methodistischen Form für das Temperament des Negers doch bedenklich zu sein.

Nicht viel erfreulicher lauten die Berichte von der andern Station, auf der weit im Innern gelegenen Mac Carthy Insel. Das noch viel ungünstigere Klima dieser innerhalb des Flusses gelegenen und meist im verderblichen Pesthauch gehüllten Insel hatte den Ausschluß ansässiger europäischer Missionare geboten. Nur eingeborne Prediger konnten dort wohnen; jene aber beschränkten sich auf einzelne Besuche. Nachdem jedoch die Truppen von jenem Platze zurückgezogen sind, ist die Mission, für die zuweilen sogar nicht einmal ein eingeborner Prediger zu haben war, weiter und weiter zurückgegangen. Die Berichte zeigen eine stetige Abnahme der Gemeinde, die in neuster Zeit noch 81 Kommunikanten und 74 Schüler zählte. Von den weitgehenden Aussichten, von dort aus die Stämme im Innern zu evangelisiren, ist natürlich jetzt nicht mehr die Rede.

[1]) Wesleyan Missionary Notices 1863 p. 163.

b. Die Mission am Rio Pongas.

Gehen wir von Senegambien aus weiter der Küste nach, so finden wir bald nach Ueberschreitung der Grenze von Oberguinea ein neues, oder vielmehr ein wieder eröffnetes Missionsfeld am Rio Pongas, wo zu Anfang dieses Jahrhunderts die englisch-kirchliche Gesellschaft ihre Susu-Mission gehabt hatte. Die neue Mission aber kam von einer andern Seite. In kirchlichen Kreisen Westindiens war ein reges Interesse erwacht an der Verkündigung des Evangeliums in dem Heimatslande der Neger. Besonders auf Barbados fand dasselbe einen Anhalt an dem dortigen Codrington College[1]), das ja ursprünglich zur Ausbildung von Missionaren gegründet war. Am 150jährigen Jubiläum der Society for the Propagation of the Gospel am 16. Juni 1851 bildete sich dort im Anschluß an diese Gesellschaft ein Missionsverein unter dem Namen: West Indian Church Association for the Furtherance of the Gospel in Western Africa. Es vergingen jedoch noch 4 Jahre, ehe die Aussendung eines eignen Missionars bewerkstelligt werden konnte. Nach eigenthümlicher Führung bot sich der 60jährige Prediger H. J. Leacock, ein von englischen Vorfahren abstammender Westindier, nachdem ihm seine Frau durch die Cholera entrissen war, für das Unternehmen an. 1855 reiste er, von einem farbigen Prediger Duport begleitet, über England, wo er seiner Sache Freunde zu gewinnen suchte, nach Sierra Leone. Dort wurden verschiedene Felder für die neue Mission in Vorschlag gebracht. Endlich entschied sich Leacock für den Pongas, welche Gegend ihm von einem dort verkehrenden Kaufmann als günstig empfohlen wurde.[2])

Inzwischen aber war dort die Ankunft des Missionars längst vorbereitet. Richard Wilkinson, einer der Häuptlinge jenes Gebietes, hatte einst mit zu den Schülern der englisch-kirchlichen Mission gehört, war später auch selbst in England erzogen und bekehrt worden. Nach seiner Rückkehr aber war er, namentlich seitdem er die Häuptlingswürde bekleidete, durch den Einfluß des Sklavenhandels und des ihn umgebenden Heidenthums in das letztere wieder zurückgesunken. Im Jahre 1835 aber, als er mit schwerer Krankheit heimgesucht war, erwachte ihm das Gewissen. Er beschloß von da an täglich zu beten, daß Gott ihm einen Missionar zusende, der ihm wieder den rechten Weg weisen könnte. Um die Zeit nun, als Leacock schon in England war, hatte der Sohn dieses Häuptlings einen Traum, indem er einen Missionar vom Landungsplatz in das Haus kommen sah. Der Vater war dadurch überzeugt, daß nun sein Gebet bald erhört werde. Einige Monate später erhielt er einen Brief von jenem Kaufmann, der ihm bekannt war und die Missionare ihm empfahl.

---

[1]) Vergleiche oben I, 3. S. 118.

[2]) Der Handel jener Gegend ist vorzugsweise in den Händen von Franzosen, die dort auch verschiedene Faktoreien angelegt haben, jedoch ohne daß das Land in politischer Abhängigkeit von Frankreich stände.

Wilkinson wohnte in Fallangia an dem sogenannten Kleinen Pongas, dem südlichsten der Flüsse, die sich in der Pongas-Mündung vereinigen, etwa 5 deutsche Meilen von der Küste entfernt. Näher der letzteren liegt Tintima, die Stadt des damaligen Häuptlings Kennyback Ali, der früher mit der englischen Regierung einen Vertrag geschlossen hatte und infolge davon eine Pension von derselben bezog. Hieher wurde Leacock mit Duport durch die Güte eines Marineoffiziers mit einem Kriegsschiff gebracht, und gedachte daselbst seine Arbeiten zu beginnen. Der elende Häuptling, der mit seinen 20 Weibern weder Christ noch Muhamedaner war, obgleich er sich wohl für den einen oder den andern ausgab, nahm die Missionare nur aus Rücksicht auf seine Pension auf, setzte sie aber in einer jämmerlichen Hütte allen Plackereien seiner Leute aus. In dieser Lage überraschte sie der junge Lewis Wilkinson, der in einem Bote kam, um sich nach ihnen zu erkundigen. Leacock war nicht wenig überrascht, sich von dem jungen Mann in fließendem Englisch angeredet zu hören. Dieser nahm ihn dann sofort mit sich und brachte ihn noch denselben Abend zu seinem Vater. Der alte Wilkinson aber ergriff die Rechte des Missionars mit beiden Händen und rief: „Willkommen, lieber Herr, du Diener des Höchsten, sei willkommen unter diesem niedrigen Dach." Nachher stimmte er bewegt das Te Deum an. Der Sohn bestätigte darauf, daß Leacock ganz dem Missionare gleiche, den er im Traum gesehen habe.[1])

Damit war Fallangia als der Ort der zu errichtenden Mission entschieden. Die Erlaubniß dazu mußte freilich erst von dem Könige von Dembia, Jelloram Fernandez, eingeholt werden, dem Wilkinson untergeordnet aber zugleich auch verwandt war. Die Einrichtung der Station jedoch wurde unterbrochen durch eine Krankheit der Missionare, während welcher sie von dem für ihr Leben besorgten Gouverneur in einem Schiffe nach Sierra Leone abgeholt wurden. Nach ihrer Wiederherstellung wurde die Arbeit zu Fallangia aufgenommen. Duport konnte eine Schule einrichten. Der alte Wilkinson selbst diente bei den Gottesdiensten als Dolmetscher. Leacock aber sollte nicht lange unter den Heiden arbeiten. Krank wurde er 1856 wieder nach Freetown gebracht, wo er nach einigen Monaten heimging.

Duport, der inzwischen allein weiter gearbeitet hatte, erhielt vom Bischof von Sierra Leone die Weihe zum Diakonus und trat nun in das volle Amt eines Missionars ein. Schon im ersten Jahre hatte er mehrere Bekehrte gesammelt. Auch war auf einem vom Häuptling geschenkten Platze der Bau einer Kirche begonnen. Im folgenden Jahre erhob sich die Feindschaft der Heiden,[2]) um die Kirche zu zerstören, aber der Plan ward vereitelt. Missionar Higgs, der darauf eintrat, starb bald nach seiner Ankunft in Fallangia. Noch vor Ablauf des Jahres 1857 wurde ein zweckmäßiges Missionshaus dort fertig. Auch übersetzte

[1]) H. Caswall, The Martyr of the Pongas, London 1857 p. 154 ff.

[2]) Heidnische Susu's bilden die Hauptbevölkerung, doch wohnen unter ihnen viele muhamedanische Mandingo's und Fula's, die auch als Händler mit Elfenbein, Wachs u. s. w. zahlreich aus dem Innern kommen und zugleich den Islam hie und da mit Erfolg ausbreiten.

Duport das Common Prayerbook in die Susu-Sprache. Als im nächsten Jahre Missionar Neville aus England eintraf, fand er schon 173 Getaufte vor und 100 Kinder in der Schule. Er machte verschiedene Missionsreisen, unter andern auch eine nach Bramia am Dembia-Fluß zu dem König Jelloram Fernandez, der der Mission keineswegs günstig gestimmt war, und bei dem Neville selber knapp der Gefahr entging.

Im Jahre 1860 wurde die Mission verstärkt durch Missionar A. Philipps, einen jungen westindischen, und J. Dean, einen englischen Geistlichen. Neville aber ging zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit für eine Zeit nach Teneriffa. Dem ersteren der neuen Missionare gelang es, eine zweite Station zu Domingia zu gründen, an dem Großen Pongas, der durch Vereinigung des Bangalong- und des Fatallah-Flusses entsteht. Dort wohnt ein andrer Sohn des alten Wilkinson, Charles; die Gegend aber steht nicht unter Jelloram Fernandez, sondern unter König Katty und dem Häuptling Faber, die sich beide der Mission günstig zeigten. Es gab dort einen günstigen Anfang. Duport vollendete inzwischen die Susu-Uebersetzung der Evangelien, Briefe und Psalmen.

Das Jahr 1861 brachte manche Veränderung. Dean erlag dem Klima, bald nach ihm Neville; Philipps mußte um seiner Gesundheit willen nach England gehen. Duport wurde zum Presbyter ordinirt. Der alte Wilkinson starb und sein Sohn Lewis wurde sein Nachfolger. Aus Barbados aber wurde dem nun wieder alleinstehenden Duport ein farbiger Zögling des Codrington Collegs, Mr. Maurice, zur Hülfe gesandt. Noch ehe er eintraf, war die Kirche und das alte Missionshaus (neben dem inzwischen ein zweites entstanden war) ein Raub der Flammen geworden. Doch reichliche Gaben aus England und Westindien machten einen baldigen Neubau möglich.

Im folgenden Jahre finden wir auch den Missionar Philipps noch einmal auf seinem Posten, den er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Schon konnte mit 33 Personen das heil. Abendmahl gefeiert werden. Von Barbados siedelte die farbige Familie Morgan als Lehrer und Helfer sich zu Fallangia an. Auch die Station Domingia machte Fortschritte und es konnte von dort aus in Yengisa (1 Meile östlich) ein Lehrer angestellt werden. Eine Hungersnoth drückte die Bevölkerung. Auch erwuchs der Mission durch Untergang eines von der Gesellschaft angeschafften kleinen Schiffes, durch das der Verkehr mit Sierra Leone vermittelt wurde, großer Schade. Es wurde jedoch durch ein neues ersetzt. Schon damals faßte man die Los-Inseln (Ilhas de los Idolos — Götzen-Inseln) als Ort einer neuen Station, die zugleich ein Sanatorium für die Arbeiter der andern Stationen werden sollte.

1864 war in Domingia eine neue Kirche fertig, und bei ihrer Einweihung konnten 27 Personen, an ihrer Spitze Charles Wilkinson, getauft werden. Im ganzen belief sich damals die Zahl der Getauften auf beiden Stationen auf 420. Auch war ein inneres Wachsthum an christlicher Erkenntniß und Gesittung nicht zu verkennen, und ein besonderer Fleiß in irdischen Dingen dankte seinen Antrieb auch jeden-

falls der Mission. Derselbe zeigt sich besonders deutlich in der Angabe eines Kaufmanns, daß er in neuerer Zeit aus Fallangia soviel Produkte erhalte als aus 6 andern Städten zusammen.

In den folgenden Jahren wuchs die Pongas-Mission unter ausschließlicher Leitung farbiger Missionare und Lehrer. Doch auch hier sollte sich zeigen, daß nicht alles nach dem Wunsche der Missionsfreunde geht. Es kamen Zeiten der Sichtung, in denen viele von den Bekehrten kalt wurden. Der Islam machte nicht geringe Fortschritte und ein großer Theil der Bewohner Fallangia's bekennt sich zu demselben. Die benachbarte Stadt Lagbe ist ganz von Muhamedanern bewohnt. Auch die Polygamie zeigte sich als ein schweres Hinderniß. 1868 finden wir außer verschiedenen Gehülfen die beiden westindischen Missionare Doughlin und Turpin thätig. Inzwischen war auch die Station auf den Los-Inseln gegründet. Diese gehören zum britischen Gebiet und die Regierung gab die nöthigen Grundstücke bereitwillig her. Obgleich nur von 500 Menschen bewohnt, haben diese Inseln doch ihre Bedeutung durch die Fischerei, die viele Sierra Leone-Leute, ja auch amerikanische Walfischfahrer hierher führt. Die westliche Insel heißt Fotuba (Fotabar), hier ist die Station angelegt, die von einem Katecheten geleitet und von den Missionaren regelmäßig besucht wird. Auch hier wird übrigens die Susu-Sprache mit geringen dialektischen Abweichungen gesprochen. Später nahm Missionar Turpin dort seinen Wohnsitz. 1869 fand eine Visitation dieses Feldes statt, bei der sich zwar manches Ungünstige, immerhin aber noch manche erfreuliche Seite herausstellte.

In neuster Zeit enthalten die Jahresberichte der Propagation Society keine Berichte über die Stationen auf dem Festlande, die völlig an die selbständige Westindische Missionsgesellschaft übergegangen sind. Das Interesse der anglikanischen Kirche in Westindien an dieser Mission ist soweit gestiegen, daß jede der dortigen Diözesen eine besondere Station zu erhalten beschlossen hat. Antigua wird zu diesem Zwecke eine neue Station am Rio Nunnez anlegen. Die Station auf den Los-Inseln aber steht ganz unter Leitung der oben genannten englischen Gesellschaft. In den letzten Jahren zählte die christliche Gemeinde dort 112 Mitglieder.

c. Sierra Leone.

Wir haben oben die Entwicklung der Mission in dieser merkwürdigen Kolonie bereits bis in die Zeit verfolgt, in der dieselbe mehr und mehr den Charakter eines christlichen Landes annahm. Die Gründung des Bisthums Sierra Leone im Jahre 1852, die wesentlich zur einheitlichen Organisirung der Kolonial-Kirche beitrug, ist oben bereits erwähnt worden. Leider wurden die trefflichen Männer, die dieses verantwortungsvolle Amt zunächst bekleideten, schnell nach einander vom Klima hingerafft (Dr. Vidal — 1855, Dr. Weeks — 1857, Dr. Bowen — 1860). Erst Dr. Beckles durfte ein ganzes Jahrzehnt in demselben arbeiten. Der jetzige Bischof ist Dr. Cheetham seit 1870. Die unter der Pflege der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft stehenden Gemeinden waren mehr und mehr erstarkt. Kirchen und Schulen waren gefüllt.

Das theologische Seminar in Fourah-Bai hatte eine größere Anzahl von Hülfspredigern geliefert, deren einige für die Ordination fähig befunden wurden.[1]) So war denn alles soweit, daß die Missionsgesellschaft ihre Aufgabe der Erfüllung entgegen gehen sah und daran denken konnte, allmählich die Hand zurückzuziehen und die junge Kirche auf eigene Füße zu stellen. Dieser wichtige Schritt wurde zuerst mit mehreren Gemeinden im Jahre 1861 vorgenommen, und damit der Markstein gesetzt, von dem die selbständige anglikanische Negerkirche in Westafrika datirt.

Suchen wir uns aber von Sierra Leone ein anschaulicheres Bild zu machen. Nach dreiwöchentlicher Reise im englischen Postdampfer erblicken wir zunächst die fernen Berge, die wie Wolken sich über den Horizont erheben. Immer deutlicher treten sie hervor, bis sie in ihrer ruhigen Majestät vom Fuß bis zum Gipfel im Gewande der Tropenflora mit ihrem mannigfachen Grün vor uns liegen. Fremdartig muthet dich die Landschaft an. Hier sind keine regelmäßig getheilten und wohl beackerten Felder, keine sorgfältig eingehegten Gärten mit schmucken Villen, keine Wiesengründe mit grasenden Heerden. Unregelmäßige Cassada[2])-Pflanzungen on den Berggeländen fallen am meisten in die Augen und da, wo der Boden keine Kultur gestattet, weite Strecken jenes hohen Grases, in dem das weidende Rindvieh ganz verschwindet. Die Gipfel sind bedeckt mit undurchdringlichem Dickicht, dem Aufenthaltsort von Affen, Gazellen und Leoparden. Der Fuß der Berge, unmittelbar am Meeresufer ist gesäumt mit einem dichten Kranze von gefiederten Palmen, breitblättrigen Bananen, die unter der Last ihrer Fruchtbüschel sich beugen, Mangobäumen, deren gelbe Früchte aus dem dunkeln Laube hervorleuchten, und den mächtigen Baumwollenbäumen, deren weiße seidenartige Flocken ein Spiel des Windes sind.[3])

Wir aber dampfen weiter hinein in das breite Aestuarium des Sierra Leone-Flusses, zur Linken die flachen sumpfigen Ufer der Bullom-Küste, über der des Abends der gelbe Pestdunst lagert. Doch nun fällt der Anker und drüben auf der andern Seite hast du ein Bild vor dir, das dich bei einigen Abstraktionen wohl an eine schön gelegene größere europäische Stadt erinnern mag. Da liegt Freetown am Fuße eines zweikuppigen Kegelberges, den es mit seinen regelmäßig angelegten Straßen ganz umschließt. Mehrere bedeutende Gebäude, namentlich die Kathedrale mit dem stumpfen viereckigen Thurm, die Konsulate mit den Flaggen verschiedener Staaten, die Freimaurer-Loge, Missionshäuser u. s. w. treten aus denselben hervor. Die beiden breiten Kuppen des Berges aber sind gekrönt mit den Militär-Baracken und dem Palast des Gouverneurs, diese rechts, jener etwas tiefer zur Linken gelegen. Zwi-

---

[1]) 1860 wurde jenes Institut — aus welchen Gründen finde ich nicht — aufgehoben und erst 1864 wieder eröffnet.

[2]) = Cassave oder Manioka.

[3]) cf. Kölle, im Church Missionary Intelligencer 1855, p. 51 ff.

schen der Stadt und diesen Punkten aber sind Häuschen umgeben von kleinen Gärtchen hin und her zerstreut und schauen mit ihren weißen Wänden freundlich aus dem vollen Grün hervor. Im Hintergrunde zeigen sich die hohen bewaldeten Berge.

Den Lootsen, der uns in seinem Boote von Murphy Point, der äußersten Spitze der Halbinsel, entgegen segelte und an Bord kam, konnten wir schon als Muster der Bevölkerung in Augenschein nehmen. Es ist ein würdiger alter Mann von ruhigem Benehmen. The Reverend Pilot[1]) oder Papa Elliot wird er genannt und scheint allgemein geschätzt und geachtet zu sein. Dieser günstige Eindruck wird aber bald verwischt durch das schwarze Gesindel, das, sobald der Anker fällt, von allen Seiten an Bord geklettert kommt. Unausstehlich sind die zudringlichen Burschen, die grinsend unsre Hände packen und schütteln, uns auf die Schulter klopfen und durch einander schreien: Ah daddie! Well old fellow! — Glad to see e backagain! — Eh Massa do me for good too much to come here![2]) Doch das Gedränge wird noch schlimmer, wenn wir die Landungsbrücke betreten. Auch der weibliche Theil der Bevölkerung wird hier äußerst zudringlich und bietet mit heftigen Gestikulationen und mächtigem Geschrei seine Wäscherinnen-Dienste an. Auch die Burschen, die uns den Weg zeigen, oder die Reisetasche tragen wollen, möchten uns fast zerreißen. Dabei sucht einer den andern herabzusetzen. „Sie haben kein Hemd", „Sie sind kein Gentleman" rufen dem einen, der nur mit zerrissenen Hosen bekleidet ist, seine Kollegen zu. — Mit der bestimmtesten Erklärung, daß wir ihrer nicht bedürfen, werden wir sie noch nicht los. Sie verfolgen uns, und ihre Diensterbietung verwandelt sich in Bettelei. Das Massa, give me a Copper[3]) klingt uns noch lange in den Ohren. Bis vor die Thüre des Gasthauses begleiten sie uns, und einer ist unverschämt genug, nun noch gar Bezahlung zu fordern, daß er uns den Weg gezeigt. Du drohst ihm vielleicht mit dem Rohrstock. Da stellt er sich frech vor dich und ruft grinsend: „Hau doch zu!" Willst du nicht durch schwarze Geschworene deine 20 Pfund Sterling los werden, so mußt du darauf verzichten, dem Jungen seine Unverschämtheit fühlbar zu machen. „Hih, hih!" so schallt es im Gelächter von der ganzen Schaar, „er fürchtet sich, der feige Kerl!"[4]) Wir befinden uns eben in Freetown, der Stadt der Freiheit.

Wir wollen uns durch dies Erlebniß aber nicht zum Vorurtheil verleiten lassen und bedenken, daß es am Landungsplatze jeder großen europäischen Hafenstadt schlechtes Gesindel gibt. Das freilich wollen wir nicht bestreiten, daß die schwarzen Gassenjungen die europäischen an Unverschämtheit bedeutend übertreffen.

Fassen wir aber mit ruhigem Blicke die Stadt in ihrer äußeren

---

[1]) „Der hochehrwürdige Lootse"; er war zu gleicher Zeit Prediger einer Gemeinde der Countess of Huntingdon Connexion.

[2]) He Väterchen! Gut alter Junge! Freu' mich Sie wieder zu sehn! I Massa thun mir gut zu viel, hierher zu kommen. cf. Poole, Life Scenery etc. I, p. 14.

[3]) Copper wird die kleinste Kupfermünze, 1/2 Penny = 5 Mark-Pfennige, genannt.

[4]) cf. Hewett, European Settlements, p. 139.

Erscheinung ins Auge, so werden wir uns durch die 80 Fuß breiten Straßen, die im rechten Winkel einander schneiden, recht angesprochen fühlen. In der Mitte zieht sich der Fahrweg hin, auf dem der rothe Boden sichtbar wird, von dem zu beiden Seiten der Rasen von grünem Bahama-Gras schön absticht. Nette Häuser, massiv oder von Fachwerk, zeugen von Wohlstand. Meist haben sie eine Veranda, so daß man streckenweis vor der glühenden Sonne geschützt im Schatten gehen kann. Doch nicht alle Stadttheile zeigen sich so nett und freundlich. Da sind ganze Straßen, in denen die kleinen Fachwerkhäuser ein recht verfallenes Aussehen haben. Sie sind von Handwerkern bewohnt oder enthalten Kleinkrämerläden, und eine aufgepflanzte Flagge zeigt an, was dort zu haben ist. Beleidigen wir aber nicht jene schwarze Dame, die Band, Zwirn, Nadeln, Nägel oder Salzfische feil hat, indem wir von ihrem Kramladen (shop) sprechen. Die Eitelkeit des Negers nimmt den Ausdruck „Lager" auch für solche Verkaufsstätten in Anspruch. Nicht selten finden sich unter ihnen die Grog stores oder Branntweinkneipen, die stark frequentirt werden. Rev. Poole wenigstens gibt uns den Wink, daß die Polizisten dort am ehesten zu treffen, oder die Dienstboten, die auf einer Besorgung lange ausbleiben, dort hängen geblieben sind. Die Umgebung ist oft nichts weniger als reinlich und zeugt von den wenig entwickelten Anstandsbegriffen, wie sie in den täglichen Gewohnheiten der Bewohner zu Tage treten. Besonders zeigt sich dies in den Vorstädten, die vielfach nur elende Hütten aufweisen, umgeben von dichten Bananenbüschen. Hie und da liegt eine völlig in Trümmern und die Vegetation wuchert darüber, ohne daß sich ein Mensch darum bekümmert. Andre aber, die noch neu sind, zeigen sich hübsch mit ihren weißen Wänden und glatten Strohdächern.

So verschieden aber die Wohnungen von außen erscheinen, so verschieden ist die innere Einrichtung. Da finden wir solche, in denen auch die geringsten Bequemlichkeiten eines kultivirten Lebens fehlen, während andre bereits eine gewisse Behaglichkeit verrathen, und durch die offne Thür erblickt man vielfach gut gearbeitete Möbel, die hier von Negern nach europäischen Mustern angefertigt werden. Gewöhnlich fehlt die Hängematte nicht, in welcher der Hausherr das dolce far niente gründlich zu genießen pflegt. In besseren Häusern finden sich gut eingerichtete Wohn- und Schlafzimmer, während manche sogar mit allem europäischen Luxus bis zum Pianino oder Flügel ausgestattet sind. Mancher Schwarze hat ein Empfangszimmer, dessen Tisch mit Bilderwerken in reichstem Prachtbande bedeckt ist.

Es sind fast ausschließlich Kaufleute, die es zu dieser Höhe gebracht haben. Ihre Geschäftslokale haben sie meistentheils in dem Erdgeschoß ihrer stattlichen, massiven Häuser. Die bedeutendsten Geschäfte werden dort abgeschlossen, und manche Firma in Freetown hat bei jedem großen englischen Handelshause jederzeit einen Kredit von mehreren tausend Pfund Sterling (50—100000 Mark). „Eine Schätzung des Wohlstandes dieser Klasse ist jedoch sehr schwierig. Die Kunstgriffe, deren sich diese Leute bei Kauf und Verkauf bedienen, sind oft überaus schlau erdacht; denn für reich zu gelten könnte bei solchen Gelegenheiten

manchmal den Erfolg beeinträchtigen. Um die Ermäßigung eines Kaufpreises zu erlangen, wird von ihnen oft standhaft ein Schein von Armuth behauptet, der mit ihrer äußeren Erscheinung jedoch nicht vereinbar scheint".[1]) Andre sind noch nicht so weit, Geschäfte in der angedeuteten Ausdehnung zu betreiben. Sie vereinigen sich, etwa 6—8, um eine größere Partie Waaren zu kaufen, die sie nachher theilen und im einzelnen mit großem Profit wieder absetzen. Eine derartige Theilung soll nie Veranlassung zu Streitigkeiten oder Rechtshändeln geben — jedenfalls ein gutes Zeugniß für die Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Betheiligten. — Eine weitere Klasse, die tiefer steht, bilden diejenigen, welche Hausirhandel betreiben mit Manufakturwaaren, oder den Kanoe's auflauern, die Früchte, Geflügel, Reis und andere Produkte nach der Stadt bringen, um die ganze Ladung aufzukaufen und sie auf dem Markte im einzelnen feil zu bieten. Auch in den niedrigsten Klassen von Freetown findet sich der Handel stark vertreten. Die zahlreichen Straßenverkäufer, die mit ihrem Rufe in bestimmten Tönen fortwährend allerlei Lebensmittel, als Fufu, Adschidi, Aballa, Akalary Kabona u. s. w. ausbieten, gehören dahin. Ungeheure Massen von zubereiteten Speisen werden täglich auf diese Weise in Freetown verkauft.

So sehen wir, daß der Handel in dem Leben der Bevölkerung die überwiegende Hauptrolle spielt. Handwerke fehlen nicht; und die freien Afrikaner leisten in denselben Tüchtiges, wie schon angedeutet.[2]) Aber zu einer weiteren Entwicklung der Industrie will es nicht kommen; die Neigung geht nun einmal vorwiegend auf das weniger anstrengende Handelsgeschäft. Und wer nur eine Anzahl Hühner hat, die im Busche ihre Nahrung selbst suchen müssen, geht umher und verkauft die Eier. Nur wer absolut nichts zu handeln hat, sucht sein Brod als Handarbeiter mit Holztragen, Wassertragen oder im Ackerbau. Um 1850 verdiente der Mann bei einer Arbeit von Sonnenaufgang bis 4 Uhr Nachmittags 9 Pence (= 0,75 Mark) während er seine Mahlzeit für $1\frac{1}{2}$—2 Pence haben konnte.

Mit dem Ackerbau aber sieht es nach dem Zeugniß verschiedener Reisender schlecht aus, trotzdem der Boden meistentheils hoher Kultur fähig wäre. „Es scheint das unausrottbare Vorurtheil dieser Leute zu sein", sagt Valdez[3]), der sonst von der Kolonie recht günstig urtheilt, „daß es unter der Würde der Männer sei, sich mit Ackerbau zu beschäftigen; es sei das nur die Sache der Frauen und Sklaven." Alle Kultur hat dieses Vorurtheil nicht besiegen können. Vielmehr zeigt sich grade bei den Negern, die lesen und schreiben gelernt haben, eine noch viel stärkere Abneigung gegen den Ackerbau, denn „das Wissen blähet auf". — Es ist dies ein Punkt, der dem wahren Wohlstande der Kolonie als

[1]) Ferguson bei Wilson, a. a. O. S. 316.

[2]) Dabei ist jedoch zu bemerken, daß der Neger nur nach vorliegenden Mustern arbeitet. Eine selbständige Auffassung der Arbeit sowie alle Erfindungsgabe soll ihm abgehen. Gewiß kommen Ausnahmen vor, die aber im großen und ganzen dieses Urtheil nicht widerlegen.

[3]) Six years etc. I, p. 276.

ein großes Hinderniß im Wege steht. Wie anders könnte es um Sierra Leone stehen, wenn es von einem fleißigen, betriebsamen Agrikulturvolke bewohnt wäre! Selbst das Klima würde sich anders gestalten, wenn regelmäßig bebaute Felder den Busch verdrängten, und die ausgedehnten, Fieberdunst aushauchenden Sümpfe[1]) drainirt und in fruchtbares Ackerland verwandelt würden. — Die Bewohner der Dörfer sind ja freilich auf den Ackerbau angewiesen; aber die Kolonie produzirt nicht einmal ihren eignen Bedarf. Nur ein Artikel wurde in größerem Maße ausgeführt: Ingwer, der fast ohne jegliche Kultur wie wild wächst; daneben etwas Arrowroot, Pfeffer u. s. w. Sonst werden nur kleine Fleckchen mit Yams, Manioka, Mais u. s. w. für den eignen Bedarf angebaut und ein paar Wochen Arbeit im ganzen Jahre genügen, um eine Familie mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versehen.

Diese kleinen Feldchen aber zeigen, wie in Sierra Leone, trotzdem daß es ein christliches Land geworden, noch starke Reste des Heidenthums zurückgeblieben sind, denn man findet sehr häufig auf ihnen aufgestellte Grigri's.[2]) Es ist auch nicht zu verwundern, da doch noch immer ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung sich keinem der kirchlichen Verbände, die in der Kolonie existiren, angeschlossen hat.[3]) Viele von den befreiten Sklaven blieben in kleinen Ansiedlungen für sich, indem sich die Angehörigen verschiedener Nationen und Stämme, Aku's, Ibo's Kru's und wie sie alle heißen mögen, wieder zusammenfanden. Dieses Verfahren gab der Kolonie zum großen Theil ein mosaikartiges Aussehen und machte sie zu einer Musterkarte der mannigfaltigsten unverschmolzenen nationalen Bruchtheile. War die christliche Atmosphäre auch mächtig genug, um den offenbaren Fetischdienst nicht recht gedeihen zu lassen, so blieben jene kleinen Gruppen vielfach der christlichen Kultur sehr verschlossen, und führen ein Leben, das im ganzen doch von dem in ihrer Heimat herrschenden nicht so weit verschieden ist. Die, welche sich am Meeresstrande niedergelassen haben, leben großentheils vom Fischfang. Doch hat dort auch der Handel sich an die Fischerei angeschlossen, und Massen getrockneter Fische werden nach Freetown gebracht. In viele jener kleinen Ansiedlungen aber hat das Christenthum Eingang gefunden, wenn auch oft nur noch recht äußerlich, wobei die Einwohner in der größten Unwissenheit hinleben. Da die Vermehrung der Bevölkerung größentheils durch die von den britischen Kreuzern befreiten Sklaven geschah,[4]) während von den länger in der Kolonie Ansässigen

[1]) Namentlich die am Bunce River, der von Süden in den Sierra Leone-Fluß mündet.

[2]) Zur richtigen Beurtheilung mag jedoch manche Parallele aus der alten Christenheit dienen. Selbst vor den Thoren Berlins kann man nach der Neujahrsnacht die Stämme der Obstbäume infolge eines Aberglaubens mit Strohbänden umwunden sehen.

[3]) Nach der neusten Zählung (1871) hatte Sierra Leone 55373 Bewohner, gegen 41608 im Jahre 1861. Die Zahl der Christen aber beläuft sich jetzt auf etwa 35000, nachdem sie vor 10 Jahren etwas über 30000 betrug.

[4]) In Freetown wird als eine der bedeutendsten öffentlichen Anstalten der „Hof für befreite Afrikaner" genannt. Dort wurden die Ankömmlinge, nachdem sie mit Kleidung versehen, verpflegt, bis sie sich hinlänglich erholt hatten, um sich irgendwo im Lande niederzulassen. Viele der Männer übrigens nahmen das Anerbieten an, in eines der britischen Negerregimenter einzutreten.

viele nach verschiedenen Gegenden auswanderten, so ist es natürlich, daß die Fortschritte der Bevölkerung im ganzen dadurch aufgehalten wurden.

Ganz anders liegen die Dinge in Freetown und den andern größeren Orten, an denen um Missionsstationen die christlichen Gemeinden mit ihrem Kern gesammelt sind. Hier finden wir Kultur und Bildung in einem hohen Grade, als unzweideutigste Widerlegung aller der Vorurtheile, die gegen die Bildungsfähigkeit der schwarzen Rasse noch immer bei den Weißen gehegt werden. Durch zahlreiche Schulen ist in ausgedehnter Weise für die Bildung der Bevölkerung gesorgt. Viele, die sich nicht an der Tagesschule betheiligen, lernen wenigstens in der Sonntagsschule das Lesen, wobei oft Kinder und alte Leute neben einander sitzen (1855). Für die höhere Bildung aber ist gesorgt durch ein Gymnasium (Grammar School), eine höhere Töchterschule und durch das theologische Seminar der Church Miss. Society zu Fourah Bay, mit dem in neuster Zeit eine allgemeine höhere Bildungsanstalt verbunden werden soll. Die wohlhabendsten Leute schicken ihre Kinder auch nach England zur Erziehung. — Trotzdem dürfen wir, abgesehen von manchen Ausnahmen, die Früchte dieser Bildung nicht zu hoch anschlagen. Vieles, was in jenen Schulen gelernt, wird doch nur sehr äußerlich, fast papageienmäßig angenommen und bleibt ohne innere Verarbeitung. Daher die Redensart, die Phrase in der Negerbildung eine große Ausdehnung hat. Höchst unangenehm aber muß den christlichen Philanthropen in Sierra Leone die christliche Phrase berühren, hinter der sich ein gut Theil Heuchelei, oder ein schales Scheinchristenthum versteckt, unangenehm insbesondere da, wo sie mit dem überfließenden Gefühl des Negers verbunden auftritt [1]) Auch wird als eine Schattenseite der Schulbildung daselbst erwähnt, daß viele Dinge gelehrt werden, die nie im Leben Anwendung finden. Die, welche das Lateinische und Griechische gelernt haben, finden später meist keine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Viele Mädchen lernen feine Stickereien, Häkeln und dergl., während es viel zweckmäßiger wäre, sie lernten ein ordentliches Hemd nähen.

Ueber den gesellschaftlichen Ton, der zu seiner Zeit [—1850] in Freetown herrschte, macht uns Rev. Poole sehr traurige Andeutungen (I, 284 ff). Der herrschende Geschmack, Gesinnung, Moralität, Neigungen und Prinzipien sind im allgemeinen gründlich schlecht. Gegenseitiges Vertrauen fehlt. Ueberall gibt's „Ratten hinter der Tapete", doch auch überall Verleumdung und Verunglimpfung. Herzliche Freundschaft, ehrbare Nachbarschaft, harmlose Bekanntschaft sind Segnungen, die nur sehr selten vorkommen und im Urtheil der Gesellschaft nicht geschätzt werden. Im größten Maße herrscht Selbstsucht und Parteigeist in politischer wie in religiöser Beziehung, welcher ausartet in Feindschaft, Haß und Bosheit, so daß manche Leute sich scheuen irgend eine Meinung auszusprechen, um sich nicht auf der einen oder andern Seite Plackereien zuzuziehen. Der

[1]) Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein bei Poole (II, S. 9) abgedruckter Liebesbrief, der ziemlich orthographisch richtig geschrieben die verhältnißmäßig hohe Bildung der Verfasserin andeutet.

reinste Charakter ist nicht sicher, während die schamloseste Unsittlichkeit tolerirt wird. Giftige Klatscherei läßt nichts ungeschoren und hängt an alles etwas an. In dieser tödtlichen moralischen Atmosphäre ist schon mancher gute Name verkümmert.

Dabei herrscht ein geringes Maß von Anstandsgefühl. Kinder beiderlei Geschlechts gehen auf offner Straße völlig nackt. [Kölle bemerkt 1855, daß die Sitte des weiblichen Theils der Bevölkerung, mit bloßer Brust zu gehen, immer mehr abkomme.] „Es geht über die Freiheit der Presse hinaus, die anstößigen Beispiele brutaler Unanständigkeit zu beschreiben, die überall zu sehen sind." Alle Mittel dagegen waren vergeblich. — Die Vergnügungen und der Zeitvertreib sind oft bedenklicher Art. Oft kommen Hazardspiele vor. Die Tanzvergnügungen gewisser Klassen (Dignity balls) sind für das moralische Gedeihen höchst nachtheilig. Sie sind die giftigsten Mittel der Korruption durch die Unsittlichkeit, die dort im zauberischen Glanze auftritt.

Die vorstehende Schilderung gründet sich auf Beobachtungen, die vor etwa 25 Jahren gemacht wurden. Wir können nur wünschen, daß seitdem die Zustände besser geworden sind. Leider aber haben auch neuere Reisende sogar noch ungünstigere Darstellungen gegeben, wie z. B. Windwood Reade in seinem berüchtigten Buche „Savage Africa". Ich habe derartige Charakteristiken, die das Zeichen ihrer Parteilichkeit an der Stirne tragen, einfach übergangen, während ich das ruhige Urtheil Rev. Poole's meinen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen meinte. Wenn Reisende, wie jener junge Mann, der nur „mit hübschen Wilden scherzen (to flirt) und seine Cigarre unter Kannibalen rauchen wollte", über einen Ort, an dem er sich kaum ein paar Tage aufgehalten hat, im pikanten Touristenton berichtet, so verdient solch ein Zeugniß keine Beachtung. Ein Schriftsteller dieser Art könnte überall Veranlassung finden, Skandalgeschichten zu erzählen.

Könnten wir nun eine Grenzlinie ziehen und die angedeuteten Uebelstände dem Theil der Bevölkerung zuweisen, der, wie wir sahen, sich dem unmittelbaren Einflusse der Mission entzieht, so möchten wir alles in bester Ordnung finden, und nur eben die Aufgabe, die der Mission in Sierra Leone noch bleibt, obgleich man es schon länger im ganzen als ein christliches Land ansieht, doch noch bedeutender finden, als wir meinten. Solch' eine Grenzlinie läßt sich jedoch nicht ziehen, und die obigen Züge treffen leider auf große Schaaren derer zu, die den christlichen Kirchen angehören. Ja der Parteigeist, das eingebildete dünkelhafte Wesen bei großer Unwissenheit, Heuchelei u. s. w. kommen auf religiösem Grund und Boden oft besonders zur Erscheinung.

Nachdem wir aber so reichlich die Schattenseite der Zustände in Sierra Leone gezeichnet haben, wollen wir doch nicht die vielen Lichtseiten übersehen, die sich dort ebenfalls finden. Es finden sich in den christlichen Gemeinden doch manche gediegene Christen, namentlich solche, in denen einzelne Züge des christlichen Wesens in besonders hervorragender Weise ausgebildet sind. Vielfach zeigt sich eine rege Theilnahme für Angelegenheiten des Reiches Gottes und eine Opferfreudigkeit für die-

selben, wie man sie vielleicht durchschnittlich in unsern Gemeinden nicht antrifft. Bei den religiösen Versammlungen, Bibel- und Missionsfesten kann man oft ausgezeichnete Ansprachen voll einfältiger Frömmigkeit hören. Bei solchen Gelegenheiten wirken auch Anglikaner und Methodisten in herzlicher Weise zusammen. — In dem Besuche des Gottesdienstes sind die Gemeindeglieder sehr gewissenhaft und beschämen dadurch fast alle Europäer. Daß in denselben vielfach die erwähnte Erregbarkeit des Gefühls hervortritt in Seufzern, kurz ausgestoßenen Sündenbekenntnissen oder Lobpreisungen u. s. w. wird uns nicht wunder nehmen. Es ist dies nicht blos bei den Methodisten, sondern auch in anglikanischen Gemeinden der Fall. Der Sonntag wird strenger gefeiert als in großen Städten Englands. Die Sonntagsschule gedeiht. Außerdem werden manche religiöse Versammlungen in der Woche gut besucht. Beachtenswerth ist die Bereitwilligkeit, mit der die von der Mission gesammelten Gemeinden zum größeren Theil alle Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse aufbringen. Auch geschieht viel zur Versorgung der Armen und Kranken. Bei der weit und breit herrschenden Unsittlichkeit ist die Kirchenzucht ein wichtiges Stück. Sie wird vielfach gehandhabt und oft bei groben Versündigungen mit deutlichem Erfolge. Natürlich ist sie nicht, hier wie auch sonst irgendwo auf Erden, im Stande, eine Gemeinde von Heiligen herzustellen. Manche Glieder aber erweisen sich als gute Christen im Leben und in den letzten Stunden. Vielfach kann von erbaulichen Sterbebetten berichtet werden.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen kurz auf die verschiedenen Missionen in Sierra Leone ein. Es ist schon gesagt, daß die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft die meisten auf ihren Stationen gesammelten Gemeinden zu freier Selbstverwaltung entlassen hat. Mit den noch unter der Pflege der Gesellschaft stehenden Gemeinden zählt die anglikanische Kirche in der Kolonie 14500 Seelen,[1]) unter dem Bischof mit 2 Kaplänen, 10 eingebornen Pastoren und 2 europäischen Missionaren. Die Pastoren werden aus einem Kirchenfond erhalten, der von der Regierung unterstützt wird. Die Gemeinden brachten in einem Jahre für denselben 7000 Mark auf, während sie auch zum Hülfsverein der Missionsgesellschaft 10000 Mark beitrugen. Mit der letzteren stehen noch die 3 Gemeinden: an der Trinity Church im Kissey Road, Christ Church im Pademba Road, beide in Freetown, und die Station zu Charlotte in Verbindung. Dazu gehören verschiedene Außenstationen, auf denen das eigentliche Missionswerk unter den noch vorhandenen Heiden und Muhamedanern fortgesetzt wird. Die Berichte über den geistlichen Zustand der Gemeinden lauten nicht in allen Stücken günstig. Es gibt viel über Gleichgültigkeit, sowie darüber zu klagen, daß man es mit dem Urtheil über grobe Sünden zu leicht nimmt. Doch wird auch die bußfertige Umkehr solcher, die durch Kirchenzucht ausgeschlossen wurden, als ein erfreuliches Zeichen erwähnt. Diese Missionsgemeinden umfassen 2852 Seelen mit 1163 Kommunikanten.

[1]) Wieviel Kommunikanten darunter sind, finde ich nicht angegeben.

Die Mission der Methodisten hat die von ihnen gesammelten Gemeinden noch nicht aus ihrem Verbande entlassen. Doch arbeiten auch hier nicht mehr nur europäische Missionare, sondern meist eingeborne Geistliche unter der Leitung eines europ. Generalsuperintendenten. Einige derselben predigen auch in der Yoruba- und in der Scherbro-Sprache; sonst wird nur das Englische gebraucht. Der ganze Missionsdistrikt ist in die 5 Kreise: Freetown, Wellington, Hastings, York und Wilberforce eingetheilt, von denen jeder eine Anzahl von Gemeinden umfaßt. Nach dem neusten Berichte gehören dazu 5186 volle Mitglieder[1]) und im ganzen 15327 Christen überhaupt. In 24 Schulen werden 2689 Schüler und Schülerinnen unterrichtet; dazu kommen 29 Sonntagsschulen mit 3340 Zöglingen. Eine theologische Bildungsanstalt hat diese Denomination schon längst zu King Toms Point, der westlichen Vorstadt von Freetown. Dennoch hat die Ausbildung der eingebornen Prediger immer noch nicht recht befriedigen wollen, weil es an einer sicheren Unterlage fehlte. Deshalb ist in neuster Zeit eine höhere Schule eingerichtet, in der besonders die Kenntniß der englischen Sprache und Literatur gründlich gelehrt wird. Am Schluß des ersten Jahres zählte sie 32 Schüler. Im ganzen lauten die Berichte über diese Mission fast immer günstig.

Außer den wesley'schen Methodisten haben auch die United Methodist Free Churches in Sierra Leone Eingang gefunden und Gemeinden gesammelt. Sie zählen 2550 Abendmahlsgenossen. Ihre Hauptstationen sind Freetown und York.

Die mit den ersten Kolonisten von Neuschottland eingeführte Countess of Huntingdons Connexion hat sich bis auf den heutigen Tag in Sierra Leone erhalten. Im Census von 1861 wurden 2146 Personen als derselben angehörig bezeichnet. Obwohl sie von der gleichen Denomination in England in Bezug auf ihre kirchlichen Bedürfnisse unterstützt werden, verwalten sie ihre Angelegenheiten ganz selbständig. Es sind meist schlichte Leute, die ein gutes Gerücht haben. Auch sind von ihnen selbständige Versuche gemacht worden, in den benachbarten Heidenländern das Evangelium auszubreiten.

Bedeutender jedoch ist in letzterer Beziehung die Mission der Englisch-kirchlichen Gesellschaft, die sich auf das Bullom-, das Timneh- und das Scherbro-Gebiet erstreckt.

Am **Bullom**-Strande ist die lange unterbrochene Mission, in der einst Nyländer so treu gearbeitet hatte, 1861 wieder erneuert worden und zwar durch den eingebornen Missionar Boston. Die Veranlassung dazu gaben die zahlreichen Ansiedler aus Sierra Leone, die sich dort niederließen und unter den dortigen Heiden schnell verwildernd der Pflege bedurften. Der alte Häuptling von Yongru stellte sich freundlich zur Mission. Er erinnerte sich noch Nyländers, von dem er in seiner Jugend unterrichtet wurde. Im ganzen aber hat diese Mission manche

[1]) Wie dies bei den Missionen der Methodisten gewöhnlich der Fall ist, zeigen sich auch hier mancherlei Schwankungen. 1865 war jene Zahl schon auf 6300 gestiegen; 1871 finden wir nur 4622. Seitdem aufs neue gewachsen.

Hindernisse. Die Sierra Leone-Leute sind meist dem Trunk ergeben, lasterhaft und religiös gleichgültig. Unter den Eingebornen aber hat der Islam bereits viele Anhänger gefunden. So sind es denn immer nur wenige, die von dieser Seite den Gemeinden hinzugefügt werden können, in den letzten Jahren je 4—5. Doch werden einzelne erbauliche Bekehrungsgeschichten berichtet. Rev. H. Boston hat 5 Gehülfen unter sich. Als Nebenstationen sind namentlich Ro Benke und Ro Gbanny zu erwähnen. Die weit überwiegend aus Kolonisten bestehenden Gemeinden umfassen (1874) 530 Seelen mit 160 Abendmahlsgenossen.

Die **Timneh-Mission**, welche früher ihre Hauptstation in Port Lokkoh hatte, war in den fünfziger Jahren auf die jüngere Station Magbeli beschränkt worden. Trotz der Geneigtheit des Häuptlings konnte die Mission nicht recht zur Blüte gelangen, bis ihr 1860 sogar durch einen Ueberfall Eingeborner eines andern Stammes (Kosso's) ein Ende gemacht wurde. Die Missionsgebäude wurden zerstört und der Missionar sogar mißhandelt und nur durch dazukommende Kaufleute aus Sierra Leone gerettet. Als im folgenden Jahre das von Timnehs bewohnte Quia-Land (Queia) der Kolonie einverleibt wurde, verlegte man diese Mission dorthin. Missionar Knödler, ein Würtemberger und Schüler von St. Crischona, übernahm von Waterloo aus diese Arbeit, in der er noch jetzt thätig ist.[1]) Auch hier konnte sich dieselbe anschließen an Häuflein angesiedelter Sierra Leone-Leute. Zu Ma Dunke konnte 1864 eine Kirche errichtet werden. Die Timnehs aber, die auf häufigen Reisen von dem Missionar aufgesucht wurden, waren schwer zugänglich, da sie den größten Theil des Jahres zerstreut auf ihren Reisfeldern zubringen. Eine längere Abwesenheit des Missionars zur Erholung in der Heimat mußte eine Unterbrechung herbeiführen. Weniger nachtheilige Folgen als man fürchtete hatte die Zurückgabe eines Theils von Britisch Quia an die Häuptlinge. Doch war bis zum Jahre 1870 noch kein Fall der Bekehrung unter den Timnehs vorgekommen; indessen waren an einem Orte, Ma Kibitr, bereits 13 Taufbewerber vorhanden, darunter zwei Söhne einflußreicher Häuptlinge mit Zustimmung ihrer Väter. Das Gebiet wurde um diese Zeit getheilt. Knödler setzte seine Arbeiten in Nord-Quia fort, während in Süd-Quia der früher am Niger thätige John Taylor eintrat.

Endlich im Jahre 1871 konnten die ersten 7 Timnehs von jenem getauft werden. Zu Ma Kibitr wurde eine Kirche gebaut. Auf den Reisen von dort aus besucht M. Knödler auch Port Lokkoh. Im folgenden Jahre wurde die Oberhoheit über Quia dem einst der Mission feindlichen, nun aber günstigen Bey Canta übertragen, der leider bald darauf starb. Kamen durch seinen Tod auch politische Unruhen über das Land, so konnten doch die Aussichten der Mission in neuster Zeit als günstig geschildert werden. Auch unter den Sierra Leone-Leuten ist ein regeres kirchliches Interesse erwacht. Taylor freilich hat im Süden über die grobe Unsittlichkeit und fast völlige Vernachlässigung

[1]) Derselbe spricht die Timneh-Sprache fließend und hat verschiedene Uebersetzungen in dieselbe geliefert.

der Religion grade bei diesem Theile der Bevölkerung zu klagen. Bessere Hoffnungen boten die in jener Gegend lebenden Mendi's.

Die **Scherbro-Mission** endlich wurde neben der in jenem Gebiete bestehenden amerikanischen Mission vor etwa 10 Jahren damit begonnen, daß für die zahlreichen Handelsleute aus Sierra Leone, die sich auch dort niedergelassen hatten und von denen manche den Gemeinden der englisch kirchlichen Mission angehört hatten, ein eingeborner Schullehrer zu Bendu (am Strande, der Insel Scherbro gegenüber) angestellt wurde, der auch Gottesdienst hielt, zu dem er 150 Personen versammelte (1864). Dann und wann kam ein Missionar von Freetown zum Besuch. Bald darauf aber wurde ein eigner Missionar, Rev. Menzies, angestellt, der in Waterloo wohnend zunächst die Mendi-Sprache zu seinem Studium machte. Um jene Zeit wurde die Scherbro-Insel und einige nahe liegenden Küstenstriche von der britischen Regierung annektirt. Der Handel nahm dort einen mächtigen Aufschwung und Bendu war bereits mit einem eingebornen Katecheten besetzt, dem später ein ordinirter eingeborner Geistlicher folgte. Islam und Heidenthum erschwerten freilich das Wachsthum der Gemeinde, doch steuerte dieselbe schon 300 Mark zum Missionshülfsverein in Sierra Leone, und zu Bonthe auf der Scherbro-Insel selbst war eine Außenstation angelegt, zu der bald auch Victoria hinzukam. Die Kommunikanten zählten 1870 jedoch erst 60, fast nur Sierra Leone-Leute. Für viele ihrer Landsleute waren die Versuchungen der Unsittlichkeit u. s. w. zu stark. — Um so mehr blieb die Mission unter den heidnischen Eingebornen nicht vernachlässigt.

„Die Heiden in ihren Firkie's (Hütten) rufen: „„Komm und hilf uns““. Zu ihnen wenden wir uns mit hoffnungsvollem Gebet. Die Erwachsenen würden nicht zum Sonntagsgottesdienste kommen, aber sie hören mit großer Aufmerksamkeit und Ausdauer unsere Ermahnungen und (Schrift-)Vorlesungen, so oft wir in ihre Hütten kommen. Ehe wir den Ort erreichen, wo wir die Botschaft verkünden, versammeln sie sich. Manche liegen auf Matten, andre hocken auf dem Boden, andre stehen in den Thüren ihrer Hütten. Es ist erfreulich, ihre Gesichter zu betrachten. Die lächelnden fröhlichen Mienen erfüllen uns mit Freudigkeit, unser Werk auszurichten. Wenn wir fertig sind, werden wir oft mit Händeklatschen begrüßt; jeder drängt sich heran, um uns die Hond zu drücken und sagt: Seg-geh oh bani. Dank dir, Vater.“[1])

Der Jahresbericht von 1874 gibt den Stand der Mission folgendermaßen: Unter der Leitung des Rev. Menzies arbeitet der zu Bendu stationirte Rev. Hazeley (eingeb.) und 3 Katecheten zu Victoria Bonthe und York-Insel an der Mündung des Jong-Flusses. Auf der letzteren Station sind 2, zu Victoria 11 Erwachsene getauft worden. Unter den Sierra Leone-Leuten ist größeres Interesse geweckt; auch unter den Heiden findet die Predigt williges Gehör. —

Die Mission der American Missionary Association zeigt im Laufe des vorigen Jahrzehnts eine fortwährende Abnahme. Ein Arbeiter nach dem andern mußte das Feld verlassen, ohne daß Nach-

[1]) Aus dem Briefe eines Katecheten. Ch. M. Report 1871. S. 17.

folger kamen, die erledigten Posten zu besetzen. Seitdem die Gesellschaft ihre Kräfte überwiegend auf die befreiten Sklaven in den Südstaaten wenden mußte, trat Afrika selbst in den Hintergrund. 1874 waren nur die beiden Stationen Good Hope und Avery besetzt, denen 8 Außenstationen oder Predigtplätze gehörten. Dazu, scheint es, bestehen die kleinen Gemeinden (42 Mitglieder) meist aus Sierra Leone-Christen, und unter den Eingebornen ist wenig ausgerichtet, trotz aller literarischen Arbeiten und Uebersetzungen in die Mendi-Sprache. In dem genannten Jahre sollte eine Visitation dieses Missionsfeldes von Amerika aus stattfinden, mußte aber wegen der gedrückten Finanzlage der Gesellschaft aufgeschoben werden.

Endlich muß ich noch eine Mission erwähnen, über die uns nur sehr geringe Kunde zugegangen ist: die der United Brethren Church in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie hatten um 1868 im nördlichen Theile des Scherbro-Gebietes die Station Shengay (Shinghi) auf der vorspringenden Spitze, die den Plantanen-Inseln gegenüber liegt. Es bestand dort Kirche, Schule und Sonntagsschule unter Leitung von 2 amerikanischen Missionaren. Trotz aller Bemühungen ist es mir nicht möglich gewesen, über die Mission und ihre weitere Entwicklung Genaueres zu erfahren.

d. Liberia.

Auf Liberia hatten Missionsfreunde und Philanthropen große Hoffnungen gesetzt. Selbst unser großer Geograph Ritter hatte in der jungen Republik „das Eingangsthor einer beginnenden Civilisation für die schwarze Bevölkerung von Afrika" gesehen. Daß der Einfluß der schwarzen amerikanischen Ansiedler[1]) nicht ein schneller und bald weithin wirkender sein würde, durfte sich niemand verhehlen. In den ersten Jahrzehnten hatten die Kolonien genug mit der Befestigung ihrer eignen Verhältnisse zu thun. In dieser Zeit hatte auch die Mission nicht viel mehr ausrichten können, als die eingewanderten amerikanischen Christen in geordnete Gemeinden zu sammeln und unter ihnen durch Schulbildung auf das heranwachsende Geschlecht zu wirken. Die zahlreichen heidnischen Stämme jenes Küstenstriches, die mehr und mehr ihren Widerstand gegen die Ansiedler aufgaben, ja unter die Oberhoheit des jungen Freistaats sich fügen lernten, waren bis dahin nur in sehr geringem Maße Gegenstand der missionirenden Thätigkeit geworden.

Mit Recht hätte man aber wohl erwarten dürfen, daß, nachdem die Sicherheit des äußern Bestandes erreicht war, die schwarzen Christen der Ausübung ihres Berufs, ihren afrikanischen Brüdern die Segnungen des Evangeliums zu bringen, näher treten würden. Oder wenigstens hätte man meinen sollen, sie würden nicht mehr die Kräfte der amerikanischen Missionsgesellschaften, soweit sie diesem Lande sich zuwenden, für ihre eignen kirchlichen Verhältnisse absorbiren, sondern denselben für eine energische Entfaltung unter den in nächster Nähe zugänglichen

[1]) Einem Weißen ist es in Liberia nicht gestattet, das Bürgerrecht zu erwerben, geschweige denn in der Leitung des Staates mit zu wirken.

Heiden Gelegenheit bieten. Bis jetzt jedoch ist die Mission in Liberia noch immer überwiegend auf die Liberianer gerichtet, wodurch die Heidenmission auf diesem Gebiet sehr zurücktritt. Auch ist der kultivirende Einfluß, den man erwartete, bis jetzt außerordentlich gering, und dicht neben einigen Spitzen geschraubter Ueberkultur bei Liberianern zeigt sich die finsterste Unkultur barbarischer Stämme. Das „Eingangsthor" scheint noch jetzt, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Gründung der Republik, erst sehr wenig geöffnet zu sein.

Betrachten wir aber im einzelnen die Thätigkeit der verschiedenen Missionsgesellschaften seit der Mitte unsers Jahrhunderts.

Die **amerikanischen Presbyterianer** hatten auf mehreren der Ansiedlungen (Monrovia, Kentucky und Harrisburg — die beiden letzteren nicht weit von der Hauptstadt — sowie Sinou [Greenville] 35 M. südöstlich am gleichnamigen Flusse) kleine Gemeinden gesammelt und ließen dieselben durch schwarze, in amerikanischen Anstalten ausgebildete Geistliche bedienen. Zu Settra Kru, einige Meilen weiter südöstlich, hatten sie eine Schule, die der eingebornen Kru-Bevölkerung dienen sollte. Seit 1850 ist dort Mr. M'Donough, ein farbiger Lehrer, angestellt gewesen, doch ohne viel auszurichten. Vor einigen Jahren wurde sie ganz aufgegeben. Außer ein paar anderen Stationsschulen wurde besonders der höheren Bildungsanstalt, der Alexander High School zu Monrovia Aufmerksamkeit gewidmet. Auch diese wollte jedoch nicht gedeihen und ging ein; wurde aber, 1865 weiter ins Innere an den St. Paulsfluß verlegt, in neuer Gestalt wieder eröffnet. Auf der zugehörigen Farm sollten die Zöglinge gleichzeitig mit Feldarbeit beschäftigt werden und wenigstens einen Theil ihrer Erhaltungskosten aufbringen helfen. Einige Jahre hindurch gedieh die Anstalt unter der Leitung eines Deutschen, Rev. Böklen aus New-York, der als einziger weißer unter allen Agenten dieser Mission mit einem Eifer und einer selbstverleugnenden Hingebung arbeitete, welche die übrigen in Staunen versetzte. Leider erlag er schon 1868 der anstrengenden Arbeit. Zu einer großen Zahl von Schülern hatte es die Schule auch hier nicht gebracht; neuerlichst ist sie aufgehoben. Der Plan, sie wieder zu eröffnen als eine Schule für Eingeborne, scheint noch nicht verwirklicht zu sein.

Im Laufe der beiden letzt verflossenen Jahrzehnte waren noch weitere Gemeinden gesammelt, wie Marshall, südöstlich von Monrovia am Junk River, und Robertsport, nordwestlich bei Kap Monte. Endlich wurden in neuster Zeit auch wieder Schritte gethan, um unter den Eingebornen zu wirken. Zu Samsonville im Innern östlich vom St. Pauls River, hat der dortige Häuptling einen Lehrer aufgenommen, der eine kleine Schule leitet. Zu Robertsport kommen 30 Knaben vom Stamme der Vey's zur Schule, und endlich wird eine solche in einem Dorfe in der Nähe von Marshall unterhalten.

Im Jahresbericht von 1873 wird gesagt: „Im ganzen arbeitet der Board in Liberia unter all' den ungünstigen Verhältnissen eines neuen Landes und einer größtentheils sehr armen Bevölkerung. Die Aufgaben der Mission auf diesem Felde sind fast identisch mit denen des Home Board in den neuesten und ärmsten Grenzdistrikten in den Vereinigten

Staaten. Dazu scheint es nöthig, das Schulwesen in gewisser Ausdehnung zu unterstützen; aber es ist eine wichtige Sache, daß Gewöhnung zur Aufbringung der Kosten für die eignen Bedürfnisse, sowie für Missionsunternehmungen in diesen liberianischen Gemeinden sorgfältig gepflegt werden. Bis jetzt scheinen wenig Fortschritte in diesen Punkten gemacht zu sein. Die Geistlichen unsrer Kirchen in Liberia haben einen guten Namen als aufrichtige treue Diener Christi. — —" Die Stärke der Gemeinden wechselt von 13—80 Kommunikanten. Sämmtliche 8 Stationen umfaßten nach dem letzten Bericht deren 250.

Die Mission der **Methodist-Episkopal-Kirche** fand in Liberia bald einen ausgedehnten Boden, da die Einwandrer zum großen Theil dieser Denomination schon in Amerika angehört hatten. Ihre Gemeinden sammelten sich daher bald auf allen Ansiedlungen und zählten mehr Mitglieder als die der Presbyterianer. Um 1850 belief sich die Gesammtzahl auf etwas über 1000 und ist bis zur neusten Zeit fast auf das Doppelte gestiegen. Dieser Zuwachs aber ist immer wieder hauptsächlich aus dem Kreise der Kolonisten gekommen. Freilich legte diese Mission von Anfang an Gewicht darauf, den Eingebornen der Pfefferküste das Evangelium zu verkündigen. Aber auch hier waren die verschiedenen Versuche ohne nachhaltigen Erfolg geblieben. Zwar wurden schon bald nach dem genannten Jahre 116 eingeborne Mitglieder im Jahresberichte aufgeführt; [1]) es waren diese aber weniger die Frucht bestimmter Missionsthätigkeit unter einem jener Küstenstämme, sondern hie und da hatten sich vielmehr einzelne Personen den christlichen Einwanderern angeschlossen.[2]) Im Jahresbericht von 1860 finden wir die kurze Notiz, daß auf 2 oder 3 neuen Plätzen unter den Eingebornen ein wirklicher Anfang gemacht worden ist und zwar von Arbeitern, die die betreffende Sprache redeten. Dennoch wird 5 Jahre später wiederum gesagt, daß die Mission zu den ca. 150000 Heiden innerhalb der Grenzen Liberia's wohl Zugang habe, „aber ihr ruheloses, wanderndes (?), barbarisches Leben" sei für den Erfolg der Mission sehr ungünstig. Doch finden sich in demselben Jahresbericht weitere Unternehmungen erwähnt. Von Marshall aus war ein christliches Dörflein Mount Olivet mit 60 Erwachsenen angelegt. Ein Versuch unter dem Stamme der Golahs war durch kleine Kriege unterbrochen; für den Stamm der Queahs (Kwia's) war eine besondere Station gegründet (im Careysburg-Distrikt), auf dem die zerstreuten Reste früherer Missionsgemeinden sollten gesammelt werden. Auch unter den Grebo's in der Nähe von Kap Palmas hielt ein Bekehrter dieses Stammes Schule. Der folgende Jahresbericht meldet von erneuten energischeren Anstrengungen zur Evangelisation der Eingebornen und zählt 7 Stationen auf, die getrennt von den civilisirten Niederlassungen für die letzteren angelegt waren. Der von der Liberia-Konferenz der in Rede stehenden

[1]) 1858 und 1865 sind dagegen nur 98 angegeben.

[2]) Nach einem Plane des Bischofs Scott wurden eingeborne Kinder, nicht mehr als je 5, in den Familien christlicher Kolonisten auf Kosten der Mission erzogen. Diese Maßregel scheint jedoch später wieder aufgegeben zu sein.

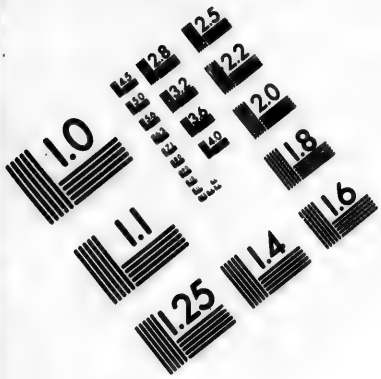
Denomination erwählte Bischof Roberts nahm sich der Sache mit regem Eifer an. Damit scheint dieser Zweig der Mission erst seinen Aufschwung genommen zu haben, denn ein Jahr später war die Zahl der eingebornen Mitglieder schon auf 249 gestiegen, während 209 Kandidaten für die Aufnahme vorhanden waren. Dennoch tritt in den neueren Jahresberichten, soweit sie mir vorliegen, die Arbeit an den Eingebornen wieder etwas zurück, und es sind mir keine statistischen Angaben darüber vorgekommen. Jedenfalls leidet dieses Werk daran, daß die Arbeit der schwarzen Missionare, so tüchtig manche von ihnen auch sein mögen, der Leitung durch Männer europäischer Abkunft entbehrt.

Zur Charakteristik der amerikanisch liberischen Gemeinden sei hier noch aus dem Jahresbericht von 1865 Folgendes angeführt. Die Gemeinden sind zu einer Konferenz organisirt. Geistliche und Gemeindeglieder sind von afrikanischer Abkunft. Der frühere Zustand der meisten von ihnen in der Sklaverei in Amerika und der entnervende Einfluß des Klima's haben einen entschiedenen Einfluß auf ihre persönliche Thätigkeit gehabt. Sie beweisen nicht als eine Gemeinde oder als Kirche die Energie und den Unternehmungssinn, der gewünscht war und noch gewünscht und selbst erwartet wird. Sie (die Geistlichen) eignen sich besser zu Pastoren bestehender Kirchen in festen Gemeinden als zu Pionieren, um das Evangelium in die finstern angrenzenden Regionen zu tragen, in denen das Heidenthum in den schlimmsten Formen und Folgen herrscht. — An einer andern Stelle wird über die vielen Verfuchungen geklagt, die namentlich durch den frei zugelassenen und ungehindert unter den Ansiedlern und Eingebornen verbreiteten Rum hervorgerufen werden. Vielfach herrscht Armuth. Die Missionsgesellschaft hatte die Absicht, allmählich ihre Geldbeiträge zurückzuziehen. Aber die liberische Kirche ist noch nicht im Stande auf eigenen Füßen zu stehen, und eine konsequente Durchführung jener Maßregel müßte die bedenklichsten Folgen haben. Charakteristisch ist die Abnahme von Personen, die sich zur Uebernahme eines geistlichen Amtes eignen. Auch dies ist allerdings ein bedenklicher Mangel. Neuerlichst aber gewinnt das etwas düstere Bild in den Berichten eine hellere Ansicht durch die Revivals, die auch hier in Verbindung mit Camp Meetings von erfreulichen Erfolgen begleitet sein sollen.

Die Mission ist in 4 Distrikte getheilt. Dieselben zerfallen in folgende Kreise:

1. Monrovia-Distrikt: Monrovia, St. Pauls River, Millsburgh und White Plains, Careysburgh mit der Queah-Mission, Robertsport mit der Bendoo-(Vey-?) Mission, Marshall mit Mount Olivet und ein paar andern unbesetzten Stationen.
2. Bassa-Distrikt: Buchanan, Berley, Edina mit der Mission unter den Bassa's und Durbinville, gleichfalls unter den Eingebornen.
3. Sinou-Distrikt: Greenville, Lexington, Nimo Country und Luisiana.
4. Kap Palmas-Distrikt: Mount Scott, Philadelphia und die Grebo-Mission.





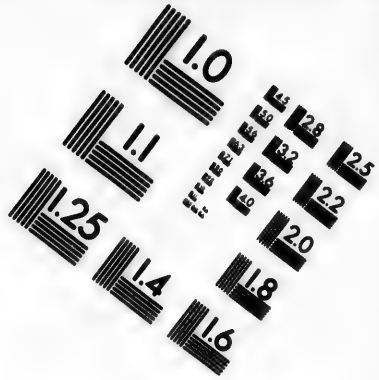
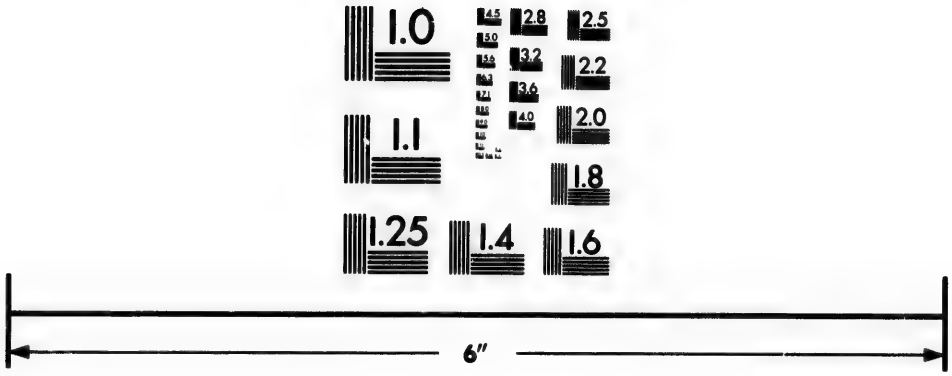
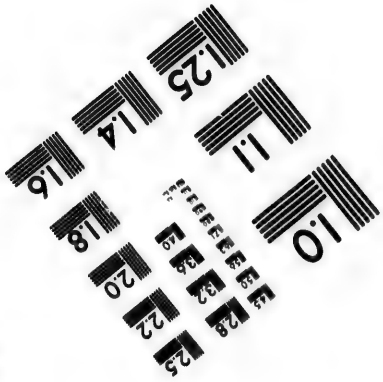


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Die **amerikanisch protestantisch-bischöfliche** Mission unterschied sich von der eben besprochenen von vornherein dadurch, daß sie sich hauptsächlich den Eingebornen zuwandte und sich der Kolonisten nur gelegentlich annahm. Früher war sie nur in der Umgegend von Kap Palmas thätig gewesen. 1852 dehnte sie ihre Arbeiten auf die Hauptstadt Monrovia und auf Bassa Cove aus, nachdem ein Jahr zuvor der rührige Missionar John Payne zum Bischof erwählt und geweiht war. Derselbe hatte bereits manche Uebersetzungen in die Sprache der Grebo's gemacht; leider erwiesen sich dieselben später als unbrauchbar[1]) und lagen noch im Jahre 1868, wie sie aus der Presse gekommen waren. Eine solche war übrigens zu Kap Palmas aufgestellt, und lieferte eine kleine Zeitung in Englisch und Grebo. 1853 wurde von dieser Mission berichtet[2]): Seit ihrem Beginn 1836 sind 31 weiße Missionare (incl. Frauen) mit derselben verbunden gewesen. Vier Hauptstationen sind errichtet, Fishtown, Rocktown, Kap Palmas und Cavalla, auf deren jeder eine Kostschule für Heidenkinder besteht. Auch werden Tages- und Sonntagsschulen gehalten. Das Evangelium ist fast dem ganzen Grebo-Stamme, der ungefähr 25000 Seelen zählt, verkündigt[3]) und eine Kolonistengemeinde ist mit regelmäßigem Gottesdienst versorgt worden. Mehr als 100 sind in die Kirche aufgenommen worden. Einige von ihnen sind im Glauben gestorben, andre sind abgefallen und etwa 80 bleiben als Mitglieder. Eine höhere Schule ist zu Mount Vaughan gegründet, um Kolonisten zu Lehrern und Missionaren auszubilden. Sechs Zöglinge wurden darin unterhalten. Eine Mädchenschule für Kolonisten zählt 40—45 Schülerinnen. Das Grebo ist zur Schriftsprache erhoben und viele Theile der Schrift und andre Bücher darin gedruckt. Eine weit verbreitete Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums ist unter den Eingebornen erweckt und die Erwartung hervorgerufen, daß es die Religion des Landes verdrängen muß." Fünfzehn Jahre später lauteten die Berichte allerdings ganz anders; man vergleiche den oben angeführten Artikel im Basler Magazin. Ueber die weitere Entwicklung liegen uns keine genaueren Nachrichten vor. Unter den Missionaren zeichnete sich der Deutsch-Amerikaner Hoffmann aus, nach dem später eine neue Station nicht weit von Kap Palmas benannt wurde. Der amerikanische Krieg übte jedenfalls auch seine nachtheiligen Wirkungen auf diese Mission aus, doch wurde sie, wie es scheint, weniger als manche andere amerikanische Mission durch denselben gestört. Ja wir finden in jener Zeit vielmehr die Vorposten der bischöflichen Mission bis tief ins Innere vorgeschoben in der etwa 15 d. Meilen von

[1]) Basler Missions-Magazin 1875 S. 312 und 314. Von dem Bischof heißt es dort: Payne war ein aufopfernder, wohlmeinender und in manchen Stücken unübertrefflicher Missionar gewesen, hatte aber alles selber gemacht und andern nichts zu thun gegeben und daher niemand zur Arbeit erzogen. Dazu war er so gutmüthig, daß er auch die untauglichsten Katecheten nicht entlassen mochte, den Heiden oft kleine Geschenke gab und sonst sich ihnen allzu willfährig zeigte, wenn sie nur dafür Sonntags in seine englische Predigt kamen.

[2]) Newcomb, Cyclopedia of Missions, p. 98.

[3]) Derartige Uebertreibungen konnten allerdings der Sache nur schaden.

Kap Palmas entfernten **Bohlen-Station** am Cavalla River. Dieses Unternehmen hatte jedoch seine besonderen Schwierigkeiten.

Unter den Kolonisten waren 4 Gemeinden gesammelt und standen unter der Pflege von schwarzen Geistlichen. Auch ein Bekehrter aus den Eingebornen hatte bereits ordinirt werden können. Im ganzen aber stellte sich für den nüchternen Beobachter der Zustand dieser Mission keineswegs so glänzend heraus, als ihn die Berichte darstellen. Es war viel bloßer Schein daran.

Eine besonders tüchtige Kraft hatte man um jene Zeit an dem früheren Basler Missionar **Auer** gewonnen. Wegen seines Gesundheitszustandes mußte dieser, nachdem er etwa ein Jahr lang auf Bohlen thätig gewesen war, zwar das Feld verlassen, wirkte aber in den nächsten 4 Jahren sehr erfolgreich in Amerika, um das Interesse für diese Mission anzuregen und zweckmäßige Einrichtungen in derselben zu veranlassen, wohin namentlich ein eignes Missionsseminar zu rechnen ist. 1867 kehrte er nach Liberia zurück. 1873 wurde er selbst zum Bischof ernannt, erlag jedoch schon anfangs des nächsten Jahres den Folgen seiner angestrengten Arbeit im afrikanischen Klima.

Um diese Zeit stellte sich die Statistik der Mission folgendermaßen: Stationen resp. Nebenstationen: a) im Kap Palmas-Distrikt: Kap Palmas (St. Mark's), Fishtown (Fair Haven), Hoffmann-Station und Kabla (Cavalla); b) im Sinoe-Distrikt: Sinoe,[1]) Greenville, Lexington, Blue Barre und 5 Städte der Eingebornen; c) im Bassa-Distrikt: Buchanan; d) im Monrovia-Distrikt: Monrovia, Kbehkbeh, Veytown, Clay Ashland und Congotown, Crozierville und Caldwell. Im ganzen wurden die Gottesdienste von 470 Liberianern und 424 Eingebornen besucht. Kommunikanten zählt der Bericht von diesen 24, von jenen 183, während bei 48 es unbestimmt bleibt, zu welcher Klasse sie gehören. Bohlen und mehrere andre Stationen waren damals unbesetzt.

Die Mission der **südlichen Baptisten** befand sich in den fünfziger Jahren in einem blühenden Zustande. Zehn Stationen waren über die ganze Küste von Monrovia bis Kap Palmas vertheilt, alle unter Leitung schwarzer Missionare. Die Gemeinden zählten mehrere hundert Mitglieder und im Jahre 1853 z. B. wurden mehr als 80 Bekehrte hinzugethan. Auch unter den Eingebornen wurde gewirkt, namentlich unter den Bassa's, unter denen die Amer. Baptist Union im Jahre 1857 ihre Mission aufgab.

Der amerikanische Krieg aber zwang den südlichen Board, seine Verbindung mit den Missionaren vollständig abzubrechen. Auch nach Wiederherstellung des Friedens gestattete es die Lage seiner Einkünfte lange nicht, sich dieses Feldes wieder anzunehmen. Noch 1869 konnten in dieser Sache nur Wünsche ausgesprochen werden. Bald darauf müssen sich dieselben wohl verwirklicht haben, denn 1873 erscheint Liberia wieder in der Reihe der Missionsgebiete der südlichen Baptisten. Es werden folgende Stationen angegeben: Marshall, Old Fields (15 engl. M. von Monrovia), Congo Town (am Junk River nicht weit von

[1]) Ich folge der Schreibart der Originalberichte.

Marshall), Taylorsville (zwischen dem Junk und Farmington River), Herndonville (zwischen Marshall und dem folgenden), Klein Bassa, Philippsburg (am Mellen Riv.) und Donogba (bei Berley). Mehrere dieser Stationen waren allerdings unbesetzt. Der Board scheint jedoch von dem Zustande der Mission nicht befriedigt gewesen zu sein, und da an einigen Punkten die Arbeiter wegen eines Krieges sich zurückziehen mußten und wieder die Geldlage drückend geworden war, wurde der Beschluß gefaßt, Liberia wiederum aufzugeben; nur mit zweien der Missionare wurde die Verbindung aufrecht erhalten. Die übrigen aber blieben trotzdem, daß ihnen die Gehälter entzogen waren, auf ihren Posten und setzten ihre Arbeit fort. Diese Treue hat denn die amerikanischen Christen der Denomination wieder bewogen, für ihre schwarzen Glaubensbrüder etwas zu thun. Die Wiederaufnahme der Mission stand 1874 in Aussicht. Doch schien ihre Einrichtung geändert werden zu sollen, wie der Board schon ein Jahr zuvor ausgesprochen hatte, daß nur unter Leitung eines tüchtigen weißen Missionars die Fortführung des Werkes möglich sein werde. Die Zahl der Baptisten wurde 1874 auf 1570 angegeben.

Es hält sehr schwer, sich von den neueren Zuständen in Liberia eine zutreffende Vorstellung zu machen, da nur sehr spärliche Quellen darüber zu finden sind und auch diese wenig Eingehendes enthalten. Durch die oft gebrauchten Hinweisungen auf die „aufblühende Republik" darf man sich nicht bestimmen lassen. Die Blüten sind doch zu vereinzelt, als daß sie zu einer allgemeinen Charakterisirung der Zustände angeführt werden könnten. Einzelne tüchtige Leute gibt es jedenfalls, die auf verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit vollauf Gediegenes leisten, um auch hier das lächerliche Vorurtheil von der Bildungsunfähigkeit des Negers aufs nachdrücklichste zu widerlegen. Wenn nur nicht der Zustand der Massen bedenklich gegen jene Beispiele von Tüchtigkeit und Gediegenheit abzustechen schiene! Reiche Leute, deren Vermögen nach Mark gerechnet an die Hunderttausende reicht, finden sich mehrere, wenn nur nicht die Armuth der Bevölkerung den dunklen Hintergrund für diese hervorragenden Größen bildete! Auch Enthaltsamkeitsvereine fehlen nicht; wenn nur nicht die Bächlein des Rums so ungehindert und viel benutzt durch das Land rieselten! Die Kirchen sind im Verhältniß zur Bevölkerung fast zahlreich zu nennen. Dennoch scheint ein großer Theil der Liberianer unkirchlich zu sein, denn die Zahl der Gemeindeglieder (Kommunikanten) und zwar einschließlich der betr. bekehrten Eingebornen beträgt wenig über 4000, während doch die Kolonistenbevölkerung sich auf 16000 Seelen beläuft. Die Hochschule, das Liberia College zu Monrovia, ist großartig angelegt und gut ausgestattet. Um so mehr scheint die Volksschule vernachlässigt zu sein, wo nicht ganz zu fehlen. An ein paar Punkten mag die über Erwarten hohe Kultur dem Besucher imponiren. So war es wohl bei den schwedischen Offizieren der Dampfkorvette „Geffle",[1]) die zu Mon-

[1]) Trolle, Minnen och Anteckningar ff. Leider konnte ich das Werk selber nicht benutzen und blieb auf ein paar Bemerkungen der Rezension in den Geogr. Mittheilungen (1867 S. 351) beschränkt.

rovia mit den schwarzen Gentlemen fraternisirten und mit den ebenholzfarbigen nach der neusten Pariser Mode gekleideten Ladies tanzten. Anders freilich wird es auf den abgelegenen Ansiedlungen stehen, die abgesehen von der unbequemen Küsten-Bootfahrt (man denke dabei an die oben geschilderte Brandung) jenes Kommunikationsmittels mit der Hauptstadt und unter einander entbehren. Hinsichtlich der Landstraßen, einer Hauptbedingung jedes kultivirten Landes, scheint sogut wie nichts bisher geschehen zu sein und zum größten Theil ist Liberia für einen Wagen wohl noch unpassirbar. Schon dies ist ein Zeichen, wie traurig auch hier der Ackerbau darnieder liegt, obgleich Klima und Boden die günstigsten Verhältnisse darbieten.

Wie verschieden ist doch die Wirklichkeit dieses Negerfreistaats auf heimatlichem Boden von dem idealen Bilde, das die Philanthropen sich von demselben entworfen und wie es uns aus Onkel Toms Hütte vorschwebt! Man hätte erwarten sollen, daß nachdem die Ketten der Sklaverei in Amerika zerbrochen waren, Liberia einen außerordentlichen Aufschwung nehmen müsse. Aber viele der schwarzen Einwanderer sollen unbefriedigt nach Amerika zurückgekehrt sein. Im Lande ihrer Väter fanden sie nichts Anziehendes. Sie mußten selbst das Klimafieber durchmachen. Vielfach wäre ihre Existenz in Frage gestellt gewesen, hätte die Wohlthätigkeit der weißen Negerfreunde nicht die Mittel für den Anfang dargeboten. Fremd kamen ihnen die Eingebornen vor, denen sie (übrigens von jedem afrikanischen Sprachidiom längst entwöhnt, nur auf ihre Art englisch redend), mit einer souveränen Verachtung gegenübertraten. „Eigendünkel und abgeschmackte Anmaßung" sollen sich überhaupt bei dem Liberianer vielfach finden.

Dazu scheinen politische Wirren in den letzten Jahren das Land erschüttert zu haben. Ich vermochte nicht genauere Auskunft darüber zu finden. Jedenfalls bezieht sich darauf, was ein presbyterianischer Missionar 1872 schrieb: „Wir haben im verflossenen Jahre viel Unruhe in Kirche und Staat gehabt. Satan kam wie eine Ueberschwemmung über uns. Unser himmlischer Vater hat uns das Leben behütet, aber der Kirche ist viel Schaden geschehen. Ich hoffe, der Herr wird über all dies Ungemach walten, daß Liberia von seiner Sünde gereinigt werde, daß es sein welkend gesenktes Haupt wieder erhebe und daß wahre lebendige Frömmigkeit sich über dieses dunkle Land verbreite. Betet für uns!"

Wie gesagt, vorstehende Bemerkungen machen nicht den Anspruch darauf, ein zutreffendes Bild von den jetzigen Zuständen Liberia's zu geben. Die Quellen fehlen. Ich habe hier nur einzelne Züge, die ich angedeutet fand, zusammenstellen können. Sollte die Wirklichkeit sich besser zeigen als meine Schilderung, so wird es mir lieb sein. Bis jetzt aber kann ich mich bei Liberia nicht des Eindrucks erwehren, daß es ein mißlungenes Unternehmen sei. Der politische Liberalismus, der in seiner Gründung mitwirkte, hat hier auch wieder einmal nur nach seinen Parteiprinzipien konstruirt. Freiheit der Völker hat nur da Werth, wo sie als Frucht aus einem Volksleben hervorwächst, das in

der Zucht wurzelt. Macht man die Freiheit zum Saatbeet, in das man ein junges Volksleben pflanzt, so wird man viele Treibhauspflanzen erhalten, die bei stärkerem Sonnenschein umsinken, welk bis an die Wurzel.[1])

e. Die Goldküste.

Was die Mission der **Methodisten** betrifft, so gibt uns die Reihe der Jahresberichte, die sich fast immer auf Angaben über die äußeren Verhältnisse und ihre Veränderungen beschränken, kein recht anschauliches Bild von den Zuständen der gesammelten Gemeinden und dem in ihnen herrschenden Leben. Numerisch sehen wir in den letzten zwanzig Jahren einen allmählichen Zuwachs der Gemeindeglieder von 953 auf 2623, während die ganze Zahl derer, die am Gottesdienst sich betheiligen, auf 11590 gestiegen ist. Zu den vier Hauptstationen, die schon vor jener Zeit bestanden, Cap Coast, Anamabu, Domonasi und Akra, ist in neuster Zeit Winnebah als solche hinzugekommen. Um jede derselben gruppirt sich ein Kreis von Stationen und Außenstationen, die zusammen 22 Kirchen und 66 Predigtplätze umfassen. Nur in Akra beschränkt sich die Arbeit auf Jamestown nebst Umgebung, sowie auf das östlich gelegene Prampram. Die übrigen Stationen liegen im Gebiete der Fanti-Neger. — Die Missionare sind größtentheils Eingeborne. Früher war die Volkssprache sehr vernachlässigt. Jetzt ist der Fanti-Dialekt grammatisch bearbeitet und wird in den Schulen neben dem Englischen gebraucht. Es bestehen deren 41 mit 2000 Schülern.

Eine bedeutende Erschütterung dieser Mission erfolgte in neuster Zeit durch den Krieg der Engländer mit Asante, von dem unten mehr zu sagen ist. Das ganze Land war in Unruhe, die christlichen Gemeinden zerstreut, Kirchen und Missionshäuser zerstört u. s. w. Man hatte Grund, die ganze Mission gefährdet zu sehen. Nach Beendigung des Feldzuges nach Kumasi haben sich jedoch die Häuflein der Christen wieder zusammengefunden, und wenn auch die Gemeinden durch den Abfall und Tod mancher Glieder verringert sind, so haben sich doch viele treu bewiesen, auch von denen, die die Expedition mitmachen mußten. Nachdem der Frieden wieder hergestellt ist, konnte die Mission sogar auf einige westlich gelegene Plätze ausgedehnt werden. — Eine Erneuerung der Mission in Asante wurde zwar auch von dieser Seite beabsichtigt, ist jedoch bis jetzt nicht zur Ausführung gebracht. Wie wir sehen werden, lag dies Werk jetzt einer andern Gesellschaft näher, der Basler.

---

[1]) Nachträglich sind mir ein paar Artikel im „Globus" Band 24 S. 343 und dem „Ausland" 1873 S. 1005 zu Gesichte gekommen, die haarsträubende Bilder von den Zuständen Liberia's liefern. Soviel sich davon aber auf Thatsachen stützen mag, ich wage es nicht, diese Bilder hier zu reproduziren, denn jene Mittheilungen sind offenbar in einseitigem Parteiinteresse gemacht, und auch die Auswahl aus den zum Theil glaubhaften, zum Theil jedoch parteiisch gefärbten Quellen erscheint recht einseitig. Immerhin möchte ich meine Darstellung noch eine Schattirung weiter ins Dunkle gesetzt haben, hätte ich jene Schilderungen vorher gekannt. Dieselben finden sich übrigens zusammengestellt in R. Oberländer, Westafrika, L. 1873, ein Buch, in dem eine besonnene Kritik vielfach zu vermissen ist.

Die **Basler Mission** hatten wir bis zu der Abtretung der dänischen Kolonie an England (1850) verfolgt. Man erwartete damals viel Gutes von jener Veränderung.[1]) „Denn wenn auch die dänische Regierung den guten Willen hatte, die Kultur das Landes zu fördern, wenn sie eine Schule im Fort unterhielt und dafür sorgte, daß die vielen Mulattenkinder wenigstens getauft und erzogen wurden, wenn sie die Negerhäuptlinge wegen ihrer schrecklichen Menschenschlächtereien zur Verantwortung zog und darin die Bemühungen der Missionare unterstützte, so hatte sie doch zu wenig Soldaten im Fort, um ihren Anordnungen auch Geltung zu verschaffen, und häufig entschlüpfte ein rebellischer Häuptling auf englisches Gebiet und regierte von dort aus seine Leute. England dagegen besaß einen großen Theil der Guinea-Küste und konnte leicht seine Kriegsschiffe und Truppen von einer Gegend nach Bedürfniß in eine andere schicken. Als im Jahre 1852 die Häuptlinge der neuen Regierung huldigten, wurden allerlei Verbesserungen vereinbart: Straßen durch das ganze Land, ein Hafen in Christiansborg, Schulen u. s. f. Zur Bestreitung der Kosten wurde eine Kopfsteuer von 1 Schilling verabredet. Diese Steuer wurde zwar eingezogen und traf manche Familien bei dem Mangel an barem Gelde so hart, daß Familienglieder verkauft werden mußten; allein von den versprochenen Verbesserungen wurde nichts ausgeführt; im Gegentheil, das Bestehende verfiel, die Regierung nahm den nachlässigen Charakter an, den sie bis zum Krieg mit Asante im Jahre 1873 beibehalten hat. So erregte die Kopfsteuer, von der wohl ein großer Theil in die Taschen der mit der Einziehung beauftragten Mulatten wanderte, einen Aufstand unter den Eingeborenen; die Stadt und die umliegenden Dörfer wurden vom Fort und von einem englischen Kriegsschiff beschossen, und obgleich der Kommandant versprochen hatte, die Missionshäuser, welche am entgegengesetzten Ende der Stadt lagen, zu verschonen, richtete doch das Kriegsschiff seine Kanonen vorzugsweise gegen diese weißen Häuser 1½ Stunden lang, während die Familien drinnen waren, und wiederholte am folgenden Tage trotz der Vorstellungen der Missionare dieses Bombardement, so daß die Häuser und die Kapellen übel zugerichtet und nachher vom Pöbel ausgeraubt wurden. Die Geschwister waren dankbar, daß niemand von ihnen das Leben verlor, aber der Schaden war bedeutend und wurde trotz der Vorstellungen der Missionskommittee in England nur theilweise ersetzt.

Die Bewohner der zerstörten Stadt Ussu flüchteten sich großentheils auf die Plantagendörfer am Fuße des Aquapemgebirges. Dort hatten auch die Missionare schon in den dreißiger Jahren ein Stück Land erworben und ein Lehmhäuschen erbaut, um von der kahlen Meeresküste weg sich in der Waldluft zu erfrischen und den vielen umliegenden Dörfern das Evangelium zu predigen. Auf diese Plantage Abokobi zogen sich Zimmermann und Steinhauser, welcher 1853 in Christiansborg eingetreten war, nach dem Bombardement (1854) zurück, während Locher

[1]) Allgem. Missions-Zeitschrift 1875 S. 373 ff. Da jener Artikel ganz dem Zwecken dieses Buches entspricht, lasse ich ihn hier unverändert folgen.

an der Küste blieb. Von der Gemeinde in Ussu, welche schon im Jahre 1852 auf 80 Seelen angewachsen war, sammelten sich ebenfalls manche in Abokobi. Da feierten die Missionare unter einem noch stehenden Baum mit ihrer Gemeinde das heilige Abendmahl; sie lebten in sehr bescheidenen äußeren Verhältnissen, aber so recht mitten im Volk; es war eine Segenszeit, in welcher das Evangelium tiefere Wurzeln in der ganzen Umgegend schlug. Das zur Station erhobene Abokobi wurde ein Christendörflein, welches von Jahr zu Jahr wuchs, wo auch die Heiden von christlicher Zucht und Ordnung einen Eindruck empfingen, und um welches sich immer mehr Außenstationen sammelten, so daß es zu Anfang des Jahres 1874 mit den Filialen 405 Getaufte zählte, wozu noch im Lauf desselben Jahres gegen 100 Taufbewerber kamen.

Christiansborg mußte jedoch schon um des Verkehrs willen als Station beibehalten werden und bekam auch unter der Leitung der Missionare Heck, Schrenk, Schall u. a. einen stetigen Zuwachs an Gemeindegliedern, so daß es 1874 mit seinen noch unbedeutenden Außenstationen, unter welchen La der Hauptfetischplatz des Distrikts ist, 366 Seelen zählte, doch sind darunter verhältnißmäßig viele unselbständige und von andern Stationen gekommene Leute; denn abgesehen von den Schulen werden in Christiansborg in dem Geschäft der Missions-Handels-Gesellschaft und in den Werkstätten eine Anzahl von jüngern Christen beschäftigt. Es waren zunächst äußere Uebelstände, welche zur Gründung der Missions-Handelsgesellschaft führten. Die Verproviantirung der afrikanischen Stationen war ungemein schwierig und kostspielig, da man immer mehr einsah, daß man den Missionaren nicht in angeblich apostolischem Eifer zumuthen durfte, sie sollen leben wie die Eingebornen. Man mußte sie zur Schonung ihres Lebens mit manchen europäischen Bedürfnissen versehen; aber auch Dinge, die man in Afrika bekommen konnte, waren oft schwer zu beschaffen, weil Tauschhandel bestand. So mußte die Mission irgendwie einen Handel treiben. Aber der Missionar kann selten zugleich Kaufmann sein, und die Missionsgesellschaft kann sich nicht wohl in Handelsunternehmungen tiefer einlassen, ohne daß einer von beiden Zwecken nothleidet. So nahm es die Basler Missionskommittee dankbar an, als sich zu Anfang der sechsziger Jahre unter christlichen Kaufleuten in Basel eine Aktiengesellschaft bildete, um in dem Basler Missionsgebiet kaufmännische Etablissements zu gründen und Leute dahin auszusenden, welche selbst einen Missionssinn hätten und den Missionaren in ihren äußeren Verhältnissen gleichgestellt wären, aber zunächst den Handel besorgten und nur nebenbei, wo sich Gelegenheit darböte, auch unmittelbare Missionsarbeit verrichteten. Von dem Gewinn dieser Unternehmungen sollten 6% (nach späterer Bestimmung 5%) Zins den Aktionären zufallen, das Uebrige zwischen den Aktionären und der Mission getheilt werden. Die Gesellschaft machte bald in Afrika gute Geschäfte und unterhält jetzt 3 Schiffe. Aber es kostet oft Mühe, junge Männer zu finden, welche tüchtige Kaufleute sind und dabei zu einer solchen Stellung Freudigkeit haben.

Die Industrie-Werkstätten (Schreinerei, Wagnerei, Schlosserei, Schusterei, Buchbinderei) mußten von der Missionsgesellschaft selbst zum

Theil mit großen Opfern unterhalten werden. Es existirt zwar in Basel eine besondere Industriekommission, dieselbe hat aber die afrikanischen Werkstätten nicht übernommen. Gleichwohl unterhält sie die Missionsgesellschaft, wie auch eine größere Landwirthschaft, zu deren Betreibung besondere Brüder ausgesendet werden, um die Neger aus ihrem Faulenzerleben herauszuheben. Je weniger die englische Regierung für die äußere Civilisation der Goldküste gethan hat, desto mehr mußte die Missionsgesellschaft selbst Hand anlegen, wenn sie das Christenthum fest begründen wollte im Volksleben. Nach und nach werden die Werkstätten den Eingebornen, welche inzwischen herangebildet worden sind zu dem betreffenden Beruf, übergeben werden können. Im Asante-Krieg haben sie den Engländern gute Dienste gethan und sind auch auf den Antrag des Kap. Glover von der Regierung gebührend anerkannt worden. Selbst die Aufhebung der Sklaverei in den afrikanischen Christengemeinden hat die Kommittee 1861 ohne alle Unterstützung von Seiten der englischen Regierung durchgesetzt, indem sie verlangte, daß jeder Christ, der Sklaven besitze, ihnen einen Freibrief gegen Abverdienung einer bestimmten Loskaufssumme ausstellen sollte, und diejenigen, welche die Sklaverei beibehalten wollten, von der Gemeinde ausschloß. Es war aber sehr schwer, diesen Beschluß durchzuführen, weil die Leute keine freien Arbeiter bekommen konnten, so lang die Regierung sich nicht um die Aufhebung der Sklaverei bekümmerte. Hoffentlich wird sie ihre 1874 bei der Verwandlung der Goldküste in eine Kolonie gegebenen Versprechungen besser halten als die von 1852, und dadurch die Stellung der Christen und der Missionare auch in der Sklavereifrage erleichtert werden.

Die Sprache, welche in der Umgegend von Christiansborg gesprochen wird, erstreckt sich im Osten bis an den Volta-Strom, welcher die Grenze zwischen der Goldküste und der Sklavenküste bildet; der östliche Dialekt wird Adangme genannt, nach der Stadt Ada am Ausfluß des Volta, weicht aber nicht stark vom eigentlichen Ga oder Akra ab. In diese Gegend waren die Missionare schon früher zuweilen gekommen, namentlich A. Riis hatte von Akropong aus einen Besuch bei dem kräftigen Krobo-Volk gemacht, das in seinem Krobo-Berg eine natürliche Festung hat, an der Stelle des Volta, wo das Gebirge demselben näher rückt. Er war auch schon über den Volta hinüber nach Aquamu gekommen und von dem dortigen König sehr freundlich aufgenommen worden, aber zu einer bleibenden Niederlassung in diesen östlichen Gegenden fehlte es an Missionaren. Als jedoch im August 1855 Locher und Zimmermann auf einer Reise dorthin von dem König Odonko Asu in Odumase im Krobo-Land besonders freundlich aufgenommen wurden und sogar den Sohn des Königs zur Erziehung bekamen, mußte man diese Gegend fleißiger besuchen. Steinhauser verweilte 1856 längere Zeit in Odumase und fand in dem König Odonko Asu bei weitem den verständigsten Negerfürsten, den die Brüder bis jetzt kennen gelernt hatten, voll Interesse nicht nur für alle europäische Kultur, sondern auch für die christliche Heilswahrheit. Steinhauser durfte mit 24 Personen, unter welchen der König selbst war, einen Taufunterricht beginnen. Als aber der zur

Taufe bestimmte Tag kam, trat der König zurück mit der Erklärung: „Ich werde nicht nur mich selbst taufen lassen, sondern auch das ganze Krobo dazu einladen. Deshalb werde ich selbst noch ein wenig verziehen, dagegen meine Söhne sind hier, die taufe. Es soll mir nachher niemand sagen: warum hast du es uns nicht auch gesagt, wenn du eine gute Sache hast? Ferner werde ich ihnen sagen, daß, wenn ich in Zukunft keine Fetischceremonie mehr mache, diese um des Christenthums willen ist, daß ich aber gleichwohl ihr König bleiben werde." Unter den Söhnen des Odonko Asu blieb der älteste ebenfalls zurück, um mit dem Vater getauft zu werden, zwei jüngere aber im Alter von 20 bis 26 Jahren wurden getauft. Der König stand dreimal am Vorabend seiner Taufe, aber immer schreckte er vor dem entscheidenden Schritte zurück und starb endlich 1868 ungetauft. Die Regierung des Stammes blieb in den Händen der Heiden, und obgleich Odumase seit 1859 Missionsstation ist, zählt die Gemeinde noch nicht 100 Seelen. Es ist viel Empfänglichkeit dort zu finden, aber die meisten bleiben stehen vor dem letzten Durchbruch, so daß Odumase von der andern Adangme-Station Ada, welche 1864 als Handelsstation und erst 1873 als Missionsstation aufgenommen wurde, überholt zu werden scheint.[1])

Verfolgen wir nun die Arbeit im Tschi- oder Asante-Sprachgebiet in kurzen Zügen bis auf unsre Zeit, so blieb die Station Aburi nach Meischels Abgang 6 Jahre lang unbesetzt. Da meldeten sich 1855 aus dieser Stadt 17 Männer auf einmal zur Taufe, und es entstand an dem Ort eine solche Bewegung, daß den Predigten des besuchenden Missionars oft mehrere hundert Menschen zuhörten, was den Brüdern in Afrika bis dahin nie zu Theil geworden war. So bezog Dieterle 1857 diese Station, und die Gemeinde wuchs in der Stadt und Umgegend so stetig, daß sie zu Anfang des Jahres 1874 mit den Außenstationen 488 Seelen zählte.

Während für die Unternehmungen der Mission in Handel und Industrie das am Meere gelegene Christiansborg den Mittelpunkt bilden mußte, so ist dagegen Gemeinde und Schule reichlicher repräsentirt in Akropong. Auch hier ist die bis auf 892 Seelen angewachsene Gemeinde nicht nur in der Stadt, sondern in einem Umkreis von mehreren Ortschaften zu suchen, die zum Theil schon seit längerer Zeit ihren regelmäßigen Gottesdienst haben. In Akropong steht das Predigerseminar für die afrikanische Mission unter der Leitung des seit 1851 dort angestellten Missionars Mader, mit zwei europäischen und einem eingeborenen Lehrer und 21 Schülern. Früher hatte die Basler Mission in Christiansborg und Akropong Katechetenschulen. Als jedoch das Unterrichtsziel höher gesteckt und das Schulwesen für alle Missionen gleichmäßig mehr nach europäischem Muster organisirt wurde, bekam jedes Sprachgebiet eine Mittelschule, welche zwischen der Volksschule und dem Predigerseminar stehen und bereits den Unterricht im Griechischen beginnen soll, denn auch die Neger werden in die Grund-

[1]) Ueber Odumase vgl. den Traktat: August Steinhauser, ein Bild aus der westafrikanischen Mission, von Joh. Müller. Basel, Verlag des Miss.-Comtoirs 1874.

sprachen der heiligen Schrift eingeführt, selbst wenn sie nachher nur als Katecheten dienen sollen. Hebräisch steht zwar nicht im Lehrplan, wurde aber auf Bitten von Eingebornen auf Probe gestattet. Die Mittelschule in Akropong hat 32, die in Christiansborg 33 Schüler, welche wohl nicht alle später das Predigerseminar besuchen werden. In diesem sind die beiden Sprachgebiete vereinigt, und es wird auch hier der Unterricht so viel als möglich, selbst in den theologischen Wissenschaften, in den Landessprachen ertheilt. Die Bibelübersetzung ist nun auch in der Tschi-Sprache fertig[1]), hauptsächlich durch die Bemühungen des 1852 in Akropong stationirten, seit mehreren Jahren in der Heimat befindlichen, aber noch in dieser Sprache literarisch thätigen Missionars Christaller. Die afrikanischen Sprachen werden nach dem Lepsius'schen Standard Alphabet geschrieben, so daß jeder Laut genau in der Schrift ausgedrückt ist. Der Unterricht im Englischen wird natürlich in den Missionsschulen auch getrieben, doch nur soweit es der Verkehr erfordert; die Elementarschulen sind zunächst für das Bedürfniß der Christenkinder eingerichtet. Mit der Theilnahme der Heidenkinder an denselben ist es sehr verschieden an verschiedenen Orten. Statt der früher üblichen Geschenke an die Kinder wird nun im Gegentheil Schulgeld gefordert, und das hat manche vertrieben, doch gibt es schon eine Anzahl, welche den Werth der Schulbildung zu schätzen wissen. Mehr Zuwachs aus den Heiden führen der Kirche die Knaben- und Mädchen-Anstalten zu, d. h. die Waisen- oder Rettungshäuser, in welchen die Kinder ganz erzogen werden. Solche Knabenanstalten sind in Christiansborg, Akropong und Kjebi, Mädchenanstalten in Abokobi, Aburi und Odumase. Die Knabenanstalten haben auch Sekundarklassen, und mit ihnen sind die Schullehrerseminare verbunden, so daß die Schullehrerzöglinge in einem besonderen Häuschen wohnen, besonderen Unterricht bekommen, aber auch in der Knabenanstalt als Monitoren verwendet werden. Die Anstalten in Akropong und Christiansborg zählen 60—75 Zöglinge und mit den Knaben aus der Stadt, welche den Unterricht besuchen, etwa 100 Schüler.

Endlich haben wir noch die Ausdehnung der Tschi-Mission gegen Nordwesten, nach der Landschaft Akem, in der Richtung gegen das eigentliche Asante-Land, das ja von Anfang an als Ziel der Missionsarbeit schon einem A. Riis vor Augen gestanden war, zu besprechen. Nachdem man schon vorher diese Landschaft bereist hatte, siedelte 1853 der seit 1850 in Akropong stationirte Missionar Süß gegen den Willen der Kommittee nach Gjadam im nördlichen Akem über. Er wollte in apostolischem Missionseifer ohne Unterstützung von der Heimat von dem leben, was ihm der dortige König gab, der ihn freundlich aufnahm. Bald war Süß in dieser Gegend als der einzige Weiße eine so bekannte Persönlichkeit, daß die Asanter noch jetzt seinen Namen nennen. Allein als er fieberkrank wurde, war er sehr verlassen. Ohnehin wollte die Kommittee nicht, daß er so ganz allein mitten unter den Heiden lebe. Aber eine Station zu errichten hatte sie keine Mittel. Da wurde Rath

[1]) In der Ga-Sprache war sie schon früher durch Missionar Zimmermann vollendet.

geschafft, indem einer der Zöglinge auf demselben Fuße wie Süß als Freiwilliger nach Gjadam zu ziehen bereit war und mit ihm ein Handwerker. Die Kommittee gewährte ihnen einen halbjährigen Aufenthalt auf den Stationen zu ihrer Vorbereitung, einen Beitrag zu ihrer ersten Einrichtung und für den Nothfall den Rückzug auf die Stationen. Aber der Handwerker starb, ehe er Gjadam erreichte. Auch für Süß und seinen nunmehrigen Mitarbeiter Baum dauerte die Zeit der freudigen Arbeit, da sie einige Neger im Taufunterricht hatten, ihre Pflanzung wuchs, und ihr Kaufladen so viel eintrug, daß sie die täglichen Bedürfnisse bestreiten konnten, nur kurz. Der König von Gjadam fand es nach einiger Zeit bequemer, die Missionare auszuplündern, als ihnen abzukaufen, und auf den Schutz der englischen Regierung durfte man nicht rechnen, obgleich die Gegend dem Namen nach zum Protektorat gehörte. Darum verließ Süß 1856 Gjadam und siedelte wieder ohne Verbindung mit der Kommittee nach Dauromadam am Volta über, um in der Nähe des dem Christenthum so freundlichen Krobo-Königs Adonko Asu zu sein, denn damals war Odumase noch nicht zur Station erhoben. Als er nach Europa zurückkehrte, wurde Dauromadam nicht fortgesetzt, dagegen Gjadam behielt die Gesellschaft als Station bei, bis die Stadt 1859 in einem Krieg mit dem König von Kjebi völlig zerstört wurde. Dann ließen sich die Missionare zunächst in dem 2 Tagereisen von Akropong entfernten Kukurantumi nieder und gründeten 1861 die Station Kjebi. Auf diesen beiden noch bestehenden Stationen im Distrikt Akam sind die Gemeinden noch klein. Der Boden scheint bei dem Händlervolk der Akem-Neger, die in ihrem Lande mehr Gold finden als andere Stämme der Goldküste, ziemlich hart zu sein, und die Missionare mußten auch wegen des ungesunden Klimas in diesen Waldregionen häufig wechseln.

Im eigentlichen Königreich Asante durften in den letzten Jahren Basler Missionare ebenfalls predigen, aber sie kamen dahin unfreiwilliger Weise, durch eine wunderbare, schwere, aber hoffentlich auch segensreiche göttliche Führung. Im Jahre 1864 errichtete die Missions-Handelsgesellschaft eine Station in Anum, östlich vom Volta, also in der Asante entgegengesetzten Richtung, außerhalb des englischen Protektorats, am nördlichen Ende der den Europäern bekannten Landstriche. Ein schwedischer Missionsfreund gab einen bedeutenden Beitrag zur Anstellung eines predigenden Missionars daselbst, in der Hoffnung, man könnte von dort aus einmal gegen das berüchtigte Dahome vordringen. Aber die Fehden zwischen den Stämmen am Volta legten von Anfang an der gedeihlichen Entwicklung dieser Station viele Hindernisse in den Weg. Die südlich von Anum wohnenden Aquamer mit den im Gebiet der Bremer Stationen auf der Sklavenküste wohnenden Angloern riefen in diesen Kriegen 1869 die Asanter zu Hülfe. So überschritten dieselben den Volta, und die in Anum befindlichen Geschwister Ramseyer und Kühne, welche sich darauf verließen, daß die Asanter ihr Haus als neutrales Gebiet betrachten würden, wurden im Juni 1869 von den Asantern gefangen genommen und auf die unbarmherzigste Weise unter unsäglichen Leiden in die Gegend der Hauptstadt Kumase geschleppt.

Ramseyers mußten es ansehen, wie ihr Kindlein unterwegs Hungers starb. Sie selbst aber wurden wunderbarer Weise unter diesen Entbehrungen in einem afrikanischen Klima am Leben erhalten. Der König von Asante war etwas menschlicher gegen sie als manche seiner Unterthanen, und als sie in der Hauptstadt Kuma in dem ehemaligen wesleyanischen Missionshaus wohnten, der Prinz Ansa, ein in England erzogener und Christ gewordener Asante-Prinz als englischer Friedensunterhändler in Kumase sich aufhielt und sich ihrer freundlich annahm, auch ein Verkehr mit den Brüdern an der Küste ihnen erlaubt wurde, da schien Kumase beinahe zur Missionsstation geworden zu sein; denn die Brüder durften auch in der Stadt predigen und einige Kinder um sich sammeln. Allein sie mußten es doch von Zeit zu Zeit schmerzlich fühlen, daß sie Gefangene waren, und mußten haarsträubende Greuel mit ansehen, ohne ein Wort sagen zu dürfen. Oefter wurde unterhandelt über ihre Befreiung, aber der König merkte bald, daß er mit den englischen Unterhändlern nach Belieben verfahren durfte, und suchte für die Freigebung der Gefangenen eine bedeutende Geldsumme herauszuschlagen. Die Abtretung der holländischen Besitzung Elmina an die Engländer führte vollends zum Krieg zwischen Asante und England. Die Gefangenen hatten noch ein schweres Jahr zu durchleben, wo sie von der Küste wieder völlig abgeschnitten waren, bis England sich aufraffte und mit großen Kosten ein Heer gegen Kumase schickte und als Friedensbedingung ihre sofortige Freigebung verlangte, so daß endlich im Januar 1874 die Stunde ihrer Befreiung schlug.[1]) Wir lesen in der Kirchengeschichte von mehreren Ländern, daß durch Gefangene der erste Same des Evangeliums dahin gekommen sei. Möge diese schwere Gefangenschaft durch Gottes wunderbare und gnädige Führung nun auch solche Frucht bringen!

f. Die Mission der norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Wie schon angedeutet, hatte diese Mission mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, unter denen die zahlreichen Todesfälle, durch welche die lange Reihe der ausgesendeten Arbeiter gelichtet wurde, obenan stehen. Von 46 Personen (35 Männern und 11 Frauen) waren in den ersten 17 Jahren bereits 18 gestorben, darunter 4 Frauen. (Auch die meisten Kinder hatte das Klima hingerafft.) Fünf andere aber mußten mit gebrochener Gesundheit das Feld verlassen. Es gehörte ein bedeutender christlicher Muth und Beharrlichkeit dazu, dies Werk fortzuführen; um so mehr, da es keineswegs die Arbeit schon mit reichlichen Früchten lohnte. Wohl waren seit 1860 die vier bereits genannten Stationen[2]) in gutem Gange. Industrielle Unternehmungen, besonders Kaffeeplantagen gediehen. Auch ein rechtlicher und im christlichen Sinne von Bremen

[1]) Die Tagebücher der Gefangenen sind im Auszug gedruckt worden unter dem Titel: Vier Jahre in Asante, bearbeitet von Dr. Gundert. Basel, 1875.

[2]) Vergl oben 123 und F. M. Zahn, Vier Freistätten im Sklavenlande. Bremen 1870.

aus mit jenem Theil der Küste betriebener Handel[1]) arbeitete der Mission in die Hände. Die Ewesprache war zur Schriftsprache erhoben (durch Missionar Schlegel) und die 4 Evangelien in dieselbe übersetzt. Aus den Bekehrten hatte sich einer, John Wright, soweit bewährt, daß er als Katechet angestellt werden konnte.[2]) Dennoch zählten die Gemeinden auf allen vier Stationen um 1868 noch nicht mehr als 100 Mitglieder, unter denen etwa zwei Dritttheile losgekaufte Sklavenkinder waren, die in den Stationsschulen erzogen wurden. Dies bildete die Hauptwirksamkeit der Mission. Doch fingen auf der jüngsten der Stationen, Wegbe im Lande Ho, 30 Stunden von der Küste entfernt, gegen das Ende der sechsziger Jahre an sich weitere Erfolge zu zu zeigen. „Da war nun endlich die beschwerliche Bauarbeit wesentlich beendet.[3]) An 20 Gebäude waren dort mit vielen Kosten und unter saurer Mühe unsrer Missionsgeschwister errichtet. Keine Station war so stark mit weißen Arbeitern besetzt. Das Seminar, in dem eingeborne Lehrer und Katecheten herangebildet werden, entsprach je länger je mehr den Erwartungen unsrer Brüder, und mit der Schule, in der neben der losgekauften auch eine ganze Zahl freier Kinder unterrichtet wurde, ging es vorwärts in erfreulicher Weise. Die von unserm Oekonomen angelegten Kaffeeplantagen, die Palmen- und Orangen-Pflanzungen gedeihen kräftig. Und was das Erfreulichste und Hoffnungsreichste war: unter dem Volke fing es an sich zu regen; es begann der Gottes-Odem zu wehen über die Todtengebeine. Acht Erwachsene auf einmal, aus dem Peki- und dem Ho-Gebiete, meldeten sich zum Taufunterricht, unter ihnen — was in Afrika, wo das Weib auf tiefer Stufe steht, ein Seltenes ist — ein junges Ehepaar, Mann und Weib zugleich. Manche andere sprechen es aus, sie warten nur den Vorgang jener ab, dann werden sie auch kommen. Es schien die Zeit nahe, daß der Bann würde gebrochen und die Fesseln, mit denen der Fürst der Finsterniß die Heiden gebunden hält, gelöst werden. Unser Herz wurde weit zu großer Hoffnung. Wir dachten, bald könnten wir nun einige Brüder tiefer ins Innere reisen lassen, um für eine Gesundheits-Station, für die uns fast ganz die genügenden Mittel durch die Liebe der Hamburger und Lippeschen Missionsfreunde gegeben sind, vorläufig eine geeignete Stätte ausfindig zu machen, daß dann noch tiefer im Innern von einer fünften Station aus das Licht in die Finsterniß hineinscheinen möge." — Aber nach Gottes Rath sollte grade hier eine schwere Heimsuchung über diese Mission beginnen. Nachdem, wie bereits erwähnt wurde, die Kriegstruppen von Asante (das mit dem an der Küste wohnenden

---

[1]) Die beiden Schiffe „Dahome" und „Volta", die denselben vermitteln, können wohl als Missionsschiffe gelten; doch ist dieser Handel ein Privatunternehmen. — Die Engländer, unter deren Oberhoheit auch dieser Küstenstrich steht, haben für denselben sehr wenig gethan, und 15 Jahre hindurch gar keine Beamte auf demselben gehabt. Erst nach dem Kriege von 1873—74 haben sie wieder einen solchen mit 200 Negersoldaten nach Keta gesandt, der dort für Ordnung sorgt und Zoll erhebt, sich aber um das Land jenseits der Lagune kaum bekümmert.

[2]) Leider starb er bereits 1865.

[3]) Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft 1870 S. 1058.

Aunglastamme übrigens schon zuvor ein Bündniß gegen andre Stämme abgeschlossen) die Basler Station Anum im Jahre 1869 zerstört hatten, rückten sie gegen Wegbe vor, das aufs ernsteste bedroht wurde, da das Ho-Gebiet zu den Gegnern Asante's gehörte. Die Missionare Hornberger und Müller hielten auf der Station aus und verließen sie erst, als der König des Landes ihnen auf das bestimmteste erklärt hatte, er könne sie nicht schützen und werde selbst mit seinen Leuten vor der Uebermacht flüchten müssen. Noch einmal kehrten sie nach einigen Tagen, als das erwartete Anrücken der Feinde nicht erfolgte, auf ihre liebe Station zurück, um das Werthvollste einzupacken und von Waya aus holen zu lassen. Aber schon am folgenden Tage — es ist der 26. Juni gewesen — waren die Asante's im Anmarsch auf Wegbe. Die Hoer leisteten tapfern Widerstand, mußten aber von Dorf zu Dorf vor den ihnen weit überlegenen Feinden weichen. Die Dörfer der Hoer und unsre schöne Station wurden von den Asante's besetzt und geplündert, und bei einem Ueberfall, den die Hoer und Agotimer gegen die Asante's und die mit ihnen verbündeten Aunglaer machten, gingen die Gebäude unsrer Station in Flammen auf!"

So schwer dieser Schlag für die Mission auch sein mochte, glaubte man doch vor weiterem Schaden dadurch gesichert zu sein, daß die nächste Station Waya in einem den Asante's befreundeten Gebiet lag. Allein auch die Hoffnung sollte fallen. Waya wurde von jenen besetzt, und die Freiheit der Missionare auf das ernstlichste bedroht, so daß sie sich unter den größten Gefahren zurückziehen mußten. Ein Bekehrter, der, obwohl eine Zeit lang abtrünnig gewesen, sich der Mission wieder angeschlossen hatte und den Geschwistern in aller Gefahr treu zur Seite geblieben war, wurde als Hüter der Station zurückgelassen, starb aber wahrscheinlich an Vergiftung. Auch dort hatte die Mission fürs erste vollständig ihr Ende erreicht. Inzwischen ging es auf den beiden übrig gebliebenen Stationen Keta und Anyako, die nun stärker als sonst mit europäischen Arbeitern, denen bereits die im Seminar gebildeten eingebornen Gehülfen zur Seite standen, besetzt waren, erfreulicher als früher vorwärts. Freilich riß der Tod bald auch wieder beträchtliche Lücken in die Reihe der Arbeiter. Im Jahresbericht von 1872 aber konnte die Wiederbesetzung Waya's gemeldet werden. Die Asante's waren abgezogen. Doch kostete die Wiederaufnahme der Station noch manchen Kampf. Die Anyakoer nämlich wollten nicht, daß die Leute im Innern durch die Mission aufgeklärt würden, weil sie fürchteten, sie dann nicht mehr wie bisher ausbeuten zu können. Es entstand ein Aufruhr, indem ein Nationalgehülfe Schläge und Bande für die Sache des Herrn erduldete. Dennoch konnte Missionar Merz an der Uebersiedlung nicht verhindert werden. Er fand besonders bei den Schulkindern in Waya eine gute Aufnahme, und die Schule war bald besuchter als vorher. Bei einem Brande, der die Stationsgebäude zu zerstören drohte, leisteten die Einwohner treue Hülfe und zeigten dadurch, daß ihnen an der Mission etwas gelegen sei.

Seitdem hat die Mission auf diesen 3 Stationen ungestört weiter arbeiten können. Die Zeit der großen Erfolge ist für sie noch nicht

angebrochen. Aber das Werk, das so viel Opfer gefordert hat, scheint doch mehr und mehr tiefe Wirkungen auf jene Negerstämme auszuüben. Nach den letzten vorliegenden Nachrichten umfassen die Gemeinden 121 Getaufte, unter denen 79 Kommunikanten sind. In den Schulen werden 123 Kinder unterrichtet.

g. Die Aku-Länder.

Vom Gebiete der Norddeutschen Mission zu den Akuländern übergehend, berühren wir noch das sterile Missionsgebiet auf der zu Dahome gehörigen Küste. In der Seestadt Weida (Whydah) haben die Methodisten eine Zeitlang unter großen Hindernissen und mit geringem Erfolge gearbeitet. Seit 1866 scheint diese Mission erloschen; wenigstens geben die Jahresberichte seitdem keine statistischen Daten über sie. Es war auch kaum zu erwarten, daß unter dem Regimente jenes blutdürstigen Königs, der einige Jahre zuvor die ganze Welt durch seine scheußlichen Todtenopfer in Schrecken gesetzt hatte, die Ausbreitung des Evangeliums gedeihen konnte.

Nicht viel erfreulicher waren die Erfahrungen in dem östlicher gelegenen Badagry, wo die Methodisten und die englisch-kirchliche Mission wirkten. Die durch den frühern Verkehr mit den Europäern tief heruntergekommenen Eingebornen (Popo's) zeigten sich immer mehr als ein harter Boden, und auch die aus Sierra Leone dorthin gewanderten Egba's rechtfertigten die Hoffnung nicht, die man auf sie für die Evangelisirung jener Küstenstrecke gesetzt hatte. Zwar wurde zu Anfang der sechsziger Jahre die Mission dort durch die Annektirung dieses Gebietes seitens der britischen Regierung wesentlich erleichtert und einige weitere Plätze, wie namentlich Porto Novo als Nebenstationen besetzt. Doch noch immer wartet man vergeblich auf reichlichere Früchte.

Um so erfreulicher waren dagegen die Fortschritte des Evangeliums im Innern des Landes und vor allen in Abeokuta. Auch die Station Lagos gewann als die Basis dieser Mission immer mehr Bedeutung. Im Jahre 1859 zählte die englisch kirchliche Mission auf diesem Felde unter 10 europäischen Missionaren und 4 ordinirten Eingebornen 516 Abendmahlsgenossen. Bedroht war dies Feld freilich immer von Dahome, dessen König darauf sann, die frühere Niederlage zu rächen. 1862 rückte derselbe gegen Abeokuta vor; begnügte sich aber, die Stadt Ischagga, zugleich eine Außenstation, auf der eine hoffnungsvolle christliche Gemeinde gesammelt war, (am 10. Juli) zu zerstören. Die mit nach Agbome geschleppten Gefangenen wurden dort meist hingeschlachtet.[1]) Im folgenden Jahre erschien der König mit seiner Armee, das Amazonenregiment voran, vor Abeokuta, belagerte die Stadt, ohne sie anzugreifen, und zog unverrichteter Sache wieder ab. Als er aber 1864,

[1]) Der eingeborne Katechet W. Doherty, den man zuerst unter den Opfern vermuthete, war einem der Würdenträger als Sklave zugetheilt worden und wurde später befreit.

am 16. März, den Angriff wagte, erlitt er eine schwere Niederlage und wurde mit großen Verlusten in die Flucht gejagt. Dieser Sieg war noch glänzender als der 13 Jahre früher errungene. Das Verhalten der Eingebornen bei beiden Gelegenheiten war sehr verschieden und zeigte deutlich, welchen Einfluß die Mission im Laufe dieser Zeit ausgeübt hatte. Man hörte auf den Straßen, und zwar nicht blos von Christen, dem Gott der Weißen für die Befreiung danken.

Aber schon längere Zeit vor diesem Ereignisse war ein Krieg mehrerer Aku-Stämme gegeneinander ausgebrochen, welcher der Mission bedeutenden Nachtheil bringen sollte. Zwischen Ibadan und Idschaye entbrannte der Kampf. Abeokuta war mit der letzteren verbündet. Hierdurch kamen besonders die Missionare zu Ibadan, die in dieser über 100000 Seelen zählenden Stadt bisher schon unter mancherlei Schwierigkeiten gearbeitet hatten, in eine sehr drückende Lage, da sie von aller Verbindung mit der Küste abgeschnitten waren. An der Pflege der kleinen Christengemeinde verhindert, wendete M. Hinderer die Zeit zu Uebersetzungen an. — Auch nachdem Idschaye völlig zerstört war, dauerte dieser Kampf der Egba's mit den Yoruba's fort. Dazu kamen Zerwürfnisse der Häuptlinge von Abeokuta mit den Vertretern der britischen Regierung, die auch die Sperrung des Weges nach Lagos zur Folge hatten.

Dennoch war die Mission in letzterer Stadt, die doch immer das Centrum der ganzen Aku-Mission bildete, keineswegs gestört. Auf den verschiedenen Stationen in derselben, zu Ake, Ikidscha, Owu und Igbein, wurden die regelmäßigen Gottesdienste gehalten, ja die Zahl der Bekehrten mehrte sich. Ebenso war die Arbeit zu Oschielle nicht gestört; die nördlichen Nebenstationen Oyo (Aya) und Ogbomoscho aber waren völlig abgeschnitten von der Leitung europäischer Missionare unter der Pflege eingeborner Katecheten. Zu Anfang des Jahres 1865 hatte die Englisch-kirchliche Gesellschaft auf diesem Felde (soweit die Berichte eingehen konnten) 2198 Christen, unter ihnen 425 Abendmahlsgenossen.

Mehrere Jahre noch ging die Mission ihren Gang vorwärts, wenn auch der Krieg immer wieder hie und da wüthete. Ibadan war wieder zugänglich geworden. Missionar Hinderer konnte nach einem Aufenthalt zur Erholung in Europa mit gestärkten Kräften 1867 die Arbeit daselbst bei der Gemeinde, die 220 Getaufte und 90 Kommunikanten zählte, wieder aufnehmen.

Dennoch wandte sich die politische Lage des Landes immer ungünstiger durch die gespannten Beziehungen zwischen Abeokuta und der britischen Regierung. Schon öfter waren Drohungen laut geworden, die auf Vertreibung aller Weißen gingen. Gelegentlich hatte sich auch Feindschaft gegen das Christenthum damit verbunden, wie denn die Kirche zu Oke auf diese Weise ein Raub der Flammen wurde. Dennoch entstand nicht eine eigentliche Christenverfolgung. Die nationale Verstimmung gegen die Weißen schien die Hauptsache zu sein, immerhin aber bildeten auch die eingebornen Christen eine bedrängte Partei.

Nach längerer Schwüle brach der Sturm im Oktober 1867 aus. Die Kirchen wurden geplündert resp. zerstört und die Missionare ver-

hindert Gottesdienst zu halten. Nach fruchtlosen Verhandlungen mit den Häuptlingen blieb ihnen zuletzt nichts übrig, als sich nach Lagos zurückzuziehen. Auch Ibadan wurde von Abeokuta aus aufgefordert, dem Beispiele des letzteren zu folgen und die Missionare zu vertreiben. Die Aufreizungen hatten jedoch keinen Erfolg, und die dortige kleine Gemeinde behielt ihre weißen Führer. Es war ein Vertrauenszeugniß, daß sie sogar der damals in bedrängten Geldangelegenheiten befindlichen Missionsgesellschaft einen Beitrag von 15 Pfund Sterling sandte.

In Abeokuta waren die Gemeinden längere Zeit verwaist, da auch die eingebornen Prediger den Missionaren, wie es scheint, nach Lagos gefolgt waren, hielten jedoch unter allerlei Bedrohungen der Gegner fest zusammen, weigerten sich standhaft, heidnische Gebräuche mitzumachen und feierten ihre Gottesdienste unter Leitung des zurückgebliebenen Predigers der benachbarten Außenstation Oschielle. Auch die Außenstation Otta mit ihrem Prediger war unbelästigt geblieben. Die politische Gährung dauerte fort. Für europäische Missionare zeigte sich keine Aussicht auf Rückkehr nach Abeokuta. Die eingebornen Prediger aber durften nach und nach wieder dahin kommen. Ein Jahr nach dem Aufstande war die Kirche zu Oke wieder hergestellt und die von Igbein in dem benachbarten Igbore wieder aufgebaut.

Erst 1871 durfte Missionar Townsend es wagen, einen Besuch in Abeokuta zu machen. Er wurde im ganzen freundlich aufgenommen, von den Christen aber mit Jubel begrüßt. Er fand in dem kürzlich erwählten neuen Oberhäuptling (Alake) mit Namen Ademba einen gegen die Christen wohlgesinnten Mann, doch dauerte eine bedeutende Opposition gegen die letzteren noch immer an. Diese selbst aber hatten sich löblich gehalten. Die Gemeinde war sogar durch Beitritt aus den Heiden gewachsen. Elf Erwachsene waren im Laufe des letzten Jahres getauft worden; aber noch gegen 100 weitere Taufkandidaten harrten der Aufnahme. Im ganzen bestanden die mit der Englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft verbundenen Gemeinden aus 1003 Erwachsenen, von denen 453 Abendmahlsgenossen waren.

Trotzdem ist Abeokuta bisher immer noch für europäische Missionare verschlossen. Bischof Crowther, der auf einer Ueberlandreise vom Niger her die Stadt 1872 besuchte und sich 8 Tage dort aufhielt, fand von allen Seiten das herzlichste Willkommen. Seiner Vermittlung schien es wirklich gelingen zu wollen, ein besseres Verhältniß der Häuptlinge zur britischen Regierung herbeizuführen. Dennoch waren die dadurch angeknüpften Verhandlungen erfolglos. Später haben noch einmal zwei Missionare einen Besuch in Abeokuta gemacht. Der Häuptling von Ikidscha, Ogudipe, der sich auch während des Aufstandes als ein treuer Freund der Christen bewies, hatte sie eingeladen. Ihr Bericht lautete wiederum günstig. Der eine schreibt: „Bei genauer Nachforschung habe ich das Gefühl, daß hier eine wirklich lebendige Kirche nicht gewöhnlicher Art besteht nach der fast siebenjährigen Abwesenheit europäischer Missionare. Es gibt freilich noch viel zu thun. Aber zwischen dem Ruin von Häusern und der Zerstörung von Gebäuden kann ich in Wahrheit von der lebendigen Kirche sagen: „„Niedergeschlagen aber nicht zerstört; verfolgt

aber nicht verlassen"". Doch die Feindschaft gegen uns ist bei weitem noch nicht erloschen. Die Stadt ist in Parteien zerspalten. Die Rolle, die ein europäischer Missionar hier zu spielen hat, ist schwieriger als zu irgend einer frühern Zeit; und wir können noch nicht einmal sagen, daß die Stadt d. h. alle Häuptlinge willig sind, einen Europäer zuzulassen." Die Zahl der Christen in Abeokuta betrug nach den letzten Angaben gegen 1500, wahrscheinlich mit Einschluß der Gemeinde zu Oschielle. Außer an den oben genannten Orten der Stadt waren später übrigens auch zu Igbein und Kemta neue Kirchen gebaut. Wenigstens ein Dritttheil der obigen Zahl sind Kommunikanten. Von dem Eifer der Christen zeugt der Aufwand von 250 Pf. Sterl., den sie in einem Jahre für kirchliche Zwecke machten.

Unter Gottes Leitung scheint also die Ausschließung der Missionare von diesem Felde, das seit lange weit und breit die warme Theilnahme aller Missionsfreunde gefunden hat, dazu dienen zu sollen, eine besondere selbständige Entwicklung des Reiches Gottes unter diesem Negervolke zu fördern.[1])

Wenden wir uns nun noch einmal nach Ibadan. Obgleich dort der Mission nicht solche Hindernisse in den Weg traten wie in Abeokuta, und der alte brave Hinderer dort aushalten durfte, bis ihn seine gebrochene Gesundheit 1869 nach Europa trieb, war es ihm nicht vergönnt, außergewöhnliche Früchte seiner Arbeit zu sehen. Nur langsam wuchs unter der kriegerisch aufgeregten Bevölkerung die kleine Gemeinde, die bei seinem Abgange 234 Getaufte zählte. Diese vertheilten sich aber auch auf mehrere Stadttheile: Kudetu, Oke, Ogunpa und Aremo, denn auch Ibadan ist, wie Abeokuta, ein Städtekomplex. Jene kleinen Gemeinden mußten unter der Leitung eingeborner Katecheten bleiben, und es war tröstlich, daß treue, bewährte Männer vorhanden waren. Dies wurde um so wichtiger, als weiterhin die politische Lage jener Länder einem europäischen Missionar die Reise nach Ibadan nicht gestattete, und nun auch dieses wie die Schwesterstadt der Mission verschlossen blieb. Nur ein schwarzer Geistlicher aus Abeokuta konnte dort zur Stärkung der Katecheten und Gemeinden jährlich mehrere Besuche machen. Auch Crowther besuchte die Stadt auf der schon erwähnten Reise und fand die christliche Gemeinde unter Schwierigkeiten standhaltend, ja wachsend. 1871 wurde einer der Katecheten, D. Olubi, nach Lagos berufen und empfing dort die Ordination, so daß nun die Christen zu Ibadan mit pastoraler Pflege versehen wurden. Olubi verwaltet sein Amt mit großer Treue. Es ist ihm gelungen, viele der Häuptlinge, heidnische und sogar muhamedanische, den Christen soweit günstig zu stimmen, daß sie (1872) zum Bau einer Kirche behülflich waren. Die übrigen Kosten brachte die Gemeinde selbst auf. Dieselbe ist seither stetig gewachsen und zählte nach den letzten Angaben 370 Anhänger bei 140 Abendmahlsgenossen. Sie halten wohl zusammen

[1]) Neuere Nachrichten melden, daß die am feindseligsten gegen die Weißen gesinnten Häuptlinge gestorben seien, und daß der Rückkehr eines weißen Missionars nichts mehr im Wege stehen würde.

und gewählte Aelteste verwalten die Angelegenheiten. So sehen wir auch hier, wie die von weißen Missionaren ausgestreute Saat selbst ohne solcher Fürsorge reichlich keimt und sprießt.

Die übrigen Stationen im Innern von Yoruba sind unter den politischen Wirren längst abgebrochen. Zu Oyo (Aya) hielt noch längere Zeit ein Katechet aus. Auch findet sich dort noch jetzt ein Rest der Gemeinde. Die meisten Christen aber haben sich zerstreut.

Dagegen hat sich die Station zu Otta zwischen Abeokuta und Lagos unter allen Schwierigkeiten gehalten. Auch dort steht nur ein Eingeborner als Pastor an der Spitze der kleinen Gemeinde (78 Christen, 36 Kommunikanten). Die Verhältnisse waren hier besonders dadurch erschwert, daß der Ort von Abeokuta beansprucht wurde, während ein Theil der Einwohner sich gern unter britische Oberhoheit gestellt hätte.

Der wichtigste Platz für die Aku-Mission war Lagos geworden. Die Mission arbeitete auf der Insel dieses Namens, die etwa 30000 Einwohner umfaßt, an verschiedenen Orten. Nach dem Aufstande in Abeokuta war eine Menge von Christen aus dieser Stadt dorthin geflohen. Für sie wurden an zwei weiteren Punkten Kirchen angelegt. So gibt es nun folgende 5 Stationen auf Lagos: Fadschi (Faji), Brodfrucht-Station, Ebute Ero, Aroloya oder Palmen-Kirche und Ebute Metta. Die beiden letzteren sind für die Leute von Abeokuta gegründet. Die stärkste Gemeinde ist die der Brodfrucht-Station, die 1871 schon 700 Seelen zählte Zu Fadschi waren damals 126 Kommunikanten, in Ebute Ero 195 Seelen und 50 Kommunikanten. Aroloya zählte 270, Ebute Metta 130 Mitglieder. In der Kirche zu Fadschi wird Gottesdienst auch in der englischen Sprache gehalten, um den sich eine besondere Gemeinde sammelt. Daneben steht ein andrer Theil der Gemeinde, der in der Yoruba-Sprache bedient wird. Ueber jene englische Abtheilung wird geklagt in Bezug auf ihren niedrigen sittlichen Ton und die Liebe zu Putz und Staat. Dabei waren jedoch manche ermuthigende Fälle von Standhaftigkeit und Wachsthum in der Gnade zu erwähnen. Als besonders gefördert sind die beiden Abeokutaer Gemeinden zu nennen. Nach den neusten Nachrichten waren auf Lagos in Verbindung mit der Englisch-kirchlichen Gesellschaft ungefähr 2000 Christen. Einen wichtigen Theil der Arbeit daselbst bezeichnen die Schulen, unter denen wir die höhere Bildungsanstalt, ferner die Grammar-School (eine Art Gymnasium) und mehrere Mädchenschulen erwähnen.

Auch das harte Feld von Badägry hat in neuster Zeit unter der anhaltenden treuen Arbeit des Katecheten, der unter Leitung eines Missionars von Lagos steht, angefangen weitere Früchte zu bringen. Die Gemeinde war bis 1873 auf 126 Mitglieder gewachsen, von denen christlicher Wandel, insonderheit die christliche Bruderliebe gerühmt wird.

Die **Wesleyanischen Methodisten** haben an verschiedenen Punkten von Lagos ebenfalls Gemeinden gesammelt. Auch hier schaart sich der kultivirte Theil der Bevölkerung um den englischen Gottesdienst zu Fadschi (100 Mitglieder). Eine andere Station auf der Insel ist

Olowogbowo mit 540 Mitgliedern; eine neuere Ereko, wo die wachsende Gemeinde viel Befriedigung gewährt.[1]) Zu Ite haben jetzt die Methodisten eine kleine Station inne, welche früher dem Board der südlichen Baptisten gehörte, und endlich besteht auch zu Ebute Metta eine kleine methodistische Gemeinde. Im ganzen umfaßt dieser Kreis 751 Mitglieder.

Auch in Abeokuta hatten die Methodisten gearbeitet und ihre im südlichen Theile der großen Stadt gelegene Station eine Gemeinde gesammelt. Zu Anfang des verflossenen Jahrzehnts war das Werk in gutem Gedeihen, auch wurde in Idschaja eine Außenstation unterhalten. Aber der Bürgerkrieg der verschiedenen Stämme, in welchem jene Stadt zerstört wurde, brachte auch sonst noch nachtheilige Folgen mit sich. Der Aufstand von 1867 verdrängte auch hier den Missionar, dennoch hat sich die Gemeinde bisher gehalten, wennschon ein numerischer Rückschritt eintrat. Nach den neusten Angaben zählt sie 157 Mitglieder.

Schließlich sei noch die kleine Methodistengemeinde zu Porto Novo unter einem eingebornen Missionar angeführt. Vor einigen Jahren wurde dieser von der britischen Regierung früher unter Protektion genommene Ort eines Aufstandes wegen bombardirt; die meisten Christen flüchteten sich damals nach Badägry. Jetzt besteht die Gemeinde wieder in Porto Novo, das aber nicht weiter unter der britischen Regierung zu stehen scheint.

Die **Amer. Southern Baptist Convention** hatte im Jahre 1853 im Reiche Yoruba eine Mission begonnen, die bald zur Blüte gelangte und sich über mehrere Orte, wie Oyo (Aya), Awaye und Ogbomoso verbreitete. Auch in Lagos und in Abeokuta wurden Stationen gegründet. Der amerikanische Krieg machte, wie es scheint, dem Werk ein Ende. Einer der Missionare hielt sich noch einige Jahre in Abeokuta. Ob die von ihm gesammelte Gemeinde den Ausbruch von 1867 überstanden hat, ist mir nicht bekannt geworden. Der Board für äußere Mission jener Denomination hat jedenfalls in jener Gegend jetzt keine Agenten mehr.

h. Die Nigermission.

Wir haben oben die Nigermission bereits bis in den Anfang des verflossenen Jahrzehntes verfolgt. Ein bedeutungsvolles Ereigniß bezeichnet um jene Zeit einen neuen Abschnitt derselben, nämlich die Ernennung eines besondern Bischofs für dieses Missionsfeld. Die Schwierigkeiten, die der Visitation der Nigergemeinden seitens eines europäischen Bischofs immer würden im Wege gestanden haben, bewogen die Englisch-kirchliche Gesellschaft, diesen Schritt zu veranlassen. Es lag nahe, daß der aufs beste bewährte schwarze Missionar Crowther für das neue Amt in Vorschlag gebracht wurde. Nachdem dieser von

[1]) „Ein gnadenvoller Einfluß wurde während des nächtlichen Gottesdienstes gefühlt, 20 Bußfertige suchten Vergebung und viele haben seitdem Frieden durch den Glauben gefunden."

der Universität Oxford zum Doktor der Theologie ernannt war, empfing er am 29. Juni 1864 in der Kathedrale zu Canterbury die bischöfliche Weihe. Als Sprengel wurden ihm die Länder der Westküste Afrika's außerhalb der britischen Besitzungen zugewiesen. Als Aufgabe wurde ihm gestellt: die christliche Kirche dort auf festen Grundlagen aufzubauen, tüchtige Negerkatecheten zum ordentlichen Predigtamte zu ordiniren und der jungen Kirche einen gesunden evangelischen Geist einzuhauchen. Als Wohnort wurde ihm Lagos angewiesen. Ein Spezialfond liefert die Mittel zur Unterhaltung des neuen Bischofsitzes. Die aufrichtig demüthige Weise, in der Crowther dieses so ehrenvolle Amt übernahm, ist ein schönes Zeugniß für das gediegene Christenthum dieses außergewöhnlichen Mannes.

Nach einem Besuche in Sierra Leone und Lagos begab sich der Bischof von zwei Söhnen begleitet sofort nach dem Niger. Auf demselben war inzwischen der Handel wieder in Gang gekommen und regelmäßige Dampfschiffahrt durch die westafrikanische Handelsgesellschaft wiederhergestellt. Zu Akassa hatte die Mission bis dahin wenig oder gar nichts ausgerichtet. Eine nur gering und unregelmäßig besuchte Schule, das war alles. Um so erfreulicher stand es in Onitscha und Gbebe. Hier waren durch die schlichten Bemühungen der „Schriftvorleser" 16 Personen soweit gefördert, daß sie getauft werden konnten. Mit 25 feierte Crowther das heil. Abendmahl; darunter waren sogar einige bekehrte Muhamedaner, die übrigen meist Igbira's und Bunu's. In Onitscha hatte Taylor gegen Heiden und Muhamedaner einen schweren Stand gehabt; dennoch war die Gemeinde auf 125 Bekehrte mit 48 Abendmahlsgenossen gewachsen. Die Schule hatte sehr guten Fortgang.

Die Station Gbebe aber wurde bald gefährdet. Ein andrer Ort auf der rechten Seite des Niger in der Nähe der Binue-Mündung,[1] Lokodscha, war von der Handelsgesellschaft zum Hauptlagerplatz gemacht, auch hatte der englische Konsul dort seinen Sitz genommen. Der Ort gehört zum Gebiet des muhamedanischen Königs Masaba von Nupe,[2] der seine Herrschaft weiter und weiter nach Süden vorschob. Mit den Engländern suchte er freundliches Einvernehmen; aber mit den kleinen Negerkönigen hatte er immer wieder Krieg. In einem solchen wurde denn auch Gbebe 1866 zerstört; die christliche Gemeinde aber wurde auf Verwendung des englischen Konsuls zum Theil nach Lokodscha gerettet; ein andrer Theil zerstreute sich. Seitdem ist jener Ort Station der Nigermission geworden. Das englische Konsulat war für das Gedeihen derselben förderlich; aber auch nach der Aufhebung desselben erwies sich der König Masaba der christlichen Gemeinde freundlich. Darauf freilich, daß er ein arabisches Neues Testament annahm, sowie daß auch Muhamedaner in Lokodscha dem Gottesdienste zuweilen beiwohnten, durfte man wohl nicht zu große Hoffnungen bauen. Masaba zeigte seine Freundschaft besonders, als er 1871 Crowther und

[1] Gbebe liegt am linken Ufer des Binue.
[2] Die Hauptstadt des Reiches ist Bida.

die Besatzung der Schiffe, welche wegen des niedrigen Wasserstandes den Niger nicht hinabzufahren vermochten, mit Aufwendung bedeutender Kosten zur Reise über Land nach Lagos ausrüstete. Im folgenden Jahre starb der König, und in der Gegend von Lokodscha wurde es unruhig. Die Eingebornen suchten sich aus der Herrschaft von Nupe zu befreien. Masaba's Nachfolger aber, Umoru, stellte die Ruhe wieder her. Auch er ist den Engländern wohl geneigt, ja scheint in manchen Beziehungen seinem Onkel und Vorgänger überlegen. Er ist ein in arabischer Wissenschaft sehr gebildeter Mann. Seine Politik geht auf Förderung des englischen Handels. Unter diesen Verhältnissen kann die Missionsstation zu Lokodscha gedeihen. Jener Ort, der mehr und mehr ein Hauptplatz des afrikanischen Handels wird, hat wegen der dort zusammenkommenden verschiedenen Völkerschaften seine große Wichtigkeit für die Mission. Jetzt stehen dort 2 Kirchen (Trinity Church und Bunu Chapel), um die 1864 Gemeinden von 135 Mitgliedern gesammelt waren.

Weiter südlich hatte Crowther auch in Idda für die Mission Halt zu gewinnen versucht. Mit Schwierigkeiten war 1864 die Erlaubniß zur Gründung einer Station erlangt. Aber die Missionare wurden vom Volke gemieden; und als Crowther 1867 dorthin kam, gerieth er in die Hände des verrätherischen Königs, der ihn nur gegen ein Lösegeld im Werthe von 1000 Pfund Sterling losgeben wollte. Eine Expedition von Lokodscha traf in dieser Sache ein. Es kam zum Kampfe, während dessen es den Gefangenen gelang, sich zu befreien und auf das Schiff zu flüchten. Leider aber fiel der brave Konsul Fell, von einem Pfeile ins Herz getroffen. Idda ist auch bisher der Mission verschlossen geblieben.

In Onitscha war das Werk 11 Jahre lang gediehen. „Gute Botschaft!" konnte Missionar Taylor 1866 schreiben, „das Christenthum fährt im Triumphwagen daher." Aus dem benachbarten Ossaba hatte man nämlich Sklaven zur Beerdigung des dort verstorbenen Königs in Onitscha kaufen wollen. Aber die Boten mußten unverrichteter Sache umkehren und bekannten: Onitscha fürchtet Gott zu sehr. Onitscha ist ganz verändert. Sonst konnte man hier Opfer in beliebiger Zahl kaufen — jetzt keines, keines.

Aber auch hier sollten Prüfungszeiten kommen. Im Jahre 1867 brach eine Christenverfolgung aus durch die Feindseligkeit des Königs, der durch die Bekehrung einer Schwiegertochter und eines einflußreichen Häuptlings gereizt war. Der Gottesdienst wurde verboten und jede Versammlung mit Strafen belegt. Ja ein Menschenopfer sollte die Schuld der Zulassung des Christenthums sühnen. Doch die Leidenszeit ging auch vorüber. Man ließ die Christen unbehelligt, ja beim Regierungswechsel kam ein ihnen geneigter König auf den Thron, der in seinem Hofe regelmäßig Gottesdienst halten ließ. Doch starb er, ohne sich zum Christenthum zu bekennen, 1872. Sein Nachfolger erlag bald den Pocken, die im folgenden Jahre in Onitscha wütheten. Bei dieser Gelegenheit lebte das Heidenthum wieder auf, und wieder wurden Sühnopfer gebracht. Die von den Missionaren angewandte Maßregel

des Impfens hatte den besten Erfolg und trug viel dazu bei, die Ansicht der Bevölkerung umzustimmen.

Traurig ist es, daß mit dem wachsenden Handel am Niger auch europäische Einflüsse böser Art sich mehren. Gewissenlose Agenten verderben unter den Eingebornen viel, da diese ihr Beispiel zur Rechtfertigung mancher Laster anführen

In neuster Zeit ist auch Osamare, einige Meilen stromabwärts von Onitscha, als Station besetzt, nachdem es seit längerer Zeit, wie auch Asaba, Außenstation war.

An der Meeresküste hat die Mission unter der durch europäische Einflüsse seit langer Zeit verdorbenen Bevölkerung eine viel schwierigere Arbeit als im Innern. Akassa hatte zwar im Laufe der Jahre einige Bekehrte, zeigte sich jedoch so ungünstig, daß die Station in neuster Zeit aufgegeben worden ist. Drei Meilen östlich von dort war 1868 bei Braß[1]) eine Station angelegt. Einer der dortigen Könige mit seinen Häuptlingen hatte dabei freundliches Entgegenkommen bewiesen und die Errichtung der Missionsgebäude mit bedeutenden Beiträgen unterstützt. Der andre König war ungünstig für die Mission gestimmt. Doch sammelte sich eine Gemeinde um die Predigt, sowie Schulkinder zur Schule. Weiterhin fanden sich Taufbewerber und Bekehrte. Da brach 1871 eine schwere Verfolgung aus. Aber die Christen blieben treu bis auf 3, die abfielen. Später kehrte die Ruhe zurück und aus den 50 Bekehrten vor der Verfolgung waren nach dem letzten Berichte 140 geworden.

Schließlich haben wir noch die Station Bonny zu erwähnen. Die Stadt liegt 15 Meilen östlich von der Nun-Mündung an einem der andern Mündungsströme des Niger in dem sumpfigen Delta. Schon lange ist dort ein reger europäischer Verkehr im Gange. Im Jahre 1856 wurde der dortige König Pepple vertrieben. Er kam nach England und wurde dort getauft. 1861 gelang es ihm, seinen Thron wieder einzunehmen; und nun wandte er sich an den Bischof von London um einen Missionar. Als Crowther von seiner ersten bischöflichen Reise zurückkehrte, richtete er die Station ein. Es wurde zunächst eine Schule begonnen. Leider starb der König bald darauf. Sein Sohn George Pepple aber, der seine Erziehung auch theilweise in England genossen hat, trat in die Fußtapfen des Vaters. Doch war das Heidenthum noch eine bedeutende Macht in Bonny. Das alte mit Schädeln bekleidete Dschudschu-(Götzen-)Haus, dessen Verfall Crowther schon nahe glaubte, wurde durch ein solides eisernes Gebäude ersetzt, und dabei wieder Menschenopfer gebracht.[2]) Die Dschudschu's selbst, hier in großer Zahl gepflegte Iguana's (Eidechsenart) wurden später abgeschafft, da sie zu unverschämt unter den Hühnern und Eiern wirthschafteten. Zu Dutzenden wurden die früher verehrten Thiere erschlagen. Gewiß zeigte sich darin ein christlicher Einfluß. Auch der grausame Gebrauch der Ermordung von Zwillingskindern wurde abgeschafft. Zwar erhob sich

[1]) Genauer liegt die Station zu Tuwon an der Braß-Mündung.
[2]) In dieser Gegend war auch der Kannibalismus herrschend.

noch einmal die Heidenpartei; es folgten Unruhen, ja Mord und Todtschlag. Die Schule mußte eine Zeitlang geschlossen werden, weil die Kinder auf dem Wege dahin nicht sicher waren. Dennoch stieg die Zahl derer, die zu den Gottesdiensten sich einfanden. Jetzt werden solche in Bonny an zwei Orten gehalten; in der einen Kapelle in englischer Sprache auch für die dort verkehrenden Europäer. Ein Sohn Crowthers ist dort als Pastor angestellt. In der Kirche auf dem Missionsgehöft wird in der Sprache der Eingebornen (ein Dialekt der Ibo-Sprache) gepredigt. Zu den Gottesdiensten finden sich gegen 300 Personen ein; die Schule wird von 70 Kindern besucht. Auch in dem benachbarten Jujutown (Dschudschu) ist eine Schule eingerichtet, ein Missionar angestellt und bereits eine Gemeinde gesammelt.

Im ganzen zählte die Nigermission 1874 mit Einschluß des Bischofs 8 Geistliche, und zwar alle Afrikaner, 16 Lehrer, 146 Kommunikanten, 322 Christen und 170 Schüler.

i. Die Mission am Alt-Calabar.

Dreißig Jahre sind verflossen, seitdem der erste Missionar der vereinigten Presbyterianer Schottlands sich unter den Efik-Stämmen am Calabar niederließ. Die bisher erreichten Erfolge mögen, wenn man nur auf Zahlen sieht, klein erscheinen. Dennoch stellt ein Vergleich der Zustände, wie sie vor jenem Zeitraume herrschten, mit den jetzigen den stille wirkenden Einfluß des Christenthums heraus, wie er unter jenen Stämmen tiefe Wurzel geschlagen hat.

Unser Raum, der auf die Neige geht, gestattet uns nicht eine ausführlichere Darstellung der Entwicklung auf den verschiedenen Stationen. Wir müssen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen und der Angabe des jetzigen Standes der Mission begnügen.

Schon längst hatten die Leiter derselben die Absicht gehegt, ihren Schwerpunkt von der ungesunden dünn bevölkerten Küste weiter ins Innere vorzuschieben, wo sich bei gesunderem Klima stark bevölkerte Gegenden finden. Bis jetzt hat sich diese Absicht nicht verwirklichen lassen. Mehr als die unwegsamen, dicht bewaldeten Gebirge war der zersplitterte Zustand der Bevölkerung, die aus vielen kleinen in fortwährende Kriege verwickelten barbarischen Stämmen besteht, und ihre verschiedenen, unbekannten Sprachen ein Hinderniß, das dem Vordringen im Wege stand. Es ist bis jetzt wenig Aussicht, daß sich auf dieser Seite der Mission weitere Thüren öffnen.

Bei dem scheinbar geringen Erfolge muß in Betracht gezogen werden, daß die Mission es hier mit jenen durch langen Verkehr mit Europäern verderbten Küstenstämmen zu thun hat, die noch dazu unter den nachtheiligen Verhältnissen ihres Sumpflandes überhaupt schon auf einer tieferen Stufe standen, als die Bewohner andrer Küstenstriche Westafrika's. Auch der Palmölhandel, der hier einen seiner Hauptpunkte hat, übt fortwährend manche ungünstigen Einflüsse aus.

Dabei ist die Missionsarbeit durch das ungesunde Klima sehr erschwert. Es wurden vor einigen Jahren ernstliche Anstrengungen gemacht,

eine Gesundheitsstation anzulegen. Der einzige dazu passende Punkt fand sich auf dem Camerungebirge. Ich weiß nicht, ob die Angelegenheit weiter verfolgt ist. — Als ein weiteres Mittel zur Förderung dieser Mission wurde damals die Einführung von Theologen afrikanischer Abstammung aus den Bildungsanstalten Amerika's erwogen.

Die wichtigste unter den Stationen ist Creek Town mit 6 Außenstationen. Die Gottesdienste, die auf allen diesen Plätzen gehalten werden, sind durchschnittlich zusammen von 590 Personen besucht; aber nur 60 sind Mitglieder der Gemeinde. Die Sonntagsschule versammelt 200 Kinder und Erwachsene. Auch an mehreren Abenden in der Woche werden Versammlungen gehalten, oder die Katechumenen (52) unterrichtet. Auf der Station wie den Außenstationen sind 2 Tagesschulen zusammen mit 170 Schülern (anwesend durchschnittlich 105). Unter den Anstalten ist ferner ein Asyl für Zwillinge und die Druckerei zu erwähnen, in der Eingeborne beschäftigt sind. Außer den europäischen Missionaren ist dort auch ein ordinirter eingeborner und eine Reihe solcher Gehülfen thätig.

Aehnlich verhält es sich mit den Arbeiten zu Duke Town mit 3 Außenstationen, während Old Town mit den seinigen jetzt nur von eingebornen Agenten besetzt ist. Nur an dem ersten Orte findet sich eine nennenswerthe Gemeinde, die 70 Mitglieder zählt. Für Old Town werden deren nur 2 angegeben. — Noch größer als auf diesen südlicheren Stationen sind die Schwierigkeiten der Arbeit auf den beiden nördlichen: Ikunetu und Ikorofiong, von deren letzterer wenigstens erwähnt wird, daß sie schon außer dem Bereiche des europäischen Verkehrs liegt. Die zerstreute Bevölkerung ist wenig zugänglich. Im ganzen umfaßt die Alt-Calabar-Mission 148 Mitglieder auf 5 Stationen und 23 Außenstationen; Taufkandidaten sind 69 vorhanden; der Gottesdienst wird durchschnittlich von 1671 Personen besucht; in 16 Schulen werden 569 Schüler unterrichtet. Neben 4 europäischen Missionaren und einem ordinirten eingebornen arbeiten 3 europ. Lehrer und 17 nicht ordinirte eingeborne Agenten.

Zur Charakterisirung dieser Mission sei noch ein Bericht angeführt, den (1865?) ein Naturforscher Namens Milne, der mehrere Jahre sich in Westafrika aufhielt, als Entgegnung auf die ungünstige Darstellung der westafrikanischen Mission seitens des leichtfertigen Windwood Reade geliefert hat.[1]) Er schreibt: „In Duke Town besuchte ich das Missionshaus der Schotten. Da fand ich den Missionar Anderson, umgeben von verständig aussehenden Knaben zwischen 8 und 14 Jahren. Einige waren noch im ABC, andere lasen oder rechneten. Daneben in einer andern Schule saßen die Mädchen um Frau Sutherland her, mit Nähen und Flicken beschäftigt. Viele von diesen werden von klein an in der Mission aufgezogen und wachsen zu gebildeten Frauen und brauchbaren Dienstboten heran; mit wenigen Ausnahmen werden sie achtungswerthe Glieder der Gesellschaft. Zwei Stunden weiter oben liegt Old Town; da fand ich eine tüchtige Schule unter Fräulein Edgerley und ein Missions-

[1]) cf. Calw. Monatsbl. 1866 S. 83 ff. nach der African Times.

spital, gefüllt mit Kranken und bedient von Dr. Hewan. Nach drei-
stündiger Fahrt den Fluß hinauf hatte ich Creek Town erreicht, die
bedeutendste Station am Strome, unter Missionar Goldies Leitung.
Neben ihm arbeitet Missionar Robb an der Uebersetzung der Heil.
Schrift. An diesem Orte fand ich so viel Neues für den Botaniker,
daß ich mich Monate lang daselbst aufhielt und Gelegenheit bekam,
die Missionsarbeit in der Nähe zu beobachten. Was geschieht da z. B.
am Sonntag? Morgens 6 Uhr läutet die Glocke zur Andacht im Schul-
zimmer, welches ich oft von Leuten jedes Alters überfüllt fand. Um
10 Uhr ruft die Glocke zur Sonntagsschule, da traf ich wohl 100
glücklich aussehende Kinder, in Klassen vertheilt und von weißen und
schwarzen Lehrern unterrichtet. Um 11 Uhr läutet's zum Gottesdienst,
und die Kirche füllt sich mit wohlgekleideten Zuhörern. Um 2 Uhr
schon wieder ein Geläute, es ist die Nachmittagsschule der Kinder; um
3 Uhr folgt die Abendpredigt und um 7 Uhr noch eine Katechisation
mit den Kleinen. Außer seinen Uebersetzungsarbeiten predigt Missionar
Robb am Sonntag gewöhnlich auf einer Pflanzung im Innern, 3—4
Stunden weit entfernt, keine leichte Aufgabe in einem solchen Klima.
Und die Woche über bereist er die Dörfer, besucht die Kranken und
versammelt die Leute zu Abendgottesdiensten. Ebenso fleißig fand ich
die Missionsfrauen in ihrem Geschäft; sie gehen mit den Weibern und
Mädchen um, unterrichten sie klassenweise, besuchen sie in den Häusern
und predigen auch solchen, die nicht zur Kirche kommen. Das ist aber
nicht alles. Ich weiß, daß Frau Goldie eine Nacht um die andere
aufblieb, um die Entbindung solcher Frauen abzuwarten, von welchen
Zwillingsgeburten erwartet wurden. Da ist sie manchmal aus einem
Hause heimgekehrt mit zwei neugebornen Kindlein auf den Armen.
Diesen hat sie das Leben gerettet und die Verbannung der Mutter in
die Einöde eines „Zwillingsdorfs" verhindert. Ebenso treiben es die
Missionsfrauen auf den entfernteren Stationen Ikunetu und Ikoro-
fiong. — Als ich später die Kwa-Berge bereiste, kam ich Sonntags
spät in ein Dörfchen, wo ich den Sonntag zuzubringen beschloß, obwohl
ich fürchtete, lange Weile zu haben. Wie wunderte ich mich da, am
frühen Morgen im Palaverhaus eine Anzahl wohlgekleideter Neger zu
treffen, alle mit Büchern in den Händen zum Frühgottesdienst. In
ähnlichen Uebungen brachten sie den Tag zu. Diese Leute waren
5—8 Stunden weit hergekommen, um den Sonntag mit etlichen christ-
lichen Brüdern zu feiern, welche zu diesem Zweck wohl 30 Stunden
weit von Creek Town hergereist waren. Montags früh kehrten sie zur
Wochenarbeit auf ihren Pflanzungen zurück. Als ich dann weiter die
Ortschaften am Fuße der Kwa-Berge durchzog, fand ich auch dort Glie-
der der Kirche von Duke Town. Sie brachten mir Nahrungsmittel im
Ueberfluß, Matten, um darauf zu liegen, und gewährten mir Schutz
und Rath nach Bedürfniß. Diese Leute verbreiten das Evangelium
unter Negerstämmen im Innern, welche nie ein weißes Angesicht erblickt
haben. Und ebenso betheiligen sich die Christen von Ikorofiong an der
Missionsarbeit auf beiden Ufern des Niger. Sieht das wie Erfolg-
losigkeit aus? Ich wünsche den Missionaren guten Muth und glaube,

trotz allen Erdichtungen Reade's, ihr Werk wird sich noch über den ganzen Welttheil Afrika ausbreiten."

k. Die Mission am Camerun.

Um die Mitte des letztverflossenen Jahrzehnts[1]) finden wir hier auf den schon früher genannten vier Stationen Cameruns (Bethel Town), John Aqua Town, Victoria und Bimbia, gegen 150 Christen gesammelt, darunter etwa 90 Gemeindemitglieder. Große Erfolge des Evangeliums sprangen weniger in die Augen. Dennoch bewährte sich sein still wirkender Einfluß. Es zeigte sich deutlich, wie das Gewissen des Volkes geweckt wurde. Offenbarer noch waren die Fortschritte in der Civilisation, im Bau der Häuser mit Thüren und Fensterläden anstatt der alten ungesunden Hütten. Bei einigen fand sich ein reges Verlangen nach Tischen und Stühlen und andern Hausgeräthen. Ja einige hatten sich sogar daran gewöhnt, Sonntags ein Hemd und einen Hut zu tragen oder einen schwarzen Rock und einen Hut, doch in vielen Fällen bei Abwesenheit von Beinkleidern. Diejenigen aber aus der kleinen Christengemeinde, welche einen Hausstand gründeten, nahmen fast ganz die Formen des englischen Lebens an. Unter den mit der Mission verbundenen jungen Leuten regte sich mehr und mehr das Verlangen nach der Taufe. Der Besuch der Gottesdienste, die auch an mehreren Außenplätzen gehalten wurden, war verschieden. Oft mußten erst Zuhörer herbeigerufen werden. Dann hörten manche aufmerksam zu, erklärten aber am Schlusse, daß sie nicht wiederkommen würden, wenn man nicht Reis und Fleisch für sie koche. Andere verlangten grabezu Bezahlung, und hier und dort wurde behauptet, daß die Vorräthe, die für die Mission eintrafen, von der Königin von England für die Eingebornen gesandt würden. — Es war eine rechte Geduldsarbeit.

Zu Victoria, das einst mitten in der Wildniß angelegt war, hatten sich doch außer dem kleinen Rest der Fernando Po-Gemeinde soviel Eingeborne niedergelassen, daß eine Stadt entstanden war. Die Gemeinde zählte 1867 30 Mitglieder und 50 Inquirers (Leute die nach der Wahrheit suchen). Bimbia war ein sittlich völlig verwahrloster Ort. Nur von Victoria aus wurde dort das Evangelium verkündigt.

Am Camerunflusse war die Station John Aqua Town ein ähnliches Sorgenkind; der Missionar Fuller hatte dort einen schweren Stand. Oft ward er beraubt und selbst das Leben der Missionsfamilie war bedroht, so daß diese Station 1869 aufgegeben werden mußte, da auch ein englisches Kriegsschiff nichts Nachhaltiges zum Schutz der Missionare thun konnte. Eine bisherige Außenstation, Mortonville, trat an ihre Stelle.

---

[1]) In dieser Zeit wurde ein allgemeines Interesse auf diese Gegend durch die Besteigung und Erforschung des Camerungebirges durch Kapitän Burton gelenkt. Der höchste Gipfel erhebt sich 13000 Fuß über den Meeresspiegel.

Die Hauptstation blieb Bethel Town, wo der eifrige Missionar Saker bis in die neueste Zeit ausgehalten hat. Nicht weit davon scheint Bells Town zu liegen, das seit 1867 als besondere Station aufgeführt ist. Eine Außenstation Hickory Town hatte eine versprechende Schule. Auch Dido Town wird als Außenstation genannt.

Der Bericht von 1871 erwähnt zwar wieder den Einfluß, welchen die Mission schon im allgemeinen auf jene Stämme, unter denen sie arbeitet, ausübte,[1]) mußte aber auch die traurige Nachricht vom Wiederaufleben der grausamsten heidnischen Greuel auf einer der Außenstationen bringen.

Um jene Zeit kam die langjährige Arbeit des Missionars Saker zum Abschluß, die Bibelübersetzung in die Dualla-Sprache. Die Bedeutung, welche man ihr anfangs zuschrieb, wird sie freilich nicht erlangen können, denn wie sich herausgestellt hat, wird jene Sprache nur von einer Bevölkerung von etwa 20000 Seelen gesprochen. Versuche, die Missionsarbeiten weiter nach dem Innern auszudehnen, scheiterten an der Wildheit der dortigen Stämme. Dagegen wurde, als die nördlichen Stämme am Camerunflusse infolge eines Krieges der Eingebornen ganz abgebrochen werden mußten (1873),[2]) eine neue Station auf den Vorbergen des Camerungebirges zu Bonjongo, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, angelegt. Man erwartete von der gesunden Lage dieser Station weitere Vortheile auch für die übrigen. Der Anfang dort hatte seine Schwierigkeiten. Die Bakwilli, die Bewohner jener Berge, werden als ein ganz anderer Volksstamm beschrieben, verwandt mit den südafrikanischen Völkerschaften. Die medizinischen Kenntnisse des Missionars Thomson verschafften ihm jedoch allmählich Eingang.

Die neusten Berichte lauten auch von Mortonville am Camerunflusse wieder günstiger. Doch scheint die Zahl der Gemeindeglieder, die 1873 für sämmtliche Stationen auf 113 angegeben wurde, auch bis jetzt noch nicht bedeutend höher zu sein. Immer deutlicher aber zeigen sich die festen Wurzeln, die trotz aller äußerlich geringen Erfolge das Evangelium unter den Eingebornen bereits gewonnen hat.[3])

1. Die Mission am Gabun und auf der Insel Corisco.

Um die Mitte der fünfziger Jahre knüpften sich an die Gabunmission mancherlei Hoffnungen. Waren die Erfolge auf den 3 Stationen auch noch gering, so ward doch von 7 Missionaren rüstig gearbeitet. Eine Presse war in Thätigkeit, um Theile der Heiligen Schrift in der Mpongwe-Sprache zu vervielfältigen. Schulen hatten zu Olandebenk und Nengenenge einen guten Anfang gemacht. Aber man strebte

---

[1]) So konnten die Missionare öfters zwischen streitenden Parteien Frieden stiften.

[2]) Bimbia war schon einige Jahre zuvor aufgegeben.

[3]) Im Vorübergehen sei hier bemerkt, daß in neuerer Zeit die Primitive Methodist Miss.-Society, wie es scheint von den spanischen Behörden ungehindert, auf Fernando Po eine Mission begonnen hat, der sich manche der früheren Baptisten anschlossen. Eingehendere Nachrichten sind mir bisher nicht vorgekommen.

weiter. Schon war eine Station weiter den Fluß hinauf unter den Pangwe's in Anlegung begriffen. Das Unternehmen wurde durch den Tod des Missionars unterbrochen. Sein Nachfolger aber stellte deutlich die physischen und ethnographischen Verhältnisse dar, die von dieser Seite ein Eindringen der Mission ins Herz Afrika's, wie man es beabsichtigte, gänzlich unmöglich machen. Bald darauf zeigten sich auch auf den der Küste näher gelegenen Stationen, auf die man sich fortan beschränkte, allerlei ungünstige Dinge. Die Schulen hatten den Reiz der Neuheit verloren und leerten sich. Olandebenk mußte aufgegeben werden. Die französische Herrschaft wirkte auch nachtheilig. Eine alte Fregatte lag im Flusse, angeblich als Erholungsstation für die Beamten, in Wirklichkeit aber als Sklavenfaktorei, wenn man dem Handel auch den Schein einer Beförderung freier Auswanderung gab. Der steigende europäische Handelsverkehr wirkt höchst demoralisirend; besonders die Einführung des Branntweins, der auch aus Neuengland, der Heimat dieser Mission, dorthin kommt. Dazu war fort und fort über das verderbliche Klima zu klagen, sowie über das demoralisirte Volk, das für die Predigt den härtesten Boden bildete. Die einzige Gemeinde zu Baraka zählte gegen den Schluß des Jahrzehnts wie an seinem Anfange nur 12 Mitglieder. Die jungen Eingebornen, welche längere Zeit in der Schule ausgehalten hatten, verwendeten später ihre Kenntnisse für den Handel; selten war einer willig, in den Dienst der Mission zu treten. Eine der Hauptschwierigkeiten aber war die katholische Mission,[1]) die als Rivalin der evangelischen bald gefolgt war, in ihren äußerlichen Erfolgen aber dieselbe bald überholt zu haben scheint, wobei namentlich wohl die Leistungen der Nonnen in Schule und Krankenpflege mitwirkten.

Die Lage wurde immer ungünstiger und es handelte sich schon 1860 um Aufhebung dieser Mission. Dennoch blieb sie auf Wunsch der Missionare erhalten. 1861 starb König Glass.

Er war einer der intelligentesten unter den Eingebornen und sprach englisch besser als irgend ein anderer, war aber der Unmäßigkeit und dem Laster der Trunksucht ergeben. Er wohnte dem Gottesdienste kurz vor seinem Tode bei. Am folgenden Sonnabend wiederholte er in einer Unterhaltung mehr als die Hälfte der Predigt. Er schien ergriffen zu sein von dem Text Sprüche 23, 29 und der Anwendung auf die Zustände seines Volkes. Aber das Gift der Trunksucht ließ ihn nicht zur Buße kommen. Bei seinem Begräbniß zeigte sich wieder das afrikanische Heidenthum in seinem tiefen Verderben.

In den folgenden Jahren hoben sich die Aussichten der Mission. Freilich nur Baraka wurde als Hauptstation festgehalten und Nengenenge als Außenstation von einem Katecheten verwaltet. Die Gemeinde aber war 1865 auf 47 Mitglieder angewachsen, meist Sklaven. „Nicht alle", sagt der Bericht, „sind lebendige Briefe; aber vielleicht sind die Mitglieder unserer Kirche doch ebenso weit über ihre heidnische Umgebung erhaben, wie die Mitglieder amerikanischer Gemeinden über der ihrigen stehen." Der Bericht von 1867 aber muß

[1]) Von der Kongregation zum Heil. Geist und dem unbefleckten Herzen Mariä, sowie Schwestern von der unbefleckten Empfängniß.

schon wieder über den Zustand der Gemeinde klagen. Die meisten Glieder waren im geistlichen Schlaf oder völlig todt. Es war zweifelhaft, ob ein einziges unter ihnen geschickt sei am Tisch des Herrn zu erscheinen.

Schon im erstgenannten Jahre war übrigens 100 englische Meilen südlich vom Gabun, an einer der Mündungen des Ogowai, eine Außenstation zu Kama eingerichtet, wo der bekannte Reisende Du Chaillu der Gesellschaft ein Haus geschenkt hatte. Ein eingeborner Lehrer wurde daselbst angestellt. Ueber seine Wirksamkeit jedoch war nicht viel zu berichten. Als derselbe abging, suchte man den Punkt für spätere Zeiten zu halten. Doch scheint er nach einigen Jahren aufgegeben zu sein.

Im Jahre 1870 ging diese Mission vom American Board an den American Presbyterian Board f. F. M. über, infolge der Vereinigung der bis dahin getrennten Zweige der presbyterianischen Denomination, deren einer mit dem erstgenannten Board in Verbindung gewesen war. Die Gemeinde zu Baraka war sehr schwach. Im folgenden Jahre wenigstens werden nur 10 Mitglieder angegeben. In den nächsten Jahren dagegen trat eine Zeit geistlicher „Erfrischung" ein. Die Gottesdienste wurden fleißiger besucht und 1873 konnten 22 Bekehrte aufgenommen werden. Es ist nicht gesagt, ob dieselben aus den Mpongwe waren. Es scheint vielmehr, daß sie zu den civilisirten Afrikanern gehörten, die von Sierra Leone, Liberia, Fernando Po ꝛc. her sich am Gabun in immer größerer Zahl niederlassen. Die Zahl der Kommunikanten war damals 53. Die Haupthindernisse für die Mission aber blieben der Rum und die mit ihm verbundenen Laster, sowie die eifrigen Arbeiten der Jesuiten (?) und der barmherzigen Schwestern (?).

Auch auf **Corisco** sind die beiden eben genannten Hindernisse fühlbar; die römische Mission um so mehr, als Corisco von der spanischen Regierung als Kolonialgebiet beansprucht wird. Im Laufe des letztvergangenen Jahrzehnts war es jedoch der dortigen Mission nicht allein möglich, mehrere Plätze auf dem gegenüberliegenden Festlande als Außenstationen zu besetzen, sondern auch eine Hauptstation zu gründen. Die letztere, Benita (früher geschrieben: Bonita oder Benito), liegt etwa 10 Meilen nördlich von der Insel, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, im Gebiete des Belenge-Stammes. Mehrere Jahre zuvor war nicht weit von dort bereits die Außenstation Hanje gewesen, auf der 1862 durch die Arbeit eines Eingebornen und öftere Besuche von Missionaren 12 Bekehrte gesammelt waren. Leider mußte der erstere ausgeschlossen werden und auch die Bekehrten fielen wieder ab. Andere Lehrer erweckten aufs neue Interesse, und 1865 konnte ein amerikanischer Missionar dort stationirt werden, der bald nachhaltigere Erfolge erzielte. Als ein Haufe aus der Heidenpartei bei einer Gelegenheit das Missionshaus ernstlich bedrohte (1868), wurde dasselbe von den 30 eingebornen Christen befreit und geschützt. Auch die Schule dort wie in dem benachbarten Bolenda hatte guten Fortgang.

Auf Corisco selbst war die Arbeit, dann und wann unter Schwierigkeiten, fortgegangen. Evagasimba ist die bedeutendste Station,

mit der größten Kirche, und das Centrum der gesammelten Gemeinde, die 1866 bis auf 69 Kommunikanten angewachsen war. Die südlichste Station, Ugovi, mußte zu einer Außenstation reduzirt werden. Die benachbarte kleine Ilobi-Insel war auch eine Zeitlang Außenstation. Später — wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht — fiel sie den Katholiken in die Hände.

Unter den Leistungen dieser Mission sind die Uebersetzungen in die Belenge-Sprache, die auf der Insel wie auf dem nördlichen Festlande gesprochen wird, als wichtig zu erwähnen. Theile der Heiligen Schrift wie Schulbücher sind in derselben gedruckt. Die Gemeinde erfordert viel Geduld. Oft zeigt sich ein regeres Interesse und ein ernsteres Streben. Dann aber treten wieder Zeiten des Abfalls ein, indem oft die hoffnungsvollsten Mitglieder sich in grobe Sünden und heidnische Gebräuche verstricken lassen,[1]) wie dies auch in neuerer Zeit auf der sonst so versprechenden Station Benita vorkam.

Nach dem neusten Berichte waren die Stationen Evagasimba, Alongo und Benita besetzt; daneben die Außenstation Mbangwe auf dem Festlande, der Insel Corisco gegenüber. Die Zahl der Gemeindeglieder ist nicht besonders angegeben; sie sind mit denen am Gabun zusammengerechnet (189). Im Berichte von 1873 erscheint Corisco mit 51 und Benita mit 29 Kommunikanten. In neuster Zeit wurde ein weiteres Unternehmen von hier aus begonnen: Am Ogowai (we) ist man im Begriff, eine Missionsstation anzulegen und zwar 200 englische Meilen von seiner Mündung. Es schließen sich daran Hoffnungen, das Innere Afrika's bald dem Evangelio erschlossen zu sehen. Indessen möge man doch nicht zu viel erwarten. Dem „schwarzen Erdtheil" ist nicht so leicht ins Herz zu bringen, insbesondere von dieser Seite und den zuletzt betrachteten Gebieten, die uns wohl den Eindruck hinterlassen, daß hier die Mission noch sehr in den Anfängen steht.

[1]) z. B. Polygamie, wenn sie Weiber von verstorbenen Anverwandten erben.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Zweiter Band: Afrika.

Zweite Abtheilung:
Die Völkerstämme Südafrika's.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Die evangelische Mission

unter den

Völkerstämmen Südafrika's.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Bei
othek in
Missionsf
nahme, di
lassen. J
neten —
nicht zum
Auch für
Ungleichart
den Raum
und Kraft
Feldern ein
wie ich die
diesem Wun
einen ganze
darauf verzi
Theil auf g

Einige
Hereró und
behandelt we
Auch ist die
unter den Ne
keiten verursa

Was di
Sprache stam
in Südafrika
billigen, daß
wird es manch

[1]) Für den
zur Aussprache hi
u =
ij =
eu =

Vorwort.

Beim Erscheinen eines neuen Heftes der Kleinen Missionsbibliothek in der neuen Bearbeitung kann ich nicht umhin, den deutschen Missionsfreunden meinen Dank auszusprechen für die günstige Aufnahme, die sie den bisher erschienenen Heften haben zu Theil werden lassen. Ich fühle zu stark die — im ersten Vorwort näher bezeichneten — Schwächen meiner Arbeit, als daß ich diese Anerkennung nicht zum größeren Theile der Nachsicht der Leser zuschreiben sollte. Auch für das vorliegende Heft muß ich um dieselbe bitten. Die Ungleichartigkeit verschiedener Partien desselben war mit Rücksicht auf den Raum der Arbeit sowie die für diese zu Gebote stehende Zeit und Kraft nicht zu vermeiden. Gerne hätte ich auch von den übrigen Feldern eine anschauliche Darstellung von Land und Leuten gegeben, wie ich dies von dem Kaplande that; es würde aber, wenn ich diesem Wunsche entsprochen hätte, Südafrika nicht ein Heft, sondern einen ganzen Band gefüllt haben. Ich konnte auch um so mehr darauf verzichten, als jene Schilderungen aus dem Kaplande zum Theil auf ganz Südafrika zutreffen.

Einige Inkongruenzen in der Eintheilung, also z. B. daß die Hereró und Ovambò in dem den Hottentotten gewidmeten Abschnitt behandelt werden, rühren von der Anlage der ersten Auflage her. Auch ist die Mission unter jenen Völkerschaften so sehr mit der unter den Namaquà verknüpft, daß die Trennung nur Weitläuftigkeiten verursacht haben würde.

Was die holländischen Eigennamen und manche aus dieser Sprache stammenden Ausdrücke, die sich in charakteristischer Weise in Südafrika eingebürgert haben, anbetrifft, so wird man es billigen, daß ich sie nach holländischer Orthographie gab.[1]) Dagegen wird es mancher für pedantisch halten, daß ich bei solchen Ausdrücken

[1]) Für den des Holländischen nicht kundigen Leser setze ich eine kurze Anleitung zur Aussprache hierher.

u = ü	oe = u	g und oh sind guttural
ij = ei	ou = au	f immer scharf, v ganz sanft
eu = ö	ui = eu	s = ß z = s sj = sch

das Geschlecht der Originalsprache beibehalten habe, auch wo es uns befremdlich klingt, z. B. die Rivier (der Fluß — zuweilen findet man daraus das „Revier" gemacht), die Kraal u. s. w. Das muß ich hinnehmen, aber ich kann mir nicht helfen, ich darf so einem Fremdworte, das sich selbst nicht vertheidigen kann, kein Unrecht zufügen. — Es wird auch auffallen, daß derselbe Name in verschiedener Schreibart vorkommt — Graaf Reynet und Graaf Reinet, Kat Rivier und Cat River. Ich habe eben die in den Quellen der verschiedenen Perioden vorkommende Schreibart jedesmal beibehalten.

Die Schreibung der den Sprachen der Eingebornen angehörigen Namen bedarf besonderer Nachsicht. Sachverständige werden die Konsequenz vermissen. Andere werden es auffallend finden, daß ich die gäng und gäbe gewordenen deutschen Plural-Endungen von denselben entfernte, z. B. Betschuana für Betschuanen. Für die südafrikanischen Völkernamen aber ist solche fremde Pluralform sinnlos, da sie allesammt schon Pluralformen sind.

Wenn ich von einer Angabe der benutzten Literatur absehe, so geschieht das, weil ich aus der großen Menge von Werken, die mir für das vorliegende Heft zu Gebote stand, viele doch keineswegs erschöpfend zu benutzen die Zeit hatte. Ich möchte aber nicht Titel hierher setzen von Büchern, die ich nur theilweise gelesen habe. Wichtigere Werke sind in den Fußnoten angeführt.

Daß ich in den geschichtlichen Abschnitten vieles aus der ersten Auflage beibehalten müsse, hatte ich schon im ersten Vorworte erklärt. Ich verkenne nicht, wieviel in diesem Stücke noch für andere Hände zu thun bleibt, besonders wenn es sich um eine wissenschaftliche Missionsgeschichte handelt, auf welches Prädikat selbstverständlich die Kleine Missionsbibliothek keinen Anspruch macht. — Daß ich endlich, wo neuere Darstellungen der einen oder der andern Mission vorlagen und in den Rahmen des Werkes paßten, solche mit Angabe des Originals zum Theil wörtlich aufgenommen habe, wird man mir nicht verdenken, zumal, da mich der Vorgang der ersten Auflage im weitesten Maße dazu berechtigt.

Noch bemerke ich, daß, indem ich dieses schreibe, das Manuskript des 6. Heftes (Ostafrika) bereits vollendet ist, so daß die Herausgabe des Werkes ihren regelmäßigen Fortgang haben wird.

Mörz, den 23. März 1877.

K. Grundemann.

Inhalt.

A. Die Hottentottenstämme.

		Seite
1.	Das Kapland und die Hottentotten bis gegen Schluß des 18. Jahrhunderts	1
2.	Land und Leute	18
3.	Die Mission im Kaplande	47
4.	Zustände und Missionen in der neuesten Zeit	81
5.	Die Buschmänner	98
6.	Die Griqua	110
7.	Die Koranna	115
8.	Die Namaquà	129

B. Die Betschuana.

1.	Land und Leute	160
2.	Die Mission unter den Betschuana	179

C. Die Kafern.

1.	Das Kaferland und seine Bewohner	229
2.	Die Mission im Kaferlande	246
3.	Natal und das Zululand	275

Die Völkerstämme Süd-Afrika's.

A. Die Hottentottenstämme.

1. Das Kapland und die Hottentotten bis gegen Schluß des 18. Jahrhunderts.

Noch einmal blicken wir zurück auf das Zeitalter der portugiesischen Entdeckungen, das wir bereits oben (II, 1, S. 1 u. 2) in kurzen Zügen schilderten. Weiter und weiter hatten die Seehelden die afrikanische Küste nach Süden verfolgt. Schon stand das Kreuz auf Cabo de Padrono,[1]) das Diego Cam aufgepflanzt, als Bartholomeo Diaz im Jahre 1486 seine Reise mit 3 Schiffen antrat. Alle Beschwerden mit Muth überwindend konnte er zunächst 30 g. Meilen südlich von dem genannten Punkte bei Sierra Parda ankern, an einem jetzt wenig beachteten Punkte des Groß-Namaqualandes, den er gleichfalls mit einem Kreuze bezeichnete. Weiter aber mit harten Stürmen kämpfend, unter denen sich schon drohender Mißmuth bei seinen Mannschaften regte, verlor er das Land, das er erst nach einigen Tagen wiedergewann. Nun aber zog die Küste nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten. „Hier geht der Weg nach Indien!“ so tönte es im Herzen des Entdeckers. Wenige Tage später finden wir die Portugiesen auf einer kleinen Insel der Algoabai zu feierlichem Gottesdienst um das zweite Kreuz geschart, das Diaz hier auf afrikanischem Boden errichtete, denn es war der 14. September, das Fest des heil. Kreuzes.[2]) Weiter drängte es den Seemann, der gern erst vom indischen Gestade die Heimreise angetreten hätte. Doch die der Meuterei nahekommende unwillige Haltung seiner Leute bewog ihn, schon vom Großen Fischfluss, in dem die Schiffe einige Zeit vor Anker lagen, die Rückkehr anzutreten. Auf dieser berührte er das Kap, dessen zukünftige Wichtigkeit er schwerlich ahnte. Der unfreundliche Sturm, der es umtobte, gab Anlaß zu dem Namen Cabo tormentoso, Sturm-

[1]) Jetzt gewöhnlich Kap Croß genannt, nahe der Walfischbai.
[2]) Das rohe Postament dieses Kreuzes ist noch jetzt auf jener Insel, Santa Cruz, zu sehen.

kap. Der König aber (Johann II.), durch die Berichte des Entdeckers mit steigender Hoffnung erfüllt, wandelte den Namen um in Cabo da boa Esperança. Das Kap war zu deutlich der Wendepunkt des Seeweges nach Indien.

Vasco da Gama durfte elf Jahre später den Lorberzweig pflücken, von dem die Hand des Diaz nur durch das Widerstreben seiner Leute zurückgezogen war. Nachdem er Südafrika umschifft und Weihnachten 1497 bei dem Küstenstrich gefeiert hatte, den er nach diesem Feste Tierra de Natal nannte, erreichte er das höchste Ziel der portugiesischen Wünsche: Indien.

Die Küste des Kaplandes hatte Vasco zuerst in der St. Helena-Bai berührt. Kleine, häßliche, schmutzige Eingeborne näherten sich schüchtern den Schiffern, trauten sich aber nach und nach, Glöckchen und andre Kleinigkeiten aus der Hand der Weißen anzunehmen. Für rothe Nachtmützen gaben sie Elfenbeinringe hin. Des anderen Tages kamen sie in größerer Zahl mit 12 Ochsen und vier Schafen zum Strande. Einige bliesen auf Flöten und sangen dazu. Bald mischte sich der Klang der Schiffstrompeten in die fremdartigen Töne und Christen und Heiden tanzten freundschaftlichst mit einander vor dem lächelnden Admiral. Das gute Einvernehmen wurde zuletzt freilich gestört, und die Wilden mit einigen Kanonenschüssen in Schrecken gesetzt.

Weiter ankerte Vasco da Gama in der jetzigen Mosselbai, wo er eine Säule mit dem portugiesischen Wappen errichtete, die jedoch bald von den hellbraunen Eingebornen zerstört wurde.

Dies waren die ersten Begegnungen der Hottentotten mit Europäern, von denen wir ausführliche Kunde haben. Von da ab ankerten alle portugiesischen Schiffe auf ihrer Reise nach Indien an einem der Küstenpunkte Südafrika's (meistens der Tafelbai), und es entspann sich bald ein Tauschhandel, durch welchen ausreichende Vorräthe an Lebensmitteln verschafft wurden. Oft kam es freilich auch zu Kämpfen, wie denn z. B. der erste Vicekönig von Indien, Almeida, auf seiner Heimreise mit vielen seiner Gefährten in der Nähe des Kaps erschlagen ward.[1]) Von Seiten der Europäer war durch allerlei Grausamkeiten zu solchen feindlichen Angriffen Anlaß gegeben. Dennoch fanden sich die Eingebornen immer wieder bereit, die Schiffe gegen europäische Waaren mit Schlachtvieh und Früchten zu versorgen.

Einige Versuche feste Ansiedlungen zu gründen, werden wohl aus dieser Zeit erwähnt. Aber der Sinn der Portugiesen war zu sehr nach Indien gerichtet, als daß sie sich dauernd hätten in Südafrika niederlassen mögen. Ebenso wenig dachten sie daran, den dortigen Heiden das Christenthum zu bringen,[2]) und die Kreuze, die sie aufgepflanzt, schienen nur auf Hoffnung in fernere Zeiten zu deuten.

---

[1]) Die Geschichte von der Rache durch eine zum Geschenk gemachte Kanone, die man, während sie von den Eingebornen fortgeschleppt wurde, losbrannte — wird in neueren Darstellungen als zweifelhaft bezeichnet.

[2]) Obgleich dann und wann Missionare, für Indien bestimmt, die südafrikanische Küste berührten.

Mehr als hundert Jahre waren seit der Entdeckung des Kaps verflossen. Portugals Seemacht nahte dem Verblühen; Holland und England aber fingen an, kühner ihre Flaggen zu zeigen. Namentlich durchbrachen die Holländer, nachdem sie sich vergeblich abgemüht hatten, eine nordöstliche Wasserstraße nach Ostasien zu finden, kühn das portugiesische Monopol des Seeweges um das Kap; benutzten das Kapland zunächst aber auch nur als eine Zwischenstation. 1620 nahmen zwei englische Schiffskapitäne die Umgegend des Kaps für ihren König in Besitz und sprachen in der darüber ausgestellten Urkunde die Hoffnung aus, daß die Schwarzen[1]) mit der Zeit um ihres eignen Vortheils willen und aus Noth kommen würden, um Sr. Majestät Diener zu werden, und wenn das, würden sie nachmals auch Diener Gottes werden.[2]) Jakob I. aber hatte keine Neigung, für das neue Besitzthum etwas zu thun, und so ließ man die Sache auf sich beruhen.

Schon vor jener Zeit hatte man in Holland die Gründung eines Forts an der Tafelbai ins Auge gefaßt. Der Ausführung aber nahte dieser Plan erst im Jahre 1651, als der Schiffsarzt Jan van Riebeek einen Bericht über seinen dreiwöchentlichen Aufenthalt am Kap (1648) veröffentlichte. Das Land hatte sein wärmstes Interesse gewonnen. Er war Botaniker. Die eigenthümliche Kap-Flora, die ihm ganz neue Pflanzenformen und prächtige Blüten zeigte, scheint mitgewirkt zu haben. Mit Begeisterung für die Größe seines Vaterlandes, bildete er einen Plan zur Anlegung einer holländischen Kolonie am Kap, der von der Ostindischen Kompagnie in Holland angenommen und zur Ausführung gebracht wurde.

Am 6. April 1652, als schon die Nacht den letzten Schimmer des Abendrothes an den Rändern des Tafelbergs verlöschte, ankerten 3 Schiffe in der Bai, auf denen unter van Riebeeks Führung die ersten Kolonisten, etwa 100 an Zahl, eintrafen. Erquickend war nach der langen Seefahrt das Bild, das sich am andern Morgen den erstaunten Ankömmlingen darbot. Vom leuchtenden Morgenhimmel zeichneten sich im Hintergrunde die sonderbaren Formen der mächtigen Felsgestelle ab: zur Linken die Teufelsspitze und weiter der scharf abgeschnittene Tafelberg, während zur Rechten das Haupt des Löwenberges schon von den ersten Sonnenstrahlen erleuchtet wurde. Dichte Wälder bedeckten den Fuß der Berge, von dem sich eine grüne Ebene bis zum Strande zog. Der letztere ging nach Norden zu in weiße Sanddünen über. Das ist die Umgebung, in der nun nach mehr als 2 Jahrhunderten die stolze Kapstadt ihre hohen Thürme, ihre Prachtbauten und die Menge ihrer weißgetünchten Häuser zeigt. Damals aber war fast keine Spur menschlichen Lebens dort zu gewahren. Die Eingebornen hatten sich von diesem, von den fremden weißen Leuten besuchten Platze in's Innere zurückgezogen. Nur dann und wann kam

[1]) Dieser unzutreffende Ausdruck wurde öfter Synonym für „Wilde" gebraucht.

[2]) Der letzte Zusatz ist mir übrigens zweifelhaft. Bei Wilmot fehlt er.

eine Schaar sogenannter „Strandloopers" dorthin, um mit den Schiffern Tauschhandel zu treiben.

Feierlich unter Anrufung des allmächtigen Gottes begann van Riebeek nun sein Werk. In dem Gebete, mit dem die noch erhaltene Urkunde der Besitzergreifung beginnt, bittet er nicht blos um das Gedeihen seiner Arbeiten für die Zwecke der Kompagnie, sondern auch womöglich um die Pflanzung und Ausbreitung der wahren reinen christlichen Lehre unter diesem wilden und rohen Volke. Doch diese frommen Wünsche waren nicht viel mehr als die Kreuze des Bartholomeo Diaz. Auch sie blieben eine Weißagung auf fernere Zeiten.

Zunächst hatten die Ansiedler genug zu thun mit der Erbauung des Forts, das mit 4 Bastionen und ebensovielen Kanonen versehen wurde, sowie mit der Anlegung von Gärten, in denen die für eine Verproviantirungsstation so wichtigen Früchte und Gemüse erbaut werden sollten. Mit den Eingebornen scheinen sie zunächst nicht viel in Berührung gekommen zu sein. Wenigstens versuchten diese in keiner Weise die Ansiedlung zu hindern. Van Riebeek bemühte sich seiner Instruktion gemäß, mit ihnen auf freundlichem Fuße zu stehen. In dem Reglement der Kolonie heißt es unter anderm: „Wer immer einen der Eingebornen mißhandelt, schlägt oder stößt, mag er im Recht oder Unrecht sein, soll in ihrer Gegenwart mit 50 Schlägen bestraft werden, damit sie sehen, daß solches wider unsern Willen ist, und wir bereit sind, in aller Freundlichkeit zu verkehren."

Schon im folgenden Monate kamen zwei weitere Schiffe aus Holland an, mit denen der erste Prediger der Kolonie, Dominus Bonkerias nebst Gattin, eintraf, sowie eine Anzahl deutscher und flämischer Auswanderer und Abenteurer aus verschiedenen Ländern Europa's. Später kamen auch Mädchen aus den Waisenhäusern[1]) in Amsterdam hinzu, so daß das Familienleben in der Kolonie weitere Ausdehnung finden konnte. Es schien alles gut zu gehen. Die Arbeit in den Gärten wurde durch reichliches Gedeihen belohnt. Die Arbeitskräfte wurden durch Einführung schwarzer Sklaven vermehrt.[2]) Die Eingebornen wurden zutraulicher: besonders ein Stamm, der an der Saldanha-Bai seinen Sitz hatte. Von dort erhielt man Vieh in Menge und bezahlte mit kleinen Stücken Messingdraht oder Kupferblech, Glasperlen und Tabak.[3]) Dennoch hatte der erste Gouverneur

---

[1]) Die erste Auflage sagt: „aus den Arbeitshäusern." Dagegen cf. Silver South Africa, p. 8.

[2]) Diese Sklaven kamen zum großen Theile von der Ostküste Afrika's oder Madagaskar. Unter der buntgemischten farbigen Bevölkerung des Kaplandes erkennt man noch jetzt ihre Nachkommen in Personen von kohlenschwarzer Hautfarbe. Getrennter hielten sich die von den indischen Besitzungen eingeführten malaischen Sklaven. Es waren meist Verbrecher, die von Batavia nach dem Kap deportirt wurden. Diese, fanatische Muhamedaner, haben mit ihrer Religion ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten weit mehr als die andern Elemente der Bevölkerung bewahrt. Namentlich in der Kapstadt bilden sie einen ansehnlichen Bruchtheil der letzteren.

[3]) Später wurde freilich über die Unverschämtheit der Eingebornen geklagt, die für eine Kuh einen Strang Tabak forderten, der von ihren Hörnern bis zum Ende des Schwanzes reichen sollte, und ähnlich den Preis der Schafe bestimmten.

einen schweren Stand, da unter den Kolonisten auch deportirte Verbrecher und andres Gesindel sich befanden. Es kam vor, daß solche Leute desertirten, doch glückte ihnen gewöhnlich nicht der abenteuerliche Plan, im Innern des Landes fortzukommen. Auch mit den Eingebornen ließ sich das gute Verhältniß nicht immer aufrecht erhalten. Einer von ihnen, Herry, der als Dolmetscher angenommen war, verübte große Betrügereien und wurde in Ketten zur Strafarbeit nach der Robbeninsel (in der Tafelbai) abgeführt. Erst im folgenden Jahre, 1660, aber nahmen die Eingebornen eine so bedrohliche Haltung an, daß die Kolonisten bewaffnet wurden. Als dann ein Häuptling auf die inzwischen sehr gewachsenen Heerden der Kompagnie einen Angriff machte, brach der Krieg aus, wenn man die Scharmützel so nennen darf, in denen die Eingebornen jedesmal nur zu bald die Ueberlegenheit der Feuerwaffen fühlten. Es wurde Frieden geschlossen. Das Land drei Meilen um das Fort abgemessen und die Grenze mit einer Hecke bepflanzt. Die Hottentotten konnten freilich das Recht nicht einsehen, mit dem d.. fremden, weißen Leute ihnen ihre besten Weidegründe abnahmen. Aber Macht ging vor Recht. Damit begannen dann die Ungerechtigkeiten gegen die Eingebornen, die so wenig mit den oben aufgestellten Grundsätzen stimmten, und die durch anderthalb Jahrhunderte sich fortschleppend, oft bis zur unmenschlichen Grausamkeit sich steigerten. Doch sehen wir nunmehr das Volk etwas näher an, um das es sich hier handelt.

Es hält sehr schwer, sich ein klares, richtiges Bild von demselben in seinem damaligen Zustande zu machen, da die Nachrichten aus ältester Zeit spärlich sind und in manchen Punkten einander widersprechen, auch Züge an sich tragen, die nur in das Gebiet der Fabel gehören können. Die ausführlicheren Schilderungen späterer Reisenden (unter denen Le Vaillant, Lichtenstein und Barrow zu nennen) hatten einerseits die Eingebornen durch die Einflüsse der europäischen Ansiedlung verändert vor Augen und standen andrerseits zu sehr unter der sentimentalen Auffassung ihrer Zeit, die ohne der Wirklichkeit ins Auge zu schauen, die edeln Wilden, „die noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannten", in dem günstigsten Lichte schilderte.[1])

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Stämme, die in nächster Nähe des Kaps ihren Sitz hatten, auch bereits zu Riebeeks Zeit durch den Verkehr von anderthalb Jahrhunderten mit den Portugiesen und andern Europäern schon beeinflußt und durch Kämpfe unter einander und gegenseitige Viehdiebstähle heruntergekommen waren. Im allgemeinen aber waren die „Ottentoo's"[2]), wie sie in den ältesten Berichten heißen

[1]) Alle Schönfärberei, die mit und ohne Recht den Vertretern der Mission vorgeworfen wird, erreicht bei weitem nicht das, was von jener humanistischen Seite in diesem Stücke geleistet worden ist. Man vergleiche Seume's Kanadier und meinen Vortrag über dies Gedicht in der Allg. Miss.-Zeitschr. 1876, Nr. 7.

[2]) Der Ursprung des Namens, der sonst auch als Hottnot, Hodmodod und Hottentot vorkommt, ist unsicher. Jedenfalls gehört er nicht der Sprache der Eingebornen an, sondern ist ihnen erst von den Ausländern beigelegt worden, vielleicht mit Beziehung auf die eigenthümlichen Schnalzlaute ihrer Sprache.

ein zahlreiches Hirtenvolk mit großen Heerden von Rindvieh und Schafen, mit denen sie von einem Weideplatz zum andern zogen und die ihnen reichlichen Unterhalt gewährten. Sie selbst nannten sich Quaiqua oder Koi-Koin, ein Name, der in neueren Werken als umfassende ethnographische Bezeichnung für die ganze Rasse gebraucht wird. Oefter aber kommen die Namen der zahlreichen einzelnen Stämme[1]) vor: Goringhaiqua (gewöhnlich Kaapliden genannt, weil sie die Umgegend des Kaps inne hatten), Gorachouqua und Cochaqua (in der Nähe der Saldanha-Bai). Nördlich von ihnen werden die Namaqua genannt, südöstlich von diesen die Chariguriqua (wahrscheinlich später in Griqua verstümmelt), ferner vom Kap gegen Osten die besonders zahlreichen und mächtigen Chainouqua, Hassequa und Hancoumqua u. s. w.

Die Erscheinung dieser Menschen hatte nicht viel Anziehendes. Fast klein von Statur (unter 5′, die Weiber oft nur 4′) gingen sie einher mit keiner andern Bekleidung als einem kleinen Lederschurz und einem in Fett getränkten, schmierigen Schaffell (Karoß), das mit der wolligen Seite nach innen über den Schultern hing. Die gelbbraune oder richtiger gelblich graue Haut war gewöhnlich so mit Schmutz bedeckt, daß ihre natürliche Farbe schwer zu erkennen. Die Sitte, den ganzen Körper mit Fett einzureiben, trug wohl viel dazu bei. Nicht reinlicher wurde das krause, schwarze Haupthaar[2]) gehalten, das mit allem Schmutze wie eine feste Kappe das Haupt bedeckte, während das Gesicht von den stark vorstehenden Backenknochen bis zu dem bartlosen, spitzen Kinn fast der Gestalt eines Dreiecks nahe kam. Ueber der kleinen platten Nase mit den breiten Löchern standen die dunkelbraunen Augen beträchtlich von einander entfernt. — Hiernach wird man sich vorstellen, daß ein starkes Vorurtheil dazu gehörte, um diese Menschen schön zu finden.

Einfach und dürftig waren ihre Wohnungen, rundliche, backofenförmige Hütten, die leicht aufgeschlagen und abgebrochen wurden, bestehend aus einem Gerüste in den Boden gesteckter und oben zusammen gebundener Stangen, das mit geflochtenen Matten oder Fellen bedeckt wurde. Man errichtete sie in einiger Entfernung von einander im Kreise, in dessen Mitte ein eingezäunter Platz zum Schutz der Heerden sich befand. Ein solches Dorf wurde die „Kraal" genannt. Wenig Geräthe und viel Unreinigkeit waren für diese Wohnungen bezeichnend. Einige Töpfe, Körbe, Holzgefäße und Löffel, sowie die Bogen und Pfeile, die die Männer geschickt in ihren Kämpfen und gegen die zahlreichen wilden Thiere gebrauchten, sind die hauptsächlichsten Dinge, die wir hier zu nennen haben. Ackerbau war den Hottentotten unbekannt. Sie lebten vom Fleisch und der Milch ihrer Heerden; auch die Jagd scheinen sie ursprünglich wenig betrieben zu haben. Faulheit

[1]) Nach Waitz, Anthropologie II, 317.

[2]) Es unterscheidet sich übrigens vom wolligen Haar der Neger dadurch, daß es in einzelnen Büscheln vertheilt steht, die sich in kleinen Flocken in der Größe von Pfefferkörnern zusammenballen, zwischen denen oft die Kopfhaut zu sehen ist. Daher rührt der allgemein gebrauchte Ausdruck Pepperkoppen (Pfefferköpfe).

und Gefräßigkeit wurden bald als ihre charakteristischen Eigenschaften bekannt. Dagegen hielten die holländischen Ansiedler die geistigen Fähigkeiten keineswegs für so gering, wie dies später fast sprichwörtlich wurde. Sie besäßen so viel Verstand als die gemeinen Holländer, doch seien sie vorsichtiger und schlauer als diese, sagt van Riebeek, und wüßten überall ihren Vortheil wahrzunehmen. Die vielen Betrügereien Herry's hatten einen hinlänglichen Beweis dafür geliefert, und die Räubereien seiner Landsleute zeigten, daß er nicht etwa eine Ausnahme von Schlechtigkeit unter ihnen war. Wenig stimmt hierzu, was von dem gutmüthigen, tapferen, ehrlichen, wahrheitsliebenden, gastfreundlichen und dienstfertigen Volke später gefabelt ist, wonach die Hottentotten auf einer alle Christenvölker weit übertreffenden Tugendstufe zu stehen schienen.

Ihre Religion war äußerst mangelhaft. Tempel und Altäre hatten sie freilich nicht. Doch fehlt es nicht ganz an Spuren von Religion. Schon in den ältesten Berichten wird erwähnt, daß sie sich auf gewisse Steine zum Zeichen der Verehrung niedergeworfen und den Vollmond mit religiösen Tänzen und Gesängen feierten. Sie klatschten dabei in die Hände und riefen: „Wir grüßen dich! Sei uns willkommen. Gib uns Futter für unser Vieh und Milch in Ueberfluß!" Auch in ihren Ueberlieferungen spielt der Mond eine Hauptrolle. Ferner meinte der erste Missionar, Schmidt, bei ihnen doch Namen zur Bezeichnung des höchsten Wesens sowie des Teufels zu finden. Sie kümmerten sich aber um beide nicht viel. Desto mehr hatten sie mit Zauberei zu thun, die namentlich bei Krankheiten und andern Unglücksfällen Anwendung fand.

Wie bei allen Heidenvölkern einer niederen Kulturstufe, fiel auch hier die Last der Arbeit hauptsächlich der Frau zu. — Am sonderbarsten kam den Europäern die Sprache der Hottentotten vor, die bald mit einem Gestammel, bald mit einem Geschrei der Truthähne oder Elstern und selbst mit dem Gekreisch der Eulen verglichen wurde. Die eigenthümlichen Schnalzlaute,[1]) die sich auf eine besondere Bildung der betreffenden Organe stützen und von Ausländern nur mit vieler Uebung nachgeahmt werden können, gaben dazu die Veranlassung. Als die Holländer eintrafen, fanden sie übrigens einige Eingeborne, die etwas Portugiesisch und Englisch reden konnten. Das Holländische lernten manche von ihnen schnell durch den Verkehr mit den Kolonisten.

Kehren wir aber zurück zu der Kolonie, die sich äußerlich eines günstigen Wachsthums erfreute. Seit 1657 war es einzelnen An-

---

[1]) Solch' ein Laut (von den Engländern „click" genannt) wird hervorgebracht durch ein schnelles Zurückziehen der gegen die Zähne oder die obere Wand der Mundhöhle gepreßten Zunge. Man unterscheidet den dentalis, der einer bei uns üblichen Interjektion der Verwunderung nahe kommt. Stärker ist der palatalis, der cerebralis aber klingt wie ein gelinder Peitschenknall, während der lateralis ein dumpferer Laut ist. Die Hauptschwierigkeit besteht für uns in der Verbindung solch eines Schnalzlautes mit einem Vokal. Doch habe ich Europäer gehört, die dies mit großer Fertigkeit vermochten.

siedlern gestattet, selbstständig zu arbeiten, während bisher alle ausschließlich im Dienste der Kompagnie standen. Diese „freien Bürger" waren jedoch dadurch höchst beschränkt, daß ihnen nicht gestattet wurde in irgend einen Handelsverkehr zu treten. Sie mußten alle ihre Produkte ausschließlich bei den Beamten der Kompagnie absetzen. Dies brachte fortwährend Verdruß hervor. Dazu kam das üble Betragen mancher schlechten Subjekte, Faulenzer und Trunkenbolde, sodaß zuletzt van Riebeek herzlich froh war, als er nach 10 Jahren von seinem Posten abgerufen und nach Batavia versetzt wurde. Er war ein treuer, tüchtiger Beamter gewesen; aber wie wenig hatte er in Bezug auf die Eingebornen gethan, um die Erfüllung seines Antrittsgebetes herbeizuführen! Er hatte zuletzt seine Ansichten dahin geändert, daß er dieses Raubgesindel gern unterworfen und zu Sklaven gemacht hätte. Aber die Politik der Kompagnie war dagegen — nicht aus Humanitätsgründen, sondern lediglich aus Nützlichkeitsrücksichten. Zunächst beschränkte man sich auf das friedliche Erwerben von mehr und mehr Land, das in einem Schriftstück der Kompagnie offen als ein Unrecht anerkannt wird, das jedoch nöthig sei, wenn man die Kolonie nicht aufgeben wolle. Die Form eines Kaufvertrages, die übrigens nur ein paar mal angewendet wurde, war doch auch nicht viel mehr als leerer Schein, da die Eingebornen kaum ein rechtes Verständniß über die Veräußerung von Grund und Boden haben konnten. Im Jahre 1672 wurde der ganze Kapdistrikt bis zu den Bergen von Hottentots Holland gegen Waaren im angeblichen Werthe von 114 Gulden gekauft, eine Summe, die von dem auf 150 Gulden festgesetzten Monatsgehalte des Gouverneurs eigenthümlich absticht.

Einen höchst wichtigen Zuwachs erhielt die Kolonie in den Jahren 1685—88 durch französische Protestanten, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes um des Glaubens willen ihr Vaterland verließen. Damit kam ein ganz neues Element, von Fleiß, Betriebsamkeit, Intelligenz und Frömmigkeit unter die Ansiedler, bei denen solche Tugenden bis dahin etwas sehr seltenes waren. 300 Seelen kamen damals nach dem Kap, denen der umsichtige Gouverneur van der Stel Wohnplätze 5—6 Meilen östlich von der Kapstadt anwies. Es entstanden die beiden Orte Stellenbosch und de Paarl[1]); an dem letzteren wurde die Kirche gebaut. Für die Entwicklung der Kolonie ward auch der von den französischen Einwandrern mitgebrachte Weinbau bald von Wichtigkeit. Mit der Zeit folgten neue Schaaren aus Frankreich, so daß die französische Bevölkerung zuletzt auf 4000 angewachsen war, die von 4 Geistlichen bedient wurden. Es paßte aber nicht in die Politik der Kompagnie, hier besondre nationale Eigenthümlichkeiten bestehen zu lassen. Die französische Sprache wurde möglichst unterdrückt. Es durfte in derselben nicht mehr gepredigt werden. Auch wurden streng die Ordnungen der reformirten Kirche des Mutterlandes eingeführt, und auch dadurch die Unterschiede der gemischten Bevölkerung nivellirt.

[1]) D. h. die Perle. Der andre Ort ist nach dem Gouverneur genannt. Jene Gegend wird noch heute als fransche hoek, Franzosenwinkel, bezeichnet.

Dennoch ließ sich nicht der eigenthümliche Charakter jener französischen Protestanten auslöschen, der ein wichtiges Moment in der weißen Kapbevölkerung geworden ist, wenn die Nachkömmlinge jener Einwanderer auch soweit zu Holländern wurden, daß sie ihre französischen Namen so aussprechen, als wären sie von Anfang an nach holländischer Orthographie geschrieben worden.

Die große Mehrzahl der folgenden Ansiedler waren allerdings Holländer; denn immer wurden neue Haufen ausgedienter Soldaten,[1]) Seeleute u. s. w. nach dem Kap gesendet. Immer mehr Land war in Besitz genommen und besonders alle die fruchtbaren Plätze an den Quellen besetzt. Wo einst die Hottentotten ihre Heerden weideten, entstand ein Bauernhof nach dem andern, alle aber in gemessener Entfernung, eine volle Stunde von einander, damit ausreichender Platz für Ackerbau und Viehzucht vorhanden sei. Boer [spr.: Buhr, Pl. Boeren], Bauer, wurde der Name dieser weißen Grundbesitzer, die noch heute den Stamm der weißen Bevölkerung des Kaplandes ausmachen.

Ueber den Charakter derselben sagt Wangemann[2]): „Es ist erklärlich, wenn in demselben die bestimmtesten, ja die scheinbar kaum mit einander zu vereinigenden Gegensätze friedlich nebeneinander bestehen. Da einigt sich der kühnste Unternehmungs- und Eroberungsgeist mit flamländischer Seßhaftigkeit und Beharrlichkeit, die gemüthlichste Gastlichkeit und Freundlichkeit mit einer bisweilen alle Begriffe übersteigenden Roheit gegen die Eingebornen, die entschiedenste allväterlich ererbte Frömmigkeit und Orthodoxie mit dem planmäßigsten Haß gegen die Mission und ihre Sendboten. Wollte der Geschichtschreiber nur die eine Seite in dem Charakter der holländischen Bevölkerung ins Auge fassen, so wäre es ebenso leicht, ihr Leben als ein völlig idyllisches, harmloses und beneidenswerthes darzustellen, als andrerseits aus ihnen, wie dies auch geschehen ist, das Zerrbild eines grausamen, gemüthslosen Halbbarbarengeschlechts zu entwerfen."

Was aber war inzwischen mit den Eingebornen geworden? Man kann nicht leugnen, daß die Kompagnie es sich in den ersten Jahrzehnten angelegen sein ließ, einen friedlichen Verkehr mit den Hottentotten aufrecht zu erhalten. Dennoch konnte sie nicht verhindern, daß von ihren Leuten und noch weniger, daß von den sogenannten freien Bürgern allerlei Unrecht gegen jene verübt wurde. Dies rief dann Akte der Rache hervor und brachte die Eingebornen immer mehr in eine feindliche Stimmung gegen die Weißen, so daß sie namentlich bei jeder Gelegenheit sich an dem Vieh derselben vergriffen. Dazu kam, daß die letzteren, wenn sie es mit einem der Stämme hielten, sofort mit in dessen Streitigkeiten mit andern Stämmen hineingezogen wurden.

---

[1]) Unter diesen waren freilich auch viele Deutsche, namentlich Hessen und Hannoveraner.

[2]) Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika S. 6.

Diese Zustände sind in sehr verschiedenem Lichte dargestellt worden. Während von einer Seite den abscheulichen Wilden, die wohl auch mit Emphase als gottlose Heiden bezeichnet worden, alle Schuld zugemessen wird, sind jene von der andern als die unschuldigsten und tugendhaftesten Wesen geschildert,[1]) an denen ohne ihre Veranlassung das himmelschreiendste Unrecht begangen worden sei. Die geschichtliche Wahrheit liegt wohl in der Mitte, und das Unrecht vertheilt sich nach beiden Seiten, nur daß die Schuld auf der Seite der Christen ungleich schwerer wiegt[2]) als die auf der Seite der Heiden, mehr noch als wenn ein verständiger Mann, der mit einem unverständigen Knaben sich rauft, das härtere Urtheil empfängt.

Zu Anfang des dritten Jahrzehnts der Kolonie hatten die Belästigungen derselben durch den an der Saldanha-Bai wohnenden Stamm des Gonnema derart überhand genommen, daß es zu einem Kriege kam. Freilich war früher grade diesem Stamme aufs schändlichste von Ansiedlern Vieh gestohlen und dabei auf die Hottentotten geschossen worden. In diesem Kriege, der von 1674—77 sich hinzog, mußten die Holländer bemerken, wie wenig sie, trotz ihrer überlegenen Waffen, den Eingebornen anhaben konnten, die aus dem Dickicht ihre wohlgezielten Pfeile sendeten und in den Wäldern und Bergklüften bald spurlos verschwunden waren. Das Einzige, was sie erreichten, war reichliche Beute. Mit einemmale wurden 800 Stück Rindvieh und 4000 Schafe eingetrieben. Schließlich wurden jedoch beide Theile dieser Art der Kriegführung überdrüssig. Es kam ein Friede zu Stande, indem der Häuptling Gonnema und seine Verbündeten sich verpflichteten, einen jährlichen Tribut von 30 Stück Rindvieh an die Kompagnie zu entrichten.

Schlimmer aber als diese Kämpfe waren für die Eingebornen die Laster, die ihnen von den Ansiedlern beigebracht wurden: vor allen die Trunksucht, die bald die schlimmste Pest für die armen Hottentotten wurde. Selbst ein Mann wie van Riebeek war kurzsichtig genug, ihnen geistige Getränke zuzuführen. In Europa wurden ja solche in allen Ständen zur Stärkung gebraucht. Warum sollten sie nicht auch diesen Wilden zuträglich sein? Bei jedem Handelsverkehr wurde ihnen ein Schnaps gereicht. „Bei einer Gelegenheit", so erzählen die Annalen ganz harmlos, „wurde ein Kübel mit Branntwein und Arrak offen mitten auf die Esplanade des Forts gesetzt und ein kleiner hölzerner Becher dabei, wovon sich die Hottentotten so betrunken machten, daß sie die seltsamsten Possen von der Welt vorbrachten". Und das geschah am Himmelfahrtstage, gerade vor dem Gottesdienst.[3]) Wie mag Domine Boekerias an jenem Tage den großen Missionsbefehl des scheidenden Heilandes vor seiner Gemeinde ausgelegt haben?! — Die

[1]) Hat man doch selbst behauptet, bis zum Jahr 1700 sei kein Fall von Diebstahl an dem Eigenthum der Kolonie seitens der Eingebornen begangen worden. Diese Behauptung wird durch die Akten aufs entschiedenste Lügen gestraft.

[2]) Ganz abgesehen von der schweren Unterlassungssünde hinsichtlich ihrer Missionspflicht.

[3]) Wilmot, History ff. p. 89.

„freien Bürger" gaben dazu ein furchtbares Beispiel. „So oft Schiffe auf der Rhede sind", erwähnt van Riebeek selbst, „ist die Mehrzahl von ihnen täglich betrunken wie das unvernünftige Vieh." Branntwein und Tabak wurden bald die Götzen der Hottentotten, denen sie ihre Gesundheit, ihren Wohlstand und ihre Freiheit opferten.

Das hierdurch angerichtete Verderben würde nicht so um sich gegriffen haben, wenn der Verkehr der Weißen mit den Eingebornen auf die von ihnen besetzte Umgegend des Kaps beschränkt geblieben wäre. Aber schon frühe wurden Expeditionen tief ins Land hinein unternommen, zuerst Entdeckungsreisen, auf denen man Goldgruben und manche fabelhaften Königreiche und große Städte auffinden wollte, dann Handelsexpeditionen, die auch von den entfernteren Hottentottenstämmen Vieh aufkauften, und die bald bis zu den Kaffern hin das Land durchzogen. Damit drang der europäische Einfluß wie ein giftiger Sauerteig in die ganze Bevölkerung des Kaplandes ein. Zunächst stellten sich infolge des Verkehrs mit den Weißen ansteckende Krankheiten ein. Zu Tausenden wurden die Hottentotten namentlich durch die Pocken hingerafft. Weiter aber geriethen sie auch in Armuth, indem sie ihr Vieh, das die Grundlage ihres Wohlstandes ausmachte, leichtsinniger Weise für europäische Waaren hingaben, von denen sie nicht leben konnten. Aber nicht immer war es ein scheinbar ehrlicher Kauf, durch den ihre Heerden verkleinert wurden. Vielfach nahm man sie ihnen mit Gewalt ab, mit oder ohne einen Vorwand. Die eben erwähnten Expeditionen wurden in frühester Zeit allerdings nur im Namen der Kompagnie und unter Leitung ihrer Beamten unternommen. Später erhielten auch Bauern vom Gouverneur Erlaubniß zu derartigen Zügen, die dann leicht zu richtigen Raubzügen ausarteten. Vollends war dies aber der Fall, als gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts der Handel der Kolonisten mit den Eingeborenen freigegeben wurde, trotzdem, daß ausdrücklich dabei jede Anwendung von Gewalt gesetzlich untersagt war. Große Züge von bewaffneten Bauern gingen durch das Land und verschafften sich, indem sie den Preis bestimmten, für geringfügige Kleinigkeiten bedeutende Heerden. Oft genug wurden Eingeborne bei solcher Gelegenheit ermordet, wenn sie ihr Eigenthum vertheidigen wollten. An eine Bestrafung solcher Verbrechen war gar nicht mehr zu denken, denn „die halbe Kolonie würde ruinirt werden", sagt schon zu Anfang jenes Jahrhunderts ein Bericht. So groß war die Zahl der an solchem Handel Betheiligten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier eingehender die Verhältnisse schildern, unter welchen die Kolonisten Herren des ganzen Landes wurden. Genug, schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren ihre Höfe über das Land verbreitet bis an den Gamtoosfluß. Ums Jahr 1770 bestanden aber auch schon die ersten Ansiedelungen in den späteren Distrikten Reynet und Uitenhage. Die Hottentotten aber waren einestheils heruntergekommene Bettler geworden, die immer mehr gezwungen waren, durch Knechtesdienste bei den Bauern den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben, anderntheils aber bildeten sie Räuberhorden, die in den schwer zugänglichen Gebirgen und Wäl-

dern hausten und fortwährend das Vieh und das Leben der Bauern bedrohten. Wer sollte nicht auch verstehen, wie diese Naturmenschen im vollen Rechte zu sein meinten, wenn sie von den Heerden lebten, die die Bauern ihnen und ihren Vätern abgenommen hatten, und die sie einst hüteten auf den heimatlichen Fluren, von denen man sie nun verdrängt hatte! Und die Eindringlinge hatten keinen leichten Stand. Plötzlich erschien ein Haufe jener sogenannten Buschmänner,[1]) scheuchte mit vergifteten Pfeilen die Hirten zurück, und trieb soviel Vieh wie möglich den Bergen zu. Die einen brachten es in den Schluchten in Sicherheit, während die andern wie Affen auf den schroffen Felsen kletternd jeden Versuch der Weißen, ihnen die Beute wieder zu entreißen, mit ihren Geschossen unmöglich machten. Auf der einen wie auf der andern Seite wurde begreiflicherweise manches Leben eingebüßt. Immer mehr bildete sich ein ununterbrochener Krieg auf Tod und Leben zwischen beiden Parteien, die von dem bittersten Haß gegen einander erfüllt wurden, indem auch die Bauern zu Thaten unmenschlicher Grausamkeit sich hinreißen ließen. Freilich wäre es unrecht, alle Bauern gleicherweise für die zahlreichen Schandthaten verantwortlich zu machen, die unter diesen Verhältnissen vorkamen. Selbst Barrow, der fast mit einem Vorurtheil für die armen Eingebornen die nachdrücklichste Anklage gegen ihre Unterdrücker veröffentlicht hat, erkennt ausdrücklich die Ausnahmen solcher an, die keine Hand in diesen Grausamkeiten hatten. Indessen die allgemeine Meinung des holländischen Boer über den Eingebornen bildete sich immer mehr dahin aus, daß letzterer als ein feindliches Thier angesehen wurde; eine Meinung, die sich nicht blos auf jene Buschmänner beschränkte, sondern überhaupt auf die Hottentotten übertragen wurde. Auch die, welche in der Nähe der Höfe zurückgeblieben waren, und entweder noch als verarmte Reste einst reicher Stämme umherzogen, oder schon in kleinen Gruppen zersprengt immer mehr die Leibeignen der Bauern wurden, spielten ja oft mit ihren freien Landsleuten in den Bergen unter einer Decke; so daß der Haß auch gegen jenen Theil der Bevölkerung nicht wich, obgleich man diese Leute als Viehhirten und als Ackerknechte immer nöthiger brauchte, je mehr die wachsende Arbeit die Kräfte der Weißen überstieg. — Also: man betrachtete die Hottentotten gar nicht mehr als Menschen, nannte sie nur die schwarzen[2]) Kreaturen (zwarte schepsels), schwarzes Vieh (het zwarte vee), die schwarze Waare (de zwarte goederen). Dies ist in die ganze Anschauungsweise der

[1]) Noch bei der Korrektur darf ich die Gelegenheit nicht unterlassen die obige Auffassung zu berichtigen. Die neueren Forschungen erweisen, daß die Buschmänner der betreffenden Berichte keine verwilderte Hottentotten, sondern ein ethnographisch von diesen verschiedenes Volk waren und mit ihnen schon immer in Feindschaft lebten. (Vgl. unten Nr. 5.) Von den Hottentotten mögen sich kleinere Gruppen ihnen angeschlossen haben. Jedenfalls aber blieben diese in überwiegendem Maße in der Kolonie und kamen, soweit sie nicht durch die ungünstigen Verhältnisse getrieben wurden, unter die Botmäßigkeit der Boeren. Die geschilderten Kämpfe der letzteren also gingen gegen die Buschmänner, nicht gegen die Hottentotten.

[2]) Man bezeichnete im Unterschied zu den Weißen die andersfarbigen Rassen schlechtweg als schwarz.

Kapbevölkerung so übergegangen, daß noch jetzt die Eingebornen sich oft nicht mit dem Worte Mensch zu bezeichnen wagen.[1]) — Wo die alte Orthodoxie noch nicht erschüttert war, mußte die Parallele mit den Kanaanitern zur Rechtfertigung der unmenschlichen Behandlung der Eingebornen dienen. Auch die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl wurde herangezogen, um die verfluchten Hottentotten als für die ewige Verdammniß bestimmt darzustellen. Hie und da wurde auch die Lehre aufgestellt, die Hottentotten seien gar nicht Gottes Geschöpfe, sondern der Teufel habe sie als Zerrbild des Menschen gemacht, um der Krone der göttlichen Schöpfung Hohn zu sprechen. —

Die Erbitterung wurde immer größer. Die Unsicherheit der entlegeneren Bauernhöfe veranlaßte immer mehr Klagen. Man suchte Hilfe bei der Regierung und bat um eine planmäßige Ausrottung der Buschmänner (1770). Dergleichen Maßregeln hatten bis dahin der Regierung wohl noch fern gelegen. Doch die Vorstellungen wiederholten sich und wurden immer dringlicher. Leider ließ sich hier die Kompagnie durch ihre Nützlichkeitsrücksichten, die immer ihr oberster Grundsatz waren, verleiten, von ihrem bisherigen Verfahren der Schonung der Eingebornen völlig abzuweichen. Anstatt Verhandlungen einzuleiten, um, so weit es damals noch möglich gewesen wäre, das schwere Unrecht an den Eingebornen wieder gut zu machen, wurde der Vorschlag der Ausrottung[2]) adoptirt. Im Jahre 1774 begannen die Operationen der berüchtigten Kommando's, zu denen Bauern in größerer Zahl unter militärischer Leitung aufgeboten wurden. Alle Männer, welche sich nicht sofort unterwerfen wollten, wurden erschossen. Alle Weiber und Kinder sollten gefangen genommen und als Dienstleute an die Bauern vertheilt werden. Denjenigen, welche sich bei diesen Jagden auszeichneten, wurde eine Belohnung durch Zuweisungen von Landbesitz zu Theil. — Das erste Kommando erschoß 96 Buschmänner. Von dem zweiten wird berichtet, daß es 118 Gefangene brachte, ohne daß die Zahl der Getödteten angegeben wird. Das dritte hatte 142 erschossen, aber noch war ein Haufe Buschmänner übrig, die sich weiter vertheidigten. Der Anführer van der Merwe schloß mit den Häuptlingen Frieden. Vielleicht war er der blutigen Arbeit überdrüssig. Er wurde dafür vom Gouverneur degradirt, und dasselbe traf die dabei betheiligten Feldcornets. Diese drei Expeditionen fanden in dem einen Jahre 1774 statt. Die offiziellen Berichte über dieselben, welche vielfach im Tone gehässiger Erbitterung reden, beschreiben ohne Scham, wie man zuweilen versuchte, unter freundlichem Scheine die Buschmänner anzulocken, um sie verrätherischerweise nieder zu machen. Auch in den folgenden Jahren wurde das Ausrottungswerk fortgesetzt, 1779 aber mit gesteigertem Eifer getrieben. Manche der Kolonisten unternahmen solche scheußlichen Jagdzüge auch auf eigene Hand und

[1]) Der Missionsdirektor Wangemann sprach einst zu einem seiner schwarzen Begleiter von vier Menschen, die auf den Wagen zukamen: „Neen Mynheer", sagte dieser, „dat zyn mar twie Menschen." — „„Ich sehe aber doch vier!"" „Ja de anderen twie zyn schepsels."

[2]) Der Buschmänner; vergl. die Fußnote auf der vorigen Seite.

vielfach hörte man jemanden sich der großen Zahl von Buschmännern rühmen, die er aus dem Wege geschafft habe, wie ein Jäger mit seinen Erfolgen prahlt. Barrow erzählt von einem Bauer, der es fast bis auf 300 gebracht, die er mit eigener Hand getödtet hatte. Ein anderer, der in der Kapstadt nach der Haltung der Buschmänner in dem von ihm durchreisten Distrikt gefragt wurde, antwortete, er habe ihrer vier geschossen, gleichgültig, als wären es nur Rebhühner gewesen. — Man hatte durch die Kommandos das Gedeihen der Kolonie fördern wollen; aber in Wirklichkeit wurden sie das schwerste Hemmniß für dasselbe. Die früheren Räubereien der in den Bergen hausenden Buschmänner, durch welche sie nur ihren Hunger zu stillen suchten, waren geringfügig gegen den Schaden, den sie nun anrichteten, da sie wie ein verfolgtes wildes Thier zur höchsten Wuth angestachelt mit ihren geschickt unternommenen Racheüberfällen das Land unsicher machten. Der Preis, um den sie ihr Leben verkauften, war nicht niedrig. Mancher Bauer verarmte, weil alles Vieh ihm gemordet wurde, und mancher fiel selbst vom Pfeil eines Buschmanns durchbohrt. Und wenn es auch nicht zweifelhaft sein konnte, wer in diesen Kämpfen unterliegen mußte, so zogen sie sich doch lange hin, und langer Zeit bedurfte es, bis sich die Kolonie von Wunden erholte, die ein ausgerottetes Volk ihr im Todeskampfe beigebracht hatte.

Die in den besiedelten Gegenden zurückgebliebenen Hottentotten jedoch hatten auch keineswegs ein angenehmes Loos. Ihre Selbständigkeit war dahin. Nur hie und da gelang es noch einigen Häuflein, für sich ein verarmtes Leben zu führen. Die besten Weideplätze waren von den Bauern besetzt, und nur öde Strecken den einstmaligen Besitzern übrig geblieben, auf denen sie kaum das zu ihrem Unterhalt nöthige Vieh auf das kümmerlichste durchbringen konnten. Der Hunger trieb die meisten zu den Bauern, bei denen sie immer mehr in völlige Leibeigenschaft geriethen. Zwar wurden sie nie als Sklaven gehalten, dennoch waren sie thatsächlich der größten Willkür der Herren ausgesetzt, bei denen sie in die Arbeit traten. Dazu aber kam, daß ein Gesetz diejenigen Hottentotten-Kinder, welche von einem Bauern Nahrung erhalten hatten, diesem bis zu ihrem 25. Lebensjahre zu dienen verpflichtete. Das Gesetz war weiter Auslegung fähig und man meinte, es könnte selbst da in Anwendung gebracht werden, wo ein Kind nur einen Bissen Brod empfangen habe. Die Elternliebe hielt denn die meisten Hottentotten mit den Kindern bei den Bauern zurück. So erhielt jede Bauernfamilie nach und nach eine große Anzahl Höriger, denen fast die ganze Arbeit, das Hüten des Viehs und das Pflügen und Ernten auf dem Acker zufiel, während die Herrschaft ihre Zeit mit Nichtsthun hinbringen konnte. — Die Behandlung dieser Diensthottentotten war jedoch sehr verschieden. Es fehlt nicht an Beispielen eines freundlichen, patriarchalischen Verhältnisses. Viel öfter aber findet sich eine rohe und grausame Behandlung der Schepsel. Vielfach wurden sie nur knapp gehalten. Ein Hottentottenmagen hat aber bedeutenden Appetit und so wurde hie und da wohl ein Schaf unerlaubter Weise verzehrt. Dann gab es unmenschliche Hiebe, mit

dem Sjambock, dem zolldicken Ochsenziemer von Rhinozeroshaut. Ja selbst einen „Schwarzen" zu erschlagen machte manchem Bauern keine Gewissensbisse. Dergleichen wurde auch nicht gerügt, geschweige denn bestraft. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Die Eingebornen hatten keinen Anwalt; sie waren thatsächlich rechtlos. Auch sonst wurden die Schläge nicht gespart, besonders wenn sie durch die alte Hauptuntugend der Hottentotten, die Faulheit, veranlaßt waren.

Es ist natürlich, wie es unter diesen Verhältnissen mit den Hottentotten immer schlimmer werden mußte. Sie geriethen in eine tiefe Verkommenheit und sanken in vielen Beziehungen unter die Stufe ihres früheren Zustandes. An viele europäische Bedürfnisse gewöhnt, ohne die Energie und den Trieb, sich die entsprechenden Mittel zu verschaffen, mit einem in tiefer Indolenz erstickten Ehrgefühl, waren sie größtentheils ein niedriges, von Schmutz starrendes, zerlumptes und trunksüchtiges faules Gesindel geworden, dem man nicht viel Gutes zutrauen mochte. Es ist begreiflich, wie die weißen Herren durch diese Eigenschaften nicht günstiger für ihre Leibeigenen gestimmt wurden.

So sehen wir denn hier aus einer reichlichen Sündensaat eine noch reichlichere Sündenernte herangewachsen, die weiter und weiter ihre bösen Früchte trug. War aber nicht die eine große Sünde der europäischen Christen am Kap die Hauptwurzel, aus der all das folgende Sündenelend zumeist hervorsproßte? Ja ich meine es war dies die Unterlassungssünde in Bezug auf die Mission [1]). Umsonst waren die Kreuze an der Küste aufgerichtet — zu dem gekreuzigten Heiland, der auch der Heiden Heiland ist, hatte niemand die Eingebornen hingewiesen. Als leere Redensarten waren van Riebeeks Gebet für sie im Winde verschollen. — Kultur hatte man nach dem fernen Südafrika verpflanzt; aber die Wurzel aller wahren Kultur hatte man jenem Naturvolke nicht gezeigt, vielmehr es nur angesteckt mit den giftigen Früchten einer vom rechten Wege verirrten Kultur.

So tief aber auch die armen Hottentotten von Namenchristen ins Verderben gebracht waren, sollte doch auch an ihnen noch das Evangelium seine rettende Kraft bewähren. Noch ehe das Elend aufs

---

[1]) Der Gedanke, daß die Hottentotten im Christenthume unterwiesen werden könnten, lag den Bauern völlig fern und wurde, als er ihnen von anderer Seite nahe kam, mit Entrüstung abgewiesen. Um keinen Preis hätte man ihnen in den Kirchen einen Platz gegönnt. An einer Kirche soll sogar die Verordnung zu lesen gewesen sein, daß Hunde und Schwarze nicht einzulassen seien. Man hätte meinen sollen, die Geistlichen der Kolonie wären durch ihre ganze Lage auf Missionsgedanken gekommen. Es scheinen dies aber meist Miethlinge der schlimmsten Art gewesen zu sein — wenigstens wenn es mit allen so stand wie mit Dom. Kalden, dem Kaplan der Kapstadt im Anfang des 18. Jahrhunderts. Er hatte eine der größten Bauernwirthschaften, obwohl er monatlich 120 fl. Gehalt erhielt außer anderweitigen Einkünften. Mit seinem Acker beschäftigte er sich mehr als mit der Kanzel. Oft war er 14 Tage lang auf seinem Gute, ohne sich um sein Amt zu kümmern, und Gemeindeglieder, die von weit her zu einer Taufe oder Trauung gekommen waren, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Wenn der Gouverneur verreist war, ließ er sich vollends in der Stadt nicht sehen. Andere viel gröbere Anklagen deutet der betreffende Bericht nur an. Daß solche Leute sich nicht um das Heil der Hottentotten kümmerten, liegt auf der Hand.

höchste stieg, wurde durch den ersten Missionsversuch auch diesem armen Volke ein Keim des Heiles eingepflanzt, der anscheinend zwar nicht Wurzel fassen konnte, aber dennoch zu seiner Zeit eine Pflanze hervortrieb, die noch fort und fort ihre Segensfrüchte bringt.

Auch auf diesem Missionsfelde gebührt der Brüdergemeinde der Ruhm, zuerst sich der armen Heiden angenommen zu haben. Der erste Anstoß dazu kam freilich von Amsterdam aus nach Herrenhut, von zwei frommen Männern, die schon lange aus einem Berichte des Missionars Ziegenbalg über seinen Besuch am Kap (1715) zu herzlichem Mitleid mit den dortigen Eingebornen angeregt worden waren. Im Jahre 1736 kam die Aufforderung an die Gemeinde, und ein armer, aber unter harter Verfolgung bewährter Bruder, Georg Schmidt,[1]) wurde für dies Werk bestimmt und zunächst nach Amsterdam gesandt. Hier hatte er ein volles Jahr Aufenthalt, ehe bei dem Verwaltungsrath der Ostindischen Kompagnie und bei den geistlichen Behörden alle Hindernisse, die seinem Unternehmen im Wege standen, beseitigt waren. Endlich am 9. Juli 1837 kam er in der Kapstadt an. Aus dem Fort mit den ärmlichen Hütten der Kolonisten war nämlich dort an der Tafelbai eine Stadt mit mehreren Kirchen und stattlichen Wohnhäusern herangewachsen. Der Missionar, hier eine ganz neue Erscheinung, war bald der Gegenstand des Stadtgesprächs. Es wurde des angeblich verdrehten Mannes beim Schnapsglase und der kurzen Thonpfeife weidlich gespottet. Etliche fromme Männer aber nahmen ihn freundlich auf. Auch bahnten ihm die Empfehlungen seitens der Kompagnie die Wege vor den Behörden. Man rieth ihm, bei einem Hottentottenstamme, der an der Zondereind Rivier[2]), etwa 10 Meilen östlich von der Stadt, seine Kraal hatte, sich niederzulassen. Zwei Männer von dort, Afriko und Kybodo, deren ersterer gut holländisch sprach, waren gerade in der Stadt. Mit ihnen machte Schmidt die Reise und traf am 13. September auf der Kraal in der Zoete-Melks-Vallei[3]) ein. Vor Afriko's Hütte wurde der Gast mit Musik [und Tanz?] begrüßt. Er baute darauf für sich selbst eine Hütte und fing an zu graben und zu säen. Dabei versuchte er die Hottentottensprache zu lernen. Aber obgleich slavische Sprachwerkzeuge nicht ungeschickt sind, kam es dem Bruder Schmidt doch zu hart an, die Schnalzlaute herauszubringen. So fing er an, den Hottentotten das Holländische beizubringen. Sonst erzählte er ihnen aus der Heilsgeschichte, indem Afriko dolmetschte. Dabei konnte er an die unbestimmte Kunde anknüpfen, die sie (wie er meinte) von einem höchsten Wesen hatten, das sie Tui hqua nannten. Nicht weit von diesem Platze war ein Posten, auf dem ein holländischer Korporal von Kampen wohnte, den Schmidt

[1]) Er war 1709 in Kuhnenwalde in Mähren geboren. 1728 kam er als Evangelist nach Böhmen, wo er fast 6 Jahre lang um seines Glaubens willen im Kerker schmachten mußte.

[2]) „Fluß ohne Ende." Rivier ist femininum.

[3]) Süßmilchs-Thal.

öfter besuchte. Derselbe wurde nicht blos sein treuer Freund, sondern auch ein lebendiger Christ und Mithelfer an dem Werke unter den Hottentotten.

Einigen Ansiedlern scheint jedoch die Nähe der Mission unangenehm gewesen zu sein. Im folgenden Jahre erhielt Schmidt den Befehl, seinen Wohnsitz an einen entfernteren Platz zu verlegen, nämlich 2 Meilen weiter an die Sergeants-Rivier. Achtzehn Hottentotten folgten ihm dahin. Er baute eine neue Hütte an einem Orte, der Bariaanskloof, Affenthal, genannt wurde, legte wieder einen Garten an und suchte auch die Eingebornen zum Ackerbau anzuleiten. Auch solche, die sich nicht hier niederließen, schickten ihre Kinder zur Schule und gaben ihm 2 Milchkühe zu deren Unterhalt, versorgten ihn auch mit eßbaren Zwiebelgewächsen. Die Zahl der Schüler wuchs zuletzt auf 50. Unter ihnen zeichnete sich ein gewisser Willem aus, der später sein Gehülfe wurde.

Die Arbeit an den Seelen ging inzwischen stille fort, obwohl unter viel Schwierigkeiten. Der Hottentott hat ein unstätes Wesen. Bei ihrem Umherreisen aber geriethen denn auch solche, die schon christliche Eindrücke empfangen hatten, nur zu leicht in das heidnische Lasterleben, mit Trunkenheit und Unzucht. Es gehörte viel Geduld dazu, mit diesen Leuten umzugehen. Schmidt hatte sie. Dazu machte seine unermüdliche Liebe doch auf manchen einen immer tieferen Eindruck. — Im Jahre 1742 wurde ihm die Ordination schriftlich ertheilt. Er ritt mit Willem von der Kapstadt, wo er die Botschaft erhielt, nach Hause. Unterwegs machten ihm die einfältigen Bekenntnisse seines Begleiters das Herz warm. „Mag auch jemand das Wasser wehren?“ dachte er; und da sie an einen Fluß kamen, stiegen sie wie einst Philippus und der Kämmerer ab, und so wurde der Erstling der Hottentotten getauft.[1]) Er erhielt den Namen Josua. So zogen sie fröhlich ihre Straße. Einige Tage darauf wurden noch einige andere getauft, Afriko (Christian) und eine Frau, die den Namen Magdalena bekam.

Kaum aber war die Nachricht von den Taufen nach der Kapstadt gelangt, so entstand dort großes Aufsehen und Unwille, daß man die Schepsels den Menschen gleich mache. Selbst der Kaplan ließ einige der Hottentotten zu sich kommen, um sie über ihr Glaubensbekenntniß zu prüfen. Er fand sich indeß durch ihre Antworten befriedigt, und nachdem sie ihm auch aus einem holländischen N. Testament das 3. Kap. des Evangeliums Johannis vorgelesen, entließ er sie freundlich mit der Mahnung, ihrem Lehrer gehorsam zu bleiben. Das Häuflein der Neubekehrten mehrte sich im folgenden Jahre, zugleich aber auch die Bemühungen der Widersacher, die Schmidt schon früher bei der Kolonialregierung angeschwärzt und die Vertreibung von seiner ersten Niederlassung bewirkt hatten. Durch ein obrigkeitliches Verbot an weiterem Taufen behindert und auch sonst mannigfach bedrängt, hatte dieser einen schweren Stand, zumal da ihm die harten Herzen der Hottentotten und auch Rückfälle der Bekehrten viel Kummer machten. Dabei überkamen ihn

[1]) Am 31. März 1742.

unter tiefer Sehnsucht nach brüderlicher Gemeinschaft manche Anfechtungen seiner Einsamkeit. Seine Feinde aber ruhten nicht. Die Verleumdungen drangen bis nach Holland, von wo er die Weisung bekam, zurückzukehren, um sich zu rechtfertigen. Nach rührendem Abschied von seiner kleinen aus 11 Ehepaaren, 8 ledigen Männern und 17 Kindern, im ganzen 47 Personen bestehenden Gemeinde, wobei er dem Afriko seine Hütte nebst Garten übermachte, trat er 1744 die Reise nach Europa an. Seine bisherige Wirksamkeit fand hier zwar das gebührende Lob, aber vergeblich waren sowohl seine als der Brüder angelegentliche Bemühungen um Erlaubniß zur Rückkehr nach Afrika und Wiederherstellung der Mission daselbst. Zwar machte im Jahre 1747 ein Glied der Brüdergemeinde, J. Martin Schwäbler, nach dem Kap sich auf, in der Absicht, der verlassenen Hottentotten sich anzunehmen, doch hat man seit seiner Abreise nichts wieder von ihm gehört. Georg Schmidt aber konnte seine verlassene Heerde zu Baviaanskloof, die vergebens auf seine Rückkehr wartete und sich noch lange unter dem von ihm gepflanzten Birkenbaume versammelte, nur auf betendem Herzen tragen, bis er 1785 zu Niesky entschlief.

Fast ein halbes Jahrhundert mußte verfließen, ehe ein weiterer Missionar nach dem Kaplande gehen durfte. — Suchen wir aber zunächst ein genaueres Bild zu gewinnen von den inzwischen sich gestaltenden Verhältnissen dieses Landes, die für die weiteren Missionsarbeiten den Gegenstand wie den Hintergrund bilden sollten, und die sich in ihren Hauptzügen bis auf die neuste Zeit erhalten haben.

2. Land und Leute.

Das Kapland[1]) bildet südlich von dem großen Oranje-Flusse das breite Südende des afrikanischen Kontinents, dessen mächtiges Hochplateau dort in 3 Terrassen zum Meere abfällt. Die oberste hat einen dem Namalande sehr ähnlichen Charakter, daher die Beschreibung jener dürren, nur im Winter grünenden Steppen, wie sie unten ausführlicher folgt, auch hierher paßt. Die zweite Terrasse, zu der man von jener durch enge Felsenthäler auf gefährlichen Wegen herabsteigt, ist nicht anders, ja bietet womöglich einen noch sterileren Anblick dar. Es ist die Karroo-Ebene, Felsengrund mit einer Schicht rothbraunen Thones bekleidet. Kommt reichlicher Regen, so zaubert er auch hier wunderbar schnell grüne mit lieblichen Blumen geschmückte Flächen hervor, die indessen auch schnell wieder der Dürre weichen. Aus der Karroo endlich kommt man aufs neue durch schroffe Schluchten (klooven, sing. kloof, fem.) hinunter in das von permanenten Flüssen bewässerte Küstenland, das freilich mit andern Ländern verglichen, immer noch dürre genug erscheint, aber doch noch lohnenden Anbaues fähig ist. Die meisten der kleineren Flüsse und die Bäche sind freilich auch im Sommer nichts als trockene Sandbetten, während sie im Winter von tobenden (bräunlichen) Fluten erfüllt sind.

[1]) Grundemann, Missionsatlas, Erläuterungen zu I. Nr. 10 u. 11.

Im Nordwesten des Landes zeigt der Abfall nicht jene drei Stufen, sondern wird durch die erzreichen Gebirge des Klein-Namalandes vermittelt. Auch im Osten treten die Terrassen weniger markirt hervor.

Man lernt ein Land am besten kennen auf der Reise durch dasselbe. — In Südafrika reist man[1]) mit dem Ochsenwagen, auf dem man sich, wie der Seefahrer auf seinem Schiffe, für längere Zeit häuslich einrichtet. Er besteht in einem starken Gestell, etwa 13 Fuß lang und 4 Fuß breit. Darüber ist auf Reifen ein Leinwandverdeck (Tent = Zelt) ausgespannt. Jeder Raum ist für die Kasten und Kisten benutzt, in denen man alles, was zur Lebens-Nahrung und Nothdurft gehört, mit sich führt. Das Wasserfaß kann darunter als Hauptsache gelten. Ist des Abends ausgespannt und das Abendessen eingenommen, so wird der innere Raum des Wagens zum Schlafzimmer eingerichtet. Die über die Kisten etwa mit Unterlage einiger Bretter[2]) ausgebreitete Matratze bietet freilich meist nur ein hartes Lager, und unter den wollenen Decken kann es einem im Monat Juni oder Juli doch recht kalt werden — denn in unsrer Sommerzeit hat Südafrika, als auf der südlichen Halbkugel gelegen, seinen Winter. Doch ermüdet von den Anstrengungen der Reise und ihrer Eintönigkeit schläft man wohl fest, bis neben dem Wagen das Knistern des Feuers, auf dem der Kaffee kocht, die Schläfer weckt. Man öffnet den Vorhang, der die Vorderseite des Wagens bei Nacht verschließt, an der beim Fahren der Fuhrmann seinen Sitz hat, und schaut hinaus. Prächtig leuchtet die Landschaft im frischen Morgenlicht. Dort zur Linken, wie großartig zieht sich die lange Gebirgsmauer hin mit ihren Tafelbergen und Spitzköpfen, flachen Domen und Kuppeln, Felsburgen und Zinnen, auf denen heute manches weiße Schneefeld schimmert, das gegen den tiefblauen Himmel wie gegen die kahlen rothbraunen Felsen schroff absticht! Es fehlen freilich die kühnen, zackigen Gipfel und hohen Spitzen der Alpen,[3]) dennoch wirken diese südafrikanischen Berge auf den Beschauer majestätisch durch ihre Massenhaftigkeit, zeigen aber auch reichliche Gliederung durch die engen Klüfte (klooven), die tief hineingesprengt erscheinen. So klar und durchsichtig ist die Luft, daß alle diese Einzelheiten noch auf mehrere Meilen deutlich hervortreten, während sie in der Atmosphäre unsres Vaterlandes dem unbewaffneten Auge vollständig entgehen würden. Die niederen Vorberge waren früher mit schönen Urwäldern bedeckt, die aber mit wenigen Ausnahmen jetzt verschwunden sind. Nur niederes Buschwerk bekleidet sie, das um diese Jahreszeit der Landschaft immer noch genug Grün mittheilt, während im Sommer alles braun und verdorrt erscheint. Ebenso ist's mit dem welligen Hügelland, das sich

---

[1]) Wir versetzen uns bei dieser Darstellung in die erste Hälfte unsres Jahrhunderts, um ein Bild von den Verhältnissen zu gewinnen, die den hauptsächlichen Hintergrund der nachfolgenden geschichtlichen Berichte ausmachen.

[2]) Jetzt hat man Rahmen, die mit Lederriemen in Karo's durchflochten überspannt sind.

[3]) Silver, Handbook for South Africa, p. 185.

uns zur Rechten ausbreitet, und dorthin wieder zu höheren Bergen ansteigt, während es uns hierhin den Blick über das weite Meer gestattet.

Doch sehen wir uns jetzt nicht viel um; denn Pieter, einer unsrer farbigen Dienstleute, die behaglich das Feuer umstehen, nachdem es ihnen in der Nacht auf dem bloßen Boden unter ihrer Decke auch kalt gewesen war, meldet, daß das Wasser schon anfange zu kochen. Bereiten wir uns also den Frühstückstrank. — „Aber Piet, das schmeckt ja abscheulich, du hast gewiß Wasser aus dieser ekeln Pfütze genommen." „Ja Sür",[1]) entgegnet er in verderbtem Holländisch, „dies Wasser ist ja ganz schön und „lecker", heute werden wir wohl nur brackisches finden, da dürfen wir nichts aus dem Fäßchen nehmen." Auch gut. Nun denke nur nicht an den von hohem Kalmus (Palmiet) umgebenen Pfuhl, in den sich unsre Ochsen sofort hineinstürzten und das trübe Wasser durch Aufrühren des lehmigen Grundes vollends dick machten, (aus dem vielleicht auch bedenklicherweise ein halbes Kadaver hervorragte, an dem eben noch ein paar Geier zerrten) — sondern drücke die Augen zu und trinke den „leckeren Kaffee" herunter.

Doch ist es Zeit zum Aufbruch. Pünktlichkeit aber ist auf einer Reise in Südafrika nicht zu erreichen. Weil es doch so gar kalt war, und sie sich erst wärmen mußten, sind unsre Leute etwas spät fortgegangen, um unsre 12 Ochsen zu holen, die während der Nacht nach Belieben dem Grase nachgehen durften und nun sich wohl eine Viertelstunde oder weiter entfernt haben. Früher konnte man es nicht wagen, sie während der Nacht frei umher laufen zu lassen; die Löwen waren zu gefährlich. So mag es auch jetzt noch sein in den nördlicheren Gegenden nach dem Oranjeflusse zu, oder vollends jenseits, in den Wüsten des Innern. Da unterhält man während der Nacht ein helles Feuer am Wagen und bindet die Ochsen an denselben fest. Der Feuerschein hält die wilden Thiere zurück, wenn sie auch oft mit ihrem Gebrüll Menschen und Vieh erschrecken. Hier aber hat der König der Thiere längst seine Herrschaft eingebüßt. Dann und wann wird noch eine Tigerkatze (Leopard) erlegt.[2])

Also die Ochsen haben sich zerstreut. Es gehört das Auge und die Uebung eines Eingebornen dazu, um die Spur zu verfolgen. Sie finden die Thiere sicher, wenn auch meist viel Zeit dabei vertrödelt wird. — Nun kommen denn Jan, Kobus und Klaas mit der ganzen Schaar angetrieben, nachdem sie noch einmal an jener Wasserstelle getränkt wurde, von wo die hellen Stimmen der Frösche, die wie Metallbecken klingen, zu uns herüber schallen. Und nun geht es an das Anspannen.[3]) Paarweise werden die Ochsen, nachdem sie zuvor unter Schreien und Sjambokschlägen[4]) in eine Reihe geordnet, an das lange,

[1]) Sür = Sir. Der Farbige im Kaplande redet den Bauern mit „Baas", den Geistlichen mit „Mynheer" und jeden andern mit Sür an.

[2]) In neuerer Zeit sind auch diese aus dem Kaplande bereits ziemlich verschwunden.

[3]) Das Folgende nach Wangemann, ein Reisejahr, p. 96, und die evangelische Missionsarbeit in Südafrika, p. 26.

[4]) Siehe oben S. 14.

vorn an der Deichsel befestigte Zugseil (Trektouw) herangestellt, das aus vielen Riemen zusammengeflochten und mit den nöthigen Jochhölzern versehen ist. Dabei wird jeder Ochse mit seinem Namen gerufen. Jedes Paar kommt unter sein Jochholz und wird daran befestigt. Zuerst scheint alles in Unordnung: das Zugseil geht den Thieren theils über den Rücken, theils liegt es zwischen ihnen. Nun besteigt Kobus als Fuhrmann die Vorkiste des Wagens, die ihm zum Sitze dient, den Sjambok in der Hand. Neben dem Wagen steht Klaas mit der Peitsche, die bei einem 10—12′ langen Bambus-Stiel im ganzen gegen 30 Fuß mißt. Sind die Ochsen fest, dann heißt es „trek!“ Sie ziehen alle an; das harte Seil streift über ihre Rücken fort, reißt einen und den andern auch wohl herum, aber bald ruht es in langer Linie zwischen den Paaren, und gemessenen Schrittes geht es vorwärts. Nun aber erhebt sich das Geschrei mit neuer Gewalt. Jeder Ochs wird bei seinem Namen gerufen, sobald er nur einen Augenblick nicht regelrecht fortschreitet. Findet er sich nicht sofort zurecht, so erhält er einen Schlag mit einem der beiden genannten Instrumente, der jedesmal sehr fühlbar wird. Der Sjambok, der eigentlich nur für die Hinterochsen bestimmt ist, und nur zuweilen bei den andern gebraucht wird, wenn der Fuhrmann neben dem Zuge geht, ruft dicke blutrünstige Striemen hervor. Nicht minder schlimm aber ist die Peitsche, mit der die ersten vier Paare vom Wagen aus sich erreichen lassen. Ihr Knall gleicht dem Aufschlagen eines Zündhütchens und auch ihre Spitze läßt schmerzhafte Spuren zurück. Die beiden Geißeln werden nun in raschem Tempo gebraucht, denn: „De Os moet zijnen slag hebben, dat hij gehoorzaam is; en indien (wenn) de Os gehoorzaam is, moet hij toch zijnen slag hebben,“ erklärte uns Klaas sehr sachverständig. Binnen einiger Zeit hat auf diese Weise der ganze Zug (Togt) die ganze Größe seiner heutigen Tagesaufgabe begriffen und beginnt sich trotz des schwer belasteten Wagens in einen schnellen Trab zu setzen. Doch dies darf nicht sein. Die Thiere würden zu schnell ihre Kräfte verbrauchen. Jan, der die beiden an der Stirn durch einen Querriemen verbundenen Vorochsen führt, läßt ihnen vorlaufend den Riemen auf einen Augenblick los, um einen faustgroßen Stein zu ergreifen, den er mit großer Geschicklichkeit grade zwischen die Hörner eines der Ochsen wirft. Das bedeutet etwa: Geh doch ein wenig langsamer! Der Ochs versteht es und ebenso seine Kameraden, die außerdem durch den fortwährenden Ruf Aanhou Aanhou! (= aanhouden, anhalten) belehrt werden, daß sie sich ein wenig zu mäßigen haben. Nun aber ist der Zug in den richtigen Schritt gekommen. Wir müssen uns dran halten, ihm zu folgen. Doch jetzt in der Morgenfrische ist es angenehmer zu marschiren, als unter dem Tent zu sitzen.

Sehen wir uns dabei genauer die Gegend an, durch die unser Weg führt. Fast möchte es fraglich scheinen, ob wir von einem solchen überhaupt reden dürfen. Ein paar Wagen-Spuren, die bald hierhin, bald dahin willkürlich ausbiegen, die bald im Sande kaum noch zu bemerken sind oder auf hartem Thon- oder Felsenboden kaum einen Eindruck zurückgelassen haben — das waren früher die besten Wege

des Kaplandes. Heute scheinen wir es auch besonders schlecht getroffen zu haben; denn da liegen stellenweis große Steine und Felsstücke, über die der schwere Wagen nur so hintanzt. Unsre Begleiter wollen das freilich nicht einen schlechten Weg nennen. „Wartet nur, Sür", sagt der eine, „wir werden's noch schlimmer kriegen." Der Gedanke aber, ob man hier die Wege nicht bessern könne? scheint ihnen ganz fremd und ungehörig, denn „wo Piet drüber gekommen ist, kann Paul auch herüber kommen".

Doch wie dürr ist hier alles ringsum! Und welcher Abstand gegen heute früh! Dort an der Wasserstelle war weit umher alles frisch und grün. Herrliche Kalla's[1]) mit ihren weißen dütenförmigen Blüten und die blaue Wasserlilie schimmerten zwischen dem Kalmus hindurch, während daneben brennend rothe Pelargonien und die schirmförmigen, himmelblauen Blütenrispen der Kaplilie,[2]) Lobelien, Cinerarien, Strelitzien, Heliotrop und viele andre Pflanzen unsrer Gewächshäuser, in zahlreichen Spezies bunt über den Grasteppich zerstreut waren. Hier dagegen bedeckt nur da und dort eine Gruppe von Haidekräutern[3]) den dürren Boden. Flecken von Gras sind welk und fahl oder gar schon verdorrt und versengt — denn der Regen ist erst spärlich gekommen und längere Zeit wieder ausgeblieben. Nach Bäumen sucht das Auge vergeblich; es begegnet nur Gruppen von Buschwerk, das zum Theil auch schon dürr erscheint, wie die Rhenosterbüsche,[4]) von denen unsre Leute immer das Brennholz sammeln. Dann aber zeigen sich allerlei sonderbare Formen, namentlich aus der Familie der fleischigen, sukkulenten Pflanzen: Kakteen von den mannigfaltigsten Gestalten, mit furchtbaren Stacheln, der Butterbaum und der Spekboom, große Sukkulenten, deren dicker Stamm so weich ist, daß man ihn bequem mit einem Messer durchschneiden kann. Dort stehen ein paar Euphorbien,[5]) die ihre blattlosen Zweige von dem glatten Stamme in gleichen Winkeln kandelaberförmig in die Höhe strecken. Da bei jeder Verletzung der Rinde der weiße Saft reichlich hervorquillt, werden diese in 40—50 verschiedenen Spezies vorkommenden Gewächse „Melkbosch" genannt. — Dort erhebt eine Agave ihren gegen 30 Fuß hohen Blütenstengel mit leuchtenden gelben Blumen. Da und dort aber zeigen sich wieder Stellen, wo niedrige Sukkulenten mit leuchtenden Blüten zwischen den fleischigen Blättern die Eintönigkeit des dürren Bodens unterbrechen, rothe Krassulaceen und Rocheen, sowie jene mannigfachen sogenanten Eispflanzen (Mesembryanthemum), deren Blumen gelb, roth und weiß im Sonnenlichte schimmern. Für einen Botaniker und Blumen-

[1]) Unsere bekannte Zimmerpflanze Richardia aethiopica, hier Varkenbladen oder Pigslily genannt, weil sie von den Schweinen gern gefressen wird.

[2]) Agapanthus umbellatus.

[3]) Es gibt in Südafrika 300—400 verschiedene Spezies von Erica, viele mit schönen mannigfaltigem Laube und kleinen zarten Blüten. Dies ist eine der wenigen Pflanzen des Kaplandes, welche gesellig auftritt, während die übrigen nur mehr oder weniger vereinzelt vorkommen, wodurch das Gepräge der Landschaft — verschieden von unsern Wald- und Wiesenlandschaften — bestimmt wird.

[4]) Die äußere Erscheinung gleicht der des Ginsters.

[5]) Euphorbia candelabris, bekanntlich verwandt mit unsrer Wolfsmilch.

liebhaber wird es kaum ein interessanteres Land geben können als das Kapland.[1])

Doch die Sonne ist höher gestiegen und macht das Gehen nicht mehr angenehm, wir suchen Schutz unter dem Zeltdach des Wagens. Unsre Hottentotten aber finden die Wärme sehr behaglich, besonders gegen die Morgenkühle, in der sie wie Espenlaub zitterten. Vergnügt schreiten sie einher, munter schwatzend und die kurze aus Grünstein geschnittene Pfeife wird immer aufs neue aus dem mit bunten Perlen geschmückten Tabaksbeutel gefüllt. Zuweilen stimmt auch einer ein Lied an. Es klingt nicht unangenehm, die Stimmen sind weich und klangreich. Vom Text verstehen wir soviel, um wenigstens das geistliche Lied in holländischer Sprache herauszuhören.

Wir sind noch eine Stunde weiter gekommen, und haben den einen Absatz unsrer Tagesfahrt, man sagt „eine Schoft" (gegen 3 Stunden) vollendet. Jetzt wird eine zweistündige Rast gemacht. Glücklicherweise geben ein paar nicht eben hohe[2]) Mimosenbäume (Akazien) mit ihrem leicht gefiederten Laube genügenden Schatten. Ein wenig tiefer, am Fuße des Hügels, ist eine Quelle, die einen Bach in das breite Thal hinabsendet, den wir jedoch nur eine kleine Strecke als ein geschlängeltes Band mit den Augen verfolgen können. Er verschwindet in dem Kalmus- und Graswuchs, der ihn schon von der Quelle an in zwei breiten Streifen begleitet. — Sobald unsre Ochsen losgebunden sind, wobei sie kaum die Zeit abwarten können und mit lautem Durcheinanderschreien wieder mancher Hieb ausgetheilt wird, stürzen sie sich mit Ungestüm in das Wasser. Aber es scheint ihre Erwartungen getäuscht zu haben, mit unwilligem Brüllen geben sie zu verstehen, daß es ihnen nicht schmecke. Es ist „geheel brak" (salpeterhaltig), wie unsre Leute erklären, und Piet triumphirt, daß er den Kessel aus dem Fäßchen füllen kann. Denn Kaffee muß es auch wieder zum Mittagessen geben. Dazu siedet im Topfe bald der Rest des Fleisches von dem Hammel, den wir gestern schlachteten, sowie ein Fasan, der so vertrauensselig auf dem Busch hinträumte, daß Klaas ihn im Vorüberfahren mit seiner langen Peitsche erlegte. Darin ist der übrigens ein Meister und trifft auf einige zwanzig Fuß sein Ziel und wäre es nicht größer als ein Thaler. — — —

Eben sind wir mit dem einfachen Mahle fertig und schicken uns an, ein wenig zu ruhen, als uns Piet, der nicht blos das Amt des Kochs und Bedienten, sondern auch das des Jägers verwaltet, uns in Aufregung bringt mit den Worten: „Sür, ziet u daar die Springbokken?" Richtig; da kamen ein paar schöne Antilopen in graziösen Sprüngen, bei denen sie kaum den Boden zu berühren schienen, den Hügel hinab. Piet wird schon recht haben mit der Angabe der Spezies, er kennt die 27 verschiedenen „Bokken", den Blesbok und den Grisbok,

[1]) Es ist erklärlich, daß die hier und weiter unten genannten Pflanzen nicht überall, lokal in derselben Zusammenstellung vorkommen. Wir suchten in dieser Beschreibung Hauptcharakterzüge des ganzen Landes zu geben. —

[2]) In den meisten Gegenden des Kaplandes sind die nicht häufigen Bäume gewöhnlich nicht höher als 20 Fuß.

den Bleekbok und den Rietbok, den Roodebok und den Springbok, den Reebok und den Steenbok, den Bontebok und den Boschbok und wie sie alle heißen mögen, schon am Gang und an der Haltung von ferne.[1]) — Freund, du bist vielleicht mehr Jagdliebhaber als ich. Nimm die Flinte und geh mit Piet, um die südafrikanische Jagd aus eigner Erfahrung kennen zu lernen. Er wird dir bei dieser Gelegenheit noch manches Jagdabenteur erzählen, das er früher in der Karroo und im Buschmannsland erlebt hat. Natürlich die Löwen- und Tigergeschichten kommen voran. Dann aber gibt's noch manches zu berichten von den Hartebeesten und Büffeln, den Wildebeesten (Gnu's), den wilde Paarden (wilde Pferde = Quagga und Zebra), den Kameelen (= Giraffen)[2]) und Zeekoeijen (pl. von Zeekoe, Seekuh = Hippopotamus) und dem Rhenoster (Rhinozeros), und vielleicht hat er auch eine Elephantenjagd mitgemacht. Die Zeiten aber, in denen alle diese Thiere in großer Menge hier im Lande lebten und das weite Gebiet mit den nomadisirenden Hottentotten theilten, sind längst vorüber. — — —

Nachdem die Jäger mit ihrer Beute zurückgekehrt sind, beginnt die zweite Schoft des heutigen Tages, die uns immer mehr über schwieriges Terrain bringt. Eine Terrasse nach der andern wird mühsam erklommen, und oft geht's grade bergauf, wenn auch in kürzeren Absätzen, in Trabe. Endlich sind wir hoch oben inmitten einer wild durcheinandergewürfelten Felsenlandschaft angelangt. Aber noch höhere Mauern und Zinnen umgeben uns. Kaum sieht man wie hier ein Ausweg zu finden. Der Wagen muß sich oft zwischen den Felsen fast hindurchdrücken. — Plötzlich aber thut sich ein gähnender Engpaß (Poort) vor uns auf, der an 1000 Fuß steil abwärts führt. Wir haben den Rücken des Gebirgszuges überschritten und stehen nun an dem schroffen Abfall der entgegengesetzten Seite. Da und dort ziehen sich an den Klippen wohl Ränder hin, aber sie scheinen kaum breit genug, um mit einem Schubkarren sicher entlang zu kommen, wie soll man mit dem schweren Ochsenwagen und dem langen Gespann dort passiren? Das ist ein gefährliches Stück. Freilich das Auge täuscht. Etwas breiter ist der vorspringende Rand (holl. krans), der sich hin und her um die Felsen und um die Seitenklüfte windet. Aber schauerlich öffnet sich darunter der schroffe Abgrund. Und doch der Wagen kommt um eine und die andre jener schlimmsten Stellen, obgleich unter fieberhafter Aufregung der Menschen und Thiere und unter entsetzlichem Geschrei und furchtbaren Hieben mit dem Sjambok und der Ochsen-

[1]) Es sei nur bemerkt, daß die größte Spezies des Genus Antilope das mächtige Eland ist. (Elennthier; A. oreas oder Caama; 6 Fuß hoch, 11 Fuß von der Nase bis zur Spitze des 2 Fuß messenden Schwanzes.) Als kleinste ist der niedliche, zwergartige Blaubock (Blaauwbok, A. pygmea) zu nennen. Auch das Kudu mit seinen prächtigen, spiralförmigen Hörnern gehört hierher. Sämmtliche Antilopen, die früher im Kaplande in großen Rudeln gefunden wurden, sind jetzt dort in den meisten Gegenden schon recht selten. Einige sollen sogar in diesem Gebiete bereits ganz ausgerottet sein.

[2]) In neuster Zeit kommt die Giraffe nicht mehr südlich etwa vom 24° S. Br. vor. Dagegen gibt es noch Elephanten in den schwer zugänglichen Wäldern des Distriktes Uitenhage.

peitsche. Laut klappern die Kisten und alle Geräthe im Wagen, wenn er gegen die Felsen geschleudert wird. Unter den Rädern sprühen Funken und der dichte Staub wallt auf. — Jetzt aber kommt ein Punkt, an dem der Rand selber so abschüssig wird, daß jedenfalls der Wagen in die Tiefe gleiten muß. Schnaufend stehen die Ochsen, zu diesem schwersten Stücke Kraft zu sammeln, während ein paar Stricke am Wagenbaum befestigt werden. Da müssen auch wir mit Hand anlegen. Samt Piet uns dicht an den Felsen entlang drückend, halten wir den Wagen, der sich bedenklich nach drüben neigt, während er unter höllischem Lärm vorwärts gerissen wird. Wir athmen auf. Der Weg wird breiter, aber auch abschüssiger. Nun bekommt Jan die schwerste Aufgabe. Kaum kann er Steine genug aufraffen, die er mit wohlgezielten Würfen den Ochsen vor die Stirne wirft — und jeder bekommt dabei sein Theil — oder er führt das erste Paar schlänkernd bald rechts bald links, um den immer eiligeren Schritt, in den der ganze Zug geräth, zu mäßigen, während wir den Wagen, der hier und dorthin schwankend über Felsstücke springt, an den Tauen aufhalten. „Aanhou, aanhou“ erklingt es dabei, daß es einem in die Ohren gellt. — Wieder können wir einmal Luft schöpfen. Nun schau zurück. Dort oben waren wir noch vor einer guten halben Stunde. Es ist als wären wir herab geflogen. Und welch ein Unterschied gegen das dürre Land, das wir heute Vormittag durchzogen! Wie tropft da drüben das köstlich klare Wasser über die Felsenwand, die mit wunderbar glänzender grüner Moosdecke überzogen ist, an der wie ungezählte Diamanten die Tropfen erglänzen, da noch eben ein Strahl der scheidenden Sonne sich in die Kloof stiehlt! In Südafrika lernst du den Duft des Wassers riechen und schätzen; und sieh, wie selbst die Ochsen mit weitgeöffneten Nüstern sehnsüchtig den Kopf nach jener Richtung vorstrecken! — Dort unten aber, wie üppig breitet sich die saftige Vegetation von Fels zu Fels! Bäume und Sträucher von verschiedenen Formen und verschiedenen Schattirungen des Laubes, zum Theil auch mit Früchten besetzt und oft durchflochten von prächtig blühenden Schlingpflanzen.[1]) In den Zweigen treiben die Paviane[2]) ihr Wesen und laut hallt das heulende und bellende Uäh! uäh! in gleichen Intervallen durch die Kluft hin, bis ein ganzer Chor sich wie eine Teufelsmusik erhebt. Vor unserm Nahen aber entfernen sie sich, und langsam spaziert dort ein Trupp auf allen Vieren mit erhobenem Schweif den Berg hinan. Nun hören wir nur da unten das muntere Bächlein rauschen, hie und da begleitet von dem Zwitschern eines Finken oder andern Vögeleins. Auch der Kuckuk läßt sich vernehmen; doch er singt eine andre Weise als bei uns daheim: hier schlägt er eine Quarte aufwärts.

Endlich sind wir bis auf den Grund der Kloof gelangt, die nun

---

[1]) Z. B. Tecoma radicans, die Trompetenblume mit ihren großen, hochrothen Blüten. Unter den Sträuchern dürfen wir übrigens die Proteaceen nicht unerwähnt lassen, deren eine, Protea argentea, schöne weißfilzige Blätter trägt. Die findet sich häufiger in der Nähe des Kaps.

[2]) Cynocephalus ursinus, in der Größe eines Hühnerhundes.

sich erweiternd durch die Vorberge in ein welliges Hügelland führt.[1]) Schon beginnt die Dunkelheit schnell hereinzubrechen. Es wird ausgespannt. Menschen und Vieh thun sich eine Güte in der klaren, frischen Wasser des Baches, der unter Trauerweiden[2]) dahin eilt. Nach solchen Anstrengungen mundet auch das geröstete Springbockfleisch vortrefflich, und nicht minder willkommen ist die Nachtruhe im Wagen, die wir uns auch nicht mehr, wie dies bei einem Neuling in Südafrika wohl der Fall sein mag, durch das unheimlich lachende Geschrei der „Wolven" (Hyänen) und das Geheul des Schakals stören lassen.

Am folgenden Tage geht es weiter über das Hügelland, das hier aber einen ganz andern Anblick darbietet als die gestern durchstreifte Gegend. Diesseits der Berge ist kürzlich ein reicher Regen gefallen, und so ist der ganze Boden mit dem schönsten frischgrünen Teppiche bedeckt, den unzählige köstliche Blumen schmücken. Vor allem sind hier die Zwiebel- und Knollengewächse zu nennen: Lilien, Amaryllis, Scilla, Ornithogalum, Gladiolus, Irideen und Orchideen, die in dem Jahre lang dürren Boden schlafend ruhen, bis ein Regen sie wunderbar schnell, wie durch einen Zauberschlag hervorruft.[3]) Die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben ist auch hier wahrhaft erstaunlich. Sobald aber wieder Trockenheit eintritt, schwindet die ganze Herrlichkeit so schnell wie sie gekommen, und auch hier wird der ganze Boden öde und braun, wie wir ihn gestern sahen.

Doch nein, hier gibt's auch in der dürren Zeit Oasen. Sieh dort ist das Flüßchen durch einen Damm zum Austreten gezwungen und bewässert eine weite Fläche, die jetzt als das herrlichste Saatfeld prangt. Eine kunstlose Mauer aus aufeinander gepackten Steinen umgibt sie. Hier sind wir also in der Nähe von Menschen. Eine kleine Strecke weiter biegen wir um den Hügel. Da liegt vor uns ein freundlicher Bauerhof. Das weißgetünchte Haus mit dem schnörkelig verzierten Vordergiebel sticht hübsch ab von dem dunkeln Laube einer Baumgruppe und des daneben gelegenen Gartens, in dem die Orangen in weißer Blüte stehen. Auf der andern Seite die länglichen Lehmhütten (Hartebeesthuizen) der farbigen Dienstleute. Die romantischen Felsenberge im Hintergrunde geben dem Bilde einen schönen Abschluß.

Hier müssen wir „groeten" (grüßen), d. h. dem Boer einen Besuch machen; denn das ist allgemeine Sitte auf einer Reise durch das Kapland. Baas van der Goot hat schon von der Annäherung eines Wagens durch eines seiner Schepsels gehört. Er steht in der Thür, die kurze Thonpfeife im Munde, den breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopfe, beide Hände in den Taschen der derben Lederhosen. Es ist ein starker, breitschultriger Mann, in dessen Gesichtszügen man rauhe Strenge, aber

[1]) Es sei übrigens bemerkt, daß in neuere Zeit, wie überhaupt viel für die Landstraßen im Kaplande geschehen ist, auch durch solche Gebirgspässe manche gute Wege hergestellt sind. Sie wurden von Strafgefangenen gearbeitet, die man dort Banditen nennt.

[2]) Salix gariepiana.

[3]) Unter diesen Zwiebeln sind auch manche eßbar, die besonders von den Eingebornen viel gegessen werden.

auch gemüthliches Wohlwollen angedeutet findet. Wir treten näher. „Dag Oom!“ so grüßen wir, denn hier zu Lande ist alles Onkel und Tante. „Dag Neef!“ lautet die Erwiderung; denn jeder jüngere Mann wird natürlich als Neffe betrachtet. Es beginnt ein kurzes Examen über uns und unsre Reise. Treuherzig reicht er uns dann die Hand, mit der Aufforderung „komt maar binnen!“ So treten wir denn ein in die Stube, deren Boden einer Scheuntenne gleicht.[1]) Die Einrichtung ist einfach. Auf einem der handfesten Holzstühle sitzt die behäbige Frau van der Goot, die wir natürlich als Tante begrüßen. Sie hat noch das Vuurkommetje zu ihren Füßen, da es heute früh wieder recht frisch war. Dieser durchlöcherte Kasten mit dem Kohlenbecken ist der einzige Heizungsapparat, den der Boer besitzt. Die gute Frau scheint nichts zu thun zu haben, als ab und zu die Dose aus der Tasche ihres Kleides zu ziehen, und eine bedächtige Prise zu nehmen. Auch Andries und Hendrik haben keine dringende Beschäftigung, obwohl dieser langsam an irgend einer kleinen Arbeit in Holz schnitzt und dabei kaum unsern Gruß zu bemerken scheint, während jener nur den Dampf seines Pfeifchens in die Luft bläst und dabei das rechte Bein über das linke Knie legt oder umgekehrt. Ein kunstvolles Spucken scheint ihm besonders Vergnügen zu machen. Zuweilen holt auch er sein Taschenmesser vor, um es an seiner Schuhsohle zu schärfen. Kaatje aber, die Tochter des Hauses, ist vielleicht die fleißigste. Sie näht ein Paar jener ledernen Beinkleider.

Zunächst wird uns ein Zoopje, ein Schnäppschen angeboten; und der Bauer nebst seinen Söhnen benutzen die Gelegenheit gerne, um auch ein solches zu nehmen. Die Frühstückszeit ist vorüber, wir werden gebeten zum Mittagsessen vorlieb zu nehmen. Inzwischen aber werden wir ausgefragt nach allen Neuigkeiten, und wollen wir einen guten Eindruck auf unsre Gastfreunde machen, so müssen wir mooi praaten (schön reden) können — d. h. namentlich über alle die Boeren betreffenden Verhältnisse uns ganz in ihrem Interesse aussprechen. In vielen Häusern würde es noch jetzt sehr gut aufgenommen werden, wenn wir tüchtig auf Dr. Philip[2]) schelten und überhaupt an dem Englishman keinen guten Faden lassen wollen. Mit wohlgefälligem Brummen würde man uns zustimmen, und dabei würden wir auch Auslassungen über die zwarte natië und ihre Vertheidiger anhören müssen, die nichts weniger als freundlich lauten. Aber wir vermeiden dieses bedenkliche Partei-Thema und geben der Unterhaltung eine andre Wendung, die ebenfalls gut einschlägt. Wir erkundigen uns nach Tantens und Ooms Befinden und sind gewiß, es kommen allerlei

[1]) Bretter sind zu theuer. Der Lehm aber ist an sich nicht fest genug und bedarf eines Zusatzes von Kuhmist, um haltbar zu werden. Die Reinlichkeit erfordert nicht etwa ein Scheuern, sondern vielmehr ein Uebergießen und Ausschmieren mit verdünntem Kuhmist, eine Maßregel, die ohne unangenehm zu werden ihren Zweck erfüllt und ohne die man beständig im dichtesten Staube sitzen würde. Nur die Unannehmlichkeit hängt damit zusammen, daß in solchen Räumen gewisse hüpfende Insekten sich besonders stark vermehren.

[2]) Vergleiche unten, über die erfolgreichen Bemühungen desselben für das Wohl der farbigen Bevölkerung.

Klagen an den Tag, die man ruhig mit anhört, wobei man dann und wann ein Gutachten über dieses oder jenes angewandte und anzuwendende Heilmittel einfließen läßt. Ist die Unterhaltung aber erst recht im Flusse, so kommt der Bauer auf seine Geschichten von Jagd und andern Erlebnissen, die er wohl schon hundertmal erzählt hat, wie die gähnenden Hausgenossen zu bezeugen scheinen. Aber er wiederholt sie mit einer Ausführlichkeit, die einen Reisenden, der gerne weiter will, in Verzweiflung setzen kann.

Wir entnehmen jedoch aus den Erzählungen des alten van der Goot, dessen schlichter Vortrag uns schon dafür zu bürgen scheint, daß er uns nicht aufgeschnittene Jägergeschichten aufbindet, manchen Charakterzug, der für den Boeren überhaupt zutrifft. Kaltblütig und unerschrocken war er gewiß, als er den Löwen bis auf wenige Schritte an sich kommen ließ, und nicht eher als bis er zum Sprunge ansetzte, sein „Rohr" auf ihn anlegte, um ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen. Oder als er mit seinem Nachbar Dutoit an die tiefe Höhle eines Wolfes (= Hyäne) kam und nach kurzer Ueberlegung hinabstieg, um der Bestie einen Strick um den Hals zu binden, an dem sie sein Gefährte herausziehen mußte. Uebrigens ist's keine eitle Prahlerei, die ihn zu diesen Erzählungen treibt. Denn er erzählt ebenso gern auch die Heldenthaten andrer, z. B. des genannten Nachbars, der einmal einen Tiger mit den Händen packte, und nur sagte: „Nu heb ik u", trotzdem das Thier ihn furchtbar zerkratzte. Aber er hielt fest, bis sein Gefährte dem Tiger das Messer durchs Herz gestoßen hatte.[1]) Das sind ja freilich interessante Dinge. Doch die unendliche Umständlichkeit der Erzählung stellt wohl die Geduld auf die Probe.

Endlich dampft die Schüssel auf dem Tische. Alle „Menschen" stehen andächtig um denselben her, während die Meisjes (farbige Mägde),[2]) die aufwartend ab und zu gehen, natürlich nicht in die Reihe eintreten dürfen. Der Bauer zieht seinen Hut, den er sonst auch in der Stube aufbehält, und spricht, während alle andächtig die Hände falten, das lange Tischgebet. Brod gibt es wenig, denn im vorigen Jahre war die Ernte sehr knapp, und außer jenem Ackerfeld, das wir sahen, hat der Bauer auf seinem 6—8000 Morgen umfassenden Terrain keine andern Plätze, die sich für den Kornbau eignen. Sein Besitz besteht hauptsächlich in den großen Rinder- und Schaf- oder Ziegenheerden.[3]) Darum walten bei Tische die Fleischspeisen sehr vor.[4]) Auch von Gemüse kommt nicht viel vor, obgleich der von der

[1]) Wangemann, Die evangelische Missionsarbeit S. 11.

[2]) Eine Farbige, und wäre sie noch so alt und Mutter zahlreicher Familie, heißt immer nur Meisje (Mädchen).

[3]) Letztere hier Bokken genannt, daher man auch Bokkenmelk zu trinken bekommt. Solche Bauern nennt man Veeboeren. Andere können in ausgedehnterem Maaße Ackerbau treiben und heißen Korenboeren (Kornbauern).

[4]) Sehr drastisch, obgleich nicht von starker Parteilichkeit frei zu sprechen, schildert E. Kretzschmar, Südafrikanische Skizzen, S. 27 eine Mahlzeit beim Boer folgendermaßen:

Endlich entsteht eine Bewegung und der arme Gast hofft auf seine Erlösung (von den langen Erzählungen) durch das Abendessen. Doch nein, es ist ein schwarzes

hinter dem Hause gelegenen kleinen Quelle bewässerte Garten mit leichter Mühe die Küche reichlich versorgen würde. Indessen hier scheint man nicht viel Fleiß auf denselben zu wenden, denn er ist gründlich verunkrautet, und die Mutter tadelt nachher einen der Söhne, daß er uns hineingeführt habe — nicht aus Schamgefühl über die wirthschaftliche Unordnung, sondern deshalb, weil unter dem hohen Grase sich immer Schlangen aufzuhalten pflegten — und im Kaplande gibt es sehr giftige Spezies dieser Thierklasse. Dennoch liefert der Garten reichliche Erquickung an den herrlichen Apfelsinen, die den Nachtisch bilden, und auch die getrockneten Pfirsiche stammten von seinen Bäumen her.[1])

Die Mahlzeit ist beendet. Andächtig wird das Dankgebet gesprochen. Vielleicht nimmt der Baas von jenem Wandbrett auch noch die große Foliobibel mit den starken Messingbändern herab, um einen Psalm zu lesen. Nun aber wollen wir uns nicht länger aufhalten. Freilich unsre Leute sorgen schon dafür, daß es nicht zu eilig wird mit der Abreise. Sie haben draußen beim Wagen ein Feuer angezündet und ihre tüchtigen Portionen vom Fleische der Springböcke auf Stäbchen gesteckt an demselben gebraten. Die Ochsen sind inzwischen ihrer Weide nachgegangen, und obgleich überall das schönste Futter steht, hatte ihr Instinkt sie zu dem nach schöneren Saatfelde zurückgeleitet, woselbst sie eben an einer schadhaften Stelle über die Mauer wollten, als glücklicherweise einer von unsres Gastfreundes Schwarzen, der in jener Gegend die

---

Weib mit einem Fasse Wasser und einem Tuche. Alle waschen nun Gesicht, Hände und Füße in demselben Wasser und trocknen sich an demselbem Tuche, dessen blaue Farbe viel zu seiner reinlichen Erscheinung beiträgt. In einem heißen, trocknen, staubigen Lande, wie das Kapland, ist, zumal nach einer Reise, eine Waschung oder ein Bad nicht etwa der größte Luxus, den man wünschen könnte, sondern durchaus nöthig. Aber der Fremdling legt sich lieber zur Ruhe in einer windigen halboffenen Kammer, in feuchten steifen Kleidern, als von dem Waschapparat Gebrauch zu machen, wie es am Kap meistens geboten wird. — — — Endlich kommt das Abendessen, gewöhnlich fettes Fleisch, nicht immer Brod. Jeder bedient sich seines Taschenmessers, wetzt es an der Schuhsohle und schneidet darauf los und ißt nach Viehboermanier das Fett als Fleisch, das Fleisch als Brod. Gabeln und Löffel werden auf den Tisch gelegt, aber nicht für jede Person. Das Mahl beschließt ein Zoopje, gewiß eine weise Zugabe, um die Verdauung einer solchen fetten Ladung möglich zu machen. Alles dies möchte noch gehen, denn der Magen des hungrigen Reisenden erlangt eine wunderbare Kraft. — — — Aber während die Speise auf die Tafel gesetzt wird, fegt, um alles in höchster Reinlichkeit zu bringen, ein schwarzer Diener eine solche Staubwolke von dem trockenen Lehmboden auf, daß man wie in einem dickten Nebel sitzt. Wieder ein andrer setzt auf den Tisch eine Kerze mit einem daumdicken aus alten Lappen gedrehtem Dochte, von dessen rother, düstrer Flamme eine graue Rauchsäule aufsteigt, und auf die andre Seite eine Lampe gefüllt mit halbgebratenen katternden Fettkriesen, aus denen ein alter brennender Lappen hervorragt und noch mehr Qualm und brenzlichen Fettgestank verbreitet. Weiter wird die unangenehme Gewohnheit des Rülpsen ausführlich behandelt, die als vernehmbare Aeußerung eines stillen Würdegefühls dargestellt wird. — Diese Schilderung mag manches für frühere Zustände Zutreffendes enthalten, trägt jedoch zu sehr den Stempel des pikanten Touristenstils an sich und legt die Vermuthung unberechtigter Generalisirung zu nahe, als daß sie nicht mit großer Vorsicht resp. Beschränkung aufgenommen werden müßte. Jedenfalls hüte man sich, die heutigen Zustände nach dieser Schilderung aufzufassen.

[1]) Anderswo findet man im Kaplande freilich auch schöne Gärten, die mit holländischem Sinne für Sauberkeit gepflegt werden.

Ziegen hütete, herbeieilte und sie verscheuchte. Daraus war ein Gezank der beiderseitigen Dienstleute entstanden, das daran war in einer Prügelei auszuarten. Wir können froh sein, daß wir noch zur rechten Zeit dazwischen kamen, um Schlimmeres zu verhindern. Durch die Aufregung aber, die hierdurch entstanden ist, wird unser Aufbruch eine ganze Weile verzögert; denn es geht zuerst alles verkehrt und die Ochsen müssen nun herhalten und bekommen alle die Hiebe dreifach, die jenen farbigen Knechten für ihre beleidigenden Reden zugedacht gewesen waren. Bei unsrem freundlichen Wirthe aber bedanken wir uns recht herzlich, was ihn etwas zu befremden scheint; denn er selbst sagt in solchem Falle nichts von Dank, sondern empfiehlt sich mit den Worten: „Wünsche gute Gesundheit." Es versteht sich von selbst, daß Gastfreundschaft geübt wird, und wenn der Oom einmal zu dir kommt, dann thut er auch, wie wenn er zu Hause wäre. Kaatje bringt uns eben noch ein Binsenkörbchen mit schönen Apfelsinen, die uns unterwegs eine willkommene Erquickung sein werden. Endlich heißt es „Tret" und im Trabe geht es vorwärts.

„Aber Kobus, weshalb habt ihr denn auf die Ochsen nicht besser aufgepaßt?" so wenden wir uns an unsern Fuhrmann, indem wir weiter andeuten, wie verdrießlich es uns gewesen sein würde, wenn unser Vieh der Saat des Bauern Schaden gethan hätte. Für diesen Gedanken ist er aber vollständig unzugänglich. Seiner Meinung nach hätten die Ochsen gar nichts gescheidteres thun können, als in die Saat gehen, das sei doch ganz andres Futter als das kurze Gras. „Es war schade, daß das schwarze Vieh dazwischen kam; unsre Ochsen hätten in einer halben Stunde mehr fressen können als sonst in dreien." Daß Kobus seinen Landsmann mit jenem wenig freundlichen Titel belegt, rührt daher, daß er selbst als Bastard-Hottentot eine ziemlich helle Haut hat, während jener Ziegenhirt, von einem Mosambiker abstammend, fast kohlenschwarz war. Vor unserm Jan freilich darf er solchen Ausdruck nicht hören lassen, sonst wirft ihm dieser, der selbst ziemlich dunkel ist, den „Pepperkop" (s. S. 6) an den Hals. Bei solchen Gelegenheiten kommt's denn leicht zu Schlägen. Diesmal aber hat es Jan, der bei den Vorderochsen geht, nicht gehört.

Unser Weg führt uns weiter über das Hügelland. Bald zur Rechten, bald zur Linken zeigt sich ein Bauerhof um den andern in der Ferne. Hier treffen wir eine große Rinderheerde, dort wieder Schafe oder Ziegen. Einen Hirten, an dem wir vorüberkommen, fragen wir nach dem Wege. Der alte Mann mit weißen Haaren gibt uns ausführlich in ziemlich schwer verständlichem Holländisch Auskunft und benutzt die Gelegenheit, sich als einen frommen Christen zu bekennen, der seinen Heiland lieb habe. Als Beweis dafür zieht er aus seinem groben Filzhut ein Päckchen hervor und wickelt aus einem Stück Schaffell einen ganz zerlesenen Traktat und eine große Brille aus.[1] Dabei ergeht er sich darüber in Klagen, wie schlecht jetzt die Welt sei,

[1]) cf. Backhouse, p. 498.

und wie die Gottlosigkeit immer mehr um sich greife. Zu seiner Zeit habe es noch bessere Christen gegeben. Er benutzt die Gelegenheit, um unsre Leute zu einem christlichen Wandel zu ermahnen. Nun, sagen wir ihm auch ein erbauliches Wort des Trostes und geistlicher Stärkung. Da leuchtet das runzlige Gesicht des Alten; und schenken wir ihm sogar ein Neues Testament, damit er nicht blos immer wieder und wieder seinen beschmutzten und zerfetzten Traktat zu lesen braucht, so weiß er kaum, wo er sich lassen soll vor Entzücken und kindlicher Freude. Immer wieder ruft er, dies sei der schönste Tag seines Lebens und noch lange klingen uns seine Segenswünsche nach, als unsre Ochsen schon im Gange sind.

Die Gegend wird immer besser. Da und dort zeigen sich Baumgruppen und Saatfelder und deuten die Orte an, wo sich Quellen finden. Auch unser Weg geht immer noch über grünende und blühende Fluren. Freilich wir haben's grade gut getroffen. Wer hier um Weihnachten oder auch nur einige Wochen nach uns kommt, falls sich der Regen nicht wiederholt, wird ein verdorrtes Land finden, in dem nur die Umgebungen der Quellen sich als Oasen auszeichnen.

Doch wie, rufst du, kommen wir denn in die alte Zeit zurück, wo es hier noch Hottentotten-Kraale gab? Dort liegt eine Gruppe backofenförmiger Hütten vor uns. Mein Freund, es sind dies keine menschliche Wohnungen, sondern vielmehr die Bauwerke der fleißigen Ameisen-Völker, die sich hier ihr Daheim errichtet haben. Diese Termitenhaufen sind von solcher Festigkeit, daß es Mühe macht, mit der Hacke in sie einzudringen. Oft werden sie von Bauern ausgehöhlt und als Backöfen benutzt.[1])

Wieder haben wir eine Schoft gemacht und bei einem kleinen Bache gerastet. Dann ging es über einige Hügel und nun haben wir ein stärkeres Flüßchen vor uns, das zwischen tiefen Uferrändern dahin fließt. Noch führt der Weg eine Strecke längs des Gebüsches und der Trauerweiden hin, die das Flußbett einfassen. Bald aber werden wir an der Furt sein; denn wir müssen hinüber. „Sür, wir sollen wohl tegenspoed bekommen", sagt Klaas bedenklich. Wenn du diesen eigenthümlichen südafrikanischen Ausdruck noch nicht kennst, kannst du ihn sogleich aus eigner Erfahrung kennen lernen. Horch den furchtbaren Lärm, dem wir immer näher kommen, grade so, wie wenn aufgebrochen wird, klingen von verschiedenen Stimmen Ochsennamen durcheinander, schnell folgt Knall auf Knall von der Ochsenpeitsche und das Klatschen des furchtbaren Sjambok begleitet vom dumpfen Gebrüll der Zugthiere. Dann ist eine Weile wieder alles still. Aber das Geschrei beginnt von neuem. Wir müssen dicht am Schauplatz sein. Da mit einemmale erschallt ein lautes Platschen und Poltern und der Schreckensruf von

[1]) Zur Berichtigung verdanke ich Herrn Dr. Wangemann die Bemerkung, daß jene hohen Termitenhaufen erst nördlich, jenseits des Vaal vorkommen. Im Kaplande sind sie nur 3—4' hoch, werden aber auch zu dem angegebenen Zwecke benutzt.

verschiedenen Stimmen. Zugleich aber öffnet sich das Gebüsch und vor uns liegt die Furt. Da sehen wir einen langen, ziegelroth angestriechenen Wagen in jämmerlichem Zustande. Er liegt im Wasser, so daß fast nur zwei Räder herausseben. Die Leute aber sind mit größter Anstrengung beschäftigt, bis zur Brust im Wasser stehend, eine Menge von Kisten und Kasten abzupacken, oder besser gesagt herauszufischen, denn manche sind im Begriff mit dem Strom sich davon zu machen. Es versteht sich, daß wir hier auch mit Hand anlegen. Jeder Boer würde in solchem Falle auch bereitwilligst dem Nächsten helfen.

Erst nachdem die Sachen ins Trockne gebracht, sehen wir uns den neuen Bekannten genauer an. Es ist der Smous Abraham ten Winkel. Und was ist ein Smous? Das Lexikon sagt ein Schacherjude. Diese Bedeutung mag auch hier zutreffen; denn der Augenschein belehrt uns, daß der Herr ten Winkel seiner Abstammung nach zu den Kindern Israel gehört.[1]) Er ist ein Handelsmann, der mit seinem Kleinkram durch das Land zieht von Hof zu Hof. Einen solchen nennt man in Südafrika wie eben gesagt, und der Smous ist bis weit über die Grenzen des Kaplandes hinaus eine charakteristische Figur. — Unter Jammern und Klagen werden nun die Kisten geöffnet und die nassen Sachen zum Trocknen über die Sträucher gehängt, oder auf den Sand gelegt. Da flattern bunte Bänder und Tücher, Zeug und fertige Kleider, Leinwand und Wäsche, alles ganz durchnäßt. Jämmerlich tropft der Salzsack, der nun über eine ausgebreitete Decke ausgeschüttet wird. „Ist mir das halbe Salz ausgelaufen", klagt der Smous — vielleicht liest der Physiognomiker hinter seiner Stirn die Pläne, den Verlust einigermaßen durch Untermischung einer Partie des weißen Sandes zu ersetzen. Jetzt klappern die Nägel aus dem Kasten. „Werden mir alle verrosten", läßt sich dieselbe Stimme vernehmen. „Und der feine Rollenknaster, hu wie naß! wird ihn keiner mehr rauchen wollen, ist das ganze Aroma pleite gegangen!" Dabei schießen Blicke wie aus Cerberus' Augen nach allen Seiten, um die Waaren zu bewachen, damit nicht seitens der Schepsels unerlaubte Annexionen stattfinden. Sie stehen besonders in der Nähe des Branntweinfasses, und es wäre ihnen wahrscheinlich sehr erwünscht, wenn dasselbe ein Loch bekommen hätte. „Wartet nur, Ihr sollt kriegen", ruft er den unsrigen zu, die auch rüstig bei dem Rettungswerke Hand angelegt haben, „aber Geduld müßt ihr haben."

Ja Geduld können wir auch bei dieser Gelegenheit lernen, denn ehe Herr ten Winkels Wagen nicht wieder flott ist, können auch wir die Furth nicht passiren. Jetzt ist alles aufgehängt und ausgebreitet. Einen Augenblick verschnauft der schwer geprüfte Handelsmann und erzählt uns, indem er sich die schweren Schweißtropfen von der Stirn wischt, wie er habe tegenspoed gefunden, und schon seit vorgestern Mittag hier warte; denn der Fluß sei von dem letzten Regen so an-

[1]) Keineswegs aber sind die Smousen alle Juden. Es finden sich unter ihnen die verschiedensten Nationalitäten vertreten. Sonst werden sie auch wohl Tozgangers genannt.

geschwollen gewesen, daß er mit dem Wagen nicht durchgekonnt hätte. Als das Wasser endlich gefallen, hätte sich herausgestellt, daß die Ufer so abgespült waren, daß erst mehrere Stunden lang auf beiden Seiten gegraben werden mußte, um die Nieder- und Auffahrt möglich zu machen. Nun schließlich sei das Rad auf einen großen Stein gekommen und da sei der Wagen umgekippt und „da sitzen wir nun!"

Um's kurz zu machen, so wird nun der Wagen durch alle unsre Farbigen wieder aufgerichtet, dann sämmtliche Ochsen — es sind ihrer dreißig — vor den Wagen vorgelegt, die ihn mit Leichtigkeit das jenseitige Ufer hinaufziehen. Ebenso wird mit vereinten Kräften auch unser Wagen durch den Fluß geschafft. Dann aber warten auch wir geduldig, bis der Smous alle seine Waaren wieder eingepackt hat und die Schepsels alle Kisten zum Wagen getragen haben. Erst wenn dieser wieder beladen ist, werden die versprochenen Zoopjes ausgetheilt. Dabei gibt's ein Jubiliren, Springen und Lachen, als wenn heute der glücklichste Tag dieser Leute wäre. Der Jubel ist noch größer und lauter als bei dem guten Alten, dem wir vorhin das Neue Testament schenkten. Immer wieder drängt sich einer um den andern heran, um das dargereichte Glas zu leeren; und die immer lustigeren Sprünge zeigen, wie der Fusel seine Wirkung thut.

Wir reisen zwar blos als stille Beobachter, um Land und Leute kennen zu lernen; doch müssen wir dem Smous ernstliche Vorhaltungen machen wegen seiner Versündigung an dem armen Volke mit diesem Gifttrank. Und ebenso müssen wir unsern Leuten scharf ins Gewissen reden. Aber an beiden Stellen schlägt es wenig an. Doch wir können die ganze Nacht hier liegen bleiben, wenn das Trinken nicht bald aufhört. Darum Freund nimm getrost den Sjambok, wenn du ihn auch mehr zum Drohen als zum Schlagen gebrauchst, ich helfe mit etlichen Püffen nach und meine, es ist ein „Akt der reinsten Humanität", wenn wir diese armen verführten und energielosen Menschen in der einzig wirksamen Weise von tieferem Falle zurücktreiben.

Unsre Bemühungen sind denn auch nicht vergeblich. Unsre Gewalt findet keinerlei trotzigen Widerstand, wird vielmehr sogar durch das nun erwachende böse Gewissen kräftig unterstützt, besonders bei Pieter, dem die guten Ermahnungen aus dem Taufunterricht, den er samt dem heiligen Sakramente erst im vergangenen Jahre empfing, noch in frischer Erinnerung sind. Laut weinend und schluchzend bekennt er seine Sünde und seinen Leichtsinn, wie er sich wieder vom Teufel habe verführen lassen. Seine Buße findet auch in den Kameraden Wiederhall, und so hoch, wie vorhin die Wogen der sündlichen Lust gingen, so hoch schwellen nun die Gefühle der Reue, die wiederum den ganzen Menschen mächtig in Bewegung setzen. Wir haben zu thun, mit geistlichem Zuspruch und tröstender Hinweisung auf die Gnade des Herrn, sie soweit zu beruhigen, daß sie auch nur mal wieder an die Pflichten ihres irdischen Berufes denken. Denn aus dieser Gesellschaft müssen wir um jeden Preis herauskommen. Endlich sind die Ochsen angespannt und es heißt „Trek". Die Leute des Smouses aber, von dem wir kurz einen kühlen Abschied nahmen, sind heute ganz unfähig, noch etwas zu

beginnen. Einige sind schon mit ihrem Rausch in tiefen Schlaf verfallen, andere springen und tanzen noch; alle aber sind so berauscht, daß man es in Frage ziehen möchte, ob die Schepsels in diesem Zustande in Wahrheit Menschen seien? Freilich mit dem hochgebildeten Europäer im Champagner-Rausch steht es ja nicht besser.

Nun das war Tegenspoed — Widerwärtigkeiten, welche die Reise aufhalten. Wir können nur noch einen kurzen Schoft machen, die uns wieder bis zu einem Bauernhofe bringt. Aber wir treffen den Baas nicht zu Hause. Er hat mit den Seinigen gestern die Reise zum „Nachtmahl" angetreten. Jährlich viermal fährt er der alten Sitte gemäß in das 10—12 Meilen entfernte Städtchen, wo die Kirche der ausgedehnten Parochie steht. Dort kommen an den vier bestimmten Tagen alle Bauernfamilien zum Gottesdienst und zur Feier des heil. Abendmahls zusammen, und verbinden damit gewöhnlich eine Besuchsreise zu Verwandten. Näherwohnende fahren auch wohl öfter zur Kirche. Entferntere begnügen sich im Jahre mit einer oder zwei Kirchfahrten.

Wäre hier der Herr zu Hause, so hätten wir natürlich groeten müssen und würden für die Nacht Herberge gefunden haben. Doch wir sind mit unsrem Quartier im Wagen zufrieden. Wer weiß, ob wir es beim Bauern besser gefunden hätten. Bei aller Gastfreundlichkeit kann er nicht mehr gewähren, als in seinen Kräften steht. In der zugigen Kammer aber ist es kalt, und das Bett mit der dünnen baumwollenen Decke ist nur darauf eingerichtet, daß man sich vollständig bekleidet niederlegt. Ein Bauer rief einst, als er des Abends seinen Gast zur Ruhe geleitete und dieser Anstalten machte, in der gewöhnlichen Weise zu Bette zu gehen: „Kijk, de onbeschaafde Keerl trekt sich uit!" [1])

Wir haben in der Nähe der Lehmhütten ausgespannt, die den farbigen Dienstleuten zur Wohnung dienen. Sehen wir uns denn diesen Theil der Bevölkerung an. Vor wenigen Jahrzehnten war bei jedem Bauernhofe eine kleine Niederlassung unterdrückter, im Stande der Leibeigenschaft gehaltener Hottentotten. Damals fand man viele noch nach alter Weise, nur mit einem Karoß bekleidet. Jetzt, nachdem die Eingebornen emanzipirt sind, ist es anders geworden. Wir haben auf unsrer ganzen Reise noch keinen in jenem altväterlichen Kostüm getroffen. Wäre die Kleidung ein ausreichendes Zeugniß für den Stand der Bildung, so müßte man sagen, dieselbe hätte bei den Farbigen des Kaplandes die erstaunlichsten Fortschritte gemacht. Die Entwicklung vom Schaffell bis zum Frack (welcher letztere, beiläufig gesagt, mir in gewisser Hinsicht als eine Art Atavismus vorkommt) liegt bei europäischen Nationen zwei Jahrtausende auseinander. Hier ist sie bis auf einen Zeitraum von 2 Jahrzehnten zusammengerückt. Mancher Farbige hat schon das Ziel seiner Wünsche, solch' einen schwarzen Kirchenrock erreicht. Für gewöhnlich freilich läßt die Kleidung noch manches zu wünschen übrig.

[1]) Sieh, der ungebildete Kerl zieht sich aus. Wangemann, Ein Reisejahr, S. 137.

Das sehen wir an den Dienstleuten dieses Bauernhofes, die dort vor ihren Wohnungen in heiterer Stimmung versammelt sind. Da sehen wir Beinkleider in sehr verschiedenen Formen, aus denen überall die baaren Füße hervorblicken. Ein rothes oder blaues, wollenes Hemd läßt die Brust ziemlich offen. Oder es fehlt ganz und ist ersetzt durch eine farbige Jacke, die im andern Falle als überflüssig zu gelten scheint. Der ganze Anzug wird vollendet durch einen breitkrämpigen Hut, auf dem wohl auch ein paar große Straußenfedern wallen. Noch mangelhafter ist der Anzug des weiblichen Theils, der zuweilen nur aus einem einzigen Rock besteht nebst einem bunten Kopftuch; der Oberkörper bleibt frei. Andere aber haben denselben mit einer baumwollenen Jacke bekleidet, die jedoch keineswegs immer eine anständige Verhüllung bildet. Daß die Kleidungsstücke oft die deutlichsten Spuren eines langen Gebrauches an sich tragen und daß gelegentlich auch die Fetzen herunterhängen, nimmt uns nicht wunder — denn Waschen und Flicken gehört nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen der Eingebornen.

Mustern wir übrigens die Gestalten und Gesichter, so finden wir auch hier jenes bunte ethnographische Gemisch angedeutet, als welches die Kapbevölkerung sich zeigt. Der ursprüngliche Hottentottentypus kommt selten vor, obgleich einzelne Züge desselben hie und da recht deutlich an den Tag kommen. Dort ist so ein Weib mit den krankhaft vergrößerten Fleischtheilen ihrer Hinterseite, die uns leicht auf den Gedanken bringen könnte, sie sei das Modell gewesen, daß der Erfinder der modernen Tunika vor Augen hatte. Da und dort sehen wir wieder jene dreieckigen Köpfe mit den platten Nasen, und auch die sonderbaren kleinen Haarlöckchen oder besser Klümpchen, die den Haarwuchs der Hottentotten kennzeichnen, sind nicht selten. Andrerseits dagegen erblicken wir Köpfe mit richtigem krausen Wollhaar, dicke aufgeworfene Lippen und andre auf Abstammung vom Neger deutende Züge, ganz abgesehen von den auch im Kaplande häufigen Vertretern der Kafern und Betschuanen. Man müßte sich Gewalt anthun, wenn man hier Schönheit suchen sollte. Wir wollen es offen eingestehen, daß hie und da uns eine recht abschreckende Häßlichkeit entgegentritt. Es ist dies jedoch nicht so allgemein und nicht so stark, wie es uns in manchen karikirten Bildern gezeigt wird, die deutlich genug von einer gewissen naturwissenschaftlichen Hypothese beeinflußt sind.

Werfen wir aber einen Blick auf die Wohnungen, die wir vor uns haben. Es sind die schon erwähnten Hartebeesthuizen — Häuser,[1]) die ihren Namen von der Vergleichung mit jenem Thiere herleiten, die allerdings eine rege Einbildungskraft voraussetzt. Man könnte dies Bauwerk beschreiben als ein auf die platte Erde gesetztes Mansardendach, mit graden Giebelseiten, doch ohne Fenster. Es ist aus Flechtwerk von Holz und Schilf hergestellt, das mit einer Schicht Lehm überzogen wird. Auf einer der breiten Seiten ist eine Thürzarge eingefügt; die Oeffnung wird jedoch nur mit einer Matte verschlossen. Einige dieser Hütten haben oben eine Oeffnung für den Rauch; bei andern muß

[1]) Anderwärts kommen auch die Binsen- (Matten-) Hütten (Bontokken) vor, die ursprüngliche hottentottische Form der Wohnhäuser.

dieser durch die Thür entweichen. — Der Hausrath ist überaus einfach. Die Lage des „Volkes“,[1]) das jetzt zum großen Theil keine feste Wohnsitze hat, sondern immer nur für eine kürzere Zeit sich bei einem Baas vermiethet, oft nur für einen Monat, und dann wieder weiter zieht, um, wenn der Verdienst verzehrt ist, einen andern Baas zu suchen, ist wenig geeignet, die Freude an einer wohleingerichteten Häuslichkeit zu fördern. Viele andre freilich sind bei ihren Herren geblieben, und ihr ganzes Leben hat keine wesentliche Aenderung gegen den Zustand in der Zeit der Leibeigenschaft erfahren. Bei ihnen herrscht aber nach dieser Seite die alte Bedürfnißlosigkeit, und der Verdienst ihrer Arbeit, obwohl er durch die hochberechneten Preise der vom Bauer gelieferten Nahrungsmittel bedeutend geschmälert wird, ist immer sehr schnell verthan, ohne daß er zur Beschaffung von Hausgeräthen verwandt würde.[2]) Viele machen sich öfters gar nicht einmal die Mühe, das Vieh, mit dem der Bauer den Lohn auszahlt, in baares Geld umzusetzen, oder bei dem Smous, der meist mit solchem stets zu seinen Gunsten ausschlagenden Tauschhandel seine Geschäfte macht, dafür nützliche Sachen anzuschaffen; sie verzehren, trotz ihrer sonstigen Beköstigung, auch diese Früchte ihrer Arbeit. Denn ein Hottentottenmagen kann in der Zeit des Ueberflusses unglaubliche Quantitäten von Speise zu sich nehmen. Im andern Falle kann er auch wieder bei der ungenügendsten Nahrung lange aushalten, indem er einen Schmachtriemen um seinen Bauch legt, der nach Bedürfniß durch hineingeschlagene Knoten verkürzt wird.

Heute ist hier aber sicherlich nicht ein Tag des Mangels, denn alles Volk, das wir hier mustern können, hält große Stücke oft nur wenig gerösteten Fleisches in den Händen und zerrt davon mit den Zähnen große Bissen los. Manche sitzen dabei auf Steinen, mit der einen Hand das übers Knie gelegte Bein haltend, auf das sich andrerseits der Ellenbogen des Armes stützt, der das Fleisch zum Munde führt. Andre hocken auf dem bloßen Erdboden. Heute, da der Baas abwesend ist, meinen sie, müssen sie sich doch eine besondere Güte thun, und so haben denn ein paar der fettesten Hammel herhalten müssen. Wird ihr Fehlen später bemerkt, was trotz der großen Heerde, die 3—4000 Stück zählt, wohl eintreten wird (denn der Baas hat eine erstaunliche Kenntniß seines Viehes), so finden sich immer noch genug Ausreden, wie sie zu Schaden gekommen sein sollen. Der Festtag aber wird noch erhöht durch die Anwesenheit des Smouses am Flusse, die von den Farbigen fast gewittert wurde, wie der Ochse in der Wüste das Wasser wittert. Noch während er drüben auf der andern Seite wartete, hatten sich etliche mit Flaschen über den geschwollenen Strom

---

[1]) **Volk** ist im Gegensatz zu Mensch der allgemein gebrauchte Ausdruck zur Bezeichnung der Farbigen, besonders der farbigen Dienstleute. Man sagt sogar, wenn ein einzelner Mann ankommt, da kommt ein Volk.

[2]) In neuerer Zeit sind die Lohnsätze bedeutend gestiegen und betragen selbst in entlegeneren Gegenden 1 S. (= 1 Rmk.) pro Tag, während in andern sogar 15—20 S. pro Woche gezahlt werden, in allen Fällen bei vollständiger Beköstigung. Das sind jedoch vermuthlich Sätze für Ackerarbeit. Für das Hüten der Heerden mögen die Sätze niedriger sein.

gewagt und sich nicht ohne Gefahr den ersehnten Trank verschafft. Jetzt aber, sobald die Kunde von dem Herüberkommen des Wagens sich verbreitet hat, sind Männer, Frauen und Kinder mit Kalabassen, Töpfen und andern Gefäßen noch bei Mondenschein zum Flusse gewallfahrtet und haben beträchtliche Massen des bösen Getränkes herangeholt. — Wenn das Geschäft so geht, so begreift man nicht, wie der Smous nicht bereits nach einigen Tagen den ganzen Vorrath ausverkauft hat. Doch der ist schlau. „Erst ein Zoopje rektifizirten Spiritus und dann noch eins", sagt der schlaue Handelsmann, „dann kann man den Schepsels geben eine Brühe, was es auch sein mag; sie saufen alles." Und diese Brühe ist bei ihm unerschöpflich, er braut sie immer wieder geheimnißvoll unter dem Zeltdache seines Wagens.

Nun gut, wir können uns sehr wohl die Ausgelassenheit dieses „Volkes" erklären. Es dauert denn auch nicht lange, so hat einer die Kalabaßviole, ein eigenthümliches Streichinstrument, in der Hand. Man hört den nicht ungeschickten Musiker.[1]) Bald krämpen die Männer Beinkleider und Hemdermel bis zum Knie und zum Ellenbogen empor, und es beginnt ein Paar um das andre die wunderlichsten Sprünge, wobei die Tanzenden sich nur bei der einen Hand anfassen, ohne sich so zu nähern, wie dies auf europäischen Bällen geschieht. Dennoch wird hier die Aufregung größer und größer und der helle Vollmond leuchtet zuletzt auf eine Orgie herab, auf deren nähere Beschreibung wir verzichten.

Und wo sind unsre Leute geblieben? Zufällig bemerken wir Pieter, der zitternd hinter einem Rhenosterbosch niedergekniet ist und mit vielem Seufzen und Schluchzen betet, der Herr möge ihn vor den Verführungen des Teufels bewahren. Kobus, Klaas und Jan aber sind schon wieder mitten unter dem tollen Getreibe. Ihre Reue von heute Nachmittag ist schnell verflogen. Bei ihnen war sie nur das Mitklingen einer Saite gewesen mit dem Tone, der laut und klar durch Pieters Seele klang. Jetzt erregt die Musik der Kalabaßviole in ihnen viel stärkeren Wiederhall. — Sollen wir nicht an diesen jämmerlichen Menschen Zucht üben und sie wieder mit dem Sjambok herausholen?

Unsre Reise führt uns näher und näher an das Kolonialstädtchen. Wir haben unterwegs noch Gelegenheit, manchen Zug des Kaplandes und seiner Bewohner kennen zu lernen. Hie und da die Farm eines englischen oder schottischen Einwandrers, der mit seinen Lebensgewohnheiten als ein fremdes Element in die alte holländische Art eingedrungen ist. Auch kommen wir auf besser gebahnte Wege, auf denen dann und wann ein leichter Wagen von flinken Rossen gezogen an uns vorübereilt. Oder wir überholen den schwerbepackten Wage eines Boeren, der einen Jagttogt (Jagdzug) ins Innere unternommen hat, um seinen durch Dürre und andre Heimsuchungen gedrückten Verhältnissen wieder auf-

[1]) Die Hottentotten haben eine besondere Begabung für Musik. Man sagt, daß manche ein europäisches Musikstück (Melodie?), selbst wenn sie es nur einmal gehört haben, nachzuspielen im Stande sind.

zuhelfen.[1]) Nun hat er mit Fellen und Straußenfedern, wo nicht gar tiefer aus dem Innern mit Elfenbein seinen Wagen reichlich gefüllt. Die abgetriebenen Ochsen schleichen nach den Anstrengungen solcher Reise nur noch matt dahin. Der Bauer selbst aber reitet auf seinem kleinen, zottigen, dickköpfigen Kappferde,[2]) das unter allen Strapazen ausgehalten hat, hinter sich den bepackten Mantelsack, das mächtige Roer (Rohr)[3]) zur Seite, und seine Füße reichen tief herab gegen den Erdboden. — Da wieder sehen wir eine Gruppe Eingeborner, die ihre Freiheit leider nicht gut benutzen, sondern wie Vagabonden im Lande umherziehen, hie und da wohl auch einmal bei einem Baas in Dienst treten, aber nach einigen Wochen, wenn sie Geld zu Branntwein und Tabak verdient haben, das unabhängige Wanderleben vorziehen, hie und da ein Stück Vieh stehlen, bis sie einmal ertappt und in das Distriktsgefängniß gebracht werden, woselbst es ihnen bis auf den mangelnden Schnapps nicht übel gefällt, ja bei der humanen Gefängnißkost befinden sie sich wohler als bei dem oft mit Hunger und Mangel verknüpften Wanderleben.[4])

Endlich haben wir das Städtchen erreicht, das in vielen Beziehungen das Gepräge des Unfertigen und in der Entwicklung Begriffenen an sich trägt. Schroffe Kontraste findet man hier dicht neben einander gerückt. Hübsche öffentliche Gebäude, die Drostei und das Rathhaus, und vielleicht selbst das eben erwähnte Gefängniß. Neben der holländischen Kirche erheben sich, wenn die englische Bevölkerung der Umgegend gestiegen ist, noch eine oder mehrere „Kapellen" andrer Denominationen, oder ein Gotteshaus der englischen Staatskirche, die hier auch im Aeußeren ihre Würde zu repräsentiren sucht. Die Wohnhäuser aber sind einfach, weißgetüncht und von Gärten umgeben. Die Straße ist breit angelegt und Dank der herrschenden Trockenheit recht reinlich. Hie und da steht noch mancher Bauplatz (Erv) offen. Da und dort erblickt man sehr unvollkommene Wohnungen Farbiger, die oft nicht besser sind, als die oben geschilderten Lehmhütten, und zum Theil verfallen und mit der dazu gehörigen oft zerlumpten Bevölkerung gegen die eleganten Phaethons, in denen modern gekleidete Herren und Damen vorüberfahren, seltsam abstechen.

Diesmal aber treffen wir noch ein besonders reges Leben in dem Städtchen, denn an 50 Wagen sind schon eingetroffen, begleitet von vielen Reitern. Nicht alle Ankömmlinge finden Aufnahme in Häusern, obwohl bei der noch mangelhaften Ausstattung des Ortes mit Gasthöfen die Gastfreundschaft stark in Anspruch genommen wird. Auf jenem freien Platz, wo die Wagen aufgefahren sind, haben sich daher manche Familien in den letzteren so häuslich eingerichtet, wie sie es

[1]) Dabei pflegen sie auch mit den Eingebornen Tauschhandel zu treiben, wobei leider auch der Branntwein eine große Rolle spielt.

[2]) Diese ältere Rasse ist durch Einführung englischer Hengste veredelt worden.

[3]) Diese ungeschickten alten Flinten, mit denen der echte Boer aber außerordentlich sicher schießt, und für die er jedesmal das Pulver mit der hohlen Hand abmißt, nennt man auch den Baviaanspoot.

[4]) Die Bestrafung geschieht jedoch nicht so oft, wie man erwarten sollte, da der Boer lieber den Verlust eines Hammels verschmerzt, als die Kosten des Strafverfahrens und der Verpflegung trägt.

gewohnt sind, wenn sie auf der Reise mitten in der unwirthlichen Wüste ihr Quartier nehmen. Am Sonntag früh treffen noch eine Anzahl Wagen aus der näheren Umgebung ein. Nun läuten die Glocken, und die Schaaren der Andächtigen, zum Theil in ihrem altmodischen Kirchenstaat, gehen zum Gottesdienst, während Gruppen von Schwarzen erstaunt gaffend die vielen weißen Menschen, die sie hier zusammen sehen, betrachten. Wundre dich nicht, wenn viele Männer beim Eintritt in das Gotteshaus den Hut nicht abnehmen, in Holland kann man dasselbe beobachten, ja zuweilen wird es als konfessionelles Erkennungszeichen festgehalten und betont. Auch die Psalmen nach alten Kirchentönen erklingen wie in Holland. Die Predigt kann sehr verschieden ausfallen, je nach der Richtung des Prädikanten, den wir treffen. Ist es ein alter Herr, so müssen wir wohl gefaßt sein, eine todte reformirte Orthodoxie vortragen zu hören, die eigenthümlich in dem Lichte rationalistischer Aufklärung leuchtet, und außer den Kirchenmauern würden wir an dem strengen Herrn ein sehr weltliches Wesen bemerken können. Vielleicht aber treffen wir einen ernstgerichteten jüngeren Man, der inn erwecklicher Weise das Wort Gottes verkündigt. Lassen wir uns nicht in der Andacht stören, durch den sammtenen Klingelbeutel, den einer der Aeltesten, ein angesehener Mann, an schwanker Bambusstange auch zu uns herüberreicht. Verwundern wir uns auch nicht über die langen Tische mit weißen Tafeltüchern, die nach beendigter Predigt zubereitet werden. Dort feiert die Gemeinde nach holländischem Brauch das Sakrament des Herrn. — Wie mannigfaltige Gestaltungen des Christenthums können wir hier in den Zügen sich wiederspiegeln sehen! Bald so ein wettergebräuntes Antlitz, das mit tiefer Bewegung uns zeigt, wie des alltäglichen Lebens Rauheit hier unter der Macht der göttlichen Gnade zerschmilzt, da jene selbstgenugsamen Gesichter, auf denen man liest, wie sich die Seele mit den äußeren Formen hier aufs beste mit ihrem Gott abfindet und über die Werke unchristlicher Grausamkeit und andrer Gottlosigkeit auch nicht einmal den Stachel des Gewissens fühlt.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Die Boeren kehren zu ihren Wagen zurück. Hie und da begrüßen sich Freunde und Verwandte, die sich vielleicht nur bei dieser Gelegenheit sehen und nun einander viel zu fragen und zu erzählen haben. Aber der seltene Aufenthalt im Städtchen muß benutzt werden. Trotz aller reformirten Ansichten über die Sonntagsheiligung entwickelt sich ein geschäftliches Regen und Treiben, ein Handeln, Kaufen und Verkaufen mit lautem Hin- und Herreden, daß man eher vermuthen möchte, es sei der Tag des Jahrmarkts als der Tag des Herrn.

Mit empörten Blicken schaut mancher, der jetzt aus der Methodistenkapelle tritt, auf solche Sabbathschändung. Auch aus diesem Gotteshause ergießt sich jetzt nämlich die Schaar der Zuhörer; doch siehe welch' ein buntes Gemisch von weißen und schwarzen und braunen Menschen! Die vornehme Engländerin, edel und einfach gekleidet, neben ihren schwarzen in den grellsten Farben aufgeputzten Mägden. Noch laufen den letzteren die Thränen über die Wangen

denn sie haben wie schon an manchem Sonntage mit tiefen Seufzern ihre Sünden wieder gefühlt und mit eingestimmt in den Ruf nach Gnade, der sich während des Gottesdienstes mehrfach aus der Gemeinde erhob — und in den Herzen der Herrin klingt noch die bewegte Fürbitte nach, daß der Herr doch Koosje und Jannetje endlich fest machen möge, daß sie nicht immer wieder zurücksinken in den alten Leichtsinn u. s. w. Und da wieder geht ein Brauner neben dem weißen Bruder, wie dieser im Frack und mit hohem Hut. Er fühlt sich in der vollen Gleichberechtigung. Hie und da aber geht ein verächtlicher Blick über jenes sabbathbrecherische Geschlecht, über das vielleicht auch jetzt noch manchmal aus tiefstem Grunde die Seele grollt, denn dies sind die Satansknechte, die die Farbigen gemordet und ihnen das Land entrissen haben, das ihr Eigenthum war. Dabei schleicht sich mancher Gedanke des Hochmuths ein, mit dem mancher Farbige sich weit erhaben fühlt über die Weißen, die ihm im großen und ganzen für unchristlich gelten, während nur wenige ihrer Abkunft zu den Gläubigen zählen.[1] Es ist eine ziemliche Anzahl schwarzer Christen, die aus der Kapelle kommen. Die meisten gehen hie und da zu Häusern europäischen Stils, woselbst sie als Dienstboten ihre Stelle haben; andre aber ziehen auch jenen Lehmhütten zu. Im Alltagsgewande würde sich die farbige Gemeinde zwar in manchen Stücken anders ausnehmen als dort Sonntags im Gottesdienste, und des Unkrauts unter dem Weizen möchte nicht wenig sein. Immerhin aber finden sich doch Seelen, in denen die Gnade trotz aller entgegenstehenden, in der Eigenthümlichkeit der Farbigen und den Verhältnissen beruhenden Hindernisse erfolgreich überwindet und manche echte Frucht des christlichen Lebens bringt. Andre wiederum aber gleichen auch den tauben Blüten. Heute seufzen sie mit der Gemeinde und vielleicht nach kurzer Zeit finden wir sie abgefallen und verkommen im Sumpfe und Trunksucht, Unzucht, Faulheit, als Vagabonden durchs Land ziehend.[2]

Auch in der holländischen Kirche versammelt sich übrigens, wenn der Prädikant zu denen gehört, die ihre Aufgabe recht begriffen haben, eine Gemeinde der Schepsels, der mancher alte Boer nur mit Widerwillen die Kirchenthüren geöffnet sieht. Es hat dem treuen Geistlichen Kampf genug gekostet, ehe er seinen Kirchenrath bewegen konnte, zu dieser Benutzung der Kirche die Zustimmung zu geben. Doch zuletzt fanden sich manche der Aeltesten für den Gedanken zugänglich, daß auch die Schwarzen eine unsterbliche Seele haben. Daß man aber die weiße und farbige Gemeinde mit ihren Gottesdiensten von einander trennte, wollen wir nicht ohne weiteres verdammen, sondern den starken Geruch mit berücksichtigen, den (wie besonders hervorgehoben wird) auch die Hottentotten gemischter Herkunft immer noch um sich verbreiten.

---

[1]) Dieser Zug möchte mehr auf die Elemente der auch im Kaplande vertretenen schwarzen Rasse, als auf die Abkömmlinge der Hottentotten zutreffen.

[2]) Andre farbige Gemeinden hatten freilich schon in jener Zeit einen festeren Bestand. Die oben gezeichneten Züge dürften jedoch keineswegs als vereinzelte Ausnahmen von der Regel gelten.

Am Montag früh zieht ein Wagen nach dem andern aus dem Städtchen ab, das nun wieder sehr stille erscheint. Ist ja doch auch seine Bewohnerzahl noch nicht über die eines mittleren Dorfes unsrer Heimat hinausgekommen.

Auch wir verlassen diesen Ort, der den Brennpunkt des öffentlichen Lebens für ein weites Gebiet bildet. — Unsere Reise endigt, sei es in Port Elisabeth, sei es in der Kapstadt. In beiden Städten nebst deren Umgebung können wir noch mit einem besonderen Bestandtheile der Bevölkerung des Kaplandes Bekanntschaft machen. Es sind dies die Malayen. „Sie sind die wohlhabendsten unter den Farbigen, zum Theil gebildet. Sie beschäftigen sich mit Geldspekulation und Handwerken. Ihre Erscheinung gibt besonders der Kapstadt einen orientalischen Anstrich. Hier sieht man einen auf prächtigem Pferde vorbeigaloppiren, einen bunten Shawl über der Brust gekreuzt, ein rothes oder buntes Tuch turbanähnlich um den Kopf gebunden, oder den leichten, trichterförmigen Schilfhut tragend.[1]) Dort gehen einige Frauen mit edlem römischen Profil in weiten, luftigen, weißen Muslinkleidern, ihre rabenschwarzen glänzenden Haare in einen großen Knopf gewunden, durch den ein silberner Pfeil gesteckt ist. Andre sitzen unter Marquisen oder Balkonen hinter niederen Gestellen, auf denen die Pracht tropischer Früchte ausgelegt ist. — Allenthalben begegnet man Männern, die an schwanken Bambusstöcken Milcheimer oder lange Seefische einhertragend mit eintönigem Rufe ihre Waare feilbieten. Vorbei fliegen sechsspännige Wagen mit lustiger bunter Gesellschaft von Malayen; Tirr — Katall — erschallt es und Wagen und Gesellschaft sind in einer Staubwolke verschwunden. — Alles ist reges Leben und ihre Industrie nicht genug zu preisen. Sie sind Muhamedaner, haben ihre eignen Priester und Moscheen und sind in der Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche streng.“[2]) — Von der ihnen erlaubten Vielweiberei machen sie keinen Gebrauch. Eine üble Gewohnheit haben sie, nämlich Schnupftabak zwischen Zahnfleisch und Wangen zu stecken, wahrscheinlich als Ersatz für die Betelnuß, die in ihrem Heimatslande gekaut wird. — Die Zahl der Malayen in der Kapstadt und nächsten Umgegend belief sich 1852 auf 6435.

Eins der wichtigsten Momente im Leben des Kaplandes haben wir bisher unberührt gelassen: die Mission. Die folgenden Abschnitte werden uns dieselbe näher vorführen. Hier bringen wir zunächst zur Vervollständigung unsrer Schilderung der Bevölkerung noch einige weitere Züge. Wie schon angedeutet, herrschen bei den Boeren viel christliche Formen. Kehrt ein Geistlicher auf der Reise bei ihnen ein,

[1]) Der Malaye hat die Gewohnheit, ihn ins Wasser zu tauchen und triefend aufzusetzen, um durch Verdunstung des Wassers eine größere Kühle auf dem Kopf zu erzeugen.

[2]) Kretzschmar a. a. O. S. 200 ff. Diese Schilderung trägt Spuren eines günstigen Vorurtheils, während bei dem vom Verfasser über die christlichen Eingebornen Gesagten das Gegentheil der Fall ist.

so versteht es sich ganz von selbst, daß dieser eine Ansprache, wenn nicht eine lange Predigt hält. Dabei wird meist viel Gewicht gelegt auf die reine Lehre des reformirten Bekenntnisses. Wenn auch in neuerer Zeit viel Unglaube mit sogenannter Aufklärung eingedrungen ist, so hält im ganzen die holländische Kapbevölkerung doch an der von den Vätern ererbten Orthodoxie fest. Zur Kirche kommen die Boeren selten. Viele haben bis zu derselben mehr als eine Tagereise. Die Geistlichen aber machen jährlich eine oder zwei Rundreisen durch ihre weite Parochie und halten auf jedem Bauernhofe, auf dem sie einkehren, einen Gottesdienst, zu dem auch die benachbarten Familien im Umkreise von ein paar Stunden eingeladen werden. So findet sich denn bei solchen Gelegenheiten eine größere Gesellschaft zusammen,[1]) die miteinander singt und betet und eine Predigt anhört. Auch der Missionar, der auf der Reise grade bei dem Bauern Quartier macht, muß eine solche halten, wenn man sonst auch über manche Punkte, wie namentlich über das Verhältniß zu den Farbigen, ganz verschiedener Meinung ist.

Dennoch darf man die Frömmigkeit der Boeren nicht nach diesen guten hergebrachten Sitten bemessen. Viele führen in manchen Stücken ein recht unchristliches Leben, ja ein Sünden- und Lasterleben,[2]) das freilich ja bei den hochgebildeten Bewohnern unsrer großen Städte sich nicht weniger findet, als bei diesen rauhen Söhnen jenes halben Wüstenlandes. Eigenthümlich ist diesen die unchristliche Stellung zu den Farbigen, die schon oben erwähnt wurde. Auch jetzt sind sie im allgemeinen trotz aller Bemühungen von andrer Seite für die Schepsels (wie sie immer noch sagen) keineswegs gewillt, dieselben als Mitmenschen oder gar als Mitbrüder anzuerkennen.

Ein Bauer wurde von einem Missionar darauf angeredet, daß er einen Menschen erschossen habe. „Ach nein, Mynheer," war die Antwort, „davor bewahre mich Gott, daß ich sollte solche Sünde gethan haben!" „„Aber hast du nicht neulich deinen Knecht erschossen?"" „Ach diese Schepsels meint Mynheer? ja Schepsels habe ich schon viele getödtet." — In allen Verkehrsverhältnissen ist der Bauer unbarmherzig gegen die Schwarzen. Ist er nicht grade durch Ueberfluß von Arbeit gezwungen auch höhere Löhne zu zahlen, so muß der arme Hottentott für sein Tagelohn die Speise beim Bauern kaufen, welche sein Weib und Kind verzehren, und für diese weiß der Bauer die Preise so zu stellen, daß nach zweimonatlicher Arbeit der arme Schwarze oft nicht einen Schilling mit nach Hause bringt.[3])

Trotz der Freiheit und des gesetzlichen Schutzes, den die Eingebornen jetzt genießen, sind sie oft genug der Mißhandlung der Bauern ausgesetzt. Der Sjambock wird noch jetzt angewendet — und alles, was der Farbige dagegen thun kann, ist dies, daß er von solchem Baas wegläuft. Denn bei den weit gelegenen Gerichtshöfen ist in solchem Falle doch kein Recht für ihn zu finden. Drum bleibt er oft lieber

[1]) Auch sonst ist das zum Besuchfahren, das Keuren bei den Boeren allgemeine Sitte. Besonders erhalten die Verwandten, und wären die Familienbeziehungen auch nur sehr weitläufig, hierdurch ihre Verbindung aufrecht. Gewöhnlich dauert solcher Besuch mehrere Tage.

[2]) Namentlich peccata contra sexum.

[3]) Wangemann, Ein Reisejahr, S. 42 u. 43.

und hält die Schläge aus; denn wenn er zu einem andern Baas geht, so steht nichts dafür ein, daß er es dort besser finde. — Es gibt aber auch rühmliche Ausnahmen, solche Bauern, die wirklich in freundlicher Weise sich ihrer schwarzen Arbeiter annehmen.

Die Bemühungen für das Seelenheil der Farbigen betrachtet der Bauer im allgemeinen auch jetzt noch mit Mißtrauen und ist von vornherein ein Gegner der Mission. Auch der freundliche Verkehr, in dem die Missionare denselben in der That und Wahrheit die christliche Bruderliebe beweisen, ärgert ihn. — Es gibt jedoch auch sehr ehrenwerthe Ausnahmen, Leute, die mit den ererbten christlichen Formen ein aufrichtiges Herzenschristenthum und gereifte geistliche Erfahrung verbinden. Diese sind dann auch warme Missionsfreunde, wenn sie auch die Arbeiten der Mission an den Eingebornen mit weniger sanguinischen Augen ansehen als die englischen und schottischen Förderer der Sache. Schon vor der Emanzipation[1]) gab es Bauern, die ihren Farbigen eine christliche Behandlung angedeihen ließen und ihnen die Hauptpunkte der christlichen Wahrheit beibrachten. In solchen Häusern standen die Sklaven und die Hörigen in einem patriarchalischen Verhältniß zu der Familie des Baas. Das war damals aber nur Ausnahme von der Regel, und ähnlich verhält es sich auch jetzt noch mit den Missionsfreunden unter den Bauern.

Daß bei der Abgeschlossenheit, in der dieselben größtentheils ihr Leben führen, ihr Gesichtskreis beschränkt und ihr Bildungsstand ein niedriger bleibt, ist erklärlich, und sie fühlen es selbst. Wenige wohnen in solcher Nähe einer Stadt, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken könnten. Dieselben in Pension zu geben scheint früher gar nicht Sitte gewesen zu sein, jetzt mag es öfter vorkommen. Sonst nahm man wohl einen Lehrer ins Haus, gewöhnlich waren dies ausgediente Soldaten und meist mögen sie in Zoopjes mehr geleistet haben als im Unterricht. Schlimmsten Falls mußten die Eltern selbst den Kindern das Lesen und Schreiben beibringen. Die Vorbereitung zur Konfirmation geschieht durch den Prädikanten, in dessen Nähe zu diesem Zwecke die Jünglinge und Jungfrauen auf ein paar Wochen untergebracht werden. Danach konnte wohl kein hoher Bildungsgrad erreicht werden. Dennoch ist es die schwerste Beleidigung für einen Bauern, wenn ihm „Onbeschaafdheid", Mangel an Bildung, vorgeworfen wird.

Daß der Bauer ein wenig thätiges Leben führt, ist schon angedeutet worden. Er sammelt soviel farbige Dienstleute um sich, daß für ihn selbst fast nichts zu thun bleibt. Dennoch gibt es solche, „die ein wahres Wunder von mannigfaltiger Thätigkeit sind; denn da zur gehörigen Ausbildung eines Boers es erforderlich ist, daß er nöthigenfalls sich selbst hilft, da seine isolirte Lage es fast unmöglich macht, den einen oder andern Artikel gefertigt zu bekommen, so schneidert er, macht seine eignen Schuhe, sein Riemzeug, ist Zimmermann, Maurer, Thierarzt, Schmidt, Müller u. s. w. und besitzt in seiner Werkstatt alle Geräthschaften, die für solche Zwecke nöthig sind. Solche betrieb-

[1]) Vgl. den folgenden Abschnitt.

samen Köpfe haben gewöhnlich auch einen kleinen Kramladen auf ihrem Gute, oder schmuggeln mit Manufakturen und Spirituosen, wovon vorzüglich der letzte Artikel mehr einbringt als die Landwirthschaft.[1])

Die letztere leidet überhaupt im Kaplande unter den ungünstigsten Verhältnissen. Nur wenige Gegenden gestatten ausgedehntere Ackerkultur; und auch hier ist alles von dem Regen abhängig, der oft nicht in ausreichendem Masse fällt. Daher die Zeiten besonderer Dürre, die sich am Kap dann und wann einstellen und sich zuweilen zu furchtbaren Landplagen steigern, bringen entsetzliches Elend über das Land. Dazu kommen dann oft die Verheerungen der Heuschrecken (Springhaanen), die in Schwärmen zu Millionen das wenige, was auf den Aeckern gewachsen ist, mit unglaublicher Gefräßigkeit vertilgen, oder Vögel rauben das wenige Korn, auf das noch immer die Hoffnung des schwergeprüften Bauern sich richtete. Auch ergießen sich Antilopenheerden zu 10- bis 20000 aus dem noch dürreren Innern bis in die Grenzen der Kolonie, liefern jedoch dann allerdings für den Schaden, den sie anrichten, einigen Ersatz durch die reiche Jagdbeute, die sie gewähren. — In solchen Zeiten leiden aber nicht blos die Aecker, auf welche die Mehrzahl der Bauern überhaupt nur im geringen Maße sich stützen kann; die meisten sind ja auch in guten Jahren froh, wenn sie auf der kleinen der Bewässerung zugänglichen Stelle die paar Scheffel Weizen gewinnen,[2]) die sie für ihren (wie oben angedeutet) außerordentlich geringen Bedarf an Brod gebrauchen. Aber die schwerste Heimsuchung trifft sie dann an den Heerden, die der Hunger dezimirt. Zu Skeletten abgemagert schleichen Rinder und Schafe umher und nagen das letzte vertrocknete Blättchen von den Zweigen des Busches, oder fressen die dürren Zweige selber hinein, deren Unverdaulichkeit dann bald dem matten Leben ein Ende macht.

Zu solchen Zeiten ist der Boer durch die bittre Noth auf das Nomadenleben verwiesen, das er „Trekken" (Ziehen) nennt, um in dem verdorrten Lande die wenigen Plätze aufzusuchen, an denen die Reste seiner Heerden noch durch etwas Weide vor dem Hungertode geschützt werden können.

Mit einem Zelte oder öfters ohne dasselbe muß er hinter einem Busch oder Stein seine temporäre Wohnung nehmen, und eine Schaffelldecke, ein Kessel, Fleisch und gedörrtes Brod — und das letztere nicht immer müssen — ihn zufrieden stellen. Ist die Umgegend abgefressen, so muß er weiter in die noch einsameren unwirthbaren Oeden des Innern, wo er von aller menschlichen Gemeinschaft vielleicht wochenlang abgeschnitten ist, und wo die verstümmelten Neuigkeiten der großen Welt sein Ohr nur viele Monate später erst erreichen, wie ein längst verschollenes Echo. Hinter dem Busch muß er schlafen, gehüllt in seine lange Schaffelldecke, unbekümmert um giftiges Gewürm und um die schneidende Kälte, in der sein müder Leib erstarrt. Wochenlang ist es ihm nicht möglich seine Kleider zu wechseln, ohne daß er selbst das Nothwendigste auswäscht und adamitisch der Heerde nachwandelt, bis es trocken geworden ist. Glacéhandschuh darf er nicht tragen. Das Beil muß

[1]) Kretzschmar a. a. O. S. 29. Dort ist weiter von einem die ganze Boerbevölkerung durchdringenden Schachergeist die Rede.

[2]) Roggen wird fast gar nicht gebaut, dagegen etwas Hafer für die Pferde.

er schwingen, um Büsche auszuhauen, in denen er einen Pferch für seine Schafe baut, zum Schutz während der Nacht. Und auch auf diesen Schutz und die Wachsamkeit seiner Hirten darf er sich nicht verlassen, sondern muß mit leisem Ohr schlafen, auf daß er bei der geringsten Bewegung unter den Schafen mit dem Gewehr die Runde mache, wenn er seinen Gewinn nicht mit den wilden Thieren theilen will.[1])

Folgen etliche günstigere Jahre, in denen der Regen nicht ausbleibt und das Vieh Weide findet, so kann der an jenes harte, bedürfnißlose Leben gewöhnte Mann wohl bald größeren Gewinn erzieen. Immer aber bleibt die drohende Sorge, ob nicht wieder die Dürre allen erworbenen Wohlstand schnell vernichten wird.

Noch trauriger aber steht es beim Auftreten jener Landplage um die Eingebornen, die dann vollends in großen Schaaren zerlumpt und halb verhungert im Lande herumwandern, da auf den Bauernhöfen kein Verdienst zu finden ist. Die Energielosigkeit dieses Theils der Bevölkerung tritt dann noch schärfer als sonst hervor. Insbesondere trifft dies auf die Hottentotten zu, wenn sich auch die Reste dieser Nation nur noch (wie man in der Kolonie sagt) verbastardet vorfinden. Auch in der Mischung mit europäischem Blute hat diese Rasse wenig oder nichts von Thatkraft gewonnen. Die Trägheit des Hottentotten geht auch unter gewöhnlichen Verhältnissen weit. Man sagt, ohne Aufsicht könne er keine Arbeit thun. Bei den Bauern ist er nicht gern in Dienst genommen, falls andre Farbige zu haben sind, denn auch Unzuverlässigkeit und Dieberei gehört gewöhnlich zu seinen Lastern. Für veruntreutes Gut oder Verlust durch Nachlässigkeit kann er nicht verantwortlich gemacht werden, denn außer dürftiger Kleidung, einer Schaffelldecke, einer Fiedel und einem Knüttel besitzt er nichts: Dacha (wilder Hanf, cannabis indica), Tabak und Branntwein zehren seinen Lohn auf. Hat er es wirklich einmal zu einem neuen Stück Kleidung gebracht, so nimmt er es so wenig in Acht, daß er in kurzer Zeit doch wieder in Lumpen einhergeht. Gewöhnlich trägt er eine von Fett glänzende Lederhose, eine Friesjacke oder deren Fragmente von unkenntlich gewordener Farbe und einen Filzhut mit herabhängender Krämpe. Entweder geht er baarfuß oder trägt die sogenannten Fellschuhe, eine Art Mocassins. Hat er noch ein Messer in seinem Besitz, sowie Zunderbüchse und Stahl, um Feuer zu schlagen, und endlich seinen Dacha oder Tabak, so ist der Hottentott reich wie ein König.

An irgend welche Lebensordnung gewöhnt er sich schwer oder gar nicht, nicht einmal im Essen und Trinken. Er hält keine geregelte Mahlzeit mit Frau und Kind zur bestimmten Zeit, sondern ißt, wenn er nur etwas hat. Tagelang kann er hungern; dann wird der Riemen um den Leib gebunden und ein Knoten über den Magen gedreht, der den Heißhunger mäßigen muß. Dann wird wieder eine Mahlzeit verschlungen, welche für die ganze nächste Woche hätte zureichend sein können. Dann vielleicht vergeht eine Woche beim Trinken von Honig-

[1]) Kretzschmar a. a. O. S. 76 ff.

hier und Branntwein, ohne irgend welche Speise dazu zu genießen. Der betäubende Dacha zerrüttet die Gesundheit und bricht die Kraft, wie das Opium. Dabei wird der größere Theil der Nacht in Geschwätz, Tanz und Unfug vollbracht, und am Tage taumelt der Hottentott durch seine Arbeit, wenn er solche übernimmt, und seine Kräfte sind derselben nicht gewachsen. — Die Kinder werden im höchsten Grade vernachlässigt. Sie verzehren alles, was sie nur verschlingen können, und scharren hie und da aus dem Grunde instinktmäßig etwas Verschlingbares hervor. Nackt kriechen sie vor den Hütten umher, je nach zufälliger Nahrung mit Bäuchen dreimal größer als das ganze Kind, oder nach langer Enthaltsamkeit zusammengeschrumpft wie faltenreiche Säcke. Unter ihnen kauert ein Weib, dessen alleinige Aufgabe es scheint, aus einem hohlen Knochen Dacha zu rauchen; daneben ein Hottentott auf dem Rücken liegend, der auf einer Kalabaß-Viol stundenlang ein paar monotone Töne fiedelt. Das ist das Bild einer Hottentottenfamilie.

Im Dienst beim Bauern pflegen sie nur so lange zu bleiben, bis sie sich „ausgefüttert" haben. Sobald sie wieder etwas stärker geworden sind, ziehen sie wohl ab bei Nacht „ohne alle Ursache".

Dies ist das unerquickliche Bild, das uns Kretzschmar[1]) von den Hottentotten des Kaplandes gezeichnet hat. Die verschiedensten Quellen aber stimmen dazu und bekräftigen jene Angaben. Und doch ist die Zeichnung nicht frei von Einseitigkeit. Der Verfasser hat hier nur die eine Hälfte der Hottentotten, die er als Vagabonden bezeichnet, einer näheren Beobachtung gewürdigt. Die andern Hälfte, die er ironisch „Heilige" nennt, übergeht er an dieser Stelle. Was er an einer andern über diese unter dem Einflusse der Mission stehenden Eingebornen sagt, trägt zu sehr den Stempel der Parteilichkeit, als daß wir es für ein unbefangenes Urtheil hinnehmen könnten. Dennoch gestehen auch Freunde der Mission zu, wie unter jenem Einflusse die angedeuteten Laster noch vielfach wieder zum Vorschein kommen.[2]) Indessen sind doch andrerseits die Früchte des Wortes Gottes auch an diesen tief verkommenen Menschenkindern handgreiflich genug, so daß wir das in dem nächsten Abschnitt zu beschreibende Missionswerk unter denselben keineswegs als vergeblich ansehen dürfen. Jedenfalls haben wir durch diese Darstellung einen Blick auf die Schwierigkeiten gewonnen, unter denen die Mission im Kaplande arbeiten mußte und zum Theil noch arbeitet.[3])

---

[1]) A. a. O. 205 ff.

[2]) Vgl. Wangemann, Ein Reisejahr, S. 125 ff., von wo wir noch den Zug hier anführen, daß die Farbigen zwar frei sind vom Geiz (der bei den Kafern stark vertreten ist), auch für Kirche und Schule geben, wenn sie etwas haben. Aber zu sparen verstehen sie durchaus nicht, was sie verdienen, muß sofort verzehrt werden.

[3]) Die Hottentotten bilden freilich nur einen Bruchtheil der farbigen Bevölkerung. Die Neger sollen als bessere Dienstleute und selbst als geschickte Handwerker gelten. Doch gehen auch die Schwarzen immer mehr in jenes Rassengemisch des Kaplandes auf, und viele Züge der obigen Schilderung dürften auf dies letztere ebenso anzuwenden sein, als auf die Reste der Bevölkerung insbesondere, die von den Hottentotten abstammen.

3. Die Mission im Kaplande.

Ein halbes Jahrhundert war verflossen seit dem ersten Versuche der **Brüdergemeinde**, von dem wir bereits oben erzählten. In Herrnhut waren die Hottentotten nicht vergessen. Man hatte fleißig geachtet auf die Zeichen der Zeit, die dann und wann auf eine Erneuerung der Mission hinwiesen. In der Kapstadt hatte sich die kleine Zahl der Missionsfreunde vermehrt, deren Stimmen ermuthigend zu den Brüdern hinüberklangen. Von der Gemeinde zu Zeyst aus boten sich Anknüpfungen bei dem Verwaltungsrath der Kompagnie, und so wurde die Erlaubniß erwirkt, Sendlinge zu den Hottentotten zu schicken. Es waren ihrer drei, zwei aus Holland (Marsveld und Schwinn) und einer aus Herrnhut (Kühnel), die im Jahre 1792 hinausgesandt wurden und am 21. November in der Kapstadt eintrafen. Der Gouverneur wies ihnen Baviaanskloof, denselben Platz, an dem Schmidt gewohnt hatte, zu ihrer Niederlassung an. Vieles war seit jener Zeit verändert. Hie und da stand ein Bauernhof, wo zu Schmidts Zeit nur noch die Hottentotten mit ihren Heerden umher zogen. Die letzteren waren nun sehr zusammengeschmolzen und die Eingebornen verarmt. Dennoch hatten sie noch nicht gänzlich ihre Selbständigkeit eingebüßt. Es gab noch solche, die nach alter Weise auf Kraalen mit einigem Vieh lebten und nomadisirend hin und her zogen, wenn auch schon der größere Theil des Volkes in Dienstbarkeit bei den Bauern wohnte. Diese aber hatten ihre Stimmung gegen die Mission im Laufe der fünfzig Jahre nicht geändert. Einige drohten die Lehrer todtzuschlagen, die es wagen würden die Hottentotten zu unterrichten. Andre suchten die letzteren abzuschrecken durch das Gerücht, es würden sich Männer dort niederlassen und die Hottentotten an sich locken, um sie nach Batavia als Sklaven zu schicken.

Nicht entmuthigt durch diese Hindernisse, auch des Schutzes der Behörden versichert, reisten die drei Brüder nach der Sergeantsrivier. Auf der Stätte, die einst Schmidt bewohnte, fanden sie noch Reste von Mauerwerk und einige Fruchtbäume, unter denen sich ein großer Birnbaum auszeichnete. Unter diesem hielten sie ihre erste Ansprache an die neugierig und bettelnd sich einfindenden Hottentotten, nachdem sie eine kleine Lehmhütte für sich zum Obdach eingerichtet hatten. Mit jenen Besuchern fand sich auch ein altes fast erblindetes Mütterchen ein. Sie war zwar stumpf am Geiste, doch hatte sie noch eine Erinnerung an den guten Mann, der sie in ihren jüngeren Jahren unterrichtet hatte. Wie einen Talismann bewahrte sie das Neue Testament, das sie einst von ihm erhalten und nun noch immer, wohl in ein Stück Schaffell gewickelt, bei sich trug. Es war die alte Lena, eine von denen, die Schmidt getauft hatte. — Einige der Besucher wurden allmählich willig, sich in der Nähe der Missionare niederzulassen. Acht andre Hütten standen bald neben der ihrigen, auch konnte eine Schule mit 25 alten und jungen Schülern begonnen werden. Es kostete viel Geduld. Dennoch konnten die Brüder schon im nächsten Jahre die heilige Taufe an einigen vollziehen, die mit tiefer Bewegung Zeichen

ihrer bußfertigen Gesinnung gaben. Um Weihnachten 1793 sammelte sich schon unter dem alten Birnbaum, außer vielen andern Zuhörern, ein Häuflein von 17 Personen, die dem alten heidnischen Leben entsagt und deren 7 schon die heilige Taufe empfangen hatten. Was für Erfahrungen die Brüder hinsichtlich des leicht erregbaren Gefühls der Hottentotten und der in der Folge hervortretenden Unbeständigkeit machen mußten, ersehe ich aus den mir vorliegenden Berichten nicht.[1]) Gefehlt haben sie wohl nicht. Dennoch waren die Bauern und andere Weiße, die einmal nach Baviaanskloof kamen, erstaunt über die Veränderung, die mit den Eingebornen vor sich gegangen, sowie über den Fleiß der Brüder, unter dem der wohlbewässerte Garten üppig gedieh.

Bald aber sollten die Bewegungen, die um jene Zeit anfingen die Fundamente des Lebens der europäischen Völker zu erschüttern, auch durch das ferne Kapland hinzittern. Dort waren Gegensätze in langer Spannung und ein Bruch war schon längst vorauszusehen. Die Kolonisten wurden seitens der Kompagnie in strenger Abhängigkeit gehalten und in jeder freien Entwicklung gehemmt und beschränkt. 1795 brach ein Aufstand aus, in dem die Kolonisten von Graaf Reynet und Swellendam die Republik proklamirten. Dies führte zu einer Okkupation des Kaplandes von Seiten Englands, das bald die Ruhe wiederherstellte und für die nächstfolgenden Jahre eine Art Protektorat über dasselbe übernahm. In dieser Zeit konnte die Mission einen erwünschten Aufschwung nehmen. Immer mehr Hottentotten hatten sich zu Baviaanskloof gesammelt, das damals schon 600 Einwohner zählte, von denen der vierte Theil zur Gemeinde gehörte. Die Gesittung des äußeren Lebens hatte unter ihnen große Fortschritte gemacht. Im Vergleich mit dem früheren Zustande herrschte Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß in den Häuschen und Gärten der Eingebornen. Die Missionare (deren Zahl inzwischen vermehrt war), selbst alle Handwerker, hatten Handwerke eingeführt. Da stand eine Schmiede, Messerfabrik, Kornmühle, Weinkelter u. s. w. Das ansehnlichste Gebäude aber, das dem Besucher gleich beim Eintritt in das Thal in die Augen fiel, war die neue im Jahre 1800 eingeweihte Kirche, die schon zwei Jahre später erweitert und für 800—1000 Kirchgänger eingerichtet werden mußte.

Wer immer nach Baviaanskloof kam, staunte; die Mission hatte dort ihr Probestück gemacht und gezeigt, welcher Umwandlung auch die Hottentotten durch die Kraft des Evangeliums unter treu pflegenden Händen fähig sind. Bis tief hinein ins Land erklang die Kunde von dem wunderbaren Orte, und schon 1799 kamen die Buschmännerhäuptlinge über 200 Stunden Weges vom Zak-Flusse nach der Kapstadt mit der Bitte, daß auch zu ihnen solche Männer kommen möchten.

Damals waren schon von einer andern Seite Sendboten am Kap angelangt. Die 4 Jahre früher gestiftete **Londoner Missionsgesellschaft**

[1]) Wie bereits an einer andern Stelle bemerkt wurde, gestattet die Ausdehnung der Arbeit an diesem Werke dem Verfasser nicht, auch für die geschichtlichen Abschnitte überall auf die Originalquellen zurück zu gehen.

trat in die Arbeit daselbst ein. Unter den zuerst dahin gesandten Missionaren ragt Dr. Johann Theodosius van der Kemp hervor, dem wir sogleich an dieser Stelle weitere Aufmerksamkeit zuwenden, obwohl er zunächst über die Grenzen der Kolonie hinausging.

Geboren im Jahre 1747 zu Rotterdam, wo sein Vater Prediger war, hatte er auf den Universitäten zu Leyden und Edinburgh seine Studien gemacht, und außer den gelehrten Sprachen, die er vortrefflich verstand, konnte er auch die meisten neueren Sprachen der europäischen Völker fließend reden. In holländischen Militärdiensten schwang er sich zum Rittmeister bei der Kavallerie empor und hatte Aussicht zu der glänzendsten Beförderung, fröhnte aber dem frechsten Unglauben und aller Zügellosigkeit, so daß sein Vater zum Theil aus Gram darüber starb. Ein Streithandel, in den er mit dem Prinzen von Oranien verwickelt wurde, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen, worauf er sich der Arzneikunde widmete, in Edinburgh ein glänzendes Examen bestand und später in Middelburg sich niederließ. Hier lebte er in ärztlicher Beschäftigung zehn Jahre, noch immer ohne Glauben, und doch nicht ohne ein Streben nach Tugend und eine verborgene Angst vor der Ewigkeit, als im Jahre 1791 die tief einschneidende Erfahrung ihm begegnete, daß seine Gattin und sein einziges Kind bei einer Lustfahrt auf dem Flusse ertranken, indeß er selbst mit genauer Noth gerettet wurde. An diesem Ereignisse brach sein stolzes Herz, er ging in die Kirche, zum erstenmal seit Jahren, und sah hier das Abendmahl austheilen; mit klopfendem Herzen und unter stetem Widerspruch der Reste seines Stolzes mischte er sich unter die Kommunikanten; er ward hingenommen, und als er nun die Heilige Schrift mit Ernst zu lesen begann, ging Licht auf Licht in seiner Seele auf, und er sank Jesu, dem von ihm so oft Gelästerten, zu Füßen. In stiller Trauer und inniger Hingebung lebte er nun der Erlernung der morgenländischen Sprachen; er war zuletzt in 16 Sprachen wohlbewandert. Während er so in der Einsamkeit mit dem Studium der Schrift sich eifrig beschäftigte, fiel ein Aufruf der neugebildeten Londoner Missions-Gesellschaft zur Anregung des Missionssinns in seine Hände, und alsbald war sein Entschluß gefaßt; er bot sich der Gesellschaft als Glaubensbote an, wurde mit Freuden in ihre Dienste genommen und für Süd-Afrika bestimmt. Von London auf kurze Zeit nach Holland zurückkehrend, um sich von seinen Freunden zu verabschieden, ward er in der Hand des Herrn ein Werkzeug, den schlummernden Missionsgeist in den Niederlanden ins Lebe zu rufen und die Stiftung der Missions-Gesellschaften zu Rotterdam und in Ostfriesland zu veranlassen.

Mit van der Kemp wurde der holländische Prediger Kicherer und zwei englische Missionare, Edmonds und Edwards von London ausgesandt. Am 31. März 1799 langten sie in der Kapstadt an, woselbst sie die Veranlassung wurden, daß das Häuflein der Frommen daselbst, die an dem Prediger Vos[1]) ihren Anhalt hatten, muthig in der Missionssache vorgingen und eine eigne Gesellschaft zu diesem Zwecke bildeten.

Diese **Südafrikanische Missionsgesellschaft** entfaltete bald insofern eine sehr segensreiche Wirksamkeit, als sie weit und breit im Lande eine christliche Gesinnung gegen die Farbigen anzuregen sich bemühte, und dies mit nicht geringem Erfolge, obgleich im großen und ganzen die bereits geschilderte Stellung der Boeren in dieser Sache nicht überwunden wurde. Dennoch war ein ganzes Netz von Missionsbeziehung

[1]) Christian Vos hatte sich schon viel um das Heil der Sklaven und Eingebornen bemüht. Er hatte auch den ersten Anstoß dazu gegeben, daß die Londoner Missions-Gesellschaft ihre Kräfte nach Südafrika wandte. Später wurde er Prediger in Roodezand (Tulbagh), wo er 1825 starb.

bald über das Land gespannt. Durch Reiseprediger wurde das Interesse geweckt und gepflegt und die innere Mission mit der äußeren verbunden. Da die Boeren, die für die Sache gewonnen wurden, sofort auch ihre Farbigen mit unter den Einfluß der Gesellschaft brachten, so konnte diese schon ein Jahr nach ihrer Stiftung von 1900 Heiden sagen, die unter ihrer Pflege standen.[1]) Zu dem Jahresfest wallfahrteten die Missionsfreunde von weit her zur Kapstadt, wo ein großes öffentliches Gebäude für Gebets- und Missionsversammlungen errichtet war. Das Katecheten-Seminar das ebenfalls gegründet wurde, scheint weniger Erfolg gehabt zu haben, denn in der Folge fehlte es der Gesellschaft meistentheils an Arbeitern, wiewohl sie stets bedeutende Mittel für das Missionswerk aufbrachte. Mit der Londoner, sowie auch mit der Rotterdamer und Stockholmer Missionsgesellschaft stand sie in brüderlicher Verbindung.

Von den ersten vier Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft gingen Kicherer und Ewards zu den Buschmännern nach dem Zak-Fluß, van der Kemp[2]) aber zu den Kafern. Seine Wirksamkeit dort mußte er jedoch am Schlusse des Jahres 1800 abbrechen. Er zog sich nach Graaf Reynet zurück, wohin er eine Anzahl bekehrter Hottentotten von dem sich unter die Kafern mischenden Grenzstamme mitbrachte. Hiermit trat er in den Theil des Missionswerkes ein, der in diesem Abschnitt zu behandeln ist. Zwei andre Missionare seiner Gesellschaft erwarteten ihn schon an dem genannten Orte. Sie hatten bereits eine Anzahl Hottentotten um sich gesammelt und mit Erfolg unterrichtet. Mit Bewilligung des dortigen Regierungsbeamten wurde dazu die Kirche benutzt. Durch van der Kemp nahm diese Mission bald einen bedeutenden Aufschwung. Die Boeren der Umgegend aber, zugleich gegen den englischen Beamten und die Missionare aufgebracht, unternahmen einen förmlichen Kriegszug gegen Graaf Reynet und erzwangen die Zurücknahme der Erlaubniß der Kirche zur Benutzung für die Hottentotten. Ja das Pflaster mußte aufgerissen und erneuert und die Sitze abgewaschen werden, um die vermeintliche Entweihung des Gotteshauses zu sühnen. Durch van der Kemps Vermittlung, der dem feindlichen Haufen muthig entgegen gegangen war, wurde die Sache beigelegt.[3]) Dennoch scheint er es für gut gehalten zu haben, sich einige Zeit zu entfernen, denn er ging noch einmal ins Kafernland. Aber die Aussicht auf erfolgreiche Arbeit daselbst war so abgeschnitten, daß er

---

[1]) Hierbei mag nachträglich erwähnt werden, daß doch übrigens eine große Zahl namentlich von Sklaven aus früherer Zeit getauft waren. Eine Zeitlang hatte sogar ein Gesetz gegolten, nach dem alle in den Häusern der Kolonisten gebornen Sklavenkinder getauft werden sollten. Freilich war das Gesetz längst wieder eingeschlafen.

[2]) Edmonds trennte sich bald von der Mission und ging nach Indien.

[3]) Zum richtigen Verständniß dieses Kriegszuges darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß damals eine Anzahl Hottentottenhäuptlinge mit ihren Schaaren plündernd und mordend in jenen Distrikten umherschweiften. Auch Leute von diesen Horden waren nach Graaf Reynet gekommen, und die Bauern meinten zu wissen, daß Mörder unter ihnen seien. Bei der Beilegung der Fehde wurde die Untersuchung solcher Schuldigen nach dem Gesetze zugesagt.

alsbald wieder nach Graaf Reynet zurückkehrte, wo inzwischen immer mehr Hottentotten vor den Bedrückungen der Boeren Zuflucht suchten. Es folgten aber neue Unruhen, denn man verbreitete die Verleumdung, van der Kemp habe die Kafern gegen die Kolonie aufgewiegelt. Sein Leben stand in Gefahr.

Da machte ein Plan des Gouverneurs den unerquicklichen Zuständen der Mission in Graaf Reynet ein Ende. Er schlug vor, eine Missionsanstalt an der Algoabai zu gründen und dort die zerstreuten Hottentotten der östlichen Distrikte zu sammeln. Die Regierung werde den nöthigen Grund und Boden dazu hergeben. Sofort schritt man, nachdem van der Kemp die Grundzüge des Unternehmens ausgearbeitet hatte, zur Ausführung. Mit 109 Hottentotten verließ derselbe und sein Gefährte Read Graaf Reynet. Schon in den nächsten Tagen wuchs die Schaar durch andre, die sich auf dem Wege angeschlossen, auf 221, viele aber, bange gemacht durch allerlei Gerüchte, liefen wieder fort. Am 7. März 1802 trafen die Missionare mit 160 Personen endlich an der Algoabai ein, wo ihnen vom Kommandanten des Fort Frederik ein Platz zum vorläufigen Aufenthalt angewiesen wurde. Auch war ein Schiff mit Reis und andern Vorräthen vom Gouverneur für die Ankömmlinge dahin gesandt.

Dennoch waren die Anfänge des neuen Instituts sehr schwierig. Krieg und Kriegsgeschrei hallte durch das Land. Immer kühner schwärmten die Hottentotten umher. Auf dem Wege von Graaf Reynet zur Algoabai war nur noch ein einziger Bauerhof stehen geblieben. Die Kommandos, welche den Aufstand unterdrücken sollten, wurden zum Theil geschlagen und wüthende Banden Eingeborner drangen weit nach Westen vor. Bei dieser Lage der Dinge konnte die Mission nicht gedeihen, da von den Boeren die Missionare samt ihrem Anhange immer mit den aufständischen Hottentotten identifizirt wurden.

In dieser Zeit erfolgte durch den Frieden von Amiens die Rückgabe des Kaplandes an Holland. Es folgte eine Zeit des Ueberganges, in der die Missionare mit ihrer Gemeinde sogar in Fort Fredrik Schutz suchen mußten. Die Einflüsse der dortigen Besatzung auf jene waren höchst nachtheilig. — Endlich kam mit den holländischen Behörden wieder mehr Ordnung und Sicherheit und van der Kemp ging nun ernstlicher an die Begründung des beabsichtigten Instituts. Der neue Gouverneur, obgleich sein früherer Schulkamerad, ließ sich doch durch die Rücksicht auf die Boeren von einer Unterstützung der Missionsunternehmungen zurückhalten. Das versprochene Land mußte zwar gewährt werden. Ein Platz Namens Kubu, 3 Stunden nördlich von Fort Fredrik, wurde dazu ersehen. Es war im Sinne der Widersacher gewählt: eine ganz unfruchtbare wasserarme Fläche mit hartem, kahlem, baumlosem Boden, auf dem kaum das nöthige Trinkwasser zu finden.

Die Folge davon war, daß trotz der besten Bemühungen das neue Institut, das den Namen Bethelsdorp erhielt, nur eine armselige Erscheinung darbot. Um ein Kirchlein von Lehmwänden mit Strohdach gruppirten sich 40—50 halbkugelförmige elende Hütten.

Auch die Bewohner zum Theil halb nackt mit ihrem schmutzigen Karoß boten keinen erfreulichen Anblick. — So traf Lichtenstein im Jahre 1804 Bethelsdorp und hat es als Beispiel benutzt, um der gebildeten Welt die Vergeblichkeit aller Missionsbestrebungen darzuthun. Sein Urtheil ist denn auch allenthalben ohne viel Prüfung nachgesprochen worden, und selbst unser großer Geograph Ritter hat sich durch dasselbe zu einer ungerechtfertigten Bemerkung über die Mission verleiten lassen. Wer die natürlichen Verhältnisse der Gegend billigerweise berücksichtigte, durfte dort gar keine größeren Erfolge erwarten. Für das, was bei aller äußeren Armuth doch schon an den Seelen der Hottentotten geschehen war, hatte ein Mann wie Lichtenstein kein Auge. — Obwohl nun die Zahl der Ansiedler sich fortwährend mehrte, wurden geflissentlich gehässige Berichte über das Institut verbreitet und von Seiten der Boeren der Antrag bei der Regierung gestellt, dasselbe aufzuheben und die Hottentotten, die dort keine genügende Subsistenzmittel fänden, unter die Kolonisten zu vertheilen. Darauf hin wurden im Jahre 1805 van der Kemp und Read aufgefordert, in der Kapstadt sich persönlich zu verantworten, und mußten dort 9 Monate in steter Ungewißheit über den Ausgang ihrer Sache zubringen. Während es schien, als würden sie nicht auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren dürfen, verkaufte eine edle wohlhabende Witwe, Frau de Smidt, die schon lange in der Kapstadt besonders durch Schulen eine missionirende Thätigkeit geübt hatte, ihre Habe und zog (55 Jahre alt) nach dem verwaisten Bethelsdorp. Hier hielt sie Schule, machte Hausbesuche und legte selbst der versammelten Gemeinde Gottes Wort aus.

In diese Zeit fällt der Wendepunkt der Geschichte des Kaplandes. Am 4. Januar 1806 erschien eine englische Flotte in der Tafelbai. Einige Tage später siegten die englischen Truppen über die holländischen bei Blaauwberg und die Kapstadt kapitulirte. Seitdem ist das Kapland dauernd, bis auf die Gegenwart, eine britische Kolonie geblieben.

Diese Wendung der Dinge scheint denn auch die baldige Rückkehr der Missionare möglich gemacht zu haben. Noch in demselben Jahre finden wir sie wieder in Bethelsdorp, während die seltene Frau, welche die Station vor dem Verfall bewahrt hatte, wieder zurückkehrte, um in der Kapstadt ihre Liebesarbeit an der elenden farbigen Jugend fortzusetzen. Im Jahre 1821 ist sie dort heimgegangen.

Van der Kemp und Read aber setzten unermüdlich ihre mühseligen Arbeiten fort. Auch gelang es wirklich, die wachsende Bevölkerung in ihrer äußeren Lage vorwärts zu bringen. Der Viehbestand wuchs, verschiedene Handarbeiten wie Matten- und Körbeflechten, Seesalz bereiten u. s. w. waren eingeführt und gaben Gelegenheit zum Verdienst, ebenso wurden manche Gewerbe, Schneiderei, Schmiede- und Zimmrerarbeit, von den Hottentotten betrieben. Im Jahre 1808 waren dort 1000 Seelen gesammelt, von denen 200 die christliche Gemeinde bildeten. Der Viehbestand war von 218 Stück Rindvieh (1803) auf 1181 gewachsen, wiewohl die Verleumder sagten, die Hottentotten hätten 6000 Stück auf das Institut gebracht, wo es durch ihre Faulheit bis auf ein Drittheil reduzirt sei.

Bei alle dem aber wollte es nicht recht vorwärts gehen. Man sah immer noch nackte Knaben, Männer mit dem schmierigen Schaffell, Frauen mit ungenügender Bekleidung, ärmliche und verfallene Hütten. Man darf die Schuld daran nicht ausschließlich auf die Armuth der Gegend schieben — obwohl es ein Mißgriff war, in einer solchen den Versuch anzustellen, um ein Nomadenvolk zu einem seßhaften Leben zu bringen. Mögen die Missionare auch zunächst durch die Verhältnisse gezwungen sein, an diesem Orte zu arbeiten, so wäre es wahrscheinlich möglich gewesen, später, unter britischer Herrschaft einen andern Platz zu erhalten. Aber dem in andrer Beziehung so hervorragenden van der Kemp fehlte der Blick für diese äußeren aber doch so wichtigen Dinge. Was Lichtenstein immer, von parteiischem Vorurtheil geleitet, über ihn gesagt haben mag, darin scheint er jedenfalls das Richtige getroffen zu haben, wenn er meinte, der Doktor sei zu gelehrt, d. h. zu wenig mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens bekannt, um den Bedürfnissen der rohen Hottentotten Aufmerksamkeit schenken zu können. Auch Campbell bekennt, daß es van der Kemp an der Würdigung der Kultur für die Mission habe fehlen lassen. „Er scheint es eher für nöthig gehalten zu haben, dem Wilden in seiner Erscheinung nachzuahmen, als denselben zur Nachahmung des ihm gegebenen Vorbildes anzuleiten. Er ging öffentlich ohne Hut, ohne Strümpfe und Schuhe und wahrscheinlich auch ohne Rock." Dabei war es schlimm, daß ihm alle Kenntniß des Landbaues fehlte. „Da er früher immer nur mit Studien beschäftigt gewesen war, hatte er keinen Geschmack an Feldarbeit. Er überließ sie andern. Ohne Zweifel hat die Entwicklung des Instituts darunter gelitten."[1]) Es ist aus den Quellen nicht recht ersichtlich, inwiefern dieser Mangel nicht durch seinen Gefährten Read ersetzt wurde. Jedenfalls aber war dieser Punkt mit eine Ursache, daß das eifrige Streben und Arbeiten dieses seltenen Mannes für das geistliche Wohl der Hottentotten nicht deutlichere Früchte brachte.

Seine Bemühungen um ihre Freiheit und menschenwürdige Behandlung schienen ihrem Ziele näher gerückt, als der Gouverneur Lord Caledon eine Proklamation (1809) erließ, in welcher wenigstens der Anfang gemacht wurde, den bisher so gut wie rechtlosen gesetzlichen Schutz unter Reglung ihres Verhältnisses zu den Boeren zu gewähren. Diese wohlgemeinte Maßregel verfehlte jedoch ihr Ziel bei weitem. Es erfolgten die alten Bedrückungen nun unter dem Scheine einer gesetzlichen Behandlung, besonders wo die Lokalbehörden der Proklamation eine Auslegung im einseitigen Interesse der Boeren gaben. Diese Zustände gingen dem ergrauten Missionar schwer zu Herzen, besonders da die Behörden des Distrikts Uitenhage, in dem Bethelsdorp lag, wie es scheint, alles thaten, um ihm das Leben zu verbittern. Mit gebrochenem Herzen sehnte er sich hinweg, und ging öfter mit dem Gedanken um, eine Mission auf Madagaskar zu unternehmen.

Infolge seiner wiederholten Beschwerden wurde er 1811 nach der Kapstadt berufen, wo die Sache durch eine eigne Kommission untersucht

[1]) Campbell, Travels p. 95 u. 397.

werden sollte. Die Londoner Missionsgesellschaft wollte ihm auch dort seinen Wohnsitz anweisen als Superintendenten der Mission. Eine heftige Krankheit jedoch riß ihn am 15. Dezember jenes Jahres aus diesem Leben hinweg. Die Hottentotten verloren an ihm ihren eifrigsten und begeistertsten Freund und Anwalt. Jedenfalls war van der Kemp ein seltener Mann. Seine vollständige Hingabe an die heilige Sache, der er diente, verdient die höchste Anerkennung. Damit sollen seine Schwächen nicht vertuscht werden. Er war ein Sonderling, wie schon angedeutet. In höherem Lebensalter heirathete er noch eine junge Sklavin, nachdem er sie samt ihrer Mutter losgekauft hatte. Sein Ideengang mag ihn zu diesem Schritte getrieben haben, der aber den fehlenden Blick für die Verhältnisse des wirklichen Lebens zeigt. Später soll er denselben bitter bereut haben. Campbell sagt von ihm: „Der Doktor war ein excentrischer Mann und machte excentrische Sachen, die wir nicht rechtfertigen wollen."

Die Mission der **Brüdergemeinde** war inzwischen in stillem Segen fortgegangen. Baviaanskloof gedieh. Lichtenstein, obgleich kein Freund der Mission, konnte dem freundlichen gewerbfleißigen Dorfe von 200 mit Gärten umgebenen Häusern, dessen Anblick ihn an seine Heimat erinnerte, die Anerkennung nicht versagen. Auch der holländische Gouverneur hatte dort einen Besuch gemacht und die besten Eindrücke erhalten. Auf seine Veranlassung wurde der Name (Affenthal) in Genadendal (Gnadenthal) verwandelt, wie der Ort noch heute heißt. Neben 344 getauften wohnten dort 1804 eine große Zahl heidnischer Hottentotten, so daß sich die Einwohnerzahl auf 1095 Seelen belief, unter denen damals sich 99 Taufkandidaten befanden. Die Wiederherstellung der britischen Regierung scheint nicht viel an den Verhältnissen der Station geändert zu haben. Eine Anzahl christlicher Hottentotten war während des vorhergehenden Krieges zum Militär einberufen, einer der Missionare aber zugleich als Feldprediger angestellt worden. — Auf Anregung des englischen Gouverneurs wurde im Jahre 1808 eine zweite Station in Groenekloof angelegt, 8 d. Meilen nördlich von der Kapstadt. Noch vor Ende jenes Jahres hatten sich 100 Hottentotten dort angesiedelt und allmählich entstand auch dort so ein freundliches Dorf wie Genadendal.

Die Lage der Hottentotten war übrigens wie gesagt durch die Maßregeln der britischen Regierung keine bessere geworden. Der neue Gouverneur, Lord Cradock, erließ eine weitere Proklamation (1812), in der z. B. die Bestimmung enthalten ist, daß jedes Hottentottenkind, das bis zum 8. Jahre auf dem Grund und Boden eines Kolonisten gelebt hatte, für weitere 10 Jahre dem letzteren als „Lehrling" dienen sollte, wofern der Landdrost es nicht nach seinem Ermessen anders wohin gab, ohne daß des Rechtes der Eltern an ihre Kinder mit einer Silbe gedacht wäre. Damit war — wenn auch in beschränkterem Umfange — das alte Verfahren legalisirt.

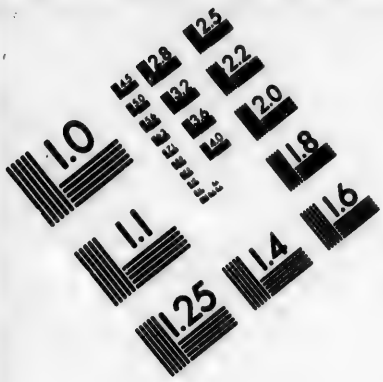
Die Mission in Südafrika aber machte weitere Fortschritte, eine ganze Anzahl von Missionaren war bereits auf weiteren Arbeitsfeldern eingetreten, von denen wir in folgenden Abschnitten zu reden haben.

Zu einer Visitation sämmtlicher Stationen sandte die Londoner Gesellschaft einen ihrer Mitarbeiter, den Prediger Campbell, im Jahre 1812. Mit ihm kam Missionar Thom, der eigentlich für Indien bestimmt, auf Bitten der britischen Behörden in der Kapstadt blieb, wo er unter den Negersklaven, unter denen die Muhamedaner schon viele Proselyten gemacht hatten, eine gesegnete Thätigkeit fand. Campbell unternahm seine, für die damalige Kenntniß Südafrika's höchst wichtige Reise, die ihn bis tief in das Innere führte. Im Kaplande besuchte er die bestehenden Stationen und wählte ein paar Orte zur Anlegung weiterer aus.

In der Nähe der See, eine Stunde von dem Städtchen Georgetown (50 Meilen östlich vom Kap), traf er einen Hottentottenhäuptling Dikkop, der mit seinem Stamme dort auf Hoogekraal seinen Wohnsitz genommen hatte und in dem schon durch ein paar Missionare, die ihn auf der Reise besuchten, Verlangen nach der Niederlassung eines solchen bei ihm angeregt war. Als nun Campbell in jene Gegend kam, empfing ihn der Häuptling schon in dem Städtchen und eilte ihm dann nach seiner Kraal voran. Bei der Ankunft des großen Lehrers versammelten sich die Einwohner in und um des Häuptlings kleine, aus Baumzweigen errichtete Hütte, in der nur zwei niedrige Schemel und drei Wasserkrüge sich vorfanden. Auf einem der Schemel sitzend fragte nun Campbell die rings auf dem Boden lagernden Hottentotten, ob sie alle die Niederlassung eines Missionars unter sich wünschten, was sie einstimmig bejahten, obschon sie dafür keinen andern Grund anzugeben wußten, als damit sie in denselben Dingen unterrichtet würden, welche die weißen Leuten wüßten. Ein alter, kaum mit einigen Lumpen bedeckter, elender Mann zog Campbells Aufmerksamkeit besonders auf sich. Er setzte sich neben ihn, küßte ihm Hände und Füße, und gab auf alle Weise seine Freude über die bevorstehende Ankunft eines Missionars zu erkennen. Auf die Frage aber, ob er irgend etwas von Jesu Christo wisse, gab er die niederschlagende Antwort: „Ich weiß von nichts mehr, als ein Vieh." Der Häuptling erbot sich darauf selbst nach Zwellendam zu reisen, eine Reise von 14 Tagen, und den versprochenen Lehrer, dem sie die beste vorhandene Wohnung bestimmten und eine neue zu bauen versprachen, abzuholen. Dies war Carl Pacalt (Patzalt), geboren am 7. Oktober 1773 zu Rusek bei Königgrätz in Böhmen und in der Missionsanstalt des ehrwürdigen Jänicke zu Berlin gebildet.

Seit 1809 als Gehülfe der Missionare in Bethelsdorp, hatte er 1811 nach der Kapstadt sich begeben, um mit van der Kemp nach Madagaskar zu gehen, nach dessen Tode aber bis 1813 als reisender Prediger unter den Kolonisten in der Gegend von Zwellendam gedient. Seine vom Geiste Christi getragene, uneigennützige, rastlose Thätigkeit und herzgewinnende Freundlichkeit, verbunden mit einer großen Gabe der Unterredung und Selbstbeherrschung, verschaffte ihm die Liebe und Achtung aller seiner Pflegbefohlenen und ließ ihm auch in Hoogekraal binnen kurzem Großes gelingen. Gleich nach seiner Ankunft daselbst baute er sich mit Hülfe der Hottentotten, die er dafür bezahlte, ein Haus zum einstweiligen Unterkommen, entwarf dann alsbald einen Plan für das neuanzulegende Dorf in zwei nebeneinanderlaufenden Straßen, bestimmte Stellen für die Häuser und ermunterte seine Hottentotten zum Bau besserer Wohnungen. Jedes Haus umgab er mit einem großen,





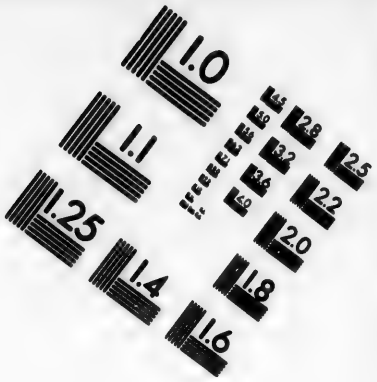
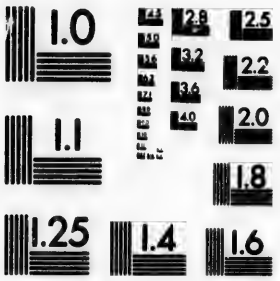
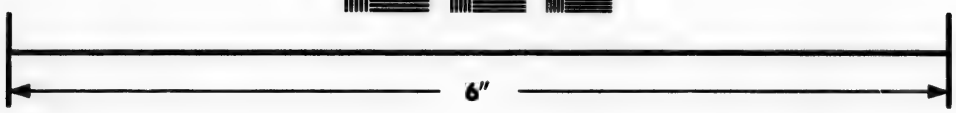
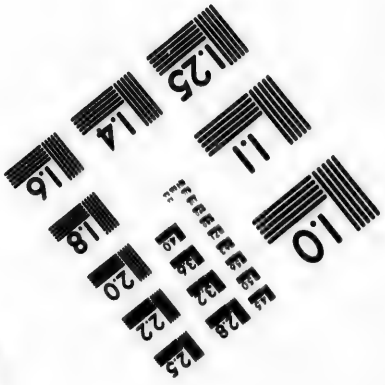


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)









Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.0
2.8
3.2
2.5
2.2
2.0
1.8
1.6
1.2
1.1
1.0

eingehegten Garten, verschaffte den Leuten Samen und unterwies sie in der Bestellung des Landes. Um die trägen Wilden an Thätigkeit zu gewöhnen, arbeitete er selbst mit ihnen und verlängerte die tägliche Arbeitszeit nur allmählich auf 6—8 Stunden; von dem Ertrag ihrer Arbeit aber schafften sie sich bald europäische Kleidung an. Während der Arbeit belehrte er sie in vertraulichen und freundlichen Unterredungen über ihr ewiges Heil und den Dank, den sie ihrem Erlöser schuldig wären, und machte ihnen so die Arbeit zum Vergnügen, während er selbst eine genaue Kenntniß ihres Gemüthszustandes dabei erlangte. Danach und ihren Bedürfnissen völlig angemessen richtete er denn auch seine sonntäglichen meist im Gesprächston gehaltenen Predigten ein, wobei er ihre Aufmerksamkeit auch dadurch wach erhielt, daß er oft einzelne von der Kanzel namentlich anredete und nach dem Verständniß des Gehörten fragte. Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte er auf seine 70 Schulkinder, für deren Unterricht er einen etwa 14jährigen fähigen Hottentottenknaben sich zum Gehülfen heranbildete. Da konnten denn die Früchte solcher Thätigkeit nach innen und nach außen nicht ausbleiben, und unter seinen etwa 300 Hottentotten war bald eine Schaar bekehrter Seelen von jedem Alter, unter ihnen auch jener damals so unwissende zerlumpte Greis, der, ein 90jähriger, am Neujahrstag 1817 mit dem Namen Simeon getauft werden konnte, und, durch himmlische Freude gleichsam verjüngt, in die Worte ausbrach: „Jetzt will ich gern sterben, ja, ich möchte lieber sterben als leben, damit ich unaufhörlich bei meinem preiswürdigen Erlöser leben könnte. Früher fürchtete ich den Tod, ja bei dem Gedanken daran bebte mir das Herz; aber ich kannte Gott und den Herrn Jesum nicht. Jetzt habe ich kein Verlangen mehr, länger zu leben; ich bin zu alt, um noch etwas hier auf Erden zur Verherrlichung Gottes, meines Heilandes, thun zu können. Ueber 80 Jahre habe ich dem Teufel gedient, und war nahe daran, ins ewige Feuer zu gehen. Aber, obwohl ein schwarzer Hottentotte, darf ich aus unaussprechlicher Barmherzigkeit in die ewige Seligkeit eingehen! O Wunder voll Liebe und Gnade! Wunder von Erbarmen!“ — Und wie sah Hoogekraal 5 Jahre nach Pacalts Ankunft aus? Zwei ausgebaute lange Straßen, auf jeder Seite mit viereckigen Häusern, die Häuser in gleicher Entfernung von einander, jedes von einem Garten umgeben. Ein zum Schutz gegen die wilden Thiere gebauter starker Rasenwall, unten 4′ oben 2′ dick und 6′ hoch, mit einem Thor zu jedem Hause, umschloß das ganze Dorf, — in den einzelnen Hausgärten waren junge Pfirsich- und Aprikosenbäume gepflanzt, Feigenbäume, Küchengewächse, Kartoffeln, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. Um das Dorf her grünten ausgedehnte Fruchtfelder. Pferde, Ochsen und Schafe hatten verschiedene, gleichfalls mit einer 6′ hohen Mauer geschützte Ställe. Gegen den Wassermangel waren zwei künstliche Teiche von beträchtlichem Umfang angelegt. Ueber alle Häuser aber ragte die Kirche für ungefähr 250 Besucher, an den Wochentagen zugleich als Schule benutzt. Das alles hatte Pacalt mit des Herren Hülfe ins Leben gerufen, als er plötzlich am 26. November 1818 nach ganz kurzer Krankheit sein Tagewerk beschließen mußte. Mit vollem Bewußtsein ging er seinem Tode entgegen, erbat sich noch den gleichfalls von Jänicke gebildeten Missionar Messer in Bethelsdorp zum Nachfolger, vermachte sein Vermögen von 2000 Thlr. der Missionsgesellschaft, und legte dann mit freudiger Hoffnung sein Haupt zur letzten Ruhe nieder. Allgemein war der Schmerz über seinen Verlust, ehrenvoll sein Begräbniß, bei dem vor Thränen niemand sprechen konnte. Die Hottentotten sangen ein von dem Verstorbenen selbst gedichtetes holländisches Grablied; der Landdrost von George aber trug bei der Regierung darauf an, daß zum Andenken an den Gründer der Gemeinde Hoogekraal fortan den Namen Pacaltsdorp tragen möchte, was sofort genehmigt wurde.

Die zweite Station, die infolge der Campbell'schen Reise gestiftet wurde, war ein Ableger von Bethelsdorp. Dort arbeitete nach van der Kemps Tode besonders der von Jänicke ausgebildete Ulbricht (ein Sachse), der jenem bereits mehrere Jahre zur Seite gestanden hatte. Der Visitator fand dort freilich noch immer die Schwierigkeiten, die bereits oben geschildert. Dennoch waren im Geistlichen und in manchen Stücken auch im Irdischen Fortschritte gemacht. „Freilich ging es nicht

ohne gewaltsame enthusiastische Gefühlserregungen ab, mit Stöhnen, Seufzen und Schreien während der Predigt, denn das liegt nun einmal in der Hottentottennatur. Doch das mag ja hingehen, wenn nur Bekehrung des Herzens und Wandels daraus folgt, was freilich nur bei einzelnen der Stöhner der Fall zu sein pflegt. So ging's auch in Bethelsdorp. Einige der Bekehrten zogen selbst als Evangelisten in der Umgegend umher, ja einer ging sogar unter die Kaffern, um Gottes Wort zu verkündigen. Wenn sich dabei auch manches Unlautere und Schwärmerische einschlich, so wirkten etliche dieser Evangelisten doch in rechtem Segen. Von einem derselben berichtet Campbell Folgendes:[1])

Vor einiger Zeit machte ein Glied der Gemeinde eine Reise, und da er in eines Bauern Hause unterwegs anhielt, versammelte er die Sklaven und sagte ihnen, der Sohn Gottes sei in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. Ein armer Mozambiker wurde besonders davon ergriffen. Gottes Vorsehung fügte es, daß diese Sklaven bald in der Drostei von Uitenhage zwei Meilen von Bethelsdorp Arbeit bekamen, wodurch sie die Gelegenheit erhielten, das Evangelium weiter zu hören. Der Mozambiker machte große Fortschritte in der Erkenntniß, obwohl er nur wenig Holländisch verstand. Als sie nun zu ihrem Herrn zurückkehrten, wurde er der Prediger unter den andern, hielt täglich Zusammenkünfte mit ihnen und ermahnte sie. Da der Bauer von diesen Vorgängen hörte, wurde er sehr zornig. Sie setzten aber doch ihre Zusammenkünfte fort in einem kleinen Raume, den sie dazu zurecht gemacht hatten. Da gingen einstmals einige von der Familie unbemerkt hinein und horchten, was vorgehe; und siehe da, die Frau des Bauern wurde, als sie ihre armen Sklaven so reden hörte, von der Kraft der Wahrheit ergriffen. Sie forderte die ganze Versammlung auf, in ihr Haus zu kommen, und da las sie denn ihnen aus der Bibel vor und der Sklave betete und ermahnte. Dies wurde so weiter fortgesetzt. Der Bauer traf neulich mit dem Missionar Read zusammen und sagte ihm, der Sklave müsse sicherlich aus dem Geiste Gottes reden; „denn", sagte er, „er weiß viel mehr als wir Christen, die wir die Bibel unser Lebenlang gehabt haben, und er kann doch das alles nicht in der kurzen Zeit, da er sich in Bethelsdorp aufhielt, gelernt haben, und lesen kann er auch nicht".

Solche Reisen machten die Station weit und breit bekannt und nicht blos Hottentotten, sondern auch Kafern fanden sich daselbst ein. Die Zahl der Bewohner konnte auf dem unfruchtbaren Platze keinen Unterhalt mehr finden. Man sann auf neue Ansiedlungen. Dem kamen die Wünsche der britischen Regierung entgegen, die an der Grenze der Kolonie gerne mit Ansiedlungen Eingeborner einen Damm gegen die oft einfallenden Kafern bilden wollte. So wurde denn der Londoner Mission ein schönes, fruchtbares Thal am Eingange der Caregakloof (etwa 15 Meilen östlich von Bethelsdorp) zur Anlegung einer Station angeboten.[2]) Die Lage war einerseits sehr günstig, denn die Gegend trägt schon das Gepräge der wasserreicheren und darum fruchtbareren Ostküste Südafrika's. Andrerseits war sie durch die unmittelbare Nähe der feindlichen Kafern sehr gefährdet.

Missionar Ulbricht aber siedelte mit 200 Hottentotten von Bethelsdorp im Jahre 1813 dahin über und gründete die neue Station, die den Namen Theopolis

[1]) Wangemann, Die evangel. Missionsarbeit, S. 255 ff.

[2]) Jene Gegend wurde das Zuurveld genannt, der spätere Distrikt Albany, vormals das Land der Gonaquahottentotten. Seit einer Reihe von Jahren aber hatten die Grenzstämme der Kafern es in Besitz genommen, waren jedoch 1811 und 1812 im ersten Kafernkriege aus demselben vertrieben.

erhielt. Hier gefiel es den Einwandrern vortrefflich; das Weideland war ausgezeichnet, die Seeküste nahe zum Fischfang, die Muscheln am Strande ließen sich zu Kalk brennen, und unter Ulbrichts betriebsamer Leitung blühte die Kolonie bald empor. Freilich galt es, sich seiner Haut zu wehren. Wachtposten mußten immer auf der Hut sein, damit die räuberischen Kafern sie nicht überfielen. Manchen Angriff haben sie tapfer zurückgeschlagen, aber auch manchen Verlust erlitten. Ulbricht wußte dabei in dem tapfern Häuflein Mannszucht und Ordnung zu erhalten, so daß trotz des unruhigen Kriegerlebens Fleiß und Gesittung zunahm.[1])

Die fruchtbare Gegend war inzwischen auch von vielen weißen Ansiedlern besetzt worden. Die fortwährenden Belästigungen durch die Kafern, gegen welche auch eine Reihe von Militärposten wenig ausrichtete, führten 1818 zu einem Kriegszuge gegen dieselben, den sie 1819 mit einem mächtigen Rachezuge erwiderten. Weit und breit überfluteten die schwarzen Horden das Land und drangen bis gegen Bethelsdorp vor. Die Kolonisten flohen. Theopolis aber hielt einer dreimonatlichen Belagerung stand, bis die Kafern von britischen Truppen zurückgeschlagen waren. Ja eine Abtheilung der dortigen Hottentotten trug durch ihren Muth bei einer Gelegenheit wesentlich dazu bei, den Ort Grahamstown vor der Einnahme durch die Kafern zu schützen, wobei sich ein christlicher Hottentottenhäuptling Boezak besonders auszeichnete.

Diese Dienste wurden der Missionsstation schlecht gelohnt. Bei der Vertheilung des erbeuteten Viehs wurde sie wenig oder gar nicht bedacht, obgleich die Hottentotten Stücke ihrer von den Kafern geraubten Heerden darunter erkannten. Es sollte ihnen jedoch noch schlimmer ergehen. Die britische Regierung betrieb nach hergestellter Ruhe eine stärkere Besiedlung dieses Landstrichs. Mehrere tausend englische Auswandrer (meist Methodisten) trafen ein und wurden reichlich mit Land versorgt. Bei dieser Gelegenheit mußten auch die Stationsländereien herhalten. An allen Seiten wurden sie geschmälert. Die Folge davon war, daß manche Hottentotten die Station verließen und in ein Buschmanns- und Räuberleben geriethen. Die ganze Schuld daran wurde von den Gegnern natürlich der Mission aufgebürdet. In dieser traurigen Lage starb Ulbricht mit gebrochenem Herzen 1821. Die Schule wurde geschlossen. Theopolis schien seinem Untergange nahe gekommen zu sein.

Blicken wir aber zunächst noch auf eine dritte Station, auf der die Londoner Gesellschaft in jener Zeit, wenn auch in andrer Weise, betrübende Erfahrungen machen mußte. Es war dies Zuurbrak, auch Caledon-Institut genannt, etwa 25 Meilen östlich vom Kap, jenseits der Langen Berge gelegen. Das Institut war von der Regierung gegründet zur Niederlassung für einen Hottentottenstamm unter dem Häuptlinge Moses. Hier erwies sich leider einer der Jänicke'schen Missionszöglinge, der durch Vermittlung der Rotterdamer Missionsgesellschaft in den Dienst der Londoner gekommen war, als ein arger Miethling. Seidenfaden war der Name des Unwürdigen, den eine Visitation im Jahre 1819 als einen Bedrücker der dort gesammelten

[1]) Wangemann, Die evangel. Missionsarbeit, S. 257.

Hottentotten traf, der in eigennütziger Weise die ihm anvertraute Gemeinde aussaugte, um sich selbst zu bereichern. Die Mahnung, freiwillig den Platz zu verlassen, beantwortete er mit dem Antrage an die Regierung, ihm den Grund und Boden als persönliches Eigenthum zu überweisen. Dieses unverschämte Begehren wurde zwar zurückgewiesen, aber obgleich die Missionsgesellschaft alle Beziehungen mit Seidenfaden abgebrochen hatte, wußte er sich noch bis zum Jahre 1825 dort zu halten. Dann wurde er durch die Regierung (die jener damals übrigens kein Recht auf die Station zugestehen wollte) entfernt und lebte fortan als Bauer nicht weit von dort.[1])

Während so die Londoner Mission im Kaplande vielen Anfechtungen ausgesetzt war, erfreute sich die der **Brüdergemeinde** auf ihren beiden Stationen Genadendal und Groenekloof eines stillen Wachsthums und gesegneten Gedeihens. Wichtig war für sie die Visitationsreise ihres Londoner Geschäftsführers Latrobe (1815—16), durch welchen eine bestimmtere Organisation der Brüdermission in Südafrika hergestellt wurde. Auch durfte er auf einer Reise weit nach Osten hin in dem eben erwähnten Gonaqualande einen Platz zur Anlegung einer dritten Station auserwählen. Er lag an der Witte Rivier, einem Nebenflusse der Zondags Rivier. Br. Hallbeck begann dort 1818 die Arbeit, mitten in der Wildniß, wo damals noch zahlreiche Elephanten hausten. Die Station, welche den Namen Enon erhielt, machte auch bald erfreuliche Fortschritte.

Die Londoner Mission aber erhielt um jene Zeit einen kräftigen Sachwalter an dem zum Superintendenten ihres Werkes in Südafrika berufenen Dr. Philip, der wie kein andrer mit vollster Hingabe und rastlosem Eifer sich der Befreiung der unterdrückten Farbigen des Kaplandes angenommen hat, dafür aber auch den tiefsten Haß der Unterdrücker auf sich zog. Noch jetzt wird von den Kindern und Kindeskindern derselben sein Name mit Ingrimm genannt. Er vertrat die Sache der Emanzipation in diesem Theil der Erde. Auch hier freilich war die Betreibung derselben wohl nicht ganz frei von jenem Idealismus, der nicht genug mit den gegebenen Größen der wirklichen Verhältnisse rechnet. Doch das lag nun einmal in der mächtigen Bewegung jener Zeit.

Im Jahre 1819 kam Dr. Philip in der Kapstadt an, wo die Gesellschaft nunmehr eine besondere Station errichtete. Um die Missionskapelle (Union Chapel) sammelte sich bald eine ansehnliche (independentische) Gemeinde, durch die das Missionswerk kräftig unterstützt wurde. Außerdem aber erstreckte sich die Arbeit auf die schwarzen Sklaven, für die ein besonderer ordinirter Geistlicher angestellt wurde.

Wichtiger aber wurde die Thätigkeit Dr. Philips als Superintendenten. Unermüdlich reiste er von einer Station zur andern, sah, woran es fehlte und traf Maßregeln zur Abhülfe und Besserung, die

[1]) Außer den genannten Stationen hatte die Londoner Gesellschaft noch an mehreren andern Punkten ihre Arbeiter, namentlich in einigen Kolonialstädten, wo sie sich besoders der Sklaven annahmen.

oft von reichlichem Erfolge begleitet waren. Wie seine mühevollen Reisen ihn weit über die Grenzen der Kolonie hinaus führten, werden wir in den folgenden Abschnitten sehen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die Entwicklung jeder einzelnen dieser Stationen verfolgen. Es möge genügen anzudeuten, daß damals in dem westlichen Theile des Kaplandes auch zu Paarl, Tulbagh und Bosjesveld[1]) (= Robertson) Londoner Missionare arbeiteten. Das schon erwähnte Zuurbrak (Caledon-Institut) erhielt einen solchen wieder 1827 in Heinrich Helm, einem Zögling Jänicke's, der mit treuer Arbeit den früher hier angerichteten Schaden wieder gut machte. Die Zahl der dort wohnenden Eingebornen hob sich wieder und stieg in 5 Jahren auf 600, nach 14 Jahren aber auf 1023, unter denen 123 Kommunikanten waren. In der Schule wie in der Gemeinde durfte Helm manche erfreuliche Erfahrung machen.

Auf Pacaltsdorp traf Dr. Philip, den auf seiner ersten Visitationsreise übrigens noch der bis dahin im Kaplande gebliebene Pastor Campbell begleitete, Pacalts Nachfolger, Messer, gleichfalls einen Zögling Jänicke's. Der damalige Zustand der Station ist in einem Briefe Campbells anschaulich beschrieben, der hier im Auszuge eine Stelle finden möge.

Im Monat April traten wir unsere Reise von der Kapstadt zu den östlich gelegenen Missionsplätzen an. Als wir uns Hoogekraal näherten, versicherten mir die holländischen Bauern, die mich auf auf meiner ersten Reise kennen gelernt hatten, wiederholentlich, mit dem Orte und den Einwohnern sei seitdem eine solche Veränderung vorgegangen, daß ich sie gar nicht wiederkennen würde, und das alles sei durch einen einzigen Missionar geschehen, Pacalt, der vor einem halben Jahr gestorben war. Je näher wir kamen, je häufiger wurden diese Berichte, bis wir endlich am Abend des 2. Juni anlangten. Am Morgen, als die Sonne aufging, betrachtete ich von meinem Wagen aus, was mich umgab, mit großer Herzensbewegung. Statt des nackten, unangebauten Bodens sah ich zwei Straßen mit viereckigen Häusern zu beiden Seiten, in gleicher Entfernung von einander, mit hübschen Gärten dazwischen. Ein sechs Fuß hoher Zaun mit einer Thür war vor jedem Hause. Da ich an eines dieser Häuser herantrat, fand ich einen Hottentotten in europäischer Kleidung, der mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesichte vor seiner Thür stand.

„Dies Haus ist mein", sagte er, „und der ganze Garten auch!" In diesem standen Pfirsich- und Aprikosenbäume jetzt grade in schönster Blüte, außerdem waren darin Feigen, Kohl, Kartoffeln, Kürbisse, Wassermelonen u. s. w. Darauf ging ich gegenüber nach dem Hause eines Mannes, der der alte Simeon hieß; derselbe, der in solcher Jammergestalt in der Hütte neben mir saß, als ich zum erstenmale hier war, und versicherte, er wisse von nichts mehr, als ein Vieh. Man erzählte mir, daß er seitdem ein Christ und getauft, und Simeon genannt worden sei. Er saß in dem Hause allein, fast taub und ganz blind vor Alter. Als sie ihm sagten, wer ich sei, stand er auf und umarmte mich, und die Thränen rollten seine runzeligen Wangen herab; er sagte: „Von der Welt habe ich nun Abschied genommen, ich warte auf den Ruf des Herrn Jesu: Komm zu mir!"

Das Nächste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der große sechs Fuß hohe Wall, mit dem der Ort zum Schutze vor dem Vieh und wilden Thieren umgeben ist. Er ist sehr hübsch gebaut von Rasenstücken in der Form großer Ziegel, welche an der Sonne ganz hart geworden waren; seine Ausdehnung betrug 11,101 Fuß, als ich ihn maß, doch war er noch verlängert worden, ehe ich abreiste. Ebenso hatten sie drei Gehege von derselben Art zum Nachtaufenthalt für ihr

[1]) Vgl. Wangemann a. a. O. S. 169.

Rindvieh, ihre Pferde und Schafe gemacht. Am Sonntage freute ich mich, die Frauen nett gekleidet in weißem und gedrucktem Kattun und die Männer in europäischem Anzuge mit ihren Bibeln unter dem Arm in die Kirche kommen zu sehen; statt, wie früher, sich auf die Erde zu kauern, setzten sie sich auf Bänke, und sangen andächtig und wohlklingend aus ihren Gesangbüchern, schlugen in ihren Bibeln den Text auf, über den gepredigt wurde, und hörten mit Aufmerksamkeit der Predigt zu. Ich fand auch hier eine Gemeinde Christi, die aus 45 gläubigen Hottentotten bestand, mit der ich mehreremale Gelegenheit hatte, den Tod des Herrn in seinem Abendmahle zu verkündigen. An den Wochentagen fand ich 70 Kinder in der Schule, welche in der Kirche gehalten wurde.

Der Lehrer war ein junger Hottentott, der im eigentlichsten Sinne ein Wilder war, als ich das erstemal herkam, und wahrscheinlich nie in seinem Leben ein gedrucktes Buch gesehen hatte. Als ich zuerst durch die Thür hineinsah, korrigirte er eben eine Feder, die ihm ein kleines Mädchen gereicht hatte; dieser Anblick zeigte einen so ungeheuren Abstand von seinem früheren Zustande, daß ich davon ganz übernommen war. Als ich in die Schule trat, ging ich zuerst an eine Reihe von Bänken an der Wand zur Rechten, auf denen kleine Hottentottenmädchen saßen. Jede Abtheilung hatte ein bedrucktes Blatt Papier vor sich hängen, und einen besondern kleinen Lehrer. Es war allerliebst anzusehen, wie diese mit ihren Stäben auf die Buchstaben wiesen, und die Schüler nach den Namen fragten. An der Wand gegenüber waren mehrere Abtheilungen kleiner Hottentottenknaben ebenso beschäftigt. Die älteren Knaben und Mädchen lasen aus dem Neuen Testament Holländisch, was recht gut ging. Andre schrieben in Schreibebüchern, die Untersten auf Schiefertafeln oder in den Sand. —

Außerhalb des Walles, der den Ort umgibt, fand ich ein großes angebautes Feld, welches die Hottentotten alle Jahre mit Weizen bestellen. —

Dies sind die Thatsachen, den früheren und den jetzigen Zustand des Ortes betreffend, die ich bei meinen beiden Besuchsreisen mit eigenen Augen gesehen habe. Als wir den Ort besahen, sagte mir mein theurer Amtsbruder, Dr. Philip, mehr als einmal ins Ohr: „Was muß dieser Anblick Ihnen für eine Freude machen, da Sie den Ort in seinem barbarischen Zustande gekannt haben!“

Die nächstfolgende Station bot den Visitatoren freilich einen ganz andern Anblick. In Bethelsdorp fanden sie klägliche Zustände. Die systematische Unterdrückung der Eingebornen, über die sich die Missionare immer erfolglos beklagt hatten, stand in Blüte. Die Hottentotten wurden von den Lokalbehörden zu Uitenhage zu allerlei Arbeiten gezwungen, nicht blos an öffentlichen Bauten, Wegen u. s. w., sondern auch zur Feldarbeit auf den Aeckern der Beamten und ihrer Freunde. Dafür erhielten sie nie mehr als einen ganz ungenügenden Lohn, oft gar keinen. 70 Männer waren ein halbes Jahr lang im Kafernkriege verwendet worden, ohne den geringsten Sold und ohne irgendwelche Versorgung ihrer zurückgebliebenen Familien. Unter diesen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß die Station jämmerlich im Geistlichen wie im Irdischen heruntergekommen war. Reinlichkeit und Fleiß suchte man vergebens. Die Gottesdienste blieben leer. Den Visitatoren kam niemand aus der Gemeinde entgegen. Die Männer schienen im Zustande der Verzweiflung. Auf den Gesichtern der Frauen sah man Spuren der tiefsten Verworfenheit.[1]) Es war die höchste Zeit, kräftige Mittel anzuwenden, um die Station vor dem Untergange zu retten. — Es fand sich eine passende Persönlichkeit für diese Aufgabe in Mr. Kitchingman. Durchgreifende Anordnungen wurden

[1]) Philip's Researches I, 202. Es war jedoch wohl einseitig, diese Zustände allein auf jene Bedrückungen zurückzuführen.

getroffen, um die Leute zum Fleiß und zur Ordnung anzuleiten. Zum Einkauf ihrer Bedürfnisse hatten sie sonst 5—6 d. Meilen gehen müssen. Nun wurde ein Kaufladen errichtet. Die reichlich in der Umgegend wachsende Aloe, deren ausgepreßter und getrockneter Saft einen gesuchten Handelsartikel bildet, bot ein neues Feld für den Gewerbfleiß dar. Es wurden Handwerke der Art eingeführt, daß die Eingebornen selbständig arbeiten lernten. Früher waren dieselben nur sehr einseitig als Gehülfen gebraucht worden. Mancher hatte beim Schneider arbeiten müssen, ohne je eine Scheere in die Hand zu bekommen u. s. w. Hier wurden nun Hottentotten zu Meistern der verschiedenen Handwerke ausgebildet. Die alten Schilfhütten, die für die Gesundheit[1]) wie für den Fleiß der Bewohner höchst nachtheilig waren, wurden durch bessere Wohnungen ersetzt, und Reinlichkeit und bessere Kleidung auf mancherlei Weise befördert.

Diese Maßregeln hatten guten Erfolg. Einige Jahre später bot Bethelsdorp eine ganz neue Erscheinung dar. Die vor sich gegangene Veränderung ist uns anschaulich aufbehalten in den beiden Bildern: nämlich im Campbell'schen Werke einerseits und im Philip'schen andrerseits. Das letztere zeigt uns eine größere Anzahl guter Häuser, Schule, Schmiedewerkstatt, Armenhaus und andre öffentliche Gebäude und eine im Bau begriffene neue steinerne Kirche. Auch die Berichte, welche Kitschingman einsenden konnte, zeigten fortgehend eine Wendung zum Besseren in der Gestaltung des ganzen äußeren Lebens. Die Summe, welche die Bewohner für europäische Artikel im Jahre ausgeben konnten und die sie mit dem Verdienste ihrer Arbeiten deckten, belief sich schon auf 20,000 Rijksdaalders (= 30,000 Rmk.). Auch die Arbeiten für das geistliche Leben, welche Missionar Read treulich fortsetzte, brachten nun reichere Früchte. Die Gefühlserregungen, die sonst den Gottesdienst mit lautem Stöhnen zu begleiten oder mit Schreien zu unterbrechen pflegten, ließen nach. Eine ruhige, andächtige Gemeinde sammelte sich im Gotteshause. Nur dann und wann brachen die Gefühle bei einzelnen Mitgliedern mächtiger hervor. Die Wirkungen aber des Christenthums waren im alltäglichen Leben wohl zu spüren. Obwohl gegen manche Laster, namentlich gegen die Trunksucht noch ein harter Kampf zu führen war, konnte doch berichtet werden, daß von den Gemeindegliedern seit Jahren keines betrunken zu sehen gewesen sei.

„Viele der Hottentotten", so heißt es in Dr. Philips Visitations-Bericht von 1825, „haben nun solide reinliche und bequeme Häuser, die eine Stufe von Comfort anzeigen, wie er sich bei wenigen der Grenzboeren oder vollends bei den englischen Einwandrern findet. Der Schaffellkaroß mit seinem schmutzigen Zubehör ist verschwunden und die meisten der Einwohner sind mit europäischen Stoffen bekleidet. Es gehören jetzt 50 Wagen zu dem Dorfe, das jetzt, während es sonst als Anklage gegen die Mission angeführt wurde, voll Betriebsamkeit ist und schnell vorwärts kommt." Das Armenhaus (das einzige im ganzen Kaplande) zeigte, wie christliche Nächstenliebe an die Stelle der früheren Gleichgültigkeit gegen andrer Leiden getreten sei. Das Schulhaus, das 5000 Rijksd. (2500 Thlr. pr.) gekostet hatte, war ganz auf Kosten und unter ausschließlicher Arbeit von Hottentotten errichtet. Die Kinder lernten darin Holländisch und Englisch, und viele von ihnen auch Schreiben und

[1]) Viele Hottentotten starben an der Schwindsucht.

Rechnen.[2]) Bethelsdorp besitzt die beste Schmiede im Grenzlande, oder vielleicht in der ganzen Kolonie. Auch andre Handwerke, Maurerei, Dachdecken, Brettschneiden u. s. w. wurden von Leuten der Station erfolgreich betrieben. Um fruchtbareren Boden zu erlangen, hatten die Einwohner in 2 Jahren über 7000 Rijksd. durch freiwillige Beiträge zum Ankauf eines Bauernhofes aufgebracht. Durch Transportfuhren von der Algoabai nach Grahamstown, besonders für das Militär, fanden sie einen guten Erwerb, und zahlten ohne Schwierigkeiten ihre Steuern mit 2- bis 3000 Rijksd. jährlich. — Ein großer Fortschritt zeigte sich in der Ordnung im häuslichen Leben und in der Heilighaltung der Ehe, die früher den Hottentotten ganz fremd war.

Ein paar Beamte aus Brit. Indien, die damals auf ihrer Reise Bethelsdorp besuchten, hatten den Eindruck, daß dort dieselbe Stufe der Civilisation erreicht sei, auf der ein großer Theil der arbeitenden Klassen in England sich befand. Sie stellten den Einwohnern hinsichtlich ihres Fleißes ein höchst günstiges Zeugniß aus u. s. w.

Um jene Zeit (1825) wurde von Bethelsdorp ein neues Filial angelegt, 6—7 d. Meilen westlich am Gamtoos-Flusse, die Station Hankey. Missionar Messer wurde zu ihrer Gründung von Pacaltsdorp hierher gerufen. „Er wußte das Wasser des Gamtoos mittelst eines Tunnels (?) so zu benutzen, daß ein großer Theil Landes, das bisher unfruchtbar dagelegen hatte, die besten Gärten und Felder darbot." Die Station kam denn auch bald zur Blüte. Hundert Personen aus Bethelsdorp bildeten den Stamm der Einwohner, deren Zahl sich in 9 Jahren auf 900 mehrte. Es waren dies jedoch nicht blos Hottentotten sondern Fingu's, über die unten ausführlicher zu reden ist.

Auch in den aufblühenden Städten Uitenhage (1828) und Port Elisabeth (1830) wurden von Bethelsdorp aus Londoner Stationen angelegt. Am ersteren Orte finden wir den eben genannten Missionar Messer, der hier bis in ein hohes Lebensalter in reichem Segen arbeitete. Unter den zahlreichen Bekehrten, die er taufen durfte, befanden sich auch etliche Muhamedaner.

Auch für das schwer geschädigte Theopolis kam noch einmal eine Zeit des Aufschwunges unter dem (Jänicke'schen) Missionar Saß. Unter den Beschränkungen des Grundbesitzes, unter der Anfeindung seitens der englischen Ansiedler, die bei ihrer Ankunft zwar sehr empört waren über die Stellung der Boeren zu den Eingebornen, bald aber in eine ganz ähnliche geriethen — unter der Parteilichkeit der Lokalbehörden und den Versuchungen, die von einem im Orte selbst errichteten Schnapsladen ausgingen, wurde die Gemeinde zwar noch lange Zeit erhalten. Aber zu einer eigentlichen, nachhaltigen Blüte konnte sie nicht wieder gelangen.

Inzwischen aber hatte Dr. Philip unermüdlich gearbeitet, um in der Lage der Eingebornen eine gesetzliche Besserung herbeizuführen. Er war bemüht, Thatsachen und Beweise der fortgehenden Unterdrückungen zu sammeln und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Alle Schritte bei der Kolonialregierung zum Besten der Farbigen waren

[2]) Der Lehrplan, den wir hiernach vermuthen müssen, dürfte allerdings anfechtbar sein.

umsonst. Es bedurfte weiterer Schritte. 1827 ging er, von seiner Gesellschaft dazu berufen, nach London, veröffentlichte hier in seinen Researches in South Africa umfassendes Material in dieser Sache und regte die Besprechung derselben im Parlamente an, woselbst sie in der schon hochgehenden Aufregung in der Emanzipationsfrage auf der betreffenden Seite die wärmste Theilnahme fand. Sir Thomas Fowel Buxton (damals noch Mr. B.) war im Begriff, einen dahingehenden Antrag einzubringen, und der darauf folgende Beschluß konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Da hielt es die Regierung für besser, den Forderungen der Philanthropen zuvor zu kommen. Der Gouverneur des Kaplandes wurde veranlaßt zu einer Proklamation (vom 17. Juli 1828), durch welche alle farbige Personen, die nicht Sklaven waren, mit den Europäern auf gleichen Fuß gestellt wurden. Hierdurch war denn endlich den Hottentotten, die bisher thatsächlich in Leibeigenschaft gehalten wurden, für ihre Person und ihr Eigenthum der volle Schutz der Gesetze gesichert. Diese Maßregel erregte bei den Boeren sowie bei den Beamten [1]) die höchste Erbitterung, und als Dr. Philip nach der Kapstadt zurückkehrte, wurde er mit fast fanatischer Feindschaft empfangen. Seines Buches wegen, das man als „Schmähschrift" bezeichnete, wurde er sofort in den Anklagezustand versetzt und zu einer Geldstrafe von 200 Pfund St., sowie den über 300 Pfund betragenden Kosten verurtheilt. Sammlungen christlicher Freunde seines Vaterlandes deckten nicht blos diese Summe, sondern brachten noch einen ansehnlichen Ueberschuß als Anerkennung für seine Bestrebungen!

Diese Proklamation rief jedoch, wie es scheint, nicht sehr bedeutende Veränderungen in den bestehenden Verhältnissen hervor. Die meisten Hottentotten blieben wie bisher bei den Boeren. Andre aber, die von ihrer Freiheit Gebrauch machten, konnten nicht leicht die Gelegenheit zu einem selbständigen Leben finden. Sie geriethen in das Vagabondiren hinein. Als nun um jene Zeit dem Kafernhäuptling Makomo (Maqomo) das fruchtbare Thal der Kat Rivier (Katzenfluß, östlicher Nebenfluß des Gr. Fischflusses) abgenommen war, faßte man den Plan, dort die freien Hottentotten der Kolonie anzusiedeln. Obgleich die Bedingungen höchst günstig waren, meldeten sich doch im Laufe einiger Jahre nur 4000. Sie zogen ohne Mittel und in verwahrlostem Zustande in ihre neue Heimat, dennoch bewährte sich dieser Kolonisationsplan auf zunächst das beste. Dörfer wurden angelegt, Kanäle gegraben, Aecker urbar gemacht, Gärten eingehägt und bepflanzt, und bald bot das Thal mit seinen zahlreichen Ansiedlungen einen lieblichen Anblick dar. Dieses Gelingen war vor allen Dingen der Mission zuzuschreiben.

Die Londoner Mission legte sofort (1829) eine Station Philipton dort an, auf der wiederum christliche Hottentotten aus Bethelsdorp den Stamm der Bevölkerung bildeten. Dieser Platz machte rasche Fortschritte und bildete bald den Hauptort unter den vielen Niederlassungen,

[1]) Damals war die Tory-Partei am Ruder, der nach englischen Verhältnissen also auch alle Beamten angehören mußten; alle Emanzipationsbestrebungen aber hingen mit der politischen Gegenpartei zusammen.

von denen nach und nach eine und die andre als Außenstationen besetzt wurden, bis deren Zahl zuletzt auf 13 anwuchs. 1831 trat Missionar J. Read[1]) in dieses ein. Ein andrer Missionar, W. R. Thomson, unterhalten von der Regierung, wirkte gleichfalls an der Kat Rivier im Segen. Leider wurde die ganze Mission schwer geschädigt durch den Kafernkrieg von 1835, den wir unten näher zu betrachten haben.

Auch das Werk der **Brüdermission** war inzwischen gewachsen. Zwar nöthigte der Kafernkrieg von 1819 die Bewohner des kaum gegründeten Enon, nach Uitenhage zu flüchten und der Platz selbst wurde von den Kafern verbrannt. Doch konnten sie nach einigen Monaten wieder zurückkehren und die Station blühte schöner auf als es vor der Zerstörung gewesen. Zwei Jahre später finden wir die Zahl der dortigen Gemeindeglieder auf 200 angegeben. — Im Westen aber fand sich ein neues Arbeitsfeld in dem einige Jahre zuvor von der Regierung gestifteten Hospital für Lazaruskranke mit Namen Hemel en Aarde (Himmel und Erde), das südlich von Genadendal nicht weit vom Meeresstrande lag. 1823 wurde die geistliche Pflege an der Anstalt einem der Brüdermissionare übertragen, der in seinem 6jährigen Dienste dort 95 jener unglücklichen Kranken, bei denen der Trost des Evangeliums einen günstigen Boden fand, taufen konnte. Im folgenden Jahre aber wurde südwestlich von da, in der Richtung zum äußersten Südpunkte des Kontinents (Kap Agulhas) ein Kolonistenplatz, Vogelstruiskraal, angekauft und daselbst unter Ansiedlung etlicher Hottentottenfamilien aus Genadendal die Station Elim angelegt. — Eine königliche Kommission, die 1833 die Lage der Eingebornen zu untersuchen hatte, kam auch nach Genadendal, Groenekloof und Enon und bezeugte ihre durchgängige Zufriedenheit mit dem, was sie da sah und hörte.

Inzwischen aber war noch eine andre Missionsgesellschaft in die Arbeit in Südafrika eingetreten, die der **Wesleyan. Methodisten**. Ihr erster Versuch in der Kapstadt im Jahre 1814 war an der Abneigung der Behörden gescheitert. Im folgenden Jahre begann zwar Rev. Barnabas Shaw ohne Erlaubniß der Obrigkeit auf eigne Hand Versammlungen für Weiße und Schwarze zu halten. Es wurden ihm, obgleich die Behörden ihn gewähren ließen, jedoch soviel Hindernisse in den Weg gelegt, daß er mit dem Londoner Missionar Schmelen nach Norden zog und die Mission in Klein-Namaqualande zu Lilyfountain gründete. Endlich konnte er von dort aus einen seiner Kollegen, Rev. Edwards, nach der Kapstadt senden, der die Erlaubniß erhielt, daselbst zu predigen. Eine leer stehende Weinstube mußte zuerst das Lokal für die Gottesdienste bilden, die in holländischer und englischer Sprache gehalten wurden. — Am Fuße des Tafelberges pflegten sich die Schwarzen zum Tanze und andern Vergnügungen zu versammeln. Auch der Missionar fand sich dort ein, und es gelang ihm, einige zum Besuche der Versammlungen und der Sonntagsschule

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem älteren Missionar gleichen Namens in Bethelsdorp.

zu gewinnen. Später finden wir Rev. B. Shaw in der Kapstadt thätig, woselbst zwei methodistische Kirchen gebaut waren, die eine in Burgstreet für die angesehene, gebildete weiße Gemeinde, die andre in Sydneystreet für die Farbigen. In der Folge wurden in mehreren der benachbarten Ortschaften Methodistengemeinden gestiftet, wie in Somerset (West), Simonstown, Stellenbosch, Rondebosch u. a. Hier wie überall sehen wir also die Methodisten die Mission unter den Namenchristen mit der Heidenmission verbinden.

Als eine Kolonialmission war auch ihre Thätigkeit in dem westlichen Theile des Kaplandes begonnen. Es ist schon erwähnt, wie unter den englischen Kolonisten, die das Grenzgebiet des Zuurvelds 1820 besetzten, viele Methodisten waren. Rev. William Shaw[1]) wurde diesen als Kaplan mitgegeben. Der Anfang war schwer durch manche Enttäuschung, mehrere Mißernten, die Räubereien der Kafern u. s. w. Shaw wirkte unter der zerstreuten Bevölkerung nach Art eines Reisepredigers. Dennoch wurden auch die Farbigen, Hottentotten und Kafern, nicht übersehen und aus ihnen manche Mitglieder für die verschiedenen Gemeinden gewonnen, die sich allmählich in diesem Distrikte ausbildeten, ohne daß man in demselben von einer besondern Heidenmission reden könnte, wie sie von Seiten dieser Denomination jenseits der Grenze des Kaplandes im Kafernlande getrieben wird. Als bemerkenswertheste jener Stationen, um die sich nach und nach die Gemeinden sammelten, ist zu nennen Salem, Grahamstown, die Hauptstadt des Distrikts, Port Francis, Sommerset (East) u. a. — Aehnlich wie mit der Mission der Methodisten verhält es sich mit der der Baptisten in dieser Gegend. Missionar Aveline, der im Anfange der dreißiger Jahre nach Grahamstown kam, scheint sich fast ausschließlich der Kolonisten angenommen zu haben.

Als Dr. Philip im Jahre 1829 nach der Kapstadt zurückkehrte, kamen mit ihm Missionare zweier anderen Gesellschaften an: der Pariser und der Rheinischen. Von dreien der ersteren suchte einer (Bisseux)[2]) seinen Wirkungskreis in dem schon erwähnten Fransche Hoek bei de Paarl, unter den Abkömmlingen der hier angesiedelten französischen Protestanten, oder vielmehr unter den 7—800 Sklaven jener Gegend, aus denen er eine Gemeinde sammelte, mit deren Hülfe er in Wagenmakervalley eine eigne Kirche baute.

Freilich hatte er hier keine leichte Arbeit, da die armen Sklaven dort weder Zeit noch Fähigkeit hatten, von seinem Unterricht sich viel anzueignen. „Ach mein Herr", sagte ein Alter, als Bisseux ihn fragte, warum er nie in die Kirche käme, „ach mein Herr, ich bin zwar sehr nahe bei der Kirche gewesen, aber wie sollte ich es machen, dich zu hören? mußte ich nicht meiner Herrschaft gehorchen? mußte ich nicht Sonntags wie andre Tage Ziegen und Schafe am Fuße der Berge weiden?" — Und als Bisseux im Lauf des Gespräches fragte, ob er sich als Sünder erkenne, war die Antwort: „Ach nein, mein Herr, wie habe ich sündigen können, da meine ganze Beschäftigung darin bestand, meine Ziegen fressen zu lassen?" —

[1]) Mit dem eben genannten Barnabas Sh. ist dieser nicht verwandt.
[2]) Die beiden andern zogen weiter ins Innere.

Aber der Missionar hatte Geduld und Ausdauer, und seine Arbeit war nicht vergeblich; schon konnte er daran denken, 10 seiner gefördertsten Schüler zur Taufe vorzubereiten, als noch im Jahre 1831 die Pariser Gesellschaft einen vierten Missionar nach Süd-Afrika schickte, mit welchem Bisseux zu den weiter im Innern begründeten Stationen gehen sollte. Sklaven und Bauern aber hatten ihn lieb gewonnen und die letzteren wandten sich selbst mit dringenden Bitten an den Vorstand der Pariser Gesellschaft. Bisseux durfte bleiben und hatte die Freude, am 5. Mai 1835 die erste Heidentaufe zu Wagenmakervalley vollziehen zu können, der bald noch mehrere folgten.

Auch die ersten 4 Sendboten der **Rheinischen Missionsgesellschaft** waren am 7. Oktober 1829 am Kap gelandet und fanden bald ihre Beschäftigung. Der eine, P. D. Lückhoff, wurde nach Stellenbosch gewiesen. Das Städtchen ist eine der ältesten holländischen Ansiedlungen im Lande (seit 1670). Hier gab es schon eine Anzahl Missionsfreunde, die einen eignen Missionsverein gestiftet und für die 2000 Sklaven der Stadt und der nächsten Umgebung eine Kapelle gebaut hatten. Dort wurde der genannte Missionar angestellt und hatte genug zu thun mit Predigen und Umherreisen in der Umgegend, um auf die Sklaven auf den einzelnen Bauerhöfen einzuwirken, sowie mit der Seelsorge am Gefängniß, die ihm übertragen war, und endlich in einer Abendschule. In der letzteren war die Arbeit nicht leicht. Von 100 Sklaven gab beim Beginn derselben nur einer eine Antwort auf die Frage: „Woher denn alles gekommen sei?" Er meinte nach langem Besinnen: van den duivel. Auch fehlte es nicht an Anfechtungen, nicht blos seitens der Namenchristen, sondern auch seitens muhamedanischer Sendboten, Malayen aus der Kapstadt, die unter den Schwarzen Proselyten machten. Doch ging die Mission vorwärts. 1831 wurde eine alte Witwe, die sich aus der Sklaverei losgekauft hatte, getauft. Im folgenden Jahre wurde ein zweiter Missionar dort angestellt, auch trat die junge Witwe eines solchen, Christiane Käh'er,[1] als Gehülfin für das weibliche Geschlecht ein, eine vortreffliche, bewährte Christin, die in reichem Segen gewirkt hat.

Ein zweiter jener 4 rheinischen Missionare, Gustav Zahn, kam nach Tulbagh, früher Roodezand genannt, 12 Meilen nördlich von Stellenbosch, woselbst der reformirte Prediger Ch. Vos[2] bereits Missionssinn geweckt hatte und der 60jährige Arie Vos als Londoner Missionar stand, freilich ohne viel Früchte seiner Arbeit zu sehen. Dem letzteren wurde Zahn als Hülfsprediger zugewiesen. Diese Stellung war jedoch in mancher Hinsicht ein Hinderniß für seine Wirksamkeit und es zeigte sich in den ersten Jahren wenig Erfolg.

Die beiden andern Missionare der rheinischen Gesellschaft, von Wurmb und Leipold, fanden ihre Thätigkeit weiter nördlich, im Distrikte Clanwilliam. Hier am Fuße der Cederberge wurde Rietmond, ein

---

[1] Ihr Mann war bald nach seiner Ankunft beim Baden ertrunken. Vergl. Warneck, Chr. Käßler, eine Diakonissin auf dem Missionsfelde, Barmen 1873.

[2] Vergl. oben S. 49.

Bauernhof von 3000 Morgen, für 4000 Thaler angekauft, und auf demselben ein „Institut" für die Reste der Hottentottenbevölkerung jener Gegend angelegt. Man nannte es Wupperthal. Binnen 6 Wochen hatten sich schon 100 Personen eingefunden, träge, der Trunksucht ergebene Leute. Eine feste Gemeinde-Ordnung wurde aufgestellt, der sich jeder Zuziehende fügen mußte. Ein Kirchlein und eine Schule wurden aus Schilf gebaut, eine Mühle angelegt, Feld und Gärten urbar gemacht, Feigenbäume und Weinstöcke gepflanzt. Doch ging alles nur langsam. Erst 1835 fanden sich ein paar Männer, die als Erstlinge die Taufe erhalten konnten. Die Boeren der Umgegend ließen es an Spott und Anfeindung nicht fehlen. Die Regierung aber zeigte sich geneigt und vermehrte den Landbesitz durch Schenkung. Im genannten Jahre belief sich derselbe auf 22,000 Morgen. Damals wurde auch eine würdigere Kirche erbaut. Es wohnten 171 Farbige auf dem Platze.

Eine weitere rheinische Missions-Station wurde 1832 das von Tulbagh aus schon öfters besuchte Worcester (9 Meilen südöstlich), wo Missionar Terlinden meist aus Sklaven eine Gemeinde sammelte. Von Wurmb aber folgte um diese Zeit der Einladung eines Hottentottenhäuptlings am Doornkraal, 13 Meilen nordwestl. von Wupperthal, am südlichen Ufer der Olifant Rivier (Elephanten-Fl.) und gründete dort Ebenezer. Er hatte dies eigenmächtig gethan und für seine Einrichtung unverhältnißmäßigen Aufwand gemacht, wodurch unliebsame Verwicklungen entstanden. Dazu kam, daß er in Ehebruch fiel. Er wurde sofort entlassen (1834), die Station aber, auf der damals unter 170 Leuten 4 getaufte lebten, nicht wieder aufgegeben, sondern mit Missionar Knab besetzt, der bald in Sam. Hahn einen Mitarbeiter erhielt. Es war hier eine schwere Arbeit. Trägheit und Fleischeslust standen dem Evangelium als hartnäckige Hindernisse entgegen.

Endlich haben wir noch die vorübergehenden Arbeiten zweier Missionare der **Berliner Missionsgesellschaft** zu erwähnen, die im Jahre 1834 hinausgesandt, auf ihrer Reise nach dem Innern in Beaufort West von dem dortigen Prediger Fraser zu bleiben und eine Thätigkeit unter den Farbigen zu beginnen, bewogen wurden. Später gingen sie, ohne Auftrag ihrer Gesellschaft, zu der inzwischen begründeten Korannamission über. Sie hießen Gregorowsky und Lange. Auch ein späterer Versuch an dem genannten Orte hatte keinen Bestand.

Ebenso war einer der im Jahre 1836 ausgesandten Missionare dieser Gesellschaft, Döhne, nur sehr kurze Zeit im Franschehoek thätig und siedelte eigenmächtig, als sich Schwierigkeiten seitens des reformirten Geistlichen erhoben, nach dem Kafernlande über.

Inzwischen aber waren ein paar Ereignisse eingetreten, die zu den wichtigsten gehören, welche die Annalen des Kaplandes zu verzeichnen haben: Die Emanzipation der Sklaven und der dritte Kafernkrieg, der das Land ungleich schwerer als die früheren erschütterte (1835). Mehrere Missionsstationen wurden zerstört, darunter auch Enon, dessen Missionare wieder mit ihren Gemeinden nach Uitenhage

flüchten mußten. Die übrigen Stationen erlitten mancherlei Störungen durch die Einziehung ihrer Gemeindeglieder zum Kriegsdienste. Von dem Kriege selbst werden wir weiter unten zu reden haben. — Noch bedeutungsvoller jedoch war die Emanzipation. Von dem hierher bezüglichen Gesetze ist schon in Heft III dieses Werkes die Rede gewesen. Seine Folgen für das Kapland waren, daß mit dem 1. Dezember 1834 auch hier sämmtliche Sklaven die Freiheit empfingen und nach 4 Jahren einer Uebergangszeit (Apprenticeship = Lehrlingszeit) in den vollen Genuß derselben eintreten sollten. Es waren ihrer 35745. Die an die bisherigen Herren zu zahlende Entschädigungssumme belief sich auf 1,200,000 Pfund St. (= 24 Mill. Rmk.).

Unter der alten holländischen Bevölkerung des Kaplandes, die noch immer gegen die englische Regierung nicht freundlich gesinnt war, rief diese Wendung der Dinge, obgleich man sie längst voraus sah, die tiefste Erbitterung hervor. Viele meinten unter der neuen Ordnung, neben den gleichberechtigten Schwarzen nicht leben zu können. So entstanden denn jene Wanderungen, denen die Kolonie Natal, sowie die beiden südafrikanischen Republiken ihren Ursprung verdanken. Das Kapland aber gerieth unter dieser Auswanderung in harte Bedrängniß. Anhaltende Dürre steigerte das Elend, das besonders die nun freien Farbigen hart betraf. Ohne Störung der Ruhe war zwar der Tag der Freilassung vorübergegangen. Die Emanzipirten nahmen das große Geschenk in würdiger Weise an. Aber wie in Westindien, so ging es auch hier, daß mancher sich nun vergeblich nach der ihm sonst gelieferten Nahrung umsah. Viele strömten in großen Schaaren den Städten zu. Allein hier fanden sie auch nicht gleich einen auskömmlichen Verdienst. Viele sahen sich genöthigt, zu ihren alten Herren zurückzukehren. Ja manche konnten sich so wenig in die neue Ordnung der Dinge finden, daß sie es vorzogen, mit den letzteren auszuwandern, und also im Stande der Knechtschaft zu verharren. Diese Zustände hatten auf das Gedeihen der Mission, wenigstens vorübergehend, einen nachtheiligen Einfluß. Kirchen- und Schulbesuch waren an manchen Punkten beträchtlich vermindert. Doch auch diese Prüfungszeit ging vorüber und es erfolgte eine neue Periode der Mission im Kaplande, die wohl als ein Aufschwung bezeichnet werden kann.

Wichtig war es, daß die Regierung fortan ihre frühere mißtrauische, ja feindselige Stellung wider die Mission aufgegeben hatte. Bei einer Neugestaltung des Unterrichtswesens 1839—41[1]) ward den Missionsschulen in entgegenkommender Weise Rechnung getragen. Es wurden ihnen Geldunterstützungen gewährt, die nur an die Bedingungen des Inspektionsrechts des Regierungs-Schulinspektors, sowie daran geknüpft waren, daß der Lektionsplan ohne Wissen des letzteren nicht verändert werden und der Religionsunterricht nur auf Grund der Bibel ertheilt werden sollte. Das bisher höchst vernachlässigte Schulwesen der Kolonie erhielt bei dieser Gelegenheit einen neuen Impuls. In der Kapstadt ward ein

[1]) Der Plan zu derselben rührte vom Astronomen Sir John Herschel her, der mehrere Jahre behufs astronomischer Beobachtungen am Kap lebte.

Lehrerseminar errichtet. Bemerkenswerth ist noch, daß die Schulen der Ausbreitung der englischen Sprache dienen sollten, die schon seit 1822 resp. 1825 bei allen offiziellen Verhandlungen gebraucht wurde. Doch wurde auch daneben das Holländische gelehrt.

Betrachten wir nun die weitere Entwicklung des Werkes der verschiedenen Missionsgesellschaften nach der Emanzipation. Die älteren Stationen der **Brüdergemeinde** nahmen immer mehr den Charakter geordneten christlichen Gemeinwesens an. Genadendal zählte 1844 mehr als 2100 Gemeindeglieder, während nur noch 500 andere Leute mit auf dem Platze wohnten. Der Wohlstand hatte Fortschritte gemacht, Zucht und Ordnung, namentlich gegen Trunkenheit und Dacha-Rauchen, wurde streng aufrecht zu halten gesucht. 1838 war hier eine Gehülfenschule eröffnet, die von Bedeutung für die südafrikanische Mission überhaupt wurde, da sie auch in einigen Fällen für andre Gesellschaften brauchbare Nationalhelfer geliefert hat. In der Umgegend wurden mehrere Predigtplätze eröffnet, nämlich: Kopjes Kasteel, Bosjeveld (später Robertson genannt?) und Twistwijk.[1]) Groenekloof hatte nach der Emanzipation einen großen Zuwachs von befreiten Sklaven erhalten. Diese Vermehrung bewies sich jedoch hier wie an einigen andern Plätzen für das innere Leben der Gemeinde als höchst nachtheilig. Besonders war ein Geist der Widersetzlichkeit damit eingedrungen, der übrigens auch in Genadendal einmal so hervortrat, daß die Hülfe der Regierung angerufen werden mußte. Groenekloof konnte übrigens mit seinen dürren Ländereien seine Bewohner nicht alle ernähren; sie mußten ihr Brod durch Arbeit bei den Boeren der Umgegend verdienen. Louwskloof, Goedverwacht und Wittezand wurden von hier aus als Predigtplätze besetzt.

Elim wird in jener Zeit beschrieben als aus 3 Straßen bestehend, vor den Häusern Citronenbäume, mit einer hübschen, von den Hottentotten allein erbauten Kirche. Die Bewohner, deren Zahl durch Freigelassene stark vermehrt war, nährte sich gleichfalls meist von Arbeit bei den Boeren, wenn auch das nahe fischreiche Meer und eine Salzpfanne, sowie eine zur Station gehörige Mühle manchen Erwerb darbot. — Enon, im sogenannten Unterlande, war zwar nach der Zerstörung im dritten Kafernkriege wieder hergestellt, hatte aber doch sehr gelitten, zumal da der Platz auch viel von Dürre heimgesucht wurde. Es waren daher viele Farbige, die sich früher dort niedergelassen hatten, nach fruchtbareren Gegenden ausgewandert.

Dagegen hatte sich der Brüdermission um diese Zeit bereits ein anderes Feld zu segensreicher Thätigkeit unter den **Fingu's** in der Zitzikamma (Tsitsi—), einem von dem gleichnamigen Küstenfluß so benannten, etwa $2^1/_2$ Stunden breit und 6 Stunden lang zwischen dem Meere und dem Gebirge längs der Plettenbergsbai sich erstreckenden Landstrich, eröffnet. Fingu bedeutet soviel als Flüchtlinge oder armselige Bettler, und ist die Bezeichnung für die Ueberbleibsel afrikanischer Volksstämme,

[1]) Nicht Tist—, wie als Stichfehler auf Afrika 10 meines Atlasses stehen geblieben ist.

welche früher im östlichen Afrika hausten, und durch die von 1810—30 wüthenden innern Kriege im Norden und Osten der Kapkolonie und den Ländern der Kafern, auf welche die mörderischen Zulufürsten Tschaka und Dingaan sich stürzten, vertrieben und zersprengt, oder wie die Kafern sagen, „aufgefressen" wurden, dann nach vielen Drangsalen ins Kafernland sich flüchteten, wo sie unter dem Namen Amafengu, zum Viehhüten gebraucht und, ihrer 17—20,000, unter dem Häuptling Hintza in einer Art Sklaverei nach ihrem eigenen Ausdruck „die Hunde der Kafern" wurden. In dem Kafernkrieg von 1835 stellten sie sich unter englischen Schutz und wurden ihrer etwa 15,000 nach Beendigung desselben 1836 durch den Statthalter d'Urban auf englisches Gebiet theils bei Grahamstown, theils bei Fort Peddie und in die genannte holz- und wasserreiche, aber zur Rindviehzucht wenig geeignete Zitzikamma versetzt, wo sie unter 5 Häuptlingen in 102 Kraalen mit durchschnittlich je 20 Bewohnern sich niederließen, von dem mitgebrachten Vieh aber, etwa 8000 Stück, nach zwei Jahren schon fast die Hälfte durch Mangel und Krankheit verloren hatten, und von Acker- und Gartenbau sich nährten, wobei sie durch Abbrennen der Bäume und Büsche behufs Erweiterung ihrer Pflanzgründe freilich viele Verheerungen anrichteten.

Die Gesichtsfarbe der Fingu's ist verschieden, bald heller, bald dunkler. Man erkennt eben in ihnen das Konglomerat der Reste verschiedener Völker. Ihre Kleidung ist einfach und ärmlich. Bei den Männern ein Karoß aus Fellen, oder eine wollene Decke, die über die Schultern geworfen wird. Die Frauen sind von der Herzgrube bis zu den Knien mit einem hinten zusammengebundenen Tuch bedeckt, und tragen darunter eine Fellschürze. Dabei werden viele Schmucksachen, Perlschnüre, Muscheln, Metallringe u. s. w. getragen. Die Fingu's bauen ihre Wohnungen gleich denen der Hottentotten in alter Zeit. Mit den Kafern haben sie viel Aehnlichkeit in Sitten und Gebräuchen, z. B. die Beschneidung; auch die Sprache ist verwandt. Doch haben sie bessere Ackergeräthe, und leben meist nicht in Polygamie. Das letztere kommt aber vielleicht nur von ihrer Armuth her. Bisweilen kann einer nur eine Ziege für seine zukünftige Lebensgefährtin geben. In ihren Anlagen und ihrer Bildungsfähigkeit übertrafen die Fingu's beträchtlicherweise die Hottentotten.

Diese nach der Zitzikamma versetzten Leute nun wünschte der Statthalter d'Urban der Gesittung entgegenzuführen, und äußerte deshalb im Jahre 1838 der Brüdergemeinde den Wunsch, in der Zitzikamma eine Station zu eröffnen. Nachdem eine desfallsige Untersuchungsreise den Platz Koksbosch, ziemlich in der Mitte der Fingu's gelegen, als den geeignetsten ausgewiesen, ward derselbe am 13. Febr. 1839 als Station Clarkson mit 23 Hottentotten bezogen, und dem Posten vom Statthalter 1038 Morgen Landes zugemessen. Schon am 19. April 1840 konnte der erste Fingu getauft, und am 12. Dezember desselben Jahres die zum großen Theil aus Felsen gebaute Kirche eingeweiht werden. Außer dem am Fuße eines Berges eine halbe Stunde vom Fluß entfernten Missionsgebäude ward auch eine Mühle angelegt und ein Weg über das Karreboo-Gebirge geschlagen. Unter den sich bald einfindenden Fingu's, deren viele auch Holländisch verstanden, war u. a. ein alter Häuptling, der den Brüdern mit bewegter Stimme versicherte, wenngleich sein sämmtliches Vieh umkommen sollte, so werde

er gleichwohl nicht aus der Zitzikamma wegziehen: „denn", fügte er, seine Hand aufs Herz legend, hinzu, „das Wort Gottes ist meinem Herzen süß, darum will ich mir meinen Unterhalt mit Pflanzen und Holzschneiden zu verdienen suchen". Ende 1839 wohnten in Clarkson bereits 41 Fingu's, 44 Neger und 25 Hottentotten; Ende 1844 aber zählte die dasige Gemeinde unter ihren 283 Gliedern bereits 157 Getaufte (mit Einschluß von 51 Kindern) und 126 im Unterricht stehende Heiden. — Schließlich sei hier noch bemerkt, daß die unter den Kafern schon 1828 angelegte Station Silo auch eine Hottentottengemeinde enthielt.

Nur weniger eingehend können wir die weitere Entwicklung der **Londoner Gesellschaft** betrachten. Im Jahre 1838 wurde Dysalsdorp von Pacaltsdorp aus besetzt, zu Hankey kamen 1839 zwei Außenposten hinzu; in demselben Jahre entstand zu Cradock, 1840 zu Colesberg eine neue Station. Zu gleicher Zeit ward die Station zu Langekloof oder Avontuur durch den Schullehrer Hood begründet, bald hernach auch Somerset (East) mit einem Missionar besetzt. Auf diesen neuen wie auf den älteren Stationen sammelten sich bald viel Emanzipirte. Die Londoner Mission hat ihre gesammelten Gemeinden immer schon frühe zu einer möglichst selbständigen Bestreitung der Kosten ihrer kirchlichen Angelegenheiten angehalten. Schon damals brachten einige Gemeinden jede gegen 800 Thaler auf. Im ganzen zählten die Gemeinden damals etwas über 2000 Kommunikanten.

Auch die **Methodisten**, scheint es, konnten ihre Netze füllen mit den Schwarzen, die nun von dem alten Zwange befreit, einen Anschluß an die christlichen Gemeinden suchen durften. Der Eigenthümlichkeit des Negers entspricht stets die methodistische Art am meisten. Unsre Quellen lassen uns aber keinen rechten Einblick thun, in welcher Weise sich die methodistische Mission nach der Emanzipation entwickelte. Klaarer sondert sich in den Grenzdistrikten die Kafernmission ab, von der wir unten zu reden haben. Was die übrigen Farbigen betrifft, so war wohl auf allen Stationen, die sich rasch vermehrten, ein Häuflein oder vielmehr eine beträchtliche Schaar solcher Eingebornen gesammelt, aber mit Ausnahme etwa von Farmerfield bei Salem, im Distrikt Uitenhage, wo ein besonderes Institut für Farbige bestand, dürfte sich sonst kaum eine spezielle Mission unter den letzteren anführen lassen.

Die **Pariser Gesellschaft** konnte in sofern von erfreulichen Erfolgen der Emanzipation berichten, als seit derselben Kirchen und Schulen besser besucht waren, auch die kirchliche Einsegung der Ehe — bisher hatte solche unter den Sklaven eigentlich gar nicht bestanden — in Gebrauch kam. Die Station wurde übrigens von Wagenmakervallay nach Wellington verlegt, woselbst die neue Kirche 1845 eingeweiht wurde. Doch blieb der erstgenannte Ort fernerhin ein Filial.

Die **Rheinische Mission** fand zunächst nach der Freilassung der Schwarzen Schwierigkeiten bei dem Missionsverein in Stellenbosch, mit dem sie dort in Verbindung getreten war. Manche der Mitglieder jenes Vereins waren wohl trotz allen Eifers fürs Reich Gottes so mit den alten Traditionen des Kaplebens verwachsen, daß sie sich nicht gleich in

die Neuerung finden konnten. Zum Theil wollte man sich in der ersten Aufregung ganz vom Missionswerke zurückziehen. Zu einem Bruche kam es nun freilich nicht; aber der Verein hatte doch zuweilen einen hemmenden Einfluß auf das Werk. Z. B. als der Bau einer neuen Kirche ins Auge gefaßt war und die farbige Gemeinde bereitwilligst sich zur Beihülfe erbot, setzte der Verein es durch, daß die ungenügende alte Kirche nur erweitert wurde. — Besonders gedieh die Schule in Stellenbosch, die 400 Schüler zählte. Mittlerweile war die Zahl der Farbigen in und um Stellenbosch auf bald 7000 gestiegen, was zur Folge hatte, daß nach Eintritt des Missionars Esselen auf dem 4 Stunden entfernten Außenplatz an der Kuilsrivier unter den 400 dort in den Dünen zerstreut lebenden Farbigen eine Kirche gebaut und eine eigne Schule gegründet, und derselbe 1843 unter dem Namen Sarepta ein Filial von Stellenbosch wurde.

In Worcester machte die Sklavenbefreiung nicht den ungünstigen Eindruck wie anderswo, vielmehr hatte sie die Folge, daß die Worcester-Gesellschaft ihre Selbständigkeit aufgab, um fortan Hülfsverein der Rheinischen Missions-Gesellschaft zu sein, jedoch unter der Bedingung, daß die letztere, so lange sie besteht, die Missions-Gemeinde zu Worcester mit Lehrern versorge, oder die ganze Berechtigung mit derselben Verpflichtung an eine andere Gesellschaft übertrage. Doch hatte Worcester durch eine Masernseuche 1839, durch die Kränklichkeit seiner Missionare, durch die Proselytenmacherei der Muhamedaner und sogar durch Emanzipationsgedanken eines Missionars binnen zehn Jahren manche Krisis durchzumachen, wozu auch die dort entstehenden Kantinen oder Branntweinschenken Anlaß gaben. Später aber gestaltete sich der Zustand dieser Gemeinde besonders erfreulich.

In Tulbagh konnte sich der dortige Missions-Verein nicht mehr halten, und, da auch der alte Arie Vos fast ganz taub geworden, war man bereits 1837 zu dem Entschluß gekommen, die dasige Kapelle und Missionshaus der Rheinischen Gesellschaft zu übergeben. Die erstere mußte neu und größer gebaut werden. Um den sich mehrenden Farbigen Unterhalt zu schaffen, wurde ein Platz, eine halbe Stunde östlich vom Ort, angekauft und dort das Institut Steinthal gegründet, das mit Tulbagh in der engsten Verbindung blieb. Im Geistlichen ging's in dieser Gemeinde langsamer. Es fanden sich Leute genug, auf die die Predigt zuweilen tiefe Eindrücke machte, aber nur wenige wurden geschickt befunden, die heil. Taufe zu empfangen. Leider ward im Orte eine Schänke angelegt, die manchen ein Fallstrick wurde, doch hatte Missionar Zahn die Freude, daß sich keiner aus der Gemeinde dort sehen ließ.

Weniger vortheilhaft wirkte die Emanzipation auf die schon freien Hottentotten, die lieber als „freie englische Bürger" vagabondiren, als der christlichen Ordnung des Institutes in Wupperthal sich fügen wollten, dessen kleine Gemeinde daher 1840 erst aus 46 Seelen, davon 11 bei ihrem Anzug schon getauft waren, bestand. Die Oekonomie des Instituts war zwar schon entschieden vorangekommen, aber erst die Jahre 1842—1844 brachten Wupperthal nach dem Eintreffen von

4 neuen Gehülfen äußerlich und innerlich in Flor. Die Einwohnerzahl stieg auf 400 Seelen, eine große Erweckung entstand, und am Ostertag 1844 konnte Missionar Leipoldt 60 Kommunikanten das heil. Abendmahl reichen, während es vier Jahre zuvor blos 7 gewesen waren, und das neue Leben trug in den Bekehrten die lieblichsten Früchte, so daß sie selbst einen Missions-Verein mit einem jährlichen Beitrag von 80—100 Thlr. preuß. bildeten. Auch in der Umgegend machten die Missionare Besuche, und von weither kamen die Leute, unter ihnen auch Boeren, zur Kirche. Vor allem aber blühte die in der Regel von 100 Kindern besuchte Schule, die auch unter sich einen kleinen Missions-Verein bildeten und dazu jährlich für etwa 12 Thlr. Holz aus den Bergen holten; auch ward im Jahre 1842 der Anfang zu einem Seminar zur Bildung von Missionsgehülfen gemacht. Damit ging denn auch das zeitliche Emporkommen des Institutes Hand in Hand, in welchem, da Landbau und Viehzucht wegen der ungünstigen Bodenbeschaffenheit nicht im erwünschten Umfang betrieben werden konnte, besonders die Gerberei und Hutmacherei gewinnbringend war.

Auch für Ebenezer, das armselige und dürre, kam in den Jahren 1842—1844 eine Blütezeit. In einem Jahre konnten 78 Erwachsene und Kinder getauft werden. Ein geordnetes Gemeindewesen, eine Armen- und Krankenkasse trat ins Leben, eine schöne neue Kirche ward 1843 eingeweiht, ein kleiner Missions-Verein bildete sich, auch ein solcher von Kindern, wie in Wupperthal. Fünf Reihen von Hütten, darunter auch 16 kleine Häuser von Lehm und Stein, liefen regelmäßig auf die Kirche aus, dazu gab der Herr durch reichliches Austreten des Flusses noch fruchtbare Zeiten, so daß Anfangs 1844 auf Ebenezer über 300 Menschen in 53 Häusern lebten, und an 60 Kinder die Schule besuchten. Leider aber trat in diesem Jahre wieder große Hungersnoth ein, und die schöne Blüte des Ortes begann alsbald zu welken. —

Wir kommen zur **Berliner Missionsgesellschaft**, die in dieser Zeit den ersten festen Punkt ihrer Wirksamkeit im Kaplande erlangte, die Station Zoar, etwa 40 Meilen in östl. Richtung vom Kap, am Fuße der malerischen Schwarzen Berge gelegen. In einem Thal der Vorberge dieser Kette hatte ein Haufe Hottentotten, welche als Knechte auf den umliegenden Bauernhöfen arbeiteten, ein Dörfchen gebaut. Aus Anlaß einiger christlichen Regungen unter diesen Leuten setzte die Südafrikanische Missionsgesellschaft in der Kapstadt um 1816 oder 1817 zuerst den Missionar Joubert hierher, nannte den Ort Zoar und baute eine kleine Kirche und andere nothwendige Gebäude. Als aber dieser um 1823 seines Amtes entsetzt worden war, und ein erst nach langem Zwischenraum etwa 1836 hingesandter Lehrer schon nach 2 Monaten wegen seiner Sittenlosigkeit abgesetzt werden mußte, auch der Gesellschaft die Mittel ausgingen, überließ sie den Platz 1837 an die Berliner Missionsgesellschaft, deren erster Missions-Superintendent Pehmöller im Oktober d. J. in der Kapstadt landete. Diese sandte im Mai 1838 den Missionar Gregorowsky nach dem von 250 Seelen bewohnten Zoar, wo er wohl manches Stück äußeren

Christenthums, aber keine Erkenntniß und keine Bekehrung, die Gebäude zum Theil, die Sitten aber noch weit mehr verfallen fand. Viehische Trunkenheit erzeugte tiefes Elend, Mord und Ehebruch, und machte stumpf gegen alle Eindrücke des Evangeliums. Mit der Polizeigewalt ausgerüstet führte Gregorowsky alsbald eine strenge Zucht ein und verbot den Besuch der Branntweinläden. Nach 2 Jahren war die Trunkenheit fast ausgerottet, und es war wunderbar, wie nun äußerlich der Wohlstand zunahm, innerlich aber das Wort Gottes Boden gewann. Als Gregorowsky nach 5 Jahren abging, zählte Zoar unter 370 Seelen 45 Getaufte. Unter seinem Nachfolger Radloff aber fing ein wahres geistliches Leben an sich zu regen, und als nun die Südafrikanische Missionsgesellschaft die Gebäude — wozu sie sich verpflichtet hatte — nicht mehr zu erhalten vermochte, die Berliner Gesellschaft sie aber nicht blos auf 10 Jahre übernehmen wollte, da erklärte sich die arme Gemeinde bereit, jene Gebäude die 10 Jahre hindurch zu erhalten, wenn ihnen nur der Missionar bliebe. Darauf ging denn die Gesellschaft ein, und der Kontrakt zwischen der Südafrikanischen und der Berliner Missionsgesellschaft ward 1843 auf 10 Jahre abgeschlossen, während deren die Station volles Eigenthum der letzteren sein, 1853 aber an die erstere zurückfallen sollte. Von da an verwandte die arme Gemeinde jährlich 500 Thlr. auf die Gebäude, das Werk der Bekehrung aber schritt an einzelnen und im ganzen mächtig fort.

So stand denn das Missionswerk in der Kolonie fast aller Orten im schönsten Flor, als im April 1846 ein neuer verheerender Kafernkrieg losbrach, der bis zum Ende des folgenden Jahres währte, und besonders die an der Grenze des Kafernlandes liegenden Stationen in Gefahr und Schaden brachte, doch auch die entfernteren, die, wie Genadendal u. a., ihr Kontingent zum Kriege stellen mußten, in mannigfache Aufregung versetzte. Dennoch ging auch in dieser bewegten Zeit das Werk des Herrn auf den verschiedenen Arbeitsgebieten der Mission im Kaplande nicht zurück, gewann vielmehr an Ausdehnung und tieferer Begründung.

Die **Brüdergemeinde** setzte die Wirksamkeit unter den Lazaruskranken auch nach Verlegung des Instituts von Hemel en Aarde nach dem der Kapstadt gegenüber belegenen Inselchen Robben Island fort. Auf den übrigen Stationen der Brüder aber ging, nachdem die in den Krieg gezogenen Gemeindeglieder zurückgekehrt, alles seinen stillen, gesegneten Gang, wenn auch vielfach noch gegen Unbeständigkeit und den Sauerteig des alten Wesens zu kämpfen war.

Die **Londoner Missionsgesellschaft** sandte 1849, da sich der greise Dr. Philip nach 30jähriger Arbeit zur Ruhe zurückzog,[1]) ihren früheren Sekretär Rev. Freeman als Visitator nach Südafrika. Am Kap traf er die Gemüther in großer Aufregung. Die Sturmzeit des Jahres 1848 hatte auch hier das Verlangen nach einer parlamentarischen Verfassung geweckt, von welcher, als sie 1853 durch die englische

[1]) Er vollbrachte seinen Feierabend in Hankey, wo er am 27. August 1857 heimging.

Regiernng gewährt ward, auch die Farbigen, sobald sie den Besitz eines bestimmten Vermögens nachweisen konnten, nicht ausgeschlossen wurden. Zunächst aber handelte es sich um die von der Regierung beabsichtigte Erklärung des Kaplandes zu einer Strafkolonie, gegen welche von allen Seiten ein so wohlorganisirter Widerstand erhoben wurde,[1]) daß die Regierung auf die Ausführung ihres Vorhabens verzichtete.

Rev. Freeman hebt in seinem Reiseberichte die christliche Physiognomie der Kapstadt hervor, die wesentlich als ein Segen des Missionswerks der letzten 30 Jahre anzusehen sei. Für die 15000 Christen waren 13 Kirchen und Kapellen verschiedener Denominationen in Gebrauch. Im ganzen zählte die Kapstadt damals 22000 Einwohner, darunter 12000 Farbige (incl. 6000 Muhamedaner). Auf seiner Rundreise fand der Visitator viel Erfreuliches. In dem sauberen Hottentottendorfe Zuurbrak sah er in der von 270 Erwachsenen besuchten Schule mit der Brille lesen lernen und erquickte sich am lieblichen Gesang und den einfältigen Gebeten der Eingebornen. Ueber Pacaltsdorp und dem nahen Städtchen George, in dem sich bei 1500 Einwohnern leider 9 Branntweinshäuser fanden, ging die Reise nach Dysalsdorp, einem kleinen Platz, von dem jedoch unter den bei den Bauern umherwohnenden Hottentotten eine weite Wirksamkeit geübt wurde. Ihrer 1500 waren zu einer Gemeinde gesammelt, von der Einfachheit, Mäßigkeit und Reinlichkeit gerühmt wird. In dem Dorfe Oudtshoorn hatte diese Gemeinde ein kleines Grundstück gekauft und unter Leitung des Missionars mit eigenen Kräften eine Kapelle gebaut. Die nächste Londoner Station war Avontuur in der Langekloof, wo Missionar Hood, zugleich Arzt, mit 6 Zuhörern angefangen, jetzt aber 700 Seelen unter seiner Pflege hatte. Von da ging es nach Kruisfontein, einer Nebenstation von Hankey, wo ein Seminar für eingeborne Lehrer und Helfer zu bemerken war. Das demnächst besuchte Bethelsdorp wollte wieder, wie schon in früheren Zeiten, nicht recht befriedigen. Die Einwohnerzahl war auf 300 gesunken, und es war leider zu bemerken, wie die Schlaffheit und Trägheit des Volkes auch auf die Mission und die Missionare nicht ohne Einfluß bleibt. In der rasch anwachsenden Stadt Port Elizabeth hatte die Londoner Mission eine Thätigkeit unter den arbeitenden Fingu (300 Seelen), die in der Nähe ein Dörflein von bienenkorbförmigen Hütten errichtet hatten. Uitenhage war schon eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt geworden, in der eine starke, farbige Gemeinde unter Pflege der Londoner Mission stand. Theopolis hatte sehr durch den letzten Kafernkrieg gelitten. Am Kat River (wie der Name nunmehr in halb-englischer Form lautet) war dies auch der Fall. Doch erholte sich Philipton mit seinen 11 Außenstationen (Balfour, Blinkwater, Tidmanton ꝛc.) schnell und die zerstörten Kirchen waren schon wieder hergestellt. Die Gemeinden zählten an 600 Kommunikanten und 1000 Zuhörer bei der Predigt. Auch die Schulen, deren Lehrer auf dem Seminar in Philipton ausgebildet wurden,

[1]) Der Gouverneur mußte, um nicht mit den Truppen zu verhungern, Lebensmittel von den Bermuda-Inseln kommen lassen.

zählten 700—1000 Schüler. Mehrere Missionsvereine unter Jung und Alt, wirkten im Segen, ebenso ein Mäßigkeits- und ein Ackerbauverein. Eine Druckerpresse gab ein Wochen- und ein Monatsblatt heraus — und das alles meist auf Kosten der Eingebornen.

Auch in dem zu einer schönen Stadt entwickelten Grahamstown, dem Hauptorte des Distrikts Albany, hatten die Londoner eine Station, vielleicht mehr zur Pflege der independentischen Ansiedler. Größtentheils war die Bevölkerung dort methodistisch. Erwähnen wir endlich noch wie Rev. Freeman in Cradock, Somerset (East), Graaf Reinet[1]) und Colesberg kleinere oder bedeutendere farbige Gemeinden unter Leitung von Missionaren seiner Gesellschaft besuchte, so haben wir damit eine Uebersicht über das von ihm visitirte Werk desselben im Kaplande vollendet.

Bald nach dieser Visitationsreise kam abermals ein Krieg zum Ausbruch, obgleich zuvor in der Grenzgegend 4 Militärkolonien angelegt waren. Dieser fünfte Kafernkrieg wurde besonders verhängnißvoll dadurch, daß die meisten Hottentotten jenes Gebietes, auch die am Kat River angesiedelten, in offener Rebellion gegen die Regierung sich erhoben und zum Feinde übergingen. Diese Wendung kam ganz überraschend. Was auch immer den Vätern dieser Leute für Unrecht geschehen war, sie selbst hatten jedenfalls keinen Grund zur Klage, denn lange Jahre hindurch hatten sie dieselben Rechte wie ihre weißen Nachbarn genossen. Vielleicht war das Mißtrauen gegen die neue parlamentarische Verfassung, die thatsächlich den Weißen eine bedeutende Macht gegen die Farbigen in die Hand gab, ein Grund zur Rebellion. Auch Deserteure des aus Eingebornen gebildeten Regiments lieferten den Feinden Verstärkung. Unter diesen war besonders ein gewisser Uithaalder, der sich zum Anführer aufwarf und das Ziel, eine unabhängige Hottentotten-Nation zu bilden, im Auge gehabt zu haben scheint. Unter seiner Leitung wurden viele grausame Thaten begangen. — Das ganze Land war in großer Bestürzung. Es mußten aus England Truppen herbeigeholt werden, und ehe sie kamen, wütheten die Feinde weit und breit. Zu Weihnachten 1851 ward ein allgemeiner Buß- und Bettag gehalten. Auch als die erbetenen Truppen anlangten, dauerte es lange, bis die Feindseligkeiten unterdrückt wurden. Erst im Frühjahr 1853 war die Ruhe wieder hergestellt, und der letzte und schwerste Kafernkrieg, der 4—500 Soldatenleben und 2 Mill. Pf. St. gekostet hatte, beendigt. Wegen des Aufstandes der Hottentotten ist die Mission vielfach beschuldigt worden. Thatsache ist, daß die christlichen Hottentotten vom Kat River, Theopolis und Silo[2]) sich mit bei dem Aufstande betheiligten, während die von Enon treu zur Regierung standen, und lieber von ihren Wohnsitzen flüchteten, als sich den Aufständischen anschlossen. Das wird jedoch keiner, der die Mission kennt, bezweifeln, daß sie nicht das Ihrige gethan habe, um ihren Gemeinden die Lehre der Schrift einzuprägen: Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Die Folgen waren übrigens für die Rebellen sehr traurig.

[1]) So schreiben die Engländer.
[2]) Siehe S. W. Silver u. Co., South Africa, p. 59.

Ihre Ländereien wurden konfiszirt und weißen Ansiedlern zugetheilt. Die besonders Betheiligten wurden aus der Gegend verbannt. Die betreffenden Missionsstationen waren schwer geschädigt, und das zerstörte Theopolis hatte sein Ende gefunden.

Aus den Fünfziger Jahren erwähnen wir zunächst die Visitationsreise des Bischof Breutel von der **Brüdergemeinde** im Jahre 1853. Groenekloof erhielt bei dieser Gelegenheit den Namen Mamre, da jene Bezeichnung jetzt auf den ganzen Distrikt angewendet wurde. Die westlichen Stationen (im Oberlande) machten auf den Bischof einen befriedigenden Eindruck. Elim mit seiner an 800 Menschen fassenden Kirche und schmucken Stationsgebäuden, sowie den in schnurgraden Reihen liegenden soliden Häusern der Hottentotten, erschien ihm die schönste aller Missionsstationen. Enon aber trug noch von dem Kriege, in dem seine Gemeinde 1100 Stück Vieh verloren hatte, ein sehr ärmliches Gepräge. Die Arbeit unter den Fingu's in Clarkson hatte gute Früchte getragen. Schmiede, Tischlerei und Bäckerei waren in gutem Gange; die Gebäude waren eigenhändig von Gemeindemitgliedern errichtet. Beim Gottesdienst erschienen die Fingu's alle ordentlich angezogen, die Männer meist in weißen oder karrirten Beinkleidern und Westen mit blauem Tuchüberrock. Welch' ein Abstand gegen den Zustand roher Wildheit, in dem sie sich hier vor noch nicht zwei Jahrzehnten niederließen. — Trotz aller erfreulichen Erfahrungen aber trat auch bei dieser Visitation es hervor, wie wenig die Hottentottengemeinden fähig sind, sich selbst überlassen zu werden, auch wenn die Mission ihr Werk vollbracht zu haben scheint. Sie selbst sprachen es vielfach aus, daß sie der Leitung nicht entbehren könnten. Nähme man ihnen die Lehrer, so würden sie wie Schafe ohne Hirten sein.

Die **Methodisten** mußten um diese Zeit klagen, daß in der Kapstadt (wo auch der Muhamedanismus seit Erbauung einer neuen Moschee stolzer sein Haupt erhob, und die Goldminen Australiens gleichfalls eine dem Gedeihen des Missionswerkes keineswegs günstige Aufregung hervorriefen), drei eingetroffene Mormonen-Missionare eine Anzahl Leute aus der Nachbarschaft von Rondebosch verführt hatten; im Kreise Stellenbosch wurde eine versprechende Außenstation in Raithby angelegt. Aus dem Albany-Distrikt konnte die Gesellschaft berichten, daß auch nicht ein einziges Mitglied ihrer Gemeinden oder auch nur ein Bewohner ihrer Stationen sich zum Treubruch gegen die Regierung habe verleiten lassen. Die dortigen Gemeinden wurden mit Erfolg angeleitet, alle Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse selbst zu bestreiten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder europäischer Abkunft war.

Die Station zu Stellenbosch war 1846 von dem dortigen Missionsverein der **Rheinischen Missionsgesellschaft** bleibend abgetreten worden. Die geistliche Entwicklung der farbigen Gemeinde machte ziemlich gleichmäßige Fortschritte, obgleich auch hier über den zunehmenden Weltsinn zu klagen war. Die Besuche auf den Außenplätzen mußten wegen Mangels an Arbeitskräften aufgegeben werden, nur Sarepta ward noch bedient, und die kleine Gemeinde daselbst blieb im Wachsen. Viel

Trägheit, Lauigkeit, Weltsinn — aber eine kleine Zahl wahrhaft erweckter Seelen, das war auch hier das Bild der Gemeinde. — In dem zu einem stattlichen Ort herangewachsenen Worcester hatte Missionar van Effelen auf die 1500 Seelen starke farbige Bevölkerung großen Einfluß. Die Hälfte derselben gehörten zu seiner Gemeinde, mit denen er eine neue Kirche errichtete, die größte, die im ganzen Kaplande zum Gebrauch für Farbige vorhanden ist. Im ganzen zeigte sich hier frisches Leben. Tulbagh war durch verschiedene Verhältnisse zurückgekommen, während das dazu gehörige Steinthal lieblich aufblühte. Nahe beim Honigberg, im Gebiet der 24 Rivieren, nur 4 Stunden nordwestlich von Tulbagh, war mittlerweile bereits 1846 durch Ankauf des Landgutes Löwenfels vom Missionar Külpmann das Institut Saron gegründet worden, dessen Kaufpreis ganz ebenso wie zu Steinthal durch die jährliche Pachtsumme der sich dort niederlassenden Familien verzinst und nach und nach amortisirt werden sollte. Hottentotten und Schwarze drängten sich herbei, und schon nach 3 Monaten wohnten über 300 Leute da, deren Zahl sich bald verdoppelte und verdreifachte. Schon Weihnachten 1847 konnten vier Erstlinge getauft werden, denen binnen 10 Jahren über 250 folgten, während die Kirche und Schule zu klein wurde für die Menge der Besucher. — Wupperthal ward seit 1851 durch Ankauf zweier benachbarter Plätze vergrößert, und konnte allmählich nicht blos den Unterhalt der daselbst befindlichen Missionsfamilien aufbringen, sondern noch außerdem an 1500 Thlr. preuß. jährlich zur Missionskasse beisteuern, und die etwa 400 Seelen zählende Bevölkerung, darunter etwa die Hälfte getauft, gab 1853 aus ihren Mitteln einen Missionsbeitrag von 227 preuß. Thalern. Der Kirchenbesuch war gut, der äußere Wandel meist ehrbar, doch gab es auch hier Zeiten, wo über Erkaltung und ein mattes, laues Wesen geklagt werden mußte. — In Ebenezer hatte Missionar Juffernbruch bei seiner Ankunft 1846 nur noch 241 Bewohner, davon 69 Erwachsene und 54 Kinder zur Gemeinde gehörten, angetroffen, und bei äußerer Armuth sah es auch mit dem geistlichen Leben sehr dürftig aus. Eine Zeit lang schien es besser zu gehen, und von den 350 zum Orte gehörigen Leuten fand man, außer zur Winterszeit, durchschnittlich 200 in der Kirche. Neue Noth aber brachte neue Rückschritte, und das arme Ebenezer mußte sein erstes Vierteljahrhundert in großer Schwachheit beschließen.

Weit erfreulicher hatte unterdessen das Werk der **Berliner Missionsgesellschaft** in Zoar sich entwickelt. Hier betrug die Zahl der Getauften im Jahre 1848 bereits 500, und diese brachten 159½ Thlr. unter sich auf, als Miss. Prietzsch ihnen die Pflicht der Betheiligung an der Mission ans Herz legte und einen Missionsverein in Zoar stiftete. Nach der weichen Gemüthsart der Hottentotten blieb zwar das christliche Leben noch immer weit hinter ihrer innern Erregung zurück, und Ausschließungen aus der Gemeinde wegen grober Sünden fielen dann und wann noch vor. Als aber der Freiheitsschwindel im letzten Kafernkrieg über die ganze Kolonie sich verbreitete und selbst viele getaufte Hottentotten mit fortriß, zu den Kafern überzugehen, hat der

Geist des Aufruhrs in Zoar keinen Boden gewinnen können, und die 80 Mann, welche von da mit gegen die Kafern zogen, haben stets das Lob einer guten Führung erhalten. Die edelsten Gemüther fanden sich unter den Frauen, stille, demüthige, in Leiden geduldige, opferwillige Seelen, die jede alte Christengemeinde zieren würden. Zur Hülfe in der geistlichen Pflege der über 600 Gemeindeglieder (1853) hatte der Missionar seit 1847 Diakonen und Diakonissen; für Erhaltung der Ordnung und Beaufsichtigung der Gemeinde-Arbeiten bestanden schon länger 4 Ortsvorsteher oder Korporale mit 4 Stellvertretern, wozu später noch 4 Rathsleute oder Richter ernannt wurden, die jeden Monat einmal mit den Diakonen und Korporalen bei dem Missionar sich versammelten, um alle Klagen über Unordnungen, welche diese anbrachten, zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Der würdigste und tüchtigste unter ihnen war der Küster Adam Stoffels,[1]) dem selbst alle Bauern das Zeugniß eines unsträflichen Wandels, alle lebendigen Christen aber das Zeugniß eines wahrhaft demüthigen und glaubensvollen Herzens und einer innigen Liebe zum Herrn geben mußten. Eine Leichenkasse und ein Bibelverein war gleichfalls eingerichtet, als man 1849 an den Bau einer neuen Kirche dachte. Aber ehe diese noch zu Stande kam, war bereits vor etlichen Jahren wegen der wachsenden Bevölkerung und im Hinblick auf die 1853 bevorstehende Rückgabe des Ortes an die Südafrikanische Missionsgesellschaft der nur eine halbe Stunde entfernte Bauernplatz Ylandsfontein angekauft, zu dessen Bezahlung das Vermächtniß einer edlen Missionsfreundin, Amalie von Stein, eine treffliche Hülfe war, weshalb er auch den Namen Amalienstein bekam. Nach Abschließung dieses Kaufes munterten die Gemeindeglieder selbst ihren Missionar, der Bedenken trug, sie bei ihren vielfachen Ausgaben noch mehr zu belasten, zum Kirchenbau auf, der denn in einer Gemeindeversammlung einstimmig beschlossen, und durch freiwillige Beiträge und unentgeltliche Arbeit der Gemeindeglieder, wie durch Beisteuern von Missionsfreunden in Europa, bis zum Jahr 1852 unter allen Kriegsstürmen im Rohen vollendet wurde. Die Gemeinde zählte damals 660 Getaufte. Mittlerweile hatten schon die Verhandlungen der Berliner Missionsgesellschaft mit der Südafrikanischen begonnen, um wo möglich Zoar noch länger zu behalten, und die Rückgabe ward vorläufig bis zum 1. September 1854 hinausgeschoben, diese Zeit aber fleißig benutzt, um, da die ganze Gemeinde fast einstimmig ihren Wunsch und Willen aussprach, in der Lehre und Pflege der Berliner Mission zu bleiben, auf Amalienstein ein neues Dorf zu bauen, das, wenn Zoar wirklich aufgegeben werden müßte, ein neues Zoar für die Gemeinde würde. So geschah es denn, und nach noch weiteren Verhandlungen, die aber eben so erfolglos waren, ja sogar Zwietracht und ärgerliche Zerwürfnisse zwischen die Missionare und in den Schooß der Gemeinde brachten, ward endlich im Mai 1856 Zoar an die Südafrikanische Missionsgesellschaft zurück

[1]) Vgl. Berliner Missionsb. 1845, p. 120 f.

gegeben, während über 500 Seelen, mit Einschluß der Ungetauften, unter der Pflege der Berliner Mission in Amalienstein blieben. Dem damals dorthin berufenen Missionar A. Schmidt gelang es mit vieler Geduld und Ausdauer Friede und Ordnung in der Gemeinde wieder herzustellen, für die seitdem eine erfreuliche Entwicklung begann.

Doch wir sind hiermit bereits in die jüngste Periode der Mission im Kaplande eingetreten. Suchen wir, ehe wir den letzten Rundgang durch dasselbe halten, ein allgemeines Bild von den dortigen neusten Zuständen zu gewinnen.

4. Zustände und Missionen in der neusten Zeit.

Das Kapland ist nicht mehr, was es vor 40 oder 50 Jahren war. Damals war das Gepräge des alten holländischen Boeren überall unverwischt. Englisches Wesen war freilich auch schon als ein neues Element eingetreten. Aber im ganzen verschwand es unter der holländischen Art. Die Sklavenemanzipation bildet die Epoche, von der aus neue Zustände in der Kolonie datiren. Grollend zog sich der alte Boer in das unwirthbare Innere des Kontinents zurück. Wer blieb, mußte sich mehr und mehr der fremden Weise anbequemen und konnte dem Andrange einer höheren Kultur nicht widerstehen. Wiewohl die holländische Zähigkeit viel alte Formen bisher festgehalten hat, ist doch weit und breit in verschiedenen Beziehungen modernes Wesen eingedrungen.

Damit aber sind viele Krisen über das Land gekommen. Die Kapkolonie ist ein armes dürres Land. 10000 Morgen Grund und Boden sind dort weniger ergiebig als in Europa unter Umständen 10 Morgen. Jene abgehärteten Naturen mit den wettergebräunten Gesichtern und den Herzen — wenn nicht hart und gefühllos gegen die Eingebornen, so doch jedenfalls frei von Sentimentalität in diesem Stücke, konnten ihr Auskommen dort finden. Will jemand aber auf den Höhen moderner Kultur in Südafrika leben, so wird er bald, wenn nicht reiches Kapital ihm Rückhalt gewährt, Bankerott machen. Dann und wann freilich gewährt das sonderbare Land auch einmal einen außergewöhnlich reichen Ertrag. Wenn reichliche Regen fallen und üppige Weide für die Heerden hervorrufen, wirft die Schafzucht wohl in einem Jahre 100 % reinen Gewinn ab. Dieser aber wird von den mittelmäßigen und schlechten Jahrgängen bald wieder verschlungen. Leider ist nicht überall die haushälterische Weisheit vorhanden, welche die Mittel richtig zu vertheilen versteht. Daher kommt in die Verhältnisse des Kaplandes so ein unbeständiges Schwanken; bald ist Fülle, bald wieder bittre Armuth. Schlimmer aber ist dies Schwanken noch geworden, seitdem die Spekulation und der Schwindel ihre Hebel in Bewegung setzen, hie und da die Verhältnisse hochzubringen, unbekümmert darum, wie alles, wenn sie die Schafe geschoren haben, in desto tiefere Abgründe zurücksinkt. Seit 1867 hat vollends das Diamantenfieber die Kolonie aus ihrem alten Gang gebracht. Die

10 Millionen Pfund Sterling (200 Mill. Rmk.), welche den Werth der bis jetzt gewonnenen Diamanten bezeichnen sollen, haben das Land nicht glücklicher gemacht — in der Wüste schützen blanke Steine und klingendes Gold nicht vor dem Verhungern — wohl aber sind durch die Rushes[1]) manche soliden Verhältnisse des Landes erschüttert worden. Dazu sind seit längerer Zeit verschiedene Heimsuchungen gekommen: tödtliche Epidemien unter den Pferden und dem Rindvieh, die Rebenkrankheit in den früher sehr bevorzugten Weinbaudistrikten, besondere Dürre, die mit Hinzurechnung der schon angedeuteten Krache in den Handels- und Geldgeschäften sehr stark den Wohlstand der Kolonie untergraben. Dennoch findet sich immer noch ein gutes Maß Gediegenheit von Alters her in der Kapbevölkerung, so daß auch solche Wechselfälle überstanden werden.

Doch suchen wir einige bestimmte Züge ins Auge zu fassen. Wohl geht der alte Ochsenwagen auch heute noch über Berg und Thal, über Stock und Stein. Doch zahlreiche, wohlgebaute Straßen kreuzen das Land, und auf dem zweirädigen Passagierkarren, oder in dem großen Omnibus reist man von einem Städtchen oder Dorfe zum andern, wo ehedem auf Tagereisen nur einzelne Bauernhöfe aus der dürren Landschaft wie Oasen hervorblickten. Jener Charakter des Landes mit seinen schroffen Wechseln, wie oben angedeutet, hat sich ja natürlich nicht verändert.[2]) Auf einigen Linien braust auch bereits das Dampfroß durch das Land und manche andre solcher Linien sind projektirt, aber es fehlte an den Mitteln sie auszuführen. Auch bieten die fertigen, die nicht rentiren und den von ihnen berührten Gegenden nichts weniger als Wohlstand gebracht haben, kein ermunterndes Beispiel.

Werfen wir nun einmal einen Blick in das Daheim eines Boeren, das uns sogleich beweisen wird, wie es unter diesen Leuten gebildete oder doch Bildung schätzende Leute gibt.[3]) Wir finden eine geschmackvolle, ja elegante Einrichtung. Die Wirthin wiegt sich im amerikanischen Schaukelstuhl,[4]) die feine Stickerei in der Hand, vor einem Tischchen, auf dem der Theekessel brodelt. In der Mitte des mit gediegenen Teppichen ausgelegten und mit geschmackvollen Tapeten bekleideten Zimmers steht ein Tisch mit allerlei Bilderwerken, Photographien und Stereoskopen. Ein Mahagonischrank umfaßt eine ausgewählte Bibliothek meist religiöser Werke. Auch die Musik ist hier in Ehren, wie uns das Pianino und Harmonium zeigt. Die erwachsene Tochter, die mehrere Jahre im Pensionat (etwa in dem der Rheinischen Mission in Stellenbosch) zugebracht hat, eine liebliche Erscheinung, mag uns

[1]) Terminus technicus für das plötzliche Hinzuströmen der gierigen Gold- oder Diamantensucher zu einem neuentdeckten Felde.

[2]) Ja man kann sogar von einer stetig zunehmenden Dürre reden. Das spärliche Wasser nimmt von Jahr zu Jahr weiter ab. Flüsse, die vor 30 Jahren noch fortwährend Wasser hatten, stehen jetzt einen großen Theil des Jahres als trockene Flußbetten da.

[3]) Vgl. Wangemann, Ein Reisejahr, S. 102.

[4]) Die Möbel bezieht man am vortheilhaftesten, obgleich zu ungeheuren Preisen, aus Amerika. Dorther wird auch das Holz bezogen zu denen, die am Kap verfertigt werden und die noch theurer kommen.

ein Mendelsohn'sches Lied ohne Worte leidlich vortragen und eines von den geistlichen Liedern im Volkstone, das die versammelte Familie anstimmt, auf dem Harmonium begleiten. Weniger befriedigend ist vielleicht die Ausbildung des Bruders, der sie in einem Städtchen im Privatinstitute irgend eines ziemlich abenteuerlichen Gelehrten empfangen hat, wo er es bis zum Nepos brachte. Der Bauer ist ein betriebsamer Mann, hat einen Laden angelegt, in dem das Geschäft gut geht,[1]) hat eine Schule für seine jüngeren Kinder und die der Nachbarn eingerichtet und unterhält mit einem Zuschuß seitens der Regierung einen eigenen Lehrer. Der Laden nimmt ihm viel Zeit; doch freut er sich, wenn mal Leute zu ihm kommen, mit denen er über andre Dinge als des Lebens Alltäglichkeiten reden kann.

Wir haben allerdings wohl einen Bauern erster Klasse getroffen; bei manchem andern würden wir doch Zustände finden, die unsrer früheren Schilderung nahekommen, oder eine Mischung, wo neben dem einen feinen Zimmer mit Teppichen andre liegen, die nach alter Weise mit verdünntem Kuhmist lackirt werden. — Ebenso schroff sind die Gegensätze in dem Städtchen, wo Lehmhütten, die eine der wenigen Straßen bilden, dann aber wieder ein Hotel mit allem Komfort, den man nur in einer europäischen Großstadt erwartet, dem Reisenden ein bequemes Unterkommen gewährt.

Doch uns interessiren vor allen die farbigen Einwohner des Kaplandes. Wir haben sie kennen gelernt kurz nach ihrer Emanzipation, und es gelang uns nicht, im ganzen ein günstiges Bild von ihnen zu gewinnen. Manches ist inzwischen bei ihnen besser geworden. Zwar begegnen wir auch jetzt noch vielen, die bald hier bald dort umherstreifen, sehr vorübergehend Arbeit nehmen und dann wieder ihren Verdienst verthun und dazu stehlen. Aber viele haben sich an ein geordnetes, seßhaftes Leben gewöhnt. Entweder haben sie eignen Grundbesitz erworben, oder sie pachten ein Erbe (Grundstück) fruchtbaren Landes in der Nähe einer Stadt — vielleicht einen halben oder einen ganzen Magdeburger Morgen für 3 Schilling (1 Thaler) monatlich — und gewinnen durch Acker- und Gartenbau in angemessener Weise ihren Lebensunterhalt. Sie haben ihren ordentlichen Sonntagsrock, und die Kravatte dazu muß blendend weiß sein. Kommen aber schlechte Zeiten, so haben sie wenigstens einen geflickten Rock und laufen nicht in Lumpen. — Sehen wir uns aber diese Klasse von Menschen genauer an, so werden wir vorzugsweise die schwarzen Gesichter finden. Die Neger und ihre Abkömmlinge sind der ungleich solidere Theil der farbigen Bevölkerung.[2])

Die hellen, gelblichen, fast weißen Gesichter, die sich mit Selbstgefühl wegen des Antheils europäischen Blutes, das sie in ihren Adern haben, „Bastarde" nennen, sind ein armes verkommenes Geschlecht, wo

[1]) Smousen lassen sich nur seltener sehen; sie müssen ihre Züge jetzt tiefer in das Innere lenken.

[2]) Eine eingehende Vergleichung des Zustandes der emanzipirten Sklavenbevölkerung auf den herrlichen Antillen und jener in dem dürren Kaplande, würde höchst interessant und instruktiv sein.

sie sich selbst überlassen sind. Zur Arbeit nimmt man sie nicht gern, denn Trägheit ist der alte Erbfehler der Hottentotten. Wo sie aber zu christlichen Gemeinden gesammelt sind, da sind sie wie Kinder, die man vom Gängelbande nicht loslassen darf; auch hier, wie gewöhnlich, fröhlich und sorglos, doch mit leicht erregbarem Gefühle, auf dessen schwankenden Wogen das Schifflein bestimmter Ueberlegung seinen Kurs nicht halten kann. An frommen Regungen fehlt es daher nicht und selten mögen andre Menschen so vom Bußgefühl durchschüttert werden, wie ein Hottentott, oder höher jubeln in der Freude der Begnadigung. Aber die Energie, nun dem Gefühle gemäß zu handeln, fehlt ihm. Seine Fortschritte in der Heiligung stehen im Verhältniß zu der Leitung, die ihm zu Theil wird und der er willig folgt. Wo eine Gemeinde größer wird, als daß die Seelenpflege den Einzelnen immer im Auge und unter der Zucht halten kann, da kommt das alte heidnische Wesen immer bald wieder zum Vorschein. „Lüge und Ehebruch", heißt es von Genadendal,[1]) „sind leider noch sehr im Schwange, wogegen theils durch die natürliche Anlage, theils durch die Gewöhnung aus der Sklavenzeit her, Unbescheidenheit und Ungehorsam selten vorkommen." „Ihr sittlicher Zustand ist,[2]) obgleich namentlich in einzelnen Seelen, die den Herrn aufrichtig suchen und in Wort und Wandel bekennen, der Heilige Geist sichtlich sein Werk hat, doch kaum zu der Höhe gelangt, die man auch in deutschen Ländern findet. Lüge und Sünde gegen das sechste Gebot sind besonders tief eingewurzelt; letztere in dem Maße, daß die Anschauungen und Gespräche der Kinder, die bereits früh von ihren Eltern schrankenlose Schamlosigkeit zu sehen und zu hören gewohnt, über die Maßen schmutzig sind. Die Brüder wagen deshalb ihre Kinder, namentlich ihre Töchter, im Alter von 8—10 Jahren fast gar nicht mehr in Berührung mit den Farbigen zu belassen. So schwer ihnen die Trennung wird, so entschieden sind sie alle dafür, sie in diesem Alter aus jenem Grunde zur Erziehung nach Europa zu schicken. Denn Alt und Jung spricht von Geschlechtsverhältnissen mit derselben Gleichgültigkeit, wie vom Essen und Trinken, und es bleibt nicht beim Sprechen." — Bei allen aus diesen Zuständen entspringenden Entmuthigungen trösten sich die Missionare der wirklichen Herzensbekehrung einzelner.

Als charakteristisch erwähnen wir noch eine gewisse gutmüthige Fügsamkeit, so lange ihnen nicht anhaltende energische Arbeit zugemuthet wird. Auch geben sie gern etwas hin für Kirche und Schule, so lange sie selbst etwas haben.[3]) Dies hängt aber mit ihrer vollsten Sorg-

[1]) Wangemann, a. a. O. 36. „Die Brüder wollen bemerkt haben", heißt es dort weiter, „daß während durch die Verbastardung die erste Generation der Bastarde körperlich und geistig kräftiger waren als die Hottentotten, in letzterer Zeit ein bedeutendes Sinken der körperlichen und geistigen Kräfte in der farbigen Bevölkerung sich zeige. Auch Miss. Zahn urtheilte, daß mit Ausnahme der Betschuanen alle andern südafrikanischen Stämme sicherlich früher oder später vor der Civilisation verschwinden würden."

[2]) Ebend. S. 30.

[3]) In einzelnen begünstigten Gegenden bringen die Farbigen alle Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse auf, wie z. B. in de Paarl, wo allerdings in der Umgegend

losigkeit zusammen. Zu sparen verstehen sie nicht; was sie verdienen muß sofort verzehrt werden. Hat jemand im Sommer den Verdienst einer ganzen Woche erhalten, so ist er nicht so leicht zum Arbeiten zu bewegen. Gewöhnlich dauert es aber nicht lange, so ist alles Verdiente für allerlei Unnöthiges verausgabt.[1])

Wie schon bemerkt, steht der schwarze Theil der Bevölkerung entschieden über den Hottentotten. Dennoch finden sich auch bei diesem manche der angedeuteten Schäden. Die Trunksucht richtet auf beiden Seiten ihr Verderben an, und Fleischessünden sind gleich häufig hier wie dort. Gegen das erstere Laster haben die auf den meisten Missionsstationen begründeten Enthaltsamkeitsvereine gute Wirkung gethan.

Ueberhaupt wird kein unbefangener Beobachter den Segen der Missionsarbeit im Kaplande bestreiten können, so sehr auch die Missionsfeinde dort dieselben schmähen.[2]) Man blicke nur hin in die vollen Kirchen, wie etwa zu Stellenbosch, wo ihrer 800 meist Farbige, von denen kaum einer vom Gottesdienst zurückbleibt, wie sie in anständiger Kleidung mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt folgen, oder in eine der Abendandachten, wie sie so ein farbiger Schulmeister hält, der dabei mit einer solchen Innigkeit aus dem Herzen betet, wie man es nur von einem Weißen erwarten möchte; man höre die erbaulichen Gesänge in den Missionskirchen, die den Gesang, wie er durchschnittlich in unsren Dorfkirchen sich findet, oft bedeutend übertreffen, und man halte dagegen die rohen Haufen der Eingebornen, die sich dem Einflusse des Wortes Gottes entziehen und die ohne Schutz den verderblichen Versuchungen der Laster anheimgegeben sind, gegen welche die zu einer christlichen Gemeinde gehörenden, bei aller Schwachheit doch einen wesentlichen Anhalt haben, so wird man auch hier bei vielen tauben Blüten, die man vormals in überspannter Erwartung sah, doch noch immer der in dem Missionswerk aufgewendeten Mühe und Mittel die gereiften Früchte erkennen müssen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Schulwesen der Mission. Bei der immer größeren Ausdehnung desselben ist es natürlich, daß es zum großen Theil den Händen eingeborner Lehrer anvertraut ist. Wo die Leitung und Aufsicht eines europäischen Missionars fehlt, wird zwar manches verkehrt gemacht; ja es liegen für so einen farbigen Lehrer, wenn er sich selbst überlassen ist, die ernstesten Gefahren nicht blos nach der intellektuellen, sondern auch nach der moralischen Seite nahe. Dennoch gibt es unter der bezeichneten Klasse recht tüchtige

---

ein Tagelohn von 3—5 Schilling (= Mark) zu verdienen ist, während derselbe anderswo nur ½ Sch. beträgt.

[1]) Ebend. S. 125.

[2]) Auch der oben öfters erwähnte Kretzschmar gehört zu den letzteren. Sein Urtheil als eines Augenzeugen möchte Gewicht zu verdienen scheinen. Doch die Voraussetzungen, auf welche er seine Angriffe gründet, namentlich der, daß auf den Instituten alle dort lebenden Farbigen auf Missionskosten untergebracht würden, zeugt von zu großer Unkenntniß der Verhältnisse, als daß sie der Widerlegung bedürfte.

Leute, deren Leistungen hinter denen mancher unsrer Dorfschullehrer wenig zurückstehen.

„Ich hatte meine große Freude, die Kinder dort versammelt zu sehen", schreibt Dr. Wangemann von Sarepta. „Sie hatten sich einen ziemlichen Schatz von Bibelsprüchen angeeignet, konnten die vornehmlichsten biblischen Geschichten geläufig erzählen und lasen Englisch und Holländisch ziemlich fertig; die Reiferen rechneten kleine Regeldetriexempel (freilich nur auf der Tafel, denn das Kopfrechnen will durchaus nicht in den Kopf dieser Farbigen, der eine selbständige Denkarbeit nicht leicht übernimmt. Nur die Handschriften waren minder fest und sauber, als ich sie in andern Schulen später gefunden habe. Rührend war es mir zu sehen, wie auch kleine, zweijährige Kinder mit in die Schule gebracht worden waren, und theils an der Erde hockten, theils von ihren ältern Geschwistern auf dem Arme getragen wurden. Ein neunjähriges Mädchen, das zum Lesen aufgefordert wurde, hatte in dem einen Arme ihr Brüderchen, in der andern Hand die Fibel, aus der sie las." Der dortige farbige Schulmeister erhielt übrigens ein Jahrgehalt von 75 Pfd. St. (= 1500 Mark). — Aus dem Erziehungsinstitute für Nationalgehülfen zu Genadendal, in dem Jünglinge aller farbigen Stämme Südafrika's vereinigt sind, berichtet derselbe: „ich wohnte dem Unterricht bei in der biblischen Geschichte, christlichen Heilslehre, der Weltgeschichte (Wilhelm Tell), allgemeinen und biblischen Geographie. Ueberall machten die Jungen den Eindruck, daß sie als gehorsame Schüler lernten ohne wirklich innern brennenden Eifer. Die Schreibhefte waren zum Theil recht sauber und zeigten schöne Handschriften. Auch die Zeichnungen waren wohl ausgeführt. Lesen konnten sie englisch und holländisch mit genügender Fertigkeit; dagegen beim Rechnen, besonders beim Kopfrechnen, schien es ihnen schwer, selbständig denkend sich in Größenverhältnisse hineinzufinden. Die schriftlichen Ausarbeitungen beschränkten sich auf Wiedergeben von gelesenen oder durchgesprochenen Briefen, Beschreibungen u. s. w. In Bezug auf Betragen und Strebsamkeit gaben ihnen die Lehrer gutes Lob. In den Freistunden werden sie mit Buchbinderei und Buchdruckerei beschäftigt. Auch spielen sie Piano und Orgel und bearbeiten jeder sein kleines Gärtchen.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse den neuesten Stand der Mission im Kaplande. Die **Brüdergemeinde** arbeitet auf 7 Stationen.[1]) Als neu hinzugekommen gegen unsre letzte Aufzählung ist zu erwähnen: Wittewater, 9 Meilen nördlich von Mamre im Distrikte Groenekloof, nebst der Außenstation Goedverwacht, auf der von dort aus schon früher eine kleine Gemeinde gesammelt. Mit dem Ankaufe des Bauerngutes Wittewater wurde 1859 dieses Arbeitsgebiet zu einer selbständigen Station erhoben. — Genadendal[2]) litt an Ueberfüllung (4000 Seelen), daher wurde 1865 die Station Berea (1½ M. westlich) abgezweigt. Die andern Stationen sind: Elim, Enon und Clarkson, zu welcher letzteren die Außenstation Wittekleibosch hinzugekommen. Die Zahl der sämmtlichen Pflegebefohlenen erreicht (1875) fast 8000, unter denen jedoch 430 ausgeschlossene mitgezählt sind. In den letzten 5 Jahren waren 300 Seelen hinzugekommen. Die Tagesschulen besuchen 1960 Kinder.

Die Mitglieder wohnen soviel als möglich auf den Stationen beisammen, wo sie in Kirche und Schule einer sorgsamen Pflege genießen und ihren äußeren Unterhalt meist durch Feld- und Gartenbau und

[1]) Die östlichen Stationen für die Kafern, deren mehrere jetzt mit zur Kolonie gehören, sind hier nicht berücksichtigt, sondern werden unten erwähnt werden.

[2]) In den deutschen Berichten wird freilich jetzt immer Gnadenthal geschrieben. Offiziell aber ist obige Schreibart.

zu Zeiten, namentlich in der Ernte, auch durch Arbeit auf den umliegenden Bauernplätzen finden. — In Mamre war geistliches Regen zu bemerken. Ohne Zuthun des Missionars waren 2 Gebetsvereine für Männer und Frauen entstanden. Von der Außenstation dieser Gemeinde, genannt Johanniskirch, wurde berichtet: Wenn man sich erinnert, welch ein wüstes, rohes Volk ehemals dort lebte, und nun sieht, wie es sich geändert hat, so muß man staunen; statt der sonst besonders in der Weihnachts- und Neujahrszeit üblichen Saufgelage und Schlägerei herrscht jetzt Ruhe und Ordnung und die Kirche ist ganz angefüllt von andächtigen Besuchern. 300 sind dort mit der Mission in Verbindung getreten.

Das sind Höhen in dem sanften Wellenschlage, in welchem das Werk bei der treuen, schlichten, hingebenden Arbeit der Brüder sich bewegt, auf welche auch wieder Zeiten der Tiefe folgen, da unter den Mängeln des geistlichen Zustandes der Gemeinden, oder unter schweren äußeren Heimsuchungen (Heuschrecken, Hagelschaden, Dürre) viel zu seufzen ist. Immer wieder aber kann die gnädige Durchhülfe des Herrn gerühmt werden — und das Werk geht ruhig vorwärts.[1])

Die **Londoner Missionsgesellschaft** geht seit einer Reihe von Jahren damit um, ihre Stationen im Kaplande in selbständige Parochien umzuwandeln. Sie meinte ihre Aufgabe im wesentlichen hier gelöst zu haben und fühlte sich verpflichtet, ihre Kräfte den heidnischen Stämmen weiter im Innern des Kontinents zuzuwenden. Die sog. „Institute" schienen unter den neueren Verhältnissen überflüssig. Es wurde daher seitens der Mission alle Fürsorge für die irdischen Angelegenheiten der an jenen Punkten gesammelten Gemeinde aufgegeben, der Acker, soweit er Eigenthum der Gesellschaft war, und die Werkstätten abgeschafft, und nur die Sorge für die geistlichen Angelegenheiten beibehalten. Auch die Besoldung der Missionare sollte fortan möglichst von den Gemeinden übernommen werden, was auch einige der letzteren alsbald ausführten. Dagegen wollte die Gesellschaft ihre Arbeit für das Kapland in der nächsten Zeit dahin richten, die Ausbildung der farbigen Theologen zu befördern, die einst an die Spitze der Missionsgemeinden treten sollten, damit diese zur vollen Selbständigkeit entlassen werden könnten. Auch für die Beförderung des noch nicht sein Ziel erreichenden Elementarunterrichts auf den Stationen wurde für die nächste Zeit noch die Beihülfe der Gesellschaft zugesagt.

Die Ausführung dieses Planes scheint jedoch manche Schwierigkeiten gefunden zu haben, obwohl nicht blos die Missionare, sondern auch die Gemeinden sich derselben willig zeigten.[2]) Aber nur in wohl-

---

[1]) Die Arbeit auf der Robben-Insel in der Anstalt für Aussätzige, mit der jetzt auch eine solche für Irrsinnige verbunden ist, ging 1867 in die Hände der anglikanischen Kirche über.

[2]) Ich ersehe aus den vorliegenden Quellen nicht, ob die beabsichtigte Veräußerung der Ländereien auf den Instituten, deren Erlös zur Begründung eines theologischen Seminars verwendet werden sollte, zur Ausführung gekommen ist. Auf Hankey wenigstens scheint nach einem Berichte des Rev. Philip noch jetzt das Land zur Station zu gehören.

haben deren Orten wie Oudtshoorn, ließ sich die Besoldung der Missionare durch die Gemeinden in angemessener Weise durchführen. Dort ist in der wohlbewässerten Umgegend allzeit reichlicher Verdienst auf den Bauernhöfen zu finden. Daher waren die farbigen Christen im Stande, ihrem Pastor ein Wohnhaus für 570 Pfd. St. und eine Kirche für 400 Pfd. St. zu bauen, sowie jenem ein Jahresgehalt von 200 Pfd. Sterl. zuzusichern. Freilich waren auch hier schon in Jahren der Noth die Gemeindebeiträge unregelmäßiger eingegangen und der Pastor in Verlegenheit gerathen. Doch beschloß damals die Gemeinde, lieber alle Anstrengungen zu machen, um ihre Selbständigkeit zu bewahren, als von der Gesellschaft wiederum Unterstützung zu erbitten. Schlimmer aber ging es auf andern Stationen, wie z. B. Pacaltsdorp.

„Die Leute waren bitter verarmt und zerlumpt und gaben ihrem Prediger Atchinson keinen Pfennig zum Unterhalte. Der Lehrer, der wie der Prediger nur auf die Beiträge der Gemeinde angewiesen ist, war weggegangen, so daß die Schule ganz geschlossen werden mußte.“ Atchinson, ein alter, sommer, kindlich einfältiger Mann — — — war nur durch sein Privatvermögen vom Hungertode bewahrt geblieben. Er klagte über große Ermattung in seiner Gemeinde, welche in den Zeiten der Noth nur noch mehr erschlafft und gleichgültig geworden sei, die Kirche nur sehr spärlich besuche und bei der Hungersnoth nicht nach dem Herrn frage.[1])

Diese Schilderung zeichnet die Zustände allerdings zu einer höchst ungünstigen Zeit; denn der Distrikt George, in welchem Pacaltsdorp liegt, hatte wie vielleicht kein andrer unter den schweren Heimsuchungen der Dürre, des Viehsterbens 2c. gelitten. Indessen auch nachdem die letzteren vorübergegangen waren, scheinen sich auf den Londoner Stationen die Verhältnisse meistens nicht sehr günstig gestaltet zu haben. Die Blätter der Gesellschaft berichten über diesen Theil des Arbeitsfeldes selten und ziemlich allgemein. 1874 findet sich ein eingehenderer Aufsatz von Rev. Philip von Hankey, in welchem einige ungünstige Züge der Zustände beleuchtet und erklärt werden, durch Hinweisung auf die Einflüsse der Kolonialbevölkerung, unter denen die farbigen Christen stehen. Sabbathschändung und Trunksucht seien zwei Laster, die zum großen Schaden für die letzteren unter den Weißen ziemlich allgemein vorkommen. Früher war der Branntweinverkauf beschränkt. Damals gab es freilich mit Schmuggelei genug zu kämpfen. Aber zehnmal schlimmer sei das Uebel geworden, seitdem der Verkauf völlig freigegeben und dicht bei der Station eine Schänke errichtet sei. — Auch wirkte die Vergnügungssucht der Weißen mit ihren häufigen Bällen, an denen sich auch Leute betheiligten, die sonst zu den Christen zählen,[2]) sehr nachtheilig. Die jungen Leute, die bei solchen Familien Dienst nehmen, lernen dies als etwas Untadeliges ansehen. Solche Dienstboten kommen um Weihnachten nach Hause und da hatten sie denn sonst ihre harmlosen, fröhlichen Spiele. Jetzt aber werden wüste Tanzgelage die Nacht hindurch

[1]) Wangemann a. a. S. 123.

[2]) The children of ministers and missionaries themselves are now frequently found in the ball-room.

bei Mondlicht gehalten.[1]) — Der Jahresbericht für 1874 sagt, die Berichte über die Stationen bieten eine merkwürdige Mischung von Licht und Schatten dar, und in den meisten Fällen übersteigt der letztere das erstere.

Gewiß hängen diese trüben Erfahrungen zusammen mit dem Bestreben, die Gemeinden möglichst bald selbständig zu machen. Obwohl die Londoner Mission grundsätzlich kein bestimmtes Bekenntniß oder Kirchenform unter ihre Bekehrten pflanzen will, so werden die Gemeinden alle nach independentischem Muster organisirt. Auf andern Missionsgebieten ist dies mit gutem Erfolg geschehen und auch im Kaplande konnte sich Dr. Wangemann des Eindrucks nicht erwehren, daß das wirkliche Mitarbeiten, zu dem die Gemeinde angeleitet wird, nicht blos nach der pekuniären Seite, sondern auch nach der innerlichen Seite hin heilsam sei. Ein Missionar aber, der die Sache näher kannte, hob dagegen die Gefahren dieser Praxis hervor. Durch das Heranziehen zur Mitarbeit würden Ueberhebung und geistlicher Hochmuth befördert; auch bringe so eine veräußernde Auffassung des Christenthums ein, welche die Frömmigkeit nach dem Maße jener Arbeit abmesse. So richtig das auch von jenem anerkannte Prinzip sein mag, die Ausführung hat jedenfalls grade unter den Eingebornen des Kaplandes besondere Schwierigkeiten, namentlich wo der Hottentottentypus vorwaltet. Diese energielosen Leute, die, wie wir sahen, der Leitung nicht entbehren können, sind zu nichts weniger geschickt als zum selfgovernment. Hiernach könnte der Wunsch der Londoner Gesellschaft, bezüglich der Mündigkeitserklärung für ihre Gemeinden, obgleich sie an ihnen drei Vierteljahrhunderte gearbeitet hat, doch noch verfrüht erscheinen. Die Brüdergemeinde, die noch länger auf dem Felde steht, kommt jedenfalls weiter mit ihrer stille anhaltenden unermüdlichen Pflegearbeit.

In den Berichten der Londoner Gesellschaft werden übrigens noch folgende Stationen aufgeführt: Paarl, Pacaltsdorp, Oudtshoorn, Uitenhage, Bethelsdorp, Hankey, Port Elizabeth, Sommerset (East), Cradock und Graaf Reinet. Viele dieser Stationen haben mehrere Außenstationen neben sich. Die Gesammtzahl der um dieselben gesammelten Anhänger wird (1874) auf 16,500 angegeben, während die Kommunikanten nur 2660 zählen. Schon dies Verhältniß muß zeigen, wie weit diese Gemeinden von ihrer Reife noch entfernt sind. Die Stationsschulen, die sich in neuster Zeit unter besonderer Sorgfalt gehoben haben, umfassen 1480 Kinder, zur Hälfte Knaben und zur Hälfte Mädchen.

Die **Südafrikanische Missionsgesellschaft** hatte lange Zeit hindurch wenig Lebenskraft entwickelt. Es fehlte ihr an Mitteln, die Stationen zu erhalten, wie wir an dem Beispiele von Zoar gesehen haben. Eine Aenderung der Dinge trat ein, als im Jahre 1848 die Synode der reformirten Kirche des Kaplandes, die bisher tief im Rationalismus versunken war, in der sich aber neues Glaubensleben regte, selber das Missionswerk in die Hand nahm. Die genannte Ge-

[1]) The Chronicle of the Lond. Miss. Soc. 1874 p. 68 ff.

sellschaft hat sich ganz der Missionsthätigkeit der Synode angeschlossen, die von einer besonderen Kommission geleitet wird. Es sind seitdem im Kaplande mehrere Stationen gegründet worden, wie Georgetown, Ceres, Hermon, Malmesbury, Middelburg und Beaufort u. a. Außer den Namen jedoch und einigen Notizen über äußerliche Verhältnisse habe ich keinerlei weitere Angaben über diese Arbeiten erlangen können.

Von der Mission der **Wesleyan. Methodisten** kommen hier größtentheils nur die Stationen in Betracht, die in der westlichen Hälfte der Kolonie belegen sind, da die Arbeit an den Eingebornen in der östlichen Hälfte sich vorwiegend auf Kafern bezieht und an andrer Stelle zu erwähnen ist. Nach der Eintheilung der Methodisten haben wir es mit dem Cape of Good Hope Distrikt zu thun, welcher die Kapstadt mit ihren zwei Gemeinden, Wynberg, Klipfontein, Simonstown, Stellenbosch, Sommerset (West), Robertson und verschiedene Außenstationen umfaßt. Außerdem würden von den Stationen des Grahamstown Distrikts hierher gehören etwa Graaf Reinet, Cradock, Port Elizabeth und Uitenhage. Nach dem, was schon früher über die Art und Weise der Methodistenmission gesagt ist, wird man abnehmen können, daß sie im Kaplande, so weit sie die Eingebornen zum Gegenstande hat, besonders vielen Schwankungen unterworfen ist. „Diese Ebbe und Fluth in dem Strome des Fortschrittes ist eine Sache, an die uns unsre Erfahrung in den letzten fünfzig Jahren gewöhnt hat", sagt einer der Jahresberichte. Die Eigenthümlichkeit der Methodisten in besonderer Weise auf das Gefühl zu wirken und greifbare Zeichen der Bekehrung hervorzurufen, fand bei den Farbigen des Kaplandes einen besonders günstigen Boden. Fast kein andres Volk dürfte so angelegt sein auf das „himmelhochjauchzen und zum Tode betrübt sein", wie die Hottentotten. Daher wiederholen sich denn hier oft die krampfhaften Erweckungen und wenn die ganze Gemeinde schluchzt und heult oder Begnadigte unter dem seltsamsten Jubel mit Hüpfen und Lachen, das sich gar nicht wieder geben will, die ihnen widerfahrene Barmherzigkeit preisen, so freut man sich über solche Höhepunkte des christlichen Lebens. Die Ernüchterung läßt bei vielen nicht lange auf sich warten. Viele der Erweckten fallen wieder zurück. Aber nicht alles ist Strohfeuer. Es bleibt doch manches Fünklein wahren geistlichen Lebens zurück, das wenn es auch nicht das stetige Feuer ersetzt, wie es bei ruhigerer Entwicklung eines christlichen Charakters die Seele erfüllt, dennoch Gelegenheit findet, hie und da wieder aufzulodern und das erkaltende Herz aufs neue mit Lebenswärme zu erfüllen.[1])

[1]) Eine Rezension meint bei Besprechung eines der ersten Hefte dieses Werkes, daß ich die Methodisten zu scharf beurtheile. Ich weiß jedoch den bleibenden Werth der unter der leicht welkenden Schale bei ihnen nicht fehlt, wohl zu schätzen; glaube auch, daß für gewisse Nationalitäten, und vielleicht für gewisse Kreise mancher andern Nation das methodistische Wesen seine besondere Bedeutung hat. Viele Seelen mögen durch dasselbe gefaßt werden, bei denen die schlichte, nüchterne Verkündigung des Wortes keine Handhabe findet. Immer aber kann ich dies Betreiben der Erweckung nur als einen Nothbehelf gelten lassen und darin nicht die dem Evangelio entsprechendste Form der Ausbreitung des christlichen Lebens erkennen.

Dazu nun ist die Organisation der Methodistengemeinden mit der Klasseneintheilung, mit Klassenleitern, Ermahnern, Ortspredigern (localpreachers) und anderen Gemeindebeamten, die mitten unter ihres Gleichen stehend viel leichter in der Seelsorge arbeiten können, als der über der Gemeinde stehende fremde Missionar, vorzüglich eingerichtet.[1]) Das ganze Leben der Bekehrten wird in gewisse Ordnungen eingefügt. Dieses System würde unter den Eingebornen jedenfalls vortrefflich wirken; wenn man für jene Aemter überall Leute von festem christlichen Charakter hätte. Dies aber ist die schwache Seite. Jemand der die kräftigsten Bußerfahrungen gemacht und die freudigsten Bekenntnisse der erfahrenen Gnade gemacht hat, ist darum noch nicht geeignet, andre in wirksamer Weise zum Heile zu leiten. Mit manchen dieser für geistliche Arbeit verwendeten Laien werden sehr trübe Erfahrungen gemacht und je dann und wann kommen ungehörige und selbst schlimme Dinge vor. Nur die Kirchenzucht schützt da vor der Fäulniß, die sonst von solchen wunden Stellen aus sehr verderblich um sich greifen würde. Daher rühren die oben angedeuteten Schwankungen. Besonders wurden diese in neuster Zeit empfunden, seit der Entdeckung der Diamantenfelder und der dadurch hervorgerufenen Aufregung in der ganzen Kolonie und der ungünstigen Rückwirkungen auf den Kleinhandel — in dem die Mitglieder dieser Denomination meistens beschäftigt sind. Meist war in den verschiedenen Klassen eine Abnahme der Glieder zu spüren; es wurde über den Mangel an Eifer, über geistliche Lauigkeit und auch über das Ausbleiben der Beiträge geklagt. Man tröstet sich aber, daß auf diese Zeit der Depression doch wieder ein neuer Aufschwung folgen werde. Der letzte Jahresbericht (1876) zeigt denn auch für den Kapdistrikt wenigstens einen Zuwachs der Zuhörer, wenngleich die Zahl der Mitglieder noch eine unbedeutende Abnahme erfuhr. — Die Namen der Stationen sind oben angegeben. Auf jeder derselben sind die farbigen Gemeinden, wie bereits früher bemerkt wurde, mit den aus Europäern gebildeten verbunden.

Werfen wir hierbei sogleich einen Blick auf die **anglikanische Mission**, obgleich diese erst jüngeren Datums ist. Seitdem das Kapland eine britische Kolonie ist, wurde es freilich von der bischöflichen

[1]) Das Verfahren der Methodisten schildert Wangemann (Reisejahr 161) folgendermaßen: Sie suchen überall einzudringen und beginnen damit, daß sie kleinere Kongregations von Weißen sammeln — namentlich mit Erweckungspredigten. Diese Gesammelten ordnen sie in Klassen. Sie haben ihre inquirers (Suchende), die das Verlangen nach der Taufe bezeugen, dann ihre Getauften, die noch nicht angenommen sind als Gemeindeglieder, dann endlich die members oder full and accredited members, die Kommunikanten, welche sich zum Eintritt in die Klasse durch dargelegte Spuren des neuen Lebens als geschickt ausgewiesen haben. Aus diesen werden die oben genannten Helfer gewählt. Die Sammler, welche die regelmäßigen Geldbeiträge von den mit der Gemeinde verbundenen Personen erheben, dürfen nicht übersehen werden. Leider schleicht sich bei dieser Laienarbeit viel Ehrgeiz ein. Einer sucht dem andern die gewonnenen inquirers abwendig zu machen, um selbst die größte Zahl derselben hinführen zu können. Nicht selten entstehen auf diese Weise Spaltungen. Indessen wo ein tüchtiger Geistlicher ist, hält er auch die Helfer aus den Farbigen in den gehörigen Schranken, und trotz aller Uebelstände findet sich auch bei den Methodisten vielfach reicher Segen.

Staatskirche als ein ihr zugehöriges Gebiet betrachtet, mit dem Ziele, es einst vollständig und ausschließlich in Besitz zu nehmen. In der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts konnte freilich für dieses hochgesteckte Ziel nur wenig geschehen. Der Bischof von London, unter dessen Jurisdiktion die Kolonien standen, in denen noch keine selbständigen Bisthümer errichtet waren, hatte weder Zeit noch Mittel noch Kräfte, um wirksamerweise etwas für die Anglikanisirung des Kaplandes thun zu können. Das letztere mußte einen eigenen Bischof erhalten. Dies geschah, als im Jahre 1847 eine reiche Engländerin (Miß Burdett Coutts) die Mittel zur Fundirung des bischöflichen Sitzes der Kapstadt hergab.[1]) Dr. Gray wurde zum ersten Bischof geweiht und ihm das ganze bekannte Südafrika nebst St. Helena als Diözese zugewiesen. Die anglikanischen Geistlichen der Kolonie traten sofort zu einer Synode zusammen, durch welche die Kirche des Kaplandes ihre Konstitution, eine Synodalverfassung erhielt. Alle diese Maßregeln aber hatten gewissermaßen nur einen privaten Charakter, da sie nicht durch die Staatsregierung veranlaßt waren, auch nicht alle die Bedingungen erfüllten, die in solchem Falle gesetzlich erforderlich sind. Es entgeht ihnen daher auch der Schutz der Staatsgesetze. Sie stützen sich überhaupt vorzugsweise auf die hochkirchliche Partei, die sich jedoch durchgehends mit der Kirche zu identifiziren pflegt.

Durch die rastlosen Bemühungen des ersten Bischofs gewann das anglikanische Bekenntniß bald Grund, und seine Arbeiten konnten um so erfolgreicher werden, seitdem er von seiner ungeheuren Diözese die beiden Bisthümer Grahamstown und Natal abzweigte (1853), über die er die Würde eines Metropoliten empfing. Seitdem sind eine ganze Reihe von anglikanischen Gemeinden im Kaplande gesammelt worden, wobei auch die Society for the Propagation of the Grospel hülfreiche Hand leistete. Zunächst wurden die weißen Ansiedler ins Auge gefaßt, mit und neben ihnen aber auch die Farbigen herangezogen, meist jedoch so, daß die beiden Theile getrennte Gottesdienste haben. Alle Städte und Dörfer, in denen nur einige Personen anglikanischen Bekenntnisses leben, werden so weit es möglich ist, mit einem Geistlichen besetzt, der zu gleicher Zeit die Pflicht der Mission unter den Farbigen übernimmt. Vielfach aber wird die letztere Thätigkeit sehr nebensächlich behandelt, oder beschränkt sich auf die Unterhaltung einer Schule unter einem farbigen Lehrer. An andern Punkten dagegen sind sogar ziemlich bedeutende Gemeinden aus den Eingebornen gesammelt. Da die anglikanische Kirche, oder vielmehr die sie vertretende Partei mit dem Anspruche auf Alleinberechtigung auftritt, so hat es an Proselytenmacherei nicht gefehlt und manchen Gemeinden, die durch langjährige Missionsthätigkeit gewonnen waren, ist durch die eindringenden Anglikaner (um die das Ansehen leuchtete, daß sie die Religion der Königin vertraten) bedeutender Abbruch geschehen. Es sei hier sogleich bemerkt, daß diese Mission direkter, als in den übrigen Theilen der Kolonie, sich in den Kaferngebieten den Eingebornen zugewendet hat. Die ganze Diözese

[1]) Vgl. F. Fleming, Southern Africa, p. 293.

umfaßt 25000 Mitglieder der anglikan. Kirche, darunter 3057 Kommunikanten in 80 Parochien resp. Missionen. Mit der Propagation Society stehen 26 der letzteren in Verbindung, unter denen sich viele Plätze finden, auf denen andre Missionsgesellschaften arbeiten.

Die **Rheinische Missionsgesellschaft** hat im Kaplande ihre Thätigkeit nach der Ausdehnung, welche wir bereits kennen lernten, nicht ferner erweitert. Die meisten ihrer Stationen tragen bereits das Gepräge geordneter Parochien. Dennoch hat die Gesellschaft es nicht gewagt, ihre Arbeiten hier zum Abschluß zu bringen; man fühlt wohl, daß die Gemeinden zur Selbständigkeit noch nicht reif sind. Dazu kommt, daß das eigenthümliche Gepräge, welches sie als Früchte deutscher, evangelischer Missionsarbeit tragen und das gewiß in manchen Stücken als ein Vorzug gelten darf, ihren Anschluß an irgend einen der bestehenden Kirchenkörper im Kaplande, den man für die einfachste Lösung dieser Frage halten dürfte, sehr erschweren würde. So fährt denn die Gesellschaft fort, diese Gemeinden durch ihre Missionare zu bedienen, obwohl die wachsenden Ansprüche andrer Missionsfelder, auf welchen immer dringender mehr Missionare gefordert werden, den Blick auf die künftige Versorgung der Kapgemeinden mit Verlegenheit erfüllen, um so mehr, da die Zustände noch immer einer besonders kräftigen Leitung bedürfen. Entnehmen wir dem Jahresbericht pro 1872 darüber Folgendes:

„Es ist nicht zu verkennen, daß sich die hiesigen Gemeinden durch ein äußerlich christliches Gepräge dem Auge des Beobachters empfehlen, in Kleidung, Manieren und sonstigen civilisirten Gewohnheiten kommen sie den Weißen immer näher. Es würde undankbar sein gegen den Herrn, wenn wir nicht mit Freuden erwähnten, daß nicht allein ein gutes altes Salz in allen unseren Gemeinden vorhanden wäre, sondern der Same des göttlichen Worts auch noch immer eine gute Erde findet und Seelen näher zum Herrn gebracht werden, was uns immer ermuthigt und tröstet. Wir können jedoch nicht verschweigen, daß das geistliche Befinden vieler in der letzten Zeit mehr den Stempel einer gewissen Schlaffheit und Schläfrigkeit trägt, die sich bei nicht wenigen bis zum Erkalten und Abfall steigert. Wir bedauern, sagen zu müssen, daß die Sünden der Trunkenheit, Unsittlichkeit und Unlauterkeit einen zunehmend herrschenden Charakter annehmen, wozu die Vermehrung von Schänken und anderen Gelegenheiten zu allerhand Lustbarkeiten reichlich Veranlassung bieten. Der Herr hat nicht nachgelassen, seine züchtigende Hand an mehreren Orten besonders fühlen zu lassen, z. B. durch Verarmung, Epidemien, häufige Todesfälle, leider aber wird diese Hand von vielen nicht in dem Maße erkannt, daß eine Besserung bei ihnen die Folge wäre. Was den Kirchenbesuch anbetrifft, so ist derselbe in den meisten Gemeinden ein erfreulicher gewesen, auch wurden die Tages- und Sonntagsschulen gut besucht, ebenso die Klassen der Katechumenen und Taufkandidaten. Hierzu fügen wir noch die erfreuliche Bemerkung, daß die Opferwilligkeit vieler Gemeindeglieder rühmlich anzuerkennen ist."

Zu Stellenbosch finden wir noch immer den alten Br. Lückhoff thätig an seiner 1500 Seelen und 500 Kommunikanten zählenden schwarzen Gemeinde, neben der noch eine holländische, eine methodistische und eine anglikanische dort besteht. Manche Hindernisse erwachsen aus dem Kastenunterschied zwischen weißen und farbigen Christen. Die Schulen der Rheinischen Gesellschaft sind in gutem Gange. Die Gemeindeschule wird von mehr als 500 Kindern besucht. Von den Erziehungsanstalten (denen das Vermächtniß des verstorbenen Bruders Terlinden an Grundstücken und baar zusammen im Werth von 3000 Pfund Sterl. zugute kam) ist besonders das Töchterpensionat in Blüte.

— Worcester ist eine der blühendsten Stationen in der ganzen Kolonie, die von der Gesellschaft schon seit 1848 keinerlei Geldunterstützung mehr bedarf. Sie hat die beste Kirche und Schule in ganz Südafrika. Letztere ist selbst leer so schmuck, „daß sie auf einer Weltausstellung paradiren könnte"; aber was mehr werth ist, auch der Besuch und die Leistungen der Schule sind vortrefflich. — Zu Tulbagh-Steinthal arbeitet immer noch der alte aber noch rüstige Zahn, der jeden Sonntag viermal Gottesdienst hält. — Von Saron mag uns folgende Schilderung eines Reiseberichtes eine Anschauung geben:

„Wir waren die Weihnachtsfeiertage dort und so waren viele Leute wieder nach Hause gekommen. (In Südafrika ist ja bekanntlich die Ernte in der Weihnachtzeit.) Das war dann ein schöner Anblick, die farbigen Leute so friedlich und gemüthlich vor ihrem Hause im Schatten ihres Weinstocks sitzen zu sehen, wie man es nur in einem deutschen Dorfe hätte wünschen mögen. Die meisten Häuser, die sich die Leute bauen, sind recht nett eingerichtet und von Ziegeln gebaut, nur wenige Mattenhäuschen und Pontoks nach alter afrikanischer Art sind dort am Platze. Die Leute, die neu ankommen, bauen sich solche Buden, ehe sie ihr Haus fertig haben. Die Kirche ist ein sehr schönes Gebäude und fast ganz aus Beiträgen der Gemeinde erbaut. Noch im vorigen Jahre ist ein neuer Fußboden gelegt worden, der die Gemeinde etwa 50 Pfund Sterl. gekostet hat. Die Gesammteinnahme der Station, die vor allen Dingen durch die Pachtgelder zusammen kommt, beläuft sich auf jährlich 400 Pfund Sterl. — In Saron feierten wir wie gesagt Weihnachten. Die Kirche war voll. Nicht nur die Stationsbewohner waren gekommen, sondern auch die englischen und holländischen Gutsbesitzer der Umgegend. Da hat uns besonders auch eins gefreut. Während sonst in Afrika in vieler Hinsicht die weißen und farbigen Leute wie durch Kastenunterschied getrennt sind, war in Saron nichts davon zu sehen. Da sitzt in der Kirche alles zusammen; und unaufgefordert geben die Gutsbesitzer, von denen doch der eine hierhin in die holländisch reformirte Kirche, der andre dorthin in die anglikanische Kirche eingepfarrt sind, auch ihre Beiträge für die Missionskirche in Saron.[1])

Wupperthal ist immer noch nicht zu einem befriedigenden Zustande gekommen. Jedenfalls ist dabei zu beachten, daß die Gemeinde vorzugsweise aus Abkömmlingen von Hottentotten besteht. Als Bruder Gerdner 1875 auf die Station kam, fand er die Bevölkerung sehr verarmt vor, und wenig Gelegenheit für sie, voran zu kommen. Von den 700 Seelen, die zur Gemeinde gehören, leben auf der Station nur 250, und bei den übrigen, die auf den Außenplätzen leben, zeigt sich aus Mangel an geistlicher Pflege und infolge der Armuth viel Verwahrlosung. Es wird nun mancherlei versucht, um diesen Uebelständen abzuhelfen, um durch Veränderung der dort betriebenen Gewerbe und durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen den Leuten und der ganzen Station wieder aufzuhelfen. Es ist unter andern ein bedeutender und bis jetzt gut gelungener Anfang mit Straußenzucht gemacht, wozu das weite Areal der Station Platz im Ueberfluß bietet.[2]) Die übrigen Stationen betrachten wir im folgenden Abschnitt.

Von der **Pariser Gesellschaft** ist zu berichten, daß in Wellington der Missionar Bisseux immer noch im Segen in seiner aus Negern und ihren Abkömmlingen bestehenden Gemeinde wirkt. Der ursprüngliche Platz Wagenmakervalley ist als Außenstation festgehalten worden.

[1]) Jahresbericht 1872, S. 41 ff.
[2]) Jahresbericht 1876, S. 33 ff.

Schließlich kommen wir zu den Stationen der Berliner Missionsgesellschaft. Amalienstein, dessen Entstehung wir oben andeuteten, wurde bald die wichtigste ihrer Stationen. Da aller zu derselben gehörige Grund und Boden (10000 Magd. Morgen) Eigenthum der Gesellschaft ist und den Farbigen die Grundstücke und Parzellen Ackerlandes nur verpachtet werden, läßt sich hier eine strenge Ordnung des äußeren Lebens durchführen, wie sie in den Platzgesetzen aufgestellt sind, denen sich jeder unterwerfen muß, der dort wohnen will, unbeschadet der Geltung der Landesgesetze. Hiernach werden grobe Sünden und Laster mit Fortweisung von der Station bestraft, worüber jene Platzgesetze genaue Bestimmungen enthalten. Die Ausübung der sich hieraus ergebenden Gerichtsbarkeit liegt dem zur Beförderung des Acker- und Gartenbaus nach Amalienstein gesandten Bruder Meyer ob, der auch die Verpachtung des Ackers an die Farbigen besorgt.[1]) Dieselbe geschieht nach dem Grundsatze, den fleißigen und betriebsamen Leuten die ertragreicheren Stücke zuzuweisen, um dadurch den Eifer anzuspornen. Freilich fehlt noch viel daran, daß ein Fleiß nach deutschem Maßstabe angetroffen würde, sonst müßte der Wohlstand auf Amalienstein schon ganz andre Fortschritte gemacht haben. Viele der dortigen Bewohner suchen ihren Unterhalt bequemer zu gewinnen, indem sie eine Zeitlang für gutes Tagelohn beim Bauern arbeiten, und sehen, was sie selbst erbauen, nur als Zubuße an.

Fragt man nun, wie sich das Amaliensteiner Volk in diesen Formen und Ordnungen bewegt, sie nützt und in dieselben hineinwächst, so muß ja zur Ehre Gottes und seines Evangeliums gestanden werden, daß ein Theil der Amaliensteiner sich gut und untadelig aufführt und unter dem Schirme dieser Einrichtungen zufrieden und dankbar lebt, auch von Jahr zu Jahr mehr voran kommt. Das ist indessen nur ein kleiner Theil. Die Mehrzahl fügt sich den Anordnungen und übertritt sie nicht, es fehlt aber noch viel, daß sie des Segens, den ihnen das Wohnen auf dem Institute gewährt, recht froh würden und seine Früchte in einer wahrhaften Heiligung bewiesen. Daß das bei den Heiden noch nicht der Fall ist, versteht sich von selbst; daß es aber auch vielen christlichen Einwohnern daran gebricht, zeigt, wie das neue Leben bei ihnen noch gar schwach ist. Grobe Sünden kommen verhältnißmäßig selten vor und nur in wenigen Fällen muß von dem Rechte der Ausweisung Gebrauch gemacht werden; leichtere Strafen werden aber oft verhängt und das ist selten, daß der Amtmann einmal eine Woche hat, in der nicht Klagen bei ihm anhängig gemacht werden.

Der Mangel an rechtschaffenen Früchten des neuen Lebens tritt besonders in den im allgemeinen ärmlichen Verhältnissen hervor, in denen die allermeisten Leute leben. Es ist wahr, sie haben mit mancherlei Hindernissen ihrer äußeren Existenz zu kämpfen, und es ist oben angedeutet, welchen Unfällen namentlich der Landbau in Afrika unterworfen ist. Allein es gibt unter ihnen welche, die ihr gutes Auskommen haben und immer weiter kommen. Das sind die guten Wirthe, die eben den Beweis führen, daß es mit den andern auch viel besser stehen könnte, wenn sie sich danach hielten. Aber die Sorglosigkeit, mit der diese Braunen in die Welt

[1]) Für ein Stück Land zu etwa 1 Hektoliter Aussaat werden 15 Mk. Jahrespacht gegeben. Jährlich kommen 1150 Mk. ein. Die Aecker liegen an einem Damm, durch den das Wasser des Flüßchens behufs der Ueberrieselung aufgestaut wird. Die Vertheilung des Wassers auf die einzelnen Felder geschieht durch eigene Beamte, die Wasserkorporale, die sich dabei nach der Thurmuhr richten, die laut die Stunden verkündigt.

hineinleben, der fast gänzliche Mangel einer umsichtigen, sparsamen Haushaltung, der bei den allermeisten herrschend ist, und der ganz enorme Leichtsinn, mit dem sie Schulden machen, läßt sie auf keinen grünen Zweig kommen. Hiermit hängt auch das überaus ärmliche und malpropre Aussehen des Dorfes zusammen. Die Missionare haben den Plan der Anlage mit Umsicht und Verstand gemacht, haben auch die verschiedensten Mittel versucht, den An- und Ausbau des Dorfes nach diesem Plane mit ordentlichen Mauerhäusern von den Leuten ausführen zu lassen, aber überall sieht man angefangene, aber unvollendet stehen gebliebene Häuser. Einige haben ihre Mauerhäuser und das sind wieder die tüchtigen Leute, die sich in allen andern Beziehungen hervorthun; die meisten leben noch in ihren schlechten afrikanischen Pontokken. Sie wollen alle und möchten gern ihre Mauerhäuser haben, und wenn die Mission dieselben bauete, so wäre es ihnen schon recht; aber selber sie aufzuführen, dazu fehlen ihnen die Ausdauer und auch die Mittel, die sie haben könnten, wenn sie das Ihre zu Rathe hielten. Doch ist in der neuesten Zeit in dieser Beziehung mancher Fortschritt gemacht worden. Aehnlich ist es auch mit den Handwerkern auf Amalienstein. Einige Schuster abgerechnet, ist noch nicht viel davon zu sehen. Ein Schmied war da, ist aber jüngst davon gezogen. Das Schneidern besorgen die Frauen und Mädchen, welche von der Schw. Schmidt dazu Anleitung bekommen."[1])

Um ein gutes Beispiel zu geben, treibt übrigens der genannte Oekonom der Gesellschaft auf Rechnung der letzteren Acker- und Gartenbau, der trotz mancherlei Hindernisse, doch schon wesentlich zur Erhaltung der Station beiträgt. Noch mehr gilt dies von dem dort angelegten Kaufladen.

Die innere Entwicklung der Gemeinde ist ihren stillen Gang fortgegangen. Gottes Wort ist nicht vergeblich verkündigt, wenn auch nichts von großen durchgreifenden Entwicklungen zu berichten ist. Namentlich hat es seine Kraft an den Taufbegehrenden, den Neugetauften und den Sterbenden bewiesen, worüber sich eine ganze Anzahl lieblicher Beispiele anführen ließen. Viel Sorgfalt ist der Schule zugewendet worden, die einen Regierungszuschuß erhält und immer die vollste Anerkennung des Schulinspektors findet. Sie steht einer unsrer zweiklassigen Volksschule gleich.

Die Gemeinde wuchs von Jahr zu Jahr. Theils zu Pfingsten, theils zu Weihnachten wurde eine Anzahl Erwachsener und Kinder getauft. Seit 1864 wurden die Taufen mit dem Jahresfeste des Missionsvereins der Station verbunden. Bei der Taufe Erwachsener war man sehr vorsichtig. Die Erfahrung lehrte, daß leicht Unwürdige das Sakrament empfangen. Es wird daher über jeden der zu Taufenden erst nach dem Urtheil sämmtlicher Brüder entschieden. So ist die Gemeinde bis auf 600 Seelen angewachsen. Es gibt nur noch wenige Heiden auf Amalienstein. Dagegen hat sich die Arbeit auf einige Außenplätze, wie Rietvley, Koudveld und Kalitzdorp ausgedehnt.

Eine große Freude aber ward der Berliner Missionsgesellschaft dadurch beschert, daß ihr die Südafrikanische Missionsgesellschaft im Jahre 1867 freiwillig die Station Zoar abtrat. Auch der dort arbeitende Missionar Pacuw kam mit in den Dienst der Berliner hinüber. Diese Station zählte damals 760 Seelen, davon 583 getaufte. Aber in der Zoar'schen Gemeinde entstand, durch ein schlechtes Mitglied angefacht, Widerspruch. Es bildete sich eine Partei, die behauptete, die

[1]) Wangemann, Die Berliner Mission im Kapland. S. 129 ff.

Abtretung sei eine unrechtmäßige, da sie ohne Gemeindebeschluß geschehen sei. Im Grunde scheuten sich jene nur, unter die strengeren Platzgesetze von Amalienstein zu kommen. Daraus entstand die traurigste Zerspaltung in der Gemeinde. Der Parteikampf wurde leidenschaftlich und heftig. Die Mißvergnügten wollten sich einen eigenen Missionar wählen, und fanden einen solchen in einem zweifelhaften Subjekt jüdischer Herkunft. Hiermit war vollends Oel ins Feuer gegossen und es kam zu den ärgerlichsten Auftritten. Jahre lang hat sich dieser Streit (auf dessen Einzelheiten wir nicht näher eingehen können) hingezogen. Der alte, treue Paauw hat mit wunderbarer Geduld und Sanftmuth seinen Feinden widerstanden, was auch schon so weit Frucht gebracht hat, daß die Gegenpartei doch zu ermatten scheint, und es ist Hoffnung, über kurz oder lang Zoar und Amalienstein in vollem Frieden vereint zu sehen.

Weiter hat die Berliner Gesellschaft eine Station in dem 3—4 Meilen südwestlich gelegenen Dorfe Lady Smith, in dem etwa 120 Farbige leben, unter denen schon bald nach Gründung Amalienfteins von dort aus etwas Einfluß gewonnen wurde. Damals waren sie noch sämmtlich Heiden; aber die regelmäßigen Besuche der Missionare hatten die Sammlung eines Häufleins Bekehrter zur Folge. 1859 wurde dort ein nicht ordinirter Katechet, Bruder Howe, angestellt, der unter vielen Schwierigkeiten, die zum Theil von den weißen Einwohnern herrührten, aber mit Ausdauer an alten und jungen arbeitend, nach 7 Jahren eine christliche Gemeinde von 42 Erwachsenen zusammenbrachte. Auch die Schule war in gutem Zustande. 1868 konnte Br. Howe ordinirt werden und damit ward Lady Smith zu einer eigenen Station erhoben.

Ferner haben wir Anhalt Schmidt zu erwähnen, eine Station, die bei einem Hottentottendorfe Haarlem, in der Lange Kloof,[1]) angelegt wurde (1860), wo früher der Londoner Missionar von Hopedale eine Zeitlang eine Außenstation gehabt, aber seines Alters wegen aufgegeben hatte. Die Mittel dazu bot das Legat eines frommen, alten, blinden Tuchmachers Schmidt in Bitterfeld.

Auch hier war der Anfang schwer, obgleich einige 40 Christen sich vorfanden; sie waren aber von ihrem alten Seelsorger, den sie nur alle 4 Wochen sahen, nicht die stramme Zucht gewohnt, die der Berliner, der sich bei ihnen niedergelassen hatte, auszuüben begann. Durch manche Kämpfe ist's denn auch hier vorwärts gegangen und die Gemeinde umfaßt jetzt etwa 400 Seelen, die jedoch nicht alle auf dem Platze leben. Unter den Außenstationen ist besonders Aventuur hervorzuheben.

Endlich kommen wir an die jüngste Berliner Station im Kaplande, Riversdale. Dies ist ein Städtchen südlich von Amalienstein, nur ein paar Meilen von der Küste gelegen. Hier hatte ein eifriger

[1]) 25 Meilen östl. von Amalienstein.

reformirter Prediger eine kleine Gemeinde Farbiger gesammelt, die er bei seinem Abgange nach Europa der Londoner Mission überwies. Dieser aber, da sie im Begriff steht ihre Thätigkeit in der Kolonie zum Abschluß zu bringen, war es erwünscht, diese Station abgeben zu können. Da sich in dem Städtchen Gelegenheit fand, ein Töchterpensionat anzulegen, was die Berliner Gesellschaft zum Besten ihrer Missionare längst beabsichtigt hatte, so übernahm diese (1868) die Station gegen Entrichtung der auf dem Kirchlein noch lastenden Bauschuld, zumal da die ganze farbige Gemeinde sich bereit erklärte, in den Verband der lutherischen Gesellschaft einzutreten. Auch leben in jener Gegend noch mehrere Gruppen von Heiden, so daß sich eine angemessene Wirksamkeit eröffnete. So sind denn eine ganze Anzahl Außenstationen hinzugekommen; die wichtigste ist Hemelrood oder Herbertsdale, wo der Missionar der reformirten Synode schon eine Gemeinde gesammelt, die er seines Alters wegen abgab. Die Gemeinde nach Riversdale ist nach innen und außen gewachsen. Auch das Töchterpensionat gedeiht, und die Stationsschule hat zwischen den farbigen Schülern manche Kinder europäischer Abkunft aufzuweisen.

Im ganzen hat die Berliner Mission im Kaplande 2000 Seelen, an denen das Wort Gottes unter der festen, ernsten Leitung treuer Missionare bei allen Schwachheiten und Unvollkommenheiten reichen Segen wirkt.

5. Die Buschmänner.

Um die Buschmänner aufzusuchen, müssen wir weiter hinein in das Innere Südafrika's. Also hinauf auf die erste Terrasse, über die wilden Gebirgsrücken mit ihren engen Thalspalten — und wir kommen in die Karroo. Dies Wort, das sich aus dem Hottentottischen bisher erhalten hat, bezeichnet eine Ebene, die im Sommer eine versengte Einöde darbietet. Weit und breit ist kein Baum oder Strauch zu sehen, oder hie und da verdorrtes Gebüsch und eine Gruppe verkrüppelter Bäume. Der rothbraune Thonboden ist festgetrocknet und glüht fast, so daß die Ochsen ihre Füße höher ziehen, um die Hitze zu vermeiden und die den Wagen begleitenden Hunde mit Geheul vorauseilen, bis sie hinter einem Steine oder Strauche ein schattiges Plätzchen gefunden haben, wo sie röchelnd verweilen bis der Wagen vorüber ist, um dann in derselben Weise vorlaufend einen ferneren Schutzplatz zu suchen. Die halbverhungerten Schafe aber, die die letzten Blättchen von den Büschen abgenagt haben, suchen auf die Sträucher zu klettern, um der Glut des Bodens zu entgehen. Da und dort taucht eine vereinzelte Oase auf; eine Quelle oder besser gesagt, eine elende Pfütze sendet einen kleinen Bach hinaus, der aber bald wie ein Tropfen auf dem heißen Steine verschwindet. Rings umher aber ist es grün. Oft freilich ernährt das brackische Wasser nur wenige Pflanzen, die das Salz vertragen können, wie sie sich auch am Seestrande finden. Die sandigen

Flußbetten, die wir oft durchschneiden, sind leer, aber etliche Bäume zeigen, daß hier zu Zeiten wenigstens Wasser fließt.

Steigen wir endlich abermals über hohe Randgebirge, so gelangen wir auf die höchste Terrasse, die kein erfreulicheres Bild darbietet. Hier wie dort sind nur wenige Plätze, auf denen es möglich war, mit Hülfe der Quellen dem Boden einige Erträge abzugewinnen. Es bedurfte der ganzen Abhärtung der holländischen Boeren, auch in dieser heulenden Wüstenei Ansiedlungen anzulegen, wie man denn jetzt in weiten Abständen von einander solche vereinzelte Niederlassungen antrifft. Im Winter freilich, wenn Regen gefallen ist, verwandelt sich bald das Bild. Wie hervorgezaubert sprießen aus dem Boden unzählige Pflanzen, deren Zwiebeln schlafend im Boden lagen, und bedecken bald die Fläche mit einem bunten Teppich, über den sich kürbisartige Gewächse ranken, die nach kurzer Frist ihre Früchte zur Reife bringen werden. Auch die Büsche sind wieder mit grünem Laub bekleidet und mancher entfaltet eine unvermuthete Blütenpracht. Doch nur kurz ist die Zeit des grünen Lebens. Bald kehrt der dürre Tod zurück, der weit und breit in diesem Lande herrscht.

Ehe die eiserne Beharrlichkeit des Menschen an den wenigen günstigeren Punkten dieser Gegend feste Wohnsitze aufschlug, hätte man meinen mögen, sie sei nur für die wilden Thiere bestimmt. Hier treibt der Strauß sein Wesen und die Giraffe trabt über die Ebene nach den Bäumen, deren Laub sie mit hochgerecktem Halse abweidet. Ganze Rudel von Antilopen eilen dahin und scheinen im leichten Sprunge kaum die Erde zu berühren. Nachts schallt das widerliche Gelächter der Hyäne über die Einöde, und an der Wasserstelle lauert der König der Thiere, der Löwe, um seine Beute zu wählen aus den Antilopen, Zebra's, Gnu's und Elands, die dort zur Tränke kommen.[1])

Doch auch schon in der Zeit, da noch keines Weißen Fuß dieses Land betreten, gab es Menschen, die dasselbe mit den Thieren theilten. Das waren die Buschmänner, nach denen noch heute der größere Theil der erwähnten obersten Terrasse bis zum Oranjefluß hin, das große Buschmann-Land genannt wird.

Die Menschen, denen diese Gegend ihren Namen verdankt, waren freilich nicht auf dieselbe beschränkt. Die Benennung stammt jedoch aus einer Zeit, in der die Buschmänner dort noch hausten, nachdem man innerhalb der damaligen Grenzen der Kolonie den Vernichtungskrieg gegen sie mit Erfolg geführt hatte. Hier aber war es auch, wo die ersten bestimmten Versuche gemacht wurden, ihnen das Evangelium zu verkündigen.

Lernen wir aber zunächst die Buschmänner näher kennen.[2]) Wir

[1]) Diese Schilderung bezieht sich auf die alte Zeit. Jetzt ist, wie weitläufig auch immer die Ansiedlungen über das Land vertheilt sind, doch unter den wilden Thieren sehr aufgeräumt. Nur selten noch kommt ein vereinzelter Löwe südlich vom Oranjeflusse vor. Die Giraffe soll nur nördlich von Kolobeng zu treffen sein.

[2]) Den folgenden Abschnitt habe ich, als er bereits fertig war, umgearbeitet, nachdem ich das Werk von Dr. G. Fritzsch, das in diesem Punkte epochemachend

haben es zu thun mit einer Nation, die auf einer der tiefsten Kulturstufen stehend, über ganz Südafrika bis an den Zambesi, wenn nicht über den letzteren weit hinaus verbreitet ist. Ohne irgendwie es zu einem größeren Gemeinwesen gebracht zu haben, lebt dieselbe zerstreut in kleinen Gruppen, ja vielfach bis auf einzelne Familien zersplittert, zwischen den übrigen südafrikanischen Völkern, besonders in den so dünn bevölkerten Theilen des Landes. Die gewöhnliche Ansicht, welche bis jetzt besonders unsre Missionsliteratur beherrscht und wenn vielleicht nicht ihren Ursprung, so doch ihre Verbreitung der Darstellung Dr. Philips verdankt, beschränkt das Gebiet wenigstens der hier in Betracht kommenden Buschmänner und hält diese selbst für Hottentotten, die unter der Grausamkeit der Kolonisten ins Wüstenelend gedrängt, dort verkümmert und verkommen wären, bis sie auf die äußerste Stufe des menschlichen Lebens herabgesunken seien. Die Buschmänner haben sich aber nicht erst im Laufe der neueren Geschichte gebildet, sondern waren bereits zwischen den Hottentottenstämmen lebend, am Kap vorhanden, ehe die Holländer sich dort niederließen, wie dies aus einigen der ältesten Urkunden der Kolonie unzweifelhaft hervorgeht. Sie werden dort Soaqua (Sonqua und Souqua, d. i. Sau —) genannt und beschrieben als ein Volk ohne Vieh, das von Wild und Honig lebend, in den Bergen hauste. Auch ist ersichtlich, daß sie schon damals mit den nomadisirenden Hottentottenstämmen in beständiger Fehde standen. „Bosjesmannen", d. h. Waldmenschen, war die Bezeichnung, die ihnen von den Holländern beigelegt wurde, mit nachweislicher Beziehung auf die schon im Alterthum aufgekommene Fabel von Halbmenschen, die sich durch das Mittelalter hingezogen und durch das Bekanntwerden der Orang-Utan neu belebt war. Auch ohne Darwins Hypothese zu kennen, sahen die alten Kolonisten jene Leute, die offenbar tief unter den wilden Hottentotten standen, gar nicht als richtige Menschen an, sondern versetzten sie auf eine Mittelstufe zwischen Mensch und Thier. Hatten nun die Soaqua schon an den Heerden der Hottentotten sich vergriffen, so thaten sie dies vielmehr noch, als die Kolonisten sich über das Land ausbreiteten und durch das Zurückweichen des Wildes, was damit zusammenhing, die Quellen ihres Unterhalts geschmälert wurden. Die oben erwähnten grausamen Kommandos waren gegen die Buschmänner gerichtet. Die Auffassung, daß die ihres Viehs und ihrer Weideplätze beraubten Hottentotten erst in die Gebirge und zu einem Räuberleben gedrängt, dann der Gegenstand jener Verfolgungen gewesen sei, läßt sich nicht erweisen; wobei nicht ausgeschlossen bleibt, daß einzelne Hottentotten unter dem Drucke der Weißen dazu kamen, sich ihren alten Feinden, den Buschmännern, anzuschließen. Es ist schon gesagt, wie die letzteren in den kolonisirten Gegenden des Kaplandes ausgerottet resp. verdrängt wurden, und wie sie um den Anfang unsres Jahr-

ist, gelesen hatte. Ich kann mich im wesentlichen seiner Ansicht, der ich mich, von andern Quellen abweichend, bereits angenähert hatte, hier anschließen, ohne jedoch auf die überzeugenden Gründe, die er für dieselben einbringt, näher einzugehen, da sie weit über die Grenzen dieses Werks hinausreichen.

hunderts in dem oben geschilderten Gebiet, südlich vom Oranje, sich hielten. In ihrem dortigen Zustande sind sie von europäischen Reisenden beobachtet und ausführlicher beschrieben worden als die elendesten aller Menschen.

Die neusten Forschungen haben nun gezeigt, daß mit diesen Buschmännern, die noch jetzt von den Koranna Saan (jedenfalls verwandt mit Soa- und Sonqua) benannt werden, mit jenen versprengten nördlichen Stämmen identisch sind. Nur zeigt sich nach Norden, wo sie günstigere Bedingungen für ihre Lebensweise finden (größere Fülle des Wildes u. s. w.), die physische Kümmerlichkeit nicht in dem Maße, wie bei diesen ihren südlichen Angehörigen.

Früher glaubte man in den Buschmännern nur einen besonderen Stamm der Koi-Koin zu sehen. Sehr gewichtige Unterschiede zeigen jedoch, daß sie eine besondere ethnographische Gruppe bilden. Die Farbe der Haut ist dunkler und geht mehr in das Röthliche als bei den Koi-Koin, auch weicht diese selbst durch eine charakteristische genärbte, lederartige Beschaffenheit von der jener Völker ab, die wir unten (vgl. Nr. 8) näher zu schildern haben. Die Körpergröße ist noch geringer als dort (M. 1,44), unterscheidet sich aber bei beiden Geschlechtern sehr wenig. Auch die so charakteristische Form des Gesichts findet sich hier nicht. Das Gesicht des Buschmanns nähert sich mehr dem Viereck. Ich übergehe die vielen weiteren anatomischen Unterschiede, durch welche die ethnographische Verschiedenheit beider Völker herausgestellt wird.[1]) Es genüge uns hier, wenn wir von diesen elenden, kleinen Menschen, die in ihrer Magerkeit oft wandelnden Skeletten gleichen, oder bei reichlicherer Nahrung mit unmenschlich vollgestopftem Bauche vollends als Muster der Mißgestaltung und Häßlichkeit auftreten, uns im allgemeinen ein Bild machen.

Ihre Kleidung ist sehr beschränkt. Ein kleiner dreieckiger Schurz dient zur Bedeckung der Blöße. Manche haben einfache Sandalen aus Thierhäuten — oft aber entbehren sie dieses Luxus und laufen barfuß auf dem glühenden Sand und den Dornen. Gewöhnlich vollendet ein höchst dürftiger Fell-Karoß, der zugleich als Decke in der kalten Nacht dient, die Tracht der Männer. Die Frauen nehmen eher etwas von den Trachten der benachbarten höherstehenden Völker an. Ja sie verschaffen sich von diesen durch Tauschhandel mit Fellen auch Glasperlen, um die dürftige Kleidung damit zu verzieren. Fehlen solche, so schafft sich das Buschweib selbst ihren Schmuck durch geschickt geschnitzte Ringelchen aus Straußeneischalen, die auch auf Sehnen gezogen

[1]) Die Sprache der Buschmänner zeigt zwar durch ihre Schnalzlaute eine Verwandtschaft mit der Hottentottensprache, hat aber deren viel mehr und außerdem Gutturale, die jener fremd sind. Die Forschungen hierüber sind jedoch noch nicht soweit gediehen, um ein letztes Urtheil zu gestatten. Vielleicht weisen die linguistischen Forschungen noch einmal einen gemeinschaftlichen Stamm nach, von dem aus die beiden Völker sich aber in längst verflossener Zeit geschieden haben. Jedenfalls stehen die Buschmänner den Koi-Koin ungleich näher als den dunklen südafrikanischen Völkern.

um den Hals oder die Arme getragen werden[1]) — denn die Putzsucht waltet selbst bei den elenden Kindern der Wüste.

Ihre Armseligkeit fällt recht in die Augen, wenn man nach ihrer Wohnung fragt. Sie haben kein Daheim. Bald hier bald da suchen sie ein Obdach. Finden sich Höhlen in der Gegend, so werden sie Troglodyten, wechseln aber häufig ihren Aufenthalt, um vor ihren Feinden sicher zu sein; denn gewöhnlich stehen sie mit den kultivirteren Völkern in bitterer Feindschaft. Aus diesem Grunde ziehen sie sich oft in die unwirthbarsten Gegenden zurück. Findet der Buschmann nur einen Strauch, so macht er sich durch Verflechtung der Zweige nach der Wetterseite einen sogenannten „Scherm" (Schirm), unter dem er sich behaglich zusammenrollen kann. Wo er sich sicherer fühlt, baut er auch wohl eine rohe Hütte aus Baumzweigen.

„Das Wild ist die Hauptnahrung des Buschmanns. Oft liegt er, um die scheue Antilope zu beschleichen, Tage lang eingescharrt im Sande, oder er schleicht wie eine Katze, oder wälzt sich große Strecken weit fort", oder verkleidet sich in eine Straußenhaut und weiß so geschickt die Rolle dieses Thieres zu spielen, daß er auf sichere Schußweite an seine Beute gelangt und sie mit dem geschickt entsendeten vergifteten Pfeile seines Bogens erlegt. „Das getroffene Thier enteilt; der Buschmann, der selber laufen kann wie ein Wild, ihm nach. In einer Viertelstunde wirkt das Gift; das Thier stürzt. Die Stelle um die vergiftete Wunde wird ausgeschnitten und die Beute heimgetragen." Die Pfeile, deren der Buschmann 70—80 im Köcher trägt, sind aus Rohr gemacht, mit einer Hornspitze, an der mit einer klebrigen Masse der Saft der Euphorbie, oder auch ein animalisches Gift aufgetragen ist. Außerdem hat er in seinem Köcher zwei Stücke Holz, um Feuer anzumachen.[2])

Gab es reichliche Beute, so hat der Buschmann festliche Zeit. Ihrer etliche können einen Springbock in wenigen Stunden verzehren. Vorräthe zu sammeln liegt ganz außerhalb ihres Fassungsvermögens. Geht's mit der Jagd nicht gut, so wird alles Gewürm, was sich vorfindet, verschlungen. Ameisenlarven sind ein gewöhnliches Gericht. Sonst genießen sie auch Vegetabilien, besonders kürbisartige Früchte, Knollen- und Zwiebelgewächse, die sie mit einem Stocke aus dem Boden scharren. Dies ist Sache der Weiber, denen auch die Zubereitung des erbeuteten Wildes obliegt. Das Fleisch wird auf glühenden Kohlen geröstet oder zwischen heiß gemachten Steinen gedämpft. Können sie Tabak erlangen, so sind sie glücklich. Männer und Frauen rauchen ihn aus einem hohlen Knochen.[3]) Ebenso wird der betäubende Hanf (Dacha), dessen zu Pulver zerriebene Blätter sie wie den Tabak in Beutelchen bei sich tragen, geraucht. Hie und da zündet auch ein altes Mütterchen ein

[1]) Auch die niedlichen Schalen einer kleinen Schildkröte, die nicht größer ist als eine starke Wallnuß, werden zum Schmuck benutzt.

[2]) Doch die Kultur erstreckt sich bis zum Buschmann; irgendwo fand ich ihn mit Stahl und Stein und Zunderbüchse erwähnt.

[3]) Doch kommen auch kleine Pfeifen aus Holz oder Stein vor.

Stück von der wohlriechenden Wurzel, die sie an einer Schnur an ihrem Halse trägt, am Kohlenfeuer an, und riecht und schlürft mit Wonne den Duft, der ihrem mühseligen Leben eine Erquickung verleiht. Dabei wird geschwatzt und gelacht, man ist heiter und guter Dinge. Und Nachts, wenn der volle Mond am Himmel steht, so geht's gar ausgelassen zu. Da wird der Rommelpot (wie die Boeren sagen) hervorgeholt, eine Kalabasse, deren Oeffnung mit Fell überspannt ist, das mit den Händen geschlagen, einen dumpfen Ton gibt.[1]) Dazu wird getanzt. Freilich verdient dieses unregelmäßige Hin- und Widerspringen, das dem ausgelassener, übermüthiger Kälber verglichen wird, kaum den Namen des Tanzes. „Damit ist ein Geschrei verbunden, meist so heftig und gewaltsam, daß sie bald über und über von Schweiß triefen, ja hie und da sinkt einer wohl ganz erschöpft zu Boden.[2]) Die Weiber sind auf diesen Tanz ganz versessen und putzen sich in ihrer Weise aufs beste dazu."[3])

Eine besondere Schwierigkeit, mit der sie vielfach zu kämpfen haben, ist der Mangel des Wassers. Sie überwinden ihn, wenn sie nur eine wilde Wassermelone haben, trotz der Bitterkeit ihres Saftes. Auch stillen sie den Durst mit jeder sukkulenten Pflanze, die nicht eben giftig ist. Sonst verschaffen sie sich auch Wasser, wo man es kaum für möglich halten sollte.

Einen ganzen Tag vermag der Buschmann mit seiner Hand auf eine Tiefe von 6 Fuß den Boden aufzukratzen, um Wasser zu finden, und fühlt sich für alle seine Arbeit reichlich belohnt, wenn er nur für sich und die Seinen einen schlammigen Trank zur Stillung des Durstes gewonnen hat. Haben sie in einer Gegend Quellen, so pflegen sie diese so zu verstecken (verschütten), daß sie den Augen fremder Ankömmlinge entgehen. Dadurch machen sie große Gebiete für andre Menschen unbewohnbar, und sichern sich ihren ungestörten Aufenthalt.

Häusliches Glück ist dem Buschmann natürlich unbekannt. Gewöhnlich hat er 2 Frauen und der Ehebund ist sehr lose. Von ehelicher Liebe weiß er wenig. Seine Sprache soll nicht einmal eine unterscheidende Bezeichnung für Jungfrau und Frau haben. Für die

---

[1]) Ein andres Instrument, die Gcorra, das unten näher zu beschreiben, gibt keineswegs jene melancholischen, aeolsharfenartigen Töne, wie oft geschrieben wird, sondern ist eine Maultrommel, die eine unausstehliche, nervenerschütternde Musik macht.

[2]) In mehreren Beschreibungen wird — ich weiß nicht auf welche Autorität hin — gesagt, daß ihnen dabei das Blut aus der Nase ströme, und daß der Tanz daher Makoma, d. i. Bluttanz genannt werde. Ich fürchte diese Angabe stammt von irgend einem Reisenden, der ein einmaliges Ereigniß verallgemeinerte und selber die Auslegung des Namens dazu erfand.

[3]) Oft wird das Leben des Buschmanns als vollkommen freudlos geschildert und ihm ein immer trübes, schwermüthiges Wesen zugeschrieben. Dies ist eine unzutreffende Darstellung in der die armseligen Verhältnisse dieser Menschen sich in der Reflexion des europäischen Philanthropen widerspiegeln. Gibt's auf der Buschmannskraal eine erlegte Giraffe oder ein Eland und sind die Tabaksbeutel gefüllt, so herrscht dort größeres Wohlsein, als bei den raffinirten Gastmählern unsrer Börsenaristokratie, und bei jenen Mondschein-Tänzen mag heiterer Lebensgenuß in volleren Zügen geschlürft werden, als auf den Subskriptionsbällen unsrer Metropole

Kinder wird nicht viel gesorgt. Wenn die Weiber des Morgens ausgehen, um Nahrung zu suchen, lassen sie die Kleinen in ihrer Höhle oder Hütte auf einem schmutzigen Schaffell liegen, bis sie des Abends wiederkommen. Besondere Fürsorge wird ihnen überhaupt wenig gewidmet, bis sie im Stande sind, auf dem Boden herum zu kriechen. Von da ab müssen sie sich selber helfen. Von Erziehung ist natürlich keine Rede. Doch läßt der Buschmann seine Wuth wohl an den Kindern aus und soll sie bisweilen im Jähzorne tödten; insbesondre wenn zwischen den Eltern Streit gewesen ist und die Rache an den Kindern ausgeübt wird.

Was den Charakter des Buschmanns betrifft, so steht in demselben ein Zug oben an: die Freiheitsliebe, wie sie sich sonst bei keinem der südafrikanischen Völker unter irgend welchen Verhältnissen wiederfindet. Muth und Entschlossenheit läßt sich ihm nicht absprechen, vielmehr im Gegentheil zeigt er oft die vollste Tollkühnheit, in der er Heldenthaten vollbringt, wie man sie von diesen kleinen kümmerlichen Menschen nicht erwarten sollte. Ueberhaupt aber ist sein Handeln noch in viel höherem Grade als bei dem Hottentotten durch das oft plötzlich ihn ergreifende Gefühl ohne alle Ueberlegung bestimmt, auch kommt hier nicht wie bei jenem die vis inertiae als Hemmschuh hinzu. Er ist daher noch viel unberechenbarer als jener. So kommt es, daß er oft die furchtbarsten Verbrechen vollbringt, ohne daß man ihn dem abgefeimten Bösewicht an die Seite stellen dürfte. Ueberhaupt darf man ihm nicht, wie es oft geschieht, alle Schlechtigkeiten aufbürden. Seine vollständige Gleichgültigkeit gegen alles Eigenthum wird zwischen ihm und den besitzenden Völkern stets bittere Feindschaft hervorrufen. Dabei hat er durch sein wildes Leben eine Neigung zur Gewaltthätigkeit erhalten. Es darf aber nicht übersehen werden, wie er sich vielfach aufrichtig, ehrlich und treu beweist. Nur andeutend erwähnen wir seine Schlauheit, seine bodenlose Unreinlichkeit und jene unglaubliche Unmäßigkeit, von der bereits die Rede war.

Die religiösen Vorstellungen dieser armen Leute sind höchst dürftig. Eine Insektenlarve (N'ga oder Ngwa genannt), der sie das stärkste Gift für ihre Pfeile entnehmen, sollen sie göttlich verehren. Ein Gebet an diesen Buschmannsgott ist folgendermaßen aufgezeichnet worden: 'Kaangta, ha a ntanga ë? 'Kaangta, 'gnu a kna a sé'gè. Itanga 'kogu 'kobu hu; i'konté, i'kagè, itanga i'kogu 'koba hu. 'Kaang ta 'gnu a kna asè'gè.[1]) Das heißt: „O Herr, liebst du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg. Ich habe so gern meinen Leib voll. Mein ältester Sohn, meine älteste Tochter haben auch so gern ihren Leib recht voll. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg." — Es finden sich auch Spuren von der Verehrung der Ahnen, der den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode voraussetzt. Darauf weisen auch die Begräbnißfeierlichkeiten und die Verehrung hin, die man den Gräbern erweist. Es sind dies, wie

[1]) Die Schnalzlaute sind durch den Apostroph angedeutet. Dabei sind die verschiedenen Laute freilich nicht unterschieden.

früher bei den Hottentotten, Steinhaufen, auf die jeder Vorübergehende einen neuen Stein niederlegt. — Daß die von Buschmännern herrührenden Zeichnungen, die sich in Höhlen, namentlich der Sneeuw- und Winterberge, finden, eine religiöse Bedeutung haben, ist unwahrscheinlich. Es sind Darstellungen allerlei Thiere, die durch Wiedergabe mancher charakteristischen Züge ein großes Geschick der Beobachtung und ein ungewöhnliches Nachahmungstalent und eine überraschend sichere Hand bezeugen.[1])

Ueberhaupt steht die Anlage und Begabung des Buschmanns keineswegs auf der tiefsten Stufe. Die eingefangenen Buschmannskinder entwickelten sich bei den Bauern zu brauchbaren Menschen, die besonders als Hirten gut zu verwenden waren. Auch zeigten sie Treue und Anhänglichkeit, wo sie gut behandelt wurden. Im entgegengesetzten Falle aber trat ihre scheinbar tückische und rachsüchtige Natur oft zum schweren Schaden ihrer Unterdrücker hervor. — So sehr die kleinen Gruppen der Buschmänner auch gegen einander in Feindschaft stehen, und so sehr die Zersplitterung bis in die Bewohner einer Kraal und die Angehörigen einer Familie eindrang, sind doch Züge der edelmüthigsten Aufopferung für die Ihrigen aufbewahrt, namentlich eine Geschichte die an Bäßler's Skieläufer erinnert.

Jenen oft verkannten und fälschlich bestrittenen Anlagen der Buschmänner verdankt denn auch die **Mission**, die sich ihrer annahm, manche überraschende Erfolge. Freilich es ist erklärlich, wie unter diesem armseligen, zersplitterten, zerstreuten und unstäten Volke eine dauernde und durchgreifende Missionsthätigkeit nicht zu Stande kam. Betrachten wir denn wenigstens die Versuche.

Es war am Ende des vorigen Jahrhunderts. Furchtbar wüthete der Kampf der Grenzboeren gegen die Buschmänner, die man systematisch ausrotten wollte. Furchtbar war aber auch die Rache der letzteren, die raubend und mordend die Ansiedlungen verwüsteten. Müde des Kampfes und Blutvergießens, versuchten etliche Boeren an der Nordgrenze der Kolonie einen Frieden zu Stande zu bringen. Dem frommen Florus Vischer[2]) gelang die Unterhandlung. Auf offenem Felde, wo die Parteien zusammengekommen, kniete dieser mit den Seinigen nieder, sprach ein Gebet und stimmte ein Danklied an. Erstaunt fragten die Buschmänner, was das zu bedeuten habe? und Vischer nahm die Gelegenheit wahr, ihnen etwas von dem allmächtigen Gott zu sagen, so wie auch von Boten, die ihnen sein Wort verkündigen könnten. Daraufhin entschlossen sich ein paar der angesehensten unter diesen Buschmännern,

---

[1]) Diese Zeichnungen sind mit Kohle oder Ocker ausgeführt. Neben den Thierbildern finden sich auch lange Reihen von Kreuzen, Ringen, Punkten u. s. w. Einige Darstellungen zeigen auch den Buschmann selbst, auf der Jagd oder in seinem Verhältniß zum Bauern: z. B. die plumpe Figur eines solchen, der einen Buschmann prügelt.

[2]) Unsre englischen Quellen schreiben, jedenfalls inkorrekt, Fischer.

nach der Kapstadt zu reisen, um sich solche Gottesboten zu verschaffen.[1])

Dort trafen sie kurz vor Ankunft der ersten bereits oben erwähnten Londoner Missionare ein.[2]) Auf das inständige Bitten der Buschmänner willigte van der Kemp ein, daß Kicherer und Edwards sie begleiteten. Auf der Reise schloß sich ihnen in Roodezand (dem jetzigen Tulbagh, wo damals bereits reges christliches Leben herrschte) ein junger Kapländer, Kramer, an, nachdem er in langem Gebetsringen seines Berufs zu dieser Mission gewiß geworden war. Die inzwischen gestiftete südafrikanische Missionsgesellschaft übernahm die Sorge für seinen Unterhalt. Am 6. August 1799 trafen die Missionare, nachdem sie unter den äußersten Ansiedlern noch mehrere warme Christen kennen gelernt hatten, auf ihrem neuen Arbeitsfelde am Sackflusse (Zak Rivier) ein. Bei einer Quelle, der sie den Namen Blyde verwacht (frohe Erwartung) gaben, bauten sie ihre schlichte Hütte aus Schilfgras. Die Gegend hatte wenig Einladendes. Das Thal war mit schroffen Rändern schwärzlichen, verwitterten Felsens gesäumt, dürr und ohne Bäume. Auch die Buschmänner, die sich, 30—40 an der Zahl, bald einfanden, boten keinen erfreulichen Anblick. Scheu und mißtrauisch nahten sie den weißen Fremdlingen (aus deren Zahl übrigens Edwards bald schied), die mit Liebe und Freundlichkeit sie zu gewinnen bemüht waren. Es gelang auch, manche zum Bleiben auf dem Platze zu bestimmen. Sie gruben in der Nähe der Missionshütten Löcher in die Erde: das waren ihre Wohnungen. In dem Hottentotten Wilhelm Fortuin, der mit seiner Frau, einem Buschmannsweibe, sich bei ihnen niederließ und das Holländische gut verstand, schenkte Gott ihnen einen tüchtigen Dolmetscher; um aber die Namen ihrer sich immer zahlreicher sammelnden neuen Freunde behalten zu können, schrieb sie ihnen Kicherer mit Kalk auf den Rücken, wonach dann die Besuchenden sich sogleich bei der Begrüßung rückwärts darzustellen pflegten, um über ihre Person die nöthige Auskunft zu geben. War auch von Wirkungen der Predigt des Evangeliums unter ihnen noch nicht viel zu spüren, so lernten sie doch bald beten: „O Herr Jesu, du hast die Sonne und den Mond, die Berge und die Flüsse und die Sträucher geschaffen; du hast auch Macht mein Herz zu ändern. O mache es doch ganz neu!“ Für Kicherer gewannen sie bald große Anhänglichkeit und nannten ihn ihren Vater (Ebo).

Nach einigen Monaten machte dieser eine Reise nach der Kapstadt, um sich Lebensmittel und namentlich Kleidungsstücke für seine Buschmänner zu verschaffen. Einige derselben, welche ihn dahin begleiteten und Zeugen des Ansehens wurden, welches er dort genoß, ihn auch vor einer großen wohlgekleideten Versammlung predigen sahen, erhielten dadurch Gelegenheit, ihre irrige Ansicht, als ob er in Ermangelung anderweitiger Hülfsquellen nur um seinen Unterhalt zu suchen in ihr Land gekommen sei, zu berichtigen. Auch staunten sie nicht wenig über das, was sie dort sahen; die Kirche mit den Versammelten erschien

[1]) So Moffat, Miss. Labours. p. 13.
[2]) Siehe oben S. 49.

ihnen wie ein großer Ameisenhaufen, und den Ton der Orgel hielten sie anfänglich für das Schwärmen eines Bienenstocks. Reich beschenkt verließ Kicherer im März mit seinen Begleitern die Kapstadt und kehrte nach seinem Missionsposten zurück, dem ein wilder Buschmannshäuptling mittlerweile mancherlei Störungen und Gefahr gebracht. Nachdem er die Ordnung hier wieder hergestellt, versuchte Kramer die Aufrichtung einer neuen Missionsstelle am Herflusse, und jener setzte seine Arbeit unter den Buschmännern am Sackflusse fort.

Dort hatten sich übrigens auch einzelne Bastard-Hottentotten (vgl. unten Nr. 6) eingefunden. Namentlich aus diesen gewann die Mission bald eine Anzahl Bekehrter, von denen liebliche Berichte erstattet werden konnten, und die sich später als die Säulen der Griqua-Mission bewährten. „Die Buschmänner, mit wenigen Ausnahmen, lernten nie den Zweck der Mission würdigen, sondern im ganzen fuhren sie fort diejenigen, welche sich den Missionaren angeschlossen hatten, zu plagen und auszusaugen. Kicherers Leben selbst war mehr als einmal bedroht. — Unglücklicherweise ließ sich die Gesellschaft und Gunst der Buschmänner nicht erreichen, ohne eine tägliche Portion Lebensmittel und Tabak, womit Kicherer von den Boeren reichlich versorgt worden war.[1]) Diese Praxis, obgleich gut gemeint, trug jedenfalls zu dem baldigen Fehlschlage dieser Mission bei. Schon nach zweijährigem Bestande veranlaßte eine Einladung ins Korannaland resp. zu den Griqua's, jenseits des Oranjeflusses, wohin der neuangekommene Missionar Anderson im März 1801 von der Kapstadt aus entsendet wurde, die übrigen Brüder, sich ihm anzuschließen, da sie dort ein günstigeres Feld als in der dürren Gegend am Sackflusse zu finden hofften. Die kleine bisher gesammelte Gemeinde (oder vielleicht nur deren Kern, da wahrscheinlich manche Bekehrte wieder abtrünnig geworden waren) nahmen sie mit dorthin. Indessen auch hier entsprachen die Verhältnisse nicht den Erwartungen, und so kehrte Kicherer, während Kramer und Anderson bei den Koranna's blieben, an den Sackfluß zurück. Es wurden größere Anstrengungen gemacht, eine bleibende Niederlassung anzulegen, etwas weiter abwärts an dem Flusse. Kicherer holte aus der Kapstadt allerlei Bau- und Ackergeräth zu diesem Zwecke. Mit Anstrengung wurden die Bekehrten zur Erbauung einer großen Kirche gebracht, und ihr nachlassender Eifer durch Kicherers Drohung, sie verlassen zu wollen, um die ihm angebotene Pfarrstelle in Roodezand zu übernehmen, aufs neue angefeuert. Es entstand wirklich in der Wüste ein Dorf und 800 Zuhörer sammelten sich in der Kirche. Aecker wurden angelegt, Viehzucht begonnen. Ließ die Dürre und die Ungunst der Verhältnisse auch kein Gedeihen dieser äußeren Unternehmungen zu, so hatte Kicherer zu Ende des Jahres 1802 doch die Freude, 30 Erwachsene und 24 Kinder taufen zu können. Die Botschaft davon rief im Kaplande

[1]) Die Stellung der Boeren zu Kicherer ist wohl zu beachten. Sie zeigt, daß man nicht zu allgemein über sie aburtheilen darf, wie dies oft geschehen ist.

[2]) Moffat, a. a. O. S. 14.

ein allgemeines Staunen hervor. Leider sollte die Blüte schnell vorübergehen.

Kicherer unternahm 1803 eine Reise nach Europa. Sein Aufenthalt verzögerte sich bis 1805, wo er mit neuen Missionaren, Albrecht, Seidenfaden und Ulbricht, am Kap ankam. Auf seiner Station sah es traurig aus. Die Dürre und die Plünderungen wilder Buschmännner hatten alle die Angesiedelten vom Platze verscheucht, mit Ausnahme von 80 schon Getauften. Da wenig Aussicht war, der Station wieder aufzuhelfen, und Kicherer den Antrag erhielt, die Predigtstelle in Graaf Reynet zu übernehmen, so entschloß er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Annahme des letzteren.[1]) Seine 80 Bekehrten folgten ihm nach dieser Stadt. Die Kirche am Sackflusse aber stand bald als Ruine in der Wüste.

Erst Campbells Visitationsreise im Jahre 1813 gab Veranlassung zur Erneuerung der Mission unter den Buschmännern. Ein Platz nördlich von Graaf Reynet, in der Nähe des Oranjeflusses, dort wo jetzt Colesberg steht, wurde zur Station ersehen. Damals hieß er Toverberg,[2]) die Station wurde späterhin Gracehill genannt. Erasmus Smith (Smid?) und Corner waren die Londoner Missionare, welche sie 1814 besetzten. Gegen 500 Buschmänner sammelten sich daselbst. Auch hier gab es einen freudigen Anfang, aber die Freude dauerte nicht lange. Es schlich sich bald bei den Buschmännern Mißtrauen ein, daß die Mission vielleicht nur eine Maßregel sei, um sie in die Gewalt der Boeren zu bringen. Nur mit ausdauernder Arbeit und Freundlichkeit überwanden die Missionare das Vorurtheil. Die Lage und der Boden waren hier ungleich günstiger als am Sackflusse, und so konnte nach und nach eine Station mit grünenden Gärten und Feldern entstehen.

Eine andre Station wurde 3 Tagereisen weiter nördlich an der Rhenosterquelle von Missionar Corner angelegt. Auch hier sammelten sich, nachdem das erste Mißtrauen überwunden war, eine Anzahl Buschmänner und es ging alles so gut, daß Corner den Muth hatte, den Ort Hephzibah zu nennen. Aber hier wie zu Toverberg sollte bald die Freude vergehen. — Es ist dies ein Punkt, an dem unsre Missionsgeschichtschreibung ernstlich Buße zu thun hat. Die Aufhebung der beiden Stationen für die Buschmänner ist dargestellt worden, als ein ungerechtfertigter Gewaltstreich seitens der Regierung, die den missionsfeindlichen Boeren Gehör gegeben habe. Freilich wurden sie infolge Klage der Boeren auf Befehl der Regierung aufgehoben; aber man darf

[1]) Ein Jahr lang wurde die Station noch gehalten vom Missionar A. Boß und einem Boer Namens Botma, der all seine Habe verkauft hatte, um der Mission zu dienen, und schon während der Abwesenheit Kicherers die Station verwaltet hatte.

[2]) Die erste Auflage hat Toornberg, einen Schreib- oder Druckfehler bei Moffat. Die Form ist nicht korrekt; ich suchte sie auf Nr. 10 meines Atlasses zu berichtigen und schrieb Doornberg (d. h. Dornberg); daher jene Unrichtigkeit, die ich alle Benutzer jener Karte zu berichtigen bitten möchte. Auch die Bezeichnung des Berges als Torenberg (Thurmberg) beruht auf einem Schreibfehler. Auch dieser Name muß Toverberg (Zauberberg) heißen.

nicht verschweigen, wie die Buschmänner, um mit Moffat zu reden, „in unangenehme Berührung mit den benachbarten Boeren geriethen und die Missionare ihretwegen in Kollisionen kamen". Leider stehen mir keine Quellen von der andern Seite zu Gebote. Jene Andeutungen aber können doch kaum anders verstanden werden, als daß Buschmänner sich an den Heerden der Boeren vergriffen und nachher auf den Stationen die außerhalb der Grenze der Kolonie und darum außerhalb der obrigkeitlichen Strafgewalt lagen, ihren sichern Zufluchtsort fanden. In wie weit dies auch von solchen geschehen ist, an denen man schon Spuren der Bekehrung wahrzunehmen gemeint hatte (und solche Fälle mochten unter jenen Verhältnissen nicht so unwahrscheinlich sein), wollen wir unerörtert lassen. Jedenfalls gewinnt von diesem Gesichtspunkte der Befehl der Regierung von 1816, der übrigens dahin lautete, daß sich die Missionare mit ihrer Wirksamkeit in die Grenzen der Kolonie zurückziehen sollten, ein ganz andres Ansehen. Daß die Boeren im ganzen und großen an ihren Feinden, den Buschmännern, übel gethan und sich schwer versündigt haben, daß seit 1818 auf mehrere Jahre sogar die alten Kommandos wieder in Anwendung gebracht werden, wollen wir nicht in Schutz nehmen.[1]) Undankbar aber wäre es, wollte die Mission vergessen, wie grade bei der Arbeit unter den Buschmännern von Seiten der Boeren, unter denen Florus Vischer und Botma nicht allein standen, hülfreiche Hand gereicht worden war. — Jene Stationen wurden übrigens nicht in die Kolonie verlegt, sondern gänzlich aufgehoben.

Ein letzter Versuch unter den Buschmännern wurde endlich von der Londoner Missionsgesellschaft im Jahre 1829 nördlich vom Oranjefluße nicht weit von der Mündung des Caledon in denselben gemacht, nachdem schon 1825 Dr. Philip einige Reste der zu Toverberg und Hephzibah gesammelten Gemeinden aufgefunden hatte und bis dahin umsonst sich bemüht hatte, sie wieder unter christlichen Einfluß zu bringen. Der Griqua-Häuptling Adam Kok stattete die neue von den Missionaren Clark und Kolbe errichtete Station Caledon höchst freigebig mit Rindvieh, Schafen und Ziegen aus. Indessen scheint es doch auch hier nicht recht mit den Buschmännern gegangen zu sein. Mehr Erfolge hatte man unter den Basuto's, und die anfänglich dort gesammelten Buschmänner verließen allmählich den Platz, der 1833 der Pariser Mission übergeben und unter dem Namen Bethulia als Basuto-Station fortgeführt wurde.

Seitdem ist keine besondere Mission für Buschmänner weiter versucht worden. Der Gedanke, daß diesen elendesten Menschen keine Hülfe gebracht werden konnte, ist höchst schmerzlich, um so mehr, da diese vorübergehenden Proben doch reichlich gezeigt haben, daß auch der Buschmann einer Umwandlung durch die Kraft des Evangeliums

[1]) Wohl kann man dabei erwägen, daß es für diese Leute nichts Leichtes war, ihre Heerden fortwährend geplündert, ja dann und wann eines ihrer Häuser hinterlistigerweise in Flammen gesetzt oder einen der Ihrigen durch einen vergifteten Pfeil getödtet zu sehen, obschon dies alles nur die Früchte alter Sündensaaten waren.

fähig ist. Die Schuld aber an dem Mißlingen dieser Unternehmungen sollte man nicht blos auf die Feinde und auf äußere Verhältnisse schieben. Ein unrichtiger Idealismus und eine unrichtige Anwendung des Begriffs der Freiheit mögen zu dem Fehlschlagen mit beigetragen haben. Hätte man die Buschmänner wie verwahrloste Kinder behandelt, die man unter die strenge Zucht eines Rettungshauses bringt, so möchte es gelungen sein, ihnen in weiterem Maße zu helfen.

6. Die Griqua.

Die Griqua sind die Abkömmlinge eines Hottentottenstammes, der zur Zeit der Anfänge der Kolonie südöstlich von den Namaqua (also etwa im Roggeveld) lebte und dessen Name in den älteren Berichten als Chariguriqua vorkommt. Durch Verstümmelung scheint aus demselben Grigriqua und später Griqua geworden zu sein.[1]) Im Laufe der Zeit scheint dieser Stamm beträchtliche Mischung mit holländischem Blut erfahren zu haben. Ja ein verderbtes Holländisch verdrängte seine schnalzende Muttersprache. Trotz ihrer Verwandtschaft mit den Kolonisten fanden die Griqua keine günstigere Behandlung als die andern Stämme. Des Landes ihrer Vorfahren beraubt und ohne Recht Grundbesitz zu erwerben, entschlossen sie sich nach Norden auszuwandern. Jenseits des Oranjeflusses fanden sie ihre Freiheit. Dort mehrte sich ihre Zahl durch Zuzug aus der Kolonie, sowie durch Verheirathung mit Weibern von Buschmännern und Koranna, die sie in jener Gegend antrafen. Sie sind also ein Mischlingsvolk. Stolz auf das weiße Blut, das unter ihnen ist, nannte sie sich früher nur „Bastaarden", ein Name, der noch immer von den Eingebornen halbeuropäischen Blutes mit großem Selbstgefühl in Anspruch genommen wird. Erst Campbell bewog sie, den Namen Griqua wieder anzunehmen. Dennoch machen die, die ihre Abkunft irgendwie auf Europäer zurückführen können, noch immer einen Unterschied zwischen Griqua und Bastaarden, welchen letzteren Namen sie für sich in Anspruch nehmen.

Die Griqua waren ein wüster Haufe. Muth, Zähigkeit und Beharrlichkeit hatten sie von ihren europäischen Vorfahren geerbt. Aber ohne Glauben an den allmächtigen Gott führten sie ein Räuberleben, indem sie bald die Basuto, bald die Betschuana, bald die Buschmänner, bald die Kolonisten plündernd überfielen. Sie waren eine Horde nackter, wandernder Wilden, den Leib mit rother Farbe bemalt, die Haare mit Fett beschmiert und Glanzpulver darüber gestreut, nur mit einem Schaffell voll Schmutz und Ungeziefer bekleidet. Mit Ausnahme einer einzigen Frau, die eine Kleinigkeit von europäischem Zeuge besaß, war niemand unter ihnen, der auch nur einen Faden europäischen Stoffes an sich hatte. Lüderlichkeit, Zauberei, Trunkenheit und was

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, S. 318 ff. Nach einem andern Citate der Cape Records bei Fritsch wohnten die Geregriqua an der Olifants Rivier, resp. nördlich von da.

damit zusammenhängt, herrschte unter ihnen. In manchen Beziehungen standen sie wenig über den Thieren. Die ersten Missionare waren unter ihnen in Lebensgefahr, wie sie später ausdrücklich von Mordanschlägen, die man gegen sie gemacht hatte, hörten. Gewaltsamer Tod war unter ihnen etwas gewöhnliches und viele ihrer Frauen konnten erzählen, wie sie so ihre Ehemänner verloren hatten. In ihren Lebensgewohnheiten zeigten sie sich schamlos und ekelhaft. — Unter dem Einflusse der Mission wurde es bei ihnen ganz anders.

Es ist schon erwähnt worden, wie im Jahre 1801 der Missionar Anderson in ihr Gebiet ging, dem sich die Missionare vom Sackflusse anschlossen. Bei Riet-Fontein versuchten sie eine Station zu gründen. Allein die Griqua waren nicht zu einer Ansiedlung zu bewegen. Die Missionare mußten sich entschließen, das Wanderleben zu theilen. Nachdem Kicherer nach dem Sackfluß zurückgekehrt, zogen Anderson und Kramer mit ihnen mehrere Jahre hin und her. Es war eine schwere, mühselige Zeit. Monate vergingen, ohne daß sie einen Bissen Brod zu essen hatten. Endlich vermochten sie die Griqua zu einer Ansiedlung und zu einem Versuch mit dem Ackerbau zu bewegen. Derselbe gelang so gut, daß Lichtenstein (1805) sehr erstaunt war, hier alles ganz anders zu finden als es am Kap beschrieben wurde. Alle Quellen waren benutzt; und im Verhältniß zu dem dürren Lande standen die Erntefelder gut.[1]) Die Hauptniederlassung, auf der auch die Missionare ihre Häuser und Gärten anlegten, war bei einer Quelle mit Namen Klaarwater.

Nachdem dieser wichtige Schritt geschehen war, folgten schnell die bedeutendsten Aenderungen. Das Rauben hörte auf. Die früheren Lebensgewohnheiten wurden gänzlich aufgegeben. Anstand und Sittsamkeit mehrten sich. Auch die Arbeit an den Seelen war nicht fruchtlos. Als Campbell auf seiner Reise 1813 zweimal nach Griquatown kam, fand er dort und in der nächsten Umgebung 1200 Griqua und 1300 Koranna, die sich als die Schützlinge der ersteren betrachteten. Aus dieser Bevölkerung war eine christliche Gemeinde von 42 Mitgliedern gesammelt und 210 Kinder besuchten die Schule. Auf Campbells Veranlassung gestaltete sich das kleine Gemeinwesen unter den 2 bisherigen Häuptlingen Berend Berend und Adam Kok auf Grund bestimmter Gesetze[2]) etwas fester. Zur Verwaltung der innern Angelegenheiten wurden 9 Richter bestellt. Damals war es, als der Name Griqua wieder angenommen wurde, und auch die Ansiedlung heißt seitdem Griquastad. Neben Anderson, der als Gründer und Vater der Griquamission gelten

---

[1]) Philip Researches II, 60.

[2]) Aus den Gesetzen führen wir Folgendes an: Mord wird unter allen Umständen mit dem Tode des Mörders bestraft, und das Urtheil öffentlich durch Henken oder Erschießen vollstreckt. Einbruch wird das erstemal mit Auspeitschen bestraft, im Wiederholungsfalle kommt schwere Strafarbeit dazu. Buschmänner und Koranna stehen vor dem Gerichte gleich mit den Griqua. Die Richter dürfen keine Geschenke nehmen u. s. w. Auch verpflichteten sich die Griqua bei dieser Gelegenheit Beiträge zur Erhaltung der Station zu geben.

muß, wirkte damals noch Missionar Jantz, und später trat Missionar Haman an die Stelle des letzteren.

Die erfreuliche Entfaltung der Station wurde jedoch 1814 sehr gestört durch das Ansinnen der Kolonialregierung an die Missionare, 20 Mann von den Griqua auszuheben und zum Eintritt ins Militär nach dem Kap zu senden. Dazu hatten diese keine Macht. Noch weniger aber hatte die Regierung irgend ein Recht zu solcher Forderung, da die Station viele Tagereisen jenseits der Grenzen der Kolonie lag. Doch drohte sie, alle Verbindung der Station mit der Kolonie im Falle der Weigerung abzubrechen. Anderson reiste selbst nach der Kapstadt, um die Sache beizulegen, was jedoch nicht gelang. Inzwischen aber regte sich das Mißtrauen des Volkes, und nach seiner Rückkunft hatte der Missionar einen schweren Stand; ja selbst sein Leben war bedroht. Mehrere kummervolle Jahre hielt Anderson noch aus unter dem Drucke von beiden Seiten; dann schied er, um auf einer andern Station zu arbeiten. Die Griqua aber, 5000 Seelen stark, waren allmählich zu beträchtlichem Wohlstand gelangt und hatten solche Fortschritte in der Civilisation gemacht, daß manche mit den Boeren in der Kolonie sich messen konnten.

„Man pflegt", heißt es im Berichte eines Regierungsagenten, „von diesem Volke in der Kolonie oft mit Verachtung zu sprechen und zu meinen, die Bauern könnten ihm, wenn sie wollten, bald ein Ende machen; aber die dies glauben, kennen weder die Beschaffenheit des Landes noch den Charakter des Volkes. Ein großer Theil besitzt Feuergewehre und Pferde und ist völlig unerschrocken. Sie verachten die Bauern; sie sind tüchtige Schützen und im Buschfechten sehr geübt, und würden, auch wenn sie fliehen müßten, ein mächtiges Kommando ermüden u. s. w."

Hiernach wurden die Pläne, die man in der Kapstadt gemacht hatte, nämlich die Griqua in die Kolonie zu ziehen und unter die Boeren zu vertheilen, aufgegeben. Ebenso ließ man die Absperrung fallen. In Griquastad aber wirkte um 1820 Helm uud Moffat im Segen nach innen und außen. Die Verfassung mußte umgestaltet werden. Die beiden damaligen Häuptlinge,[1]) die mit den Missionaren seit längerer Zeit in keinem guten Verhältnisse lebten und ebenso wenig gute Ordnung im Staate hielten, verstanden sich dazu, daß ein einiges Oberhaupt vom Volke gewählt werde. Die Wahl fiel auf Andries Waterboer, den Schulmeister von Griquastad, ein Buschmannshottentott, der früher Adam Koks Pferdeknecht und Gerichtsbote gewesen war. In seinem späteren Amte hatte er sich als ein treuer, ernster Christ bewiesen. Die britische Regierung erkannte ihn im Jahre 1822 als Kapitän von Griquastad an. Durch seine Wahl aber kam Zwiespalt in das Volk. Berend Berend trennte sich mit seinen Anhängern und besetzte das Land an der Vaal- und Hart Rivier, bei Bootschap. Cornelis Kok, bei dem der Missionar Saß inzwischen die Station

[1]) Adam Kok dem älteren war 1815 sein Sohn Cornelis Kok sen. gefolgt, der seine Herrschaft unter seine Söhne, Dam Kok und Cornelis jun. theilte, so daß letzterer das Land im Osten erhielt, wo eine andre Ansiedlung zu Knoval bestand, während jener in Griquastad blieb.

Campbellsdorp angelegt hatte, blieb dort Kapitän. — Waterboer war ein höchst energischer Charakter, der viel zur Hebung seines Volkes gethan hat, wobei er treulich die Missionare als seine Rathgeber benutzte. Von einem starken Ehrgeiz freilich, mit dem er darnach rang, Oberhaupt der ganzen Griquanation zu werden, ist er nicht freizusprechen. Die christliche Gemeinde zu Griquastad zählte damals 200 Mitglieder. Moffat aber mußte schon 1821 von dort weiter, um unter den nördlicher wohnenden Betschuana zu arbeiten.

Die Gefahr, welche dem ganzen Lande um jene Zeit von den wilden Mantäti drohte, wurde durch die Tapferkeit der Griqua abgewehrt (vgl. unten Nr. 7). Eine größere Gefahr aber entstand von Seiten einer Schaar Mißvergnügter, denen das strenge Regiment Waterboers nicht behagte, und die eine gefürchtete Räuberbande unter dem Namen Bergenaars (Bergbewohner) bildeten. Durch einige mißlungene Unternehmungen der Griqua-Häuptlinge gegen sie wuchs ihr Muth und sie suchten immer mehr Griqua an sich zu ziehen, fingen auch an, die Betschuanen zu plündern, und raubten ihnen eine Menge Vieh. Ja sie raubten auch Menschen, die sie wieder an gottlose Bauern in der Kolonie verkauften. In Griquastad selbst, von wo aus Vergeltungszüge für die Räubereien unternommen wurden, die aber auch zuletzt in Raubzüge ausarteten, riß in jener Zeit eine große Verwilderung ein. Als endlich 1824 die Bergenaars einen vergeblichen Angriff auf Griquastad gemacht, brachte Dr. Philip, nachdem er vorher mit einigen ihrer Häuptlinge unterhandelt (1825), eine allgemeine Zusammenkunft aller Griqua zu Stande, wo der feierliche Beschluß gefaßt wurde, daß sie sich alle miteinander zur Unterdrückung aller Raubzüge (Kommando's) gegen Buschmänner und Betschuana, sowie des schändlichen Verfahrens der Bergenaars verbinden wollten. Letztere machten im Jahre 1827 nochmals einen Angriff auf Griquastad. Es gelang ihnen, den Ort zu verwüsten. Ein dreitägiger Kampf blieb unentschieden. Durch die Unterhandlungen des damaligen Missionars Wright wurde der Feind zum Abziehen bewogen. Im folgenden Jahre raffte eine unter ihnen ausgebrochene ansteckende Seuche die meisten hinweg. Ihr Untergang aber half wieder zu einem geistlichen Erwachen der Griquagemeinde, die während dieser Kämpfe in die traurigste Verkommenheit herabgesunken war. Es waren nur noch 28 Mitglieder übrig geblieben, alle andern zersprengt, getödtet oder abgefallen. Nun aber trat ein Wendepunkt ein. Die zerstörte Stadt wurde auf einem anderen, günstigeren Platz wieder aufgebaut, neue Felder angelegt und Waterboer war überall mit gutem Beispeile voran; predigte aber auch seinen Leuten Gottes Wort. Es regte sich wieder geistliches Leben. In der neuen Stadt hörte man wieder das Singen und Beten bei den Hausandachten. Die Gemeinde wuchs, und das Volk überhaupt hatte durch versprengte Betschuana und andre Stämme manchen Zuwachs erhalten. Dazu dehnte sich das Griquagebiet um diese Zeit auch weiter nach Südosten aus, indem Adam Kok, der bisher zurückgezogen gelebt hatte von den Buschleuten, den Landstrich weiter hinauf am Oranjefluß nicht weit von dem gegenüberliegenden Colesberg, ankaufte, wo kurz

zuvor für jene die Station Philippolis von der Londoner Mission gegründet war. Hier entstand ein neues Gemeinwesen der Griqua, das bald zu Macht und Ansehen gelangte, so daß die Boeren, die sich in diesem Distrikte niederließen, den Rath von Philippolis als ihre Obrigkeit anerkannten. In 5 Jahren taufte Missionar Kolbe daselbst 118 Griqua.

Etwa um das Jahr 1836 trat die höchste Blüte der Griquastaaten ein. Landbau, Viehzucht und Handel hoben sich. Unter der treuen Leitung des Missionar Wright stieg die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder auf 750. Es wurden verschiedene Außenstationen mit geistlicher Pflege versorgt. Unter dem tüchtigen Regimente Waterboers waltete Ordnung und Wohlstand unter dem auf 6000 Seelen angewachsenen Völklein. Nach Wrights Tode aber ging es abwärts, noch mehr vollends als der alte Waterboer die Augen schloß (1852), nachdem er kurz zuvor noch kräftig auf dem Missionsfeste in Griquastad gepredigt hatte. In ihm verlor das Gemeinwesen das Band, das es bisher zusammengehalten hatte. Der alte Wandertrieb regte sich. Viele zerstreuten sich zum Theil auf Jagdzügen weit ins Innere. Ihr Land begehrten die Weißen, Boeren, die in den letzten beiden Jahrzehnten in großer Zahl über den Oranjefluß gekommen waren, um der verhaßten englischen Herrschaft und der noch mehr gehaßten Emanzipation der Sklaven aus dem Wege zu gehen. Der jüngere Waterboer und Berendt zogen mit der zusammengeschmolzenen Schaar nordöstlich an die Vaal. Diesseits dieses Flusses bildete sich der Oranje-Freistaat, in dem nun vollends keine angenehme Lage für die Griqua übrig blieb. Trotz der Blüte, die Philippolis in den fünfziger Jahren erreicht hatte, wo die Gemeinde ihren Missionar bereits vollständig erhielt, wurden Verhandlungen wegen Verkauf des gesammten Landes angeknüpft, die damit endeten, daß Adam Kok mit seinem Volke in das südwestlich von Natal gelegene Nomansland übersiedelte, wo er seine Residenz zu Berg vijftig, auch Mount Currie genannt, aufschlug. Das Land erhielt nun den Namen New-Griqualand. Dort siedelte sich der Rest des Volkes, 2000 (nach andern 5000) Seelen stark, an als ein christliches Gemeinwesen, unter Leitung eines ordinirten Geistlichen aus ihrer Mitte: Rev. Bezuidenhout. Es trat bald eine geistliche Verkümmerung ein. Mit der Londoner Mission scheinen sie sich überworfen zu haben. Denn Philippolis wurde schon seit Jahren nicht mehr unter den Stationen der Gesellschaft aufgeführt. Nach der Uebersiedlung machten die Anglikaner wie die Hermannsburger Versuche, sie mit einem Missionar zu versorgen. Im Jahre 1870 ist jedoch ein Londoner wieder zu ihnen gesandt. Er hat indessen bisher nicht viel ausrichten können, unter den schwierigen Verhältnissen eines verarmten, heruntergekommenen Volkes und seiner anmaßenden Räthe, die, zum Theil selbst aus der Gemeinde ausgeschlossen, die kirchlichen Angelegenheiten — in einem richtigen Staatskirchenthum — leiten wollten.

Schließlich hat nun, da der kleine Griquastaat gar nicht recht gut thun wollte, England von dem bisher zum freien Kafernlande gehörigen

New Griqualand Besitz ergriffen. Adam Kok dankte ab, ein britischer Agent trat an seine Stelle. Wichtiger als die Griqua sind die Kafern und Basuto dieser Gegend, deren Seelenzahl mindestens das sechsfache jener beträgt.

Die Zeit der Griqua aber geht zu Ende. Ihre Bedeutung hatten sie einst als Mittelglied für die Mission unter den Betschuana. Sind auch unter ihnen einzelne Seelen als reife Früchte der Gottseligkeit gezeitigt — als ein Volk haben sie dem Gnadenrufe nicht Folge geleistet, und so ist auch über dies Völklein das Gericht ergangen, unter dem schon stärkere Völker dahingeschwunden sind. Griquatown kommt in den Berichten der Londoner Mission nicht mehr vor. Die geringen Reste der Griqua, die sich in jener Gegend noch vorfinden, scheinen sich den Betschuanastationen angeschlossen zu haben, die weiter unten zu erwähnen sind.

7. Die Koranna.

Die Koranna[1]) (Sing. Korab) sind ein Koikoinvolk, das unter dem Namen Gorona und Goraqua als im Innern wohnend, schon in den frühsten Zeiten der Kolonie erwähnt wird. In eine Anzahl kleiner Stämme zerfallend, durchzog es nomadisirend das Gebiet am mittleren Oranje, an der Vaal- und Hart Rivier und wiederum von da aus südwärts bis an den N!uG!arieb, den oberen Lauf des Oranje. Der Charakter dieses weiten Gebietes ist der der südafrikanischen Steppe, unterbrochen von einzelnen Felsklippen, die nach ihrer Gestalt entweder Spitskopjes oder Tafelbergen genannt werden, sowie von Flüssen, die ihre Thäler tief zwischen schroffen Felsenwänden ausgewaschen haben.[2]) Die Koranna wählten ihren Aufenthalt gewöhnlich an diesen Flüssen, wo sich reichlichere Weiden für ihre Heerde fanden, während die weiten dürren Ebenen von Buschleuten durchzogen wurden, die auf den dunkeln Felsklippen ihre elenden Wohnplätze einrichteten, einmal um von dort aus das herannahende Wild besser erspähen zu können, andrerseits um sich dort in die Felsspalten schmiegend den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen. Denn seit alter Zeit bestand Feindschaft zwischen den Koranna und ihnen, unter der sie jedoch bis in die neue Zeit, da beiden ein mächtigerer Feind entgegen!cat, sich erhalten haben. Freilich schon ehe die Weißen in dies Gebiet kamen, hatten jene durch die einwandernden Griqua und Bastards manche Einschränkungen erfahren müssen und waren zum Theil von ihren Weideplätzen verdrängt worden. Dennoch erhielten sie sich in ihrer nationalen Selbständigkeit in geschlossenen Stämmen unter ihren Häuptlingen. Noch um die Mitte unsres Jahrhunderts waren deren 17 vorhanden, mit einer auf 20,000 geschätzten

[1]) Der erste Konsonant des Namens ist mit einem Schnalzlaut verbunden, dessen Bezeichnung wir übergehen.

[2]) Die Hart Rivier (Kolong) ist ein periodischer Fluß, auf den die weiter unten folgende Schilderung der Flüsse des Gr.-Namaqualandes zutrifft.

Gesammtseelenzahl.[1]) Früher hatten sich die Koranna durch ihre abgelegene Lage länger als andre Hottentottenstämme von den zersetzenden Einflüssen der Civilisation frei gehalten. Seitdem aber die Wanderung der Boeren über den Oranje zunahm, ging es auch mit diesem Volke schnell abwärts. Jetzt sind genau genommen nur noch zersprengte Reste desselben übrig, die durch die Noth gedrängt, selbst mit ihren alten Feinden, den Buschmännern, sich zuweilen zusammenthun, obgleich der Korab auch in der heruntergekommensten Lage schwer von seinem Hochmuthe läßt.

Bei Beginn der Mission aber fand sich das Volk, wenn auch durch die überlegenen Eindringlinge, die Griqua, bedrückt, noch ganz in seinen nationalen Lebensformen, die es sofort als ein Glied der Familie der Koikoin erkennen ließ. Auch jetzt ist der physische Typus derselben bei einem Theile der Koranna noch sehr deutlich, während ein andrer Theil desselben auf Mischung, namentlich mit Buschmännern hinweist.

Um nicht in öftere Wiederholungen zu verfallen, verweisen wir hier nur auf die unter der Rubrik der Namaquà folgende ausführlichere Schilderung der physischen Eigenthümlichkeiten, da jene sich bis in die neuste Zeit als Träger des reinen Koikoin-Typus erhalten haben. Die Koranna-Sprache ist ein besonderer Dialekt, der noch mehr Schnalzlaute und andre Schwierigkeiten zu haben scheint als die Namasprache. Es genüge, um die letzteren anzudeuten, daß der Vokal a, je nach seiner verschiedenen Aussprache mit verschiedenen Schnalzlauten und Nasalen, 12 völlig verschiedene Bedeutungen hat, als: lieben, sagen, schlachten, dick, scharf, feucht, weinen, trinken u. s. w. Es scheint bis jetzt noch keinem Europäer gelungen, diese Sprache bis zur vollen Fertigkeit zu bemeistern. Trotz der treusten Bemühungen und erfolgreicher Uebersetzungsarbeiten können die Missionare des Dolmetschers nicht entbehren. Wohl aber ist die Kenntniß des Holländischen unter den Resten des Volkes in schneller Zunahme. Lassen wir nun eine ältere Schilderung folgen, die uns die Koranna in dem Zustande vorführt, in welchem sie sich bald nach Beginn der Berliner Mission befanden. „Ihre Kleidung besteht bei Männern und Frauen, welche letzteren außerdem noch einen Schurz[2]) um die Lenden tragen, in einem Karoß, der ihnen zugleich des Nachts zur Decke dient. Eine Kopfbedeckung tragen nur die Männer; früher das abgezogene Fell eines Schakals oder Hasen, neuerdings Tücher oder Hüte. Zum Abtrocknen des Schweißes dient ihnen ein Schakalsschwanz. Als Zierrath tragen die Frauen Ringe von Messing an den Armen und unten an den Beinen, um den Hals Perlenschnüre; zur Erhöhung der Schönheit färben sie die Wangen roth und die Augenbrauen schwarz. Ihre Waffen bestanden, ehe sie

[1]) Wir führen folgende Namen einiger von ihnen an: Am cakua (die Rechts-Hände), Keichaeis (Zauberer), Arei cakua (die Links-Hände), Kungteieis (Springböcke), Keikoranna (die großen Koranna), Hu-ei eis (das Skorpionenvolk), Hoangkua (die Katzen), Kau-kua (die Schneidenden), Amsa-kua (die Gerber) u. s. w.

[2]) Dieses Kleidungsstück, das die beabsichtigte Verhüllung nur wenig leistet, ist allen Koikoin-Völkern gemeinsam und wird in der Sprache des Kaps der Jakhals (Jackal) genannt, da es gewöhnlich aus einem Schakalfell besteht.

den Gebrauch des Feuergewehrs kennen lernten, nur aus einem Stock mit einem dicken Knopfe heis genannt, Pfeil und Bogen und einer Assagai (Wurfspieß); zur Abwehr der Schläge mit dem heis hatten sie einen kleinen Schild. Als ein Nomadenvolk, dessen größtes Glück in dem Besitz von recht vielem Vieh besteht, haben sie nur äußerst wenige Bedürfnisse des Lebens. Ihre Hütten sind so leicht gemacht, daß sie dieselben in einer Stunde abbrechen, aufladen und alsbald damit fortziehen können.[1]) Die von Binsen geflochtenen Matten, die den bienenkorbförmigen Bau bedecken, werden zusammengerollt, die krummgebogenen Stäbe aus der Erde gezogen, und beides an beiden Seiten des Packochsen festgebunden, und daran wieder ihre Milchgeschirre, Bambusse genannt, Schüssel und Löffel, alles von Holz gemacht, befestigt. Vorräthe haben sie nicht fortzuschaffen. Ihre Nahrung besteht meist aus Milch und Butter, ohne irgend etwas dazu; jene bewahren sie in großen hölzernen Gefäßen auf, diese dient ihnen außerdem zum Einreiben des Körpers, wozu sie sonst auch Fett und Bucho, ein röthliches, aus Pflanzenblättern bereitetes Pulver, nehmen, und so das Ungeziefer etwas von ihrem Leibe abhalten. Fleisch, das sie durch die Jagd sich verschaffen oder von ihren Heerden nehmen, genießen sie selten, und sind mit dem Schlachten sehr sparsam, weil nach Volksgebrauch alle daran theilnehmen und das geschlachtete Stück Vieh oft bei einer Mahlzeit verzehrt wird. Denn auch die Koranna können auf einmal sehr viel essen, dagegen aber auch lange hungern. — Die Ehe wird unter ihnen ebenso leichtsinnig geschlossen, als wieder getrennt. Will ein junger Mann heirathen, so tritt er mit ein oder mehreren Stück Vieh vor die Hütte seiner Erkorenen, die es mit ihrem Vorschurz verjagt, wenn sie ihn nicht mag; willigt sie ein, so läßt sie das Vieh stehen, was dann sofort geschlachtet und von der ganzen versammelten Kraal verzehrt wird. Vielweiberei ist nicht herrschende Gewohnheit, sondern nur Sache einzelner; doch stehen die Frauen in einem sehr untergeordneten Verhältniß zu dem Mann, der sie um jeder geringen Ursache willen verlassen kann, weshalb denn auch mancher Korab 6—8 Frauen hintereinander hat. Die Beschäftigung der Männer besteht meist in Nichtsthun, außer daß sie auf die Jagd gehen, die Reitochsen einüben und zuweilen ein Fell zurechtmachen oder mit einem leichten Handwerk, Holzschnitzerei, Karoßverfertigung oder Schuhmachen sich beschäftigen.[2]) Dagegen liegt den Weibern die meiste regelmäßige Arbeit ob, Mattenflechten und Hüttenbauen, Brennholzholen und Kühemelken, wobei sie die kleinen Kinder in einem Schaffell auf dem Rücken gebunden mit sich herumtragen. Wassertragen und Viehhüten haben die Kinder zu besorgen. —

---

[1]) In neuerer Zeit zeichnen sich die Korannahütten durch ihre verwahrloste Erscheinung aus. Anstatt der sauberen Binsenmatten, wie sie die Namaquà's noch meistentheils haben, sieht man hier vielfach die schmierigsten und ekelhaftesten Felle verwendet, wie auch die ganze Umgebung von Unreinlichkeit starrt.

[2]) Viele Industriegegenstände und selbst ihre Waffen bezogen sie von benachbarten Betschuanenstämmen. Die angedeuteten Handwerke werden nur in geringem Maße bei ihnen betrieben worden sein. Dagegen lieferten sie eingeübte Reitochsen als Tauschartikel.

Ist ein Kind geboren, so wird ein Stück Vieh geschlachtet und ein Theil seines Fettes dem Neugebornen um den Hals gehängt, um ihm Reichthum und Glück, brieb, wie sie es nennen, zu verschaffen, was um so größer sein wird, je mehr Vieh auch von den dazu eingeladenen nächsten Freunden geschlachtet wird. Etwa im 18. Jahre wird der junge Korab unter die Männer aufgenommen, wobei abermals geschlachtet wird, der, dem es gilt, aber nur Milch trinken muß, bis er nicht mehr kann. Die Hauptsache dabei indessen ist das kau oder Schneiden; der älteste Mann im Stamme bringt dem jungen Mann mit einem Messer mehrere Schnitte unter die Herzgrube bei, die durch hineingestreuten Kohlenstaub lebenslang sichtbar bleiben. Darauf bekommt derselbe einen Speer, einen Pfeil, einen Bogen und einen Schakalsschwanz in die Hand, wobei ihm die Gesetze gesagt werden mit der Ermahnung, sie zu halten. Diese Gesetze, welche die Koranna durch Ueberlieferung von ihren Vätern her bekommen haben, sind sehr einfach. Sie lauten: Du sollst nicht stehlen; du sollst keinen Hasen und Schakal essen, auch keine Ziegenmilch trinken; wenn du deines Nächsten Kuh oder Schaf im Felde verirrt findest, sollst du es wieder zurückbringen. In allen andern vorkommenden Streitfällen gilt Faustrecht. Den miteinander streitenden Männern stehen gewöhnlich ihre nächsten Blutsfreunde bei, und schließlich entsteht ein allgemeines Gefecht der beiden Parteien, entweder mit dem heis, oder mit dem Speer und mit Pfeil und Bogen. Aehnlich, wenn zwei Frauen sich streiten, nur daß dann Steine die Waffen bilden. In Krankheiten wird ein Zauberer gerufen, gewöhnlich ein Buschmann, so sehr man diese sonst verachtet, der dann ein Stück Vieh schlachtet und dabei seinen Hokuspokus macht, der zur Besserung verhelfen soll. Bei dem Tode eines Korab erheben die Frauen ein entsetzliches Klagegeheul, nehmen Speere und Messer und bringen dem Vieh damit Wunden bei. Das Grab machen sie 4 bis 5 Fuß tief, und der Leichnam wird gerade hineingelegt, den Kopf nach Osten. Ist ein Mann im Kriege geblieben, so sitzen die aus dem Kampfe zurückgekehrten Männer die ganze Nacht still beisammen, während die Frauen fürchterlich heulen. Bei dem Ableben eines Mannes sind übrigens nicht die Frau und die Kinder seine Erben, sondern der nächste Verwandte erbt alles, auch die Kinder (ausgenommen die Söhne, die bereits mündig sind), für die sein Wille fortan Gesetz ist, nur die Frau nicht, die als blutarme Witwe allein gelassen wird.

Hat ein Korab irgend eine große und wichtige That vollbracht, etwa ein Nilpferd erlegt u. dgl., so erhält er eine Auszeichnung, darin bestehend, daß ihm einige Schnitte am Leibe gemacht werden; auch wird dabei geschlachtet. Das Schlachten bei dieser wie bei jeder anderen bereits erwähnten Feierlichkeit ist von dem gewöhnlichen Schlachten ganz verschieden, heißt auch nicht a, wie dieses, sondern kü üb, und sie verbinden damit den Begriff der Reinigung; die Knochen und das Fell des geschlachteten Thieres wird verbrannt, der Mensch aber in den Rauch gestellt, was bedeuten soll, daß seine Uebertretungen gegen das

Gesetz hinweggenommen werden.[1]) Auch eine Art Salbung haben sie, die sie au nennen. Wenn nämlich entfernte Freunde einander besuchen, so küssen sie sich erst; dann nimmt der, welcher den Besuch bekommt, ein Horn, in welchem sich dünnes mit Bucho, dessen Geruch sie sehr lieben, angemachtes Fett befindet, und bestreicht den Kopf und Gesicht seines Gastes damit.

Mehrere **Volksspiele** bestehen unter den Koranna, die zwei vornehmsten aber sind das Rohr- und das Wolfsspiel. Bei dem ersteren stellen sich alle, die daran Theil nehmen wollen, meist bei mondheller Nacht vor eine Hütte und blasen auf Rohrflöten, die alle nur einen Ton haben. Dann versammelt sich der ganze Kraal, und es beginnt ein Tanz, wobei die Frauen mit den Händen klappen und ihre Schurzfelle in die Luft werfen und wieder auffangen. Gegen Morgen werden dann alle Kühe gemeinschaftlich gemolken und auch ein Schlachten findet statt; man ißt, trinkt und tanzt den ganzen folgenden Tag hindurch, und das Vergnügen artet in Unzucht aus. Das Wolfsspiel besteht darin, daß ein Mann mitten in der Nacht oder bei Tagesanbruch wie ein Wolf heult, dann mit einem Messer unter das Vieh läuft und schlachtet, was ihm in den Weg kommt. Das getödtete Vieh wird hernach gemeinschaftlich verzehrt, und dabei geht es wie beim Rohrspiel. Auch ein anderes greuliches Spiel gibt es, wobei sie durch Schlachten eines Stückes Vieh sich das Recht erkaufen, einer des andern Frau zu besitzen.

Von **Religion** findet sich auch bei den Koranna so gut wie nichts; doch sagen die Alten unter ihnen, daß sie von ihren Großvätern gehört hätten, Cü koab (Gott) habe zwei Menschen gemacht, einen Mann „Kanima", d. h. Straußfeder, und eine Frau, „Hau Na Maos", gelbes Messing, und ihnen Kühe gegeben, deren Milch sie trinken sollten, einen Schakalsschwanz zum Abtrocknen des Schweißes, einen Heis-Stock mit dickem Knopfe, Pfeil und Bogen, um Wild zu schießen, Keule und Schild, um sich zu schützen. Von diesem Cü koab erwarten sie alles Gute; er wohnt jenseits des blauen Himmels in einem weißen Himmel, und wenn er den Menschen zürnt und sie strafen will, so kommt der blaue Himmel dazwischen und wendet es ab. Diesem Cü koab gegenüber sprechen sie auch von einem Kau naam, der böse ist, und vor dem sie sich fürchten; er wohnt im Feuer und die Bösen kommen zu ihm. Dem **Zauberei**treiben sind sie sehr ergeben, doch besteht dasselbe meistens im Anrichten und Verursachen von Schaden, in Vergiftung und Hervorbringung von Krankheiten, indem sie den Saft schädlicher Pflanzen unbemerkt in die Milchgefäße thun; auch durch Händedruck wissen sie unheilbare Krankheiten beizubringen, indem sie einen Schnitt in ihre

---

[1]) Nach allem, was sonst über die Spuren der Religion bei den Koi-koin berichtet ist, muß man vermuthen, daß hier die Auslegung der betreffenden Gebräuche durch eine dem Volke selbst fremde Auffassung beeinflußt ist. Nirgends sonst ist mir eine Spur von solchen Reinigungsopfern bei den Hottentotten vorgekommen.

Hand (?) machen und etwas da hineinstreuen, dessen Berührung solche Folgen nach sich zieht.[1])

Schon daraus ergibt sich für den Charakter der Koranna, daß sie bei aller Trägheit und Schlaffheit listig und verschlagen sind. Dabei haben sie etwas Verschlossenes, und angethane Beleidigungen vergessen sie nie, sollten sie dieselben auch erst nach Jahren rächen. Der Zustand des Volkes aber ist in Wahrheit ein elender und bejammernswürdiger, und es geht, so scheint es, seiner völligen Auflösung entgegen. Aber es herrscht unter ihnen eine Stumpfheit und Gefühllosigkeit ohne Gleichen, und bei all ihrem Elende sind sie von einem Hochmuthe besessen, der kaum zu glauben ist."

Schon Anderson und Kramer hatten ursprünglich die Koranna ins Auge gefaßt und auf das leicht erregbare Gefühl des Volkes manchen Eindruck gemacht, der trotz aller Gewaltsamkeit nicht nachhaltig war. Wir haben oben gesehen, wie sie es bald vorzugsweise mit den Griqua zu thun bekamen. Später sind zwar noch einige Versuche unter den Koranna von Londoner Missionaren gemacht worden, doch ohne nachhaltigen Erfolg. Der **Berliner Gesellschaft** war es vorbehalten, die noch jetzt bestehende Korannamission zu gründen.

Das Ziel ihrer ersten, im Jahre 1834 ausgesandten Missionare sollten freilich die Betschuana sein. Sie konnten sich vom Kap aus einer Erforschungsexpedition, die der Gouverneur ins Innere sandte, anschließen. Zwei von ihnen blieben jedoch noch innerhalb der Kolonie, in Beaufort (West), zurück, wo wir sie bereits erwähnten. Die beiden andern aber, Gebel und Kraut, nebst dem als Kolonisten sie begleitenden Bruder Schmidt und einem getauften Betschuana, Richard Miles, den sie als Dolmetscher angenommen hatten, kamen auch nur bis Philippolis, der damals aufblühenden Griquastation, etwa 7 Meilen nördlich von Colesberg. Hier wurden sie von Kriegsgerüchten — Mosilikazzi, hieß es, wolle die Betschuanen überfallen — so erschreckt, daß sie sich von der Expedition trennten. Andrerseits that sich ihnen eine Thür auf, indem Missionar Kolbe sie zu den Koranna wies, die in Dam Koks Gebiete lebten. Letzterer begünstigte den Plan in der Hoffnung, seine Macht unter jenen durch die Mission zu befestigen. Er schenkte dazu der Missionsgesellschaft die drei besten Quellen am Rietflusse, einem Nebenfluß der Modder Rivier, mit den rings umgebenden Landungen in einem Kreise von 6 Meilen im Durchmesser. Aufs freundlichste unterstützt von Missionar Kolbe, trafen die Brüder am 24. September 1834 bei den Quellen ein. Es dunkelte schon — kein Mensch war zu finden, denn die wanderlustigen Koranna waren weiter gezogen. Die Wüste hallte wieder vom Geheul der Schakals und dem Gelächter der Hyänen. Mit Gebet weihten sie den Platz ihrer künftigen Thätigkeit. Erst nach einigen Wochen fand sich der Korannastamm der Am Cakua (rechte Hände), mit dem Häuptlinge Piet Witfoet

[1]) Jan Blum, ein bei den Stamme der Springböcke zu hohem Ansehen gelangter deutscher Abenteurer, warnte den Missionar Wuras, nicht jedem Korab die Hand zu geben.

der die Stelle des unmündigen Goliath vertrat, dort ein. Die Brüder hatten bis dahin schon viele Nöthe durchzumachen gehabt, und der Name Bethanien (Elendshausen), den sie dieser Stätte gaben, zeigte sich oft als zutreffend. Die Koranna konnten zum Theil etwas gebrochen holländisch sprechen. Ihre Freude über die Ankunft der Missionare wurde sehr gedämpft, als sie merkten, daß diese nicht so reichlich mit Tabak versehen seien, als sie erwartet hatten. Sie wollten sie deshalb gar nicht für rechte Missionare halten. Kolbe von Philippolis, der sie schon besucht habe, hätte doch immer die Taschen voll gehabt, und sie hätten sich den Tabak selbst herausholen dürfen. Auch im übrigen war die unverschämte Bettelei, die vom Häuptling bis zu seinem Pferdeknecht hinabging, höchst lästig. Dennoch ließen sich die Heiden auch mit geringeren Geschenken bewegen, den Gottesdiensten beizuwohnen und stille aufzupassen (luisteren), sowie sich unterrichten zu lassen. Die Schule mußte freilich auf offenem Felde gehalten werden, wobei die großen auf Papier gemalten Buchstaben an den Wagen geklebt wurden. Es machte den Leuten sichtlich Freude, dieselben zu lernen. Auch der alte Witfoet war dabei, wenn er auch dazwischen ab und zu sehr unbefangen wegging, um ein wenig zu schlafen. — Eine Zeit lang ging's und die Missionare hatten ihre Freude, auf ihre Hütten und Gärtchen zu blicken, die den Anfang der Station bildeten, und auf die holländischen Lieder zu hören, die die Heiden bald gefaßt und singen gelernt hatten. — Leider machte die Willigkeit der letzteren einer großen Unzufriedenheit Platz, als sie ihre irdischen Hoffnungen mehr und mehr getäuscht sahen. Dabei stellte sich das ganze heidnische Sündenwesen an ihnen immer offner heraus. Besonders schlimm aber wurde die Lage, als etliche doch so eine Ahnung von höheren Dingen erhielten und sich den Missionaren mehr zuneigten. Nun entstand Zwiespalt im Volke, der in handgreifliche Feindseligkeiten mit Steinwürfen ausartete. Die Mißvergnügten, unter denen auch der Häuptling war, zogen zuletzt vom Platze hinweg.

Noch ärgerlicher aber waren die Streitigkeiten, die in Bethanien unter den Missionaren ausbrachen. Die beiden in Beaufort zurückgebliebenen, Gregorowsky und Lange, waren nach einigen Monaten, da dort nicht alles nach Wunsch gehen wollte, nachgekommen. 1836 trafen dann 3 weitere Missionare aus Berlin ein, Wuras, Radloff und Zerwick. „Wir können hier nicht die ärgerlichen Auftritte schildern, die den Namen des Herrn vor den Heiden stinkend machten. Es kam soweit, daß die Missionare sich vor den Griqua-Häuptlingen verklagten." Schließlich behielten die drei zuletzt angekommenen das Feld; die übrigen mußten weichen, und als der Superintendent Pehmöller ausgesandt war (1837), um die Sache zu ordnen, mußten Gebel und Lange wegen ihrer Widersetzlichkeit aus dem Dienste entlassen werden. Schwer hatte Bethanien auch unter seinen Rechts- und Besitzverhältnissen zu kranken, da die Koranna zum Theil die Oberhoheit der Griqua nicht anerkennen wollten; und die Feststellung des der Mission geschenkten Landes allerlei Schwierigkeiten machte. Schon damals suchten Bauern Theile desselben in ihren Besitz zu bringen. Erst 1842 erfolgte

die vollständige Feststellung der Grenzen, die jedoch beträchtlich enger gezogen wurden, als in dem Versprechen des alten Dam Kok. Auch hatte wenigstens ein Theil der Koranna die Herrschaft der Griqua anerkannt, und Witfoet jun. war als Feldcornet eingesetzt. — Schwere Kämpfe verursachte auch die Einführung von Branntwein auf der Station, die jedoch nachdrücklich überwunden wurde.

Es läßt sich denken, daß unter diesen Verhältnissen nicht so bald die geistlichen Früchte reiften. 1838 fand die erste Taufhandlung an 2 Heiden statt. 1840 aber begann eine Erweckung, von der liebliche Züge berichtet werden konnten und aus der eine kleine Gemeinde treuer Christen gesammelt wurde. Drei Jahre später konnten die Zustände Bethaniens nach innen und außen im Vergleich mit den 9 Jahre zuvor herrschenden als recht vortheilhaft geschildert werden. Gegen 400 (?) Seelen aus mehreren Korannastämmen hatten dort das Nomadenleben gänzlich aufgegeben. Der sonst nur feindselige Verkehr mit den im Lande sich mehrenden Betschuana war ein freundlicher geworden. Früher geraubte Kinder der letzteren wurden zurückgegeben. Die Trunkenheit war so gut wie ausgerottet, kein Händler mit Branntwein fand auf bethanischem Gebiete Eingang. Von den einst so häufigen Sünden des Ehebruchs und Diebstahls war wenig mehr zu hören. Sonst sah man häufig blutige Köpfe — nun schämten sie sich solches rohen Streitens. Endlich konnte Opferwilligkeit und Anfänge von Arbeitsamkeit weiter gerühmt werden. Und wenn die meisten Stationsbewohner auch noch im schmutzigen Karoß einhergingen, so hatten doch etliche angefangen sich anständig zu kleiden.

Dennoch sollte die Mission in Bethanien sich nicht eines ungestörten Gedeihens erfreuen. Das Land war immer mehr von Bauern besetzt, die zwar zuerst die Oberhoheit der Griqua anerkannten; später aber immer trotziger gegen diese auftraten und sich als Herren des Landes gebehrdeten, während die britische Regierung sie immer noch als ihre Unterthanen betrachtete und mit den Griqua Verträge abschloß. Den Bauern aber war Bethanien, welches das beste Land des ganzen Gebietes besaß, ein Dorn im Auge; und so hatte die Mission viel zu leiden. — Als endlich die Boerenbevölkerung auf etwa 200 Familien angewachsen war, versuchte sie die Herrschaft mit den Waffen zu gewinnen. Durch britische Hülfstruppen aber wurden sie im April 1845 bei Touwfontein[1]) besiegt; hiermit war die Station vor dem Untergange gerettet. Im folgenden Jahre wurde ein britischer Resident in Bloemfontein angestellt. — Mitten in den Kriegsunruhen war die neue massive Kirche in Bethanien vollendet, das nun mit den andern Stationsgebäuden immer mehr das Ansehen eines ordentlichen Dorfes bekam.

Inzwischen hatte sich bei einem andern Korannastamme, den Kungteleis, die am Vaal-Flusse unter der Herrschaft Jan Bloems wohnten, eine Thür aufgethan. Jener, ein Sohn des aus Thüringen stammenden Abenteurers gleichen Namens, obgleich nur Vize-Kapitän, hatte die ganze Macht in Händen. Einige Spuren von den Arbeiten des Missionars

[1]) 5 Meilen südlich von Bethanien.

Anderson, 1801 (cf. oben S. 107), waren unter diesem Stamme noch übrig geblieben. Durch wandernde Koranna, die auf Bethanien gewesen, waren einzelne Strahlen vom Lichte des Wortes Gottes dahin gekommen, wenn auch mit trübem Dämmerlicht gemischt. Es war eine Art Erweckung entstanden. Viele hatten angefangen zu Cü koab (Gott) zu beten, was sie sonst nicht thaten, und Bloem selbst hielt auf seine Art Gottesdienst. Bei mehreren Besuchen fand Wuras freundliche Aufnahme. Es ließen sich manche rührende Züge keimender Frömmigkeit berichten. So kam es denn zur Gründung der Station Pniel (25 Meilen nordwestlich von Bethanien) durch den von Berlin 1845 eingetroffenen Missionar Fichardt,[1]) nebst dem Katecheten Winter, der schon auf Bethanien gearbeitet hatte. Den Bloem'schen Koranna war es zuerst gar nicht angenehm, daß neue Lehrer eintrafen. „Die alten", sagten sie, „sind wie die zahmen Packochsen; sie kennen unsre Weise und springen nicht. Die jungen Missionare kennen wir nicht. Sie springen; darum möchten wir lieber die alten behalten." Die neuen hatten denn auch einen schweren Anfang, indem sich die auf den Besuchsreisen gewonnenen glänzenden Aussichten keineswegs erfüllten. Ein Jahr später finden wir Missionar Meyfarth und Zerwick (nachdem Fichardt ausgetreten) auf Pniel noch immer in den Anfängen und im harten Kampfe gegen die volle heidnische Roheit, Stumpfheit und Lasterhaftigkeit. Auch hier gelang es noch in demselben Jahre, ein Häuflein Frommer zusammen zu bringen. Die Natur der Koranna mit ihrem vorwaltenden Gefühl zeigte sich auch in diesem schnellen Erfolge.

Die Besitzstreitigkeiten auf dem bethanischen Gebiet waren auch unter der englischen Oberhoheit nicht zum Abschluß gekommen. Der Häuptling Goliath verließ 1846 infolge einer für ihn ungünstigen Entscheidung mit seinen Volke die Gegend. Nur 78 Seelen blieben auf der Station, darunter 27 Buschmänner.[2]) Ein andrer Häuptling Jakobus, vom Stamme der Keicha-eis (Zauberer), hatte sich wegen der strengen, dort geübten Zucht mit den Seinigen schon vor mehreren Jahren entfernt. Nachträglich war aber unter ihnen doch Verlangen nach Gottes Wort erwacht. Während nun Winter auf der vereinsamten Station zurückblieb, zog Wuras zunächst zu Jakobus, bei dem er die interimistische Station Pilgerhütten aufschlug, dann aber, als sich die Goliath'schen Koranna mit den Jakobus'schen, am Vaal-Flusse, einige Meilen oberhalb Pniel, vereinigten, gründete er dort die Station Hebron (1846). Da der Platz aber an Wassermangel litt, wurde die Station drei Meilen weiter hinauf verlegt, nach Plaatberg (1849), woselbst die Methodisten vor längerer Zeit eine Thätigkeit unter den Betschuana gehabt hatten; sie waren aber mit ihrer gesammelten Gemeinde nach Taba Unschu übergesiedelt. Schon 1847 aber war noch weiter nach Nordosten, an demselben Flusse, durch Missionar Schmidt unter dem

[1]) Jetzt Generalkonsul des Oranje-Freistaats in Berlin.

[2]) Es gab damals in der Gegend noch ziemlich viel Buschmänner auf die sich gelegentlich die Arbeit der Missionare richtete, doch nur mit vereinzelten Erfolgen.

Stamme der Arei Cakua (Linke Hände) die Station Saron angelegt, wo nach einem erfreulichen Anfange in den nächsten Jahren ein bedauerlicher Stillstand eintrat.

Ueber das vereinsamte Bethanien waren inzwischen die Boeren hergefallen wie die Raben und hatten einen oder den andern Platz von seinem Gebiete an sich zu reißen versucht. Gelang dies auch in einem Falle, so kam bei einem zweiten Wuras noch rechtzeitig herbei geeilt, um die Ränke zu zerreißen, und die bedrohten Theile des Gebietes zu retten. Winter aber ließ bekannt machen, daß er alle Farbigen, die sich den Platzgesetzen fügen wollten, zum wohnen in Bethanien einlade. Darauf erfolgte den bald Zuzug besonders von Betschuana, und die Einwohnerzahl hob sich bis 1847 auf 235. Auch begann ein geistliches Regen. Der frühere Schulmeister Richard Miles, der jetzt gleichfalls nach Bethanien zurückkehrte, übernahm wieder die Schule. Der größere Fleiß und die Betriebsamkeit der Betschuana verlieh der Station bald ein viel günstigeres Ansehen als je zuvor.

Das Land hatte sich in jener Zeit mehr und mehr mit Bauern gefüllt, zumal da Koranna und Griqua ihren Grundbesitz auf das leichtsinnigste verschleuderten und für einen alten Wagen oder ein Faß Branntwein Land zu einem ganzen Bauerngut hergaben. Aber von Ordnung im Lande war nicht viel die Rede, da der britische Agent nicht ausreichende Macht hatte, dieselbe zu handhaben. Es ging alles drunter und drüber. Diese Zustände führten zur Erklärung der britischen Oberhoheit (Sovereignty) über den Distrikt zwischen Oranje und Vaal, am 3. Februar 1848 durch den Gouverneur des Kaplandes. Das ganze Gebiet sollte fortan unter den Gesetzen des Kaplandes stehen. Doch wurden geeignete Maßregeln getroffen, um der weißen Bevölkerung Theil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu geben. Der Schritt war um so eher möglich, als unter den Ansiedlern eine Anzahl englisch gesinnter waren. Die holländischen Boeren aber, die der englischen Herrschaft hatten aus dem Wege gehen wollen, waren höchst entrüstet, und bald entbrannte unter der Führung des Andries Pretorius der offene Aufstand, vor dem die schwache britische Besatzung von Bloemfontein sich zurückziehen mußte. In Bethanien, das dadurch in die gefährlichste Lage kam, ergriff im Juli 1848 alles die Flucht, und der Jammer bei dem gerade strengen Winter war groß. Doch schon am 29. August wurden die Bauern von dem mit Verstärkungen aus der Kapstadt schnell herbeieilenden Gouverneur bei Boomplaats aufs Haupt geschlagen, und am 15. September traf Missionar Wuras wieder in Bethanien ein, wo er freilich eine furchtbare Zerstörung und Verwüstung vorfand, aber mit Eifer an die Wiederherstellung ging und in der durch Trübsal geläuterten Gemeinde einen erfreulichen Hunger nach dem Brod des Lebens fand. Schon im nächsten Jahr (1849) stieg die Einwohnerzahl von Bethanien bis auf 500, und der Einfluß der größern Sicherheit, welche die letzten energischen Schritte der Regierung gegen die Bauern zu Wege gebracht, machte sich in erfreulicher Weise geltend. Schwierig war es, für die schnell anwachsende Bevölkerung einen ausreichenden Lebensunterhalt zu finden; die

Betschuana machten Versuche mit Ansäen von Kafferkorn; andere suchten Arbeit in dem nahen Bloemfontein. In Pniel, das 1847 anderthalb bis zwei Meilen stromaufwärts (Neu-Pniel) verlegt war, hatten die Missionare viel von der Dürre zu leiden, da außer dem in einem 44 Fuß tiefen Thal fließenden Vaal-Flusse kein Wasser zu erlangen war. „So lieblich und zahlreich auch die Bekehrungen dort sind", hieß es 1848, „so gewähren doch die äußern Verhältnisse schlechte Aussichten auf die Zukunft." Auch hatte die kriegerische Lage die Zerstreuung vieler Stationsbewohner zur Folge. Jan Bloem aber hatte sich im Trotz ganz von den Missionaren abgewendet. Zu Plaatberg stand man noch in den Anfängen; in Saron war ein unerfreulicher Stillstand eingetreten, doch hatte man schon an eine Mission in Bootschap an der Hart Rivier, eine Tagereise von Pniel, jenseit des Vaalflusses, gedacht, als im Jahre 1850 die Koranna-Mission abermals in schwere Gefahr gerieth, indem die Engländer von dem mächtigen Basutohäuptling Moschesch eine Niederlage erlitten, wobei auch 7 der besten Gemeindemitglieder von Bethanien im Kampfe fielen. Glücklicherweise säumte er so lange, daß die Engländer Verstärkung an sich ziehen konnten, und eine Hungersnoth half die Kriegslust noch mehr dämpfen. Im folgenden Jahre machte Schultheiß, der damalige Superintendent der Berliner Mission, durch den Kafernkrieg nach Kingwilliamstown vertrieben, von da aus eine Visitationsreise durch Korannaland, und konnte besonders von Bethanien und dem Seelenzustand seiner Bewohner viel Herzerquickendes berichten, während auch im Aeußern der Ort zu dem Ansehen eines europäischen Dorfes heranwuchs. Eine Schäferei daselbst hatte guten Fortgang und versprach einen nicht unbedeutenden Gewinn. Doch drängte sich ihm damals schon die Ueberzeugung auf, daß die Koranna als Volk ihrem Untergange nahe seien. Und neue Zeiten der Angst und Sorge nahten schon. Nach einer durch Heuschrecken bewirkten Hungersnoth standen auch die Bauern unter Prätorius wieder auf, und die Regierung, außer Stande, in diesem Landstrich, der bisher sogenannten Sovereignty, mit seiner bunten, durcheinandergewürfelten Bevölkerung Zucht und Ordnung zu erhalten, entsagte ihrer Oberhoheit und überließ diese Gegend ihrem Schicksal. Am 11. März 1854 verließ der engliche Kommissar Bloemfontein und ging mit den Truppen nach der Kolonie zurück. Das Korannaland zwischen dem Oranje- und Vaalfluß ward nun unter dem Namen Oranje-Freistaat eine Republik mit einem Präsidenten an der Spitze eines „Volksrathes". — Plaatberg hatte inzwischen viel zu leiden unter den Streitigkeiten verschiedener Häuptlinge um den Landbesitz, in denen der einst mächtige Goliath, nachdem sein Stamm zersprengt war, zum Bettler wurde. 1855 mußte diese Station aufgegeben werden. Schon ein Jahr früher war Saron verlassen worden, ein Ort treuer aufopfernder Arbeit und heißer Gebete. Manche liebliche Blüte hatte hier das Evangelium hervorgebracht. Aber der Stamm der Arei Cakua ging zu Grunde an seiner Wanderlust, mit der sich seine Glieder unter den neuen Verhältnissen der eindringenden weißen Ansiedler zerstreuten.

In Pniel dagegen ging es unter allen Hindernissen im Geistlichen vorwärts. „Ein frischer Wind geht jetzt durch die Station", schrieb man 1855. Die Gemeinde wuchs in dieser Zeit bis auf 200 Getaufte. Eine neue Kirche war vollendet und das Bestehen der Station wurde 1857 gesichert durch den Ankauf des Landes — denn an dem mangelnden Landbesitz waren die andern Stationen zu Grunde gegangen. Der Platz wurde von Cornelis Kok in Campbell um 600 Thaler erworben; dieser Griquahäuptling war damals den Missionaren geneigt, weil er selbst einen solchen von Berlin zu haben wünschte. Ueber diesen Kauf aber zerfiel Jan Bloem vollends mit der Mission und zog auf das jenseitige Ufer des Flusses.

Bethanien erlangte auch endlich nach vielen Streitigkeiten unter dem ersten Präsidenten der Republik, Hoffmann, die Feststellung seines Landbesitzes. Zugleich ordnete derselbe in wohlwollender Weise an, daß sich die Station nach ihren Platzgesetzen selbst regieren dürfe. Es wurde zu diesem Zwecke ein eigner Hauptmann aus der farbigen Bevölkerung gewählt, und zwar Adam Oppermann, dessen energisches und besonnenes Verfahren der Mission gute Dienste leistete. Dadurch wurden wieder eine Zahl der hochmüthigen und faulen Koranna zum Abzuge von der Station bewogen. Blieb auch der Kern der kleinen Korannagemeinde, so sammelte sich nun immer mehr eine überwiegende Zahl von Betschuana um dieselbe. Die Arbeit unter diesen aber hatte viel Schwierigkeit, denn es war ein buntes Gemisch zersprengter Reste verschiedener Stämme, die aus den Kriegen Mosilikazzi's übrig geblieben waren. Unter der gemischten Bevölkerung von Bethanien, das späterhin von der neuen Regierung mit allem dazu gehörigen Lande als Besitzthum der Berliner Missionsgesellschaft öffentlich anerkannt wurde, traten wieder feste und geordnete Verhältnisse ein, während in Pniel, wo das innere Leben der Gemeinde manche liebliche Frucht zeigte, der äußere Bestand der Station vornehmlich durch die Schuld des Kapitäns Jan Bloem längere Zeit schwankend und unsicher war. Bethanien ward aus einer weiland Koranna-Station immer mehr eine Betschuana-Station, und unter den 118 Gemeindegliedern im Jahre 1856 bestand die große Mehrzahl aus Betschuana.

„Dazu kam, daß die früheren Korannabewohner die hereinziehenden Flüchtlinge im innersten Herzen verachteten, als elende Hunde, die da arbeiteten, was doch keinem freien Mann gezieme; ja daß sie die wahrhaft bekehrten Koranna, ihre Brüder, selbst darum scheel ansahen, daß diese mit den getauften Betschuana in brüderlicher Eintracht verkehrten. Die heidnischen Koranna hatten bald ihre Viehheerden um Branntwein, Gewehre und Pferde hingegeben und zerlumpten und verarmten, während die betriebsamen Betschuana im Wohlstande zunahmen. Das Wort des Lebens, das sie so lange gemißachtet hatten, wurde ihnen ein Geruch des Todes. Die Heiden schweiften umher in alter Weise und zogen Getaufte ihres Volkes mit in ihr Gewerbe, so daß auch manche von den letzteren theils ausgeschlossen, theils des Platzes verwiesen werden mußten. So kam, wenn man von einzelnen Treuen absieht, in die alte Korannagemeinde der Anstrich der Sattheit, Lauheit und Zuchtlosigkeit, während sich die heidnischen Koranna grade durch die Eifersucht auf die Betschuana in dem fast zum Wahnwitz gesteigerten Gedanken erhitzten, sie seien die eigentlichen Besitzer des Bethanischen Landes, die Missionare nur Eindringlinge, die sie übervortheilten und betrögen; ja all ihr Denken schien auf den einen Punkt sich zu konzentriren, den Besitz des Landes wieder zu erstreiten.

Namentlich waren es landgierige Bauern, die sie in die Ueberzeugung von ihrem vermeintlichen Rechte hineinhetzten, und ihnen Mittel und Wege anwiesen, dieses Recht zu verfolgen. Die Koranna gedachten das Land an Bauern zu verkaufen, um das Kaufgeld binnen kürzester Frist zu vergeuden. Den erwähnten Bauern aber war es ein fast unerträglicher Gedanke, daß Bethanien, das schönste Stück Land des Freistaates, mit seinen herrlichen Quellen für immer dazu bestimmt sein sollte, von diesen verachteten Schefels und den verrotteten Sendlingen bewohnt und ausgenutzt zu werden. — Und doch war das Festhalten am Besitz von Bethanien das einzige Mittel, um die Mission im Freistaat vor dem Untergange zu schützen.[1])

Damit aber sind wir bereits an dem Schlusse der Korannamission angelangt. Es ist nicht der erfreuliche Schluß vollendeter Christianisirung, sondern der schmerzliche, da es heißt: „— und ihr habt nicht gewollt." Einzelne Seelen sind wohl gerettet und stehen noch jetzt als Zeugnisse von der Kraft des Evangeliums da. Das Volk aber ist am Verschwinden. Zerstreutes, heruntergekommenes, zerlumptes und verloffenes Gesindel treibt sich noch im Lande umher. Die Zeit aber scheint nicht fern, wo es im Oranje-Freistaat keinen Koranna mehr geben wird.

Auf Pniel hielten sich dieselben noch länger. Im Jahre 1848 hatten die Farbigen am Vaal-Flusse einen Aufstand gegen die Weißen begonnen. Berend Bloem, ein Sohn von Jan Bloem jun., der unter dem dortigen Stamme die Macht eines Häup'lings erlangt hatte, stand auf Seiten der letzteren; dafür wurde ihm die Häuptlingswürde offiziell zuerkannt. Nach Niederschlagung des Aufstandes war die ganze Gegend alsbald von Buschleuten, Koranna und Betschuana gereinigt; die übriggebliebenen waren am Oranje-Fluß herabgezogen. Nur in Pniel blieben die Koranna, wohl 1400 Seelen stark, obgleich manche Stationsbewohner und selbst einige Getaufte sich den Auswandrern angeschlossen hatten.

Indessen unter den weiblichen Bewohnern des Platzes richtete die Predigt nicht viel aus; ja die vorhandene Gemeinde verfiel in Lauheit und Nachlässigkeit. Bloems keineswegs freundliche Stellung zu den Missionaren mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Bei der nächsten Gelegenheit griff auch wieder das Wegziehen um sich. 1860 blieben nur noch 379 Seelen auf der Station; und als vollends die Bauern 1865 Miene machten, die Koranna von Pniel zu den Staatslasten und Diensten heranzuziehen, empörte sich der Korannastolz derart, daß nur noch 10—12 Mitglieder und kaum noch mal so viele Schulkinder auf der Station blieben. Die andern zogen über den Fluß, wo sie auf Grund und Boden der Transvaal-Republik vor jener Heranziehung sicher waren. Die meisten blieben freilich an dem jenseitigen Ufer und kamen zur Kirche und Schule auf ihren Schwimmhölzern herübergeschwommen. Die Bemühungen zur Hebung der Station durch Kolonisten und Handwerkern wurden dadurch vereitelt; ein angefangenes neues Missionshaus blieb als Ruine stehen.

Trotz einzeln aufleuchtender Gedankenregungen wollte es mit Pniel nicht wieder vorwärts gehen. Als Dir. Wangemann 1867 die Station

[1]) Wangemann, Die Berliner Mission im Korannalande. S. 177.

besuchte, fand er allerdings die Bewohnerzahl wieder etwas gewachsen; die Mehrzahl der Koranna aber wohnten noch immer jenseits des Flusses in ihren Werften und wollten sich nicht unter die strenge Zucht der Station beugen. Der Direktor erhielt einen tiefen Blick „in die Zerlumptheit, Roheit und Hoffahrt" dieser Menschen, und es war klar, daß sie im Begriff waren, an dieser Sünde als ein Volk unterzugehen.

Ganz neue Verhältnisse aber entstanden zu Pniel durch die Entdeckung der Diamanten. Zuerst wurden solche jenseits des Flusses, wo die Koranna wohnten, gefunden (1869), und die Diamatengräber (diggers) fanden sich noch in mäßiger Zahl ein, verhielten sich auch noch ziemlich ordentlich. Ihnen folgten die Smousen, und der Branntwein brachte bald unter den Koranna die größte Verwahrlosung und Verarmung hervor. Als aber im folgenden Jahre auf dem Stationslande von Pniel noch mehr Diamanten gefunden wurden, da entstand ein richtiger „rush" (Zusammenströmen) dahin.

„So mancher englische Kapitän, der den weiten Weg nach Afrika machte, um dort Jagdlust zu suchen, vergaß Löwen und Elephanten und eilte nach den Diamantenfeldern. Mancher Advokat ließ römisches und englisches Recht bleiben, wo es wollte und ging nach Pniel. Der Bauer ließ sein Bauerngut, der Kaufmann sein Geschäft, der Handwerker seine Kundschaft — alles wollte schnell reich werden. Eine bunte Gesellschaft fand sich zusammen. Hier eine Bauerfrau mit der Brille auf der Nase, dort ein feiner Gentlemann mit Glacéhandschuhen, dort ein fashionabler Jude auf stattlichem Roß, mit der Goldwage und der klingenden Bezahlung in der Hand, dort ein nackter Kafer oder ein zerlumpter Hottentott — alles suchte nach Diamanten. Die Arbeit war nicht so leicht gethan. Im Anfang fand man die Diamanten in der Weise, daß der Suchende sich auf den Bauch legte oder auf die Fersen hockte und also langsam wie eine Schnecke oder Faulthier, den Blick starr auf den Boden geheftet, der Sonne entgegenkroch, jeden Augenblick fieberhaft auf den Moment gespannt, daß ein blitzender Strahl vom Boden aus das erhoffte Glück verkündigen möchte. — O wenn doch die armen betrogenen Menschen nur halb so viel Eifer, Fleiß und Opfer auf das Finden der einen kostbareren Perle verwenden möchten!"[1])

Bald waren 5—6000 Menschen aus allen Welttheilen bei Pniel zusammengeströmt. So viel Schwierigkeiten auch für die Mission daraus erwuchsen, so hatte dieselbe doch in vier Monaten die bedeutende Einnahme von 11,000 Thlr., die von Diggers für die Erlaubniß Steine zu suchen eingegangen waren. Bald erhob aber Nicolas Waterboer von Griquatown ganz unberechtigte Ansprüche auf den Grundbesitz der Station, die er an die englische Regierung übertrug, und diese hielt sie, trotz des Protestes des Oranje-Freistaats, ganz im Widerspruch zu früheren Erklärungen aufrecht. Erst im März d. J. (1876) ist die Streitfrage auf eine für die Berliner Gesellschaft günstige Weise entschieden worden, nachdem die verminderte Ausbeute der Diamantenfelder die Masse der Diggers längst weiter geführt hatte. Auf Pniel aber war nun doch wieder eine größere Anzahl Eingeborner verschiedener Stämme angesiedelt (500—600), so daß das Missionswerk wieder kräftiger betrieben werden konnte, wenn auch aus den Koranna,

[1]) Wangemann a. a. O. S. 228.

die durch die Diamantensucherei weiter und weiter zurückgekommen sind, nur vereinzelt Seelen zu der Gemeinde hinzugefügt werden, die jetzt aus 119 Getauften besteht. Auch Pniel scheint mehr und mehr Betschuanastation zu werden. Die äußeren Einrichtungen der Station haben nach langen Mühen endlich erfreuliche Früchte getragen. Ackerbau und Viehzucht liefern fast alle Mittel zur Erhaltung derselben.

Schließlich ist noch eine dritte Station der Berliner Gesellschaft zu erwähnen, nämlich Portjesdam, oder wie sie jetzt genannt wird, Adamshoop, die 1867 der fromme, frühere Platzhäuptling von Bethanien, Adam Oppermann, auf seinem Gute Vogelstruiskooi[1]) (18 Meilen westlich von da) der Gesellschaft geschenkt hat, nachdem er daselbst für seine Familie und die farbige Bevölkerung, die sich dort zusammengefunden hat, ein Kirchlein erbaut hatte. Es ist nun ein eigener Missionar dort stationirt, der unter der angedeuteten gemischten Bevölkerung ausreichende Arbeit, aber auch manche Schwierigkeiten hat, unter denen das Fluktuiren derselben und der Branntwein voransteht. Die Gemeinde daselbst zählt jetzt 248 Seelen.

Eine nicht zu unterschätzende Aufgabe für die Berliner Mission im Oranje-Freistaat ist die Fürsorge für die dortigen Deutschen. Diejenigen, welche in der Nähe von Bethanien leben, bilden eine von dort aus bediente Gemeinde. Eine andre hat sich in der Hauptstadt Bloemfontein gebildet und in einem der Missionare einen Pastor erhalten. Endlich veranlaßte der Vorgang verschiedener andrer Gesellschaften, die Missionare unter den bunten Schwarm der Diamantsucher sandten, die jetzt 3 Stunden besonders nördlich von Pniel in Kimberley ihr Wesen treiben, auch die Berliner ein Gleiches zu thun. Von Pniel aus ist dort bereits eine kleine deutsche Gemeinde gesammelt, die sich ein Kirchlein gebaut hat, und an die sich eine weitere Missionsthätigkeit anschließen wird unter den dortigen Farbigen, die aus allen Volksstämmen Südafrika's zusammen geströmt sind und unter denen sich auch Leute finden, die auf andern Berliner Stationen bereits Eindrücke empfangen haben.

Auf den 3 Stationen aber leuchtet dann und wann noch in einer sich bekehrenden Koranna-Seele gleichsam ein Funke auf aus dem geringen Aschenhäuflein, das dort zurückgeblieben ist, wo einst so schnell und hell ein großes Feuer emporloderte.[2])

8. Die Namaquà.

Endlich kommen wir zu der letzten der Hottentotten-Nationen, die sich bis auf unsre Zeit erhalten haben. Gewöhnlich nennt man sie Namaquà, richtiger sollte der Name Nama lauten, denn die Silbe

[1]) Nicht V. St. Kuil, wie mein Atlas unrichtigerweise hat, sondern V. St. Kooi, d. i. Straußenkäfig.

[2]) Die Pariser Missionsgesellschaft hat auch einst vorübergehend unter den Koranna gearbeitet und zwar auf der Station Mamusa resp. Friedau, die unter B. 2. des näheren zu erwähnen ist.

„qua" bedeutet „Volk". Ihre Wohnsitze haben sie in den westlichen Küstenländern von der Olifant Rivier nordwärts bis gegen die Walfischbai. Der Oranje-Fluß scheidet dieses weite Gebiet in das südliche Klein- und das nördliche Groß-Namaquàland. Es ist ein weites Wüstenland, das ein Reisender aus mehrjähriger Erfahrung dem Missionar Moffat folgendermaßen schilderte: „Sie werden viel Sand und Steine finden und eine sehr dünn zerstreute Bevölkerung, die stets an Wassermangel leidet auf Ebenen und Hügeln, die unter den sengenden Strahlen einer wolkenlosen Sonne rösten wie verbranntes Brod." Es ist von Flüssen durchzogen, die aber den größten Theil des Jahres hindurch nicht Adern fließenden Wassers bilden, sondern trockene Sandbetten, in denen hie und da kleine Tümpel brackigen Wassers stehen bleiben, um die sich eine grüne Vegetation konzentrirt. Dasselbe ist auch der Fall bei den Quellen, die meistens Abfluß haben; aber der Bach (spruit), den sie entsenden, verschwindet nur allzubald in der öden Steppe, die sich wellenförmig von dem kahlen Berggerippe herabsenkt. Weit und breit bietet diese einen trostlosen Anblick. Versengtes Gras sieht man, etliche Akazienbäume,[1]) die mit ihren breiten Kronen der Dürre trotzen, und Dornengestrüpp, das mit widerhakigen Stacheln den unvorsichtigen Wandrer, der ihm zu nahe kommt, festhält und ihm seinen Namen einprägt: Wacht een bitje! (Wart' ein bischen!) Zum Theil gehört das Land noch den Wüstenthieren: Antilopen, Zebra's, Gnu's u. s. w., die oft in dichten Schwärmen an den Wasserstellen sich sammeln, wo der König der Thiere aus ihrer Zahl seinen Tribut fordert. Der Mensch hat hier kein festes Daheim. Nomadisirend leben die Bewohner in ihren Mattenhäusern (Bontokken) an den Quellen,[2]) an denen sich für ihre Rinderheerden Weide findet, oder an den Flußbetten, in denen sie Löcher graben, um ein wenig schlammiges Wasser zu erhalten, mit dem sie den eignen Durst löschen und in kleinen Trögen das dürstende Vieh tränken. — — — Doch auch die Einöde hat Zeiten der Umwandlung. Wenn bei uns des Sommers die Sonne höher steigt, bedeckt sich dort dann und wann der Himmel mit dichtem Gewölk. Bald strömt unter furchtbaren Donnerschlägen der Regen. Die sonst leeren Flußbetten füllen sich, und plötzlich brausen die Ströme daher, wo man sonst trocknen Fußes durchging. Die Steppen kleiden sich bald mit grünem Grasteppich. Eßbare Zwiebelgewächse treiben ihre bunten Blüten hervor, und die wilde Wassermelone, die den über ihre Triebe vom Winde gesammelten Sand immer wieder durchwächst und zuletzt kleine Hügel bildet, wird schnell ihre Früchte zur Reife bringen. Die wenigen Bäume stehen erfrischt, und selbst Wacht een bitje schmückt sich mit dem gelben Frühlingskleide seiner Blüten. — Die Herrlichkeit aber schwindet meist so schnell wie sie gekommen, und wieder dorrt das Land unter dem wolkenlosen Himmel[3]).

[1]) Acazia Giraffe, Kameeldoorn.

[2]) Die Quellen sind zum Theil auch salzig (brackisch), einige heiß. An manchen Stellen ist der Boden so von Salpeter durchwachsen, daß die Kristalle unter den Fußtritten knistern.

[3]) Vgl. Grundemann, Missionsatlas, Afrika Nr. 9.

Lernen wir das Volk, das in diesem Lande lebt, zunächst in dem Zustande kennen, in welchem es die ersten Missionare antrafen. Lassen wir sie uns von einem derselben mit seinen eignen Worten schildern.[1])

„Unser gütiger Gott und Schöpfer aller Dinge", schreibt Ebner, „hat diese seine erlösten Geschöpfe mit einer gelblichen Gesichtsbildung (?) begabt,[2]) mit aufgeworfenen Lippen, breiten Nasen[3]) und kurzen schwarzen, dicken wolligen, gekräuselten Haaren.[4]) Sie sind schlank von Wuchs und mittlerer Statur.[5]) Keine Krüppel, weder Hinkende, noch Bucklichte habe ich unter ihnen gesehen.[6]) Sie sind von scharfem Gesicht, können sehr weit sehen und schnell laufen. Ihre Haupt-

[1]) J. L. Ebner, Reise nach Südafrika. S. 131. Ich bedaure sehr, daß ich hier das ausgezeichnete Werk von Dr. G. Fritzsch, Die Eingebornen Südafrika's, nur nachträglich benutzen konnte, da beim Beginn meiner Arbeit das Exemplar der königl. Bibliothek in Berlin verliehen war. Ich muß mich nun darauf beschränken, obige Schilderung, die mehr geeignet ist uns die Auffassung der ersten Missionare nahe zu bringen, als ethnographische Angaben zu liefern, in Anmerkungen zu ergänzen und zu berichtigen.

[2]) Die Hautfarbe ist allerdings wie bei allen Koi-Koin (Hottentotten), auch bei den Namaquâ, die im ganzen jetzt diesen Typus am reinsten darstellen, ein fahles, gelbliches Braun, oft in einen aschfarbigen Ton übergehend. Die Haut ist eigenthümlich welk und zur Faltenbildung geneigt. Schon in den mittleren Lebensjahren wird sie so schlaff, daß eine Menge Fältchen entstehen, die weiter in auffallende Furchen sich zusammenziehen. Leute, die im Mannesalter stehen, haben dadurch oft schon das Ansehen eines Greises. —

Was die Gesichtsbildung betrifft, so ist das starke Vortreten der Backenknochen charakteristisch, von denen aus das Gesicht sich in dem spitzen Kinn so stark verjüngt, daß es an ein Dreieck erinnert. Aber auch nach oben zu erscheint der Kopf merklich verjüngt, wobei übrigens die Stirn keineswegs zurück, sondern eher etwas kugelig hervortritt.

Die vermeintlich schief geschlitzten Augen, die oft als Beweis für eine Verwandtschaft mit den grundverschiedenen Mongolen angeführt sind, führt Fritsch auf ein gewisses habituelles Zusammenkneifen der Lider, um zu helles Licht auszuschließen, was fast wie der Ausdruck von Mißmuth, Unzufriedenheit und Aerger erscheint, ohne daß solche Affekte vorhanden wären. In Verbindung mit einem lachenden Munde aber bringt dieser konstante Zug eine komische Wirkung hervor, ein „Grienen" — wie man bei uns zu sagen pflegt — das an die antike Darstellung der Faune erinnert.

[3]) Etwas stark und pikant spricht Theoph. Hahn von dem rüsselartig verlängerten (?) Munde. Allerdings stehen in den Profil-Bildern die Lippen oft weiter vor, als der äußerste Theil der Nase. Die letztere ist in ihrer oberen Partie flach eingedrückt, so daß eine Wölbung des Nasenbeins oft kaum zu erkennen ist, und tritt erst kurz über der Oberlippe sehr wenig hervor, geht aber bei weiten Nasenlöchern breit auseinander.

[4]) Der Ausdruck „wollig" paßt nicht. Die starken Haare kräuseln sich derart, daß sie, kurz gehalten, als kleine verfilzte Ballen erscheinen, und da sie gruppenweis stehen, so blickt zwischen diesen schwarzen Kügelchen, die mit Pfefferkörnern (daher der Name Pepperkoppen) verglichen werden, die nackte Kopfhaut hindurch. Wird das Haar nicht geschnitten, so bilden sich kleine verfilzte Strähnen und Zöpfchen. Doch ist der Haarwuchs überhaupt nur schwach. Im Alter ergrauen die Haare.

[5]) Verhältnißmäßig sind die Namaquâ die größten unter den Koikoin. Die Größe der anderen Stämme beträgt bei den Männern im Durchschnitt 1,60 Meter, bei Frauen 1,44 Meter.

[6]) Dazu trug jedenfalls die Sitte bei, verkrüppelte und mißgestaltete Kinder auszusetzen. Hätte Ebner aber weitere Beobachtungen angestellt, so würde ihm die bei den Koi-Koin nicht seltene Deformität der „Steatopyga" gewiß vorgekommen sein. Es ist dies eine Hypertrophie der Fetthaut bestimmter Körpertheile, besonders der Posteriores und der Lenden, auf denen sich ein lockeres Fettpolster bildet. Mag

beschäftigung besteht im Jagen, wozu sie schon sehr früh angehalten werden. Sie sind darin auch sehr gewandt.[1]) Nur den Getauften unter ihnen wird erlaubt, das Schießgewehr wie in Europa zu gebrauchen; die andern schießen noch mit Pfeilen und Bogen wie die Buschmänner. Viele unter ihnen sind sehr glücklich im Schießen. Wenn sie auf die Jagd gehen, so läuft alles mit, sowohl Frauen als Kinder; doch bleiben diese letzteren da, wo sie sich gelagert haben. Sie bereiten und sorgen für das Essen, zerlegen das Fleisch und hängen es in die Luft auf die Gebüchse, um es zu trocknen. Und da ihnen das Essen wohl schmeckt, so halten sie sich so sehr dazu, daß sie oft wenig oder gar nichts mit nach Hause bringen, wenn auch die Beute ziemlich reich ausgefallen war. — — — Gewerbe gibt's hier nicht. Mehrere verfertigen aus Holz Gefäße zu Milch und Wasser, die sie Bambuse[2]) nennen."

„Eine große Leidenschaft ist bei den Hottentotten das Tabakrauchen. Viele bedienen sich auch einer Pflanze, die sie Dacha nennen, welche unser europäischer Hanf ist. Dort ist er aber nicht einheimisch; er wird blos von einigen Kolonisten gebaut,[3]) die die getrockneten Blätter den Hottentotten sehr theuer verkaufen, d. h. gegen Rindvieh oder Häute vertauschen, wovon ich selbst Augenzeuge war. Von vielen werden diese Blätter dem Tabak vorgezogen; mehrere vermengen beides, wenn sie schmauchen wollen."

„Sie haben eine sonderbare Art von Pfeifen, 1 Zoll dick, die sie aus Bambusrohr (?) wie auch aus Knochen verfertigen. Auch machen

---

dieses auch nur selten eine entstellende Größe erreichen, so ist die ganze Erscheinung vorzüglich beim weiblichen Geschlechte bei besserer Nahrung so häufig, daß sie gradezu als charakteristisch für diese Völker anzusehen ist. Es erhellt, daß hinsichtlich der Figur, wie des Gesichtes, von Schönheit wohl nicht die Rede sein kann. Das letztere Prädikat würde sich wohl nur den zierlichen kleinen Händen und den Zähnen der Koi-Koin beilegen lassen, gegen welche letzteren die der dunkelfarbigen afrikanischen Völker bei aller Gesundheit sich nur als ein rohes Gebiß ausnehmen.

[1]) Die Leistungsfähigkeit besteht nicht in einzelnen bedeutenden Kraftaufwendungen, wie bei den Kafern (so finden sich denn bei den Hottentotten auch nicht solche vortretenden Muskelpartien wie bei jenen), sondern mehr in Zähigkeit und geschickter, schlauer Anwendung der Kräfte, wie dies bei der Jagd in Ueberlistung des Wildes sich zeigt. Dabei sei erwähnt, daß sie vorzügliche Reiter sind. Den Gebrauch des Schießgewehrs haben sie weit besser gelernt als die Kafern; es hat dasselbe jetzt die Bogen und vergifteten Pfeile fast ganz verdrängt. Ebenso sind die früher gebrauchten großen Schilde verschwunden. Dagegen sind die kurzen Wurfhölzer mit dickem Knopf (Kiri), sowie starke Stäbe aus Eisenholz zum Pariren solcher Würfe zum Theil noch in Gebrauch.

[2]) Der Name ist von den Holländern in Vergleichung dieser Gefäße mit denen indischer Völkerschaften eingeführt worden. — Schon in alter Zeit kommen jedoch bei den Namaqua Arbeiten in Metall vor. So verfertigten sie selber die eisernen Spitzen ihrer Pfeile. Auch fertigten sie irdene Gefäße (ohne Henkel) in verschiedenen Größen an. In neuerer Zeit haben die in der Kolonie gebräuchlichen Kommetjes, große niedrige Taschen ohne Henkel und Untersatz, die originalen Gefäße fast verdrängt. Bei der Zubereitung der Felle war ihnen die Anwendung von Gerbstoffen ursprünglich unbekannt. Sie rieben die Felle vielmehr nur abwechselnd mit Fett und Kuhmist ein und walkten und kneteten sie mit großer Mühe.

[3]) Jene species cannabis ist allerdings einheimisch, wird jedoch von den Boeren um der Eingebornen willen auch angebaut.

sie Pfeifen von Marmor[1]) den europäischen gleich, den sie von Byzondermeid (Steinkopf) holen. Es raucht alles, was nur rauchen kann: Männer, Frauen und Kinder. Ist eine Gesellschaft beisammen und es ist nur eine Pfeife da, so geht diese im Kreise herum; jeder thut einige Züge und gibt sie dann seinem Nachbar. Dieser hat sie kaum in den Mund genommen, so greift ein andrer mit zitternder Begierde darnach. Mehrere verschlucken den Rauch. Wieder andre kauen den Tabak, daß sie ganz trunken davon werden."

„Auch hat der gütige Gott dafür gesorgt, daß sich in jenem Lande eine Menge Bienen in den Bergen und Felsenklüften aufhalten. Aus dem Honig, den die Eingebornen oft mit großer Mühe und Lebensgefahr sammeln, bereiten sie eine Art Getränk. Dazu lassen sie ihn mit einer Gattung von Wurzeln und einer hinlänglichen Menge warmen Wassers mehrere Stunden gähren. Da sie aber eben so begierig sind nach dem berauschenden Getränke wie nach dem Tabak, so werden sie auch bald betrunken; besonders weil sie gegen die Warnung ihrer Lehrer das Bier warm trinken. Wir tranken auch davon, aber abgekühlt, und es kam uns in der großen Hitze wohl zu statten." — — —

„Die Kleidung der Hottentotten ist ganz einfach; sie besteht aus 4—6 Schaffellen, die sie dazu bereiten und weich machen. Sie wird Karoß (Pelzmantel)[2]) genannt. Wird es bisweilen etwas kühl, welches selten geschieht, so tragen sie die wollige Seite auf der Haut, und bei großer Hitze kehren sie dieselbe wieder nach außen. Sie gebrauchen diese Mäntel auch des Nachts zur Decke. Einige ihrer Karossen haben hinten eine lange Schleppe, worauf sie sich aber so viel einbilden, wenn sie hinten nachschleift, als ein Europäer auf seinen Putz. Ihre Blöße bedecken sie mit einem weichen Fell, das ihnen als Schürze dient (Okhubib, Broekkaroß genannt) und weit über die Knie herabhängt. Diese Schürzen sind reichlich besetzt mit einer Art Stickerei von verschiedenartigen Glaskorallen, die ihren größten Putz und Staat ausmachen. Sie tragen dieselben reichlich um den Hals, Arme, Leib und Beine. Auch ihre (konischen) Mützen, die von Zebrafellen gemacht sind, behängen sie mit einer Menge Glaskorallen." [3])

„Der Putz der Namaquà, so übel verstanden und angewendet er auch ist, zeigt doch sehr deutlich, daß Eitelkeit und Stolz allen Himmelsstrichen und allen Ländern gemein und eigen ist. Ihre Leiber beschmieren sie mit einer Art mit Fett vermengtem Pulver. Dies

[1]) Es ist wohl Grünstein gemeint.

[2]) Der Originalname lautet Xroß; X ist der laterale Schnalzlaut.

[3]) Anstatt dieser Mützen werden jetzt von den Frauen allgemein Tücher europäischen Fabrikats um den Kopf gewickelt. In grellen Farben und bunten Mustern sind dieselben besonders beliebt. — Als Schmucksachen kommen auch Ringe von Leder, Elfenbein und Metall vor, die um die Arme und Beine oder den Hals gelegt wurden. Ferner darf bei den Männern ein über die Schultern getragener Beutel, in dem sich Pfeife, Tabak, Schwammbüchse und alles mögliche befindet, nicht übersehen werden. — Endlich ist als ein Gegenstand der Tracht der Männer noch der Schakalsschwanz zu erwähnen, den man sehr häufig in den Händen der Hottentotten sieht. — — — Diese Schwänze werden auf kurze dünne Stöckchen gezogen, so daß ein bequemer Griff für die Hand bleibt, und dienen den Leuten zugleich als Fliegenwedel, Wischtuch für Augen und Nase und als Spielzeug.

Pulver bereiten sie aus einer röthlichen Wurzel, die sie Buchu[1]) nennen, und die unvermengt einen angenehmen Geruch hat. Die Schmiere aber führt einen fast unausstehlichen Gestank mit sich, besonders in heißen Sommertagen, wenn mehrere solcher Damen vor einem in der Kirche sitzen."

„Unter den Männern sind aber wenige, die sich mit jener Salbe schmieren. Uebrigens sind sie nicht so übertrieben schmutzig wie man von ihnen in Europa spricht. Der Wunsch indessen, ihre unsterbliche Seele zu retten, überwindet alle dergleichen Unannehmlichkeiten." — „Ihre Karossen breiten sie öfters aus in der Luft und an der Sonne, klopfen dieselben aus, um die Menge Läuse, davon sie sehr geplagt werden, daraus zu vertreiben. Die große Hitze ist wahrscheinlich mit Ursache, daß sich dieses Insekt so sehr vermehrt. Bei aller angewandten Mühe können sie dieselben doch nicht ausrotten. Manche von dem Volke verbeißen diese Thiere mit den Zähnen."

Vervollständigen wir nun das Bild nach andern Quellen. Die Wohnungen der Namaquà sind die mehrfach erwähnten backofenförmigen Mattenhütten (Bontokken) die in einem Kreise aufgeschlagen werden, welcher hier die Werft (sonst die Kraal) genannt wird. Die Matten, welche auf dem leichten Gerüst[2]) mit Sehnen befestigt werden, sind aus Binsen gemacht, die neben einander gelegt und mittelst einer Ahle aus Giraffenknochen auf Sehnen oder Bast (aus dem Splint der Mimosen) aufgezogen sind, so locker, daß sie Licht und Luft durchlassen. Der Regen dringt nur anfangs ein; nachher schwellen die Binsen so, daß sie dicht aneinander schließen. Auch der Eingang wird Nachts mit solcher Matte verhängt. Damit der Wind das ganze Bauwerk nicht fortreißt, muß es oft mit Stricken befestigt werden — oder man legt Steine darauf. Zum Schutz gegen das Vieh wird die Hütte mit einer Dornenhecke umgeben. Der Boden derselben wird geebnet und mit Thon (und Kuhmist?) bestrichen, sowie eine vertiefte Feuerstelle darin angelegt. Die Höhe dieser Wohnung pflegt so gering zu sein, daß ein Mann von mittlerer Statur nicht ungebückt darin stehen kann.[3]) — Der Hausrath, der an einem Gerüst von Stangen hängt, ist einfach und beschränkt sich meist auf die schon erwähnten Geräthe. Es ist alles aufs Wandern eingerichtet. Die Armuth des Landes zwingt die Stämme, sich zu vereinzeln und in kleinen Gruppen von einer Quelle zur andern zu ziehen. Zwischen den Horden liegen zuweilen unbesetzte Strecken von mehreren Tagereisen. Als Nomaden leben sie von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden. Doch wird nur bei gewissen Gelegenheiten — die sich aber immer reichlich finden —

[1]) Diosma, eine Art Raute. Ebner erwähnt nicht, daß sie das Gesicht mit farbiger Schminke (roth oder schwarz) in Figuren bemalen: Ringe über die Augen oder einen sattelartigen Streifen über die Nase.

[2]) Zweige, gewöhnlich der Cliffortia conoides, werden leicht in den Boden gesteckt und nach oben zusammengebogen.

[3]) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Wohnungen sehr zum Klima passen. In festen Häusern fühlen sich die Eingebornen nicht wohl. Selbst der civilisirte Griquahäuptling Waterboer hat neben seinem guten massiven Hause solche Sommerresidenz.

geschlachtet. Wie schon bemerkt, liefert auch die Jagd[1]) Nahrungsmittel, sowie der Erdboden mancherlei Vegetabilien.[2])

Die politische Verfassung der Namaquà wie aller Koikoin ist patriarchalisch. Jede kleine Vereinigung hat ihren Vorsteher oder Aeltesten; jede Horde ihren Häuptling, dem ein Rath aus jenen Aeltesten in allen öffentlichen Angelegenheiten zur Seite steht. Die Würde des Häuptlings pflegt erblich zu sein. Von dem Despotismus und dem Pomp, mit dem sich die Fürsten andrer afrikanischer Völker zu umgeben pflegen, ist hier keine Spur. Schlicht und einfach lebt das Oberhaupt, wie jedes Glied des Stammes. Die Beschränkung der Macht durch den Rath der Aeltesten ist ihm meist erwünscht, insofern damit die Verantwortlichkeit gemindert wird. Unter dem Vorsitze des Häuptlinges spricht der Rath das Urtheil über Vergehen und Verbrechen. Die Strafe besteht gewöhnlich in Vieh, das zu liefern ist und zum Theil (?) dem Gerichtshofe anheimfällt. Im Unvermögensfalle tritt auch wohl körperliche Züchtigung ein.

Was das Familienleben betrifft, so ist Polygamie Landessitte. Der Mann nimmt zuerst eine Frau, die nach einigen Jahren die Alte genannt wird, darauf eine oder mehrere junge Frauen. In neuerer Zeit soll es immer öfter vorkommen, daß ein Mann sich mit einer Frau begnügt. „Sentimentalität ist allerdings wenig im ehelichen Leben der Namaquà zu finden, vielmehr gebraucht die Frau die wunderbare Geläufigkeit ihrer Zunge und den ebenso staunenswerthen Reichthum an den schmächlichsten Schimpfwörtern ohne Bedenken auch gegen den Eheherrn, der sich bei der Ungleichheit der Waffen alsdann veranlaßt sieht, schlagende Beweise gegen ihre Schmähl ieder in Anwendung zu bringen; gleich darauf aber sind sie wieder die besten Freunde von der Welt und scherzen zusammen wie die zärtlichsten Liebesleute". — Das Loos der Frau ist hier nicht so hart wie bei andern südafrikanischen Völkern. Der Mann hilft auch bei der schwereren Arbeit. Außerdem aber gibt's hier eine Klasse von Dienenden, bei den nördlichen Nama-Stämmen die verachteten Bergdamara, sonst Buschleute, die mit in dem Gemeinwesen leben, für die Nahrung, die sie empfangen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen, das sich jedoch nicht grade als Sklaverei bezeichnen läßt. — Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und das dieser zu jenen soll manche schöne Züge aufweisen.

Feste zu feiern gehört mit zum größten Glück der Namaquà. Gelegenheiten gibt es genug dazu: der Eintritt eines Knaben oder Mädchens in das erwachsene Alter, eine Hochzeit, ein Begräbniß und viele unbedeutendere Veranlassungen werden von dem ganzen Gemeinwesen feierlich begangen. Wir können nicht auf eine ausführliche

---

[1]) Dieselbe wird häufig auch mit aufgestellten Fallen betrieben.

[2]) Besonders häufig werden die haselnußgroßen Knollen eines Grases (cyperus usitatus), Uijentjes (Uintjes), Zwiebelchen genannt, in ganz Südafrika gegessen. Man hebt sie aus der Erde mittelst eines Stockes, der eine im Feuer gehärtete Spitze hat und in der Mitte mit einem durchbohrten Steine beschwert ist.

Schilderung dieser verschiedenen Festlichkeiten eingehen und bemerken nur hinsichtlich des Begräbnisses, daß die Leiche durch die Rückwand der Hütte unter großem Geheul entfernt und darauf in Felle derart eingebunden wird, daß sie eine hockende Stellung erhält. Man macht dann eine Grube in die Erde und bringt die Leiche in eine seitliche Aushöhlung an; die Grube wird zugeschüttet und mit Steinen bedeckt, um sie vor den wilden Thieren zu schützen. Bald darauf wird die Werft abgebrochen und die Horde zieht weiter.

Bei allen solchen Feierlichkeiten ist jedoch die Hauptsache, daß Vieh geschlachtet und eine Schmauserei veranstaltet wird. Es ist unglaublich, was für Mengen Fleisches dabei vertilgt werden. In behaglicher Ruhe wartet man so lange, bis ein weiteres Essen möglich wird, und fährt sogleich fort, so lange noch ein Stückchen Fleisch vorhanden ist. Die größte Freigebigkeit herrscht bei solchen Gelegenheiten, wie überhaupt, wenn einer schlachtet, alle übrigen selbstverständlich Gäste sind und zwar nicht besonders rücksichtsvolle. Allein zu essen, allein zu trinken, allein zu rauchen gilt bei ihnen als der größte Tadel. Mag auch Gutmüthigkeit in dieser weitgehenden Gastfreundschaft im Spiele sein, so wird sie doch andrerseits so ausgelegt, daß der Eigenthümer den zudringlichen Wünschen der übrigen eben nicht widerstehen könne. Diese Einrichtung komme auch schließlich nur darauf hinaus, daß jener selbst soviel als möglich verschlinge, denn nur auf diese Weise gelingt es ihm, etwas von dem Seinigen in Sicherheit zu bringen, und zugleich sich mit der Aussicht tröste, bei der nächsten Gelegenheit bei einem andern zulangen zu können.

Aber auch wenn nicht eines von jenen Schlachtefesten gefeiert wird, kennt der Namab nichts schöneres als Geselligkeit. Im Kreise sitzen, wenn die Pfeife und der Topf mit Honigbier herumgeht, das ist nach seinem Geschmack. Dazu kommt Musik und Tanz. Beim magischen Mondscheinlicht erklingt auch hier der Rommelpot, der gewöhnlich aus einem wirklichen großen, mit Fell überspannten Topf besteht. Einige der im Halbkreis kauernden Weiber locken die dumpfen Trommeltöne mit den Händen hervor. Gegenüber hocken die Männer. Nun treten bald von dieser, bald von jener Seite einige auf, die den Tanz ausführen nach dem Takte jener Instrumente, deren Getöse noch durch den monotonen Gesang, durch das Stampfen der Tanzenden und das Klappern der Ringe an ihren Händen und Beinen vermehrt wird. Eine einheitliche Aktion der Tanzenden fehlt. Jeder tanzt für sich. Die Weiber bleiben sich drehend und stampfend fast immer auf derselben Stelle, während die Männer größere Kraftanstrengungen, Sprünge u. s. w. machen. Das mimische Element andrer Volkstänze fehlt hier. Bei andern Tänzen werden Rohrflöten gebraucht, bei denen die besondere musikalische Begabung der Koikoin eher hervortritt. Endlich ist noch das Hauptinstrument dieser Stämme, die Gcorra zu erwähnen, die wir schon bei den Buschmännern vorfanden. Es ist ein flacher Bogen, gespannt mit einer Saite, die an dem einen Ende eine gespaltene Federpose trägt. Diese wird bei horizontaler Haltung des Instruments an den Mund gehalten und durch Ansaugen oder Ab-

stoßen der Pose summende Töne hervorgebracht. An dieser eintönigen Musik können sie sich Stunden lang ergötzen. Wie unrichtig dieselbe vielfach beschrieben wurde, ist oben bereits angedeutet.

Blicken wir nun noch auf die geistigen Anlagen und den Charakter der Namaquà, so finden wir die ersteren keineswegs so gering, wie die landläufige Vorstellung von einem Hottentotten vermuthen lassen möchte. Die alten falschen Vorurtheile, die an solchem Namen kleben, nach denen man wohl die Hottentotten für die am tiefsten stehenden unter allen Völkern hält und meint, sie überragten die Paviane wenig, sollten in unserer Zeit wohl überwunden sein. Welch ein Abstand, wenn man die Fähigkeiten der Koikoin mit denen der Eingebornen des australischen Festlandes vergleicht! Ihre Intelligenz übersteigt selbst die der schwarzen Völker Südafrika's. Sie lernen in den Schulen leichter als die Kafern. Sieht man vom Rechnen ab, in dem diese wie jene nur dürftiges leisten,[1]) so muß man über die Erfolge mancher Schule an den Hottentotten staunen. Besonders eignen sie sich fremde Sprachen mit großer Leichtigkeit an und lernen sie oft ohne fremden Accent sprechen. Daß die Namasprache selber ein Dialekt der schwierigen Hottentottensprache mit ihren Schnalzlauten ist, braucht hier nur angedeutet zu werden. Jetzt ist das Holländische vielen Namaquà geläufig geworden, doch nicht in dem Maße, daß die Mission ihre Muttersprache bei Seite setzen könnte.

Als Hauptzug in dem Charakter der Namaquà springt jedenfalls dies in die Augen, daß sie vollständig Gefühlsmenschen sind. Ihre Handlungen ruhen weder auf einer bestimmten moralischen Grundlage, noch auf ruhig überlegender Verstandesthätigkeit. Sie handeln vielmehr unter dem Einflusse des sie beherrschenden und oft schnell wechselnden Gefühls. Für einen Europäer sind sie daher vielfach unberechenbar. Dieselbe Person, die eben noch sich freundlich und gutmüthig zeigte, kann vielleicht gleich darauf im Jähzorn ein Verbrechen begehen, dessen niemand sie für fähig gehalten hätte. Wie aber das Gefühl so bestimmend und beherrschend auftritt, so zeigt es sich auch in ungemessenen Ausbrüchen. Maßloser Jubel oder maßlose Traurigkeit können den Nama so hinnehmen, daß er seiner selbst nicht mehr Herr ist. Für Revivals läßt sich kein günstigerer Boden als eine Hottentottengemeinde denken; freilich offenbart sich auch bei ihnen in besonderer Weise die schwache, ja bedenkliche Seite derselben.[2]) Denn die Aufregung brennt nieder wie ein Strohfeuer, und nachher zeigt sich die Kälte um so stärker. Weiter hängt mit jener Eigenthümlichkeit der bodenlose Leichtsinn zu-

---

[1]) Sollte der Grund davon auch nicht darin zu suchen sein, daß für den Eingebornen unser Dekadensystem eine ganz unadäquate Atmosphäre ist, in der er sich mit seinen Gedanken bewegt, wie der Vogel im Wasser und der Fisch in der Luft. Ich kann der Sache nicht auf den Grund gehen — vermuthlich aber denken die südafrikanischen Völker auch in Pentaden, wie wir es ausdrücklich von den Eskimo zu erwähnen hatten.

[2]) Die Missionen, die unter Hottentotten ausgehalten haben, hatten sich sehr bald zu diesen überwallenden Gefühlserregungen mäßigend, wo nicht abwehrend gestellt.

sammen, der sich überall im Leben dieser Leute kundgibt. Daß von irgend welcher Fürsorge für die Zukunft, von Sammlung von Vorräthen u. s. w. bei ihnen nicht die Rede ist, wurde bereits angedeutet. Dazu kommt ihr sanguinisches Temperament, indem sie in vollen Zügen heiter genießen, was der Augenblick bietet. Daß für solche Naturen der Branntwein eine furchtbare Versuchung zur Trunksucht bildet, ist erklärlich; ebenso die zügellose Sinnlichkeit, die sich in den Lastern der Unkeuschheit offenbart. Und endlich schließt sich an jenes um die Zukunft unbekümmerte Wesen auch die sprichwörtlich gewordene Faulheit der Hottentotten an, die gleichfalls bei den Namaquà sehr hervortritt, umsomehr, als bei ihnen vielfach die harte Arbeit einer niederen Klasse zufällt und damit ein verächtliches Gepräge gewonnen hat.

Diese ganze Schilderung hat natürlich die Namaquà resp. die Hottentotten überhaupt in ihrem heidnischen Zustande vor Augen. Das Evangelium aber hat seine Kraft, Menschen umzuwandeln und Charaktere zu bilden, auch an diesem Volke bewiesen, wenn auch zugegeben werden muß, daß in den gesammelten Christengemeinden der alte Sauerteig oft noch in hohem Maße wieder durchdringt.

Forschen wir aber schließlich nach der Religion der Namaquà in ihrem ursprünglichen Zustande, so können wir nur geringe Spuren einer solchen entdecken, verschmolzen mit Aberglauben und Zauberei. Was davon konstatirt worden ist, ließe sich am ehesten in die Klasse der Ahnenkulte rechnen. Heitsi-Eibib wird angerufen, wobei man Segen erfleht. Dies geschieht besonders bei den schon oben erwähnten Grab-Steinhaufen, die sich überall finden, wo Koikoin gehaust haben. Der Vorübergehende legt auf einen solchen einen Stein, einen grünen Zweig oder eine Blume und ruft den Heitsi-Eibib an, daß er ihm günstig sein und irgend ein irdisches Wohl, das näher bezeichnet wird (Glück auf der Jagd, Erhaltung der Gesundheit u. s. w.), gewähren möge. Hat der Namab diese Ceremonie vernachlässigt und es trifft ihn ein Unglück, so regt sich in ihm ein böses Gewissen und treibt ihn, das Versäumte nachzuholen. Trifft ihn ein Unglück ohne solche Versäumniß, so wird er böse und schilt den Heitsi-Eibib. — Nimmt man die Fabeln und Erzählungen der Namaquà hinzu, so ergibt sich, daß unter Heitsi-Eibib (der übrigens ganz dem Cü-'koab [Tsui-Xoab] der Koranna und andrer Stämme entspricht) kein göttliches Wesen, geschweige denn der einige Gott verstanden wird. Daß die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode zu Grunde liegt, kann nicht zweifelhaft sein. Man darf aber daraus nicht auf Anerkennung der unsterblichen Seele und einer höheren geistigen Welt schließen. Alles, was sich auf diesem Gebiete bei dem Hottentotten findet, geht nicht über die Grenzen der Gespensterfurcht hinaus. Daß sich die Verehrung einem bestimmten Wesen zuwendet, ist auch bei jener Auffassung erklärlich, wenn man nach manchen Analogien bei andern Völkern den Heitsi-Eibib für einen Nationalhelden nimmt, obschon das klare Bewußtsein davon dem Volke auch längst entschwunden ist. Gewichtige Gründe — deren ausführliche Darlegung hier zu weit führen würde — sprechen für diese Annahme. Von einem Gottesbewußtsein in unserm Sinne kann also

bei den Hottentotten nicht die Rede sein; auch der letzte Schimmer desselben scheint hier erloschen.[1]) Es dürfte als ein sehr nachtheiliger Mißgriff anzusehen sein, wenn z. B. Cü-'koab bei den Koranna als Bezeichnung des wahren Gottes gebraucht wurde, umsomehr als in jenem Stamm Cü-'koab noch gradezu als ein früherer Häuptling genannt wird.

In den erwähnten Fabeln der Namaquà spielt auch der Mond eine Rolle, und es wird ihm einiges zugeschrieben, was anderwärts vom Heitsi-Eibib erzählt wird.[2]) Inwieweit aber ihre Tänze bei Mondschein einen religiösen Charakter haben, bleibt doch noch fraglich. Dagegen erregen Mond- und Sonnenfinsternisse sowie auch Sternschnuppen bei ihnen große Furcht. — An den Aberglauben schließt sich die Zauberei an. Die Verstümmelung eines oder mehrerer Finger (indem das äußerste Glied durch Unterbinden getrennt wird) scheint dahin zu gehören. Sonst wird begreiflicherweise — wie bei allen Völkern der Erde — in Krankheitsfällen gezaubert. Es sind besondre Personen, die sich damit abgeben, dem Kranken ein Stückchen Holz aus dem schmerzenden Körpertheile hervorzuzaubern, das vergraben werden muß — u. s. w.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts standen die Namaquà nördlich von der Olifantrivier mit den holländischen Kolonisten auf gutem Fuße. Bei der Ankunft eines neuen Gouverneurs sandten sie Geschenke nach dem Kap. Es entspann sich bald der Handelsverkehr, um Vieh gegen Perlen, Tabak und Branntwein einzutauschen. Allmählich aber wurden die besten Quellplätze von Boeren besetzt, die Eingebornen verarmten mehr und mehr und geriethen entweder in Hörigkeit bei jenen oder zogen zu ihren Landsleuten jenseits der Oranje. Dort fanden sich im Anfang unsres Jahrhunderts 14 verschiedene Stämme vor, unter denen Keirkhous (Kaubibkoin), gewöhnlich das rothe Volk (de roode natië) genannt, den eigentlichen Kern des Volkes ausmachte, dessen Kapitän über die der übrigen Stämme eine gewisse Oberherrschaft ausübte.

Um jene Zeit aber kam ein fremdes Element über den Oranje-Fluß, die Orlams,[3]) Hottentotten, die sich der Dienstbarkeit bei den

---

[1]) Ich mochte nicht so ganz unrecht haben, als ich einst, als ein orthodoxer Schüler Dr. Burkhardts, auf eine von ihm vielleicht mehr scherzweise hingeworfene Bemerkung auf einer meiner ersten Karten zur Darstellung der Religionen das Nama-Gebiet mit dem Ausdruck „Nihilismus" bezeichnete, wenn auch ein trefflicher Professor der Theologie dies als prinzipiell unzulässig bezeichnete.

[2]) Der Mond sandte den Menschen die Botschaft (die sonst als Verheißung des Heitsi-Eibib erwähnt wird): „Wie ich sterbe und sterbend lebe, so sollt ihr auch sterben und sterbend leben." Der Hase überbrachte jedoch die Botschaft verkehrt und erhielt dafür vom Monde einen Schlag, der ihm die Oberlippe spaltete.

[3]) Mit der Erklärung dieses Namens hat man sich vielfach vergeblich abgemüht. Zutreffend ist wohl nur die Bemerkung von Wilmot, History of the Colony ff., p. 134. Im Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie, sagt er, gab es zwei

Boeren entzogen und unter denen sich manche Mischlinge von holländischer Abkunft (Bastarde) befanden, wenn vielleicht auch nicht in dem Maße wie unter den Griqua. Sie brachten holländische Sprache, europäische Kultur und Feuergewehre über den Oranje und erlangten bald im Namaquàlande vermöge ihrer überlegenen Waffen die einflußreichste Stellung.

Weiter haben wir es aber in diesem Abschnitte mit ein paar Völkern zu thun, die, zu einer ganz andern ethnographischen Gruppe gehörend, dennoch hier von uns zu betrachten sind, da sie in unmittelbarer Berührung mit den Namaquà unter den Einfluß der zunächst nur bei diesen betriebenen Mission gekommen sind.

Voran nennen wir die schon als ein in Hörigkeit unter den Namaquà lebendes Volk erwähnten **Berg-Damara**, auch Ghau-Daman[1]) genannt. Weiter nördlich, jenseits des Zwachaub, leben sie in größeren Gruppen in Unabhängigkeit. Südlich von diesem Flusse, im Gebiete der Namaquàstämme, trifft man nur kleinere Gruppen, die scheu auf den Bergen ein kümmerliches Leben führen, zum großen Theil von ihren Schlupfwinkeln her den Viehdiebstahl betreiben, von den Namaquà daher gehaßt und verfolgt, falls sie aber in ihre Gewalt gerathen, als Sklaven gebraucht werden. Die ethnographische Stellung dieser Menschen, die, von dunkler Farbe, doch die Sprache ihrer gelbbraunen Unterdrücker reden und sich selbst in dieser Haukoin, wahre Menschen, nennen, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man hat sie wohl als einen Zweig der sogleich zu nennenden Vieh-Damara betrachtet, der überwältigt von den Namaquà, heruntergekommen, seine nationale Selbständigkeit eingebüßt und die Sprache jener angenommen habe. Indessen geschichtliche wie ethnologische Gründe zeigen, daß eine nähere Verwandtschaft der Ghau-Daman mit den Hereró nicht stattfindet. Bis die Sache weiter aufgehellt wird, muß man sich bei der Annahme beruhigen, daß hier ein Mischvolk vorliegt, das sich vielleicht aus den Resten verschiedener anderer Völker in früheren Zeiten gebildet hat — man vergleiche z. B. die Fingu unter den Kafern — und bei dem Zusammentreffen mit den Namaquà in ihre jetzige Abhängigkeit gerieth. Trotz ihrer erwähnten Verkommenheit, der sie auch den Namen Ghau-Daman (Mist-Damara) verdanken, scheinen sie doch ihrer physischen Beschaffenheit nach höher zu stehen, obwohl sie hinter den letzteren an Geschicklichkeit besonders in Ausübung der Jagd weit zurück bleiben. Die nördlicheren Gruppen, die seit dem Eindringen der Hereró in dies Gebiet sich gleichfalls auf die Berge zurückgezogen haben, sollen nicht die Sprache der Namaquà, sondern ihre eigne reden.

Arten Beamter aus den Eingebornen: Orlammen (Sing. Orlam) und Baaren. Die Namen stammen aus dem Malayischen: Oranglami — alte Bekannte, und Orangbaru — neue Leute.

[1]) Gewöhnlich wird die Singularform Damap angegeben. Die von Europäern gebrauchte Form Damara ist die Pluralform des Kommune.

Ganz verschieden von dem eben besprochenen ist ein schwarzes Nomadenvolk, das nördlich von den Namaquà wohnt und von diesen mit Rücksicht auf seine reichen Heerden Kamagha-Daman, d. i. Vieh-Damara genannt wird. Sie selbst nennen sich **Ovahereró**, d. h. „fröhliches Volk".[1]) In ihnen haben wir zum erstenmal einen Zweig der großen südafrikanischen Völkerfamilie der Abantu vor uns, die wir weiter unten in den Betschuana und den Kafern näher kennen lernen werden. Die Hereró, wie wir sie kurz nennen wollen, haben den von Süden kommenden Reisenden im Vergleich mit den Namaquà und dem Ghau-Daman immer den Eindruck der physischen Ueberlegenheit gemacht. Indessen verdienen sie nicht ganz das Lob, das ihnen von denselben gespendet wird. Die Gestalten sind zwar hoch (Männer von 6 Fuß sind nicht selten), zeigen jedoch nicht die entsprechende Kraftfülle. Die Züge des Gesichts aber, obwohl dessen Formen uns weniger fremdartig erscheinen als die der Koikoin, haben einen ziemlich rohen Ausdruck. Bei den Frauen kommen wohl in jüngeren Jahren regelmäßige Züge und ein sanfter Gesichtsausdruck vor; bei weiterem Alter aber tritt eine bedeutende Häßlichkeit hervor. Das wollige Haar lassen die Männer lang wachsen, und es legt sich von selbst zu verfilzten Strähnen zusammen, was durch die Anwendung von Fett begünstigt wird. So hängt es fransenartig um das Haupt. Die Frauen dagegen schaben es ab, bis auf einige Büschel, die am Scheitel stehen bleiben. Beide Geschlechter sind außerordentlich unsauber und schmieren mit Fett und Ocker Leib und Haare reichlich ein, letztere so reichlich, daß bei heißem Sonnenschein die Salbe vom Haupt über den ganzen Leib rinnt und der Umuhereró glitzernd dasteht. Als Kleidung tragen Männer und Frauen einen Fellschurz, der durch einen sonderbaren, vielfach um die Lenden geschlungenen Gürtel gehalten wird. Der letztere besteht aus einem zuweilen 100 Ellen langen Geflecht aus dünnen Riemchen, das einen förmlichen Wulst bildet. Der Schurz der Frauen ist mit Perlschnüren verziert. Dazu tragen sie ein Leibchen oder Mieder, das ganz aus runden, in der Mitte durchbohrten Stückchen von der Schale des Straußeneis gemacht ist, die mittelst Riemchen reihenweis an einander gefügt sind. Es ist dies jedoch mehr Schmuck als Kleidungsstück und wird auch nur von den reicheren Frauen getragen. Dagegen haben sie alle eine helmartige Kappe aus starkem Leder auf dem Kopfe. Vorne ist daran eine Art Schleier aus weicherem Leder befestigt, der gewöhnlich in einen Wulst aufgerollt getragen wird. Im Nacken hängt ein Geflecht von Lederstreifen, geschmückt mit Glaskorallen ꝛc., bis zum Gürtel hinab. Die sonderbarste Verzierung dieser Haube bilden aber zwei oder drei steife Lederohren, die täuschend den aufgerichteten Ohren eines Maulthiers gleichen. Ein Fellmantel und Sandalen vollenden den Anzug. Jener wird aber von den Männern, die

[1]) Die Singularform des Namens lautet Umuhereró. Ihre nächsten Verwandten sind die früher nordöstlich von ihnen wohnenden, jetzt aber fast aufgeriebenen Ovambantieru, die nach ihrer ins Röthliche spielenden Hautfarbe als die Rothen von den Hereró als den Schwarzen unterschieden werden.

gewöhnlich mit bloßem Oberkörper gehen, nur bei ungünstiger Witterung angelegt. So setzen sie auch nur in solchem Falle ihre einer halben Melone gleichende Kappe auf, die sie jedoch bei Nacht stets tragen. Die Knaben gehen gewöhnlich ganz nackt, die Mädchen aber tragen eine Art Schurz, daran eine Menge feiner Streifen hängen, mit Eisen- und Kupferkügelchen verziert, womit auch die Erwachsenen, wenn sie vermögend sind, ihre Fellmäntel schmücken. Auch werden solche in dicken Strängen um die Knöchel gelegt und sinken bis auf die Ferse und das Fußblatt herab, wodurch der Gang schleppend wird.[1]) Als Waffen nennen wir zunächst den Speer, der auch als Messer gebraucht wird. Gegen den leichten Wurfspieß der Kafern erscheint er ziemlich plump und kann nur zum Stoß benutzt werden. Am Ende ist der Schaft mit einem Ochsenschwanz verziert. Die Hereró sind die einzigen unter den Abantu, welche Pfeil und Bogen regelmäßig benutzen. Doch sind sie keine gute Schützen. Besser sollen sie mit dem nun eingeführten Feuergewehr umgehen. Ihre Hauptwaffe aber ist der Kiri (die Wurfkeule), die sie mit Sicherheit werfen. Doch ist auch diese Waffe mehr für die Jagd auf kleinere Thiere als für den Krieg anwendbar.

Als Nomaden leben die Hereró vom Ertrage ihrer oft sehr bedeutenden Heerden; es gibt Leute unter ihnen, die 1000 Stück Rindvieh besitzen. Ihre Wohnungen sind halbkugelförmige Hütten, am Boden 10, 15 und mehr Fuß im Durchmesser, aus dünnen Pfählen, durch die Frauen aufgerichtet, mit Baumrinde und dergleichen bedeckt und mit Kuhmist überzogen. Eine Oeffnung oben, die gelegentlich mit einem Fell verschlossen wird, läßt den Rauch wohl abziehen; der Fußboden besteht aus festem Kuhmist. Den ganzen Hausrath bilden einige schmierige Felle, auf welchen sie liegen, und etliche hölzerne oder von Wurzeln sehr geschickt geflochtene, unbeschreiblich schmutzige Milchgefäße, wozu auch die Schalen der kürbisartigen Früchte der Makoro (wilde Wassermelone) als Kalebassen benutzt werden. Auch fehlt nicht die unvermeidliche Dachapfeife, hier wie auch bei andern südafrikanischen Völkern aus einem (Kudu-) Horn so gefertigt, daß der Rauch zur Kühlung durch Wasser geleitet wird. Endlich ist auch die Musik vertreten durch das Gubo, das, um es kurz zu sagen, auf eine Maultrommel herauskommt. Der Trinktrog des Viehes aber dient dem Hausvater zum Kopfkissen. Ihre Dörfer sind stets mit einem Verhau von Dornen zum Schutze gegen Menschen und wilde Thiere umgeben. —

Vielweiberei gilt auch bei ihnen, ja selbst Blutschande kommt vor, und es ist nichts seltenes, daß ein Mann Mutter und Tochter zugleich zur Frau hat.[2]) Gefällt ihnen eine Frau nicht mehr, so wird sie fortgeschickt; aber auch die Frauen laufen nach Belieben von ihren Männern. Von ihren Heerden rühren sie auch in der größten Noth

[1]) Auch andre Dinge werden als Schmuckgegenstände benutzt, sogar eine Tassenscherbe und ein Stück von einem Thermometer sah man einmal so verwendet.

[2]) Es kommt sogar Polyandrie unter ihnen vor, doch nicht systematisch als Volkssitte wie bei andern Völkern.

kein Stück an; nur wenn jemand krank ist oder stirbt, wird geschlachtet. Die Hörner der beim Leichenmahl geschlachteten Ochsen und Kühe werden nebst einigen anderen Dingen in der Nähe des Grabes an einen Baum aufgehängt, das Grab selbst, wahrscheinlich gegen Hyänen und Wölfe, sorgfältig mit Sträuchern bedeckt. — Mit ihrer Staatseinrichtung ist's nicht eben sonderlich bestellt, und von einem wirklichen Regiment der Häuptlinge ist keine Rede. Jeder reiche Heerdenbesitzer spielt die Rolle eines Häuptlings; um ihn sammeln sich die Hungerleider und Schmarotzer, und so ist bald hie und da ein kleiner Staat fertig.[1]) Aber er hat keinen Bestand, denn mit dem Tode oder der Verarmung des Reichen stiebt alles aus einander. Das Volk theilt sich in kleinere Verwandtschaftskreise, „Eyanda" genannt, deren Zusammengehörigkeit durch irgend ein Sinnbild und gewisse Speiseverbote bezeichnet wird. Diesem Mangel an politischer Organisation ist es zuzuschreiben, daß die Hereró von den viel schwächeren Namaquà unterdrückt werden konnten.

Geistlich sind die Hereró sehr tief gesunken. Ihre Religion kommt auf Kultus der Ahnen (Ovakuru) hinaus. Es wird jedoch zuweilen nur einer derselben, Umukuru, besonders verehrt. Ob sich darin eine Spur von Verehrung des einen höchsten Gottes findet, bleibt doch zweifelhaft. Allgemein aber ist die Vorstellung, die Ovakuru vermöchten den Menschen zu schaden oder zu nützen. Um sie günstig zu stimmen, werden Opfer dargebracht. Außerdem haben sie mancherlei absonderliche Gebräuche, Beschwörungen, Ceremonien, eine Art Amulette und viel Zauberkram. Auch spielen Gespenstergeschichten bei ihnen eine große Rolle, besonders sollen die Geister von Häuptlingen ihren Söhnen und Nachkommen wiedererscheinen. In Charakter und Sinnesweise endlich gleichen die Hereró ganz dem Neger: ein kindisches Volk, voll Lachens und Tändelns, Schwatzens und Prahlens, Zankens und Schreiens, neugierig im höchsten Grade, zum Tanzen und Spielen jeden Augenblick bereit, aber ohne Ernst und Ausdauer. Dabei furchtsam und lüstern, geizig und gierig, eitel und putzsüchtig, sonst aber, wie alle Heiden sind, schamlos und unzüchtig im höchsten Grade, feig und grausam, diebisch und lügnerisch; keine Spur von Dankbarkeit, von Treue, von Erbarmen, sondern eine wüste Roheit an allen Enden.

Zur Betrachtung der Mission unter diesem Volke müssen wir jedoch zunächst auf die Namaquà zurückgehen, unter denen sie ihre Wurzeln hat.

Die **Nama-Mission**[2]) wurde begonnen durch die Jänickschen Missionare im Dienste der **Londoner Gesellschaft**, welche mit Kicherer

[1]) Bei diesen kleinen Häuptlingen wird jedoch ganz im Gegensatz zu den Koikoin auf ein umständliches Gepränge und Ceremoniell Gewicht gelegt.

[2]) Die mir vorliegenden Darstellungen der ältesten Nama-Mission sind ein solches Wirrsal von einander widersprechenden Angaben, daß ich, obgleich ich mich bestrebte in diesem Stücke aufzuräumen, doch fürchten muß, daß hier noch manche Unrichtigkeit mit unterläuft.

auf seiner Rückreise 1805 nach dem Kap kamen. Es waren dies die Gebrüder Albrecht, Abraham und Christian, sowie Seidenfaden, der jedoch nur kurze Zeit mit seinen Gefährten zusammen wirkte. Unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen waren sie bis an den Oranjefluß nahe bei der Mündung der Hartebeest-Rivier vorgedrungen. Von dort aus unternahm Christian Albrecht zunächst eine Untersuchungsreise in das jenseits gelegene Groß-Namaquàland und fand bei einem Häuptlinge (Tschakub?) freundliche Aufnahme. Es war der Stamm der Bondelzwart'schen Namaquà, der in jener Gegend hauste. Bald konnte er die andern Missionare nachholen; sie bauten sich an und nannten den Ort Stille Hoop (Stille Hoffnung)[1]. Doch schon wenige Wochen später wurden sie durch die Wasserarmuth des Platzes (oder auch vielleicht durch das Fortgehen der Bewohner) veranlaßt, 16 Meilen westwärts sich in Warmbad anzubauen, wo sie eine feste Station mit steinernen Häusern anlegten. Hier hatten sie große Mengen Volks, denen sie predigen konnten, und obwohl ihre Hoffnungen mannigfach getäuscht wurden, konnten sie doch eine kleine Gemeinde Bekehrter sammeln. Nicht weit von Warmbad wohnte der berüchtigte Jager Afrikaner, ein Bastardhottentott, resp. Orlam, der sich mit einer Bande seiner Landsleute nach Ermordung seines Herrn frei gemacht und mordend und raubend die ganze Kolonie mit Schrecken erfüllt hatte. Ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt. Daher hatte er sich jenseits des Oranje zurückgezogen. Dieser nun hörte in Warmbad das Evangelium und blieb nicht ohne Eindrücke. Besonders faßte er eine Zuneigung zu Christian Albrecht. Dennoch brach die alte Wildheit dieses Mannes wieder hervor, als er Händel mit den Namaquà bekam, in die auch der Stamm von Warmbad verflochten wurde. Es folgte eine Zeit der Kämpfe und der Unsicherheit; die Station war bedroht. Endlich, da die Namaquà ihr Heil in der Flucht suchten, konnten auch die Missionare nicht länger bleiben. Sie vergruben ihre Habseligkeiten (unter denen sich ein Klavier befand) und retteten sich jenseits des Oranje. Bald darauf wurde die Station von Afrikaner gänzlich zerstört (1811). Auch das aufgefundene Klavier wurde zerstückt und als Beute vertheilt. Die Gebrüder Albrecht mit ihren Frauen aber reisten zunächst nach der Kapstadt. Abraham Albrecht erlag den Strapazen der Reise. Christian jedoch wurde am Kap ermuthigt durch eine Anzahl neuer Missionare, die kurz zuvor eingetroffen: Ebner, Helm, Saß und Schmelen, Jänick's Zöglinge. In Verbindung mit diesen wurde die Namaquà-Mission wieder aufgenommen. Albrecht und Schmelen ließen sich bei einem Reste der geflüchteten Namaquà, der nicht weit vom südlichen Ufer des Oranjeflusses seinen Sitz genommen hatte, nieder und nannten den Ort Pella: Ebner und Helm versuchten erst bei einer andern Schaar zu Byzondermeid, später Steinkopf genannt (etwa 15 Meilen westlicher), zu wirken. Wegen Mangel an Weide aber zog das Volk weiter, und so gesellten auch sie

[1]) Derselbe liegt etwa 48 Meilen von der Mündung des Oranjeflusses, 2 Meilen von seinem nördlichen Ufer.

sich zu den Brüdern in Pella. Saß, der auch nur vorübergehend auf einem südlichen Punkte zu Silverfountain gewirkt hatte, wurde mit Helm auf ein andres Missionsfeld versetzt. Auf Pella trug die Arbeit gute Früchte. Im Laufe eines Jahres waren 46 Erwachsene getauft, obgleich man sehr vorsichtig mit der Ertheilung des Sakraments war. Jenseits des Oranje war es auch wieder ruhiger geworden. Afrikaner hatte seine Kraal zu Stille Hoop. Er war inzwischen, durch Träume erschreckt, dem Evangelio geneigter geworden. Als Campbell auf seiner Visitationsreise nach Pella kam, schrieb er ihm von dort aus einen Brief, durch den die Niederlassung eines Missionars bei ihm vorbereitet wurde. Darauf machte der schwer kranke Albrecht ihm einen Besuch, um Frieden zwischen ihm und den Nama-Häuptlingen zu vermitteln, was auch bei dem Zutrauen, das ihm Afrikaner bewahrte, gelang. Im folgenden Jahre (1815) siedelte Ebner nach Stille Hoop über, das er nun Friedeberg nannte. Bald gab es in Afrikaners Kraal und besonders unter den Gliedern seiner Familie ein geistliches Regen und Suchen, und schon am 23. Juli jenes Jahres konnte der gefürchtete Räuber mit 7 andern Personen getauft werden. Er wählte den Namen Christian und wurde in der That ein eifriger Christ. Weiter folgte eine liebliche Zeit der Erweckung, in der die Gemeinde nach innen und außen wuchs. Freilich kamen nachher noch manche Kämpfe. Es bildete sich eine feindlich gesinnte Partei unter Christians Bruder Titus aus, und jener selbst wurde wieder kälter. Missionar Moffat aber, der 1817 zu ihm kam, wußte ihn aufs neue anzuregen, während Ebner bei Bondelzwart, der seinen Stamm wieder um Warmbad gesammelt hatte, jene Station wieder erneuerte. Allein nur für kurze Zeit. Nach Jahresfrist finden wir ihn wieder in Pella, und bald darauf verließ er das dürre Missionsfeld. Auch Moffat blieb nicht lange bei Afrikaner. Im Jahre 1819 nahm er ihn mit nach der Kapstadt, wo die Erscheinung des bekehrten Räubers großes Aufsehen machte; von dort aber ging er zur Betschuana-Mission, während Afrikaner allein nach seiner Kraal (die er Jerusalem nannte) zurückkehrte und selber sein Volk mit geistlicher Pflege zu versehen suchte bis zu seinem Tode 1823.

Schmelen hatte inzwischen zunächst auf einem östlich von Pella gelegenen Platze am Südufer des Oranje unter Orlam und Buschmännern gearbeitet, wo damals Amraal Lamberts seinen Sitz hatte. Von hier aus machte er sich auf Anweisung seiner Gesellschaft nach Norden auf, 150 von den wanderlustigen Orlams zogen mit. Endlich fand er nach mühsamen Reisen gegen 30 Meilen nördlich vom Oranje einen geeigneten Platz am Flusse Goangib, wo er sich niederließ und den er Bethanien nannte. Hier durfte er scheinbar mit großem Erfolg arbeiten. Es sammelte sich viel Volks um ihn, und es entstand, wie dies unter den Namaquà bei der Neuheit des Evangeliums gewöhnlich geschieht, eine gewaltige Bewegung und Erweckung[1]).

[1]) Außer den mit Schmelen gekommenen Orlam wohnte damals der Namastamm der Velschoendragers um Bethanien.

„Schmelen war unter den Hottentotten ein Hottentott geworden. Er lebte in einem elenden Mattenhause, trug sein Fellkleid und Fellschuhe und lebte nur von Milch und Fleisch. Er nahm eine bekehrte Hottentottenmaid zum Weibe und verlauste natürlich auch wie sie. Aber zu ihm strömten die umwohnenden Häuptlinge mit ihren Horden. 8 bis 10 Tage weit kamen sie heran, um ihre Werfte bei den 3 Quellen von Bethanien aufzuschlagen. Hunderte wurden zum Leben aus Gott erweckt. Und weil sie nicht alle auf dem Platze wohnen konnten, so hat sich Schmelen die Mühe nicht verdrießen lassen, sondern oft sah man ihn auf seinem Hummel (Reitochs ohne Hörner) mit der holländischen Bibel im Sack in Begleitung seines Dolmetschers Jakob Lamberts auf 2—3 Wochen ausziehen, um die Fernen mit Gottes Wort zu speisen."

Leider verließ Schmelen 1816 seine Station auf anderthalb Jahre. Bei seiner Rückkunft war das Strohfeuer der Erweckung erloschen, und manche liebliche Blüten in giftige Früchte verwandelt. Die Orlam waren inzwischen über die Namaqua und Damara hergefallen, hatten weit und breit geplündert und lagen auch untereinander in Fehde. Auch Jakob Lamberts gehörte zu den Abtrünnigen, während Amraal sich verhältnißmäßig am besten betrug. Alle Mühe aber, die sich Schmelen gab, die alte Liebe wieder zu entzünden, blieb erfolglos. Unter den Häuptlingen, die bei Bethanien lagen, werden neben Amraal noch Jan Booi und Willem Zwartebooi genannt, die dem Missionar das Leben verbitterten, so daß er 1821 die Station verließ. Amraal rief ihn zwar nochmals nach 2 Jahren zurück, aber das gute Vernehmen wollte sich nicht wiederfinden. Schmelen mußte bald wieder weichen, und als er auf Befehl seiner Gesellschaft 1825 noch einmal und zwar seine letzte Reise durch Groß-Namaland machte, die ihn bis zur Walfischbai führte, hausten die Orlam als wüste und wilde Räuber weit und breit. Nur Amraal war treu geblieben und geleitete seinen „Vater Schmelen" zwischen all den Greueln auf den unbekannten Pfaden. Eine Wiederaufnahme der Mission war damals nicht möglich[1]).

Auch im Süden des Landes war das Licht des Evangeliums fast erloschen, obwohl einzelne Seelen immer noch auch ohne den Halt eines Missionars eine treue Anhänglichkeit für dasselbe bewahrten. Afrikaners Stamm war ganz in das angedeutete Räuberleben mit hineingerathen und lebte von dem auf weiten Zügen nach Norden bis ins Damaraland verübten Viehdiebstahl, bei dem es natürlich nicht ohne Morden abging. Auch Christian Afrikaners Sohn, Jonker, der einst treffliche Beweise seiner Bekehrung gegeben, war wieder zum Räuberhauptmann geworden, wie einst sein Vater. Pella, das nach Christian Albrechts Tode 1815 mehr und mehr verfiel, war schon längst nicht mehr. Schmelen aber hatte sich, als es in Bethanien nicht mehr ging, zu Komaggas im Klein-Namalande[2]) niedergelassen, wo sich nach und nach eine Bevölkerung von 700 Seelen sammelte. Hier wirkte er nicht blos als Prediger und Seelsorger, sondern übersetzte auch mit Hülfe einer Frau Theile des Neuen Testaments in die schwierige Namasprache. Bisher hatten die Missionare nur durch Dolmetscher gewirkt — bei den Orlam konnten sie sich der holländischen Sprache

[1]) Vgl. Wallmann, Leiden und Freuden rheinischer Missionare. S. 103 ff.
[2]) Etwa 10 Meilen südöstlich von der Robbenbai.

bedienen. Allein jene Uebersetzung erlangte keinen bleibenden Werth, da Schmelen es versäumt hatte, die Schnalzlaute in der Schrift wiederzugeben. Außer Komaggas aber bestand nur noch die Station Steinkopf (Byzondermeid), wo sich der Jänicke'sche Zögling Wimmer als Londoner Missionar 1817 niedergelassen, Reste der Pellaer Gemeinde gesammelt hatte und unter vielen Schwierigkeiten treulich aushielt.

Inzwischen aber hatten die Methodisten ihre Mission im Klein-Namalande begonnen. Ihr Missionar Barnabas Shaw in der Kapstadt hörte 1816 von Schmelen, der eine Reise dorthin gemacht hatte, von den Erfolgen des Evangeliums im Groß-Namalande und meinte dort offnere Thüren zu finden als am Kap. Daher begleitete er jenen auf der Rückreise, wurde aber unterwegs von einem Nama-Häuptlinge Hainkoep, der nach dem Kap reisen wollte um einen Missionar zu holen, bewogen bei diesem zu beiben. Der Stamm lag in den Khamiesbergen, dort gründete er die Station Lilyfountain[1]) unter den erfreulichsten Aussichten. Bei der öfter erwähnten Gemüthsanlage der Hottentotten konnte es natürlich nicht fehlen, daß die methodistische Art der Wirksamkeit einen geeigneten Boden fand.

So schwach ihr Verstand, so stark war ihr Gefühl, und bald tanzten sie vor Freude, bald, wenn sie sich innerlich ergriffen fühlten, sanken sie wie leblos zu Boden. Ein alter Mann aber legte oft die Hand auf den Mund und sagte: „Wenn ich denke an die Liebe Gottes in der Hingabe Seines Sohnes — wenn ich denke an die Leiden des Erlösers, und sehe Ihn mit Wunden bedeckt und für mich blutend — wenn ich denke an diese Dinge, so stehen meine Gedanken still, und ich bin stumm in Stillschweigen." — Eine Kapelle wurde gebaut, die Schule war im Gange, darin Jung und Alt mit Eifer lesen und mit ganz besonderer Freude singen lernte, der Ackerbau mit dem Pfluge war ein Gegenstand nicht blos des Staunens, sondern auch der Nachahmung der Namaquà, ein Häuflein Eingeborner hatte die heilige Taufe empfangen; und dies alles war das Werk eines Jahres gewesen, als im Jahre 1818 Edwards als zweiter Missionar nach Lilyfountain kam und von den Namaquà, die ihn den „kleinen Herrn" nannten, mit Jubel empfangen wurde.

Und auch ferner ging das Werk des Herrn in Segen fort, und die Station ward nach und nach ein ansehnliches Dorf, von 7—800 ackerbautreibenden Namaquà bewohnt, umgeben von schönen Kornfeldern und Obstgärten. 1823 war eine Gemeinde von 93 Getauften dort gesammelt.

Da die Londoner Missionsgesellschaft bald darauf ihre Arbeit im Groß-Namalande ganz aufgab, nahmen sich die Methodisten der geringen Reste der christlichen Gemeinden jenseits des Oranje an. Der erste Versuch eines Missionars Threllfall wurde zwar durch die Ermordung desselben mit seinen christlichen Begleitern von Lilyfountain schon auf der Hinreise vereitelt, und der Plan ruhte wieder eine Zeitlang, obwohl Abraham Bondelzwart selbst nach jener Station kam, um einen Missionar zu erbitten. Erst 1834, besonders unter Anregung eines wohlwollenden englischen Beamten, Namens Nisbett (der sich am Kap zur Erholung von seinem Dienste in Indien aufhielt), wurde die

[1]) So genannt nach der dort reichlich wachsenden Kalla, Piglily.

Station Warmbad wiederhergestellt durch Rev. Edward Cook und fortan Nisbett Bath genannt. Einen Bekehrten von Lilyfountain, Peter Links, hatte er als Dolmetscher mit sich genommen. Bald gelangte die Station zur Blüte, eine große Kirche füllte sich mit Andächtigen. Es lebten damals 5—600 Seelen auf dem Platze, während andre Theile des Bondelzwart'schen Stammes auf andern Plätzen ihre Werfte hatten. So entstanden von hier aus mehrere Außenstationen. Auch Jerusalem (Afrikaners Kraal), wo David Afrikaner, ein Bruder Christians, mit einem Theil des Volkes in christlichen Erinnerungen ein stilles Leben führte, während der andre mit Jonker weit im Norden bei den Damara als Räuber hauste, wurde eine Außenstation; ebenso Blydeverwacht etwas nördlicher, wo ebenfalls Orlam lagen. Gegen Ende des Jahrzehntes aber war die Lage des Groß-Namalandes so beruhigt, daß selbst an eine Ausdehnung der Mission nach Norden gedacht werden konnte, wo unter verschiedenen Stämmen noch Reste von den Früchten der Schmelen'schen Arbeit zurückgeblieben waren, die nun im Verlangen nach Missionaren sich kund thaten.

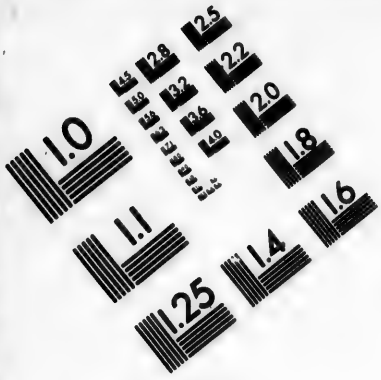
Nun aber trat eine neue Kraft aufs Feld. Die Londoner Mission übertrug ihre Arbeit, die auf 2 Punkte im **Klein-Namalande** beschränkt war, an die **Rheinische Missionsgesellschaft**, welche ihren Missionar Kleinschmidt zunächst dem Vater Schmelen nach Komaggas zur Hülfe sandte, 1840. Auf der Reise besuchte er Lilyfountain, wo er die oben geschilderte Blüte bereits leider bedeutend gewelkt fand, obgleich sich unter den 800 Bewohnern des Platzes manche gläubige Seelen befanden. In Komaggas mit seinen 400 Bewohnern, fast lauter Bastarden, erwachte mit dem neuen Lehrer ein neues Leben, und da wenige Wochen nach seiner Ankunft auch Missionar Wimmer, damals in Kookfontein, eine Stunde nördlich von Steinkopf, starb, mußte Kleinschmidt auch diese Station mit versehen. Er fand, wenn auch mit längerer Unterbrechung, Hülfe durch den mit ihm zugleich nach Afrika gekommenen Br. Budler, sowie an den 1841 folgenden Hugo Hahn und Knudsen. Mit diesen beiden begab er sich im folgenden Jahre, die Arbeit auf den genannten Stationen jenem überlassend, in das Groß-Namaland. Budler arbeitete zunächst zu Kookfontein, dem er den Namen der früheren Ansiedlung, Steinkopf, wieder beilegte. Es gelang ihm, die unter Wimmer in der letzten Zeit zurückgekommene Gemeinde etwas emporzubringen. Um 1843 waren dort doch wieder 53 Abendmahlsgenossen. Eine Außenstation war Ugrabip westlich gelegen, wo der Nationalhelfer Frederik Hein bei einer kleinen Horde Bastards und Namaquà angestellt ward. In dem genannten Jahre aber siedelte Budler wieder nach Komaggas über, wahrscheinlich weil der greise Schmelen der Unterstützung bedurfte. Vorläufig blieb in Steinkopf nur Klaas Cloete, bis 1846 die des Haltes sehr bedürfende Gemeinde solchen in dem eignen Missionar Brecher erhielt. Der genannte Hein aber hatte zu Ugrabip viel Schwierigkeit und wurde um jene Zeit zu einer andern Horde, unter Paul Links, gesandt, die näher am Oranjeflusse lag, wo unter seiner treuen Pflege die Nebenstation Richtersfeld fröhlich erblühte und wo Brecher 1847 schon 28 Seelen

taufen konnte. Eine andre Außenstation war lange Zeit das alte Pella, wo sich ein Häuflein Bastarde gesammelt hatte. 1849 konnte hier ein eigner, obwohl nicht ordinirter Missionar (Schröder) angestellt werden, der an jenem abgelegenen Orte in patriarchalischer Weise seine Gemeinde lange Zeit treulich pflegte. Auf Steinkopf wuchs mittlerweile die Gemeinde langsam und stetig, und 4—7 Aelteste sorgten samt dem Kapitän für die äußere Ordnung und Sittlichkeit; doch waren nicht blos die Zeiten der Zerstreuung dem geistlichen Leben der Leute stets nachtheilig, sondern die trotzigen und unverschämten Boeren rückten auch immer weiter in das Steinkopfer Missionsgebiet hinein, während Paul Links die besten Theile seines Weidelandes an englische Handelsleute, die ihn beschwatzt hatten, verkaufen oder verpachten wollte. Dazu kam, daß die reichen Kupferminen des Landes die Spekulationswuth der Engländer und Holländer am Kap zu reizen begannen, und daß seit 1852 ein Strom weißer Einwanderer als Metallgräber in das Land sich ergoß, die Einwohner verdrängte, übervortheilte oder verführte, wodurch die Gemeinde Richtersfeld so gut wie gesprengt wurde, während Brecher in Steinkopf treulich aushielt, obgleich gerade in dieses Gebiet das schatzgrabende Heer sich vorzugsweise ergoß. — Noch vor Eintritt dieser traurigen Veränderungen war der ehrwürdige Schmelen, 72 Jahr alt, am 26. Juli 1848 zu Kommaggas selig verschieden, und der eben eintreffende Missionar Weich ward sein Nachfolger. Bei seinem Eintritt war die Gemeinde durch Dürre und Hunger so auseinander gesprengt, daß er nur etwa 300 Seelen in 55 Familien am Platze fand; doch hatte sein treues Wirken nach innen und außen gesegneten Erfolg. Eine Gemeinde-Ordnung ward angenommen, neue Missionsgebäude und eine neue Kirche statt der alten verfallenen gebaut, regelmäßige Missionsbeiträge gegeben, und im Jahre 1851 waren unter 500 Bewohnern von Kommaggas 119 Kommunikanten. Im Jahre 1853 regte es sich gar lieblich in der dortigen Gemeinde, und manches todte Herz erwachte; die Zahl der Bewohner war im folgenden Jahr auf 600 mit 173 Getauften und 125 Kommunikanten gestiegen; aber das wilde Leben und Treiben der Weißen, und die durch ihr beständiges Einströmen bewirkte Gewöhnung auch der Stations-Bewohner an europäische Laster und Genüsse haben so manche Blüte wieder vernichtet, so manchen edlen Keim wieder zertreten, und machten dem Missionar große Noth und Sorge.

Inzwischen hatte die Mission im **Groß-Namalande** reichliche Erfolge gehabt. Es fanden sich, wie bereits angedeutet, dort bei den Orlam wie den Namaquà immer noch Seelen und Häuflein, in denen das von Schmelen gepflanzte christliche Leben nicht ganz erloschen war. Vielfach wurden Wünsche nach Lehrern laut. Endlich wurden diese durch das Eintreffen der schon genannten 3 Missionare erfüllt.

Die alte Station Bethanien übernahm Knudsen, ein Norweger, ein Mann von außerordentlicher Energie und feurigem Eifer für die Sache des Reiches Gottes. Der Orlamstamm, der dort noch hauste, während die Namaquà weiter noch Norden gezogen, war recht





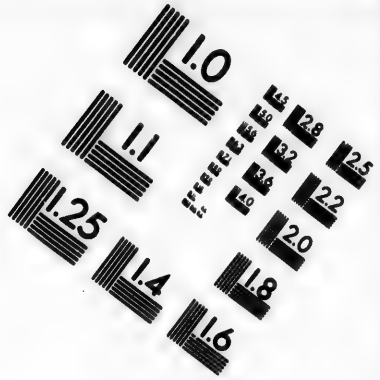
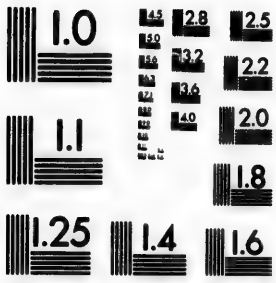
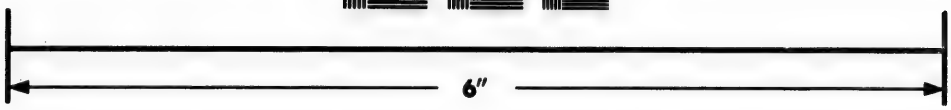
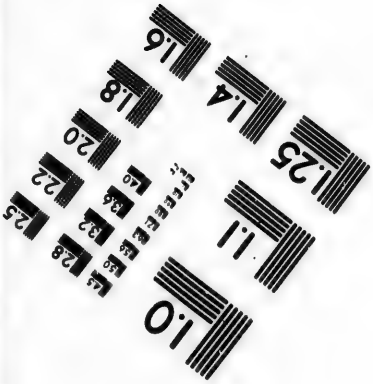
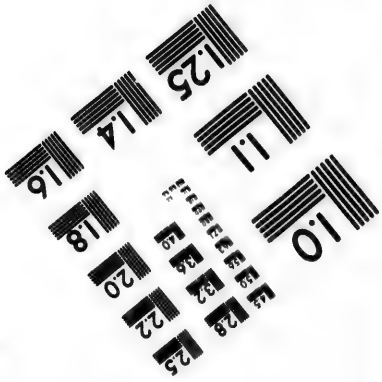


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)









Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
3.2
2.5
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

heruntergekommen. Der Häuptling war gestorben und hatte einen Knaben hinterlassen, der einst die Würde bekleiden sollte. Nun aber war keine Ordnung und kein Regiment im Volke. Knudsen veranlaßte die Einrichtung einer Vormundschaft. Ein Verwandter des Minderjährigen, Willem, erlangte in derselben bald das bedeutendste Ansehen. Auch er wurde wie viele andere im Volke durch Knudsens Predigt erweckt. In der Taufe erhielt er den Namen David Christian und wurde später vom ganzen Volke an der Stelle seines Mündels zum Häuptlinge erwählt. Er wurde vom Missionar feierlich zu seinem Amte eingeweiht. Es war damals in Bethanien eine schöne hoffnungsvolle Zeit. Auch als wegen herrschender Dürre die Gemeinde an den verschiedenen Quellen zerstreut lag und Knudsen bald hier bald dorthin wanderte, um die Hungernden mit dem Worte Gottes zu speisen. Auch unter einem andern Orlamstamme, dem des Paul Goliath, der früher auf Pella von Albrecht das Evangelium gehört hatte, erlangte der Missionar unerwartete Erfolge. Er hatte dort die Nebenstation Guldbrandsdalen (nach einem Thal seines nordischen Vaterlandes genannt) angelegt. Auch hier zählte die Gemeinde bald 300 Mitglieder. Der Platz war jedoch nicht zum Wohnen geeignet.

Auch diese Blüten jedoch gingen vorüber. Knudsen verband oft mit seinem Eifer nicht die rechte Weisheit und Milde, die das Umgehen mit den wetterwendischen und jähzornigen Namaqua in hohem Maße erfordert. Bald hatte er die Zuneigung vieler Bethanier verloren und zuletzt es auch mit David Christian völlig verdorben. Zwar hielt sich alles gut, während Knudsen, auf einer Reise nach Europa abwesend, durch Missionar Samuel Hahn vertreten wurde. Nach seiner Rückkehr 1849 aber zeigte sich unverhehltes Uebelwollen. Es folgten ärgerliche Auftritte. Nochmals wurde eine Ausgleichung mit dem Häuptling durch den Superintendenten Zahn herbeigeführt, aber ohne Dauer. Knudsen mußte 1851 für immer die Station verlassen[1]).

Inzwischen hatte Samuel Hahn 1851 die Guldbrandsdaler Gemeinde, die unstät umhergezogen war, dazu vermocht, sich am Fuße des Groote-Broekkaros-Berges niederzulassen und dort die Station Bersaba gegründet. Bald darauf gerieth jene in große Versuchung, mit andern heidnischen Stämmen durch Raubzüge ins Damaraland sich zu bereichern. Nur des Missionars entschiedene Drohung, sie in diesem Falle zu verlassen, brachte sie zur Besinnung. Der Häuptling Paul Goliath bekannte mit Thränen: „Ich kenne unser Leben, als wir das Wort Gottes noch nicht hatten, und kenne es nun, da wir das Wort unter uns haben; ich kann ohne dasselbige nicht mehr leben." Als im August 1851 des kränkelnden Hahn Gehülfe und Nachfolger Krönlein, von dem Missions-Superintendenten Zahn eingeführt, nach Bersaba kam, lag in Bethanien alles öde und einsam, und auch auf Bersaba waren wegen der Dürre nur wenige Familien. Anfangs 1852

[1]) Später wirkte er mit großem Eifer, aber fast in abenteuerlicher Weise, als Evangelist in seinem Vaterlande, wo er auf einer seiner Reisen in einem Fluß ertrank.

aber, nachdem der Herr reichlichen Regen gesandt, füllte sich auch hier das eben fertig gewordene neue Kirchhaus mit vielen gnadenhungrigen Seelen, und ein Fortschritt der Gemeinde war unverkennbar, als nach Hahn's Weggange auch Krönlein die Station auf etwa 7 Monate verlassen mußte. Missionar Gorth, der auf Bethanien einen neuen Versuch machen sollte, starb, ehe er den Ort noch erreichte, am gelben Fieber (Januar 1853), Krönlein aber ward bei seiner Rückkehr nach Bersaba (Ostern 1853) mit der alten Liebe empfangen; Gottesdienst und Schule wurden fleißig besucht, auch eine Nähschule eingerichtet, Garten- und Feldbau angefangen, und, wenn es auch mit den Sünden des jüngeren Geschlechtes anfangs noch manchen Kampf gab, ging's doch mit den Alten um so besser, und ehrwürdige Grauköpfe erwiesen sich als Zierden und Stützen der Gemeinde. Von Bersaba aus mußte auch Bethanien, wo seit 1853 der Katechet Kreft anfangs unter sehr erschwerenden Umständen die Arbeit wieder aufnahm, mit besorgt werden, bis dieser 1856 selbst ordinirt werden konnte. Seine Berichte lauteten, wenn auch nicht besonders hoffnungsreich, da auch hier die europäischen Händler als gefährliche Landplage drohen, doch im ganzen erfreulich; doch stellten sich auf den beiden Stationen noch immer wieder allerlei Gährungen und Schwankungen ein.

Sehen wir nun zunächst, was die beiden andern rheinischen Sendboten, die mit zur Erneuerung der Nama-Mission bestimmt waren, ausgerichtet hatten. Hugo Hahn und Kleinschmidt waren weiter nach Norden gezogen, wo Jonker Afrikaner, Christian Afrikaners Sohn, ein weites Gebiet unter seine Herrschaft gebracht hatte. Seinen Sitz hatte er damals am Awaß-Gebirge, von dem sein Gebiet zwischen den beiden Flüssen Kuisib und Zwachoub sich bis ans Meer erstreckte. Die an dem letzteren wohnenden Hereró-Stämme mit ihren einst reichen Viehheerden, die er gründlich geplündert, waren ihm unterworfen. Als Jüngling hatte er sich als ein aufrichtiger Christ gezeigt; und noch 1825 hatte Schmelen auf seiner letzten Reise mitten in seinem Räuberleben die alten Erinnerungen soweit geweckt, daß er eine Kirche baute und mit seinen Leuten Gottesdienst hielt. Doch scheint es, daß nur ein sehr trübes Gemisch von heidnischem Wesen und christlichen Formen und Redensarten in jener Horde herrschte. Was vollends späterhin die Mission bei Jonker an der Wurzel vergiftete, war die unglückliche Rivalität, mit der neben der rheinischen Mission die Wesleyaner sich um die Gunst dieses Häuptlings bewarben. Zunächst hatte er sie freilich abgewiesen und ausdrücklich den deutschen Missionaren den Vorzug gegeben, und 1842 konnten diese in dem schönen waldigen Windhoek-Thale die Station Elberfeld anlegen, die jedoch schon 1844 aufgegeben werden mußte, als Jonker durch Verwandte von Nisbettbath umgestimmt den Methodistenmissionar Haddy bei sich aufnahm, der den Platz Concordiaville nannte.

Hugo Hahn und Kleinschmidt wandten sich nun nach Norden zu den Hereró[1]), die als die Unterdrückten und als ein urwüchsiges Natur-

[1]) Vielfach wird dies Volk auch mit der nach dem Namanamen gebildeten Bezeichnung Damara genannt.

volk viel mehr ihre Sympathien gewinnen mußten, als jene verkommenen halbkultivirten Orlam. Etwa 10 Meilen von Jonkers Platz entfernt legten sie zu Okahantja (-dya) eine Station an, die sie Schmelens Verwachting nannten. Die Dürre trieb sie jedoch schon nach wenigen Monaten weiter. Im Zwachoub-Thale siedelten sie sich bei einer heißen Quelle an. Der Ort hieß Otjikango, sie nannten ihn Neu-Barmen. Während Hugo Hahn hier den Grund der Hereró-Mission legte, fand Kleinschmidt 1845 bei einem der Nama-Stämme Aufnahme, dem des Willem Zwartbooi, der schon unter Schmelen das Evangelium gehört hatte und von seiner getauften Frau Anatje und ihrem Bruder Kobus bewogen wurde, dem Missionar zu Liebe mit dem Stamme nach einem Orte Annis, bei einer heißen Quelle zu ziehen, wo die Station Rehoboth gegründet wurde. Hier gab es wie immer unter den Namaquà einen fröhlichen Anfang, Erweckung, Taufe auf Taufe, Bereitwilligkeit zu Opfern; bald stand die schöne steinerne Kirche mit Thurm und Glocke fertig, und schon hoffte man, es würde anstatt der Gruppen von Mattenhäuschen ein christliches Dorf in europäischem Stile dastehen. Auch der Häuptling wurde 1846 getauft und seine Frau bewährte sich als ausgezeichnete Christin, eine echte Diakonissin ihres Volkes[1]).

Zu Neu-Barmen freilich ging es langsamer. Hugo Hahn hatte an Rath einen Gehilfen erhalten[2]). Es gab viel äußere Arbeit, Bauen u. s. w. Dazu machte die ganz fremdartige Hereró-Sprache den Brüdern viel Mühe. Das Volk aber zeigte sich völlig roh und stumpf, in allen Heidengreueln hinlebend. Sie sahen die Missionare an als große Zauberer oder reiche Fremdlinge, die nur dazu da wären, daß man sie anbettele, oder als Schutz gegen Jonker. Zum Dank dafür aber belog, bestahl und ärgerte man sie auf alle Weise. Der Anfang war schwer. Doch ward eine Kirche gebaut, in der 1847 die erste Predigt in Hereró gehalten wurde. Auch Theile der Heiligen Schrift wurden übersetzt und auf einer kleinen Presse in Neu-Barmen gedruckt. Durch die Einfälle Jonkers sowie auch des Cornelius 'Oasib, des Häuptlings der „roode natië" (rothes Volk), des bedeutendsten Namastammes, wurde freilich die Station bedroht. Dennoch veranlaßte die freundliche Aufnahme, welche die Missionare bei verschiedenen Hereró-Häuptlingen fanden, die Anlage neuer Stationen. Zehn Meilen westwärts wurde 1849 Otjimbigue gegründet, und im folgenden Jahre zu Schmelens Verwachting aufs neue eine Station gebaut. Diese zerstörte Jonker jedoch schon wenige Monate später. Auch die erstere

[1]) Vergl. Wallmann, Leiden und Freuden 236 ff.

[2]) Mit diesem war auch Missionar Scheppmann hinausgekommen, der sich zu Awanghoas im Kuisibthale, nahe der Walfischbai niederließ. Es war eine Station in jener Gegend dringend nöthig, um den Verkehr zwischen Neu-Barmen und der Bai zu vermitteln. Auch sammelte Scheppmann aus dem in der Küstengegend lebenden Nama-Stamme der Topnaar eine Gemeinde. Nach 3jähriger Wirksamkeit starb er. Die Station wurde zum Andenken an seine treue Arbeit Scheppmansdorp genannt.

kam nicht viel über ihre ersten Anfänge hinaus. Eine Zeitlang war Jonker durch die Anwesenheit des englischen Reisenden Galton eingeschüchtert und verhielt sich ruhig. Doch die Hereró-Stämme bekriegten sich unter einander, und nach Galtons Abreise brach Jonker aufs neue mit desto größerer Wuth los. Dazu stürmten Krankheit, Dürre und Hungersnoth, unglückliche Mißverständnisse und die gänzliche Erfolglosigkeit ihrer Predigt auf die Missionare ein. Missionar Rath auf Otjimbingue wurde von einer Bande Namaquà überfallen und gemißhandelt; er verließ das Land. Hahn war schon vorher nach Europa gereist. Schöneberg hielt auf Neu-Barmen noch aus, bis er vor Jonkers Feindseligkeit 1853 auch das Feld räumen mußte. Er zog sich nach Scheppmannsdorp zurück, das seit dem Tode des Gründers unter der Pflege des Nationalgehülfen Jan Bam gestanden hatte. Dies blieb für einige Zeit die einzige Missionsstation in Jonkers Gebiet — denn die Methodisten hatten ihn bereits 1850 verlassen. Freilich war ihm auch dieser Halt der Mission ein Dorn im Auge — aber sein Befehl, den er dem dortigen Topnaar-Häuptlinge gab, mit seinem Volke fortzuziehen, wurde nicht befolgt. Auch dort übrigens waren — obgleich die treue Wirksamkeit Jan Bams ihre Früchte getragen — keine glänzenden Erfolge erzielt worden. Damals kam zu andern Hindernissen noch der üble Einfluß einer europäischen Niederlassung zum Fischereibetriebe an dem nicht fernen Sandwich-Hafen.

Sehen wir uns aber, nachdem wir diese erste traurige Periode der Hereró-Mission bis zum Abschluß verfolgt haben, nach den andern rheinischen Missionaren unter den Namaquà um.

Zu Rehoboth war auf den erfreulichen Anfang ein Rückschlag erfolgt. Mehrere Jahre hatte Zwartebooi den Aufforderungen der benachbarten Häuptlinge, an den Raubzügen nach Norden Theil zu nehmen, widerstanden. Aber die erste Liebe war erkaltet; und als einer der Presbyter erst in jenes Rauben und Morden unter den Hereró verstrickt war, folgten die andern Männer nach, und auch der Häuptling verlor den Halt. Manche Seelen waren treu geblieben, darunter vor allen Annatje. Die anderen verachteten fast die Kirche gänzlich. Trunksucht, Unkeuschheit und andre Laster wucherten auf Rehoboth, und die Kirchenzucht half nichts mehr dagegen. Heidnische Tänze wurden wieder eingeführt, obgleich die Treugebliebenen dem ernstlich widerstanden, ja man machte sogar Anstalten, die Polygamie wieder gesetzlich zuzulassen — die Richter wagten es jedoch kaum, dieses Gesetz in Kraft treten zu lassen; doch hatte der Ehebruch reißend um sich gegriffen. Um dieses unschlachtige Geschlecht zu züchtigen, entschloß sich Kleinschmidt, die Station auf eine Zeit zu verlassen — zum großen Schmerz des treuen Häufleins, das ihm mit Wehklagen das Geleite gab. — Inzwischen erlitt Zwartebooi eine Niederlage durch Jonker (?), die ihn etwas einschüchterte. Als Kleinschmidt zurückkam, wurde er freundlicher, als er erwartet hatte, aufgenommen. Aber die alten Zeiten kehrten nicht zurück. Wenige Jahre später finden wir Zwartbooi mit seinem Volke weiter nach Norden gezogen; fremde Namaquà hausten zu

Rehoboth, von wo aus der Missionar jedoch mit seiner alten Gemeinde immer noch im Verkehr stand.

Bei einem andern Stamm aber konnte die rheinische Mission um jene Zeit erfreulichere Erfahrungen machen. Westlich von Rehoboth hatte das sog. rothe Volk unter Cornelius 'Dasib seine Plätze, in dessen Gebiet auch Amraal Lamberts, der Orlamhäuptling, der schon in alter Zeit in Warmbad getauft war, mit seinen Leuten lag. Bei diesem hatten die Methodisten seit 1844 die Station Wesleyvale zu Nausannabis gehabt und auf derselben eine Erweckung erzielt, die freilich auch dahin schwand[1]), obgleich einzelne treue Seelen sich in diesem Stamme als rechte Christen bewiesen, unter ihnen vor allen der Häuptling selbst. Bald nachdem die Methodisten Jonker verließen, war auch Wesleyvale aufgegeben worden. — 'Dasib wollte aber lange Zeit überhaupt von einem Missionar nichts wissen. Erst 1853 durfte Vollmer bei ihm die Station Hoachamas anlegen, an einem schönen fruchtbaren Platz mit mehreren Quellen. Hier blühte bald eine christliche Gemeinde lieblich auf; doch die Kriegsunruhen zwischen diesen Stämmen und Jonker hätten ihr fast wieder ein Ende gemacht. 'Dasib aber wollte sich von seinem Missionar nicht wieder trennen, und so konnte die Station weiter gedeihen. Auch der alte Amraal kam dorthin zum Gottesdienste, erhielt aber endlich 1855 auf sein dringendes Bitten wieder einen eignen Missionar, der sich zuerst in Nausannabis (Wesleyvale) niederließ. Dort waren übrigens nur die Christen des Stammes bei dem Häuptling geblieben. Die Heiden und die Abgefallenen waren weiter nach Norden gezogen. Auch jene aber wurden durch die Armuth des Platzes veranlaßt weiter zu ziehen, und so wurde die Station nach Gobábis am Nosob verlegt, wo früher die Methodisten die Außenstation Olifantfontein gehabt hatten. Es fanden sich dort von ihrer Arbeit noch manche Reste vor; und bald sammelte sich daselbst eine Gemeinde von 300 Seelen aus allerlei Volk: Namaquà, Orlam, Hereró und Buschmänner.

Die Mitte der fünfziger Jahre aber war für jene Gegend wichtig durch europäische Unternehmungen, die Kupfererze derselben zu verwerthen. Viele Europäer kamen damit ins Land, auch als Händler, Jäger, Abenteurer u. s. w. Einige der letzteren fingen mit Interesse an, Partei für die unterdrückten Hereró zu nehmen. Dadurch wandten sich die Verhältnisse so, daß sie auch der Mission unter jenen zu statten kamen. Rath hatte schon 1854 seine Station Otjimbingue, auf der er so traurige Erfahrungen hatte machen müssen, wieder aufgenommen. Im folgenden Jahre wurde auch Neu-Barmen aufs neue besetzt. Dennoch wollte diese Mission immer noch nicht recht vorwärts. Ja am Schlusse jenes Jahrzehntes waren fast alle Stationen derselben wieder verlassen.[2]) Erst mit Jonkers Tode 1861 nahmen die Aussichten für das

[1]) Auch hier waren es Raub- und Mordzüge gegen die Schwarzen, die das Verderben herbeiführten; nicht gegen die Hereró, sondern gegen die östlichen Mbantieru.

[2]) Auch Scheppmannsdorp stand verwaist, da die Topnaar sich ganz von dort verzogen hatten.

Wohl der Hereró eine außerordentlich günstige Wendung. Der schwedische Jäger und Händler Anderson, der unter ihnen ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, ein wohlgesinnter Mann, der auch mit den Missionaren auf gutem Fuße stand, faßte den Gedanken, der Befreier dieses naturwüchsigen, reichbegabten Volkes zu werden und das Joch zu brechen, das die halbkultivirten Orlam und Namaquâ letzterem aufgelegt hatten, die dagegen nur ein Lumpengesindel zu sein schienen. Ihre eignen Häuptlinge, auch der Oberhäuptling Kamahereró, waren viel zu energielos, um solchen Plan zu fassen. Anderson aber, unterstützt von einigen andern Europäern, verfolgte denselben mit großer Begeisterung und scheute sich nicht, neben andern Opfern sein Leben für diese nationale Sache aufs Spiel zu setzen[1]). Bald hatten sich bei ihm zu Otjimbingue die unterworfenen Hereró-Stämme gesammelt. Ihren Unterdrückern, den Orlam, hatten sie die Frohndienste (sie wurden als Hirten benutzt) aufgesagt und die Viehheerden mitgenommen. Die Jonker'schen unternahmen einen Rachezug und wollten Otjimbingue zerstören — wurden dort aber (15. Juni 1863) mit bedeutenden Verlusten blutig zurückgeschlagen.

Im Herbste desselben Jahres traf Hugo Hahn mit mehreren neuen Missionaren und mit bedeutender Ausrüstung zur kräftigen Wiederaufnahme der Hereró-Mission in der Walfischbai ein. Bald entfaltete sich zu Otjimbingue ein reges Leben. Auch Neu-Barmen lebte wieder auf und wurde der Sammelplatz vieler Hereró, die unter Führung des englischen Elephantenjägers Green 1864 einen siegreichen Zug gegen die Jonker'schen unternahmen. Im Juni jenes Jahres wurden die letzteren und die ihnen verbündeten Nama-Stämme, die roode natië (Cornelius 'Oasib) und die Velschoendragers (Hendrik Zes oder Nanib) in einer heißen Schlacht am Kubakop (1½ Tagereisen von Windhoek östlich) geschlagen und die Hereró, die hier von den Rehobothern unterstützt waren, folgten ihnen aufs rohste und wildeste mordend und raubend. Ihren gefährlich verwundeten Führer Anderson ließen sie treulos in seinem Blute liegen. Erst nach mehreren Stunden konnte er nach Neu-Barmen geschafft werden. Die Feindschaft der Jonker'schen und ihrer Bundesgenossen wandte sich nun gegen Rehoboth, und auch dem alten Kleinschmidt — der bisher unter vieler Noth unter Zwartbooi's Volk, das seit einiger Zeit wieder bei der Station lag, weiter gearbeitet hatte — wurde ebenfalls Rache geschworen, da man ihn als Anstifter der Verbindung Zwartbooi's mit den Hereró ansah. Jener zog es vor, mit seiner Horde abzuziehen. Der treue Missionar, obgleich krank und schwach, verließ die Gemeinde nicht. Nach mühseliger Wanderung gelangte der Zug (800 Seelen stark) in das Thal des Kuisib, wo er von den nacheilenden Feinden am 18. August 1864 überfallen und aller Habe beraubt in wilde Flucht geschlagen wurde.

---

[1]) Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß Anderson und andre Europäer auch insofern mit bei der Sache interessirt waren, als auch ihre eignen Heerden von den Orlam und Namaquâ angetastet wurden.

Kleinschmidt rettete sich mit den Seinigen unter furchtbaren Anstrengungen durch die Wüste nach Otjimbingue, wo er 14 Tage später starb. Die einst so viel versprechende Station Rehoboth war zerstört.

Ein andrer Nama-Stamm aber, der von jenen Fehden weniger berührt war, der des Jan Booi,[1]) hatte mit der oben erwähnten Aussendung endlich einen eignen Missionar erhalten. Die meisten dieser Leute waren schon getauft. Sie hatten früher in der Nähe von Bethanien gelegen und waren dort unter den Einfluß des Evangeliums gekommen. Auch später, als sie in dem dürren Lande nomadisirend weit nach Norden bis an den Zwachoub zogen, waren sie oft von Missionaren besucht. Nun endlich entschlossen sie sich zu einem seßhaften Leben, und Missionar Böhm legte bei ihnen die Station Salem an, am Zwachoub 10 Meilen vom Meere. Doch auch dieser Platz ließ sich nur ein paar Jahre halten; jene Namaquà hatten keine Ruhe an einem Orte auszuharren. Böhm nahm sich denn der Reste der Rehobother Gemeinde an, die eine Zeitlang im Hererólande hin und her zog. Er brachte sie (1867) zu einer festen Ansiedlung zu Ameib am Fuße des Erongogebirges. Es sind viele treue Christen unter diesen Leuten, und der Häuptling Abraham Zwartebooi, der dem alten Willem gefolgt war, bewies sich als ein gutmüthiger Mann, der den besten Willen hatte, unter seinen Leuten Ordnung zu halten.

Inzwischen aber tobte der Krieg, wenn auch mit wechselnder Heftigkeit, im Nama- und Hererólande noch immer fort. Ehe wir aber auf den weiteren Verlauf und die Beilegung dieser Kämpfe der gelben und der schwarzen Rasse näher eingehen, müssen wir noch einmal zurückblicken auf die Stämme im südlichen Theile des Groß-Namalandes.

Die älteste Christen-Gemeinde daselbst, die zu Bethanien, hatten wir mit unsrer Betrachtung verlassen, als sie und ihr Häuptling David Christian mit dem Missionar Knudsen soweit zerfallen waren, daß dieser sie verlassen mußte. Ein paar Jahre blieben sie ohne eignen Missionar, und Gottlosigkeit und Laster, besonders Trunksucht, der auch der Häuptling fröhnte, richteten viel Verderben an. Die meisten Gemeindeglieder waren abgefallen.

Der jetzige Missionar Kreft traf 1853 in Bethanien ein. Er fand es in jeder Beziehung verödet. Der Häuptling zog mit seinem Volke draußen auf den entlegensten Weideplätzen umher. Fast alle Gemüther waren dem Evangelio abgeneigt. Nur langsam bahnte sich ein besseres Verhältniß an. Etliche Seelen fanden sich allmählich wieder zurecht. Ein paarmal schien es, als sollte es zu einer neuen Erweckung kommen. Kirchen- und Schulbesuch war zuweilen befriedigend, und die Zahl der Abendmahlsgänger mehrte sich. Auch der Häuptling lenkte wieder ein. Zuweilen zeigte er sich ganz manierlich — aber die Trunksucht bekam immer wieder Gewalt über ihn. Und

[1]) Damals war der Sohn des Jan, Jakobus Booi, Häuptling.

diese wurde mächtig genährt durch die Händler und Kupferminen-Spekulanten, die auch in sein Gebiet eindrangen. An dem Kriege hat er sich nicht betheiligt, vielmehr zur Herstellung des Friedens beigetragen. Dennoch finden sich bis in die neuste Zeit auf Bethanien mancherlei Schwankungen, und die Gemeinde, die 1874 über das ganze Gebiet zerstreut 950 Getaufte und 160 Kommunikanten zählte, läßt noch manches zu wünschen übrig.

Erfreulicher war es auf Bersaba bei Paul Goliaths Stamm gegangen. Zwar regte sich auch dort öfter der aufsätzige Geist, doch trat immer wieder eine tiefgewurzelte Pietät vor dem Worte Gottes hervor, die an manchen alten frommen Leuten aus der Zeit der Londoner Mission her ihre Wurzeln hatte. So hat denn die Gemeinde trotzdem, daß manchmal anhaltender Dürre wegen vom Fortgehen die Rede war, auf der Station ausgehalten. Viel Freude erlebte der Missionar Krönlein an der Schule, wie z. B. einmal die Kinder ihre Eltern mit Thränen in den Augen baten, auf dem Platze zu bleiben, um nicht von dem geliebten Lehrer getrennt zu werden. Fehlte es auch nicht an räudigen Schafen, so brachten doch dagegen manche aufrichtig bekehrte Seelen liebliche Früchte; die Feier des heiligen Abendmahls und die spezielle Vorbereitung der Theilnehmer bildete oft rechte Segenszeiten. — Der genannte Missionar hat sich durch seine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Namasprache sehr verdient gemacht. Der Häuptling hielt sich während des Krieges neutral und wurde erst in denselben verstrickt, als die kriegführenden Namaquà einen Rachezug wegen seiner Neutralität gegen ihn unternahmen. Von dem letzteren wurde aber zunächst eine andre Station betroffen, Gibeon, die im Jahre 1863 für den am Großen Fischflusse hin- und herziehenden Stamm des Orlamhäuptlings Kido Witbooi, 12 Meilen nördlich von Bersaba, angelegt wurde. Dieser, früher auf Pella wohnend, hatte schon längst einen Missionar verlangt, aber nie Ernst gemacht sich an einem Platze niederzulassen. Von Bersaba aus war schon längere Zeit unter diesen Nomaden missionirt worden. So war schon bei Gründung der Station eine christliche Gemeinde vorhanden und konnte in der kleinen Busch- (Matten-) Kirche das heilige Abendmahl mit 32 Personen gefeiert werden. Der Anfang wurde sehr erschwert durch eine Pockenepidemie, die 120 Menschen hinraffte. Dann kamen die Kriegsunruhen. Witbooi bewahrte Neutralität. Aber eine Anzahl seiner Leute machten Aufruhr, weil sie Betheiligung am Kriege verlangten. Dann aber erfolgte der angedeutete Rachezug, bei dem Gibeon, das nur 50 waffenfähige Leute stellen konnte, von einer feindlichen Uebermacht ('Dasib und Zes) überfallen wurde. Nach heftigem Schießen, bei dem jedoch nur 3 Personen verwundet wurden, folgte bei Nacht die Ausplünderung und Verwüstung, wobei schändliche Greuel vorkamen. Das ist die Art der Namaquà Krieg zu führen. Einige Monate später wurde den Feinden durch den zu Hülfe kommenden Paul Goliath wiederum bei Gibeon eine Niederlage beigebracht. — Später hat sich die Station wieder erholt. Neuerlichst wurde berichtet: die Gemeinde scheint innerlich in einem recht erwünschten Zustande; äußerlich

aber scheint sie mehr und mehr zu verarmen. Es ist hoch anzuschlagen, daß sie sich bei der Dürre des Platzes immer noch auf demselben halten läßt. Der ganze Stamm besteht aus 400 Familien, die über 25 Quadrat-Meilen zerstreut leben. Darunter sind 470 Personen getauft und 150 Kommunikanten. Der Besuch der zerstreuten Außenplätze macht natürlich viel Mühe.

Nur im Vorübergehn erwähnen wir die Station **Keetmannshoop**, sonst Zwartemoraft genannt, 12 Meilen südwestlich von Bersaba, die 1866 bei dem kleinen unter dem Kapitän Zeib stehenden Namastamme gegründet wurde. Das Hin- und Herziehen erschwert auch hier die Arbeit der Mission.

Von Gibeon nach Norden gehend kommen wir zunächst nach **Hoáchanas**, der bereits genannten Station unter der roode natie mit dem Häuptling Cornelius 'Dasib. Der Stamm ist einer der zahlreichsten und beherrscht ein weites Gebiet, doch um die Predigt des Evangeliums, die anfangs erfreuliche Früchte trug, haben sich verhältnißmäßig nur wenige geschaart. Als die Kriegsunruhen begannen, betheiligten sich schon mehrere Bewohner von Hoáchanas an den Raubzügen nach Norden, und zuletzt ließ sich auch 'Dasib trotz aller Gegenvorstellungen des Missionars, besonders aufgestachelt durch Hendrik Zes, verleiten, mitzuziehen. Er war mit in der Schlacht am Kubakop, bei der Plünderung der fliehenden Rehobother, bei dem Ueberfall auf Gibeon u. s. w. Dabei konnte die Mission natürlich nicht gedeihen. Im Jahre 1867 unternahm 'Dasib noch einmal einen Feldzug gegen Gibeon, und zwang seinen Missionar Vollmer ihn zu begleiten, da er für seine Sicherheit in Hoáchanas nicht einstehen könne. Dieser unterlag den Strapazen des Zuges; der Häuptling aber wurde wieder von Paul Goliath und Kido Witbooi geschlagen. Die Station blieb darauf mehrere Jahre unbesetzt.

Als die fernste der Namastationen hatten wir Gobábis kennen gelernt, auf dem unter dem alten Amraal das Evangelium etwas galt. Nach seinem Tode aber entstand ein völlig gesetzloser Zustand. Da auch Ova Mbantjeru auf der Station wohnten, entbrannte auch hier der Rassenkampf, in dem die Namaquà sich so feindselig gegen den Missionar benahmen (sein Haus beschossen), daß er sich zurückziehen mußte. Die Station wurde damit aufgegeben (1865).

Wenden wir uns nun schließlich wieder zu der **Hererómission**. Man hätte erwarten sollen, daß diese unter der politischen Befreiung des Volkes hätte große Fortschritte machen müssen. Allein diese Erwartungen wurden noch vielfach getäuscht. Aeußerlich freilich entfaltete sich ein reges Leben und Treiben, namentlich zu **Otjimbingue**, wo auf dem bedeutenden Missionsgehöfte auch verschiedene Handwerke zur Hebung des Volkes betrieben wurden: Wagenmacherei, Tischlerei, Schmiedearbeit u. s. w. Auch die Aecker und Gärten im Zwachoubthal gediehen, aber die Gemüther waren noch zu sehr aufgeregt durch alle Kriegswirren, als daß sie hätten das Wort Gottes recht auf sich

wirken lassen können. Erst im Jahre 1866[1]) konnte von einem kleinen Hererógemeindlein und mehreren Taufkandidaten gemeldet werden. Auch fingen manche Hereró an, sich feste, zum Theil massive Häuser zu bauen und Gärtchen anzulegen. Aehnlich ging es auch auf Neu-Barmen allmählich vorwärts. Indessen das Land war nicht zum Frieden gekommen. Immer wieder drohten die Angriffe der Namaquà. Auf die Hereró konnten sich die Missionare nicht stützen — denn irgend etwas von Dankbarkeit gegen die Europäer, denen sie soviel verdankten, war bei ihnen nicht zu finden. Im Jahre 1869 kam wieder eine schwere Zeit für die Missionare. Von Otjimbingue hatten sich die Schwarzen der Dürre wegen fortgezogen, und die Station war aufs höchste von den Namaquà gefährdet. Das Erscheinen eines englischen Kriegsschiffs hatte zwar etwas Eindruck gemacht, aber es gelang nicht, den Missionaren irgend einen wirksamen Schutz zuzuwenden. Die Namaquà bezeugten sich aber mit einigen Räubereien und wendeten sich dann gegen die Hereró, die in der Gegend von Schmelenshoop lagen. Es sollte ein Ueberfall werden. Aber die Schwarzen, noch zur rechten Zeit gewarnt, erfochten wieder einen Sieg über ihre Feinde.

Hierauf ist denn endlich im Jahre 1870 der Friede zu Stande gekommen. Freilich hatte Jan Jonker und Kamahereró, die zuerst mit einander verhandelten, allerlei Hintergedanken. Letzterer ist nichts weniger als ein edler Befreier seiner Station. Vielmehr im Gegentheil hat er schon mit seinem Vater, um Macht und Ansehen zu erlangen, mitgeholfen, die übrigen sonst unabhängigen Hereróstämme unter die Gewalt Jonkers zu bringen. Auf diese Weise war er der mächtigste der Hereróhäuptlinge geworden, und deshalb hatte ihn Anderson für den Befreiungskampf an die Spitze gestellt. Jetzt, wo die einzelnen Stämme und ihre Häuptlinge sich wieder frei fühlten, wuchs auch ihr Unabhängigkeitsgefühl gegen Kamahereró, und dieser fürchtete von der Macht, die er erlangt hatte, wieder einzubüßen. So hatte er denn die Verhandlungen mit dem Hauptfeinde angeknüpft, vor allem um seine eigennützigen Interessen zu sichern. Den eifrigen Bemühungen der Missionare ist es zu danken, daß unter Zuziehung der übrigen Häuptlinge sowohl von Seiten der Namaquà als auch der Hereró auf einer Friedenskonferenz zu Okahandya (Schmelenshoop) dem falschen Spiel vorgebeugt wurde. Am 23. September 1870 kam der Friede zum Abschluß, der dem siebenjährigen Hererókriege ein Ende machte.

Seitdem hat die Mission im ganzen Lande einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die unter den Hereró lag freilich noch sehr in den Anfängen. Hugo Hahn schreibt 1870 über den Zustand seiner Gemeinde in Otjimbingue: „Melden sich auch immerfort einzelne zur Taufe, so kann ich hier doch nicht von regem Leben reden. Tiefe innere Erkenntniß, ein eigentliches Heilsbedürfniß vermisse ich bei den

[1]) Nachdem im Jahre zuvor die Hereró noch einen glänzenden Sieg über Jan Jonker und die Namaquà erfochten hatten.

Getauften ebensowohl wie bei den Katechumenen. Es geht eben nichts tief bei ihnen, weil keine Gemüthstiefe da ist. Es ist alles Oberfläche. Damit will ich nicht sagen, die Leute wollten nicht Christen sein. Ich glaube, die meisten wollen es wirklich; und doch kommt es nicht zu einer ganzen Umwandlung. Vielleicht ist es bei diesem Geschlecht nicht möglich, und späteren Zeiten in dem zukünftigen Geschlechte aufbewahrt. Man muß Geduld haben und das Unscheinbare nicht zertreten, sondern pflegen." — Wichtig ist die Arbeit der Ausbildung von Nationalgehülfen, für die in Otjimbingue ein kleines Seminar (Augustinum) besteht. Im folgenden Jahre fanden sich übrigens 7—8 Männer in der Gemeinde, die für tauglich befunden wurden, zur Evangelisten-Arbeit unter ihren heidnischen Volksgenossen in der Umgegend verwendet zu werden.

Gleich nach dem Friedensschluß wurde bei Kamahereró auf Okahandya eine Station angelegt. Die Missionare wurden freilich verlacht, als sie anstatt des gewünschten Pulvers und Bleis nur Bücher aus ihren Kisten auspackten. Eine zweite ist bei dem Häuptling Willem Zeraoa zu Okozondye am Omaruruflusse gegründet. Ja selbst Jan Jonker hatte sich beim Friedensschluß bereit erklärt, einen rheinischen Missionar bei sich aufzunehmen, und so erscheint denn Windhoek in der Reihe der Stationen. „Das unmäßige Honigbiertrinken wird etwas eingeschränkt, die Kleidung züchtiger, die Kirche von etwa 230 Erwachsenen besucht". So lautet einer der ersten Berichte aus jener früheren Räuberhöhle. — Auch bei Scheppmannsdorp hatten sich wieder Topnaar gesammelt, bei denen auf ihre Bitte ein Nationalgehülfe angestellt wurde. In neuester Zeit sind dann noch die Hereró-stationen Otyosazu (5 Stunden östlich von Okahandya), Otyizeu (im Südosten) und Otyozondyupa (im Nordosten) hinzugekommen. Mit Ausnahme der letzteren sind auch hier schon überall Gemeinden gesammelt. Nach den neusten Nachrichten ist auch die Wiederaufnahme von Gobábis auf Bitten seiner Bewohner jetzt im Werke. Auch die neusten Berichte aber zeigen nicht blos dieses extensive Wachsthum. „Wie in die Breite, so wächst auch das Werk in die Tiefe. Zwar ist, wie der älteste der dortigen Brüder urtheilt, den Gemeinden noch mehr Lebendigkeit und Innigkeit des Glaubens zu wünschen. Aber wenn man keine unbilligen Anforderungen stellt, die im Nationalcharakter der Hereró liegenden Eigenthümlichkeiten in Rechnung bringt, und das Jetzt mit dem Sonst vergleicht, so muß man sagen: die Nacht weicht, und wenn auch noch nicht überall der helle Tag, so doch die Morgendämmerung bricht an. Die christliche Sitte gewinnt an Macht, der Glaube der Getauften befestigt sich und ihre Erkenntniß vertieft sich. In einigen Gemeinden stehen treue Aelteste den Missionaren helfend zur Seite. Kurz, alles macht den Eindruck: hier wird nicht vergeblich gearbeitet; ein guter Grund ars zukünftige ist gelegt, und so anders keine unerwarteten Stürme hereinbrechen, ist die Hoffnung berechtigt, daß der Herr noch ein großes Volk auf diesem Missionsfelde hinzuführen wird".

Auch in der Namamission ist es nach Abschluß des Friedens wieder erfreulich vorangegangen. Es ist als wäre die heiße Zeit der Prüfungen mit ihrer Dürre gefolgt von einem erquickenden, fruchtbaren Regen. Wie bei einem solchen das dürre Namaland sich oft so plötzlich wandelt und mit Kräutern und Blumen schmückt, so geht es auch bei seinen Bewohnern. Schon manchesmal konnte man sie vergleichen mit der lieblich grünenden Flur, wo sonst nur Wüste war. Bisher kam freilich gewöhnlich der Rückschlag bei diesem unbeständigen, wankelmüthigen Volke scharf zu Tage. Dennoch fehlt es nicht an Beispielen von Seelen, die da fest geworden waren und standhaft blieben. Möge durch des Herrn Gnade auch diesmal wieder mancher zu dieser Schaar der Treuen hinzugethan werden.[1])

Zur Vervollständigung ist noch hinzuzufügen, daß seit 1865 die Station Rehoboth wieder besetzt ist. Aber es sind nicht Namaquà, die sich dort angesiedelt haben, sondern eine Gemeinde von Bastardhottentotten, die früher in der Kapkolonie zu De Tuin lebten, von dort aber wegen der Dürre der Gegend auswanderten.

Ebenso ist nachzutragen, daß die Methodisten ihre Stationen im südlichen Namalande, die schon lange nur als Außenstationen von Khamiesberg aus verwaltet wurden, der Rheinischen Gesellschaft 1867 übertragen haben. Die Hauptstation wird nun wieder mit dem im Lande immer in Gültigkeit gebliebenen Namen Warmbad genannt. Auch gehören mehrere Außenstationen dazu.

Nachdem wir so die Betrachtung der Mission im Groß-Namalande beendigt, werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Entwicklung des Volkes im Klein-Namalande. Von den drei dortigen Stationen hatten besonders Komaggas und Steinkopf viel zu leiden von Kupferminenschwindel, der in den fünfziger Jahren viele Europäer, Abenteurer und dergleichen in das Land führte. Die Erwartungen über die Ausbeutung der dortigen Kupfererze wurden übrigens stark getäuscht, da diese nur unter den schwierigsten Transportverhältnissen geschehen konnte. Nur ein paar Minen wie Concordia, Springbokfontein und Spectacle konnten sich halten. Trotzdem war dadurch die Flut der europäischen Einwanderung nicht abgesperrt. Die auf den Stationen gesammelten Gemeinden hatten von derselben die empfind-

[1]) In neuester Zeit tauchen Gerüchte auf von einer bevorstehenden Annexion des Nama- und Damaralandes von Seiten Englands. Eine solche würde natürlich von größter Wichtigkeit sein für die Mission, zumal, wenn England endlich einmal die Augen aufthun wollte und die Fehler erkennen, die es dank der schablonenmäßigen Anwendung des liberalen Prinzipes bisher in der Behandlung der Eingebornen zum schweren Schaden der letzteren in so manchen Ländern gemacht hat.

lichsten Nachtheile. Zum Theil wurde die Zahl ihrer Glieder sehr verringert, dadurch daß manche fortzogen, um lohnenden Verdienst zu finden. Fast noch schlimmer aber war das Eindringen der Trunksucht mit allen Verführungen zu diesem und andern von den Europäern in neuen Formen eingeführten Lastern. Der Stand der Mission war mehr als um ein Jahrzehnt zurückgekommen. Ja, das Eindringen der Europäer hatte dem Werke überhaupt einen schwer heilbaren Schaden zugefügt. Denn wie einst im Kaplande, so werden auch hier die Farbigen immer mehr die Hörigen der Weißen, wenn auch scheinbar ihre Freiheit nicht angetastet werden darf. — Dennoch ist es in neuerer Zeit unter treuer Arbeit auch dort wieder vorwärts gegangen. Manche von den im Lande umherstreifenden kleinen Horden von Bastards und Namaquà wurden auf mehreren Außenplätzen gesammelt. Auch Richtersveld wurde wiederhergestellt. Ebenso war bereits 1863 einige zwanzig Meilen östlich von Pella eine neue Station angelegt, De Tuin,[1]) wo sich Reste von allerlei Stämme sammelten. Eine andere wurde zu Concordia auf Veranlassung des dortigen Mineninspektors für Weiße und Farbige gegründet. Die erstere ist freilich 1869 nach räuberischen Ueberfällen anderer Stämme aufgegeben und die Gemeinde, wie bereits erwähnt wurde, nach Rehoboth verpflanzt. Im übrigen aber wollen sich doch für die Zukunft der Mission in diesen Gegenden keine recht stetig erfreulichen Zeichen kundgeben. Das Volk ist aufs tiefste verarmt, und auch der Verdienst auf den Minen, die in neuerer Zeit sich heben (besonders durch Anlage einer Eisenbahn), kann die Farbigen nicht zu ihrem früheren Wohlstande bringen. Viele verkommen und werden Bettler, namentlich bei ihrem Mangel an Energie gegen die Versuchungen der neuen Verhältnisse. Auch in den schon bestehenden christlichen Gemeinden zeigt sich leider vielfach dieser Mangel trotz mancher besseren Beispiele christlicher Treue.

Außer der rheinischen Mission hat die der Methodisten, freilich bis auf die eine Hauptstation beschränkt, sich bis auf die neueste Zeit im Klein-Namalande gehalten. Jene ist nicht mehr auf dem früheren Platze Lilyfountain, sondern liegt etwas östlicher und heißt Khamiesberg. Es gehört dazu das beträchtliche Terrain von 400,000 Acres, und sind damit wohl die Mittel zur Erhaltung der Station reichlich gesichert. Mit der Gemeinde aber, die heutzutage auf mehrere Plätze vertheilt 196 Mitglieder zählt, ist's bis in die neuste Zeit hinein recht wechselnd gegangen, bald erfreulich, bald enttäuschend. Die Missionare haben daher auch die Gelegenheit wahrgenommen, ihre Thätigkeit der weißen und farbigen Minenbevölkerung zuzuwenden, unter der außerdem auch die Anglikaner und die Katholiken eifrig Anhänger zu gewinnen suchen.

[1]) De Tuin übrigens wie auch Pella liegt nicht mehr im Klein-Namalande, sondern gehört zum sogenannten Groß-Buschmannslande, das wie jenes längst der Kapkolonie einverleibt ist.

Endlich erwähnen wir an dieser Stelle auch noch ein paar Stationen der Rheinischen Gesellschaft, die tief im Lande gelegen, sich keiner der bisher genannten Gruppen unmittelbar anschließen. Auf der obersten der drei oben angedeuteten Terrassen des Kaplandes zieht sich ein 30 Meilen langer und 3 Meilen breiter Strich von kahlen Hügeln hin, die, obwohl unwirthlich erscheinend und der Hitze wie der Kälte ausgesetzt, doch manche wasser- und grasreiche Plätze haben. Es sind dies die Karreeberge. Ehe diese Gegend von den Boeren in Besitz genommen wurde, wohnten dort Bastardhottentotten, deren eine Horde (von 6—700 Seelen) im Jahre 1845 in Wupperthal um einen Lehrer bitten ließ. Dies führte zur Anlegung der Station Amandelboom. Oestlich von dort aber hatte sich der Rest eines Kaferstammes, der nach unglücklichen Kämpfen seine Heimat verlassen, angesiedelt. Bei Schietfontein wurde für diesen eine Station angelegt. Eine genaue Geschichte dieser beiden Stationen würde uns zu weit führen. Ein liebliches Bild von Amandelboom findet man in Wallmanns „Leiden und Freuden rheinischer Missionare". Dort aber hat die Mission nunmehr ihren Beruf erfüllt. Die farbige Gemeinde ist von der inzwischen dort angesammelten holländisch-reformirten Gemeinde absorbirt worden. Zu Schietfontein besteht die Missionsstation noch. Neben den Kafern sind mehr und mehr Bastards und Weiße Bewohner jener Gegend geworden. Die 1200 Getaufte zählende Gemeinde aber besteht noch meist aus Kafern (?)[1]) und ist bis jetzt immer im Wachsen begriffen. Es scheint hier unter den besonderen Verhältnissen die Mission von größerem Erfolge begleitet als sonst bei den Kaferstämmen.

Als einen Nachtrag zur Darlegung der Hereró-Mission müssen wir hier denn endlich noch des im westlichen Südafrika am weitesten nach Norden vorgeschobenen Postens der Mission gedenken, so wenig freilich die Ueberschrift dieses Abschnittes uns dazu berechtigt. Aber wie die Mission unten den schwarzen Ova-Hereró verwachsen ist mit der unter den Nama-Hottentotten, so ist diese an letzter Stelle zu erwähnende durch die Mission unter jenen vermittelt. Wir haben von den **Ovambò**[2]) zu reden. Schon dem Entdecker des Ovambòlandes (Galton 1851) hatten die Hereróstationen als Stützpunkt seines Unternehmens gedient. Dieses herrliche fruchtbare Land, das mit seinen üppigen Palmenhainen, Kornfeldern und Plantagen und mit seiner dichten, seßhaften, wohlhabenden und fleißigen Negerbevölkerung im schroffsten Gegensatz zu den bisher von uns betrachteten Gegenden steht, schien sich der Mission ungleich mehr zu empfehlen als diese; wie auch die europäischen Händler bald dorthin vordrangen. Es währte jedoch bis 1858, ehe Hugo Hahn der Aufforderung Galtons entsprechen konnte und eine

[1]) Vergl. Jahresbericht der Rh. M.-G. von 1874 S. 25 und 29 und dagegen dto. von 1864 S. 30.

[2]) Ganz konsequent müßte man schreiben Ova-Mbò.

Untersuchungsreise dorthin unternahm, die indessen durch die feindselige Haltung des Königs Nangoro, der die Reisenden überfallen ließ, aber vor Schrecken über die darauf abgegebenen Gewehrschüsse selbst todt niederstürzte, vereitelt wurde. Dies Ereigniß hinterließ jedoch bei den Ovambò einen mächtigen Eindruck, der von den Händlern sofort ausgebeutet wurde. Erst 1866 konnten die Missionare ihren Besuch erneuern, da inzwischen ihr Werk unter den Hereró selber gefährdet war. Diesmal war die Aufnahme äußerst freundlich, und verschiedene Häuptlinge baten, die Missionare reichlich beschenkend, daß sich ihresgleichen bei ihnen niederlassen möchten. Was ein Missionar sei und wolle, war ihnen dabei freilich ziemlich unbekannt. Sie wollten weiße Leute mit den überlegenen Waffen und Handwerken und den ersehnten Handelswaaren unter sich haben, um sie sich zu Nutzen zu machen; das war der leitende Gesichtspunkt.

Besonders Tjikongo, des Nangoro Nachfolger, König der Ovandonga (des südlichsten Stammes der Ovambò) und Najuma, König der Ovakuambi, hatten sich bereits sehr an den Umgang mit Europäern gewöhnt und empfingen daher die Missionare am freundlichsten. Najuma hatte schon europäische Kleidungsstücke an und trank Kaffee, Thee und Branntwein mit den Weißen; aber ein unverschämter Bettler war er trotzdem, wie alle schwarzen Häuptlinge, und was ihm irgend von den Sachen des Missionars gefiel, das wollte er auch gleich haben. Geschenke an Schlachtvieh und Eßwaaren, welche Hahn von den Häuptlingen erhielt, mußte er theuer genug mit Gegengeschenken bezahlen, als Büchsen, Eseln, Zündhütchen, Tuch u. s. w. Tjipandeka, der mächtige Ovakuenamafürst, hatte noch keinen Europäer bei sich gesehen; er war deshalb auch mit geringeren Gaben zufrieden, als Knöpfen, Zunderdosen, Perlen, Messern u. s. w., zeigte sich sonst aber als ein sehr verständiger und entgegenkommender Mann, so daß die Missionare eine gute Hoffnung für ihn faßten. Dagegen der Ovangandjerakönig Tjipaka (oder nach andrer Schreibart Tjeja) wollte sich vor dem weißen Lehrer nicht sehen lassen und nahm seinen Besuch nicht an. Vielleicht fürchtete er die Zaubermacht des weißen Mannes.[1])

Da die Kräfte der rheinischen Mission durch ihre bisherigen Gebiete vollständig in Anspruch genommen wurden, überließ man das neu erschlossene Feld einer andern Gesellschaft. Es war die Finnländische,[2]) die auf den Antrag alsbald einging. Zehn junge Finnländer, theils ordinirte Missionare, theils Handwerker, wurden abgeordnet und begaben sich über Barmen nach Otjimbingue, wo sie sich über ein Jahr lang aufhielten, um die südafrikanischen Verhältnisse kennen zu lernen; auch studirten einige von ihnen die Hererósprache, die von den Ovambò verstanden wird. 1870 reisten sie von Mr. Green begleitet in das Ovambòland. Die Reise dauerte 6—8 Wochen. Das nächste Ziel war Ondonga, etwa 70 Meilen nördlich von Otjimbingue. Nach freundlicher Aufnahme bei Tjikongo blieben daselbst vier der Brüder zurück. Sie mußten jedoch bald die Verstimmung des Königs bemerken, der Pulver und Blei der Predigt des Evangeliums weit vorzog, und unzufrieden, daß er nicht mehr Munition bekomme, das Schulehalten gänzlich verbot, und zuletzt gar nicht mehr Nahrungs-

[1]) Allgem. Missions-Zeitschrift 1874 S. 543.
[2]) Sie hat ihren Sitz in Helsingfors. Ihre Berichte erscheinen in schwedischer Sprache.

mittel für die Missionare besorgte. Dazu kam später (1871) das Fieber, an dem die Weißen und eine große Zahl der Schwarzen krank lagen. Missionar Tolonen aber, der erst damals den andern Brüdern folgte und selbst von der Krankheit frei blieb, machte durch seine ärztliche Behandlung auf den König solchen Eindruck, daß er den Missionaren wieder geneigter wurde und das Schulehalten u. s. w. gestattete.

Anscheinend günstiger hatten vier andere Brüder die Arbeit bei Najuma, dem Ovakuambikönig, beginnen können, dessen Reich, nördlicher gelegen, sich bis zum Cunene hin erstreckt. Drei Tagereisen von Ondonga liegt seine Residenz, bei der sie die Station Elim gründeten.

Der Platz selbst gefiel ihnen sehr wohl. Er liegt auf einem grasreichen Hügel, der sich ziemlich weit von Norden nach Süden zieht, und bestanden ist mit wilden Feigenbäumen und Palmen. In der Ferne sieht man über die Ebene hin dichte Waldungen und an ihrem Rande die mächtigen Spitzen von vielen trefflichen Palmenbäumen. Nach Westen hin ist alles offenes Land mit weiter Aussicht, nach Norden schneidet der Wald die Fernsicht ab.

Auch mit dem König waren die Brüder anfangs zufrieden. Sein Aeußeres nahm freilich keineswegs für ihn ein: dick, schmutzig, mit zerrissenen europäischen Kleidern angethan, machte er keinen angenehmen Eindruck. Indeß empfing er sie sehr freundlich, kam ihnen in aller Eile entgegengelaufen und führte sie durch die Irrgänge seiner Wohnung zu seinen Vorrathsräumen, seinem Viehplatze, seinem Wasserteich, seiner Küche, seinem Empfangssaal, seiner Schlafstube. An den rohen Palissadenwänden standen allerlei schöne Geschenke der Europäer, sogar eine Drehorgel, sonst aber war alles eng und dunkel. In dem überdachten Raume diente ein kleines Loch als Fenster, das Dach war von Stroh, der Boden von Lehm. Wenn es regnete, wurde alles durchnäßt. — Indem die Missionare ihre Strohhütten bauten, die ihnen aber im Juli (der dortigen Winterzeit) wenig Schutz gegen die empfindliche Kälte gewährten, und darauf sich daran machten, dauerhaftere Wohnhäuser zu errichten, hatten sie bereits Gelegenheit, den tyrannischen Charakter des Najuma kennen zu lernen. Sein Volk zittert vor ihm. Wer mit ihm reden will, liegt auf den Knien. Niemand darf etwas kaufen, außer vom König. Nicht blos alles Eigenthum der Leute gehört dem König, sondern auch ihre Person. Sie sind alle seine Sklaven. Auf seinen Befehl mußten gleich anfangs alle Männer zur Anhörung der Predigt kommen (er selbst hielt sich auch dann von seinen Leuten fern), auf seinen Befehl mußten sie den Missionaren helfen beim Hausbauen, Holzhauen, Balken- und Brennholzherbeischaffen, Brunnengraben u. s. w. Als der Anfang mit dem Brunnengraben gemacht werden sollte, bekamen die Missionare keinen kleinen Schreck, als es hieß: dazu müsse erst ein Mensch geopfert werden. Sie erfuhren jetzt erst, daß noch bei vielen andern Gelegenheiten Jünglinge oder Mädchen geopfert wurden. Auf ihre Vorstellungen stand jedoch Najuma diesmal von solchem Verlangen ab. Aber ein andermal, etliche Wochen später, wies er sie mit ihren Vorstellungen barsch zurück. Er hatte von der kleinen Messingkanone gehört, die König Tjikongo am Eingang seines Embo (Palissadenresidenz) aufgestellt hatte, und brannte vor Begierde, es ihm darin gleich zu thun. Einer der weißen Handelsleute, der Schwede Erikson, hatte sich erboten, ihm ein Kanönchen zu verschaffen, hatte aber für das kleine werthlose Ding den unerhörten Preis von 60 Kühen verlangt. Najuma, voll Begierde nach dem glänzenden Spielzeug, kaufte es und bezahlte es auch, indem er seinen Unterthanen 60 Kühe wegnehmen ließ und sie dem Erikson gab. Etliche Männer wollten ihr Vieh nicht gutwillig hergeben, sondern widersetzten sich; aber die ließ Najuma als Empörer erschießen. Andere ließ er an die portugiesischen Handelsleute als Sklaven verkaufen. Da halfen keine Bitten und Vorstellungen. Am schlimmsten war es, wenn er betrunken war. Dann wüthete er wie ein wildes Thier, brach in die Häuser der Weißen hinein, schrie und tobte, und hatte es besonders auf etliche der weißen Frauen abgesehen. Mr. Green

mit seiner Familie mochte sich den Gewaltthaten des wilden Menschen nicht länger aussetzen und verließ noch im November 1870 mit den meisten übrigen Weißen das Land.[1])

Die Sklavenhändler aus den portugiesischen Kolonien, deren Verkehr mit den Ovambò nur durch die Anwesenheit jener Europäer verhindert worden war, kamen nun wieder und wußten den König vollends gegen die Missionare einzunehmen. Er wurde immer unleidlicher. Auch fehlte es bei den jungen Missionaren etwas an der Erfahrung, den eigensinnigen schwarzen König mit dem rechten Takte zu behandeln. Kurz, 1872 wurden sie aus dem Lande gewiesen und ihre Häuser abgebrochen. Sie zogen sich zunächst nach Ondonga zurück.

Eine dritte Station war 1871 vom Missionar Rautanen bei Tjeja, dem Ovagandjerakönige, gegründet und Rehoboth genannt. Allein auch diese Station hatte nur kurzen Bestand, da der Missionar mit dem launenhaften Fürsten nicht fertig werden konnte. Nicht besser ging es bei einem Versuch bei Tjipandeka, der schon nach wenigen Monaten sein Ende erreichte.

„Sämmtliche übrig gebliebenen Missionare sammelten sich bei dem König Tjikongo in Ondonga, dem einzigen, bei welchem sie noch freundliche Aufnahme fanden und der ihnen seinen Schutz zusagte. Aber es war doch nicht möglich, daß alle in der Königsstadt beisammen blieben, sie mußten sich über Tjikongo's Reich vertheilen. So wurden denn neben der Hauptstation Ondonga noch drei Nebenstationen errichtet, Orukonda 5 Stunden weit, Onipa 6 Stunden weit von Ondonga netfernt und Ondyumba 2 Stunden von Onipa. Die Vertheilung der Brüder geschah so, daß Björklund mit Skoglund, dem Schmied Picrainen und Heinonen auf der Hauptstation blieb, Tolonen auf Orukonda, Kurwinen mit Reijonen auf Onipa und Weikkolin mit Rautanen auf Ondyumba. Die ersten Arbeiten auf den neugegründeten Stationen sind natürlich in diesem Theil Afrikas immer ziemlich dieselben. Erst wohnt man im Wagen oder unter einem Zeltdach, dann fängt man an, sich ein provisorisches, auch wohl gleich ein größeres festes Haus zu bauen und sich etwas wohnlicher einzurichten. Mittlerweile sammelt man die Kinder, um sie nach und nach an Schulzucht zu gewöhnen, predigt den Erwachsenen, versucht ihr Vertrauen zu gewinnen und ein Verlangen nach Unterricht bei ihnen zu erwecken und hält an am Gebet, daß der Herr diesem verdüsterten Geschlechte die Augen öffnen und den harten Boden ihres Herzens für Pflug und Aussaat empfänglich machen wolle. So machten es denn auch die Brüder im Reich des Königs Tjikongo. Die Eingebornen begegneten ihnen im ganzen sehr freundlich; jeder, der des Weges kam, half gern ein wenig mit beim Bau und war sehr zufrieden, wenn er dafür etwas Tabak geschenkt bekam. Der Missionar nahm die Gelegenheit wahr, ihnen biblische Bilder zu zeigen und etwas von biblischen Geschichten zu erzählen. War das Haus fertig, so wurde Sonntags Abend eine Gesangstunde oder eine Katechisation ge-

[1]) Allgemeine Miss.-Zeitschrift 1874 S. 547 ff.

halten und in der Woche eine Mittagsschule. Ein kleiner Gehülfe, der den kleinen ABC-Schützen die Buchstaben zeigte, fand sich bald. Die Missionare widmeten sich unterdeß den Männern, die Frau Missionarin den Mädchen, und schließlich wurden noch ein paar Verse gesungen. Natürlich mußten diese Verse in die Ovambósprache erst von den Missionaren übersetzt sein, ebenso mußten die biblischen Geschichten, der Katechismus, kurz alles, was zum Unterricht des Volkes dienen sollte, erst in die fremde Sprache übertragen werden; und es waren unter den finnischen Brüdern sehr kundige und geschickte Männer, die sich dieser Aufgabe mit viel Eifer und Gewandtheit unterzogen.

Von einem sichtbaren Erfolg, von Bekehrung und Taufe ist in der Ovambómission noch nicht die Rede, vielleicht noch auf lange Zeit nicht. König Tjikongo ist wohl freundlicher gegen die Missionare, als die übrigen Ovambókönige, und verbietet ihnen nicht, sein Volk zu lehren; aber er ist weit davon entfernt, einem seiner Unterthanen zu erlauben, die Sitten und Lehren der weißen Männer anzunehmen. Die Missionare sind zwar eifrig am Unterrichten, aber die Schüler dauern nicht aus. Etliche Tage oder Wochen kommen sie wohl in die Schule, dann suchen sie wieder das Weite. Nur die Diener der Missionare, die mit an ihrem Tische essen, bleiben länger, und die sind denn auch oft die einzigen Schüler und Sonntags die einzigen Zuhörer. Es kommt freilich auch vor, daß der Missionar sämmtliche Diener um ihrer beständigen Diebereien willen plötzlich fortschickt und lieber ganz allein bleibt. Aber so schlimm das alles klingt, soll doch niemand meinen, daß die Ovambómission hoffnungslos sei. Die Thatsache allein, daß eine Anzahl christlicher Familien aus Europa unter diesem schwarzen heidnischen Geschlecht wohnt, daß die Neger ihr Thun und Lassen beständig vor Augen haben, sich an ihre Sitten gewöhnen, ihre Begriffe und Denkweise verstehen lernen und theilweise aneignen, wiegt schwer bei einem Volk, welches bis dahin noch in gar keiner Berührung mit christlicher Kultur und Civilisation gestanden hat. Nach und nach wird doch einem und dem andern ein Verständniß aufgehn von der Liebe der Missionare zu ihnen und von der Liebe dessen, in dessen Namen sie zu ihnen gekommen sind. Erst nach 20 Jahren wurden die Erstlinge aus den Hereró getauft, und jetzt gehört die Hererómission zu den blühendsten in Südafrika. Warten wir ab, ob nicht nach 20 Jahren unter den Ovambò ein gleicher Erfolg zu rühmen ist.[1])

[1]) Allgem. Miss.-Zeitschrift 1874 S. 555 ff.
Seitdem obiges geschrieben wurde, ist noch eine fünfte Station Omulonga angelegt. Am 7. Nov. 1874 starb Tjikongo infolge seiner Trunksucht und ausschweifenden Lebensweise. Sein Nachfolger Kambonde zeigte sich den Missionaren günstig; doch darf man darauf nach den oben beschriebenen Erfahrungen nicht zu viel rechnen.

B. Die Betschuana.

1. Land und Leute.

Nördlich vom Oranje-Flusse haben wir bereits mehrfach Vertreter der Nation angetroffen, die wir hier eingehender zu betrachten haben, der Betschuana. Die Grenzen ihres weiten Gebietes werden im Westen durch die Kalahari-Wüste bezeichnet und ziehen sich nach Norden bis gegen den Zambesi hin. Im Osten sind sie zunächst durch das Quahlamba-Gebirge (Drakenbergen) von den Zulu und Swazi geschieden. Nördlich von den letzteren aber scheint sich ihr Gebiet bis an die Küste zu erstrecken. Dieser Theil desselben ist jedoch noch wenig erforscht. Auch haben sich nördlich vom 22. Grad S. Br. die Matebelen, ein Kafervolk, zwischen die Betschuana eingeschoben.

Das Land besteht großentheils aus welligen Ebenen. Nur im Osten findet sich Gebirgsland im Anschluß an die eben erwähnte Bergkette. In jener Gegend gibt es auch einige fruchtbare Striche, während sonst Dürre und Wasserarmuth vorherrscht. Die Quellen sind nicht zahlreich und der Bach (Spruit), den sie entsenden, verschwindet meist schon nach kurzem Laufe im Sande. Daher ist auch die Zahl der immerfließenden Ströme gering.

Die Betschuana, welche mit den bereits von uns betrachteten Ovahereró verwandt sind, bilden eine Hauptabtheilung der Völkerfamilie der Abantu, welche alle südafrikanischen Völker von dunkler Hautfarbe umfaßt. Mit den Hereró wie mit den Kafern zeigen sie deutlich eine nahe Verwandtschaft und doch wieder viele Eigenthümlichkeiten, die beweisen, daß sie schon vor einer langen Periode sich von denselben getrennt haben.

Im Vergleich mit dem weiten Länderkomplex, den die Betschuana bewohnen, ist ihre Zahl nur gering. Im ganzen schätzt man sie auf ein paarmal hunderttausend. Sie sind in viele kleine Stämme zerspalten, und obgleich sie keine Nomaden sind, sondern in Städten leben und in nicht geringem Maße Ackerbau treiben, so wechseln sie doch oftmals ihre Wohnsitze, wozu der Wassermangel meist Veranlassung gibt. Viele dieser Stämme nennen sich nach einem Thiere, das eine besondere nationale Bedeutung für sie hat.[1]) Sie zerfallen nach ihrer ethnographischen Eigenthümlichkeit wieder in mehrere Gruppen. Die westlichen werden oft im engeren Sinne mit dem Namen Betschuana bezeichnet, während die östlichen Basuto oder Sotho[2]) heißen. Zwischen

[1]) Ob und inwiefern dies mit einem religiösen Thierkultus zusammenhängt, ist noch nicht klar herausgestellt.

[2]) Vergl. Endemann in der Allgem. Miss.-Zeitschr. 1876 S. 35, 77, 170. Seine Weglassung des Präfixes erkenne ich vollständig an und würde sie auch hier zur Anwendung bringen, wenn ich nicht fürchtete, daß eine solche konsequent durchgeführt hier manche Verwirrung veranlassen würde. Die Kaa, die Kuena u. s. w. würden manchem sehr fremdartig vorkommen. Ich verzichte daher hier auf die linguistische Korrekt-

beiden liegt eine mittlere Gruppe, deren Stämme in neuerer Zeit sehr zurückgekommen sind. Die Bakoni und Bahurutse gehören hierher, sowie auch die Bamantatisi (Mantati), welche sich einst durch ihre Raubzüge berühmt machten, damit aber auch ihrer Auflösung entgegen gingen.

Im einzelnen nennen wir als zu den West-Betschuana gehörig die Batlapi (Fischvolk), Barolong, Bamatlaru, Bameri (Mairi), Bawanketsi, Bakhatla (Affen), Bakuéna (Krokodil), Bamangwato, Bakaa, Batauana und Makololo, sowie der Balala oder Bakalahari, ein Konglomerat von Abkömmlingen verschiedener Stämme, die unter elenden Verhältnissen ihr Leben fristen, an den Grenzen der Kalahari. Von den Ost-Betschuana werden wir die Südbasuto, die unter Moschesch zu einer politischen Macht gediehen waren, und gewöhnlich als Basuto schlechthin bezeichnet werden, näher kennen lernen; ebenso die Nordbasuto, unter denen besonders der Stamm der Bapeli noch eine hervorragende Stellung einnimmt. Die meisten andern sind durch die Errichtung der Transvaalrepublik in ihrer nationalen Selbständigkeit gebrochen worden.

„Der Name Betschuana bedeutet: „die sich gleichen", und es ist schon dadurch ihre nationale Zusammengehörigkeit angedeutet. Auch die Sprache, das Setschuana, erfährt bei verschiedenen Stämmen nur solche dialektische Abweichungen, die ein gegenseitiges Verständniß nicht hindern. Die Verwandtschaft mit den Kaferdialekten und der Zulu-Sprache ist durch eine gesetzmäßige Lautverschiebung, (wie solche zwischen den indogermanischen Sprachen besteht) nachgewiesen. Das Setschuana klingt weniger melodisch als das Zulu, hat vielmehr durch mehrere scharfe Kehl- und Gaumenlaute etwas Rauhes. Die Hauptcharakteristik dieser, wie aller Abantu-Sprachen, liegt in der Anwendung der Präfixpronomina, während die Koikoin-Sprache dafür Suffixa hat.[1])

Obgleich der Motschuana in seiner Körperbildung von den übrigen Abantu-Völkern wenig abweicht, macht er im ganzen doch einen weniger rohen und brutalen Eindruck als den, welchen wir weiter unter von den Kafern anzugeben haben. Hier finden wir im Schnitt wie im Ausdrucke des Gesichts etwas milderes, humaneres. Es drückt sich darin ein sanftes, gefügiges, oft auch schlaffes Wesen aus, zuweilen düsterer Ernst, aber nie der Trotz und die Wildheit des Kafern. Die Formen nähern sich, besonders im Vergleich mit den Hottentotten, mehr dem europäischen Typus. Immerhin aber hat auch, abgesehen

---

heit. Bei den bekannteren Namen der Kafernationen glaube ich schon eher die Weglassung des Präfixes wagen zu können (Zulu, Swazi u. s. w.), trotzdem, daß mir Dr. Bleek dieses Verfahren, wenigstens in Bezug auf Fluß- und Bergnamen, als ein „barbarisches" bezeichnete.

[1]) Das Be oder Ba vor den angegebenen Namen, wofür wir bei den Hereró und andern Stämmen Ova- und Ba-, bei den Kafern Ama- finden, wird nur im Plural gebraucht; im Singular steht dafür Mo- also ein Motschuana, ein Mosuto u. s. w. Dem entspricht im Hereró und in den Kaferdialekten Umu- oder Um-, doch treten unter andern Lautverhältnissen andere Präfixa auf.

von den Haaren, die etwas vortretende Mundpartie mit den mehr oder weniger aufgeworfenen Lippen und die breite, wenn auch keineswegs flache Nase für uns etwas fremdartiges.[1]) Das Haar aber bildet meist ein lockeres verfilztes Polster über den ganzen Kopf, bald zeigen sich mehr einzeln hervortretende Strähnen. Die Frauen rasiren einen Ring um den Kopf und lassen nur in der Mitte jenes geschorene Polster stehen, das mit einer aus Fett und Eisenglimmer bereiteten Pomade (Sibilo) gesteift und mit einer Schnur von Glasperlen umgeben wird. Die Männer lassen das Haar wachsen, doch bleibt es auch so verhältnißmäßig kurz. Die Haut, die sich weich anfühlt, hat jene tief dunkelbraune glänzende Farbe, die wir schon bei den Hereró erwähnten.[2]) Der Körperbau ist meist schwächlich und dürftig; das Fehlen der stärkeren Muskelpartien läßt die Betschuana nicht zu Heldengestalten kommen.

Die Bekleidung ist dürftig, doch wird Gewicht gelegt auf die Verhüllung der Scham, die bei den Männern durch einen an einem Gürtel hinten und vorne befestigten Lederstreifen, bei den Weibern durch einen kleinen, bunt verzierten Schurz bewirkt wird. Die letzteren haben darüber, wenn sie verheirathet sind, eine größere Bedeckung von gegerbten Fellen, die von der Mitte des Körpers bis auf die Knie herabhängt. Außerdem aber tragen sie gewöhnlich den uns schon bekannten Fellmantel, Karoß, oder das Tragetuch, in dem ein Säugling an der Mutter festgebunden ist. Die Männer tragen den Karoß gewöhnlich zum Schutz gegen die Witterung, sonst begnügen sie sich mit dem erst erwähnten, unbedeutenden Kleidungsstück. Die Frauen aber tragen außer den bereits bei ihrem Kopfputz erwähnten Glasperlen[3]) zahlreiche Schnüre solcher um den Hals und die Füße von den Knöcheln bis zur Wade. Sonst hängen sich beide Geschlechter Amulete um den Hals, sowie auch Geräthe, z. B. die Männer ein Messer in einer Scheide, die Frauen aber das spatelförmige Eisen, mit dem sie den Rand ihres Haupthaares rasiren.

Die Geräthschaften der Betschuana zeigen, daß ihre Industrie nicht auf einer ganz niedrigen Stufe steht. Sie verstehen sogar aus Eisenerz Roheisen auszuschmelzen, das sie dann durch vieles Hämmern

---

[1]) Ich nehme diese Gelegenheit wahr, um darauf aufmerksam zu machen, wie wenig die meisten Illustrationen unsrer Missionswerke in dieser Beziehung treue Bilder der Wirklichkeit geben. Der Maler und Holzschneider hat gewöhnlich, unbekümmert um ethnographische Genauigkeit, entweder ganz phantastische Formen gegeben oder ist ganz in europäische Formen verfallen. Manche nach Photographien ausgeführte Portraits geben einen richtigeren Eindruck. Doch auch die besten Bilder bleiben mangelhaft, wenn nicht Vorderansicht und Profil zur gegenseitigen Ergänzung gegeben sind, wie dies Fritsch in seinem mehrfach erwähnten Werke gethan hat.

[2]) Merkwürdigerweise zeigte eine 14jährige Mosuto, die ich vor wenigen Tagen sah, im Gesicht, besonders an den Wangen, eine seit ihrem Aufenthalt in Europa eingetretene starke Ausbleichung, während die von der Kleidung bedeckte Haut ganz die ursprüngliche Farbe behalten hatte.

[3]) Bezüglich der Farbe der Glasperlen herrscht übrigens eine wechselnde Mode. Auch unterscheiden sich durch dieselbe verschiedene Stämme.

bearbeiten. Sie machen daraus ihre Waffen: Lanzen von verschiedenen Formen, ja eine Streitaxt, deren Eisen durch einen keulenförmigen Griff getrieben ist, und die genannten Messer. Der südafrikanische Kiri, die Keule, fehlt auch hier nicht; gewöhnlich ist er sauber mit geometrischen Figuren verziert. Ein kleiner mit Fell überzogener Schild von quadratischer Form, doch rechts und links mit tiefen Ausschnitten versehen (durch die er fast die rohe Gestalt eines liegenden H erhält) vollendet die Ausrüstung. Hiernach könnte man die Betschuana für ein recht kriegerisches Volk halten. Doch der Krieg gehört keineswegs zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, wie dies schon nach dem Ausdruck ihrer Züge sich erwarten läßt. Das Volk ist vielmehr zu den Geschäften des Friedens geneigt.

Darauf deutet schon der Bau ihrer Städte.[1]) Durch die letzteren unterscheiden sie sich von den meisten übrigen Eingebornen Südafrika's, die sich nur in Kraalen in geringerer Zahl anzubauen pflegen, während manche jener Städte 10,000 Seelen umfaßt. Solch eine Betschuanastadt erscheint von ferne als eine Menge ziemlich dicht gestellter kegelförmiger Dächer. In der Mitte liegt der freie, mit Dornen eingehägte runde Viehplatz. An diesen schließt sich ein zweites Rundel mit breiten, offnen Zugängen an, der Rathplatz (Khotla), an dem die Häuser des Häuptlings zu liegen pflegen. Von regelmäßigen Straßen ist wenig zu finden. Die Dornengehäge, welche die einzelnen Häuser umgeben, bilden ein Labyrinth von unregelmäßigen, einförmigen Gängen, die die Straßen vertreten und hie und da sich auch wohl zu offnen Plätzen erweitern.

Treten wir aber durch den Eingang solches Gehäges, das einen Hofraum mit einer oder mehreren Hütten umschließt. Diese sind je auf einem kreisförmigen Grundriß, der einige Meter im Durchmesser mißt, errichtet. Die Wand ist aus rohem Fachwerk und Lehm hergestellt, kaum 2 Meter hoch. Darüber erhebt sich das konische (zuweilen auch hemisphärische) Dach, das von einem Mittelpfeiler, der bis in die Spitze hinauf reicht, unterstützt wird. Es ist gedeckt mit Schilfgras. Ueber die Wände reicht es soweit hinaus, daß ein von kaum 2 Fuß hohen Stützen getragener Gang um die ganze Hütte entsteht. Oft wird auch der Zwischenraum zwischen den letzteren ausgefüllt. Ein ovales Loch von weniger als Manneshöhe dient zum Eingang, der bei Nacht mit einem geflochtenen Deckel versetzt wird. Fenster und Rauchfang fehlen. Nahe dem Eingange befindet sich in der Hütte oder in dem Gange der vertiefte Feuerplatz. Gewöhnlich enthält die ganze Hütte nur ein Gemach, zuweilen aber ist der innerste Raum abermals durch eine kreisförmige Wand abgesondert und dient als Schlafkammer. — Stehen mehrere Hütten auf dem Hofe (die z. B. von den verschiedenen Frauen bewohnt werden) oder auch Vorrathsschuppen, so ist der Hofraum durch Zäune, die von der Haupthütte zum Hauptzaune reichen, in entsprechende Ab-

[1]) Wenigstens bei den West-Betschuana. Die östlichen scheinen kriegerischer geworden durch ihre Nachbaren, die Zulu und Swazi. Sie bauen daher gern ihre Städte auf unzugänglichen Bergen.

theilungen zerlegt. Die genannten Vorrathsschuppen sind Bedachungen über riesigen Töpfen, in denen das Getreide aufbewahrt wird.

Im Innern der Hütte trifft man wenige, aber mit Geschick angefertigte Geräthe: flache Schüsseln aus Holz mit verziertem Rande und irdene Kochtöpfe mit Deckeln, während die urnenförmigen Wasser- und Biergefäße immer offen bleiben. Kleinere Kalabassen sind mit spiralförmigen Linien geschmückt; künstlich geschnitzte Löffel zeigen als Stiel eine langhalsige Giraffe. Dort fällt ein Holzmörser mit doppelter Keule in die Augen, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm gefertigt. Er dient zum Stampfen der halb weichgekochten Kaferhirse. Auch findet sich eine kleine, sehr einfache Handmühle, die nur aus einem flachen und einem walzenförmigen Steine besteht, auf dem jene Hirse zu einer Art Grütze zermalmt wird. — Als Sitze dienen gewöhnlich nur erhöhte Stellen des Fußbodens, wenige Zoll über der Lehmtenne erhaben; doch werden auch kleine dreibeinige Schemelchen als Luxusmöbel gefertigt, wie dies gleichfalls bei den Kafern geschieht. Die Hütten sind übrigens bis auf die Spuren des Rauches recht sauber gehalten, namentlich ist der Fußboden immer glatt und rein. Auch die Gefäße zeichnen sich im Vergleich mit denen andrer südafrikanischer Völker aufs vortheilhafteste durch Reinlichkeit aus. Dasselbe gilt von der Behandlung der Speisen, und Dr. Fritsch[1]) sagt, daß es ihm nicht die geringste Ueberwindung kostete, ein Gericht Grütze mit saurer Milch in saubrer Holzschüssel aus den Händen einer Motschuana anzunehmen.

Die Erwähnung der Getreidevorräthe zeigt, daß hier der Ackerbau in ausgedehnterem Maße betrieben wird. Das einzige für denselben gebrauchte Werkzeug aber ist sehr einfach: eine Hacke mit ovalem Eisen, dessen spitzes Ende durch einen keulenförmigen Stiel getrieben ist. Neben dem Ackerbau wird Viehzucht getrieben. Alle damit zusammenhängenden Beschäftigungen liegen den Männern ob. Ein patriarchalischer Hirtenstab (der hier jedoch statt des gewöhnlichen Bogens einen Knopf am oberen Ende zeigt) und ein aus starken Häuten gefertigter Milchsack, in dem die auf den Viehposten gesammelte Milch nach Hause gebracht wird, sind die betreffenden Geräthe. Sonst hat jeder Mann einen kleinen, aus der unzertrennten Haut eines kleineren Säugethiers gemachten Quersack, der ihn namentlich auf Reisen begleitet; auch findet sich eine mit blanken Knöpfen besetzte Tabakstasche.

Während die Frau den ganzen Ackerbau, den Bau und die Reparatur der Gebäude, das Flechten des Dornenzaunes und die Bereitung der Speisen auf sich hat, beschäftigt sich der Mann neben der Wartung des Viehs mit Krieg und Jagd. Diese Arbeitstheilung aber ist hier keineswegs so schroff wie bei andern heidnischen Völkern durchgeführt. Oft sieht man einen Mann seinen Frauen bei ihrer Bauarbeit zur Hand gehen. Krieg kommt selten vor, und wenn es auch vielfach kleine Grenzstreitigkeiten, Räubereien und dergleichen gibt, so geht's doch meist ohne blutigen Zusammenstoß ab. Die Betschuana sind einmal keine kriegerische Nation wie die Kafern. Dagegen wird

[1]) Dem ich übrigens bei dieser Schilderung fast ausschließlich folge.

die Jagd mehr ausgeübt. Wo noch Wild in Massen ist, stellt man große Kesseltreiben an, bei denen sich die ganze männliche Jugend betheiligt. Die umgangenen Thiere werden auf zwei im spitzen Winkel zusammenlaufende Dornenzäune zugetrieben. Der enge Ausgang an der Spitze führt in eine Fallgrube, die oft bis zum Rande mit Thieren gefüllt wird. Wo aber bereits Feuergewehre und der Gebrauch der Pferde[1]) eingeführt ist (zumal da das Wild weniger massenhaft auftritt), hat die Jagd einen andern Charakter angenommen. Der Motschuana ist jedoch weder als Reiter noch als Schütze besonders geschickt. Man jagt übrigens nicht blos um Nahrungsmittel zu erlangen. Straußenfedern und Elfenbein sind als Gegenstände für den Tauschhandel sehr gesucht. Auch werden viel Felle gebraucht, die man mit großem Fleiß und gutem Erfolg gerbt. Auch diese Arbeit wird hier von den Männern getrieben. Auch die künstlichen Verzierungen der Holzgeräthe, sowie die Schmiedearbeiten werden von ihnen gemacht. Vielfach wird sogar für den Export gearbeitet. Außerdem beschäftigen sie sich wohl mit dem Abrichten von Pack- und Reitochsen.[2]) Darin sind jedoch die Koikoin geschickter, und vielfach wurde früher solches Vieh von den Koranna gegen Industrieerzeugnisse eingetauscht. Vielfach beschäftigen sich auch die Betschuana, besonders die armen, mit dem Handel. „Unaufhörlich sind hunderte in allen Richtungen im Gange, welche theils eigne, theils die Produkte der reicheren an andre weniger begünstigte Stämme verhandeln. Sie erhalten dafür Korallen, für welche sie dann wieder von den reicheren ihres Volkes Vieh eintauschen.“[3])

Die anstrengendste Arbeit der Frauen ist die Bestellung der Felder, die in möglichster Ausdehnung angelegt werden, soweit es der vorhandene Wasservorrath gestattet. Auf den von Unkraut gesäuberten Boden wird der Same des Sorghum ausgestreut und dann von den Frauen, die eine neben der andern eine Reihe bilden, untergehackt. Dann wird das ganze Feld mit einem Dornenzaun umgeben und muß späterhin mancher Feinde wegen auch bewacht werden. Außer der genannten Frucht wird auch der von den Europäern eingeführte Mais kultivirt; weniger Bohnen, Kürbisse und Tabak. — Ist die Ernte da, so werden die Rispen der Kaferhirse abgeschnitten, getrocknet und sofort an Ort und Stelle in mächtigen Vorrathstöpfen, die man aus Lehm und Stroh herstellt, aufbewahrt. Sie sind mit einem Deckel verschlossen und durch Verkleben der Ritze auch gegen die Ameisen geschützt. Später wird der Inhalt nach der Stadt gebracht und auf festen Lehmtennen mit Stöcken ausgeschlagen. Das vom Kaff gereinigte Getreide kommt dann in die oben erwähnten Vorrathstöpfe.

Die Hirse dient übrigens nicht allein zur Speise, sondern auch zur Bereitung eines Getränkes, Boyaloa genannt. Es ist dies weniger

[1]) Mit den Pferden, die gewöhnlich bald einer Krankheit erliegen, wird viel Luxus getrieben. Mancher Motschuana verarmt durch das Pferdekaufen.

[2]) Den letzteren wird ein Hölzchen durch die durchbohrte Nasenscheidewand gesteckt, an deren Enden die Zügel befestigt sind.

[3]) Wangemann, die evangel. Missionsarbeit in S.-A., S. 90.

stark als das Bier der Kafern (U'tyalwa), wirkt aber doch in größeren Massen genossen berauschend. Es ist sehr beliebt. Der Gipfelpunkt der Geselligkeit der Betschuana ist da, wo sie um das bauchige große Gefäß kauernd einen Kreis bilden und mit einer kleineren Kalabasse immer wieder von der trüben röthlich-grauen Flüssigkeit schöpfen und die Runde machen lassen. Dabei geht es weniger lärmend zu als bei den entsprechenden Versammlungen der Kafern. So kommen auch hier nicht jene kriegerischen Tänze vor, wie sie bei den Zulu üblich sind. Dennoch ist das Tanzen auch bei den Betschuana sehr im Schwange. Es wird mit den Tönen einer einfachen Rohrflöte begleitet, die der Tanzende selbst bläst. Schon der bloße Gedanke an „das Rohr", wie der ganze Tanz genannt wird, versetzt den Motschuana in Aufregung. Außerdem findet sich die oben beschriebene Gcorra und das unten bei den Kafern näher zu beschreibende Gubo, dieses hier Tumo, jene Lesiba genannt. Von eingeführten europäischen Instrumenten hat die Mund- und Ziehharmonika besonders Anklang gefunden, und mancher christliche Motschuana spielt sich darauf zur Erbauung seine geistlichen Lieder. Die Weiber tanzen übrigens mehr zum Gesange ihre Reigentänze, die von einer Vortänzerin angeführt und von taktmäßigem Händeklatschen begleitet werden. Trotz ihres anstrengenden Tagewerkes treiben sie oft bis tief in die Nacht hinein diese Vergnügung.

Ueberhaupt scheinen sie nicht sehr gedrückt. Gewöhnlich trifft man sie heiter schwatzend; ihre Zunge hat eine außerordentliche Geläufigkeit. Beim Hacken auf dem Felde, und wenn sie in größerer Zahl zum Flusse oder zur Quelle gehen, die schweren Wassergefäße auf dem Kopfe balancirend, immer haben sie Tagesneuigkeiten mit einander auszutauschen. — Auch in der Wahl ihrer Ausdrücke sind sie nicht zu bescheiden, selbst gegen den Eheherrn, der mit Worten nicht gegen sie aufkommen kann und daher zuweilen wohl zum Kiri greift.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Betschuana Polygamie haben. Es findet bei ihnen jedoch nicht ein so systematisches Kaufen der Frauen statt, wie bei den Kafern, wenn auch die Geschenke an die Eltern der Braut wie an diese selbst eine große Rolle spielen. Es kommt daher hier auch mehr persönliche Neigung in Betracht. Auch nach der Verheirathung hat die Frau eine höhere Stellung als bei den Kafern. Sie wohnen je in einer besonderen Hütte, die mit in der betreffenden Umzäunung liegt. In neuerer Zeit zeigt sich ein weiterer Einfluß der Mission auch darin, daß wohlhabendere Leute, anstatt viele Frauen zur Arbeit zu nehmen, Dienstboten (meist aus den Balala) halten.

Auch hier waltet eine patriarchalische Verfassung. Die Familienhäupter haben je ein Gemeindeoberhaupt (Monemotse) über sich, über dem der Häuptling des ganzen Stammes steht. Seine Macht ist nicht beschränkt; aber er ist vorsichtig im Gebrauch derselben; denn wird er mißliebig, so ist es leicht um seine Würde geschehen und ein Nebenbuhler aus seiner eignen Familie wird an seine Stelle gesetzt. Daher hört er gern auf die Stimme der Vornehmen seines Volkes. Dazu ist die Khotla, jener schon erwähnte eingezäunte runde Platz in

der Mitte der Stadt, wo sich der Häuptling täglich einige Stunden aufhält, um von seinen Unterthanen Bitten, Beschwerden u. s. w. anzuhören. Selbst bei Nachtzeit hält sich ein Theil seines Gefolges dort an einem Feuer auf, um das Eintreffen wichtiger Meldungen u. s. w. ihrem Herrn sofort anzeigen zu können. Ankommende Fremde begeben sich sofort auf die Khotla, die der Häuptling daselbst mit Boyaloa und Amaschi (dicker Milch) bewirthen läßt. Oft ist's dort recht belebt, und zu mancher Zeit wimmelt es auf der Khotla wie ein Bienenschwarm. Nur in der heißen Mittagszeit steht sie verödet, oder nur hie und da sieht man einige jüngere Leute zur Siesta dort ausgestreckt. — Bei bedeutenden Veranlassungen des öffentlichen Lebens aber werden dort die Rathsversammlungen (Pitscho) gehalten, bei denen sich oft eine Gewandtheit in der Rede offenbart, sowie eine Freimüthigkeit, mit der auch dem Häuptlinge auf wenig angenehme Weise zuweilen die Wahrheit gesagt wird.[1]) In Rechtsangelegenheiten hat jener (wofern nicht etwa die Sache durch private Rache erledigt wird) zu entscheiden und die Strafe zu bestimmen. Meist besteht sie in Lieferung von Vieh. Es kommt aber auch vor, daß bei geringfügiger Veranlassung die Todesstrafe verhängt wird, und es zeigt sich dabei die auch im Betschuana

---

[1]) Im Pitscho selbst aber pflegen sich die versammelten Häuptlinge so unbändig zu geberden und doch zugleich meist mit einer solchen Einsicht zu sprechen, daß man nicht recht weiß, ob man sie für Weise oder Verrückte halten soll. Schon auf dem Wege nach dem Versammlungsplatze machen sie so seltsame Sprünge, indem sie sich hoch in die Luft schnellen, und schwenken ihre Waffen mit solchem anscheinenden Ingrimm, daß es das Ansehen gewinnt, als wären sie im Begriff, einen Feind anzugreifen oder niederzustoßen. Hat sich dann der Kreis mit einem hinlänglichen Raume in der Mitte gebildet, so stimmen alle in einen gemeinschaftlichen Gesang ein, welchen die Hauptperson oft mit einem Tanze begleitet. Jeder Häuptling läßt, so wie er sich zum Sprechen erhebt, seiner Rede ein dreimaliges fürchterliches Geheul oder Gebrüll vorausgehen, ja bisweilen ahmt er sogar das Gebell eines Hundes nach. Einige von seinen Dienern oder Begleitern treten alsdann hervor und tanzen vor ihm, wobei sie durch die heftigsten und wunderlichsten Geberden den lärmendsten Beifall der Zuhörer hervorrufen. Wenn sie sich auf ihre Sitze zurückziehen, so beginnt der Redner, indem er Stillschweigen gebietet und dann mit großer Freimüthigkeit sich ausspricht, wobei sie oft einen gesunden Verstand, ja selbst eine rohe Art von Beredsamkeit entfalten. Dabei scheuen sie sich denn auch nicht, den König oder Oberhäuptling, der in der Regel die Geschäfte des Tages nur mit wenigen Worten eröffnet, unter Umständen hart zu tadeln, etwa, daß er Frauen zu seinen Räthen mache, oder daß er, indem er den Leuten Audienz gebe, seinen Körper betrachte, um zu sehen, ob er nicht etwa zu stark würde, ein sicheres Zeichen, daß sein Geist sich wenig mit der Sorge um das Wohl seines Volkes beschäftige. Der König aber spart seine ganze Beredsamkeit bis zum Ende der Verhandlungen auf, wo er die gehaltenen Reden zergliedert und nie unterläßt, in der wüthendsten Sprache — und dies ist seine einzige Rache — die zu geißeln, welche seine Fehler aufgedeckt haben oder, wie er sich ausdrückt, über seinen Körper hinweggegangen sind und ihre Füße auf seinen Nacken gesetzt haben. Die Zuhörer bei diesen Verhandlungen sitzen auf dem Boden, jeder mit seinem Schilde vor sich, an welchem mehrere Speere befestigt sind, die rechte Hand auf die Streitaxt gelehnt. Viele sind auch mit Tigerhäuten geschmückt und haben Federstutze auf ihren Köpfen. Bisweilen stehen auch die Frauen im Hintergrunde und nehmen insoweit Antheil an der Verhandlung, als sie diejenigen, deren Ansichten sie billigen, durch lautes Zurufen ermuthigen oder in ein lautes Gelächter ausbrechen, wenn ihnen etwas lächerlich erscheint.

noch schlummernde Wildheit, wenn es auch nicht zu jenen grausamen Schlächtereien kommt, wie sie bei den Kafern ganz gewöhnlich sind.

Jene allen Abantu-Völkern innewohnende Roheit, die das Menschenleben nicht achtet, zeigte sich aber auch bei den Betschuana sehr deutlich, als etwa im dritten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts einige Stämme der Basuto, die von den Zulu ausgeplündert waren, in scheußlichen Kannibalismus versanken. In Höhlen hausend, überfielen diese „Magabato" (Menschenfresser) alle Vorüberziehenden, um von deren Fleische ihre Mahlzeiten zu bereiten. Erst Moschesch hat unter ihnen durchgreifend aufgeräumt und das Unwesen abgestellt.

Von dem Aberglauben der Betschuana geben die vielen Amulete Kunde, welche sie vornehmlich am Halse zu tragen pflegen, bald eine Wurzel, die eine magische Kraft als Heilmittel besitzen soll, bald ein Stück Guary, das vom Himmel gefallen sein soll. Auch Vogelknochen und Würfel aus Hammelfüßen, Litaala, deren sie sich zum Wahrsagen bedienen, u. s. w. Am meisten aber wird der Aberglaube gehegt und gepflegt durch die Zauberdoktoren, Nyaka. Ihr Hauptgeschäft ist das Regenmachen.

Da „Regen" und „Segen" bei diesem Volke ziemlich gleichbedeutend sind, so kann man daraus auf das Ansehen und den Einfluß jener Zauberer schließen, die zwar oft genug mit ihrer Kunst zu Schanden werden, aber schlau genug sind, in solchem Falle die Schuld von sich abzuwälzen und bald diesen, bald jenen Grund für das Nichteintreten des gehofften Regens aufzufinden. Auch eine andere Klasse von Betrügern gibt es, namentlich Frauen, welche behaupten, sie hätten „Morimo" gesehen, womit sie sagen wollen, es sei ihnen etwas über die Zukunft eröffnet worden, ob Hungersnoth oder Krieg entstehen, ob eine reichliche Ernte kommen werde u. dergl. Die Eröffnung schreiben sie einem unsichtbaren Wesen zu, von dem sie aber weiter nichts zu sagen wissen. Solchen Personen, Mamothobigi genannt, wird nun vom Volke jede Art von Aufmerksamkeit erzeigt, und man bringt den Sehern, um ihre Gunst sich zu sichern, Geschenke an Korn, Bohnen, Kürbissen, Fleisch und Milch, welche Gaben häufig mit einem Tanz begleitet werden, den Personen zu Ehren, welche die vorgeblichen Offenbarungen erhalten.

Von Religion aber finden wir bei den Betschuana kaum eine Spur, nirgends einen Tempel, auch nicht ein Götzenbild, keinen Altar, kein Opfer. Wohl reden die Betschuana von Morimo, d. h. „der da oben" wohnt. Die Regenmacher und Zauberer aber bezeichnen damit einen böswilligen „Selo" (Kobold) oder etwas, das, in einem Loche existirend, dann und wann herauskommt, Krankheiten über Menschen und Vieh verhängt und den Tod verursacht.

Morimo ist der Popanz, durch welchen der Regenmacher die Häuptlinge zwingt, seinen Vorschlägen nachzugeben, wenn er einen Schlachtochsen verlangt, ohne welchen er, wie er vorgibt, keinen Regen hervorbringen kann. Jeder beschreibt Morimo nur als etwas Verschlagenes und Boshaftes, nie hört man, daß er Gutes thut oder auch nur im Stande ist, es zu thun. Gleich den ersten Menschen nebst allen den verschiedenen Arten von Thieren soll er aus einer Höhle im Lande Babone heraus-

gekommen sein, wo die Fußtapfen in dem verhärteten Felsen, der damals Sand gewesen, noch zu sehen wären. Die Seele nennen sie Muja, aber von einer Unsterblichkeit wissen sie nichts. Auf die Frage, wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben, ist die Antwort: „Nach Barimo", d. h. die da oben. Aber sie denken sich nichts dabei; „Barimo" ist ihnen eben weiter nichts, als der Tod; auch Wahnsinn und Behextsein bezeichnen sie damit, von einer Ewigkeit aber, die sie doch in sich tragen, ist ihnen nichts bewußt. Ebenso wenig haben sie eine Ahnung davon, was Sünde ist, und wie man Böses thun könne. Unter einer großen Menge Betschuana fand sich einst nur eine einzige alte Frau, welche sagte, daß sie sich erinnere, den Namen Morimo gehört zu haben, als sie noch ein Kind war, aber niemals sei ihr gesagt worden, was das Ding wäre. Selbst in den Städten ist die allgemeine Antwort auf die Frage, ob jemand Gott kenne, daß das Dinge seien, über welche nur alte Leute noch sprechen könnten. Aber da die Alten nicht gewöhnt sind, das emporkommende Geschlecht über solche Gegenstände zu belehren, so müssen selbst diese dunklen Vorstellungen allmählich erlöschen, wie sie denn auch in vielen Theilen des Landes bereits verschwunden sind. Und so herrscht denn über alles Göttliche ein tiefes Stillschweigen bei den Betschuana. Sie haben für nichts anderes Sinn, als fürs Essen; einen höheren Gedanken vermögen sie nicht zu fassen und zu ertragen, und ihre höchste Glückseligkeit besteht im Ueberfluß an Fleisch. Als darum einst ein Betschuana, welcher ernster und nachdenkender war, als seine Gefährten, gefragt wurde, was der schönste Anblick wäre, den er sich wünschen könnte, so antwortete er augenblicklich: „Ein großes Feuer, bedeckt mit vollen Fleischtöpfen" und fügte hinzu: „Wie häßlich sieht das Feuer aus ohne einen Topf!"

Eine weitere Andeutung über die religiösen Vorstellungen der Betschuana kann man darin finden, daß bei einigen Stämmen der Ausdruck Barimo (der Plural von Morimo) gleichbedeutend mit Siriti für die Schatten der Verstorbenen gebraucht wird. Man hat zwar Versuche gemacht, Morimo als ein höchstes, göttliches Wesen darzustellen. Ob in früheren Zeiten diese Bedeutung gegolten habe, wie von einigen Schriftstellern behauptet wird, läßt sich nicht ausmachen. Jetzt ist jedenfalls beim Volke keine Ahnung von einem allmächtigen, ewigen Gott. Wir kommen vielmehr durch die eben angeführte Parallele darauf, daß auch hier die höchst oberflächlichen und unklaren Vorstellungen von überirdischen Dingen sich an die Geister der Verstorbenen anschließen, wie dies deutlicher bei den Kafern zu erkennen ist, im Grunde aber auch mit dem übereinstimmt, was oben von der Religion der Namaquà und der Koikoin überhaupt angeführt wurde. — Gewisse Ceremonien, die man als Reinigungsopfer angesehen hat, haben keineswegs diese Bedeutung. Es sind vielmehr Zaubereien, die nicht reinigen sondern vielmehr feien sollen. So wird die ausziehende Kriegerschaar gegen die feindlichen Waffen gefeit unter umständlichen Verrichtungen, bei denen das Schlachten eines Thiers schon darum nicht fehlen darf, weil doch bei solcher Gelegenheit geschmaust werden muß. So wird auch das Feld durch angezündetes Feuer, in dem allerlei sonderbare Dinge verbrannt werden, gegen Heuschrecken sicher gemacht u. s. w. Das angewendete Zaubermittel ist bei allen diesen Gebräuchen die Hauptsache, von einem Glauben an Geister und einem religiösen Gedanken ist dabei nichts zu finden.

Ebensowenig hat die Beschneidung (Boyuera), die bei den Betschuana üblich ist, etwas mit der Religion zu thun. Sie bezeichnet den Uebertritt aus dem Knabenalter ins Mannesalter. Die betreffenden Knaben kommen dabei für längere Zeit unter die Obhut eines Erziehers, der

mit ihnen an einen abgelegenen Ort zieht und sie dort in aller Einsamkeit in den Pflichten ihres ferneren Lebens unterweist. Um die Lehren fester einzuprägen, pflegen sie von kräftigen Gertenhieben über den entblößten Körper des Zöglings begleitet zu werden. Damit ist zugleich Uebung im Ertragen des Schmerzes verbunden; denn jede Klage ist verboten oder wird nur noch härter bestraft. Hier lernen die Jünglinge auch den Gebrauch der Waffen. Die berüchtigten unsittlichen Umzüge der Novizen, wie sie bei den Kafern üblich sind, scheinen hier nicht vorzukommen. Das Ende der Probezeit und die Aufnahme der Jünglinge in die Zahl der Männer wird mit festlicher Schmauserei und Tanz gefeiert. Von dieser Zeit an verschwindet die harmlose Fröhlichkeit, die man oft bei den Kindern bemerkt, und an ihre Stelle tritt eine erkünstelte Würde.

In entsprechender Weise findet eine gleichfalls lange vorbereitete Einführung der Mädchen in den heirathsfähigen Stand statt, die man Boyale nennt. In phantastischer Kleidung aus Schilf, behangen mit Ketten aus getrockneten Kürbiskernen, ziehen sie unter Anführung einer älteren Frau an einen einsamen Ort, wo sie eine Hütte errichten, in der sie ein halbes Jahr leben und in die Pflichten ihres Berufs eingeweiht werden. Auch hierbei spielt die Abhärtung eine Rolle. Die jungen Mädchen müssen unter schwierigen Verhältnissen Wasser und Holz herbeischleppen, Feuer anmachen, erhitzte Gegenstände eine Zeitlang in der Hand halten, auch fehlt es nicht an Mißhandlungen, die sie stillschweigend ertragen müssen. Den Schluß bildet auch hier ein Fest auf der Khotla, wo die Schilfkleidung verbrannt wird, während die nunmehr unter die Erwachsenen aufgenommenen Mädchen sich im feierlichen Tanze mit Händeklatschen um das Feuer bewegen. Am andern Morgen waschen sie sich und bemalen den ganzen Körper mit Fett und Ocker, sowie das vom rasirten Rande umgebene Haar nun zum erstenmale seinen Schmuck mit der blinkenden Glimmerpomade erhält. Diese Ceremonie geschieht gewöhnlich im 12. oder 13. Lebensjahre, und bald darauf erfolgt die Verheirathung.

Das weitere Leben des Motschuana ist dann sehr einförmig. Die größte Unterbrechung der Eintönigkeit ist ein Feldzug — oder die Verlegung der Stadt. Letztere geschieht öfter als man erwarten sollte. Scheint die Quelle weniger Wasser zu haben als sonst — oft tritt durch die unüberlegte Verwüstung des Holzes in der Umgegend ein merkliches Trocknerwerden der Gegend ein — oder hat ein Unglücksfall den Platz etwa als verhext erscheinen lassen, so bricht die ganze Gemeinde auf, um sich an einem andern Orte anzubauen. So kommt es, daß große Städte plötzlich von der Karte Südafrika's verschwinden und andre an anderen Stellen wieder auftauchen.

Schließlich werfen wir noch einen Blick auf das Ende des Motschuana.

Alle Krankheiten leiten sie von Bezauberung ab, gegen welche sie durch allerlei Amulete sich zu schützen suchen, und dieser thörichte Wahn ist denn eine unerschöpfliche Quelle von Verleumdung, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Grausamkeit und Haß, seltener von Mord, da die Betschuana minder blutgierig sind wie andere

wilde Stämme. Kranke und Verwundete werden übrigens außerhalb des Ortes in eine elende kleine Hütte oder nur unter ein Schirmdach gegen Sonne und Wind gebracht, wo sie zwar mit Nahrung versehen, aber häufig eine Beute der zahlreich umherstreifenden Löwen oder Hyänen werden. Stirbt jemand bei den Betschuana, und ist er ein Fremdling oder arm, so wird sein Leichnam blos auf den Anger hinausgeschleppt; ist es aber ein Verwandter oder ein Mitglied ihres Stammes, so stellt der Häuptling eigens einen Mann auf, der über die gewissenhafte Verrichtung aller dabei gebräuchlichen Ceremonien wachen muß, damit nicht etwa das Land mit einer Dürre heimgesucht werde, und die Verwandten eines Verstorbenen sind gleichfalls unrein, bis sie eine gewisse Ceremonie durchgemacht, und dürfen am Khotla und der Arbeit nicht theilnehmen, sonst würden sie bei Menschen und Thieren Sterblichkeit verursachen. Liegt nun ein Betschuana im Sterben, so wirft man ein Netz über seinen Leib und hält ihn in sitzender Stellung, die Knie gebogen, bis der Athem stille steht. Darnach wird das Grab,[1]) gewöhnlich neben dem Hürdenzaune, gegraben und inwendig mit einer großen Zwiebel abgerieben. Die Leiche, der das erwähnte Netz zum Sarge dient, wird dann, von niemand berührt, durch eine eigends dazu gemachte Oeffnung im Zaun hinweggetragen und, mit dem Gesicht nach Mitternacht gewandt, in das Grab niedergesetzt. Auf die Füße wird Erde von einem Ameisenhaufen geworfen, und wenn dann das Grab bis zum Munde der Leiche vollgeschüttet ist, wird ein Akazienzweig nebst etlichen Wurzeln auf den Kopf gelegt, eine andere Wurzel aber so angebracht, daß sie aus dem Grabe hervorsieht. Männer und Weiber, so viel da sind, werfen zuletzt einige Hände voll Erde auf den Grabhügel, worauf alle ihre Hände und Füße in Becken mit Zwiebelwasser waschen und schreien Pulá! Pulá! (Regen! Regen!) Eine alte Frau, gewöhnlich eine Verwandte des Verstorbenen, trägt darauf seine Waffen herbei, Bogen und Pfeile, Kriegsaxt und Speere, auch Korn und Gartenfämereien, selbst einen Knochen eines alten Zugochsen, redet das Grab an und spricht: „Da sind alle Habseligkeiten!“ Zum Schluß gießt man mehrere Becken Wasser über dem Grabe aus, und die Weiber erheben ein Klagegeheul.

So hat auch dieses Volk, das als das höchste der südafrikanischen Völker gilt, keinen Gott im Leben und im Sterben. Der folgende Abschnitt aber möge uns zeigen, wie demselben nunmehr dennoch die ersten Strahlen der rechten Gotteserkenntniß und einer lebendigen Hoffnung aufgegangen sind.

2. Die Mission unter den Betschuana.

Die ersten Berührungen der Betschuana mit Europäern wurden veranlaßt durch einige Raubzüge von Boeren, die bis jenseits des Oranjeflusses vordrangen. Der südlichste der Stämme, die Batlapi westlich von der Hart Rivier, war besonders davon betroffen. Zu Anfang unsres Jahrhunderts aber finden wir bei demselben am Kuruman-Flusse unter dem Könige Molehabangue bereits ein paar Missionare, Kok und Edwards.[2]) Ihre Wirksamkeit aber ist kaum eine Mission zu nennen. Darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt durch

[1]) Ein senkrechter Schacht von geringer Tiefe mit einer seitlichen Aushöhlung, in die der Leichnam eingesetzt wird.

[2]) Edwards haben wir bereits mit Kicherer an der Zak Rivier kennen gelernt — wenigstens liegt die Vermuthung nahe, daß die beiden Männer desselben Namens identisch sind, obgleich dies in den Quellen nicht ausdrücklich erwähnt wird. Kok war ein Kapländer ohne die nöthige Vorbildung.

Tauschhandel zu erwerben, waren sie bald zu bloßen Kaufleuten geworden. Durch Zank getrennt, lebten sie auf verschiedenen Plätzen. Der erstere ward später von Eingebornen getödtet; der andre, nachdem er ein bedeutendes Vermögen erworben, kaufte in der Kolonie ein Landgut und war von der Mission wie von der Religion völlig abgefallen. Noch als sie am Kuruman lebten, schlossen sich ihnen ein paar Boten der Niederländischen Missionsgesellschaft an, die aber, als sie den Stand der Dinge kennen lernten, alsbald das Feld räumten und in die Kolonie zurückkehrten.

Lichtensteins und Burchells Reisen hatten inzwischen weitere Kunde über die Betschuana geliefert, und Campbell hatte bei seiner Missionsreise (1813) dies Volk insbesondere ins Auge gefaßt. Nach mancherlei Weigerungen hatte ihm Mothibi, der Sohn und Nachfolger des genannten Königs, der zu Lattaku[1]) nordöstlich vom Kuruman seinen Sitz hatte, versprochen, Missionare aufzunehmen. Als solche aber 1816 eintrafen, war die Stimmung wieder verändert. Der König zog sich hinter den auf der Khotla kundgegebenen Volkswillen zurück, und die Missionare mußten unverrichteter Sache nach Griquastad zurückgehen, da sie sich nicht entschließen wollten, als Händler ohne zu lehren bei den Batlapi zu bleiben. Im folgenden Jahre aber erneute Missionar Read von Bethelsdorp, der bereits mit Campbell in Lattaku gewesen war, den Versuch, und indem er sich ohne viel zu verhandeln auf das damals gegebene Versprechen berief und zugleich ankündigte, daß die Weißen viele Güter mit den Missionaren gesendet hätten, die bald in Lattaku eintreffen würden, gelang es ihm, die Erlaubniß zur Niederlassung zu erhalten. Ein Kriegszug gegen die Bakuéna, von dem Read abzureden gesucht hatte, und der einen unglücklichen Ausgang nahm, trug dazu bei, jenem Zutrauen zu erwerben. Mothibi verlegte darauf seinen Wohnsitz 7—8 Meilen nach Südwesten an den Kuruman-Fluß (Neu-Lattaku, sonst auch Kuruman genannt) und hier wurde nun die Missionsstation errichtet, auf der Miss. Hamilton fortan die Arbeit übernahm. Er hatte freilich einen harten Stand. Er mußte selbst sein Feld bauen, Wassergräben machen, arbeiten, um zu essen, und das mühsam Erarbeitete von den unverschämten Menschen sich noch stehlen oder halb mit Gewalt wegnehmen lassen. Einen halben Tag lang hatte er einst unter glühender Sonnenhitze an seiner Handmühle sich zerarbeitet, um so viel Mehl zu gewinnen, daß er einen für 8 Tage ausreichenden Brodlaib backen konnte. Endlich war er fertig, so groß, als er viele Monate keinen gehabt hatte; am Abend aber, als der Missionar nach gehaltenem Gottesdienst mit gutem Appetit heim kam, war sein Brod gestohlen. Allein er war ein Mann der Geduld und blieb unermüdet, den Heiden, freilich nur durch Dolmetscher, vom Wege zur Seligkeit zu reden; doch da war kein Gehör. Im Jahre 1821 endlich, nachdem Campbell kurz zuvor einen zweiten

[1]) Die korrekte Schreibart des Namens ist nach Moffat Litháko; jene andre aber hat sich so allgemein eingebürgert, daß wir, um Verwirrung zu vermeiden, sie hier annehmen.

Besuch in Lattaku gemacht, erhielt Hamilton in Missionar Moffat einen Gehülfen, der freilich erst noch lange Jahre seine Mühen und Beschwerden theilen mußte, ehe sie auch nur die Erstlingsfrüchte ihrer sauern Arbeit sahen.

Der von flüchtig beobachtenden Reisenden so anziehend geschilderte Charakter der Betschuana kehrte immer mehr seine dunkeln Seiten heraus. Bis ans Unglaubliche ging insbesondere ihr Hang zum Diebstahl, und kaum je war der Missionar in der Kirche, ohne daß die Heiden es sich inzwischen zu Nutze machten, sein Haus zu bestehlen. Was die Missionare mit saurer Arbeit bauten und pflanzten, das nahmen nicht selten die Betschuana für sich; ihre Wassergräben leiteten die Weiber in ihre eigenen Gärten, und jede Beschwerde war vergeblich. Bei Nacht mußten sie nicht selten Wache halten, um des andern Tages einen Tropfen Wasser oder etwas Speise zu haben. Dazu kamen noch allerlei Auftritte heidnischer Roheit, wie denn einmal ein Heidenweib der Frau des Missionars Moffat in ihrer eigenen Küche ein Stück Holz an den Kopf zu werfen drohte und dann mit fortnahm, was ihr gefiel. Oft aber war die kleine Wohnung von schmutzigen Heiden so gefüllt, daß man sich kaum bewegen konnte. Was sie berührten, war beschmutzt, unerträglicher Uebelgeruch füllte das heiße, enge Gemach, man konnte nicht essen, ehe sie gingen, und Stunden lang blieben sie, legten sich wohl gar zum Schlafe nieder, oder nahmen offen weg, was sie sahen. Niemals handelten sie offen und zutraulich gegen die Missionare, und nie konnten diese erfahren, was in den Pitscho's über sie verhandelt wurde. Nichts aber ging über die Stumpfheit der Betschuana gegen die christliche Wahrheit. „Sie sahen (wie Campbell sich treffend ausdrückt) die Sonne mit dem Auge des Ochsen an. Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung der Welt oder Auferstehung der Todten zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter", sagt Moffat, „als uns ihre Geschichten von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsere Arbeit war wie der Versuch eines Kindes, die blanke Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie das Unternehmen eines Ackermannes, den glatten Granitfelsen zu pflügen." Kamen sie ja zu dem Missionar und fragten zum Schein nach Gottes Wort, so thaten sie es nur in der Hoffnung, ein wenig Tabak zu erhalten, um welchen sie ihn dann ansprachen, und lachten hinterher bei den Ihrigen über den gelungenen Betrug. Selbst einer derselben, der empfänglicher für das Wort Gottes geschienen hatte und Campbells Begleiter auf seiner zweiten Reise gewesen war, Munamits, sprach kurz vor seinem Ende zu Moffat: „Ra-Mary (Vater der Mary, so hieß Moffats älteste Tochter), eure Sitten mögen für euch ganz gut sein, aber ich sehe, sie füllen den Magen nicht. Ich möchte bei euch wohnen, weil ihr gut seid und mir Arzenei gebt, wenn ich krank bin. Bin ich Othibi's Oheim, so bin ich doch der Hund des Häuptlings und muß die Krumen auflesen. Ich bin einer der Aeltesten des Volkes, und obgleich ich noch jung bin (er war 70 Jahre), so sind doch meine Gedanken nicht mehr scharf und schnell. Vielleicht werden unsre Kinder eure Sitten behalten." — Im Gottesdienst er-

schienen wohl gegen 50 Personen, aber sie schnarchten, arbeiteten, lachten und thaten was sie wollten. Auf den Bänken sitzend zogen sie die Knie bis ans Kinn herauf, fielen auch wohl im Schlafe herunter, zur Belustigung ihrer Nachbaren, und häufig, wenn ihnen ein Langes und Breites über die Heilswahrheiten auf die einfachste Weise vorgetragen war, kamen sie mit der Frage: „Was ist es, das du uns sagen willst?“ Von einem Sündenbewußtsein war vollends keine Spur bei ihnen weder zu entdecken noch zu erwecken, und alles, was man von Gott und göttlichen Dingen zu ihnen sagte, setzte sie nicht nur in Verwunderung, sondern sie bespöttelten es auch als eine Unwahrheit oder Fabel und verhöhnten oder schmähten die Missionare.

So wandte sich einst ein Häuptling zu einem neben ihm stehenden Haufen, auf Moffat hindeutend, mit den Worten: „Hier ist Ra-Mary; der sagt uns, die Himmel seien gemacht, die Erde auch, durch einen Anfänger, den er Morimo heißt. Habt ihr je etwas Aehnliches gehört? Er sagt, die Sonne geht auf und unter durch die Macht des Morimo, so auch, Morimo mache, daß auf den Winter der Sommer folgt, der Wind bläst, der Regen fällt, das Gras wächst und die Bäume ausschlagen, und (seine Arme um und über sich werfend) Gott wirkt in allem, was ihr sehet und höret! Habt ihr je solche Worte gehört?“ Da er sah, daß sie nahe daran waren, in ein Gelächter auszubrechen, sagte er: „Wartet, ich will euch noch mehr sagen: Ra-Mary sagt zu mir, wir hätten einen Geist in uns, der nie sterbe, und unsre Leiber, wenn sie todt und begraben sind, werden wieder auferstehen und leben. Thut doch heut' eure Ohren auf; habt ihr je solche Fabeln gehört?“ Nun brachen alle in ein erstickendes Gelächter aus, und schließlich bat der Häuptling den Missionar Moffat, ja nicht mehr von solchen Thorheiten zu reden, damit seine Leute ihn nicht für wahnsinnig halten möchten. — Ein anderes Mal, da die Missionare von der Schöpfung des Menschen redeten, trat ein schlauer Regenmacher auf und sprach: „Wenn es wahr ist, daß Gott alle Menschen gemacht hat, so müßt ihr auch glauben, daß er seine Arbeit verbessert hat, als er die Weißen schuf. Zuerst versuchte er seine Hand an Buschmännern, aber sie gefielen ihm nicht, weil sie so häßlich sind und eine Sprache haben wie die Frösche; dann versuchte er es an den Hottentotten, aber sie gefielen ihm auch nicht. Dann war er geschickt und machte die Betschuana, die viel besser geriethen, und zuletzt machte er die Weißen, darum sind sie viel klüger als wir, und können wandelnde Häuser (Wagen) machen und die Ochsen lehren, sie über Berg und Thal zu ziehen, und sie auch lehren, den Garten zu pflügen, statt daß es die Weiber thun, wie bei den Betschuana.“ Alles jubelte dieser Rede Beifall zu, und überschrien und verhöhnt stand der Missionar mit seiner Predigt da.

Wie oft aber sagten sie den Lehrern ins Gesicht: „Wo ist euer Christus oder Jehovah? Was kann er? Niemals wird ein Betschuane vor ihm die Knie beugen!“ Dazu noch die ränkevollen, lügnerischen Regenmacher, die jede gestohlene Kuh, jede Dürre, jedes furchtbare Donnerwetter auf die Rechnung der Missionare schrieben und stets die Behauptung wiederholten, ehemals (freilich vor Jahrhunderten) sei jeder kahle Felshügel ihres Landes mit dunkeln Wäldern bedeckt, der arme Kurumanfluß ein mächtiger Strom, und alles Vieh bis an die Hörner im Grase verdeckt gewesen; die Verdorrung des Landes aber sei dieser Fremdlinge Schuld. Wenn vollends Weiße aus der Kolonie an der Grenze des Betschuanalandes im Handel betrogen, so sollte auch das nur im geheimen Einverständniß mit den Lehrern am Kuruman geschehen sein. Ja es kam so weit, daß nach einer heimlich gehaltenen Berathung ein Häuptling bei Hamilton und Moffat erschien und

erklärte: die Häuptlinge des Volkes hätten beschlossen, daß sie das Land verlassen müßten, und nöthigenfalls würde man Gewalt anwenden. Er sprach das in nicht gerade drohender, aber imponirender Stellung, den Speer in der rechten Hand drehend. Frau Moffat stand unter der Thür der Hütte, ihr Kindlein auf dem Arm, und wartete auf das Weitere. Die Missionare aber antworteten: „Wir haben uns immer geweigert, fortzugehen, und sind jetzt entschlossener als je, auf unserm Posten zu bleiben. Wir bedauern euch, denn ihr wisset nicht, was ihr thut. Wir haben viel gelitten, das ist wahr, und der, dessen Knechte wir sind, hat uns in seinem Worte angewiesen: Wenn man euch in einer Stadt verfolgt, so fliehet in eine andere. Aber alles, was wir von euch gelitten haben, ist doch noch keine Verfolgung; wir können es nicht anders erwarten von Leuten, die es nicht besser verstehen. Seid ihr entschlossen, uns fortzuschaffen, so müßt ihr noch stärkere Mittel anwenden, denn unsere Herzen sind bei euch. Ihr möget uns tödten oder verbrennen. Wir wissen, daß ihr unsere Weiber oder Kinder nicht antasten werdet. Dann werden die, die uns gesandt haben, erkennen, und Gott, der jetzt sieht und hört, was wir thun, wird erkennen, daß wir in Wahrheit Verfolgung erlitten haben." Bei diesen Worten sah der Häuptling seine Begleiter mit vielsagendem Kopfschütteln an und sprach: „Diese Leute müssen zehn Leben haben, daß sie den Tod so wenig fürchten; es muß etwas an der Auferstehung sein." Die Rathsversammlung brach auf und die Missionare blieben.

Während dieser Zeit aber, da sie am Kuruman noch so wenig auszurichten vermochten, benutzten sie jede Gelegenheit, welche ihnen eine Erweiterung ihres Wirkungskreises für die Zukunft versprach. So machte sich Moffat im Jahre 1823 auf, den gefürchteten König der Bawangketsi, Makaba, von dem er eine Einladung erhalten, einen Besuch zu machen, hörte aber schon in Alt-Lattaku, daß ein gewaltiges, von Nord-Osten kommendes Volk, die Mantati (Bamantatisi), plündernd und mordend im Anzuge sei, die, nachdem sie Kuritschane, die Hauptstadt der Baharutsi zerstört, von Makaba mit Verlust zurückgetrieben seien, sich auf die östlicheren Barolong geworfen und auch dort alles verheert hätten. Ueber Nokaneng, die Hauptstadt der Bameri, östlich sich wendend, ging er deshalb nach Griquatown, um von da Hülfstruppen mit Feuergewehr gegen die wilden Horden, denen die Batlapi schwerlich würden Widerstand leisten können, zu holen, und traf hier den Reisenden Thompson, der ihn nach dem Kuruman begleitete. Näher und näher rückten indeß die Mantati, mit Weibern und Kindern an 40,000, heran, groß gewachsene, starke, völlig schwarze, mit Fett und Glimmerpulver beschmierte Männer, eine Ochsenhaut über die Schultern, den Kopf mit Straußenfedern geschmückt, große Kupferringe um den Nacken, die Arme und Beine und in den Ohren. Streitäxte, Speere und Keulen mit eingesetzten scharfen, sichelförmigen Eisenstücken waren ihre Waffen. Schon hatten sie Nokaneng verheert und die Bewohner von Alt-Lattaku, in dessen Nähe sie an einem Berge lagerten, in die Flucht gejagt, als die Batlapi, von 80—100 berittenen und mit Feuergewehr bewaffneten Griqua unter den Häuptlingen Waterboer,

Kok und Berend unterstützt, nach vergeblich versuchten Friedensunterhandlungen sie angriffen und, nachdem etwa 4—500 von ihnen auf dem Platze geblieben, in die Flucht schlugen. Die Missionare, welche unter der drohenden Gefahr die Station verlassen und ihre Familien nach Griquatown in Sicherheit gebracht hatten, kehrten mit diesen bald wieder zurück. Die Mantati aber zogen nach Osten, in zwei Zügen. Der eine ging in das Bakone-Gebiet, der andere in das Basutoland, aus dem sie vorher durch die Matebele vertrieben waren. Bald hernach machte Moffat eine Reise nach der Kapstadt, wohin er den Sohn Mothibi's und den Häuptling Taischo mitnahm. Mit Erstaunen sahen die Wilden hier das Leben der Weißen, was nicht ohne Wirkung für die Mission unter ihnen bleiben konnte, und im Jahre 1824 traf Moffat mit einem neuen Mitarbeiter, Hughes, wieder auf der Station am Kuruman ein.

In demselben Jahre, da die ganze Gegend wieder völlig beruhigt erschien, machte sich Moffat, von einigen Griqua begleitet, abermals zu Makaba, dem Könige der Bawangketsi, auf den Weg, die infolge des Zuges der Mantati einen andern Wohnsitz gewählt hatten.[1]) Die große Hauptstadt Kuakue, mit 20,000 Einwohnern, bedeckte eine weite Fläche. Auch sonst war das Land dicht bevölkert. Der König war zwar sehr erfreut über den Besuch des weißen Mannes; doch die Lehre von der Auferstehung der Todten versetzte ihn in solche Aufregung, daß, wie es scheint, dadurch die Sendung eines Missionars zu ihm vereitelt wurde.

Am Kuruman aber wollten sich die Erwartungen der Missionare, trotzdem sie jetzt eine günstigere Stellung einnahmen, noch lange nicht erfüllen. Besonders die Frauen zeigten eine unüberwindliche Anhänglichkeit an ihre alten Sitten und heidnischen Vorurtheile, und wußten die Männer durch Ueberredung selbst vom Besuch des Gottesdienstes abzuhalten. Dazu kamen bald innere Unruhen im Lande, Kriege, welche die verschiedenen Betschuana-Stämme weithin erschütterten, so daß die Missionare ein paarmal auf kurze Zeit nach Griquastad flüchten mußten. Allmählich hatten sich 50 Familien, Flüchtlinge von 7 Stämmen, auf der Station niedergelassen. Die Schule konnte nun (1827) ernstlicher in Angriff genommen werden. Die sprachlichen Arbeiten waren so weit gediehen, daß das Evangelium Lucä und einige Lieder u. s. w. in Setlapi gedruckt werden konnten. Ein Jahr später waren einige Männer im Stande zu lesen, die Gottesdienste wurden fleißiger besucht, und das Evangelium schien bei einigen tiefere Eindrücke zu machen. — Moffat aber bemühte sich immer wieder für eine Mission tiefer im Innern Grund zu gewinnen.

Inzwischen war schon an einem andern Punkte des Betschuanalandes die Arbeit seitens der **Methodisten-Mission** aufgenommen worden und zwar zu Maquassa, einer Stadt der Barolong, etwa 35 Meilen östlich von Lattaku und eine Tagreise nördlich von der Vaal Rivier, wo sich im Jahre 1823 ein paar Missionare bei dem Häuptlinge Se-

[1]) Die Reise führte Moffat durch das Land der Barolong mit der Hauptstadt Pitsana.

bonello niederließen. Das Unternehmen aber konnte bei den fortwährenden Kriegsunruhen nicht gedeihen. Vor dem von Norden herdringenden Matebelenkönig Moselekatse[1]) mit seinen siegreichen Heeren wichen und zerstreuten sich die Barolong. Die abgebrochene Mission konnte erst 1828 zu Plaatberg an der Vaal erneuert werden, hatte jedoch auch hier kein langes Bestehen und wurde hernach ins Basutoland verlegt. Missionar Archbell aber hatte zuvor noch den mächtigen Eroberer Moselekatse selbst besuchen können. Dieser aber hatte schon nähere Beziehungen zur Londoner Mission angeknüpft.

Nachdem er seine Residenz zu Mosega (Mosika), etwa 50 Meilen nordöstlich von Kuruman, genommen, hatte er Kunde von den dortigen Weißen erhalten und sandte ein paar seiner höchsten Räthe dahin, mit der Einladung, Missionar Moffat möge ihn besuchen. Diese Boten waren höchst erstaunt über alles, was sie auf der Missionsstation sahen. „Ihr seid Männer, wir sind Kinder", rief einer von ihnen aus. Moffat ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen. Nach der gefährlichen Reise fand er in Mosega einen sehr freundlichen und ehrenden Empfang. Er gewann die besondere Zuneigung des Königs, der ihn immer nur seinen Vater nannte.

„Du", sagte dieser zu ihm, „hast mein Herz so weiß wie Milch gemacht; Milch ist heute nicht weiß, aber mein Herz ist weiß. Ich kann nicht aufhören, mich über die Liebe eines Fremdlings zu verwundern. Du hast mich nie zuvor gesehen; aber du liebst mich mehr als mein eigenes Volk. Du speistest mich, als ich hungrig war; du kleidetest mich, als ich nackt war; du trugst mich in deinem Busen, dein Arm schirmte mich gegen meine Feinde." Und als Moffat ihm einredete, er wisse nicht, wie er ihm dergleichen Dienste hätte leisten können, erwiederte er, auf die beiden Häuptlinge zeigend, die er nach Lattaku geschickt hatte: „Dies sind meine vornehmsten Diener, darum habe ich sie zu dir geschickt; sie sind meine Augen, meine Ohren, mein Mund. Du speistest sie und kleidetest sie, und als sie umgebracht werden sollten, warst du ihr Schild. Du hast es mir gethan, du hast es dem Moselekatse gethan, dem Sohne des Matschobane." — Während seines Aufenthaltes bei Moselekatse war Moffat besonders bemüht, ihn zum Aufgeben der grausamen Kriege zu bewegen. Bei solcher Gelegenheit fragte ihn einst der König, ob es ihm wirklich Ernst sei mit seinem Verlangen, daß er den Krieg ganz aufgeben und keine Menschen mehr umbringen solle. „Sieh nur die Menschengebeine an," entgegnete ihm dieser, „die auf deinem Gebiet zerstreut umher liegen; sie sprechen eine entsetzliche Sprache und sagen zu mir: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!" Als er dann fortfuhr zu reden und von der Auferstehung der Todten predigte, erschrak der König und versprach keinen Krieg mehr anzufangen.

Welcher Art diese Menschen waren, unter denen Moffat hier verweilte, davon zeugte eine Gerichtsverhandlung, welche er mit ansah. An einem Sonntag früh ward ein Edler des Volks in die Versammlung vor den König gebracht, das Zeichen seiner Würde auf der Stirn, aber ohne Waffen, denn er war ein Verbrecher. Er kniete vor dem König, während die Richter leise verhandelten. Und als sie nun laut das Schuldig! gesprochen, und Todesstille auf der Versammlung lag, hub der König an: „Du bist ein todter Mann, aber heute thue ich, was ich noch nie gethan. Ich schone dein Leben um meines Freundes und Vaters willen. Ich weiß,

[1]) Es hat sich diese, dem Setschuana entlehnte Form eingebürgert. In der Zulusprache, die die Matebelen sprechen, lautet der Name Umselekas. Die frühere Geschichte dieses Königs und seines Volkes ist mit bei Behandlung der Zulu zu erwähnen.

sein Herz weint um Blutvergießen, um seinetwillen bist du verschont. Er hat mein Herz weiß gemacht, indem er weit hergereist ist, um mich zu sehen. Aber er sagt mir, das Leben zu nehmen sei schrecklich, ermahnt mich, niemand umzubringen. Ich möchte, wenn er heimgeht, sein Herz so weiß machen, wie er das meinige gemacht hat. Du lebst um seinetwillen, denn er hat das Leben meiner Leute erhalten. Aber du bist entehrt auf Lebenszeit. Du darfst dich nicht mehr mischen unter die Edlen des Landes, nicht mehr wohnen in den Hütten der Fürsten des Volkes, nicht mehr treten in den Rang der Mächtigen. Geh' zu den Armen des Feldes, und laß die Bewohner der Wüste deine Gefährten sein." Alles schwieg; der Begnadigte aber faltete seine Hände auf der Brust und sagte: „O König, betrübe nicht mein Herz. Ich habe dein Mißfallen verdient. Laß mich getödtet werden als einen Krieger; ich kann nicht mit den Armen leben." Er hob seine Hand zu dem Ring auf seiner Stirn und sprach: „Wie kann ich mit Hunden des Königs leben und diese Ehrenzeichen schänden, die ich bei den Schilden und Speeren der Mächtigen gewann? Nein, ich kann nicht leben! Laß mich sterben, o Pezzulu (Himmel)!" Der Stolz des Kriegers hatte die Gnade des Herrschers verschmäht. Von einem Felsabhang wurde er hinabgestürzt in den tiefen Wasserteich, wo die Rachen der Krokodile ihm entgegengähnten, ehe er den Boden erreichte.

Der Erfolg dieses Besuches war der Versuch einer Mission bei Moselekatse seitens der Pariser Gesellschaft, der aber, wie unten zu berichten ist, nicht zur Ausführung kam. Nach einem zweiten Besuche Moffats aber begannen Missionare des American Board eine Mission in Mosega (Mosika), 1835, die jedoch einging, als 2 Jahre später die Matebelen, von den Boeren gedrängt, nach Norden zogen.

Am Kuruman waren inzwischen merkwürdige Spuren von einem mächtig sich regenden neuen Leben eingetreten. In der kleinen Kapelle waren die Zuhörer bei jedem Gottesdienste tief ergriffen. Sonst hatten bei den Betschuana nur die Weiber Thränen. Jetzt sah man den harten Kriegern die Augen übergehen. Etliche wurden von der Macht ihrer Empfindung so ergriffen, daß sie in Krämpfen niederfielen; andere wurden in einem Zustande großer Erschöpfung hinausgetragen. Ein früherer Sklave, Aaron Joseph, der mit den Seinigen am Kuruman sich niedergelassen, ward mit seinem Weib und drei Kindern als Erstling dieser Mission getauft. Eine gewaltige Bewegung ergriff jetzt die vordem so stumpfen Heiden. Nächte durch erscholl der Gesang in den Häusern, Tage lang verstummte nie die Stimme des Gebets. Versammlungen zum Lobe Gottes und zu gemeinschaftlichem Flehen wurden gehalten, ein Schulhaus von den Neuerweckten aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten erbaut. Unter dem Zulauf von hunderten von Heiden wurden im Mai 1829 die sechs Erstlinge von den Betschuana getauft, zu denen im folgenden Jahre noch mehre hinzukamen, während viele andere Hoffnung zur Bekehrung gaben, 70—80 Kinder und etliche Erwachsene die Schule, 2—300 Personen den Gottesdienst andächtig besuchten. Von vielen hörte man den Ruf: „Wir waren wie die Thiere vor Gott! Was sollen wir thun, um selig zu werden?" Die Getauften fingen von selbst an, sich schicklich zu kleiden; die Männer übernahmen jetzt die schweren Arbeiten, die sie sonst den Weibern überlassen hatten, und Frauen und Töchter saßen mit der Nadel in der Hand und bereiteten die Kleidung. Der abgeschmackte heidnische Putz verschwand, und lange Zeit durften die Missionare, wenn sie eine Frau an Kleidern nähen, einen Mann sich Jacke und Beinkleider zurüsten sahen, voraus erwarten, daß diese Familie sich bald zur Taufe melden

werde. Bald darauf fingen sie auch an, Tische, Stühle und Kisten zu machen, um ihre Häuser auszumöbliren, und aus dem Fett, das sie sonst auf ihren Leib schmierten, machten sie jetzt Lichter, bei denen sie Abends lesen konnten. Dabei hatten sie ein ungemeines Verlangen nach Unterricht und nahmen täglich zu in der Bibelkenntniß und Gesittung. Eine neue Kirche sollte gebaut werden, und willig trugen die Betschuana dazu bei; Moffat aber reiste 1830 in die Kapstadt, um weitere Mittel zum Bau derselben zu gewinnen, auf welchem Wege er den ersten französischen Missionaren begegnete, die auch unter den Betschuanastämmen wirken sollten. Mit einem neuen Gehülfen, Edwards, mit dem gedruckten Evangelium Lucä, einem Liederbuche, einer Druckerpresse mit Zubehör und sämmtlichen Mitteln zum Kirchenbau kehrte er an den Kuruman zurück. Da hieß es jetzt unter den armen Betschuana: „Ich suche Jesum" oder: „Ich fühle nach Gott. Ich lief unter den Raubthieren umher und kannte meine Gefahr nicht. Der Tag grauet und ich sehe meine Gefahr." Fünf Krieger aus dem Innern wurden jetzt getauft. Eine Frau, Namens Momonyatsi, eine Gefangene von den Matabelen, wurde ein lebendiges Zeugniß von der Macht Gottes über die Herzen. Eines Tages besuchte sie Moffat und fand sie in Thränen, einen Theil des Neuen Testamentes in der Hand. „Was weinest du," fragte er, „ist dein Kind noch krank?" — „Nein, es ist gesund." — „Oder deine Schwiegermutter?" — „Nein, nein, es ist meine eigene, theure Mutter. Sie wird dieses Wort nicht sehen, sie wird diese gute Nachricht nicht hören." Wieder flossen ihre Thränen, indeß sie schluchzend sagte: „O, meine Mutter und meine Freunde, sie leben in heidnischer Nacht. Sie werden sterben, ohne das Licht zu sehen, das auf mich scheint, ohne die Liebe zu fühlen, die ich geschmeckt habe." Sie hob ihre Augen gen Himmel und seufzte still: „O, meine Mutter, meine Mutter!" Bald hernach erkrankte sie und starb, Gott und dem Heiland ihr neugeborenes Kindlein mit Ruhe übergebend; ihr letzter Seufzer aber war: „Meine Mutter!"

Eine andere, bald hernach getaufte alte Frau ermahnte sterbend ihre Kinder und Enkel: „Meine Kinder, haltet euren Glauben an Christum fest. Trauet ihm, liebt ihn, laßt euch nicht durch die Welt von ihm reißen. Möget ihr beschimpft werden in der Welt, bleibet im Worte Gottes und werdet nicht schwach im Gebet. Mein letztes Wort ist: Trachtet in Frieden mit einander zu leben, vermeidet Streit, jaget dem Frieden nach, liebet einander, tröstet einander, helfet einander in dem Herrn." — Eine andere Alte, eine rechte Erzheidin, die allen Schmutz und Greuel des Heidenthums in sich vereinigte, das Orakel der jungen Weiber auf der Station, weil sie die Weisheit der Alten wußte, eine Meisterin in Gotteslästerung und Christenhaß, kam eines Tages, ein Kind suchend, in die ihr verhaßte Kapelle, wo sie einige Minuten warten mußte. Kaum hatte sie ein paar Sätze gehört, so lief sie davon. Aber am folgenden Sonntag kam sie wieder. Die Leute erschraken, denn sie kannten ihre Bösartigkeit; aber sie hörte ruhig zu und machte keine Störung. Nach einigen Tagen kam sie ganz verstört zu Moffat und schrie: „Ach, meine Sünden, ach, meine Sünden!" Thränen strömten über ihre Wangen, kein Trost wollte bei ihr haften, jede Nacht rief sie den Missionar aus dem Bett, um zu erfahren, was aus ihrer Seele werden würde. Eines Tages traf sie ihn auf der Straße, umfaßte seine Hände und rief, wie wenn ihr das Herz zerspringen wollte: „Leben kann ich nicht, und sterben kann ich auch nicht." Moffat wies sie zu dem Lamm Gottes, sie aber unterbrach ihn: „Du sagst, das Blut Christi mache rein von allen Sünden; weißt du die Zahl der meinigen? Sieh jene Grasfläche und

zähle die Grashalme oder die Thautropfen; — sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten." Nach etlichen Wochen aber konnte sie an den Heiland glauben, saß zu seinen Füßen, gereinigt, gekleidet und vernünftig, und wußte nicht, wie sie demüthig genug von sich selbst sprechen und eifrig genug nach Unterricht fragen sollte.

Um jene Zeit trafen die ersten Sendboten der **Evangelischen Missionsgesellschaft zu Paris**, Roland und Lemue, am Kuruman ein, dem später ein dritter Bruder folgte. Es schien sich nach längerer Vorbereitung für sie unter den Baharutsi sowie auch bei Moselekatse eine Thür aufzuthun. Schon waren sie 1832 im Begriff, sich an ersterer Stelle niederzulassen, als Moselekatse verlangte, daß sie alle bei ihm wohnen sollten. Von anderer Seite aber gewarnt, als wolle der Matebelenkönig sie umbringen, entflohen sie und kehrten nach Kuruman zurück. Von dort aus gründeten sie bald darauf die Station Motito, einige Stunden nördlich von Alt-Lattaku. Dort sammelten sich einige Batlapi und 40—50 versprengte Baharutsi. Schon im nächsten Jahre konnten 6 Personen getauft werden, und die Berichte meldeten viele liebliche Züge vom Eifer und der Treue der Bekehrten. Einige Jahre darauf schrieb Missionar Lemue von seinen Zuhörern: „Die einen kommen aus Frömmigkeit, die andern, um dem Missionar zu gefallen, die meisten aber aus reinem Pflichtgefühl. Jeden Abend kommen 40 zum Gebet; jeden Sonntag früh sammeln sie sich, singen und beten, wobei die Eingeborenen das Gebet sprechen; in der Predigt sind nie unter 100 Zuhörer." Eine weitere Station dieser Gesellschaft wurde 1841 bei dem Korannahäuptling Moscheu angelegt, der schon von Moffat christliche Anregungen empfangen hatte und mehrfach mit großer Mühe nach Kuruman zu Motito gekommen war, um das Evangelium zu hören. Er wohnte zu Mamusa am Kolong (Hart Rivier). Bald aber mußte sie weiter nach Osten in die Nähe des Vaal verlegt werden und erhielt den Namen Friedau.

Zu Lattaku war inzwischen das Missionswerk bereits bedeutend vorgeschritten. Als im Jahre 1838 eine neue Kirche eröffnet wurde, bestand die Gemeinde aus mehr als 200 Seelen. Der König war noch Heide, doch seine Gattin und Söhne gehörten zu den Christen. Anfangs 1842 ward auch jener, der alte Mothibi, mit 30 andern getauft. Auch auf verschiedene Außenplätze hatte sich das Missionswerk erstreckt, und hie und da entstanden kleine Batlapi-Gemeinden, die der Leitung von Nationalgehülfen anvertraut und von den Missionaren besucht wurden.

Eine derselben, Lekhatlong, bei der sich auch Griqua niedergelassen hatten, an der Hart Rivier, nicht weit von der Mündung in die Vaal gelegen, erwuchs bald zu einer blühenden Hauptstation mit bedeutender Gemeinde. Auch Borigelong, weiter nördlich an demselben Flusse, wurde zeitweise mit einem eignen Missionar besetzt. Andere sind Touns, Thantsabane, Mamusa, Mabotsa u. s. w. Bei dem oben erwähnten häufigen Wohnungswechsel der Betschuana änderten sich auch die Außenstationen öfters.

Im Jahre 1840 war Moffat nach England gereist und hatte dort durch die Berichte über die Erfolge der Betschuanamission großes Aufsehen gemacht. Bei seiner Rückkehr brachte er das ganze Neue Testa-

ment in Setschuana mit. Auch begleiteten ihn 2 neue Missionare. Der eine von ihnen war David Livingstone.

Dieser machte schon im Jahre 1842 eine Reise weit nach Norden zu und ließ sich im folgenden Jahre mit Edwards zu Mabotsa, 60 St. nördlich von Lattaku, unter dem Bakhalta-Stamme nieder, und zwar auf ausdrückliches Verlangen des Häuptlings. Doch bereitete sich Livingstone hier nur vor, sein dem Bakuénen-Häuptling Setschéle gegebenes Versprechen zu erfüllen, und zog denn auch bald noch weiter nördlich hinauf nach Schokuáne, der Hauptniederlassung dieses Fürsten, der ihn und das Evangelium mit Freuden aufnahm. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts aber trat eine solche Dürre ein, daß der Missionar den Häuptling und seinen ganzen Stamm zur Uebersiedelung nach dem 15 Stunden südlicher gelegenen Bach Kolobeng veranlaßte und hier eine neue Station gründete. Setschéle selbst ward ein warmer Freund des Evangeliums,[1]) das er auch seinen Leuten empfahl, richtete selbst Gottesdienste in seinem Hause ein, gab seine heidnischen Gebräuche auf und konnte endlich nach mehreren Jahren (1848) getauft werden, nachdem er seine Frauen bis auf eine aus freien Stücken entlassen. Von da an begannen nun freilich allerhand Feindseligkeiten von Seiten der Heiden, und Schule und Kirche wurden nur von wenigen außer des Häuptlings eigener Familie besucht. — Livingstone aber drang auf mehreren Reisen tief in das noch unbekannte Innere des Kontinents ein. Den Ngami-See entdeckte er 1849. Gehoben durch diese Entdeckung, und voll Hoffnung, daß die aufgefundenen Gewässer zu weiteren Verbindungswegen im Innern Südafrika's führen müßten, machte er im folgenden Jahre in Begleitung von Frau und Kindern eine zweite Reise in die neuentdeckte Gegend, ward aber durch die für das Zugvieh tödtliche Tsetse-Fliege sowie den Ausbruch des Sumpffiebers bald zur Rückkehr genöthigt. Im Frühjahr 1851 verließ er abermals mit Frau und Kindern, da er in der entdeckten Gegend als Missionar sich bleibend niederzulassen hoffte, Kolobeng, drang auf dem alten Wege bis an den Sugafluß vor, setzte über denselben, überschritt in nördlicher Richtung mehrere hohle Flächen, „Salzpfannen" genannt, deren eine etwa 100 engl. Meilen lang und 10 M. breit erschien, und die mit einer dicken Salzkruste bedeckt waren, und erreichte nach vielen Mühseligkeiten Linyanti, die Residenz Sebitoane's, des Häuptlings der zahlreichen Makololo, unter dem 18° südl. Breite und dem 23° östl. Länge. Mit ungeheuchelter, lebhafter Freude nahm Sebitoane den Reisenden auf, und sprach sein eifriges Verlangen nach der Niederlassung eines Missionars unter seinem Volke aus. Leider starb derselbe schon 14 Tage nach Livingstone's Ankunft und dieser mußte sich auch hier durch das Sumpffieber und die Verheerungen der Tsetse von der Unthunlichkeit einer festen Missionsniederlassung überzeugen. Erfüllt mit großen Erwartungen und edlen Absichten für die Zukunft lenkte er seine Schritte den beschwerlichen, langen Weg abermals rückwärts, erfreut wie einer, der große Beute gefunden. Während nun Livingstone, nachdem er

[1]) Spätere Erfahrungen zeigen, wie diese Darstellung von englischer Seite doch nur cum grano salis zu verstehen ist.

seine Familie in die Kapstadt gebracht, um seine Reisen und Forschungen in noch großartigerem Maße fortzusetzen, auf dem Rückwege nach seiner Station Kolobeng am Kuruman durch unerwartete Hindernisse etwas länger aufgehalten wurde, machten die Boeren einen gewaltthätigen Angriff auf Setschéle, der nicht ihr Vasall werden wollte, zerstörten Kolobeng und erklärten ungescheut ihr Bedauern, daß sie Livingstone's, auf dessen Leben sie es besonders abgesehen, nicht hatten habhaft werden können.

Nach der bereits oben (A 7) erwähnten Schlacht bei Boomplaats, 1848, hatte sich Andries Prätorius und sein Anhang, um der Herrschaft der Engländer zu entgehen, aus dem Gebiete der Sovereignity über die Vaal nach dem Innern zurückgezogen. In dem von dem Limpopo und seinen zahlreichen Nebenflüssen bewässerten Lande hatten sie sich niedergelassen, wohin schon andere Boeren von Natal hergezogen waren, nachdem die Engländer 1842 dem dortigen Bauernstaate ein Ende gemacht hatten. Hier breiteten sie nun unter Prätorius besonders im Westen an den Kaschanbergen und dem Merikwa- (Marico-) Flusse sich aus, richteten eine Art staatliche Ordnung ein und nannten den jungen Staat „Transvaal-Republik". Mit den Betschuana des Landes machten es diese Boeren fast ebenso, wie früher mit den Hottentotten in der Kolonie, und nachdem, mit infolge des bis 1865 währenden Kaferkrieges, die neue Republik von England als unabhängiger Staat anerkannt war, nahm der Uebermuth der Boeren, die in der lästigsten Weise die Händler, Reisenden und Missionare überwachten, damit die Betschuana keine Vorräthe an Schießbedarf und Waffen bekämen, sichtbar zu.[1]) Auf die Frage, was sie mit den Missionaren machen sollten, hatten die mit den Boeren verhandelnden Regierungs-Kommissare angeblich geantwortet: „Mit denen könnt ihr es halten, wie ihr wollt." Diese, wenn überhaupt, jedenfalls nur im Scherz gegebene Antwort, von arglistigen Leuten in Umlauf gesetzt und nur zu gern geglaubt, war ohne Zweifel mit Veranlassung, daß gleich darauf drei Missionsstationen völlig vernichtet wurden, Kolobeng, Mamusa und Mabotsa, und der Zustand des Betschuanalandes so traurig war, wie nie vorher. „Das gewaltsame Sträuben der Stämme gegen die Einführung des Evangeliums in den ersten Jahren der Betschuana-Mission", schrieb Moffat gegen Ende 1852, „die angedrohte Zerstörung durch die Mantati und die zerstörenden Freibeuter-Einfälle von Koranna, Griqua und Buschmännern erscheinen beim Rückblick als bloße Windstöße im Vergleich zu dem Sturm, der nun alle Früchte unserer Arbeit hinwegzufegen droht."

[1]) Man darf dabei jedoch nicht unbillig sein und muß zugestehen, daß solche Maßregeln bei der äußerst bedrohlichen Lage der wenigen Weißen unter den feindlichen schwarzen Stämmen wohl geboten war. Ueberhaupt scheint sich in diesen Theil der Missionsgeschichte doch auch etwas von politischem Parteiinteresse mit eingeschlichen zu haben. Es ist schwer, nach beiden Seiten gerecht zu urtheilen, da die über die betreffenden Ereignisse uns zugänglichen Berichte fast sämmtlich aus englischen Quellen geflossen sind. — Daß die Boeren nicht schlechtweg Missionsfeinde waren, zeigte sich ja bald, als Missionare, die nicht unter englischem Einfluß standen, von ihnen willig aufgenommen wurden.

Auch an die Barolong, unter denen die **Methodisten** erst im Jahre 1851 eine neue Station in der großen, von 8—10,000 Menschen bewohnten Stadt Lotlakana, sechs Tagereisen nordwestlich von Motito, errichtet hatten, erging die Aufforderung der Boeren, sich ihnen zu unterwerfen. Das Volk floh nach der Kalahari-Wüste, und die Missionare, allein zurückgeblieben, zogen auf weitem Umweg, um nicht in die Hände der Boeren zu fallen, über Motito und Kuruman nach dem Basutolande, wo von ihrer Gesellschaft ein ausgedehntes Missionswerk betrieben wurde, wovon unten weiter zu handeln.

Moffats Befürchtungen, daß die ganze Betschuana-Mission von den Boeren zu Grunde gerichtet werden möchte, erwies sich doch nicht begründet. Zu Kuruman mit seinen Außenstationen konnte die Arbeit ungehindert weiter gehen. Er selbst war unermüdlich mit der Bibelübersetzung beschäftigt, die er 1857 vollenden konnte. Bald darauf fing er durch die Herausgabe einer kleinen Zeitung („der Lehrer und Erzähler der Betschuana") in Setlapi an. Die Gemeinden waren fort und fort gewachsen. Die zu Lekhatlong zählte 460 Mitglieder (Kommunikanten), die zu Kuruman bald 200. — Durch die Reisen seines Schwiegersohnes Livingstone wurde denn auch Moffat noch einmal zu einer weiteren Reise veranlaßt (1854), und zwar zu seinem alten Freunde Moselekatse, der, von den Boeren verdrängt, weit im Norden des Limpopo seinen Sitz zu Matlokotloko genommen und mit Unterwerfung der dortigen Stämme sein gewaltiges Matebelenreich dort aufgerichtet hatte. Moffat wollte von dort aus dem kühnen Forscher, der schon lange im Innern weilte, Vorräthe und Nachrichten zukommen lassen. Mit Freudenthränen empfing der alte König den Missionar. Obgleich an Wassersucht leidend, ließ er sich nicht abhalten, ihn auf seiner weiteren Reise zu begleiten, ja gestattete ihm auch, was sonst nicht geschehen durfte, öffentlich vor seinem Volke zu predigen. Die längst beabsichtigte Matebelenmission wurde dadurch ihrer Verwirklichung einen Schritt näher gebracht.

Livingstone selbst aber hatte sich zunächst zu den Makololo begeben und war von Sekeletu, dem nunmehrigen Könige, ebenso freundlich wie früher von seinem Vater aufgenommen. Auch hier in Linyanti bereitete sich immer mehr Grund und Boden für eine Mission. Unter vielen Mühsalen drang der kühne Forscher von hier aus zunächst nach Nordwesten vor bis zur portugiesischen Kolonie Loanda, und von dort zurückgekehrt fand er nach längerem Aufenthalt in Linyanti seinen Weg am Zambesi abwärts bis zu den portugiesischen Besitzungen an der Ostküste, wobei er die seitdem berühmt gewordenen Victoria-Fälle entdeckte. Von Quilimane kehrte er auf dem Seewege zuerst nach dem Kap, dann nach Europa zurück, wo ihm allseitig der gebührende Ruhm für seine Entdeckungen gezollt wurde. Dieselben kamen zwar zunächst mehr der geographischen Wissenschaft und der Erschließung Afrika's für den europäischen Verkehr überhaupt zu gut. Auch schied Livingstone äußerlich aus dem Dienste der Mission, indem er zum britischen Konsul in Quilimane ernannt wurde, und reichlich mit Mitteln versehen, sich zu weiteren Entdeckungsreisen rüstete. Immer aber sah er seine weitere

Thätigkeit nur als die Arbeit eines Pioniers für die Mission an. Dieselbe säumte auch nicht, alsbald in seine Fußtapfen zu treten. Die Londoner Gesellschaft rüstete 1858 eine Expedition zur Gründung einer Missionsstation unter den Makololo. Missionar Helmore übernahm die Leitung. Gleichzeitig aber sollte auch bei den Matebelen, wo Moffat inzwischen noch einmal gewesen war, die Mission begonnen werden.

Ehe wir jedoch diese Unternehmungen weiter verfolgen, gehen wir zunächst noch ein paar Jahrzehnte zurück, um die Mission unter einem andern Theile der Betschuana-Nation kennen zu lernen. Bisher haben wir nur die Arbeiten unter den Westbetschuana betrachtet. Wenden wir uns nun zu den **Ostbetschuana** oder **Basuto**. Zunächst haben wir es mit den Südbasuto zu thun, die gewöhnlich schlechtweg Basuto genannt werden.

Dies Volk hatte seinen Sitz am Caledon, einem Nebenfluß des oberen Oranje, und den zwischen beiden gelegenen Maluti- (Blauen) Bergen. Nach Unterwerfung andrer Häuptlinge hatte hier der König Moschesch ein starkes Reich gegründet und seine Residenz auf der Felsenfeste Thaba Bossiu aufgeschlagen. Es war zu Anfang der dreißiger Jahre, als dieser, von der Niederlassung von Missionaren bei den andern Betschuanastämmen hörend, sich auch einen solchen zu erhalten bemühte. Er sandte Boten mit 200 Ochsen, um mit dieser werthvollen Gabe Missionare für sich zu gewinnen. Es war natürlich auch kein Heilsverlangen, das ihn dazu bewog, sondern Verlangen, in irdischen Dingen durch die Künste der Weißen groß, reich und glücklich zu werden.[1]) Sein Wunsch wurde den Missionaren der **Pariser Missions-Gesellschaft** bekannt, welche 1833 die ursprünglich für Buschmänner gegründete Londoner Station Caledon[2]) übernahmen und sie Bethulia nannten. Die Buschmänner hatten sich von hier fortgezogen, und die Arbeit erstreckte sich auf Angehörige anderer Stämme, meist Basuto. Noch in dem genannten Jahre gründeten sie mit Moscheschs Erlaubniß die Station Morijah, einige Meilen südlich von Thaba Bossiu.[3]) Ihre Hoffnung jedoch, daß der ihnen freundlich gesinnte König selbst dahin übersiedeln würde, erfüllte sich nicht. Daher wurde später auch in seiner Hauptstadt eine Station angelegt. Hie und da öffneten sich die Thüren im Lande, und in den nächsten Jahren war auch Beerseba am Caledon, von Bethulia 10 Meilen aufwärts, angelegt und Mekuatling, nördlich jenseits des Caledon bei dem Stamme der Bataung, die nach schweren Verlusten durch die Kriegszüge Moselekatse's zum Theil mit Basuto gemischt wohnten, von denen sie sich übrigens in Sprache und Sitte fast gar nicht unterschieden.

---

[1]) Mit solchen oft vorkommenden Bemühungen heidnischer Häuptlinge um Missionare ist viel Unfug getrieben worden, indem man sie der Bitte des macedonischen Mannes: „Komm herüber und hilf uns!“ an die Seite stellte. Auch in diesem Punkte kann es der Mission nur zum Schaden gereichen, wenn man nicht die Grenzen einer nüchternen Auffassung der Wirklichkeit innehält.

[2]) Nicht weit von der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Oranje. Vergl. oben (S. 109).

[3]) Sonst auch geschrieben Thaba Bosigo.

Außer diesen lebten im nördlichen Theile des Landes auch noch Reste der Mantati, die nach ihrer Niederlage bei Lattaku zum Theil sich hierher zurückgezogen hatten. Durch diese Züge und besonders durch Moselekatse's verwüstende Kämpfe war das Land zum Theil entvölkert und die in fortwährender Unruhe gehaltenen Stämme oder Reste von Stämmen so verwildert, daß eine Zeitlang in weitem Maße der Kannibalismus aufgekommen war. Moschesch hat das Verdienst, etwas Ordnung wieder hergestellt zu haben; freilich geschah dies, indem er jene Kannibalenhorden einfach ausrotten ließ. Obwohl die Mission bei dem Zustande, in welchem sie die Basuto antraf, keine leichte Arbeit hatte und das Heidenthum ihr oft schroff gegenübertrat, durfte sie doch bald über Erwarten schnelle Erfolge sehen. Moschesch selbst, obschon er den Lehrern das unbedingteste Vertrauen schenkte, ihnen selbst die Erziehung seiner Kinder übertrug, ihre Predigten ununterbrochen besuchte und auch seine Unterthanen dazu ermahnte, nahm dennoch das Evangelium, dessen Annahme er von andern forderte, für seine Person nicht an, während schon im Jahre 1840 die Trauung seines ältesten Sohnes Molapo, der sich bereits bekehrt hatte, auf christliche Weise vollzogen wurde. In dem nächsten Jahre entstanden die neuen Stationen Berea und Bethesda, diese im südöstlichsten Theile des Basutolandes jenseits des Cornetspruit, jene einige Stunden nördlich von Thaba Bossiu. Im Jahre 1845 aber konnte bereits von 606 bekehrten Heiden berichtet werden, die seit Beginn der Mission auf allen Stationen zum heiligen Abendmahl zugelassen worden waren. Die Zahl der getauften Kinder betrug 715. Im Taufunterricht befanden sich damals 461 Personen.

„Die Christen in Morija," heißt es in jener Zeit, „leben in der Furcht des Herrn. Sie hören das Wort des Lebens mit Aufmerksamkeit und Sammlung an, sie lieben sich unter einander und preisen den Namen ihres Heilandes durch ihren Wandel und ihren Eifer." Aehnlich wird von den andern Stationen berichtet; unter den Bekehrten aber waren Leute wie der wilde Krieger Josua Makoniane, der einst, nachdem er eben verwundet worden, sich nicht hatte aus dem Treffen zurückziehen wollen, bevor er durch zehn Schlachtopfer sich gerächt, und nun voll Sanftmuth und Eifer und ganz besonders mit dem ewigen Heil seiner Seele beschäftigt war. Seine Milde und Demuth legte er in ergreifender Weise an den Tag, als der alte Mokatschane, der Vater des Moschesch, welcher die Abwesenheit dieses seines Sohnes (1845) zur Wiedereinführung der Beschneidung in Thaba Bossiu benutzen wollte, ihm einen Keulenschlag auf den Kopf versetzte, weil er seinen Neffen aus dem Haufen der abtrünnigen jungen Leute herauszuziehen und zur Besinnung zu bringen suchte. Makoniane wendet sich um und erblickt Mokatschane, der ihn mit der einen Hand am Mantel gefaßt hat, und mit der andern die Mordwaffe erhebt. „Mein Herr", sagt er, „schlage zu, aber sage mir, warum du mich tödtest!" Der Alte schweigt und führt einen zweiten Schlag auf seinen ganz benarbten Diener, dem er so oft das Leben zu verdanken gehabt. Josua leistet keinen Widerstand, denn er besorgt, eine schnelle Bewegung von seiner Seite könne den schwachen Greis, den er als seinen Oberherrn respektirt, zum Fallen bringen. Ein dritter Schlag fällt auf Josua's Haupt, daß das Blut herabströmt, und noch einmal fragt er mit mildem Tone: „Mein Herr, sage mir, warum du mich tödtest!" Er fühlt sich hierauf gegen den Zaun hingezerrt, wo Mokatschane seine Waffen aufgehängt hat und gibt nach. Der alte Häuptling ergreift einen Assagai, zaudert einen Augenblick und setzt sich nieder, überwältigt von der Anstrengung, die über seine Kräfte ging. Josua aber setzt sich neben ihn und ergreift die Gelegenheit, um dem verhärteten Sünder, der ihn immer noch bedroht, das Heil in Jesu Christo zu verkündigen.

Nördlich und nordwestlich von den französischen Stationen hatte unterdessen auch die **Methodisten-Mission** unter den Basuto und Mantati eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Zu Thaba Unchu (Untschu) unter Barolong und Basuto, womit die Koranna-Stationen Ratabani und Mirametsu in Verbindung standen, zu Plaatberg unter Basuto, zu Lischuani unter Griqua und Basuto, zu Imparani, Moteng, Sevumelo und Umpakani waren Stationen begründet. In Thaba Unchu stand eine große Kapelle von Backsteinen, welche 1000 Personen faßte; auch sonst waren in allen genannten Orten angemessene Kapellen und Missionsgebäude. Mitglieder wurden Ende 1845 im ganzen 606 gezählt und Schüler gegen 1000. Auch diese Missionen wurden ebenso, wie bald hernach die französischen, besonders Bethulia, Beerseba und Mekuatling, im Jahre 1842 durch die auswandernden Bauern, welche eine holländisch-afrikanische Republik, deren Anerkennung sie von den Missionaren forderten, gründen wollten, in hohem Grade bedroht. Es kam zu blutigen Auftritten, thätlichen Mißhandlungen der Missionare, Zerstörungen von Dörfern und Menschenraub. Doch gingen die Stürme wieder glücklich vorüber, und die Missionen gediehen.

Verfolgen wir nun die französische Mission weiter, so finden wir sie in reichlichem Segen weiterarbeitend. Hie und da traten Erweckungen ein, und kein Jahr blieb ohne zahlreiche Taufen. Einzelne Fälle liefern leuchtende Beispiele einer gründlichen Bekehrung, wie der 90jährige Onkel des Königs, Libé, der bis in sein hohes Alter der Wahrheit hartnäckig widerstanden hatte, endlich aber als ein bußfertiger Sünder 1846 die heilige Taufe empfing.

Im folgenden Jahre wanderten bekehrte Eingeborene von Morija und Thaba Bossiu über 3 Monate lang unter den Völkerstämmen im Innern, den Bataung, Lighoia, Batlako, Bapo und Baperie (Bapedi), mit der Predigt des Evangeliums umher und würden ihre Besuche noch viel weiter ausgedehnt haben, wenn nicht die holländischen Bauern sie zur Rückkehr gezwungen hätten. Neue Stationen wurden angelegt: 1846 Kana, nur 7—8 Stunden nordöstlich von Berea, in einer Gegend, deren Einwohner noch ganz vor kurzem eigentliche Menschenfresser gewesen waren; 1847 Carmel (Quaggabrunn), zwischen Bethulia und Beerseba, zugleich zu einem Nationalgehülfen-Institut bestimmt; in demselben Jahre Hebron (Kusberg) in der Nähe von Beerseba, und Hermon, halbwegs zwischen Mekuatling und Beerseba. In Moscheschs Stellung hatte sich noch nichts geändert. So wohlwollend er gegen die Missionare war, lag er doch zu tief in den Banden der Polygamie, als daß er dem Evangelio Gehör geben konnte. Allerlei äußere Kultur nahm er gern an, ließ sich ein europäisches Wohnhaus bauen u. s. w. Von den Gemeinden aber wurde gerühmt: Die Liebe zu Gott, die brüderliche Liebe, die Eintracht, die Uneigennützigkeit, der aufrichtige Glaube an den Heiland der Welt, die guten Werke samt dem ganzen Gefolge christlicher Tugenden suchen sich einen Platz in dem Herzen des Menschenfressers u. s. w.

Gerade aber um diese Zeit traf diese Mission von einer Seite her,

von wo sie es am wenigsten erwartete, von Frankreich aus, ein schwerer Schlag, der für den Augenblick ihre Existenz völlig in Frage stellte. Die 1824 gegründete Pariser Missions-Gesellschaft hatte schon seit 1845 mit drückendem Geldmangel zu kämpfen gehabt. Alle ihre Anstrengungen, ihre dringenden Hülferufe blieben erfolglos, die Revolutionsstürme kamen dazu, und so sah sie sich im Februar 1848 in der Nothwendigkeit, das Missionshaus in Paris zu schließen, die Zöglinge in ihre Heimat zu entlassen, bis auf weiteres keine Missionare mehr auszusenden und die bereits ausgesendeten auf den afrikanischen Stationen anzuweisen, daß sie mehrere der neugegründeten Stationen, Kana, Hebron und Hermon, wieder aufgeben, sich aller kostspieligen Unternehmungen enthalten und nur auf spärlichen Zuschuß seitens der Gesellschaft in Zukunft rechnen möchten. Dies veranlaßte den Missionar Casalis, im Namen der übrigen Brüder nach der Kapstadt, wo in kurzer Zeit 900 Pfd. St. für diese Mission aufgebracht wurden, und mit Hülfe dortiger Freunde nach Frankreich zu eilen, und sein Besuch in Paris, seine Rundreise durch ganz Frankreich hatte so erfreuliche Resultate, daß nicht blos das Werk in Afrika in seinem ganzen Umfang wieder aufgenommen und die verlassenen Stationen wieder bezogen, sondern auch die Wiedereröffnung des Missionsseminars in der Heimat beschlossen wurde. Zu der pekuniären Bedrängniß kamen aber in jener Zeit für die Brüder in Afrika auch kriegerische Unruhen, da die Leute des Moschesch mit Sekoniela, dem Häuptling der Mantati, in beständigem Streit lagen. Die Engländer wollten dabei die Rolle des Schiedsrichters übernehmen; allein Moschesch brachte ihnen bei Mekuatling und Thaba Bossiu empfindliche Niederlagen bei, war aber klug genug, von weiterer Ausbeutung seines Sieges abzustehen. Bei der damaligen britischen Politik unterblieb auch von dieser Seite ein Rachezug, wie er sonst wohl nahe gelegen hätte. Für die Mission aber waren diese Ereignisse höchst nachtheilig. Die heidnische Partei, an deren Spitze ein paar Söhne Moscheschs standen, hatte an Einfluß gewonnen. Die Gemeinden hatten viel von Abfall bisheriger Mitglieder zu leiden, namentlich Mekuatling. Moschesch aber ließ nach Abschluß des Friedens am 9. Januar 1853 einen Bet- und Danktag feiern, bat auch die Missionare um Rath, wie er den Zustand seines Volkes nachhaltig verbessern könne, und sprach den Wunsch aus, daß sich die Bevölkerung der Stationen vermehren und die verlassenen wieder besetzt werden, auch diejenigen, wo die materiellen Arbeiten eingestellt worden, der Mittelpunkt neuer Thätigkeit werden möchten.

In jener Zeit befürchteten die Missionare viel Nachtheil für ihr Werk von der bevorstehenden Zurückziehung der britischen Schutzherrschaft über das Land zwischen Vaal und Oranje. Sie richteten daher eine auf weitere Erhaltung des Sovereignity gerichtete Bittschrift an die britische Regierung, ohne jedoch Erfolg zu finden. Wie schon erwähnt, wurde 1854 der Oranjefluß-Freistaat proklamirt. Die ersten Präsidenten aber wußten mit Moschesch ein gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten. So kam für die französische Mission noch eine Zeit fröhlichen Gedeihens. Im Jahre 1855 hatte sich die Zahl der Kom-

munikanten auf sämmtlichen Stationen auf mehr als 1000 gehoben.[1]) Unter den Zurückgefallenen zeigte sich die lebhafteste Buße, und es konnte ein Theil derselben überall wieder in die Gemeinden aufgenommen werden. Noch lebhafter waren die Erweckungen unter den Heiden; überall gab es Taufen, und auf einigen Stationen wurden 30—40 Erwachsene getauft, unter ihnen selbst einige Weiber und Söhne des Moschesch, der indeß auch bei dieser Gelegenheit wieder zeigte, daß Heide und Christ in ihm noch immer kämpften.

So sehen wir also um die Mitte unseres Jahrhunderts trotz mancher Hindernisse unter verschiedenen Betschuanavölkern im Osten wie im Westen das Christenthum gepflanzt und festgewurzelt.

Wenden wir uns nunmehr zunächst zu den schon angedeuteten Unternehmungen der **Londoner Mission**, das Evangelium in das ferne Innere zu bringen. Eine wohl ausgerüstete Expedition begab sich 1859 von Kuruman aus nach Norden, um in Linyanti bei dem Könige Sekeletu die Makololo-Mission zu beginnen. Livingstone wollte dort, von Quilimane kommend, sich gleichfalls einstellen. Nach äußerst beschwerlicher Fahrt und furchtbarem Leiden von Durst und Hitze erreichten die Reisenden ihr Ziel, wurden jedoch sehr kühl empfangen. Von Livingstone war noch nichts zu hören. Es folgte eine schwere Leidenszeit unter der argwöhnischen und habgierigen Behandlung, die ihnen der Fürst angedeihen ließ. Zuletzt stellte sich ein bösartiges Fieber ein, das sämmtliche Europäer bis auf einen dahinraffte, Missionar Price, dem es gelang, die Rückreise nach Kuruman zu bewerkstelligen. Es ist dies eine der dunkelsten Episoden der Missionsgeschichte, um so mehr, da Frauen und Kinder die entsetzlichsten Strapazen und Entbehrungen mitmachten und zuletzt denselben zum Opfer fielen. Vier Monate nach Price's Abzug traf Livingstone in Linyanti ein, der wider Erwarten auf seiner Reise aufgehalten, nichts Gutes ahnend, herbei eilte und dabei 200 Stunden Weges zu Fuß zurücklegte. Sein Schmerz war um so größer, als er im Besitz eines erfolgreichen Mittels war gegen jenes Fieber, dem seine Freunde erlegen waren. — Damit war zunächst jeder Gedanke an eine weitere Makololo-Mission aufgegeben.

Besser gelang die Gründung der Matebele-Mission, obwohl sie mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war, bei diesem kriegerischen Kafervolke, das noch immer von Raub und Krieg unter den benachbarten Stämmen lebt und durch Einverleibung der kriegsgefangenen Weiber und Kinder sich vermehrt. Nach einer entbehrungsvollen Reise langten die Missionare Thomas, der junge Moffat und Sykes, die beiden ersteren mit ihren Frauen, geführt vom Vater Moffat, an den Grenzen des Matebelenreiches an. Moselekatse war höchst erfreut, als er ihre Ankunft vernahm, und sandte ihnen 80 seiner Krieger entgegen, die wie im Triumphzuge den Wagen zur Hauptstadt ziehen mußten.[2]) Der Empfang (28. Okt. 1859) war freundlich, aber die weitere Be-

[1]) Im Jahre 1857 war sie sogar auf 1300 angewachsen

[2]) Besorgniß vor Einschlepung der ansteckenden Lungenseuche, die unter den Rindern in Südafrika oft große Verheerungen anrichtet, war die Veranlassung dazu.

handlung der Fremden argwöhnisch. Der König fürchtete, die Boeren könnten ihnen folgen; auch hatte ein Gerücht, daß die Vielweiberei aufgegeben werden müsse, wo sich Missionare niedergelassen hätten, große Aufregung hervorgerufen. Nach wochenlangem Warten wurde endlich die Bitte um Anweisung eines Wohnplatzes gewährt. Inyati (Nyati) hieß der Ort der neuen Station. Mit der Verkündigung des Evangeliums hatte noch kein Anfang gemacht werden können, da die Sprache der Matebele (Zulu) den Missionaren unbekannt war und trotz der vielen Betschuana-Elemente, die das Volk im Laufe der Zeit aufgenommen hat, das Setschuana nicht verstanden wird. Endlich aber stellte der König ein paar Dolmetscher — und nun konnte oft vor großen Volkshaufen gepredigt werden. Jetzt glaubte der alte Moffat das Unternehmen hinreichend gesichert und dachte an die Heimreise, wurde jedoch erst entlassen, nachdem er Moselekatse's Wagen und Gewehre reparirt hatte. Der König versprach beim Abschiede, daß er die zurückbleibenden Lehrer lieben und für sie sorgen wolle. In der ersten Zeit ging auch alles ganz gut. Thomas bewältigte die Sprache so weit, daß er frei predigen konnte, und obgleich dies nur in zwei Niederlassungen in der Nähe der Station geschehen durfte, kam doch eine große Menge unter den Einfluß des Evangeliums. Auch der König wohnte zuweilen dem Gottesdienste bei, der gewöhnlich von 150 Personen besucht war. Aber die Predigt machte nicht den geringsten Eindruck. Auch konnte keine Schule begonnen werden, weil niemand etwas lernen wollte und der König ausdrücklich das Lehren verboten hatte. So ging es über Jahr und Tag. Moffat jun. ging wegen Kränklichkeit seiner Frau nach Kuruman zurück. Thomas und Sykes blieben allein zurück, ersterer, nachdem er seine Gattin, die ihm 2 verwaiste Kinder hinterlassen, verloren hatte. Ihre Lage aber wurde erst recht schwer, als Monyebe, einer der Räthe des Königs, der als ein besonderer Freund Moffats sie bisher gegen den Groll der Regenmacher beschützt und die Launen des Königs besänftigt hatte, der Zauberei angeklagt und mit seinem ganzen Hause umgebracht wurde. Seitdem wurde Moselekatse den Missionaren immer abgeneigter. So unternahm er alsbald (1863) einen Kriegszug gegen die Bamangwato, gegen das ausdrückliche Versprechen, das er Moffat gegeben hatte. Trotz mancherlei Belästigungen aber durften die Missionare bleiben. Später zeigte der König wieder ein gewisses Wohlwollen, mit dem freilich hie und da allerlei eigennützige Absichten verbunden waren. Man konnte nicht absehen, wie überhaupt bei diesem in fortwährender kriegerischer Aufregung befindlichen Volke, unter einem launenhaften Tyrannen, die Mission etwas ausrichten sollte. Die Raubzüge gegen die am Zambesi wohnenden fleißigen und betriebsamen Stämme nahmen kein Ende. Das weite Reich der Matebelen umgab sich immer mehr mit einem breiten Gürtel entvölkerter Gegenden.

Da galt es, auf dem harten Posten in Geduld und Hoffnung ausharren. Es schien ein großer Fortschritt, als im Jahre 1867 der alte Moselekatse, der zuweilen weich wurde, doch ohne daß sein hartes Herz sich vor dem Evangelio gebeugt hätte, den Missionaren die Erlaubniß

gab, Lesen und Schreiben zu lehren. So begann denn endlich die Schule. Freilich war auch in diesem Stücke der Anfang gering. Im folgenden Jahre starb der Matebelenkönig, und nach langen Wirren und Kämpfen, in denen die Missionare Gelegenheit hatten, Werke der Barmherzigkeit zu üben, wurde sein Sohn Lupengula (Lopingole) als rechtmäßiger Herrscher anerkannt. Auch er hat sich bisher im ganzen gegen die Mission freundlich benommen, aber ohne sich irgendwie christlichen Einflüssen zu öffnen. Mit seiner Erlaubniß wurde 1872 eine zweite Station, 10—12 Meilen südlich von Inyati, angelegt und Hope Fountain genannt. Auch die Residenz war nämlich aus der Nähe von Inyati verlegt worden. — Miss. Mackenzie, der schon zehn Jahre früher das Matebelenland kennen gelernt, schildert in einem Berichte von seiner 1873 dahin unternommenen Besuchsreise den Unterschied zwischen damals und jetzt. Man sieht jetzt mehr verheirathete Männer und überall eine größere Anzahl Kinder. Europäische Kleidung hat weiten Eingang gefunden. Die Missionare werden geachtet; auch ihre Lehre wird als gut bezeichnet, aber als ganz unpassend für die Matebele. Das waren die Hauptpunkte seiner Wahrnehmung. — Jene ferne Gegend ist übrigens dem europäischen Verkehr näher und näher gerückt. Händler und Jäger sind dort schon lange nicht mehr unbekannte Erscheinungen. Es scheint aber, daß sich in kurzem selbst der Strom europäischer Einwandrung ins Matebelenland ergießen wird, denn es ist daselbst Gold entdeckt worden. Auch haben die weiten, fruchtbaren, aber durch alle Kriege entvölkerten Gebiete bereits die Blicke der Transvaalboeren auf sich gelenkt. Es ist die höchste Zeit, daß jenes Kriegsvolk auf die Botschaft des Friedens achte, sonst wird ihm kein anderes Loos bleiben als das, von der weißen Rasse erdrückt zu werden.

In Verbindung mit der Matebele-Mission hatte die Londoner Gesellschaft eine solche bei den **Bamangwato** übernommen, durch deren Land (unter dem 23° südl. Br.) der Weg ins Innere führt. Hier herrschte der charakterlose, habgierige und rachsüchtige Sekhome in seiner Hauptstadt Schochong, die mit ihren Vorstädten an 30,000 Einwohner zählt.[1]) Als die ersten Missionare in sein Land kamen, that er alles, was in seiner Macht stand, um ihr Vordringen in nördlicher Richtung zu verhindern. In späteren Jahren indeß wurde er der Mission etwas günstiger gestimmt und duldete eine Zeitlang die Hermannsburger Missionare (s. d.) in seiner Nähe. Infolge ihres Unterrichts bekannten sich seine zwei ältesten Söhne zum Christenthum; sie lernten lesen, wurden getauft und in die Kirche aufgenommen. Als Missionar Mackenzie 1860 auf dem Wege zu den Makololo[2]) diese beiden jungen Männer kennen lernte, war es ihm eine große Freude und Ueberraschung, sie so ernst und dem Christenthum und der

---

[1]) Nur ein Theil der Stadt ist von den eigentlichen Bamangwato bewohnt; die übrige Bevölkerung derselben ist aus Angehörigen unterworfener Völkerschaften gebildet.

[2]) Er erreichte damals sein Ziel nicht, da er dem zurückkehrenden Missionar Price begegnete.

Civilisation zugethan zu finden. Im Jahre 1862 kamen denn Missionar Price und Mackenzie abermals durch Sekhome's Land und wurden freundlich und achtungsvoll behandelt. Als in der Folge die deutschen Missionare die Gegend verließen, durften sich die genannten englischen in Schochong niederlassen, nicht weil Sekhome Interesse für das Evangelium gezeigt hätte; er wollte nur gerne weiße Leute in seiner Stadt haben. Die Station wurde bald darauf (1863) durch einen Raubzug der Matebele bedroht, die sich aber begnügten, die Außenposten zu plündern. Nach drei Jahren war der Zustand dieser Mission, trotz mancher erfreulicher Erfahrungen, doch ein ziemlich unsicherer, wie folgender Brief des Missionars Mackenzie zeigt:

„In den ersten drei Jahren unseres Hierseins," schreibt er 1866, „wohnte Sekhome zwar nie unserem Gottesdienste bei, that, was er konnte, um auch seine Leute davon abzuhalten, und bemerkte nur mit Eifersucht die wachsende Anhänglichkeit seiner Söhne an das Christenthum, doch hatte er nichts dagegen, daß sie lesen, schreiben und rechnen lernten, interessirte sich vielmehr für ihre Fortschritte darin und erkundigte sich öfters nach ihnen. Vor wenigen Wochen noch schien es ihm große Freude zu machen, als er hörte, mehrere seiner Söhne seien nun im Stande, einen Brief in ihrer Muttersprache zu schreiben. Was er an ihrer neuen Lebensweise haßt, ist, daß sie ihnen verbietet, an vielen ihrer alten Gebräuche sich fernerhin zu betheiligen. So an dem Feste der Beschneidung, das auch im März 1866 wieder gefeiert wurde. Bei dieser Veranlassung äußerte sich zuerst die ganze Bitterkeit und Feindschaft des Häuptlings, der uns bis jetzt immer höflich begegnet war und uns für unser Eigenthum jeglichen Schutz gewährt hatte. Seit Monaten gährt es nun fort, und wir wissen nicht, wann der Sturm losbricht, fürchten aber, daß Blut dabei fließen wird. Khame, Sekhome's ältester Sohn und Erbe, flößt uns durch seinen versöhnlichen Charakter große Achtung ein. Wäre er ein Heide, so hätte Sekhome längst den Tod gefunden; dagegen aber sträubt sich Khame, obgleich seine Anhänger, fast lauter Heiden, danach dürsten, seinen Vater zu erschlagen und ihn selbst zum Könige zu machen. Er und seine Brüder haben ihre Pflichten gegen ihren Vater gewissenhaft beobachtet, dieser aber spricht dessen ohngeachtet offen davon, sie ums Leben zu bringen, weil sie nicht in der heidnischen väterlichen Weise fortleben wollen. Ein Hauptvergehen Khame's in den Augen seines Vaters ist, daß er sich standhaft weigert, die Frau, welche ihm dieser geben möchte, zu heirathen. Er ist nämlich schon mit einer sehr netten Person, einer der stillsten und anständigsten Eingeborenen, die ich je sah, verheirathet, und sie haben ein liebliches Töchterlein Namens Betsy. — Was Sekhome mit den älteren Söhnen nicht gelang, das erreichte er bei zwei der jüngeren, die auch die Schule besucht und gute Fortschritte im Lesen und andern Fächern gemacht hatten. Zum Lohn dafür, daß sie beim Fest der Beschneidung sich auf seine Seite herüberziehen ließen, verspricht er nun dem älteren von beiden, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen, wenn er nur erst Khame losgeworden sei. Das wird er übrigens nicht leicht finden; denn jeder Versuch, Khame zu beseitigen, offenbart nur seine eigene Schwäche, indem dabei zu Tage kommt, wie viele seiner Leute gegen ihn sind. Der arme Alte muß sehr unglücklich sein. Es ist, als wollte er nicht nur seinen Söhnen, sondern auch uns möglichst viel Unannehmlichkeiten bereiten. Eben jetzt (1866) begeht er eine wirkliche Ungerechtigkeit gegen uns, die uns recht in Noth bringt, indem er uns alle Leute wegnimmt, die irgendwie unter seiner Botmäßigkeit stehen. Glücklicherweise haben wir einige Knechte aus Stämmen, über die er keine Macht hat, so daß wir doch nicht aller Hülfe beraubt sind. Doch ist unsere Lage sehr unsicher. Wir beten, daß Sekhome seine Thorheit einsehen möchte, ehe es zu spät ist, und seinen Söhnen Freiheit lasse, ihrem eigenen Gewissen zu folgen. Er soll gesagt haben, er brauche keine Missionare mehr, er wolle leben und sterben, wie seine Väter gelebt haben und gestorben seien."

Noch in demselben Jahre wurde Sekhome entthront und ein Kronprätendent Macheng (Matsch-), der früher von jenem in die Verbannung ge-

schickt, nun aber zurückgerufen war, als König anerkannt. Sekhome's Söhne durften in der Stadt bleiben. Der Vater, der mit dem Leben davon gekommen war, ging in die Verbannung. Der neue König war zuerst den Missionaren ziemlich gewogen. Später aber zeigte er sich als ein stumpfer, roh sinnlicher, doch eingebildeter Mensch. Essen und Trinken war ihm die Hauptsache. Des Morgens pflegte er seinen wegen seiner Korpulenz nur kurzen Spaziergang zu den weißen Händlern zu machen, die sich in der Stadt niedergelassen hatten, und sich bei jedem eine ganze Schüssel voll Branntwein einschenken zu lassen. Obgleich der größte Theil der Häuptlinge diesem unfähigen Menschen abgeneigt war, wußte er sich doch durch seinen Anhang zu halten. Die Arbeiten der Missionare gingen inzwischen ununterbrochen fort, waren aber durch das Verhalten des Königs vielfach behindert. Sechs Jahre dauerte seine Herrschaft. Da rief seine Gegenpartei den Bakuéna-König Setschele herbei. Man wollte durch ihn Sekhome zurückführen lassen. Setschele aber hielt es für besser und glaubte den Frieden des Landes mehr gesichert, wenn Khame zur Herrschaft käme. Macheng wurde denn 1872 mit Hülfe der Bakuéna vertrieben und der junge Khame als König anerkannt. Bald darauf legte ihm seine neue Würde die Pflicht auf, eine heidnische Ceremonie zu vollziehen. Die Aecker sollten für die Saat dem Herkommen gemäß mit Zauberei geweiht werden, Khame zögerte, entschied sich aber zuletzt, die heidnische Ceremonie durch eine christliche Weihung mit Gebet zu ersetzen und dabei das Christenthum als offizielle Religion zu proklamiren, obgleich jedem seiner Unterthanen auf eigne Hand die alten Gebräuche auszuüben nicht verwehrt werden sollte. So liebliche Aussichten aber sich hiermit auch für die Bamangwato-Mission eröffneten, wurden sie doch wieder getrübt durch die Rivalität eines Bruders des jungen Königs, mit Namen Khamane, der, selbst ein Christ, bisher das vollste Zutrauen genoß. Dieser spielte mit dem zurückberufenen Vater Sekhome unter einer Decke. Infolge ihrer Intriguen zog Khame ab und nahm seinen Sitz in den Bergen zu Serue. Fast alle angesehenen Bamangwato folgten ihm dahin, so daß der Hauptstadttheil von Schoschong fast verödet dastand. Die Spaltung wurde immer tiefer. Endlich kam es zum blutigen Kampf, in dem Sekhome's und Khamane's Anhang geschlagen wurde und Khame siegreich in die Stadt einzog (1875). Hatten sich auch die Missionare in diesen Angelegenheiten neutral gehalten, so hat doch die Mission den größten Nachtheil. Die beiden kämpfenden Brüder sind mit Kirchenzucht belegt. Vielleicht aber haben die Werke der Barmherzigkeit an den Verwundeten, deren sich die Missionare treulich annahmen, hie und da ein Samenkorn zurückgelassen, das später ihrer Wirksamkeit zu gut kommen wird. — Noch ist zu erwähnen, daß einige Jahre vorher ein kleines Seminar für eingeborne Prediger aus den Betschuana (Moffat-Institut) in Schoschong eingerichtet war. Es zählte jedoch bisher erst vier Zöglinge. — Ueber die weitere Entwicklung der politischen Verhältnisse der Bamangwato und der Mission unter ihnen liegen zur Zeit keine weiteren Nachrichten vor.

Das nächste Missionsfeld der Londoner Gesellschaft nach

Süden zu ist das unter den **Bakuéna**, bei Setschele, wo ihre Missionare, wie wir oben sahen, 1852 von den Boeren vertrieben wurden. Auch hier waren inzwischen Hermannsburger Missionare thätig gewesen. Die Hauptstadt war damals Liteyane. Ueber die erfreulichen Erfolge, die sie dort hatten, und über das traurige Zerwürfniß der Missionare mit ihrem Vorgesetzten, durch welches schließlich auch die Aufhebung dieser Station herbeigeführt wurde, ist unten mehr zu sagen. Im Jahre 1866 erhielt denn Setschele auf seine Bitte wieder einen Missionar der Londoner Gesellschaft. Er hat inzwischen seine Residenz, wie es scheint, wiederholt verlegt. Eine Zeitlang wurde sie Lohaheng genannt. Jetzt heißt sie Molepole, und dort besteht auch die Missionsstation. Es ist mit derselben bereits eine kleine Gemeinde verbunden, und die Zahl der sogenannten „Anhänger" wurde 1873 auf 1800 angegeben bei 26 Gemeindegliedern. Der König scheint im ganzen gegen die Missionare noch freundlich zu sein, doch einen treuen, beständigen Schirmherrn der Kirche darf man sich unter einem solchen südafrikanischen Fürsten überhaupt nicht vorstellen. Es geht dort überhaupt noch viel in Schwankungen. Zuweilen ist über eine Lässigkeit und einen Mangel an christlichem Leben bei den Bekehrten zu klagen, und dann wird wieder von größerem Eifer und steigendem Verlangen, zu lernen, im Volke überhaupt berichtet. In den ersten Jahren dieses Jahrzehnts war anhaltende Dürre ein Hinderniß für die Mission. Das Volk zerstreute sich vielfach auf die entlegenen Viehplätze, und darunter litt die Schule. Es war schwer, von bestimmten Fortschritten zu reden — doch zeigten sich Spuren, daß das Heidenthum nach und nach seinen Grund verliere. Bei jenem in die tiefste Unwissenheit und moralisches Verderben gesunkenen Volk, sagt der betreffende Bericht, dürfe man überhaupt nicht plötzliche Bekehrungen, gleichsam moralische Wunder, erwarten, sondern allmählich aber sicher unter Gottes Beistand den Weg für bessere Zustände bereiten.

Kommen wir nun schließlich auf die südlichste und älteste der Londoner Betschuana-Missionen zurück. Es ist die bei den **Batlapi.** Ein halbes Jahrhundert ist verflossen seit Gründung der Station Kuruman, die nun das Centrum eines weiten Gebietes bildet, dessen spärliche Bewohner äußerlich das Heidenthum fast ganz aufgegeben und christliche Formen angenommen haben. Jedes Dörflein, wie man es nach tagelanger Reise durch die Einöde ab und zu antrifft, hat sein wenn auch noch so schlichtes Gotteshaus. Wo kein angestellter Katechet ist, versäumen es nicht die Aeltesten, Sonntags Gottesdienst zu halten. Wo sich noch Reste von Heidenthum finden, sind sie schwach und bieten dem Christenthum kein Hinderniß mehr. „Die Leute sind gewöhnlich erstaunliche Kirchgänger, Bibelleser und Psalmensinger — ich fürchte, in weitem Maße ohne Verständniß. Die Religion besteht für sie in den genannten Verrichtungen und im Geben eines Beitrages zur Missionshülfsgesellschaft. Ich spreche im allgemeinen. Es gibt viele, denen ich nur ein bloßes Namen-Christenthum zuschreiben kann. Dies kann kaum das Ergebniß eines niedern geistigen Vermögens sein. Die Betschuana zeigen vielmehr beträchtliche Schärfe desselben, wo es die Umstände er-

fordern. Die erziehende Thätigkeit der Mission ist zurückgeblieben. — Die Dorfschullehrer, selbst ungebildet und meist unbesoldet, leisten nicht viel. Man muß sich nur wundern, daß sie noch so viel thun, und wo noch immer die Lehrer herkommen. — — — Tüchtige eingeborne Schullehrer sind ein großes Bedürfniß."

Diese kleinen Gemeindlein werden ab und zu von einem Missionar besucht, der ihnen Gottesdienst hält und die Amtshandlungen verrichtet. Auch wird bei solchen Gelegenheiten nach Besprechung mit den Aeltesten Kirchenzucht geübt; früher ausgeschlossene Glieder, wenn sie sich reuig gezeigt haben, wieder aufgenommen, neue Mitglieder angenommen u. s. w. Auch ist mit solchem Besuch die Abhaltung einer Missionsstunde verbunden, in der eine Kollekte gesammelt wird. Die Leute geben nach Kräften. So brachten z. B. die 6 Außenstationen von Likhatlong mit 291 Gemeindegliedern und 610 Anhängern 366 Mark auf. Die Leute sind arm und werden es immer bleiben, denn das Land ist zu trocken. Die von den Männern gepflegten Schaf- und Ziegenheerden und die mit vieler Mühe von den Frauen bewässerten und bearbeiteten Gärten, die etwas Korn liefern, bieten nur knappe Quellen für den Unterhalt. Wo aber auch Rindviehzucht in größerem Maße betrieben werden kann, gibt's keinen Markt, um das Vieh zu verwerthen. Die europäischen Artikel sind hier furchtbar theuer und schlecht. Oft muß man 200 Prozent der Preise von Port Elizabeth zahlen. Diese Armuth der Gegend scheint wenigstens ein Schutz gegen die nach Land begierigen Boeren der Freistaaten bleiben zu wollen.

Dennoch machen auch die Batlapi gelegentlich Aufwand und Luxus. Wenn der Missionar auf solcher Außenstation ist, sieht man wohl aus der Wüste her einen Wagen mit Hochzeitsgesellschaft ankommen, die Braut im hellen Seidenkleid, auf dem krausen Haare einen Kranz gemachter Blumen, von dem der Schleier herabwallt, wenn nicht gar Gold und Perlen den schwarzen Hals zieren.

Sehen wir uns aber einmal die Hauptstation an einem Sonntage an.[1]) Ehe der Gottesdienst beginnt, sammeln sich bunte Gruppen vor der einfachen, aber geräumigen Kirche, unter dem angenehmen Schatten der hohen Syringen (span. Flieder), die unmittelbar am Rande des Flusses gepflanzt sind. Einige lesen schon in der Heil. Schrift, andere hörst du laut nach ihrer Fibel buchstabiren, Bekannte bewillkommnen sich, während gelegentlich ein paar Fremde aus dem fernen Innern in ihren Karossen in stummer Bewunderung im Hintergrunde stehen. Die meisten der zur Station gehörigen Männer sind europäisch gekleidet; die Beinkleider aber sind oft aus selbstgefertigtem Leder gemacht. Die Betschuana sind Meister im Flicken, und man sieht Röcke und Jacken so bunt, daß es schwer hält, ihre Farbe anzugeben. Auch die breitkrämpigen Hüte sind oft recht wunderlich. Die meisten Frauen tragen ein Tuch dicht um den Kopf gebunden, manche ziehen ein farbiges, andre ein schwarzseidenes vor. Wenige haben Damenhüte, und es scheint nicht recht ausgemacht, ob sie auf dem bloßen Haar oder auf dem Kopftuch

[1]) Vergl. Lond. Miss. Chronicle 1872 p. 244 ff.

zu tragen sind. Letzteres binden einige geschickt, so daß es ein Netz mit langen europäischen Haaren nachahmt. Schuhe sind oft gut gemacht; aber Strümpfe gelten als völlig überflüssig. Manche haben einen Beutel bei sich, in dem sie Bibel und Gesangbuch tragen (jene umfaßt in der Setschuana-Uebersetzung 3 Bände). Die Aristokratie des Dorfes aber pflegt sich auch Stühle mitzubringen, weil in der Kirche nur Bänke ohne Rückenlehnen sind.

Nun erklingt das Glöcklein vom Dachreiter, und die Kirche füllt sich. Mütter mit kleinen Kindern bleiben in der Nähe der Thür, um bald herauszukönnen, wenn es nöthig wird. Der Prediger im einfachen schwarzen Rock besteigt die Kanzel, und das angegebene Lied wird angestimmt und wenigstens ebenso gut wie in einer englischen Dorfkirche, jedenfalls aber besser als in den holländischen Grenzgemeinden des Kaplandes gesungen. Moffats Töchter haben nicht umsonst Gesangunterricht gegeben, unterstützt von einem ausgezeichneten Harmonium, das englische Damen der Station schenkten. Das Singen nimmt überhaupt jetzt bei den Südbetschuana eine große Stelle ein und hat alle anderen Vergnügungen verdrängt. In kleinen Gesellschaften um eines Nachbars Feuer zu sitzen und bis tief in die Nacht hinein ein geistliches Lied nach dem andern anzustimmen, das ist jetzt nach ihrem Geschmack. — Im Gottesdienste folgt dann Schriftvorlesung und Auslegung und darauf ein feierliches Gebet; dann eine leicht faßliche Predigt. 1859 wurden sonntäglich 3 solche Gottesdienste gehalten, der am Abend besonders für die Viehhirten und „Vogelscheucher",[1]) und andre, die bei Tage nicht abkommen konnten. Die Kirche wurde mit Talglichten erleuchtet, die zu putzen ein eigner Beamter angestellt war.

Eines der Hauptübel in den Gemeinden war die Trunksucht, die jedoch durch Enthaltsamkeitsvereine erfolgreich bekämpft wird. — Zu Kuruman ist die Druckerpresse immer noch in Thätigkeit. Von den 6 Außenstationen, die zu dieser Station gehören, umfaßt die eine im Westen gelegen die Reste eines besonderen Stammes, der Batlaru (=ro). Jedenfalls gehört auch die ehemalige französische Station Motito zu jener Zahl, die im Jahre 1869 an die Londoner Gesellschaft abgetreten wurde. Eine zweite Hauptstation der Batlapi-Mission war seit 1868 Taung, am Kolong, östlich von Kuruman. Dazu gehörten 2 Außenstationen. Die dritte endlich war noch 1874 Likhatlong mit 6 solchen. Jener Ort aber wurde immer mehr von den Eingeborenen verlassen, die ihren Grund und Boden an Boeren verkauften und sich auf die entlegeneren Viehplätze zerstreuten. Andre Plätze, die früher als Stationen erwähnt werden, Backhouse, Moruani u. s. w. sind entweder ganz aufgegeben, oder zu Außenplätzen herabgesunken. Der greise Veteran der Betschuana-Mission aber, Robert Moffat, kehrte 1870 in die Heimat zurück, um dort seinen Lebensabend zu beschließen.

Im ganzen umfaßte die Batlapi-Mission 1874 1119 Kommunikanten, 3310 Anhänger und 14 Schulen mit 450 Schülern.

[1]) Ein sehr wichtiges Amt, ohne das die ganze Ernte verloren gehen würde.

Wenden wir uns nun wieder den übrigen Betschuana-Missionen der neuesten Zeit zu, deren Thätigkeit in überwiegendem Maße den Ostbetschuana oder Basuto gilt. Zunächst betrachten wir die weitere Entwicklung der **Pariser Mission** unter den Süd-Basuto, die wir im Zustande fröhlichen Gedeihens während der fünfziger Jahre verließen. Gegen Ende derselben aber gestaltete sich ihre Lage wieder sehr trübe. Das gute Verhältniß zwischen dem Oranjefluß-Freistaat und den Basuto, das die ersten Präsidenten aufrecht zu halten gewußt hatten, war nicht von langer Dauer. Allerlei Reibungen der Boeren mit ihren schwarzen Nachbarn führten 1858 zum Kriege, mit dem jene eine Vernichtung ihrer Feinde beabsichtigten. Die Station Beerseba ward zerstört und die Häuser der geflüchteteten Eingebornen niedergebrannt, Rindvieh, Schafe und Pferde geraubt, der Missionar verjagt und der eben noch so blühende Ort in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Morija, dessen Missionar Arbousset in die Drakenberge und von da nach Bethesda flüchten mußte, hatte dasselbe Schicksal. Wie eine Räuberhorde schalteten die Boeren-Kommandos weit und breit im Lande, auch die Methodisten-Station Plaatberg ward geplündert, und mit Recht durfte der Heide Moschesch in seinem Briefwechsel mit den Christen diesen später die bittersten Vorwürfe über die Befleckung ihres Christennamens machen. Bei Thaba Bossiu endlich, wo die Basuto sich gesammelt hatten, wurden die Boeren im Mai 1858 so aufs Haupt geschlagen, daß sie um einen Waffenstillstand baten, welchem endlich im Oktober der Friedensschluß folgte. Wohl blieb dieser Friede eine Reihe von Jahren erhalten, aber die Nachrichten von dem Zustande der Pariser Stationen lauteten etwas gedrückt, obschon zwei neue Missionare zur Verstärkung der Arbeitskräfte zu den Basuto gesandt waren. Namentlich kamen jetzt sehr wenig Heiden zu den Gottesdiensten; die Versammlungen bestanden fast nur aus Mitgliedern der Kirche. Beerseba, die südöstlichste Station innerhalb des Freistaates, mußte an die Boeren verkauft werden, da sie mit blos 3000 Morgen Land nicht bestehen konnte, und Bethulia ging einem ähnlichen Schicksal entgegen. Dennoch konnte man 1861 unter den 100,000 Seelen des Basuto-Volkes über 1700 christliche Kommunikanten zählen, unter der Pflege von 18 Missionaren. Eigentliche Gehülfen aus den Eingebornen waren nicht vorhanden, wohl aber gingen ihrer beständig je zwei und zwei als freiwillige Evangelisten unter die Nachbarn hinaus, da jede Station inmitten von zahlreichen heidnischen Kraalen gelegen war. Trotzdem bekam man im großen und ganzen um diese Zeit fast auf allen Stationen den Eindruck des Stillstandes, wenn nicht des Rückschrittes. Moschesch selbst war leider noch immer kein Christ, ja er war geradezu „kühl" geworden gegen die einst so freundlich aufgenommenen Missionare, wobei außer dem letzten Kriege auch seine „Haremsneigung" ins Spiel kommen mochte, da unter seinen vielen Weibern immer wieder einige gläubig wurden und sich dann natürlich von ihm trennen mußten, wie denn überhaupt, seitdem man den Versuch machte, die strenge Behandlung der polygamischen Katechumenen bei dem angesehenen Theil der Nation praktisch durchzuführen, die einst so blühende Mission „wie eine Hütte im

Kürbisgarten" war. Dazu kam im Jahre 1862 die beispiellose Dürre in Südafrika, von der auch die Basuto betroffen wurden. An mehreren Orten traten in dieser Zeit falsche Propheten auf. Bald darnach ward Bethulia, das nicht mehr im eigentlichen Basutolande liegt, von demselben Schicksal betroffen, wie Berseba, indem seine Batlapi-Bevölkerung sich nach Hebron hinaufzog, und auch Carmel lief Gefahr, in die Auswanderungsbewegungen hineingezogen zu werden. An Stelle des alten ward 3 Meilen östlicher ein neues Berseba angelegt; gleichfalls neue Stationen waren Leribe (Ebenezer, hoch im Norden am Caledon), Thabana Morena (5 Meilen nordöstlich von Hebron in den Malutibergen) und Siloah (Siloé, 2 Meilen östlich von jenem).

„Im übrigen," heißt es im Jahre 1863, „geht es mit der Missionsarbeit noch immer auf und ab. Auf Erweckungen wie in Berea folgt leicht eine verstärkte Reaktion des Heidenthums. Bekehren sich auch Familienglieder des alten Moschesch, so kommt er selbst um so seltener zur Predigt und belebt etwa aufs neue irgend welche Unsitte. So stationär aber auch das Völklein scheint, man merkt doch einen langsamen Fortschritt. Die europäische Bekleidung wird immer allgemeiner; noch sieht man sie in den Volksversammlungen nach alter Weise mit Schild und Speer bewaffnet, im Schmuck der bunten Federn; neuerdings aber mischten sich damit auch etliche abgelegte Uniformen und Gewehre. Nach Pulver ist viel Nachfrage; noch rühmen sie sich ihrer Unabhängigkeit, werden aber immer weniger im Stande sein, sich der Boeren zu erwehren, wenn es noch einmal zum Kriege kommen sollte. Ihre Behausungen (in 700 bis 800 Dörfern) sind noch so ziemlich die alten Hütten; das Land ist zu holzarm, als daß dafür schnell Rath geschafft werden könnte. Sonst aber kommt zum alten Viehreichthum der Gewinn aus den reichen Kornernten, wenn nicht gerade eine Dürre die Hoffnungen des Jahres vereitelt. Der Stationen sind es nun zehn, und rechnet man einen Missionar auf 8000 Seelen. Der Einfluß, den eine solche Anzahl von Musterfamilien auf ihre Umgebung ausübt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er neutralisirt in mancher Beziehung die Macht der Häuptlinge, welche noch am meisten der Zauberei, Regenmacherei und andern Heidenthumsresten zugethan sind. Vielweiberei und Beschneidung sind noch immer die Hauptklippen, auch für die hoffnungsvollsten Neubekehrten. Im ganzen letzten Jahre wurden deren 145 getauft, an 500 erwarten noch ihre demnächstige Aufnahme in die Gemeinde. Tüchtige Missionsgehülfen aus den Eingebornen aber sind noch eine seltene Frucht."

„Noch ist zu erwähnen, daß in jener Zeit die Anlegung eines Katechistenseminars beschlossen, sowie mehrere eingeborne Evangelisten zu ferneren Stämmen ausgesandt wurden, namentlich Jesaias Seële, der im Norden bei dem Bapedi-Häuptlinge Mankopane eine gesegnete Wirksamkeit begann. Dagegen hatte die Mission direkte Angriffe zu erleiden von Katholiken, die, von Moschesch begünstigt, eine Station bei Thaba Bossiu gründeten, sowie auch der anglikanische Bischof des Oranje-Freistaates, der ohne weiteres das Lesuto als zu seinem Sprengel gehörig betrachtete, manchen Verdruß und Nachtheil verursachte.

Doch die Friedenszeiten gingen zu Ende. Die Boeren hatten schon wieder öfter versucht, ihre Grenzen zu erweitern, oder, wie sie lieber sagten, zu berichtigen. Das erregte viel Bitterkeit bei den Basuto, besonders bei dem alten König Moschesch, und einige Häuptlinge machten den Streit dadurch noch giftiger, daß sie mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Holländern in Besitz genommene Gebiet machten. Der Präsident des Freistaats forderte dafür eine Entschädigungssumme; die Basuto wollten diese nicht zahlen, und so kam es im Juni 1865

zum Kriege. Im ersten Gefecht waren die Boeren siegreich; im nächsten wurden sie von Mopeli, einem Bruder des Moschesch, mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Damit nun nicht die Engländer für die Boeren Partei ergreifen möchten, sandte Moschesch dem Gouverneur der Kapkolonie eine Erklärung, in der er seinen Wunsch aussprach, mit der englischen Regierung in Frieden zu leben, und das feierliche Versprechen gab, alles englische Eigenthum im Lande der Boeren zu schonen. Dieser beschloß auch zunächst, sich nicht in den Krieg zu mischen, aber auch mit den Boeren allein war der Kampf schon sehr ungleich. Noch einmal machten zwar die Basuto einen siegreichen Einfall auf das Gebiet des Freistaats und kehrten mit reicher Beute heim. Nun aber drangen die Boeren in großer Zahl mit vielen schweren Geschützen in das Land der Basuto und zerstörten alles, was ihnen in den Weg kam. Die drei Heeresmassen, in denen sie vorrückten, vereinigten sich bei Thaba Bossiu, der Hauptstadt des Königs Moschesch, die Basuto aber flohen und zogen sich in die wilden, öden Malutiberge zurück. Der alte, wilde Geist der Barbarei war in vielen wieder aufgewacht, sie metzelten gefangene Boeren ohne Barmherzigkeit nieder, was ihnen dann von den Weißen mit Zinsen heimgezahlt wurde. Der Präsident des Freistaats, Brand, hatte freilich strengen Befehl gegeben, die Missionare und ihr Eigenthum zu schonen; daher blieben die Kirchen diesmal stehen; die Christendörflein aber wurden wie die Wohnungen der Heiden niedergebrannt. Die Station Hermon blieb zunächst verschont, vielleicht auch einige andre.

Thaba Bossiu wurde von den Boeren zweimal erfolglos gestürmt, worauf sie den Berg umlagerten und dem Feind den Proviant abschnitten. Die Noth der Basuto nahm mit jedem Tage zu, ihr Vieh, 25—30,000 Stück Rindvieh, war ohne Wasser, und 2000 Stück stürzten sich, von Durst gequält, den steilen Abhang des Berges hinab. Neue und immer neue Ausfälle der Basuto aber und dazu die herannahende Regenzeit bewogen endlich die Boeren, am 25. September die nutzlose Belagerung von Thaba Bossiu aufzugeben, wobei sie übrigens erklärten, daß ihr Rückzug nicht definitiv sei. Nun nahm der Krieg von beiden Seiten einen immer wilderen und gehässigeren Charakter an; weil man keinen entscheidenden Schlag führen konnte, suchte man einander zu schaden, so viel es ging, und auch die Missionare hatten darunter schwer zu leiden. „Erschütternd war der Anblick von Thaba Bossiu nach dem Abzug der Boeren. Haufenweise lagen ringsumher verwesende Thiere, wohl 20,000 an der Zahl, von denen die meisten verschmachtet, andre durch die Kugeln der Feinde gefallen waren. Schaaren von Geiern mästeten sich an ihrem Aas, konnten aber nicht schnell genug aufräumen, um die Verbreitung verpesteter Dünste zu hindern." Dazu stellte sich fast allenthalben der Hunger ein. So lange es ging, theilten die Missionsfamilien, denen selbst nichts übrig geblieben war, mit den Hungrigen an ihrer Thür, und obschon in der Heimat auf die Nachricht von dem betrübenden Mangel alsbald Hülfe übermittelt wurde, auch der Vorsteher der Mission schon vorher nach London gereist war, um den Minister zu bitten, daß er dem Gouverneur der

Kapkolonie eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden kriegführenden Parteien empfehlen möchte, lag doch eine schwere, dunkle Zukunft vor ihnen.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Voll Verdruß darüber, daß die Unterwerfung der Basuto ihnen nicht gelingen wollte, beschlossen die Boeren in ihrem Volksrath Ende Januar 1866, nicht blos neue Kommandos gegen dieselben aufzubieten und sie so eng als möglich einzuschließen, sondern auch den Missionaren den gemessenen Befehl zugehen zu lassen, daß sie bis zum 1. März ihre Stationen verlassen und das Land räumen sollten, widrigenfalls sie als Feinde angesehen würden, eine Ungerechtigkeit, gegen welche außer der des Präsidenten Brand, der freilich kein Veto auszuüben hatte, nur noch zwei Stimmen sich widersetzten. Als Grund gab man an, daß ihre Korrespondenzen dem Freistaat zum Nachtheil gereichten. Vergeblich war es, daß alle edlen Männer in der Kapkolonie diesen Beschluß mißbilligten, vergeblich alle Anstrengungen, welche gegenüber der Freistaatsregierung von Frankreich, von England und von Holland her gemacht wurden, um die Ausführung desselben abzuwenden. Da dem Befehle der Boeren in der bestimmten Frist durch die Missionare, welche sich in dem von den Boeren besetzten Gebiete befanden, nicht nachgekommen war, so wurde ein Kommando beauftragt, in Begleitung einiger zum Transport der Sachen bestimmter Wagen nach den Stationen zu gehen, um die ungehorsamen Franzosen zur Abreise zu veranlassen und über die Grenze zu bringen. Ihre Proteste bei den Anführern der Bewaffneten waren natürlich erfolglos, und so mußten sie denn der Gewalt nachgeben. Da aber die Wagen zum Fortschaffen sämmtlicher Habe nicht ausreichend waren, wurde nur das Nöthigste mitgenommen; für das andere und für das sonstige Eigenthum der Missionsgesellschaft würde von den Boeren gesorgt werden, sagten sie. Die meisten Missionare brachte man nach Aliwal, der nächsten Grenzstadt der Kapkolonie, einige, wie z. B. Missionar Daumas, durften, wahrscheinlich gegen angemessene Versprechungen, auch innerhalb des Freistaats bleiben. Von Aliwal aus aber begaben sich Abgesandte nach Bloemfontein, um mit der Boerenbehörde namentlich wegen des Landes und der Gebäude, welche der Mission gehörten, zu unterhandeln, konnten jedoch nur soviel auswirken, daß die Plätze als Besitz der Pariser Missionsgesellschaft angesehen werden sollten: wollten die Missionare als Privatleute zurückkehren und als Farmer auf den alten Stationen wohnen, so müßten sie die Bedingungen erfüllen, die andern Ansiedlern gestellt werden würden; aber zum Lehren der Heiden müsse ihnen die Erlaubniß versagt werden.

Endlich kam der Friede dadurch zu Stande, daß Moschesch den Schutz Englands anrief. Sein Land wurde unter britische Oberherrschaft gestellt. Einen großen Theil desselben mußte er freilich an den Oranjefluß-Freistaat abtreten, doch nicht jene volle $^2/_3$, wie sie die Boeren seit den Verhandlungen von 1866 beanspruchten. Darnach ging die Grenzlinie vom Cornetspruit, dem Hauptzuge des Malutigebirges folgend, so daß Siloa, Thabana, Morena, Hermon und selbst Morijah noch in dem

abzutretenden Gebiete lagen.[1]) Bei dem schließlich unter britischer Vermittlung 1869 geschlossenen und 1870 ratifizirten Frieden bildet der betreffende Theil der Grenze eine Linie, die sich vom Cornetspruit zum Caledon, westlich von den genannten Stationen, hinzieht, daher dieselben auch wieder von der Mission besetzt werden konnten. Moschesch überlebte diesen demüthigenden Ausgang nicht. Er starb am 11. März 1870, nachdem er endlich noch kurz zuvor die heilige Taufe empfangen hatte. Seitdem liegt die Verwaltung des Landes in den Händen seiner Söhne Letsie, Masupa und Molapo.[2])

Die Mission hat sich schnell von der schweren Schädigung erholt. Zwar vermissen wir von den früheren Stationen Bethulia, Carmel, Hebron, Beersheba und Mekuatling, denn auch der Friedensschluß hat den französischen Missionaren nicht die Erlaubniß gebracht, im Gebiete des Freistaats zu wirken. Dagegen sind ein paar neue Stationen entstanden: Massitissi, am linken Ufer des Oranjeflusses, 4½ Stunden Reitens von Bethesda, und Matatiele, jenseits der Drakenberge in Nomansland, wohin sich während des Krieges viele Basuto flüchteten und sich dort bleibend niederließen.

Ueber den Stand der Mission lauten seitdem die Berichte recht günstig. Die Gemeinden wachsen.[3]) Zahlreiche Außenstationen sind entstanden. Die Heil. Schrift wird in vielen Exemplaren verbreitet, die Kirchenkollekten erreichen eine Höhe wie nie zuvor. Auf den Schulunterricht wird besonderer Fleiß verwendet; das schon während des Krieges eröffnete Katechistenseminar ist 1870 nach Morijah verlegt und zählte (1873) 25 Zöglinge. Auch ist in Thaba Bossiu eine höhere Töchterschule errichtet. Auch die Missionsthätigkeit für fernere Stämme ist nicht vergessen. Am Limpopo unter den Banyaï arbeiten ein paar Evangelisten, und in neuester Zeit hatte die Waadtländische Freikirche, die bisher ihre Mission durch die Pariser Gesellschaft betrieb, die Anlegung einer selbständigen Station beschlossen.

Wichtig für die junge Kirche im Lesuto ist die 1872 erfolgte Konstituirung der Synode, mit der sie ein gewisses Maß von Selbstverwaltung erhält, doch bleibt neben derselben die Konferenz der Missionare.

Freilich bleibt das erfreuliche Bild nicht ohne Schatten. Der Mosuto ist seit dem Kriege reich geworden. Ackerbau und Handel haben

---

[1]) Dies war der Stand der Sache, als ich die betreffende Karte (Afrika № 11) meines Atlasses zeichnete. Die dort angegebene Grenze ist nach dem Folgenden zu berichtigen.

[2]) Letzterer hatte noch während des Krieges mit den Boeren einen Separatfrieden geschlossen.

[3]) Die Statistik von 1874 zählt 2575 Kommunikanten, 1316 Katechumenen, 2051 Schüler und Kollekten im Betrage von 17,772 Fr. Bei diesen Zahlen sind jedoch einige selbständige Gemeinden mitgerechnet, die nicht unter der Pariser Gesellschaft stehen, obwohl sie von früheren Missionaren oder Agenten derselben bedient werden. So z. B. Bethulia, das jetzt ein Bauerndorf ist, wo aber noch eine farbige Gemeinde besteht, unter der Pflege von eingebornen Katecheten und unter Leitung der Witwe eines Missionars. Auch in Carmel ist noch eine kleine Gemeinde vorhanden. In der Stadt Smithfield wirkt ein Missionsarzt an einer solchen. Auch die genannte Station Matatiele in Nomansland wird zu diesen oeuvres affiliées gerechnet.

bedeutenden Aufschwung genommen. Von der zweifelhaften Arbeit des Diamantensuchens, der viele Farbige Südafrika's, wie vom Fieber ergriffen, nachgingen, hat er sich fern gehalten. Er fühlt aber seinen Aufschwung; und Ueberhebung und Hochmuth treten vielfach zu Tage. Damit ist denn Widerspenstigkeit gegen die Missionare und Lauheit gegen die Kirche verbunden. Dazu hat das Heidenthum noch viel Macht über die Gemüther und Rückhalt an manchen Häuptlingen. Es bleibt also für die Mission noch ein gut Theil Arbeit übrig.

Die Besprechung des Betschuana-Distrikts der **Methodisten-Mission** ist am besten an dieser Stelle einzufügen. Derselbe umfaßt freilich keineswegs ausschließlich Arbeiten unter der genannten Nation. Vielmehr schließt jene Bezeichnung alle Missionsthätigkeit der Methodisten im Oranje-Freistaat und den angrenzenden Gegenden in sich. Hier wie überall verbinden die Missionare jener Denomination die Wirksamkeit unter der Kolonisten-Bevölkerung mit der unter den Eingebornen, hier jedoch so, daß getrennte Gemeinden gesammelt werden, und so findet man denn auf ihren Stationen meist zwei Kirchen neben einander. Unter den hierher gehörigen Eingebornen wiegt das Betschuanaelement vor; in manchen der betr. Gemeinden aber findet sich mehr jenes Mischlingsgeschlecht, wie wir es in der Kapkolonie kennen lernten, sowie Reste von Korannastämmen u. s. w. Colesberg, Burghersdorp und Aliwal North, jede mit einer Anzahl Außenplätze, sind solche Stationen, die, obwohl noch innerhalb der Kolonie liegend, zu dem in Rede stehenden Distrikte gehören. Ebenso die beiden Reservationen Wittebergen und Bensonvale, auf denen blos farbige Gemeinden und zwar überwiegend aus den hier angesiedelten Fingu gesammelt sind. — Eine reine Betschuana-Gemeinde finden wir nordwärts gehend in der bereits erwähnten und noch immer in Thätigkeit befindlichen Thaba Untschu (Unchu). Der Stamm der Barolong, der hier mitten im Gebiet des Oranjefluß-Freistaats seine Sitze hat, scheint in die kriegerischen Verwickelungen des vorigen Jahrzehnts nicht mit hineingezogen worden zu sein, während die Gegend im Nordosten, wo außer den Basuto Koranna, Bastaards, Mantati und andre Eingeborne wohnten, 1866 von den Boeren annektirt wurde. Infolge davon wurden die 4 Methodistenstationen Plaatberg, Lischuani, Imperani und Umpukani aufgehoben. Die erstere war, wie oben erwähnt, im Kriege zerstört worden. Die Druckerei von da war nach Thaba Untschu verpflanzt. Der Nachtheil jener Beschränkung des Missionsgebiets war aber nicht sehr bedeutend, denn jene Stationen müssen bereits vorher sehr schwach gewesen sein, woran auch das Hin- und Herziehen der Eingebornen, namentlich der Koranna, wohl schuld war. Nur noch einer dieser Plätze war vor der Katastrophe mit einem Missionar besetzt.

Die Barolong jener Gegend bilden noch ein ansehnliches Volk. Es sollen ihrer 13,000 Seelen sein. Nach anderen Angaben zählt ihre Hauptstadt Thaba Untschu allein 10,000 Einwohner. War nun die dortige Methodistenmission auch durch den Krieg nicht abgebrochen, so hatte sie doch die Folgen der Unruhen sehr zum Nachtheil zu empfinden, und der Zustand der Gemeinde war nicht befriedigend. In neuerer

Zeit dagegen hat sich derselbe wieder sehr gehoben, und die Mitgliederzahl ist von etwas über 200 auf 819 gewachsen, während 242 der Aufnahme in die Gemeinde harren. Dennoch hat die Mission keine leichte Arbeit wegen der immer mehr eindringenden Kultur, die manche Laster, namentlich die Trunksucht, mit sich bringt. — Eine andere Abtheilung der Barolong (Taune's Stamm) lebt gegen 70 Meilen nordwestlich, tief in dem wüsten Innern zu Moschaneng. Trotz dieser Entfernung wird von Thaba Untschu immer noch die Verbindung aufrecht erhalten. Es steht dort eine Gemeinde von 250 Gliedern unter Leitung eines eingebornen Katecheten und kann nur selten von einem Missionar besucht werden. Trotz dieser Vereinsamung erhält sich das christliche Leben daselbst rege, ja die Gemeinde wächst; wie denn nach dem letzten Bericht 94 Personen zum Beitritt vorbereitet wurden. — Eine farbige Gemeinde neben einer kleineren holländischen und englischen haben die Methodisten auch in Bloemfontein; ihre Stationen Fauresmith und Smithfield sind jetzt unbesetzt. Die ausgedehnten Arbeiten auf den Diamantfeldern unter der von allen Seiten zusammengewürfelten weißen und farbigen Bevölkerung sind zu vorübergehender Natur, als daß sie hier ausführlicher zu beschreiben wären. Schließlich erwähnen wir noch, daß die Methodisten ihre Arbeiten auch in die Transvaal-Republik ausgedehnt und die dortigen Stationen in neuester Zeit zu einem besonderen Distrikt erhoben haben. In diesem weiten Gebiete fanden sie aber alle Gelegenheit, unter Eingebornen zu missioniren, bereits so sehr von der Berliner und Hermannsburger Mission in Anspruch genommen, daß für sie nichts der Art übrig bleibt.[1])

Endlich ist auch hier noch die Mission der **Society for the Propagation of the Gospel** zu erwähnen, welche 7 unter Leitung des anglikanischen Bischofs von Bloemfontein arbeitende Missionare unterhält. Das Bisthum ist erst 1863 gegründet. Der ganze Sprengel umfaßt freilich nur 1000 Glieder der anglikanischen Kirche. Die Stiftung aber ging von der hochkirchlichen Partei aus, die es als Aufgabe ihrer Kirche ansieht, alle Menschen in ihren Schooß zu sammeln. An dieser Aufgabe arbeitet denn auch der Bischof von Bloemfontein mit 18 Geistlichen unter der weißen und farbigen Bevölkerung des Oranje-Freistaats. Was die letztere betrifft, so ist aus Koranna-Bastarden und Betschuana zu Bloemfontein eine Gemeinde gesammelt, eine zweite aber von etwa 150 Seelen in Thaba Untschu, mitten in dem Wirkungskreise der Methodisten, was diesen natürlich auch nicht angenehm sein konnte. Es ist bedauernswerth, daß solche Eingriffe in fremde Arbeit auf dem Gebiete der Mission vorkommen.

---

[1]) Aber die Amaswazi-Kafern, heißt es im Jahresbericht von 1875, an der östlichen Grenze, eine feine, für das Reich Gottes vermuthlich brauchbare Rasse, seien für die Arbeit offen. Die Brüder beschlossen also, um einen Ersatzmann zu bitten, daß einer von ihnen diese Arbeit sofort beginnen könnte. Man sollte kaum glauben, daß man es mit der Gründung einer Mission so leicht nehmen könnte, und muß sich wundern, daß sich diese Missionare gar nicht um die bisher auf dem betreffenden Felde gemachten lehrreichen Versuche bekümmern, die wir weiter unten werden zu erwähnen haben.

Die **Berliner Missionsgesellschaft** hatte schon bei der ersten Aussendung von Missionaren an das Volk der Basuto gedacht, war aber damals um ein Jahr zu spät gekommen, da die Pariser Gesellschaft ihre Arbeit unter den Süd-Basuto schon begonnen hatte. Der General von Gerlach aber, ein treues Mitglied der Gesellschaft von ihrer Gründung an bis zu seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode, behielt die Basuto immer im Auge, und als gegen Ende der fünfziger Jahre neue Ausbreitungen im Norden der Natalkolonie beschlossen wurden, war er es wieder, der auf jene Stämme in der Transvaal-Republik hinwies. Er wurde jedoch überstimmt, da man damals noch allgemein der irrigen Meinung war, daß die holländischen Boeren sich aller Missionsarbeit feindlich entgegenstellten, und man wollte versuchen, bei dem zahlreichen und mächtigen Stamm der Swazi-Kafern, nördlich von Pongolo an den Drakenbergen, eine Station zu gründen. Demgemäß machten sich denn die beiden Missionare Merensky und Grützner am 1. Dezember 1859 von Natal aus zu dem Könige Swazi nach Hocho, seiner Bergfeste, auf, mußten aber froh sein, mit heiler Haut wieder aus seinem Lande herauszukommen. Der Magistrat der Stadt Lijdenburg[1]) hatte die Reisenden schon auf dem Hinwege abrathend gebeten, sich lieber der in dortiger Gegend lebenden Betschuana oder genauer Nord-Basuto anzunehmen. Durch diesen Fingerzeig kam denn die Berliner Mission endlich auf dasjenige Feld, nach dem sie schon vor langer Zeit gestrebt hatte.

„Die erste Station,[2]) welche von Lijdenburg aus mit Bewilligung, ja unter Förderung der dortigen Behörden von den genannten Missionaren angelegt wurde, erhielt zu Ehren des erwähnten General v. G., der bald darauf heimging, den Namen Gerlachshoop.[3]) Mitte 1860 ward die Station bezogen und bereits Weihnachten 1861 ward der Erstling des Volkes getauft und dann ein Häufchen nach dem andern, selbst aus der Familie des Häuptlings Maleo etliche, trotz der offenen und thätlichen Feindseligkeiten desselben. Da traf diesen und sein Volk ein entsetzliches Schicksal: er ward von einem Heere der Swazi-Kafern überfallen, besiegt und mit mehr als zwei Drittheilen seiner Leute erschlagen. Erfreulich war der Eifer, welchen darnach die übriggebliebenen Leute für das Wort Gottes bewiesen. Leider aber jagte Ueberfall, Plünderung und Mord benachbarter feindseliger Häuptlinge das so sehr zusammengeschmolzene Häuflein wieder nach verschiedenen Richtungen aus einander."

„Bereits aber war Gerlachshoop nicht mehr die einzige Station in jenen Ländern. Sekoati, der hochbejahrte Oberhäuptling der Basuto, hatte den Missionaren den Zutritt in seinem Lande gestattet, und so war 1861 die Station Khalatlolu[4]) durch Merensky und Nachtigal

[1]) Der Hauptort des östlichen Theils der Transvaal-Republik, unter dem 25° südl. Br. gelegen.

[2]) Kratzenstein, die Berliner Missionsgesellschaft, in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift 1874, S. 533 ff.

[3]) 17 Meilen westlich von Lijdenburg, nicht weit von der Olifants-Rivier.

[4]) 13 Meilen nordnordöstlich von Gerlachshoop.

angelegt worden. Sie trafen dort einen in Britisch Kaferland Getauften und außerdem noch drei kräftig erweckte Leute an. Ihre Predigt fand großen Anklang: Hunderte stellten sich verlangend dazu ein, und bald gelangte eine namhafte Anzahl derselben zur Taufe."

„Der alte König Sekoati war kurz nach dem Einzuge der Brüder gestorben, und statt seiner saß nun Sekukuni auf dem Throne. Er zeigte sich bald als einen kräftigen Herrscher, hatte auch unverkennbar ab und zu seltsame Eindrücke von dem verkündigten Evangelium; aber es dauerte immer nicht lange, so ward solches durch Wollust, Trunksucht, Hochmuth und durch die bösen Rathgeber wieder ausgetilgt. Ganz besonders brachte es ihn auf, daß sein Bruder Dinkoanyane sich taufen ließ, von dem er nun erst recht Gefahr für seine Herrschaft fürchtete."

„Dessenungeachtet kam noch in dieser Zeit die Gründung zweier neuen Stationen zu Stande. 1863 ward durch Missionar Endemann Phata Metsane[1]) angelegt, wo trotz der Mißhandlung der Kirchgänger sich eine kleine Gemeinde sammelte."

„Und 1864 gründete Missionar Merensky die wichtige Station Gha Ratau, wichtig dadurch, weil sie, wenn auch nicht unmittelbar auf oder an dem Königsberge,[2]) doch in der Nähe desselben errichtet ward. Die Christen von dort und aus der Umgegend machten gleich eine Gemeinde von 40 Seelen aus, und eine ebenso große Zahl fand sich sehr bald zum Taufunterricht ein."

„Nun brach aber auch sofort die erste Verfolgung über sie aus. Die Männer mußten mehrere Tage und Nächte nackt in Kälte und Hunger dasitzen, und die Frauen wurden in ein kaltes Wasserloch getrieben. Zwei hervorragende Männer unter den Gläubigen wurden mit Latten aufs grausamste blutig geschlagen. Aber unter all' diesen Plagen ward keiner abfällig als nur einer, der erst kurze Zeit am Taufunterricht theilgenommen hatte. Und bald stieg die Zahl der Taufkandidaten auf 149."

„Da aber, nach einer kurzen Ruhezeit, ward durch die Taufe der Tlakale, der großen Frau Sekukuni's, die zweite, viel schrecklichere Verfolgung hervorgerufen. Sekukuni ließ den Christen all' ihr Vieh und Korn wegnehmen und das Wasserholen verbieten. Aber keiner verleugnete. Wenige Tage nachher wurden sie auf Befehl Sekukuni's so grausam zerhauen, daß etliche für todt am Boden lagen. Wie sie später bezeugten, so haben sie unter diesen Martern gebetet und sich das Bild des gegeißelten und gekreuzigten Heilands vorgestellt, und also haben sie Kraft und Muth erlangt. Wer noch fliehen konnte, floh in die Wälder und Felsklüfte. Aber ein anhaltender, heftiger Regen machte den Aufenthalt daselbst fast unerträglich, zumal es an Speise mangelte. Die Vorstellungen und Bitten der Missionare waren völlig erfolglos; ja bald erschien ein tobender Haufen in Gha Ratau, um Me-

[1]) Südlich von Khalatlolu.
[2]) Thaba Mosegu, einige Meilen südlich von der Olifants-Rivier im Lolugebirge gelegen.

rensky zu reizen und dann ums Leben zu bringen. Endlich sank das Wasser in den beiden hoch angeschwollenen Grenzflüssen des Landes ein wenig, und die Flucht gelang. Die Zahl der Flüchtlinge betrug einige achtzig und etwa 30 Kinder. Das war gegen Ende des Jahres 1864."

„In Khalatlolu blieb der öffentliche Gottesdienst verboten: so suchten sie in kleinen Häuflein und bei dunkler Nacht ihre Erbauung. Darüber verging das Jahr 1865. Anfang 1866 aber wurden innerhalb einiger Tage alle Missionare von Gha Ratau, Khalatlolu und Phata Metsane auf Befehl Sekukuni's vertrieben."

„So schien die Mission unter den Bapedi (so heißt jener Stamm der Basuto) ein Ende zu haben; sie nahm aber sofort einen neuen frischen Anfang."

„Es gelang dem Missionar Merensky, für seine Flüchtlinge einen zur Ansiedlung sehr passenden Platz zu finden und zu kaufen. Er nannte denselben Botschabelo,[1]) d. h. Zuflucht. Freilich der Anfang war schwer: unter Mangel und Mühsal und in beständiger Furcht vor Ueberfällen durch Sekukuni oder den tyrannischen Matebelen-Häuptling Mapoch. So waren sie denn wacker auf ihrer Hut und bauten auch eine feste Schanze; für die zuverlässigste Burg freilich galt ihnen ihr Gott und Herr. Häuptling der Bapedi war Johannes Dinkoanyane, Häuptling der aus Gerlachshoop hieher geflüchteten Bakopa war Josua Ramopudu, ein Sohn Maléo's. Liebe zu Gottes Wort und also auch Zucht und Ordnung regieren unter den Leuten; zur Beihülfe für das Missionswerk entrichten sie den Zehnten. Fort und fort wuchs die Bevölkerung durch Zuzug aus Sekukuni's Lande: nach 4 Jahren betrug die Zahl der Einwohner 867, die Zahl der Gemeindeglieder 433. Schon machten sich etliche auf, das Wort vom Kreuz in entlegenere Gegenden zu tragen. Und fort und fort wuchs die Station innerlich und äußerlich: Ende 1872 hatte dieselbe über 1300 Einwohner, wovon über 1000 Christen waren. Eine neue große Schule war gebaut und ebenso die dritte Kirche, beides die stattlichsten Gebäude in Transvaal. Da kam eine Sichtung über Botschabelo. Dinkoanyane, sonst dem Missionar Merensky so kindlich zugethan, ja unterthan, verfiel durch Einflüsterungen auf Herrschergelüste und zog gegen Ende des Jahres 1873 von Botschabelo ab, weil er dort allerdings ein so unbeschränkter Herrscher nicht sein konnte, wie er begehrte. Mit ihm zogen etwa 280 Leute, Christen und Heiden. Sie wünschten einen eigenen Missionar zu haben; statt dessen ist ihnen aufgegeben, sich in bußfertigem Sinn entweder nach Botschabelo zurückzubegeben, oder bei dem Missionar von Lijdenburg, in dessen Nähe sie jetzt wohnen, um Aufnahme zu bitten. Ein Theil, gewiß der bessere, hat dies auch bereits gethan.[2]) Und da in demselben Jahre zahlreiche Taufen geschehen konnten, so belief sich die Zahl der Christen Ende 1873 trotz jenes Auszuges doch beinahe auf 1000 Seelen."

„Somit ist Botschabelo die bedeutendste aller Berliner Stationen.

[1]) 20 Meilen südwestlich von Lijdenburg, nur 2 Meilen von dem Boerendorfe Nazareth entfernt.

[2]) Inzwischen ist Dinkoanyane mit seinem Anhange im Kampf mit den Boeren, gegen die er in offener Empörung stand, erlegen (1876).

Dasselbe ist auch der Sitz des Superintendenten für Transvaal; als solcher ist nämlich im Jahre 1867 Missionar Merensky von dem Missions-Direktor Dr. Wangemann eingesetzt worden."

„Wie bereits erzählt ist, mußte Anfang 1866 auch Khalotlolu aufgegeben werden. Missionar Nachtigal, welcher dort stand, wandte sich zunächst nach Lijdenburg, und bald gestaltete sich die Sache so, daß er an diesem Orte eine eigene Station errichten konnte. Es fanden sich nämlich hier viele Eingeborne als Arbeitsleute, ferner war eine ganze Anzahl Christen aus Khalotlolu mit ihrem Missionar geflüchtet, und endlich ließ sich von hier aus die Verbindung mit den Leuten in Sekukuni's Lande, die das Evangelium noch lieb haben, um so besser unterhalten, als theils dieselbe von hier aus nicht allzu entfernt lag, theils auch Sekukuni gerade zu Missionar Nachtigal eine besondere Zuneigung hatte. Nachtigal sowohl wie auch der wackere Nationalgehülfe Jonas Pudumo und etliche andere Gläubige haben in den folgenden Jahren mehrfach Land und Leute Sekukuni's mit Mahnung und Trost des Evangeliums besucht; auch Dir. Wangemann war während seiner Visitationsreise dort, ihm selbst und jenen Leuten zu tröstlicher Erquickung und schmerzlicher Rückerinnerung."

„Die Gemeinde zu Lijdenburg ist so gewachsen, daß sie Ende 1873 über 150 Glieder zählte. Dieselbe befindet sich indeß jetzt, da dies manche Unzuträglichkeiten mit sich führte, nicht mehr in Lijdenburg selbst, sondern unweit davon auf einem eigens dazu erkauften Platze."

„Noch im Jahre 1866, etwa ein halb Jahr nach der Besetzung von Lijdenburg, ward auch in der Hauptstadt des Landes von Transvaal, in Pretoria, eine Station eröffnet. Die Sache des Evangeliums kam dort gleich von vornherein in frischen Gang. 1869 ward die neu erbaute Lazarus-Kapelle eingeweiht. Joseph Kocho-n-etsó, der Schulgehülfe, nahm sich der Kinder mit Liebe und Treue an. Ein eigener Platz ist auch für diese Station angekauft und bereits von vielen Familien der Eingebornen bezogen worden. Die Gemeinde, welche etwa 200 Seelen zählt, hat sich in der Steuer von Beiträgen stets sehr willig erwiesen. Missionar Grünberger ist jetzt dort stationirt."

„Etwa 3 Stunden Reitens ostnordöstlich von Pretoria liegt die mit der eben genannten Station, von der sie früher ein Außenplatz war, eng zusammengehörige Station Wallmannsthal. Deshalb nennen wir sie bereits jetzt an dieser Stelle, obgleich sie erst im Jahre 1869 eine selbständige Station wurde. Sie entwickelte sich ganz ungemein schnell, und die Leute fügten sich willig in die auf Botschabelo erprobten Ordnungen. Der Häuptling des Platzes, Jan Kekane, war bereits getauft und gab seinen Leuten mehrere Jahre lang ein gutes Vorbild. Nach und nach aber ward er widerspenstig, ja boshaft feindselig gegen den Missionar Knothe. Das Endergebniß davon war, daß er genöthigt ward, mit seinem Anhange die Station zu verlassen. Dagegen aber haben sich ein paar andere kleine Häuptlinge auf dem Stationsgrunde angesiedelt. Die Gemeinde zählt etwa 70 Seelen."

Etwa ein Jahr früher, 1868, war eine Station 8 Meilen nord-

westlich von Pretoria durch Missionar Sachse angelegt worden, Tschuanêng, d. h. am (Flusse) Tschuane. Sehr schwierig war es in diesem Falle, daß die Eingebornen dort auf Grund und Boden saßen, der nicht ihnen, sondern einer Genossenschaft von Boeren zugehörte. Schwierigkeit machte ferner das Vorhandensein eines stellvertretenden sehr rohen Häuptlings und eines noch minderjährigen eigentlichen Häuptlings. Dennoch konnten bereits 1870 die ersten 5 Männer getauft werden. Zwei Jahre später regte sich auch unter den bis dahin so feindseligen Frauen ein lebendiges Heilsverlangen. Maubane, der junge Häuptling, schwankte hin und her. 1873 mochte das Volk die Bedrückung der Boeren nicht länger ertragen und verließ seine bisherigen Wohnsitze. Etwa 15—20 Meilen nordöstlich von Pretoria hatten sie sich ein eigenes Land durch Kauf erworben. Der größeren Selbständigkeit wegen kaufte Missionar Sachse dicht daneben einen halben Boerenplatz und nannte denselben einstweilen nach seiner Vaterstadt Neu-Halle. Die Gemeinde ist bis jetzt auf 36 Glieder gewachsen."

„Endlich ist nun in einem dritten viel südlicher gelegenen Hauptort des Landes eine Berliner Missionsstation gegründet worden, nämlich in Potschefstroom. Missionar Moschütz, früher im Distrikt Zoutpansberg bei Lekalekale stationirt, war von einer äußerst schweren Krankheit wie durch ein Wunder genesen und hatte sich zu seiner Wiederherstellung nach Potschefstroom begeben. Nun aber war unlängst von dort eine Gesandtschaft von Eingebornen nach Pretoria gekommen, um sich einen Berliner Missionar auszubitten. Dem Bruder Moschütz sagte das Klima in Potschefstroom sehr zu, und da er auch selbst ein Herz zu der Sache hatte, so begann er dort eine Missionsthätigkeit im Jahre 1872. Die dort bereits vorhandenen Christen aus den Eingebornen waren von den Wesleyanern getauft; leider fand sich unter ihnen viel Parteitreiben und Ungebundenheit, bei ihnen und den Heiden außerdem viel Stumpfheit und Hoffahrt. Doch hat er im Jahre 1873 9 Erwachsene und 14 Kinder taufen können."

„Diese 6 Stationen sind jetzt der Bestand der Berliner Mission in jenem südlichen Theile der Transvaal-Republik. In enger Verbindung mit diesem steht aber dasjenige Berliner Missionsgebiet, welches in dem nordöstlichen Theile des Transvaal noch in frischer Entwicklung begriffen ist."

„In jenen Gegenden ist die Ansiedlung der Boeren noch ziemlich vereinzelt; desto dichter und in ihrer Eigenthümlichkeit unversehrter wohnen dort in großartigen Gebirgslandschaften zahlreiche Stämme der Basuto, zwischen denen hie und da auch Matebelen- (Kafer-)Stämme eingesprengt sich vorfinden."

„Aus der Kolonie heimkehrende Matebelen des mächtigen Oberhäuptlings Mankopane (oder Mapela) hatten im Jahre 1864 in Gerlachshoop erzählt, daß ihr König sehnlichst nach einem Lehrer verlange. Bald nachher waren Berliner Missionare auf dem Wege zu demselben und bekamen von ihm auch günstigen Bescheid. Als sie aber nur wenige Monate später, nachdem Gerlachshoop hatte aufgegeben werden müssen, wiederkamen, um nun dauernd zu bleiben, war inzwischen ein

Nationalgehülfe der Pariser, Jesaias Seële, die unter den Süd-Basuto des Königs Moschesch arbeiten, angelangt und hatte für seine Missionare Besitz ergriffen von dem Volk Mapela's. Dieser hatte sich nämlich auch an Moschesch gewandt, den alle Basuto-Fürsten als ihren Oberkönig ehrten. Mapela wünschte nun ein Zusammenarbeiten der Pariser und Berliner; da aber beide darauf nicht eingehen wollten, so entschied er sich für die Pariser, um nur den gefeierten und gefürchteten Moschesch nicht zu beleidigen. Betrübt zogen die Brüder von dannen. Aber schon öffnete ihnen Gott der Herr eine andre Thür. Der Basuto-Häuptling Mangoati oder Matlale erklärte sich auf eine Anfrage willig, einen Missionar aufzunehmen."

„So gründete Missionar Grützner die Station Gha (d. h. bei) Matlale[1]) Pfingsten 1865. Wilde Felsenberge ringsum; viel Volk, aber wenig, die zur Predigt kamen. Den Erstling aus dem Volk taufte Dr. Wangemann Himmelfahrt 1867. Doch mehr und mehr hob sich das Interesse an Gottes Wort. Der Stamm der Erstgetauften hielt sich frisch und fest, und das war ein Segen für alle später Getauften, unter denen ein ernstes Wesen herrschte. Als Miss. Grützner, welchen Dir. Dr. Wangemann zum Vice-Superintendenten eingesetzt hatte, in der zweiten Hälfte 1873 seine Station verließ, um nach Botschabelo zu ziehen und Stellvertreter des Superintendenten Merensky während dessen Reise nach Deutschland zu werden, betrug die Zahl der Gemeindeglieder 48."

„Missionar Moschütz, welcher damals nach Ostern 1865 mit Grützner zu Mankopane zog, wäre bald nachher beinahe doch noch von demselben als Missionar angenommen worden, indem dieser der Pariser Nationalgehilfen müde war und überdies die Pariser nach Berlin geschrieben hatten, daß sie jenes Missionsgebiet aufzunehmen nicht die Absicht hätten. Aber ein Sieg des Moschesch über ein Heer der Boeren des Oranje-Freistaats machte den Mankopane sofort anderes Sinnes."

„Dafür legte der Missionar Moschütz eine Station an in der Nähe des Dorfes Makapânspoort[2]) für den Stamm des Häuptlings Lekalekale, daher genannt Gha Lekalekale, und zwar in demselben Jahre 1865, im Dezember."

„Der Häuptling benahm sich aber durchaus widerwillig und verbot jeden Verkehr mit den Missionaren. Nur ein strenges Einreden des Präsidenten Pretorius änderte die Sache etwas. Ein Kriegszug der Boeren 1867, der sich wider die ursprüngliche Absicht gegen Lekalekale wandte, war sehr hinderlich. Nachher ward die Feindseligkeit des inzwischen großjährig gewordenen Häuptlings Mokopane noch größer. Dazu kam ferner die schwere, von jedermann für todbringend gehaltene Krankheit des Missionar Moschütz. Sein Nachfolger, Missionar Regler, hat dort einen sauren Dienst. Die Zahl der Getauften, die

[1]) Etwa 32 Meilen nordwestlich von Lijdenburg, 13 Meilen von der Olifants-Rivier entfernt.

[2]) Neuerlichst wird als das benachbarte Dorf Potgieters Rust genannt, nachdem sich Makapanspoort gegen die Anfeindung des Häuptlings nicht halten konnte.

schon einmal 21
Leute nicht hinzuk
die Station aufgeg
„Endlich, nach
Mankopane errich
aus,[2]) durch Brude
war im März 18
trauen der Leute b
im Februar 1868,
mehrt in innerliche
oft sehr bedrohliche
Missionar Kühl im
Grützner nach Gha
bert ein Gemeindle
erfreut sich in neue
dieser dem Evangeli
„Mapela (Mar
aufnahm, noch zwei
Der eine war Mal
ebenfalls im März
tebelen, die roher fi
vertrieb wie die Bri
mann. Erst im N
Herzeleid. Mit gebr
sich zunächst nach B
und für sprachliche
her schon eine Zeitla
in Geduld die harte
doch ein wenig Erfol
meinde freilich erst 8
schon in Frage gekon
„Die Verbindun
südlicher gelegenen S
dimul'le (oder auch
boldt Mitte 1867 an
Häuptlings Bapo, de
Arbeit nach dem D
von Mankopane und
siedelten sich auch Le
gehörigen Stationslan
Von da ab ging es n
waren es bereits 57
an den Bau eines gr

[1]) Auch 1876 dauerte
[2]) Liegt 4 Meilen we
[3]) 3 Meilen südöstlich
[4]) Nicht weit von der

schon einmal 21 betrug, ist durch Verziehen derselben und da neue Leute nicht hinzukamen, auf 6 gesunken. Es steht in Frage, ob nicht die Station aufgegeben werden muß."[1])

„Endlich, nach langem Warten, konnte denn auch eine Station bei Mankopane errichtet werden, und zwar ebenfalls von Gha Matlale aus,[2]) durch Bruder Kühl, der dieselbe Thutloane genannt hat. Es war im März 1867, als er dort anzog. Er erwarb sich das Vertrauen der Leute bald in hohem Grade. Seine 4 Erstlinge taufte er im Februar 1868, und es hat sich von da ab die Gemeinde stets gemehrt in innerlichem und äußerlichem Wachsthum, und zwar trotz der oft sehr bedrohlichen Hinterlist und Feindschaft des Häuptlings. Als Missionar Kühl im Oktober 1873 zur Stellvertretung des Bruders Grützner nach Gha Matlale abreiste, konnte er dem Missionar Schubert ein Gemeindlein von 19 treuen Leuten übergeben. Der letztere erfreut sich in neuerer Zeit der Freundschaft des Häuptlings, ohne daß dieser dem Evangelio geneigter geworden wäre."

„Mapela (Mankopane) hatte damals, als er Bruder Kühl bei sich aufnahm, noch zwei Plätze in seinem Lande zu Stationen angewiesen. Der eine war Malokûng.[3]) Missionar Endemann bezog denselben ebenfalls im März 1867. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Matebelen, die roher sind als die Basuto. Der Krieg von 1867 und 1868 vertrieb wie die Brüder Moschütz und Kühl, so auch den Bruder Endemann. Erst im November 1868 konnte er zurückkehren, zu neuem Herzeleid. Mit gebrochener Kraft schied er im Jahre 1870 und begab sich zunächst nach Botschabelo, um dort nach Kräften in der Schule und für sprachliche Arbeiten thätig zu sein. Missionar Köhler, bisher schon eine Zeitlang sein Gehülfe, übernahm die Station. Er hat in Geduld die harte und fast erfolglose Arbeit fortgesetzt und schließlich doch ein wenig Erfolg gesehen. Ende 1873 betrug die Zahl der Gemeinde freilich erst 8 Seelen. Die Aufhebung auch dieser Station ist schon in Frage gekommen."

„Die Verbindung zwischen diesen in Mankopane's Gebiet und den südlicher gelegenen Stationen ward hergestellt durch die Station Modimul'le (oder auch Waterberg genannt),[4]) welche Missionar Koboldt Mitte 1867 anlegte. Die Station liegt nahe dem Gebiete des Häuptlings Bapo, dessen Leute dieselbe passiren müssen, wenn sie auf Arbeit nach dem Dorfe Waterberg gehen. So wandern auch Leute von Mankopane und Matlale fortwährend hier durch. Nach und nach siedelten sich auch Leute auf dem bedeutenden, der Missions-Gesellschaft gehörigen Stationslande an. Anfang 1870 wurden die ersten getauft. Von da ab ging es mit den Taufen rüstig vorwärts. Michaelis 1873 waren es bereits 57 Gemeindeglieder. Missionar Koboldt dachte eben an den Bau eines größeren Kirchleins: da ward er plötzlich durch eine

[1]) Auch 1876 dauerte diese zweifelhafte Lage noch fort.
[2]) Liegt 4 Meilen westlich von letzterem.
[3]) 3 Meilen südöstlich.
[4]) Nicht weit von dem Dorfe Nijlstroom.

kurze heftige Krankheit vom Herrn hinweggenommen. Bruder Beyer von Blauberg trat zunächst an seine Stelle.

„Die Station Blauberg (Blaumberg), 9 Meilen nördlich von Gha Matlale, war damals, als sie März 1868 von Missionar Beyer gegründet ward, die nördlichste aller Berliner Stationen, die zugleich von den übrigen Stationen jener Gegend weit entlegen war, ein vorgeschobener Posten. Es ist dort wildes Bergland, in welchem die Raubthiere noch eine gefährliche Plage sind. Die 2 Erstlinge der Station, die jedoch nicht von dem dortigen Volke stammten, sind am Ende des Jahres 1868 getauft worden. Die Feindschaft des Häuplings und der Heiden ward je länger desto ärger. Dennoch hatte Beyer die Freude, seinem Nachfolger, Missionar Stech, ein Häuflein von 12 Seelen übergeben zu können."

„Als eine Verbindungsstation zwischen diesem entlegenen Blauberg und zwischen Gha Matlale ward 1870 von Missionar Trümpelmann die Station Makchabêng angelegt, zuerst auf dem Gebirge, sodann an einer bequemeren Stelle am Fuße des Gebirges, unter großen Schwierigkeiten. Als 1871 Missionar Trümpelmann nach Adamshoop berufen ward, übernahm Missionar Baumbach den Platz. Der Häuptling ist wie die meisten Häuptlinge äußerlich freundlich, in der That aber feindlich. Ein paar auswärts getaufte Leute sind jetzt mit auf dem Platze, auch ist eine Anzahl solcher vorhanden, welche die Taufe begehren; bis jetzt hat aber Bruder Baumbach noch nicht gewagt, sie einem derselben zu Theil werden zu lassen."

„Einen bedeutenden Vorstoß nach Nordwesten (20—30 Meilen von Blauberg) that die Berliner Mission durch den Beginn der Arbeit bei dem Häuptling Tschwâße.[1]) Schon im März 1872 hatten die Missionare Beyer und Baumbach eine Untersuchungsreise dahin gemacht, und Tschwâße war willig gewesen, Missionare bei sich aufzunehmen. Noch im Laufe dieses Jahres kam die Sache wider Vermuthen zur Ausführung. Es mußte nämlich die Mission, welche die Brüder Beuster und Stech bei dem Häuptling Mutle in Angriff genommen hatten, durch einen gemessenen Befehl von dessen Oberhäuptling Sekhuni wieder abgebrochen werden. Kurz entschlossen wandten sich die Brüder nun zu Tschwâße. Am 10. November 1872 geschah dort die erste Verkündigung des Evangeliums. Es ist hiermit ein neues Gebiet betreten: Sprache und Volksstamm der Batßoela weichen entschieden ab von den Basuto. Die Gegend ist herrlich: ein prächtiges Bergland, reichbewässert, in den Thälern tropische Vegation, Palmen, Riesenfarren, Bananen u. dergl. Der Anfang der Brüder war sehr schwer: unter strömenden Regengüssen und immer wiederkehrenden Fieberschauern haben sie Unsägliches zu leiden gehabt. Etliche in Natal Getaufte sind in jenem Lande zerstreut. Das Volk ist freundlich, aber eine besondere Neigung zum Evangelium hat sich noch nicht gezeigt."

„Dennoch ist durch den nachrückenden Bruder Schwellnus bereits im Anfang 1873 eine zweite Station angelegt worden und zwar bei

[1]) Im letzten Berichte geschrieben Shewasse, die Station: Ha Shewasse.

dem Unterhäuptling Matsibandele.[1]) Tschwâße's Frau war aber so eifersüchtig auf diese ihrem Unterhäuptling widerfahrene Ehre, daß sie den Nationalgehülfen Joseph, welcher hierbei besonders thätig war, tödten lassen wollte. Durch Rücksprache mit Tschwâße ward aber diese Gefahr abgewandt."

„Es sind also bis jetzt 8 Berliner Stationen, welche in jenem nördlicher gelegenen Gebiete von Transvaal gegründet sind. Alle halbe Jahre haben die Brüder derselben unter sich eine Konferenz, während sie alle Jahre mit den Brüdern der südlicher gelegenen Stationen zusammen eine solche halten."

„Auch von allen diesen nördlichen Stationen aus wird die Predigt auf Außenplätzen fleißig geübt."

„Mit diesem nördlicheren Gebiete ist nun schon das Land der gefährlichen Fieber, wenigstens seiner Grenze nach, beschritten worden. Ab und zu haben Brüder unter Fieberanfällen mehr oder weniger schwer gelitten. Zwei derselben sind dem Fieber bereits zum Opfer gefallen: der schon genannte Koboldt, bei dessen Tode das Fieber wenigstens mitgewirkt zu haben scheint, und schon vor demselben, im April 1872, der kaum erst ausgesandte Bruder Leesch in freiem Wildfelde auf einer Untersuchungsreise in der Gegend zwischen dem Limpopofluß und der Delagoabay."

„An literarischen Hülfsmitteln besitzt jene Gegend ein Suto-Lesebuch in 3 Abtheilungen, in welchem bereits eine bedeutende Anzahl biblischer Stücke sich übersetzt finden; ferner den kleinen Lutherischen Katechismus, eine Auswahl von Kernliedern in dem Versmaß des Originals und eine Auswahl von Psalmen. (Die Basuto lieben das Psalmodiren mehr als das Singen unserer Melodien, was ihnen zu streng geschlossen vorkommt.) Eine ausführliche Suto-Grammatik des Missionars Endemann, sehr anerkennend von Prof. Lepsius empfohlen, ist kürzlich erschienen.[2])"

Schließlich kommen wir zu der **Hermannsburger Mission** unter den Betschuana.[3]) Es ist oben berichtet worden, wie seit der Gründung der Transvaal-Republik die Londoner Mission unter den westlichen Betschuana wegen der Feindseligkeit der Boeren unmöglich gemacht war (1852). Livingstone's Station Kolobeng bei Setschele, dem Könige der Bakwena, sowie Edwards Station Mabotsa bei den Bawangketsi und Bakhatla, waren zerstört. Die englischen Missionare waren verbannt, aller Einfluß der Engländer so viel als möglich vernichtet. Zunächst versuchte Setschele wohl noch eine Ablhülfe dieser Behandlung seitens der Engländer, die er immer als seine Freunde betrachtet hatte, und wandte sich nach der Kapstadt. Da er indessen bei dem Gouverneur

[1]) Die Station wird im neuesten Berichte Tschakoma genannt. Diese beiden Stationen sind noch nicht (1876) über die Anfänge hinausgekommen.

[2]) Ausführliche etnograph. Mittheilungen siehe Endemann, „die Sotho-Neger" in der Allg. Miss.-Zeitschrift 1876 I, II u. IV.

[3]) Vergl. Basler Miss.-Magazin 1871 S. 33 ff.

kein Gehör fand, so wurde auch er den Engländern bald völlig entfremdet. Er mußte mit seinen neuen Nachbaren, den Transvaal-Boeren, rechnen. Er unterwarf sich dem Präsidenten der Republik. Bereits im Jahre 1848 getauft, hatte er den Wunsch nach einem Missionar, wiewohl derselbe keineswegs der Ausdruck reiner Heilsbegierde war. Da er nun von englischer Seite keinen Lehrer haben sollte und wollte, so bat er den Präsidenten Prätorius, ihm einen solchen zu verschaffen. Man hatte etwas von deutschen Missionaren in Natal gehört. Die Boeren meinten, es seien Herrnhuter. Mit denen waren die alten unter ihnen im Kaplande noch ganz leidlich fertig geworden, während sie die englischen Missionare bitter haßten. So erging denn an die Brüder in Neu-Hermannsburg (vergl. unten C. 4) die Aufforderung, eine Betschuana-Mission zu beginnen, die um so lieber befolgt wurde, als die vorhandenen Arbeitskräfte eine Vermehrung der Stationen dringend wünschenswerth machten. Es war 1857, nach dem Himmelfahrtsfeste, als sich Missionar Schröder auf die Untersuchungsreise begab. Am 16. Juli traf er in Liteyane, der damaligen Hauptstadt der Bakwena, ein.

Setschele machte einen angenehmen Eindruck. Er wird als ein 35jähriger, sehr beredter und gewandter Mann beschrieben, der seinen Stamm gut zu beherrschen wußte, obwohl er als Christ unter demselben noch ziemlich allein stand. Der Polygamie enthielt er sich und predigte eifrig. In Setschele's einflußreichem Bruder Khosilinzi hatte die neue Mission von vornherein einen heftigen Gegner. Er vertrat als Hauptregenmacher das Heidenthum und suchte Beschneidungsfeierlichkeiten ꝛc. aufrecht zu erhalten. Gegen die Boeren blieb er feindselig gesinnt und um so mehr gegen die von ihnen berufenen Missionare.

Diese trafen gleich beim Eintritt in das neue Arbeitsfeld mit dem alten Moffat zusammen, dem einzigen Engländer, dem Setschele seine Zuneigung bewahrte und der sich damals auf seiner Reise zu Moselekatse befand. Er zeigte sich erfreut über die Ankunft der neuen Sendboten und gab ihnen Anweisung zur Erlernung der Sprache; doch regte sich bald darauf schon etwas Mißtrauen zwischen den Deutschen und den Londonern. „Man weiß nicht recht, wie man zu ihnen steht", schreiben jene. Freilich konnte man es diesen nicht verdenken, wenn sie im Hinblick auf das Arbeitsfeld, aus dem sie so schnöde vertrieben, etwas verstimmt waren.

Die Hermannsburger aber mußten bald Setschele's Hauptwünsche erfahren. „Alles schreit nach Schießpulver." Das Völklein war desselben auch sehr bedürftig wegen der Lungenseuche, unter der es seine Heerden zusammenschmelzen und sich selbst auf die Jagd angewiesen sah. Auf Schröders Bitte wurde dem Setschele von der Transvaal-Republik wirklich ein jährliches Quantum von 200 Pfund Pulver und 400 Pfund Blei gewährt. Dadurch wurde die Stellung der Missionare natürlich befestigt. Schon um Ostern 1858 konnten ein paar erwachsene Bakwena getauft werden; zur Predigt pflegten sich 200 Zuhörer zu sammeln, und ein Gebet um Regen, dem bald die Erhörung folgte, machte die Regenmacher und die heidnische Partei zu Schanden. —

Die wacker aufblühende Station wurde (15. Juni 1858) durch die Missionare Bakeberg, Schulenburg und Zimmermann verstärkt, welche mit 2 Kolonisten und europäischen Geschenken an Setschele in Liteyane eintrafen. Man machte sich nun an die Ausführung eines gemauerten Hauses. Auch konnten bald darauf weitere Stationen angelegt werden, nämlich im Osten Linokena bei Moiloë, dem Häuptling der Baharutsi, und im Norden Schoschong[1]) bei Sekhome, dem Häuptling der Bamangwato. Dieser hatte mit Setschele's Hülfe gegen einen Thronprätendenten Matching die Herrschaft wiedererlangt und war dadurch für die Mission günstig gestimmt worden. Hier fand Schulenburg unter den 40,000 Bewohnern der Hauptstadt bald eine offene Thür.

Aber auch unter den Bakwena wurde die Mission bald „über Bitten und Verstehen" gesegnet. Eine Hungersnoth, in der 200 Menschen dahingerafft wurden, hatte auch dazu beigetragen. Die Gemeinde bestand aus 38 Getauften, die vom Lehrer gekleidet wurden. Setschele wird damals noch „ein gar lieber Mann" genannt. Nach der Predigt hielt er meist noch eine Ansprache an das Volk, um das Gehörte eindrücklich zu machen. Auch die Schulen machten befriedigende Fortschritte; nur das Rechnen fiel den Kindern schwer, und die es hoch brachten, konnten bis 100 zählen.

Die aufblühende Mission aber sollte bald eine betrübende Hemmung erfahren. Als 1859 Dr. Hardeland als Superintendent der Hermannsburger Mission mit der unbeschränktesten Vollmacht ausgesendet wurde, weigerten sich die Betschuana-Missionare, ihn als ihren Vorgesetzten anzuerkennen. Lag auch in der schroffen Art und Weise, mit der ihnen der Superintendent sogleich in seiner ersten Zuschrift entgegenkam, sehr viel zur Entschuldigung ihres Schrittes, den sie thaten, um über die Aufhebung ihrer bisherigen Instruktion und ihre etwaige Unterwerfung unter die neue Ordnung zu verhandeln; war es auch hart, daß man sich gar nicht darauf einließ, ihre Bedenken anzuhören und zu erwägen; so bleibt es doch zu bedauern, daß die Brüder nicht aus Pietät gegen den Vater Harms diesen schwersten Sieg über sich selbst gewannen. Von dem Superintendenten in den Bann gethan, trafen sie keine Anstalt, diesen Bann lösen zu lassen, sondern verblieben auf ihren Stationen, um auf eigene Hand weiter zu arbeiten.

Es läßt sich denken, in was für eine traurige Lage sie nun, von aller Unterstützung in der Heimat abgeschnitten, gerathen mußten. Am 17. Juni 1863 besuchte der Wesleyanische Missionar Ludorf die Station Liteyane. Er fand das Haus der Hermannsburger in einer Mulde, gesättigt von stagnirendem Wasser, „aus dem die Sonne beständig Fiebermiasmen ausbrütet, welche der Lage wegen kein Windhauch vertreiben kann. Arme Leute! Sie haben binnen 2 Jahren 9 Glieder der Missionsfamilie hinter ihrem Hause begraben. Wenn nicht krank, predigen sie Sonntags den Bakwena." Daß sie zum Handel gegriffen hatten, um

[1]) Die Schreibart dieses Namens war sehr wechselnd: Goyon, Lecoyo, Leschocho. — Als Bedeutung wird „Auferstehung" angegeben.

nicht Hungers zu sterben, kann man ihnen nicht verdenken, zumal da auch der Präsident der Transvaal-Republik verordnet hatte, daß den Bakwena nur durch ihre Vermittlung Pulver und Blei zugehen solle. Ihre Lage aber wurde durch das Verhalten Setschele's beträchtlich verschlimmert. Sie hatten nicht die Erfahrung mitgebracht, die dazu gehört, solch einen afrikanischen Monarchen richtig zu nehmen. So lange sie mit der Heimat in Verbindung standen und von dort die Mittel zu ihrem Unterhalte erhielten, also so lange es ihnen gut ging, war der König freundlich und gestattete den Lehrern Einfluß. Als es ihnen aber ärmlich ging, da schwand auch seine Gunst und seine Folgsamkeit. Ludorf durchschaute Setschele, der ihm einen schönen Brief geschrieben hatte, schon damals und schalt ihn tüchtig aus wegen seiner Kinderzucht, daß er nämlich seine Töchter an Heiden als Weiber verkaufe und seine Söhne Branntwein trinken lasse, wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die mächtige Heidenpartei, die er — auch am Sonntage — Beschneidungs- und Tanzfeste feiern lasse, und wegen der Doppelzüngigkeit, mit der er die Deutschen behandle, die um seines Volkes willen ihr Leben darangaben. „Wie bedaure ich," schreibt er, „diese lieben Leute, deren Sprachkenntniß sie noch nicht befähigt, die Falschheit zu ergründen."

Einer von den ausgetretenen Missionaren, Schulenburg, war inzwischen (schon 1861) nach Hermannsburg gereist und hatte sich reuig zur Unterwerfung gestellt. Auf seiner Station Schochong hatte sich bald darauf der Londoner Missionar Mackenzie vorläufig niedergelassen. Auch die beiden andern Missionare, Zimmermann in Linokena und Bakeberg in Liteyane, erklärten sich bereit, ihre Stationen der Hermannsburger Mission auszuliefern.[1]) Damit war eine Wiederaufnahme der Betschuanamission von Seiten Hermannsburgs ermöglicht. Vier Missionare wurden von Natal aus abgesandt. Einem von ihnen, Behrens, war die Leitung der Sache übertragen. Die Station Linokena bei dem Baharutsihäuptling Moiloë wurde ohne Schwierigkeit durch Missionar Jensen besetzt. Anders ging es zu Liteyane. Auch hier hatte Price für die Londoner wieder Einfluß zu gewinnen versucht. Bakeberg hatte ihm gegenüber freilich das Recht der Deutschen nachdrücklich vertheidigt — ebenso wie in Bezug auf Schochong. Setschele that den neu Eintreffenden gegenüber zuerst sehr freundlich und schenkte ihnen als Zeichen des Friedens einen weißen Ziegenbock; besprach sich auch mit ihnen über den Fortgang der Mission. Khosilinzi aber, der im Volk bedeutenden Einfluß hatte, setzte in einer großen Volksversammlung die Entscheidung durch, daß man keine deutsche, sondern englische Missionare haben wolle.

Setschele erklärte nun freilich, daß er das Weggehen der Brüder mit Bedauern sehe und sie gerne behalten würde, fügte aber hinzu, daß er dem Beschlusse der Volksversammlung sich nicht widersetzen könne. So blieb unsern Brüdern, da sie ja nicht mit Gewalt dableiben konnten, nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Dies sollte nach

[1]) Später gingen auch sie nach Neu-Hermannsburg, unterwarfen sich dem Superintendenten und wurden wieder aufgenommen.

dem Wunsche Setschele's und Khosilinzi's gleich „morgen früh" geschehen, und das wurde ihnen auf folgende merkwürdige Weise kund gethan: Setschele las den Brüdern das 29. Kapitel aus dem ersten Buche Samuelis vor, wo erzählt wird, daß die Fürsten der Philister David und seine Männer zurückgeschickt haben. Er verglich sich mit Achis und die Brüder mit David und seinen Männern. Er sagte dann zu Behrens: Du gefällst meinen Augen als ein Engel Gottes, aber du gefällst den Fürsten nicht. So mache dich nun morgen frühe auf u. s. w. — — — Wie traurig sie nun des Weges zogen, kann man sich leicht denken. Bei Kolobeng kam ihnen ein Reiter nachgesprengt. Es war Setschele, der noch einmal von ihnen Abschied nehmen wollte. — — Zuletzt kam er noch mit der dringenden Bitte heraus: Wenn sie von den Boeren gefragt würden, weshalb sie zurückgekehrt seien, so möchten sie doch gar nicht sagen, daß sie von Setschele und Khosilinzi zurückgewiesen seien; sondern vielmehr als Grund anführen: „Wir Deutsche ertheilen keinen Schulunterricht; das thun nur die Englischen." Die Antwort war natürlich: das würde ja gelogen sein. So trennte man sich.

Inwieweit englischerseits durch Pulver und Blei Setschele's Gunst wieder erworben war, ist nicht recht deutlich. Wir lassen diesen unerquicklichen Streitpunkt hier bei Seite. Uns genüge die Thatsache, daß 1865 der Londoner Missionar Price, Moffats Schwiegersohn, bei den Bakwena eingetreten war und zu Logageng (Lohaheng) wirkte, wohin Setschele seine Residenz verlegt hatte. Ein Versuch der Hermannsburger, die Station unter den Bamangwato wieder aufzunehmen, schien zunächst erfolgreicher — wurde aber der damaligen kriegerischen Lage wegen noch etwas hinausgeschoben. Ueber den weiteren Verlauf dieser Sache schweigen die veröffentlichten Berichte. Seit 1866 aber finden wir auch diese Station in den Händen der Londoner.

Was die Hermannsburger aber im Westen einbüßten, haben sie überreichlich im Osten wiedergewonnen, wo sich ihr Werk über Erwarten schnell ausgebreitet hat. Die gedrückte Lage der dortigen Eingebornen, die die Hälfte aller Arbeitstage zu Frohndiensten bei den Boeren verpflichtet sind und die daher in dem Missionar vielfach ihren Freund und Wohlthäter sehen lernten, hat auch wohl dazu beigetragen. In dem sogleich zu erwähnenden Moriko-Distrikte liegt die Sache anders. Da wird von jeder Hütte eine jährliche Steuer von 20 Mark entrichtet, und falls dies geschieht, erfreuen sich die Eingebornen der unbeschränktesten Freiheit. In dieser leben sie dann gedankenlos hin, unbekümmert um die Predigt der Missionare. Eine ausführliche Darlegung, wie die jetzt vorhandenen Stationen nach einander entstanden sind, würde hier nicht nur zu weit führen, sondern ist auch wegen des in dieser Hinsicht sehr lückenhaften Materials kaum möglich. Da das letztere in dem bereits erwähnten Aufsatze im Basler Missions-Magazin 1871 von Dr. Gundert erschöpfend bearbeitet ist, so beschränken wir uns darauf, nach demselben unter Hinzufügung einiger neueren Notizen eine Uebersicht über die damals vorhandenen Betschuana-Stationen zu geben.

In dem im Südwesten der Transvaal-Republik gelegenen Moriko- (Mariko-) Distrikt waren es folgende:

1. Linocana (so wird jetzt statt Linokena geschrieben), d. i. „kleine Flüsse", heißt die gesunde Hauptstation des Westens, in einem freundlichen Thale gelegen, neben Moiloë's Residenz. Die dort eng zusammenwohnenden Baharutsi treiben ziemlich starken Ackerbau und verstehen sich darauf, ihn durch Wasserleitungen auszudehnen und zu sichern; viele aber leben umherstreifend von Viehzucht und Jagd, gerben die Felle und verkaufen solche nebst Straußenfedern an die immer häufiger einkehrenden Händler. Die regelmäßige Arbeit wird meist von Weibern verrichtet. Als Jensen die Station übernahm, fand er etwa 40 Getaufte vor, von denen 11, nicht gerade die besten, von Londoner Stationen hergekommen waren. Der alte Moiloë, obgleich noch Heide, zeigte sich fortwährend sehr freundlich. Die Schulkinder ließ er nöthigenfalls sogar mit der Peitsche zusammenholen. Auch suchte er selbst noch mit Hülfe der Brille lesen zu lernen und besuchte die Gottesdienste regelmäßig. Da saß dann immer neben ihm seine Lieblingsfrau. Die jüngeren seiner 9 Frauen sandte er sogar in die Schule. Denen, die am Sonntag arbeiteten, ließ er die Hacken wegnehmen. Die ersten Erwachsenen wurden 1864 getauft, meist Weiber (die überhaupt den trägeren Männern im Lernen vorauseilten). 1868 war die Zahl der Gemeindeglieder auf 70 gestiegen (1876 auf 143). Geklagt wurde nur, daß diese sich nicht genug von den Heiden sondern und dadurch verderblichen Einflüssen ausgesetzt sind.

2. Limao, zwei Tagereisen von Linocana, nach Norden im freien Betschuanalande gelegen, unter einem Baharutsi-Stamme, wurde 1864 auf Wunsch zweier bei einander wohnenden Häuptlinge gegründet. Das Volk zeigte sich sehr hart, so daß in den ersten drei Jahren nur eine Seele gewonnen wurde. In neuester Zeit hat sich dort mehr Leben geregt. 1875 konnten 23 Personen getauft werden, und die Gemeinde stieg auf 58 Glieder.

3. Pata Lecopa, eine Stunde weiter gelegen, des Baharutsi-Häuptling Makhosis Stadt, wurde 1865 von Schulenburg besetzt, der unter den unschlachtigen Heiden dieses „wüstesten Vorpostens" keinen leichten Stand hatte. Er widmete sich viel den Uebersetzungsarbeiten.[1]) Doch war nach einigen Jahren eine kleine Gemeinde gesammelt, die in neuster Zeit bis auf 86 Glieder angewachsen ist. Die Station mußte übrigens verlegt werden; der Platz, nach dem die Gemeinde übersiedelte, heißt nun Harmshope.

4. Eine weitere Station wurde 1867 am Kolobeng angelegt und nach diesem Flusse genannt. Später finden wir sie unter dem Namen Matlabe, nachdem sie nach einem andern Ort innerhalb der Transvaal-Republik verlegt war. Sie hatte 1876 nur einen Getauften aufzuweisen.

Endlich erwähnen die neueren Berichte noch:

5. Thaba Lenong im freien Betschuanalande, vielleicht identisch

[1]) In Verbindung mit einigen andern Brüdern lieferte er das lutherische Gesangbuch in der Betschuanasprache. Mit dem Gesang, der die Eingeborenen sehr anzieht, ging es überhaupt gut. Von einer Schule wird berichtet, daß dort immer vierstimmig gesungen wurde. Zur Singstunde kamen auch zahlreiche Heiden, und schon hörte man von wilden Heidenmädchen bei der Arbeit christliche Lieder singen, die ihnen viel besser gefielen, als ihre eigenen.

mit der 1868 angelegten Station Notoan, die später nicht weiter erwähnt wird. Jetzt sind dort 85 Getaufte.

Noch bedeutender aber sind die Arbeiten der Hermannsburger in dem östlich gelegenen Distrikte Magaliesberg, oder, wie es scheint nach neuerer Eintheilung, in den Distrikten Rüstenburg und Pretoria. Hier ist vor allen Dingen zu nennen:

1. Bethanien, etwa 5 Meilen östlich von Rüstenburg, „die Perle der Hermannsburger Mission". Hier war bei dem Stamme der Bamagale durch einen ihrer Leute, der im Kaplande bekehrt war, ein großes Verlangen nach christlichem Unterricht entzündet, ja sogar bereits eine Gemeinde gesammelt, die sich unter eigenen Aeltesten in geordneten Gottesdiensten erbaute. Mit Freuden wurde der Missionar Behrens hier aufgenommen (1864), konnte bald mit 30 Erwachsenen den Taufunterricht beginnen und nach einigen Monaten 20 von ihnen taufen. Es wurde ein neues Dorf mit regelmäßigen Straßen angelegt, und die Station blühte lieblich empor. So sehr auch Reste altväterlicher Frömmigkeit bei einigen Boeren zu den erfreulichen Erfahrungen mitgewirkt hatten, so war doch andrerseits die selbständige Gestaltung der Kolonie Bethanien auf dem der Mission gehörigen Grund und Boden dem Gedeihen der Gemeinde günstig. Immer mehr gewann der Platz das Ansehen eines freundlichen Christendorfes mit seiner schmucken, mit weißgetünchten Häusern umgebenen Kirche. Die Zahl der Getauften mehrte sich schnell. „Anläufe der Bekehrten zur Ausbreitung des Gottesreiches unter den Fernstehenden, gedeihliches irdisches Fortkommen, feste Gemeindeordnungen mit einsichtigen Wächtern und Richtern," alles dieses sind erfreuliche Züge aus der Entwickelung dieses „Lustgartens der Mission", wie die Station einmal genannt wurde. „In 2 Volksschulen werden hier 189 Kinder unterrichtet. Hier sieht man auch die eingebornen Christen ordentlich Ackerbau und Handwerke treiben und in anständiger Kleidung gehen; hier arbeiten sie schon selbständig an Erhaltung ihrer Kirche und Schulen." Die Kirchenzucht wird mit Erfolg gehandhabt, und die geistliche Arbeit schafft überhaupt reiche Früchte, wie z. B. der selige Heimgang eines solchen Betschuanachristen als sprechendes Zeugniß dafür angeführt wird. Daß es inzwischen nicht an Schatten fehlt, die sich dann und wann unter die lichten Züge mischten, versteht sich von selbst. Vor einigen Jahren war (wenn ich mich recht erinnere) auch hier von dem Eindringen des Diamantenfiebers die Rede und treten auch manche Schwachheiten der Heidenchristen zu Tage. Dennoch bleibt die bereits 608 farbige Mitglieder zählende Gemeinde, der sich auch (28) Europäer angeschlossen haben, immerhin eine seltene Erscheinung.

2. Die nächste Station in diesem Distrikte wurde zu Matlare 6 Stunden östlich (N. O.?) von Bethanien 1865 von Miss. Kaiser angelegt und entwickelte sich auch zunächst in erfreulicher Weise. Später aber zeigten sich viel Schwierigkeiten dadurch, daß die Station nicht auf eigenem Grund und Boden stand. Der Bauer, obgleich dem Missionar freundlich, verfuhr mit den Leuten ziemlich hart, und so kam es denn, daß sie sich vielfach hinweg machten, selbst Glieder

der Gemeinde. Daher wurde die Station nach einem andern angekauften Platz verlegt, wo sie unter dem Namen Hebron, nun den Frohndiensten entrückt, gedeiht und es bereits auf 265 Getaufte gebracht hat. Der ganze Stamm ist mit dorthin gewandert.

3. Die Station Cuan (Tschuan) wurde 1867 beim Häuptlinge Makhapan gegründet. Derselbe schien Gottes Wort lieb zu gewinnen. Nach 2 Jahren waren 40 Christen gesammelt. Doch jeder der umwohnenden Bauern hatte seine besonderen „Arbeitskafern" unter Makhapans Volke, die ihm die Hälfte aller Arbeitstage zu arbeiten verpflichtet waren. Dies scheint nicht ohne Unzuträglichkeiten für die Mission geblieben zu sein. Schon 1871 verschwindet Cuan aus dem Verzeichnisse der Stationen. Missionar Backeberg blieb längere Zeit auf der nicht weit von dort angelegten Station Mosetla, und später finden wir ihn in Berseba im Distrikte Rüstenburg wieder. 1873 werden bei ihm nur 5 Getaufte verzeichnet. Drei Jahre später waren es deren 71.

4. Die nächstfolgende Station Likhatlon (Likhalan) nördlich von Bethanien wird ebenfalls in neuerer Zeit nicht mehr erwähnt. Ihr Stifter Lohann arbeitete später zu Phalane, wo sein Nachfolger Köller jetzt 41 Getaufte in Pflege hat.

5. Kana, unter Missionar Wenhold, „zählte bald viele Lernbegierige, von denen im August 1868 die ersten 10 die Taufe erhielten. Die Gemeinde wuchs in einem Jahre auf 55. Aber einen festen Boden gewann dieselbe zunächst noch nicht; denn der Missionar hatte sich 1867 auf einem Grundstücke angesiedelt, das ein frommredender Bauer erst fürs Volk mit dessen Vieh anzukaufen sich den Schein gab, während er nachher vor Gericht beschwor, das Volk habe ihm das Vieh (über 200 Stück) geschenkt, um den Platz für sich selbst zu kaufen. Jedermann spottete darüber, aber niemand trat ihm entgegen, denn er war ja Veldkornett." Sehr bezeichnend für die Zustände in Transvaal! Trotzdem kam die Station vorwärts und zählte 1876 eine Gemeinde von 220 Personen.

6. Saron, das schon 1866 nicht weit (?) von Rüstenburg durch Missionar Penzhorn gegründet wurde, zählt bereits 240 Glieder. Seitdem das Volk den Grund und Boden der Station angekauft hat, ist die Station in schnelles Wachsthum gekommen.

7. Aehnlich ging es auch zu Leporro (am Magaliesgebirge), wo Miss. Fuls 1869 manche, die sich den damaligen Bedrückungen in Saron entzogen, sammelte. Allein auch hier zeigten sich bald die Schwierigkeiten, die von den Boeren in den Weg gelegt wurden, die „fast stets angetrunken waren" und mit aller Gewalt die Heiden vom Taufunterricht fern zu halten suchten. Ja, später kam es vor, daß Getaufte auf dem Kirchwege von den Boeren mit Kuhmist und Steinen geworfen wurden. Im Berichte von 1873 ist diese Station mit 80 Heidenchristen aufgeführt; in der Uebersicht von 1876 fehlt sie.

8. „Zwei Tagereisen nordwestwärts von Saron liegt Emmaus, von Miss. Rabe 1867 beim Häuptling Mabalane angelegt. Es scheint ein trockner Platz zu sein, mitten im Wildfeld, da sich an den wenigen Wasserplätzen viel Fleisch, aber wenig Brod gewinnen läßt — und der

rechte Hunger nach dem Worte Gottes muß erst noch kommen." Doch war 1876 schon eine Gemeinde von 115 Mitgliedern gesammelt.

9. In der Mitte zwischen Emmaus und Saron fing Miss. Springhorn beim Häuptlinge Tabusa eine Station an, die jetzt (vielleicht an einem andern Orte gelegen), als Pella aufgeführt, 90 Heidenchristen zählt. Das Missionseigenthum daselbst umfaßt etwa 8000 Morgen.

10. Rüstenburg heißt die Bauernstadt dieses Landestheils, in welcher die Hermannsburger seit 1864 wiederholt einkehrten, auch an Sonntagen gelegentlich den Betschuana-Arbeitsleuten predigten, doch um der mächtigen Missionsfeinde willen an eine Niederlassung nicht denken durften. Der Aufenthalt von 6 Kaufleuten, dem Landdrost und seinem Schreiber, sowie 2 Predigern macht das Dorf zu einem der ansehnlichsten im Lande. Nachdem sich in Bethanien und anderswo der Segen der Mission geoffenbart hatte, wurde endlich auch hier ein Missionar begehrt, und der bewährte Zimmermann übernahm (1866) die schwierige Aufgabe. Er konnte täglich 20 und mehr Schüler unterrichten, bekam auch vom Staat einen Bauplatz für seine Kirche bewilligt, die Gemeinde jedoch (30 Seelen 1870, wovon nur 6 Abendmahlsgänger und nur 1 Paar in christlicher Ehe lebte) vermehrte sich langsam und hatte mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen, die den Tauf- und Kommunionunterricht fast unmöglich machten. „„Die Eingebornen befinden sich noch immer in einer Stellung im Staat, die deren Entwicklung — milde gesagt — gänzlich hemmt. Eine Reform muß und wird eintreten; ob auf dem Wege des Gesetzes oder der Gewalt, müssen wir abwarten."" — In neuester Zeit hat sich jedoch auch diese Gemeinde gehoben und umfaßt 127 Bekehrte aus den Heiden. Auch hält sich eine Anzahl von Europäern zu derselben.

11. Mosetla scheint nicht weit von der früheren Station Cuan zu liegen; auch ist wohl die dort gesammelte Gemeinde seiner Zeit dorthin verpflanzt. 1872 wurde durch den Wegzug des Häuptlings Makápan mit einem Theile seines Volkes die eingeborne Bevölkerung jener Gegend geschwächt. 3 Jahre später zählte die Gemeinde dennoch 182 Mitglieder.

12. Zoar in dem südöstlich gelegenen Distrikte Wakkerstroom ist erst 1872 gegründet und hat nur 2 Gemeindemitglieder.

13. Auch auf der Station Ramaliana sind erst 3 Taufbewerber vorhanden.

Endlich kann ich nur erwähnen, daß in dem Stationsverzeichnisse von 1873 sich noch folgende Stationen finden, die in dem von 1876 nicht erwähnt sind:

Ebenezer, Mathebe und Potoane. Auf jeder derselben befand sich damals nur eine kleine Zahl (4—10) von Getauften.

So sehen wir denn auch hier unter den Betschuana eine Mission, die zu den erfolgreichsten der Neuzeit zu rechnen ist, obgleich sie äußerlich unscheinbar in bescheidener Stille ihre Wege geht. Viel Kraft an Gesundheit, Arbeit, Gebet, Glaube und Geduld ist hier bereits aufgewandt, mehr als sich berechnen läßt. Es ist dies um so ehrenvoller, wie Dr. Gudnert a. a. O. richtig bemerkt, als der Aufwand von Mitteln ein höchst geringer ist. (Die ganze südafrikanische Mission der Her-

mannsburger mit 56 Missionaren kostete in einem Jahre nur 72000 Mark.)

Der Boden für diese Mission war allerdings in manchen Beziehungen günstiger, als dies sonst in Heidenländern der Fall zu sein pflegt. Haben sich die Hoffnungen, die von den Hermannsburgern bei ihrem Eintritte auf das Verhältniß der Boeren zu den Eingebornen gesetzt wurden, nicht erfüllt, sondern sind bitter getäuscht worden, so ist doch unter Gottes Zulassung die Boerenherrschaft gewiß in vielen Beziehungen Wegbahnerin für die Mission geworden. Damit sollen die ungezählten Aeußerungen der Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit und Selbstsucht, wie sie dort auch den Hermannsburgern mit dem Schwinden ihrer Illusionen vor die Augen traten, und die von den Resten altväterlicher Frömmigkeit aufs schroffste abstachen, nicht entschuldigt werden. Die Boeren haben die ihnen durch Gottes Fügung über jene Stämme verliehene Macht keineswegs in einer gottesfürchtigen, der Verantwortung eingedenken Zucht gebraucht, sondern selbstsüchtigen Mißbrauch mit derselben getrieben. Dennoch hat unter Gottes Gnadenfügung auch diese harte Zucht vielfach zum Besten wirken können und jedenfalls der Mission mehr gedient, als die ihr bei vielen Naturvölkern so hinderliche Zuchtlosigkeit.

Doch wir schließen nicht blos diesen Abschnitt mit dieser Betrachtung, sondern indem ich dieses bei der Korrektur niederschreibe, hat schon die Geschichte mit dem ganzen Boerenregimente im Transvaal einen großen Abschluß gemacht. Die Stunde der göttlichen Gerechtigkeit hat geschlagen. Nachdem die Transvaal-Boeren in jüngster Zeit in Kämpfen mit den Eingebornen sich unfähig gezeigt hatten, eine angemessene Ordnung des Landes zu garantiren, hat England eingegriffen. Am 12. April 1877 ist zu Pretoria die Einverleibung der Transvaal-Republik in die Britischen Besitzungen proklamirt worden. Eingerückte Truppen geben der Proklamation Nachdruck. Ob die Boeren auch diesmal grollend weiter ziehen werden? Vielleicht durch die ihnen zunächst liegenden versengten oder Fieber aushauchenden Striche in die herrlichen, fruchtbaren Länder Central-Afrika's vordringen? Die Eingebornen werden sich zum großen Theile freuen. Die Mission wird vielfach erleichtert und befördert werden — wenn auch das Eindringen verschiedener Denominationen in dieses ergiebige Feld leider nicht zu vermeiden sein wird (obwohl doch die deutschen Kräfte den sich erweiternden Ansprüchen noch immer würden genügen können). Ob aber England an Stelle der bisher geübten falschen Zucht die rechte gottgefällige Zucht über jene Betschuanastämme bringen wird? Oder ob nicht jener den Verhältnissen nicht Rechnung tragende Liberalismus auch hier der Zucht äußerlich entziehen wird, was innerlich noch weitaus nicht reif ist zur Freiheit? Das ist die Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob unter jenen Heidenvölkern die Mission eine nachhaltige Erneuerung des Lebens wird zuwege bringen, oder ob sie — um es im Hinblick auf den endlichen Abschluß gerade heraus zu sagen — nur im Stande sein wird, ihnen ein christliches Begräbniß vorzubereiten.

C. Die Kafern.

1. Das Kaferland und seine Bewohner.

Im Osten der Kapkolonie zieht sich längs des Indischen Ozeans bis zur jetzigen Kolonie Natal das Kaferland hin, dessen südwestliche Grenze gegen das Kapland früher vom Sonntagsflusse, seit 1778 vom Gr. Fischflusse und endlich nach mehreren blutigen Kriegen vom Keiflusse gebildet wird. Der Charakter dieses Landes, dessen südwestlichsten Theil, das Zuurveld, wir bereits bei der Geschichte der Hottentottenmission kennen lernten, weicht sehr entschieden von dem der andern bisher von uns besprochenen südafrikanischen Länder ab. Derselbe herrscht übrigens auch in den nördlicheren Gebieten: Natal und Zululand, so daß auch diese wohl unter die Bezeichnung „Kaferland" (im weiteren Sinne) mit begriffen werden, um so mehr, als ihre Bewohner, den Kafern so nahe verwandt, selbst mit letzterem Namen bezeichnet werden.

Ueberraschend ist der Abstand, den der aus dem dürren Kapland kommende Reisende im Kaferlande gewahrt. Von hohen Alpenbergzügen gesäumt, ziehen sich Hochebenen hin, durchbrochen von zahlreichen Gebirgsmassen. Die Gegend ist so fruchtbar, daß sie das ganze Jahr hindurch reichliche Weide darbietet; ja die Ergiebigkeit der Natur erstreckt sich hier bis zu den Gipfeln der Gebirge hinauf. Während die Abhänge und Schluchten derselben mit Holz von allerlei Gattung reichlich bestanden sind und durch die Menge des darin hausenden Wildes der Jagdlust reiche Ausbeute gewähren, dienen die Bläuken und Breiten auf den Gebirgen, von Nebel und Regen fortwährend befeuchtet, zum ergiebigen Korn- und Gartenbau. Wenn wir daher aus den dürren Steppen der Kapkolonie, südlich vom Oranjefluß, in denen das genügsame Schaf sich nährt und mit seiner Wolle den holländischen Kolonisten bereichert, nach Osten ziehen, so merken wir bald an dem veränderten Graswuchs, wie an den Wolken und Nebeln, die mit Sonnenuntergang sich einstellen und den Boden bethauen, daß wir einem andern Lande uns nähern. Zuletzt sehen wir eine Bergreihe vor uns, scheinbar nur einige hundert Fuß hoch, und auf ihrer sanften, mit Gras bewachsenen Abdachung hinaufsteigend, glauben wir in eine neue Welt versetzt zu sein, wenn wir nun von ihren Gipfeln nach Osten schauen. Zu unsern Füßen gähnt ein Abgrund. Auf hoher Felsenwand, der Krönung eines hohen Gebirges, dessen Bergrücken und Thaleinschnitte tief unter uns sich hinabziehend in der Ebene verlaufen, stehen wir auf einer der Terrassen, in welchen Südafrika von Süden und von Osten sich erhebt, und die, von der Küste aus gesehen, als hohe Gebirge erscheinen, während sie oft nur wenig über die hinter ihnen liegende Hochebene sich erheben. Das Gebirge aber, von welchem wir so ins Kaferland hineinschauen, bildet seine Grenze nach Nordwesten und nimmt, je höher nach Norden, auch desto mehr eine nördliche, also immer weiter von der nach Nordosten sich ziehenden Ostküste abweichende Richtung

an, so daß nach Norden das Land immer breiter wird. Während wir daher von den Gebirgen des südlichen Kaferlandes den Blick noch bis an den Indischen Ozean schweifen lassen können, ist dies im nördlichen Theil, z. B. in Natal, vom Kathlamba- oder Drakengebirge aus, nicht mehr möglich. Unser Weg aber hat uns auf das südliche, das Amatola-Gebirge geführt, den Schauplatz so vieler Waffenthaten der Weißen und Kafern. Da sehen wir nun die Schluchten des Gebirges voll hochragender Bäume, die auch im Winter mit ihrem dunkelgrünen Laub geziert bleiben, und wo der Berg von Wald frei ist, bedeckt ihn hohes, saures Gras, in dessen Grün auch die Ebene am Fuße des Gebirges prangt. Die letztere nach Osten zu durchwandernd, gelangen wir abermals zu einer Stufe des Landes, das sich nun allmählich zwar, doch sichtbar zum Meere hinabsenkt. Gruppen von Mimosen und Gebüsch aller Art geben ihm hier das Ansehen eines Parkes; die Flußbetten aber werden immer tiefer, so daß ihre Ufer zuletzt hohe Berge sind; doch haben die im Vorgebirge entspringenden Flüsse nur zur Regenzeit Wasser, während die aus dem Hochgebirge kommenden immer damit gefüllt sind. Ein tiefblauer Himmel wölbt sich über diesem Lande mit seinem rothen und steifen, fetten und lehmigen, an den Flüssen sandigen, nur in wenigen Strichen felsigen und der Kultur nicht fähigen, im ganzen aber äußerst fruchtbaren Boden. Zur Winterzeit wird der Himmel des Abends und des Nachts wohl von Wolken verdeckt, die aber keinen Regen bringen, höchstens Schnee auf den Spitzen der Hochgebirge ablagern, der dann 8 oder 14 Tage lang das umliegende Land erkältet, während er in den Ebenen und Thälern fast niemals fällt. In der Regenzeit aber, im Sommer, ist der Himmel oft wochenlang mit Wolken verdeckt, und vom September bis Mai ergießen sich unter heftigen Gewittern die von Nordwest kommenden Regen, schwellen die Flüsse an und machen das Reisen um diese Zeit unmöglich, während durch sie und den die Luft kühlenden Seewind die sommerliche Hitze erträglich wird. Das Unangenehmste in dieser Jahreszeit ist der plötzliche, fast täglich eintretende Temperaturwechsel. Die aufgehende Sonne bringt eine drückende und stechende Hitze mit sich, und der Himmel bleibt ganz klar bis etwa um Mittag; dann erscheint mit einemmale ein kleines Wölkchen über dem Gebirge, und nach Verlauf von kaum einer halben Stunde ist der Himmel dick verhüllt, ein Ungewitter entladet sich, Blitze und Donner schmettern und krachen oft von allen vier Winden zugleich mit solcher Gewalt, daß die Erde bebt und die darauf wohnen sich entsetzen. Erhebt sich dann noch ein starker Sturm und treibt das Gewitter vor sich her, so sieht man die Blitzstrahlen sich förmlich auf der Erde hinwälzen; Blitzen und Donnern dauert oft ohne Unterbrechung stundenlang fort. Nachdem das Unwetter sich entladen, tritt oft eine so starke Kälte ein, daß man nach den Winterkleidern greift. Unter den Sommernächten aber sind nur einige wirklich angenehm zu nennen.

In diesem Lande nun wohnt das Volk der Kafern.

Dieser Name oder, wie er sich in unrichtiger Form fast überall eingebürgert hat, Kaffer, ist keine genaue ethnographische Bezeichnung.

Herstammend von der Benennung, unter der muhammedanische Sklavenhändler ihre schwarze Waare von der ostafrikanischen Küste an die Europäer verhandelten,[1]) wurde er auf die der Kapkolonie benachbarte schwarze Bevölkerung übertragen. Gewöhnlich begreift man jedoch nur die von den Amazulu südwestlich wohnenden Völker mit dieser Bezeichnung. Im weiteren Sinne aber hat man auch die Amazulu und die nördlich von ihnen lebenden Amazwazi mit dazu gerechnet, obgleich jede dieser Völkerschaften als ein koordinirter Zweig der großen Abantu-Familie zu betrachten ist. Der Kürze wegen haben wir die Eintheilung unseres Werkes, der jener zu weite Begriff des Namens Kafer zu Grunde gelegt ist, beibehalten, umsomehr, als es gelingen wird, an der Schilderung eines der in Rede stehenden Völker ein für unsre Zwecke auch auf die andern mit zutreffendes Bild zu liefern. Jene südlichen Kafern im engeren Sinne, die also im Gebiete des freien Kaferlandes und den früher als Britisch Cafraria bezeichneten Distrikten leben, sind aber auch nicht in ethnographischer wie politischer Beziehung ein zusammengehöriges Ganze. Wir haben vielmehr zu unterscheiden: die Amaxosa,[2]) die Batembu, die Amampondo und die Amampondumisi. Freilich sind die Unterschiede dieser Völker von einander nur gering. Der Dialekt der Tembu[3]) z. B. zeigt von dem der Xosa kaum eine Abweichung. Dennoch haben wir diese Unterschiede festzuhalten und nicht zu verwechseln mit den zahlreichen Unterabtheilungen verschiedener Stämme, deren wir später an einigen Punkten werden Erwähnung zu thun haben. Die Xosa z. B., um dies hier gleich zu bemerken, theilen sich in die Amagcaleka einerseits und in eine Gruppe von Stämmen, die aus den früheren Amahababe hervorgegangen sind und unter denen die Amangqika als die wichtigsten hervorgehoben werden mögen.[4])

Die nachfolgende Schilderung hat, unter Vorbehalt einiger besonderen Züge, die für die andern Völker charakteristisch sind, zunächst den Xosa vor Augen. In das begeisterte Loblied, das die meisten früheren Beschreibungen demselben, wenigstens seiner äußern Erscheinung nach, widmeten, werden wir freilich nicht einstimmen können. Der Bildhauer möchte übel berathen sein, der der oft gebrauchten Redensart folgend, so einen Kafern zu seinem Modell nehmen wollte. Diese tief dunkelbraunen Leute sind zwar von hoher Gestalt,[5]) aber fast zu lang und schlank, um sie kräftig oder gar, wie oft geschehen, athletisch nennen zu

---

[1]) Kafir, ein arabisches Wort, bedeutet den gegen die Lehre des Islam Ungläubigen.

[2]) Sonst schreibt man auch wohl Kosa. Das x bezeichnet den einen Schnalzlaut, was hier ein- für allemal bemerkt sein möge. Ebenso haben wir „c" und „q", wie diese Zeichen in der Kafersprache verwendet werden, für zwei andre Schnalzlaute beibehalten.

[3]) Der Vereinfachung wegen lassen wir das Präfix von diesem Namen weg, da diese linguistische Unrichtigkeit unsre Darstellung nicht beeinträchtigt.

[4]) Um 1856 zählten nach Schätzung die Xosa 210,000 Seelen, die Tembu 90,000, die Mpondo einige 50,000 u. s. w.

[5]) Als durchschnittliche Größe wird 1,71 Meter angegeben, doch fand sich bei Männern sogar ein Durchschnitt von 1,83 Metern.

können. Ein zu geringes Hervortreten der Hüften, sowie das Fehlen der stärkeren Muskulatur des Unterarms und der Wade lassen sie nicht zu einer heroischen Erscheinung kommen.[1]) Die Frauen dagegen haben etwas Plumpes und werden, schnell verblühend, oft sehr häßlich. Die krausen Haare sind nicht weich genug, um sie mit Wolle vergleichen zu können. Sie kringeln sich in so engen Windungen zusammen, daß verfilzte Strähnen entstehen. Gewöhnlich wird das Haar geschoren, und dann entsteht ein dichtes Polster, das den Kopf bedeckt.

Auch die Gesichtsbildung unterscheidet sich merklich von der der kaukasischen Rasse eigenthümlichen, mag sie ihr auch ungleich näher stehen, als die der Hottentotten. Die Nase ist an der Wurzel ziemlich breit, oben abgerundet, der Ansatz der Nasenflügel etwas nach außen und oben gerückt. Die Lippen sind mehr oder weniger aufgeworfen und zeigen einen fahlen, ins Graue spielenden Farbenton. Nur bei Kindern sind die Augen mit ihrer von reinem Weiß umgebenen tiefbraunen Iris schön zu nennen. In späteren Jahren verfärbt sich das Weiße und wird braunfleckig. Im ganzen aber trägt das Gesicht meist den Ausdruck des Rohen, der z. B. durch die starke Entwicklung der Kaumuskeln und durch die grobe Textur der Haut hervorgerufen wird.

Was die körperliche Leistungsfähigkeit betrifft, so ist von dem Kafern mehr Zähigkeit und Ausdauer als plötzlich energische Kraftentfaltung zu rühmen. Hinsichtlich der letzteren nimmt er es mit einem Europäer nicht auf. Ist er auch ein ausdauernder Läufer, so würde er hinsichtlich der Schnelligkeit im Wettlauf zurückbleiben. Auch die Schärfe des Sehvermögens ist nicht so außerordentlich, wenn auch die klare Luft Südafrika's größere Leistungen gestattet, als wir nach europäischen Verhältnissen erwarten. Jedenfalls wird der Kafer in diesem Punkte, sowie in dem Aufspüren des Wildes, vom Betschuana ganz bedeutend übertroffen.

Blicken wir auf die geistigen Anlagen der Kafern, so finden wir einen unter den Kämpfen gegen die natürlichen Verhältnisse ihrer Umgebung und unter fortwährenden Kriegen ziemlich ausgeprägten Charakter. Von Weichheit des Gemüths, von einer Richtung auf Höheres ist da nichts zu finden. Das Hängen an dem Irdischen, die Entfremdung von allem Idealen ist bei ihnen einer der hervorragendsten Züge.

„Das Ideal des Kafern, der Gegenstand, für den er schwärmt und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine Ochsen, d. h. sein werthvollstes Besitzthum. Mit den Lobgesängen auf das Vieh mischen sich die auf den Häuptling, worin wieder das Vieh desselben eine große Rolle zu spielen pflegt. In diesem Preisen seines Oberhauptes drückt sich aber nicht sowohl Loyalität aus, sondern aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit hervorgehende Furcht vor dem Despoten, welcher ihn verderben kann. — Die Sorge, sein geringes, aber mühsam erworbenes Besitzthum oder wohl gar das unter Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also alles, was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellung Werth haben kann,

[1]) Andre Rasseneigenthümlichkeiten, wie die stärkere Neigung des Beckens u. s. w. übergehe ich hier.

wird seinem Charakter eine gewisse Feigheit beimischen, wie sie dem Weißen [dem Christen], der in seiner Welt der Ideen ein unantastbares Leben hat, durchschnittlich nicht eigen ist. Vielfach sind die Kafern, und besonders die Zulu, als Helden gepriesen worden. Aber die vorurtheilsfreie Betrachtung der Geschichte lehrt, daß dies mit Unrecht geschieht. Es ist erstaunlich, zu sehen, daß in der langen Reihe blutiger Kämpfe kaum jemals von kühnen Thaten eines Einzelnen, wie sie sonst so gern in Kriegsgeschichten eingeflochten werden, berichtet wird. Kaltblütiger Muth des auf sich selbst angewiesenen Mannes ist es aber allein, was den Helden erkennen läßt. Selten oder nie stellten sich die Kafern bei gleicher Zahl im Felde ihren Gegnern, sondern haben unter allen Umständen solches Terrain möglichst vermieden, indem sie den Krieg durch plötzliche, besonders nächtliche Ueberfälle einzelner Posten und isolirter Forts u. s. w. führten. — — Ein englischer Offizier, der die Kaferkriege mitgemacht hatte, äußerte sich: Wenn in der Fläche abgefaßt, rennen die Kafern wie alte Stiefel.[1])"

Der Kafer ist sehr eingebildet auf seine angeblichen Vorzüge und sucht sich bei jeder Gelegenheit über andre zu erheben. Daraus entspringt eine grenzenlose Selbstgerechtigkeit, die jegliche Erkenntniß seiner Fehler und seiner Sündhaftigkeit aufs äußerste erschwert. — „Ein unverschämtes, bramarbasirendes Auftreten" hängt damit zusammen, das schon manchem Neuling imponirt hat und das der Kafer stets versucht, um seinen Vortheil zu erreichen. Gelingt ihm dies jedoch nicht auf diese Weise, so fällt er auch wohl aus der Rolle, und aus dem trotzigen Helden wird plötzlich ein elender Bettler. Selbst ihre großen Häuptlinge schämen sich nicht, um Kleinigkeiten zu betteln. Dieses Betteln aber geschieht in sehr verschiedenem Tone je nach den Umständen — bald demüthig und unterwürfig, bald freundschaftlich begehrend, bald herrisch befehlend — oder das Gewünschte wird dem Schwächeren einfach fortgenommen.

Hieraus kann man abnehmen, daß der Kafer unter gewissen Verhältnissen die Grenze des „Mein und Dein" wenig respektirt, und Stehlen, wenn es mit guter Manier geschehen kann, scheint ihm dann durchaus nicht als etwas Unrechtes zu gelten. Raub mit Gewalt ist freilich nicht seine Sache. Aber listiger Viehdiebstahl ist etwas sehr Gewöhnliches, d. h. wenn das Vieh Fremder zu haben ist; unter den Stammesgenossen soll der Diebstahl nicht oder seltener vorkommen. Es sind aber wohl nur die äußern Verhältnisse, die der Begehrlichkeit und Lüsternheit des Kafern Schranken setzen. Habgier ist ein Zug seines innersten Wesens. „Auf Vieh ist er ganz versessen und auch auf Geld, wenn er den Werth desselben kennen gelernt hat. Mit Ausnahme seiner Ausübung der Gastfreundschaft ist er ein Geizhals und steht unter einem unerklärlichen Drange zusammenzuscharren. Bei ihm ist's Maxime: „Es ist besser zu nehmen als zu geben." Es ist fast unmöglich, festzustellen, wieviel ein Kafer im Vermögen hat. Er schützt immer Armuth und Hunger vor. Auch wenn er sich in guten Verhältnissen befindet, hat er keine Lust, sich Kleider zu kaufen. All' sein Geld wird in Kühe umgesetzt. Nur um Kühe zu kaufen arbeitet und spart er. Sein Geld bewahrt er in einem Lumpen, mit so vielen Knoten

[1]) Fritsch, die Eingebornen Südafrika's, S. 50 ff.

zusammengebunden, daß es fast unmöglich ist, dieselben wieder aufzuknüpfen" — — —[1])

Ein andrer schlimmer Charakterzug des Kafern ist sein Mangel an Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit. Seine Lügen umwickelt er mit allerlei Reservationen und weiß in seinen Aussagen die Sachen mit großer Geschicklichkeit zu verdrehen, besonders wenn er sich irgendwie herausreden will. Er ist ein vollendeter Heuchler. Lob und Schmeichelreden hat er immer auf der Zunge, auch gegen den, den er von Herzen verachtet.[2])

Schon nach dem bisher Gesagten werden wir bei diesem Volke nicht gerade Dummheit und Stumpfheit erwarten. Vielfach zeigt es sogar eine sehr geschärfte Verstandesthätigkeit, nämlich überall, wo es sich um den materiellen Vortheil handelt. Daher ist denn auch das praktische Recht mehr bei ihnen entwickelt als man vermuthen möchte, und es zeigt sich eine bemerkenswerthe Gewandtheit, in Rechtsfragen zu urtheilen. Lenkt man aber die Verstandesthätigkeit auf irgend einen abstrakten Gegenstand, so zeigt sich Unlust und Trägheit des Denkens.

Noch müssen wir die hervorragende Rolle erwähnen, welche die Sinnlichkeit auch hier spielt. Sie hat die Polygamie zur Folge. Der Kafer kauft sich eine Anzahl Frauen. Freilich wird ihm die Trennung von seinem lieben, sauer erworbenen Vieh, das er für die Lebensgefährtinnen hingeben muß, nicht leicht — denn im Grunde „schwärmt er für seine Ochsen mehr als für jene". Doch die übermäßige Sinnlichkeit äußert sich auch sonst in schmachvoller Unsittlichkeit.

Die letztere findet vielfach an der Leichtlebigkeit des Kafern Vorschub, mag diese sich sonst auch in harmloserer Gestalt zeigen. Er macht sich nicht viel Sorgen und schwere Gedanken, so lange seine materiellen Interessen nur im Gleichgewichte sind; „gibt sich vielmehr am liebsten einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin." Dabei ist er umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten; und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmüthigste Mensch von der Welt."

Unter dieser harmlosen Schale schlummert aber furchtbare Wildheit und Grausamkeit, die oft unvermittelt genug hervorbricht und vor der auch ein Menschenleben nichts gilt.

„Wird die schlummernde Leidenschaft aufgeregt, wie es allerdings nur ausnahmsweise zu geschehen pflegt, so geräth der Kafer in einen Zustand von Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen. Die Erregtheit geht vorüber wie ein Sturm, und alles, was damit zusammenhing, ist am nächsten Tage vergessen. Denn da sich die Gedanken des Kafern nicht gern längere Zeit mit einem Gegenstande beschäftigen, so ist er auch nicht nachtragend und rachsüchtig, die sorglose Heiterkeit gewinnt bald über den Zorn die Oberhand.[3]) — Sie werden leicht beleidigt, und solche Sache wird gewöhnlich mit der Keule ausgemacht. Die Weiber sieht man oft sich zanken, wobei sich eine große

[1]) Grout, Zulu-Land p. 176.
[2]) Vergl. daselbst S. 175.
[3]) Fritsch a. a. O. 56.

Zungenfertigkeit offenbart. Hat die Disputation einen gewissen Höhepunkt erreicht, so wird der Streit mit den Nägeln fortgesetzt oder, wenn es schlimm kommt, der Kiri des Gatten zu Hülfe gerufen.

Bei dieser vorwiegenden Richtung auf das Materielle darf man bei dem Kafern nicht viel von Religion erwarten. Alles, was dahin zu rechnen ist, gründet sich auf unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode. Die Geister der Verstorbenen bilden meist den Gegenstand des Kultus.[1]) Daran aber schließt sich Aberglaube, besonders der Glaube an Hexerei, der eine weite Verbreitung unter dem Volke hat und entsetzliche Wirkungen hervorbringt.

Machen wir uns aber zunächst ein Bild von der äußeren Erscheinung der Kafern, ihrem alltäglichen Leben und ihrer Umgebung. — Die Kleidung des Mannes besteht aus seinem Ingubo oder Mantel aus Thierfellen (bei Häuptlingen oder solchen, denen diese Gunst gewährt wird, aus Löwen- oder Tigerfellen), die sie sehr weich und biegsam zu machen wissen. Dieser Mantel, an dessen Stelle in neuerer Zeit bei vielen auch eine wollene Decke, meist von brauner Farbe, getreten ist, hängt dem Kafer lose über die Schulter, und nur, wenn die Luft zu rauh wird, schlägt er ihn um sich zusammen; meist aber gehen sie, mit Thierfett reichlich eingeschmiert und mit rother Erde oder Ocker bemalt, ganz nackt, bis auf eine kleine, unanständig ins Auge fallende Bedeckung des Theils, von wo ihnen bei der Beschneidung die Vorhaut genommen ist. Am Halse tragen viele eine schwere Kette von Schakals- oder Tigerzähnen oder kleinen Perlen, einzelne größere in den Ohren und am Kopfe. Manche tragen auch über den Hüften, über der Hand am Arme und über den Knöcheln am Beine einen Ring von Elfenbein oder von dickem gelben Messingdraht. Ihre Waffen, „Assagai", sind von Eisen, schwertförmig gearbeitet, ½ bis 1½ Fuß lang und 1½ Zoll breit, an einen 5—6 Fuß langen, dünnen, schwungreichen Stock künstlich und dauerhaft befestigt. Solcher Assagaien haben sie immer 2—3 bei sich. Als Wurfwaffe werden dieselben jedoch weniger erfolgreich gehandhabt, als wo sie als Stoßwaffe dienen. Außerdem gebrauchen sie den „Kiri", einen kurzen Prügel mit einem Kolben oben, dessen sie zum Treffen kleinerer Thiere mit bewundernswerthem Geschick sich bedienen. Seit längerer Zeit aber haben sie sich auch europäische Schießgewehre verschafft, sind aber keine besonderen Schützen. Ihren Körper decken sie im Kampfe mit einem Schild von Kuhhaut. Etwas anständiger als die der Männer, ist die Kleidung der Frauen.[2]) Sie tragen außer dem Ingubo, der für sie noch mit einer bis auf die Erde niederhangenden und mit 4—6 Reihen gelber Knöpfe besetzten Klappe auf dem Rücken versehen ist, eine Art kurzen ledernen Unterrock, der aber bei vielen, namentlich den angesehneren, nur in einem mit bunten Perlen verzierten kleinen Schurz von 5 Zoll Breite besteht und mehr des Schmuckes halber getragen zu

[1]) Die Xosa scheinen sich als den Aufenthaltsort derselben hauptsächlich unzugängliche unterirdische Höhlen zu denken; doch sprechen sie nicht gerne davon.

[2]) Wenigstens sobald sie in die Ehe treten. Vorher gehen die Mädchen bis auf einen kleinen Schurz ebenfalls ganz nackt.

werden scheint. Nur alte Frauen, ganz junge Mädchen und säugende Mütter dürfen die Brüste unbedeckt tragen, über welche sonst noch ein eigenes Stück, „Imbeka", als Tuch gelegt wird. Nur bei der Feldarbeit und anderer Beschäftigung, wobei der Ingubo sie hindert, legen sie denselben ab. Auch die Weiber schmücken sich gern mit Perlen und Messingringen, gehen aber immer, selbst auf Wanderungen, durchaus barfuß, während die Männer im letzteren Falle sich wohl einfacher lederner Sandalen bedienen.[1]) Von einer Kopfbedeckung wissen die Männer, die nur im Kriege zwei aufrechtstehende Kranichflügel an einem ledernen Riemen um den Kopf binden, nichts, ja sie scheeren sich vielfach auch ihr Haar kahl herunter, um sich gegen Ungeziefer zu sichern; die Frauen winden wohl ein Tuch um den Kopf.

Die Wohnungen der Kafern sind von der einfachsten Art und in jeder Hinsicht geringer als bei den Betschuana. Lange, gerade Zweige werden in einem Kreise in den Boden gesteckt und oben mit den Spitzen zusammengebunden; darüber wird Röhricht oder Gras befestigt, und die innere Seite bekommt einen Ueberzug von Lehm oder Kuhmist. Der ganze, unten 6—12 Fuß im Durchmesser haltende Bau gleicht einem großen Bienenkorbe mit einem schmalen, niedrigen Eingang, der zugleich als Thür, als Fenster und als Schornstein dient. Der mit einer Art Matten von groben Binsen oder Schilf, die zugleich als Tisch und Lager dienen, bedeckte Fußboden geht gegen die Mitte hin, wo fast beständig ein Feuer brennt, in die Höhe; und rings um die Hütte her ist ein Graben oder eine Rinne zur Aufnahme des Regenwassers gezogen. Zur Beschützung des grasigen Daches aber werden ohne Ordnung einige Dornenäste um die Hütte hergeworfen; von einer Einzäunung ist keine Spur. Wie in der Kleidung, so ist auch in der Wohnung zwischen Vornehm und Gering kein Unterschied, nur daß die Häuptlinge mehrere Hütten haben, die von ihren Weibern und Kindern bewohnt werden; die Aufrichtung derselben aber liegt allein den Frauen ob. Den größten Theil des Tages bringen die Kafern übrigens im Freien zu. Sechs oder zehn oder ein Dutzend solcher Behausungen bildet ein Dorf, „Umzi", von den Holländern „Kraal" genannt. Den wichtigsten Theil desselben machen die in der Mitte des Ganzen gelegenen, mit einem Zaun umgebenen Viehhöfe aus, wohin am Abend alles Vieh zum Melken getrieben und die Nacht über bewacht wird. Inmitten dieses Hofes aber besitzt jede Familie ein eigenes, tiefes Loch, in welchem sie ihren mit Stangen, Stroh und Erde bedeckten Kornvorrath aufbewahrt.

Die Nahrung des Volkes besteht im Sommer meist in Milch, nachher in Kaferkorn und Kürbissen. Geschlachtet wird nur in der Winterzeit, weil sie sich dann auch neue Kleider machen. Schweinefleisch und Fische genießen sie nicht, Kalbfleisch nur ungern; auch scheinen sie ein starkes Vorurtheil gegen den Genuß von Eiern zu haben. Aus wildem Honig bereiten sie eine Art von Meth; der Branntwein hat

[1]) In neuerer Zeit haben jedoch auch die kolonialen Velschoen (Fellschuhe), die den amerikanischen Mocassins ähnlich sind, Eingang gefunden.

(1840) noch nicht solchen Eingang bei ihnen gefunden, wie bei den Hottentotten. Haben sie nicht gerade reichlich geerntet, so fängt der Mangel an Nahrungsmitteln oft schon im August an merklich zu werden, und nun müssen wilde Gewächse, Wurzeln, Zwiebeln, Rüben, auch die Früchte des Gelbholzbaums, die wie Holzäpfel schmecken, als Nahrung dienen. Getafelt wird zweimal, morgens um 10 und abends um 9 Uhr. Der Mann, als Herr über alles, theilt das Essen aus; nur für die ganz kleinen Kinder, welche die Milch von einer für sie bestimmten Kuh erhalten, sorgen die Mütter. Die Männer essen für sich im Viehkraal unter freiem Himmel, nur bei Regenwetter im Hause; die Frauen jede einzeln im Hause; die Knaben sitzen hinter den Männern, die Mädchen bei den Frauen, und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Alten ihnen reichen. Vor und nach dem Essen spülen sie sich den Mund aus; die Hände waschen sie sich wohl vor dem Melken, aber nicht vor dem Essen. Die Milch, welche sie in schmutzigen, ledernen Säcken gähren lassen, genießen sie, die kleinen Kinder ausgenommen, nur im geronnenen Zustande, und zwar vermittelst eines Pinsels oder Quastes von Binsen, den sie hineintauchen und dann ablecken; das für den täglichen Gebrauch nur abgesottene und in kleinen Körben aufgetragene Korn essen sie mit der bloßen Hand oder mittelst eines Stückchens Holz oder Eisen, einer Muschel, oder was sonst als Löffel dienen kann; das Fleisch führen sie mit den Händen zum Munde, beißen hinein und schneiden dann mit dem Messer oder ihrer Assagai die Bissen vor dem Munde ab. So wenig sie von öfterem Waschen des Leibes halten, daher sie auch mit Ungeziefer reichlich geplagt sind, das sie oft gefangen zwischen den Zähnen todtbeißen und dann verschlucken, so wenig fällt es ihnen ein, das Speisegeschirr aufzuwaschen. Ist die Mahlzeit zu Ende, so setzt man es den Hunden hin, die es auslecken; wie sie es lassen, wird es bei der nächsten Mahlzeit wieder in Gebrauch genommen, und wer keinen Hund hat, der nimmt sein Gefäß eben ungereinigt wieder zur Hand. Nach beiden Seiten sind sie übrigens stark, im Verzehren wie im Hungern. Was ein Kafer vor sich hat, das muß verzehrt werden, und der Mann erscheint unersättlich, bis er damit fertig ist; dagegen kann er auch wieder 3—4 Tage, wenn es sein muß, ohne Nahrung zubringen, und die einzige Beschwerde, die er dann zu leiden scheint, ist die Mühe, sich einen Riemen um den Magen zu binden und denselben immer fester anzuziehen, je länger das Hungern dauert.

Es ist schon angedeutet, wieviel der Kafer auf sein Vieh hält. Viehzucht ist ihm die Hauptbeschäftigung.

Seine Rinderheerde, die bei Reichen sich auf mehrere Hunderte beläuft, von der er jedes einzelne Stück kennt, auch mit Namen nennt, von der er nicht eins missen möchte und sich schwer entschließt, es zu schlachten oder zu verkaufen, und das gefallene bisweilen zärtlicher beweint als ein verstorbenes Kind, ist sein kostbarster Schatz. Milch! Milch! was geht darüber! so meint er, und das Rindvieh gibt Milch, folglich hat das Rindvieh das Herz des Kafern, und das ist eine Augenweide für ihn, wenn er so im Grase liegt und seine Heerden weiden sieht, und was er an Empfindungen und Gefühl wachend nicht ausmachen kann, das genießt er noch im Traume. Hie und da begegnet man auch Ziegenheerden, und für Pferde haben be-

sonders die jungen Häuptlinge große Vorliebe gewonnen und kleine Stutereien angelegt, obwohl sie dafür von den Alten den Vorwurf hören müssen, daß sie ihre Beine nicht mehr gebrauchen können.

Zu den Hauptbeschäftigungen der Männer gehört der Krieg und die Jagd. In beiden Fällen tritt in der sinnlosen Aufregung, in die der Kafer geräth, die in ihm schlummernde Wildheit zu Tage. Wie schon angedeutet, geschieht die Kriegführung meist in der Form des Ueberfalles, dem, wenn er gelingt, eine allgemeine Metzelei folgt, bei der auch Weiber und Kinder nicht geschont werden. Mißlingt der Ueberfall, so sucht man wenigstens auf dem Rückzug noch möglichst viel Vieh fortzutreiben. — Die Jagd wird gewöhnlich von den Männern einer Kraal gemeinschaftlich unternommen und das Wild in Fanggruben zusammengetrieben. Als einzelner Jäger leistet der Kafer nicht so viel, wie seine Lobredner sagen.

Mit dem von den Frauen betriebenen Ackerbau ist es nicht weit her; sie haben nur eine hölzerne Schaufel, mit der sie den Boden samt dem Grase einen Zoll tief umarbeiten, und wenn das Gras verdorrt ist, den Samen hineinsäen. Gewöhnlich liegen sie dabei auf den Knien. Oft brennen sie auch nur ein Stück Wald oder Gebüsch nieder und streuen den Samen auf den durch die Asche gedüngten Boden. Sie bauen aber vornehmlich Kaferkorn, eine Art Hirse,[1]) die 10 Fuß hoch wächst, mit großen Rispen, und Milis oder Mais. Neben diesen ihren Hauptgetreidearten erscheint der Anbau anderer Pflanzen, wie Bohnen, Wassermelonen, Imfe (eine Art Zuckerrohr), Kürbisse u. s. w. nur als Spielerei. Auch den geschätzten Tabak und Dacha bauen sie nicht in großem Maße. Von ihren Vorrathskammern ist schon die Rede gewesen, doch haben die nördlichen Kafern eigene Vorrathshäuser, wo sie das Korn in große thönerne Töpfe schütten. — Von anderweitigen Beschäftigungen und Handwerken ist bei den Kafern eben nicht viel zu finden. Sie haben Eisenschmiede, welche Waffen, Beile und große Nadeln nicht ohne Geschick verfertigen; Messingschmiede, welche Arm- und Fingerringe, sowie Leibgürtel aus diesem Metall, das sie von den Engländern in der Kolonie beziehen; und Gerber, welche die Ochsenhäute zu Kleidern bereiten, ebenso Schuhmacher, welche aus der Stirnhaut von Ochsen einfache Sandalen zurecht machen und als Incibi yendwe, d. i. Verfertiger von Kranichflügeln, auch den oben genannten kriegerischen Kopfschmuck in Stand setzen. Die Incibi yenqawa machen die hölzernen Tabakspfeifen, deren Kopf sie auf Verlangen zierlich mit Blei auslegen. Unter den weiblichen Handwerkern stehen die Schneiderinnen obenan, welche die Fellmäntel und die Frauenmützen nicht ohne Kunst verfertigen; andere flechten aus Binsen sehr akkurat und schön aussehende größere und kleinere Körbe, bis zu den kleinsten, einem Becher gleichenden, daraus den Säuglingen geschenkt wird. Diese Arbeit verstehen die meisten Frauen, während auf die Verfertigung von großen Töpfen aus Thon nur einzelne sich verstehen, alle Weiber und

[1]) Holcus caffrum, dem Holcus Sorghum (Mohrenhirse) sehr ähnlich. Daraus wird auch das berauschende Kaferbier (Utyalwa) gebraut.

Kinder dagegen allerlei künstliches Flechtwerk aus Grashalmen und Binsen, sowie gröbere und feinere Matten zu bereiten wissen.

Was nun das häusliche Leben der Kafern betrifft, so sind die Männer auch hier die Herren, die sich daheim nur mit der Sorge für die Rinderheerde abgeben, die von ihnen gemolken und von den Knaben täglich auf die Weide getrieben wird. Wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, übernehmen die Männer allein alle dabei vorkommenden Verrichtungen, auch die Zurichtung der Haut. Die ganze Last der Feld- und Hausarbeit, das Kochen der Speise und die Erziehung der Kinder, soweit von einer solchen die Rede sein kann, liegt ganz auf den Weibern, die man häufig mit ein paar Kleinen auf dem Rücken nach dem Walde gehen sieht, um Holz zu fällen oder den harten Boden mit einem schlechten Werkzeuge aufbrechen, um ihn anzupflanzen, oder von weiter Entfernung das Wasser zu ihrer Hütte herbeitragen. Harte Weiber aber sind es, im Kriege oft die Begleiterinnen der Männer, die sie zur Tapferkeit ermuntern, und hartnäckiger im Festhalten ihres Aberglaubens als die Männer selbst; doch sieht man sie walten und schaffen in ihren Häusern und bei ihren Kindern, so muß man sie achten und die Verdienste anerkennen, welche sie um die Erhaltung des ganzen Volkes haben. Von ihren Eltern werden sie dem Mann verkauft, und wiewohl sie diese Art, die Ehe einzugehen, ganz billigen und eben nur auf diese Art verheirathet werden wollen, es auch für Ehre halten, Frauen geworden zu sein, so haben sie doch selten den Mann lieb und entfliehen bei erster Gelegenheit nach ihrer Heimat, von wo er sie gewöhnlich mit neuen Opfern lösen muß. Wachsen indeß ihre Kinder heran, so hält sie die Liebe zu diesen; ja der älteste Sohn, wenn er ins Mannesalter getreten, wird der Versorger und Beschützer der Mutter und nimmt sogar für sie gegen den Vater Partei. Die Rechte des Mannes aber werden den Jünglingen erst durch die Beschneidung zu Theil, welche indeß eine rein äußerliche Ceremonie ist, ohne irgend eine religiöse Bedeutung.[1]) Sie wird in der Regel gegen Ende des Sommers an mehreren Jünglingen von 14 bis 18 Jahren auf einmal von einem älteren Manne vollzogen, der dazu bestimmt ist und unter dessen Aufsicht sie in einer zu diesem Zwecke errichteten Hütte längere Zeit leben. Sie bilden eine Gemeinschaft unter dem Namen Abakweta und dürfen mit niemand anders in näheren Verkehr treten. Ihre Körper bemalen sie mit weißem Thon, woran man ihren Zustand erkennt. Während dieser Zeit werden sie von dem Alten in den Sitten, die sie als Männer zu beobachten haben, unterwiesen.

„Beginnen die Wunden zu heilen, so ziehen die Abakweta in phantastischem Kostüm, mit Schilf oder Palmblättern umhangen, in den Ortschaften umher, wo sie unter Betheiligung der unverheiratheten Frauen Tänze aufführen, Ukutschila genannt, welche dazu bestimmt

[1]) Die medizinische Erklärung und Rechtfertigung derselben (Fritsch S. 110) übergehen wir hier; haben auch keinen Grund sie anzufechten, falls sich die gleich zu erwähnende Ukutschila wirklich von jenem Gebrauch trennen läßt.

sind, die sinnlichen Leidenschaften der Neulinge aufzuregen und daher an allem andern als an übertriebener Züchtigkeit leiden. Die Abakweta genießen nämlich in diesem Uebergangsstadium vom Knaben zum Manne eine fast völlige Freiheit von allen Gesetzen." — Der gräulichsten Unzucht ist damit die Thür geöffnet.

Sind die Wunden geheilt, so werden die Jünglinge von den Männern zum nächsten Fluß gejagt, wo sie sich reinigen und darauf ihre gemeinsame Hütte mit allem, was an die in derselben verlebte Zeit erinnern könnte, verbrennen. Dann kehren sie zu ihrer Kraal zurück, werden als Männer bewillkommnet und mit Waffen, Vieh und neuen Kleidern beschenkt. Es folgen dann weitere Unterweisungen in den Gesetzen des Volkes und den Pflichten des Mannes. Auch wird geschmaust, getanzt und gesungen.[1]) — Die Feier des Eintritts der Reife bei den Mädchen ist mehr auf die Familie beschränkt. Doch wird auch bei dieser Gelegenheit (J'ntonjane) geschlachtet und wohlgelebt. Auch hierbei fehlt es nicht an schandbaren Werken der Unkeuschheit.[2])

Zum vollen Ansehen aber gelangt ein junger Mann erst, wenn er geheirathet hat. Ein gewöhnlicher Mann nimmt 3 Frauen, wohlhabende bisweilen 10 und Häuptlinge noch mehr, ja zuweilen bis 100. Die Eheschließung hat nicht viel zu bedeuten. Sie ist ein einfacher Kauf, Ukulobola genannt. Für 6—7 Ochsen ist eine Frau zu haben; aus angesehnerer Familie sind sie natürlich theurer, und der Preis, Ilazi, beträgt dann wohl bis zu 30 Ochsen. Gewöhnlich wird derselbe nach und nach entrichtet. Nach der Neigung der Braut wird in der Regel nicht gefragt, sondern der Vater und die Verwandten machen das Geschäft ab unter dem Gesichtspunkte, den höchsten Preis zu erzielen. Daraus folgt schon, wie unwürdig die Stellung der Frau ist. Sie wird eigentlich mit zum Viehstande des Mannes gerechnet. Er ist ihr unumschränkter Gebieter; nur darf er sie nicht nach Belieben tödten, sondern würde in diesem Falle an den Häuptling ein Sühngeld zu entrichten haben. Ebensowenig wie der Kafer ohne Noth sein Vieh grausam behandelt, pflegt er sich jedoch an seinen Frauen zu vergreifen. Aber von Zuneigung und Gattenliebe ist nicht die Rede. Die jüngste, welche noch die meisten Reize hat, ist gewöhnlich die bevorzugte unter den Frauen. Auch kann sich der Mann jederzeit von der Frau scheiden; nur die Schwierigkeit, den Kaufpreis wieder zu erhalten, pflegt ihn davon abzuhalten. Ueber diesen wie manche andere Punkte ist ein festes Eherecht ausgebildet. Außer diesen legitimen Frauen (U'mfazi) werden Konkubinen aus niederen Ständen (Isheshwe) aus niederem Stande gekauft, die für einen geringeren Preis zu haben sind und oft nur auf unbestimmte Zeit genommen werden. — Noch ist eine Sitte (Uku-

[1]) Noch ist bemerkenswerth, daß die Abakweta auch fernerhin im Leben wie eine Brüderschaft zusammenhalten.

[2]) Die erwachsenen Mädchen gelten vor der Verheirathung vollkommen frei, ihrer Reinheit wird keine Bedeutung beigelegt. Außereheliche Geburten aber sind sehr selten. In neuer Versündigung werden die Folgen der ersten Sünde durch Anwendung von Pflanzendekokten entfernt.

hlonipa) zu erwähnen, nach der weder der Mann noch die Frau mit den betreffenden Schwiegereltern den geringsten Verkehr haben darf. Selbst die Namen dürfen sie nicht aussprechen. Die Sitte hängt mit abergläubischen Vorstellungen, nach andern mit Strafen zusammen, die sich auf die Blutschande beziehen. — Daß für die Frauen auch sonst viel beschränkende Vorschriften, Reinigungsgesetze u. dergl. bestehen, sei hier nur angedeutet.

So sind sie auch ausgeschlossen von den Tänzen der Männer, die einen durchaus mimischen Charakter haben und Darstellungen aus dem Gebiete des Krieges und der Jagd geben. „Sind Frauen zugelassen, so pflegen sie den äußersten Kreis um die Tanzenden zu bilden und durch Händeklatschen und wimmernde Gesänge den Takt anzugeben, wobei sie gleichsam ihre Bewunderung an den Darstellungen der Männer ausdrücken."

Die ausgedehnte Muße widmet der Kafer überhaupt der Geselligkeit. Um das große bowlenförmige Biergefäß hockend geschaart, mit kleinen Kalabassen den Trunk schöpfend, Dacha rauchend aus der bereits erwähnten, aus einem Horne gefertigten Wasserpfeife oder schnupfend verbringen sie ihre glücklichsten Stunden. Bei Nacht und ungünstiger Witterung werden diese Versammlungen in der Hütte am Herdfeuer gehalten, woselbst sich natürlich eine unbeschreibliche Atmosphäre entwickelt. Dabei wird auch wohl gesungen, wenn man das ohrenzerreißende Getöse, wo Klappen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen die summenden Stimmen übertönt, so nennen darf. Das hauptsächlichste musikalische Instrument, der Gubo (Zulu), ein der Gcorra ähnliches Monochord, das an einer Kalabasse einen Resonnanzboden hat und mit einem Stäbchen geschlagen wird, während durch verändertes Niederdrücken der Saite an den Bogen verschiedene Töne gebildet werden, scheint mit seinem schnarrenden, einförmigen Ton mehr dem Vergnügen des Einzelnen zu dienen. „Manche Stunde hört man in stiller Nacht elegisch gestimmte (?) Kafern darauf phantasiren."

In der Verfassung des Gemeinwesens aber haben sie viel Eigenthümliches, und die Regierung ist ein Gemisch von Patriarchal- und Feudalwesen. Unter einem Ukumkani oder Oberhäuptling eines Hauptstammes stehen die Häuptlinge, Inkosi, einer Menge einzelner Stämme, deren Würde gleichfalls erblich ist. Während der Ukumkani das Vorrecht hat, Krieg und Frieden zu beschließen und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Häuptlingen zu schlichten, hat jeder Inkosi innerhalb seines eigenen Bezirks und Stammes die regierende und richterliche Gewalt, bei deren Ausübung er von seinen Räthen, Ampakati (Mittler), ebensowohl unterstützt als beschränkt wird. Diese Ampakati, Leute aus dem Volke, welche durch Tapferkeit im Kriege oder Gewandtheit in öffentlichen Verhandlungen oder Durchführung schwieriger Prozesse großen Einfluß beim Volke gewonnen haben, wohnen über die verschiedenen Kraale des Stammes vertheilt und üben wieder die Gerichtsbarkeit über die ihnen zunächst wohnenden Leute aus, während Sachen von allgemeiner Wichtigkeit in der Versammlung beim Inkosi berathen werden. Daß der Inkosi seine Würde allemal auf seinen

jüngsten Sohn, „Großsohn", vererbt, hat seinen Grund darin, daß er beim Eintritt in die Würde seines verstorbenen Vaters das Erbe desselben mit seinen Brüdern theilen muß und dann nicht sehr vermögend ist, weshalb zunächst auch nur solche Leute ihm ihre Tochter zur Frau anbieten, welche mit geringer Bezahlung zufrieden sind. Je größer aber, besonders durch die beim „Auffressen" ihm zufallenden Strafantheile, seine Heerde wird, desto reichere und angesehenere Väter bieten ihm ihre Tochter zur Frau, so daß die letzte in der Regel diejenige von der vornehmsten Herkunft ist; sie wird die „Großfrau" genannt, und ihr Sohn ist der „Großsohn." Ist derselbe bei seinem Regierungs-Antritt, was eben unter diesen Umständen öfters vorkommt, auch noch minderjährig, so geht unter dem Rath und der Leitung der Ampakati die Regierung im Geiste seines Vaters fort, bis der Inkosi, nachdem er selbständiger geworden und eine Partei aus dem jüngeren Geschlechte um ihn aufgewachsen ist, der alten Räthe etwa durch Anklage auf Zauberei sich zu entledigen wagt, und an ihre Stelle nun die jüngeren gleichgesinnten Genossen des Inkosi treten. Letzterer steht übrigens zu seinem Volk in dem Verhältniß eines Vaters und wird von ihm nicht nur so genannt, sondern auch als solcher angesehen. Er kennt jeden Einzelnen genau, nimmt theil an seinem Wohl und Wehe, muß — bei Strafe — sofort benachrichtigt werden, wenn jemand erkrankt, und schickt dann entweder selbst einen Arzt oder gibt Befehl, daß ein solcher gerufen werde. Wer Mangel an Lebensunterhalt leidet, geht zu seinem Inkosi und bittet um eine Kuh zum Melken oder ein Stück Vieh zum Schlachten. Hat der Inkosi gerade keins von beiden, so bleibt der Mangelleidende so lange auf dem Platze desselben und bekommt hier seinen Unterhalt, bis in seinem Hause wieder etwas zu essen vorhanden ist. Wer ein Kleidungsstück bedarf und sich nicht selber schaffen kann, wendet sich ebenfalls an seinen Inkosi; kurz, alles mögliche, was man bedarf, wird ihm abgebettelt, und er muß geben, was er hat und kann. Dabei würde es freilich oft schlecht um ihn stehen, wenn nicht die über allerlei Verbrecher fast fortwährend verhängten Strafzahlungen an Vieh zum größten Theil ihm zufielen und so den Abgang an seinem Vermögen reichlich ersetzten. Die Unterthanen der verschiedenen Häuptlinge wohnen übrigens durch einander hin, und ein Kraal ist gewöhnlich von Unterthanen ganz verschiedener Häuptlinge bewohnt, so daß die Herrschaft dieser letzteren nicht sowohl über eine bestimmte Landstrecke, als über eine Anzahl Leute, die zu ihrem Stamm gehören, sich erstreckt. Bei Gericht — alle Prozesse werden öffentlich verhandelt und vorher und nachher in Gesellschaften und daheim besprochen — gilt die wunderliche Ordnung, daß der Angeklagte so lange für schuldig gilt, bis er seine Unschuld bewiesen hat. Da nun die weiter gar nicht zu beweisende Anklage leicht so gestellt werden kann, daß dem Angeklagten der Erweis seiner Unschuld sehr schwer, wo nicht unmöglich gemacht wird, so gibt es mehr Verurtheilungen als Freisprechungen. Die Verhandlungen werden mit großer Mäßigung, Bedachtsamkeit, Gründlichkeit und Ruhe oft Tage, ja Wochen und selbst Monate lang geführt; die Entscheidung erfolgt nach den be-

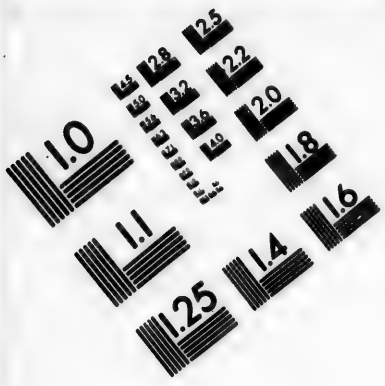
stehenden Gesetzen. Abgesehen von der Todesstrafe, die z. B. auf Mord gesetzt und stets von der Einziehung des Vermögens begleitet ist, wird meist auf das oft erwähnte „Aufgefressen werden" erkannt, fast unausbleiblich in den Fällen, wo der Inkosi der Beleidigte ist, der bei etwaiger Armuth des Verurtheilten an das Vermögen der nächsten Anverwandten desselben sich zu halten pflegt. Die Kafern sind aber ein Volk, das in seinen Gesetzen lebt, von Kind auf dieselben genau kennen lernt und mit großem Scharfsinn sie auszulegen und anzuwenden versteht; man möchte sie geborene Advokaten nennen, die durch ihre Schlauheit sogar den Weißen in den Verhandlungen mit ihnen gefährlich werden.

Eine besondere Stütze ihrer Macht haben die Häuptlinge aber an den Isintonga (Singul. I'ntonga), den Zauberern, die man nach der einen Seite als Aerzte, nach der andern als Priester betrachten kann. Sie haben nämlich nicht allein ihre Künste zur Heilung von Kranken oder zur Abwendung von Uebeln u. dergl. zu gebrauchen, sondern vollziehen die religiösen Ceremonien und bringen wirkliche Opfer dar. Die letzteren gelten freilich nicht dem einigen höchsten Gott, von dem der Kafer keine Vorstellung hat und zu dessen Bezeichnung auch erst ein fremdes Wort (Utixo aus der Hottentottensprache) in seine Sprache eingeführt worden ist. Es sind die Geister der Verstorbenen, Imisholugu, denen man Verehrung zollt. Dieses Wort kommt freilich auch im Singular vor, bezeichnet dann aber den Geist eines bestimmten früheren Häuptlings, den man in der Geisterwelt in ähnlicher Stellung denkt. Ganz entsprechend wird bei den Zulu das Wort Unkulukulu gebraucht; die Geister werden dort Amahlozi genannt.[1]) Die erwähnten Ceremonien aber beziehen sich mit Ausnahme gewisser einzelner Fälle immer auf die Gesammtheit der Geister.

„Die Isintonga als Vermittler des Verkehrs zwischen den Imisholugu und der Menge bilden eine besondere Kaste, welche ihre Standesgeheimnisse unverbrüchlich bewahrt." Sie scheinen jedoch nicht durchaus bewußte Betrüger zu sein; denn es werden nur Personen aufgenommen, „die sich in einem krankhaften Zustande von Ueberreizung des Nervensystems befinden und in demselben Hallucinationen unterworfen sind." Dieser Zustand wird Ukutwasa genannt. Die Aufnahme in die Kaste geschieht unter feierlichen Ceremonien. Die amtliche Thätigkeit des Intonga setzt aber jedesmal einen ähnlichen Erregungszustand voraus (Ukuxentsa), der vor einer Versammlung durch Gesang und Trommelschlag hervorgerufen wird. Dabei führt jener den Ukombela (Hexentanz) aus, bei dem sich seine Erregung bis zur Verzückung steigert. In solchem Zustande ist er dann fähig, den Urheber einer Krankheit oder irgend eines Unglücks, das Vieh und Felder betraf, zu sehen — denn alle solche Dinge führt der Kafer auf Hexerei

[1]) Die angedeuteten Grundzüge liegen den Religionen aller südafrikanischen Völker zu Grunde. Man hat zwar vielfach in jenen Häuptlingen unter den Geistern einen wenn auch entstellten monotheistischen Gottesbegriff finden wollen, doch läßt sich der Nachweis nicht führen, und ich glaubte um so eher die obige Auffassung acceptiren zu dürfen, als sich auch gewichtige Stimmen von Seiten der Missionare (v. d. Kemp, Moffat u. a.) in diesem Sinne ausgesprochen haben.





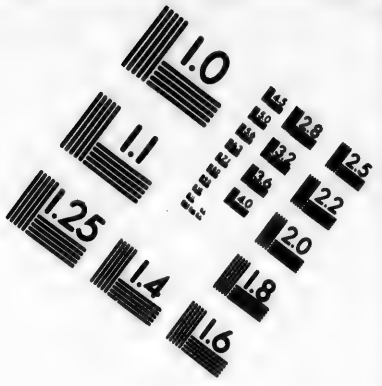
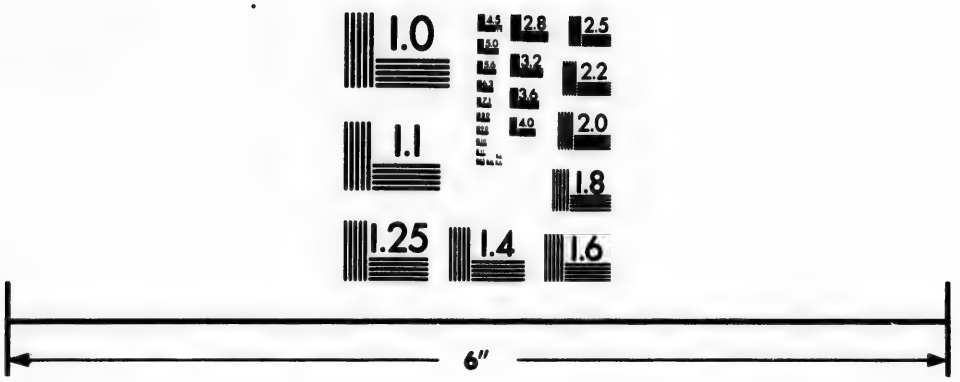
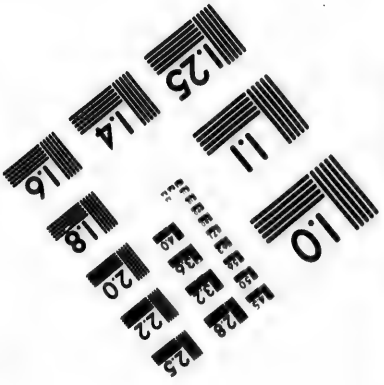


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

zurück. Und es wird auch bei ihnen Hexerei genug getrieben, die uns an den Myalismus der Neger in Westindien mit seinen furchtbaren Folgen erinnert. Bei den Kafern wird in dieser Beziehung neben allerlei Hokuspokus auch schleichendes Gift angewendet. Wer dergleichen Hexerei betreibt, ist ein Umtakati, und solche oder andere Verbrecher in irgend einem Falle aufzuspüren, ist das Hauptgeschäft des J'ntonga, der danach bei andern Stämmen Izanuse, Riecher, genannt wird. Wie es dabei zugeht, mag uns folgende Schilderung zeigen:[1])

In solchem Falle entschließen sich die Leute der Kraal, in welcher der Verdächtige wohnt, mit demselben zum Zanuse zu ziehen, und alle müssen mitgehen, die verdächtige Person nicht ausgenommen; denn eine Weigerung würde sogleich als Beweis der Schuld angesehen werden. Während sie noch im Anzuge sind und ehe er sie zu Gesicht bekommt, geräth der Zanuse in Aufregung; er fängt an, den Namen und den Ort derer zu nennen, welche heranziehen. Die er genannt, erscheinen wirklich; sie begrüßen ihn und setzen sich. Der Zanuse schreitet auf sie zu und fordert sie zur „Ukubula" auf, d. i. mit ihren Stäben den Boden zu schlagen; während dieser Zeit ruft er den „Jezwa" (Zaubergeist). In vielen Fällen bedarf er nun nichts weiter, sondern fängt an zu sagen, wie und womit der „Umtakati" gezaubert habe, nennt sein Verbrechen, seinen Namen, den Namen seines Vaters und den Ort, wo er her ist. Zuweilen reicht aber auch die „Ukubula" nicht hin, um den Schuldigen ausfindig zu machen. Dann sagt der Zanuse, der „Geist" Jezwa wolle ihm ohne den Tanz der Raserei nichts offenbaren. Man lagert sich im Kreise um ihn her. Er nimmt Zauberstäbe und Assagaien in die Hände, Schwänze von Thieren hat er um den Leib gebunden, Federn von Raubvögeln sind rings um sein Haar befestigt und um seine Gelenke Felle und Schlangen gewunden — sein gräßlicher Anblick hat die erschreckte Jugend, die sich gesammelt hatte, verscheucht; er beginnt seine Zauberformel, seine Glieder fangen an sich zu bewegen, seine Augen rollen in höllischem Feuer, Zuckungen, rasender Tanz, entsetzliche Sprünge, jede Muskel tritt hervor, jedes Gelenk zittert, — jetzt, meint man, theilt ihm der heraufbeschworene böse Geist den Namen des Umtakati mit, — die im Kreise umher beben, ihr wolliges Haar will sich sträuben — wer wird genannt werden?! Da mit einemmale steht der Zanuse still, weist mit ausgerecktem Arm auf den Herausgefundenen und nennt seinen Namen. Der als „Umtakati" Bezeichnete ist verloren. — Und wie? — Der Zanuse hat den Richtigen getroffen! Derselbe gesteht das ihm schuldgegebene Verbrechen zu; freilich, gesteht es zu — das ist das Entsetzliche! — auch wenn er sich dessen nicht bewußt ist — vielleicht aus Furcht vor der Tortur, welche angewandt wird, so er nicht geständig ist. Denn behauptet er, trotz des Zanuse, seine Unschuld, so wirft man ihn zu Boden, brennt ihn mit heißen Steinen, oder bedeckt ihn mit schwarzen Ameisen oder kleinen Skorpionen, deren Biß ihn so lange peinigt, bis er entweder gesteht oder stirbt. Gesteht jemand vor oder während der Tortur zu, er sei ein Umtakati, so wird er bei einigen Kaferstämmen „aufgefressen", d. h. seiner ganzen Habe beraubt und aus der Heimat verjagt, bei anderen, besonders den wilden Zulu-Stämmen, getödtet, und oft seine ganze Familie, ja seine ganze Kraal ausgerottet. Was er besaß, fällt dem Häuptlinge zu und dem, an welchem er Zauberei geübt haben soll. Daß auf diese Weise durch die Zanuse ungeheure Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten verübt werden können, und daß die Häuptlinge, von denen sie meist abhängig sind, durch ihre Hülfe große Reichthümer zu erwerben vermögen, liegt auf der Hand.

Hierzu ist jedoch ergänzend zu erwähnen, daß der angeblich ermittelte Uebelthäter nicht immer dem Tode verfällt. Dies ist besonders bei politischen Verbrechen der Fall. In andern Fällen besteht die Strafe nur in der Erlegung eines Sühngeldes, das dem Häuptling

[1]) Dieses Verfahren wird bei den Xosa Umhlalo genannt.

und dem Beschädigten oder seinen Angehörigen zu gute kommt. Sucht aber ein Häuptling auf diese Weise irgend einen Gegner auf die Seite zu schaffen, so gelingt es diesem öfter zu entfliehen — denn man weiß wohl, wem das Umhlalo gilt. Freilich muß der Flüchtige alle seine Habe daran geben, um sein Leben zu retten.

Es ist klar, welche einflußreiche Stellung die Isintonga hiernach haben, zumal da sie gewöhnlich mit dem Häuptling unter einer Decke stecken. Der oberste dieser Priesterkaste, der der Person des Häuptlings direkt attachirt ist, spielt in allen öffentlichen Angelegenheiten die Hauptrolle. Er hat die feierlichen Opfer darzubringen, die den Geistern bei bestimmten Gelegenheiten dargebracht werden. Namentlich ist das Opfer für die zum Kampfe ziehenden Krieger (Ukukafula) bemerkenswerth, wodurch diese unverwundbar und siegreich gemacht werden sollen. Bei allen Opfern wird das Blut und bestimmte Theile der geschlachteten Thiere den Geistern hingesetzt, um sie günstig zu stimmen. Das übrige Fleisch wird von den Priestern und dem Volke bei festlicher Mahlzeit verzehrt, die Knochen sorgfältig verbrannt. Bei der erwähnten Gelegenheit aber kommt noch allerlei Zauberei vor, um die Krieger hieb- und stichfest zu machen. Ist der Erfolg des Kampfes ungünstig, so wird der Glaube an diese Zauberei dadurch keineswegs erschüttert. Man nimmt dann an, daß die Zauberei der Feinde doch stärker gewesen sein müsse.

Andre Opfergebräuche, wie die, welche vollzogen werden, wenn der Blitz in eine Hütte eingeschlagen hat u. s. w., und die mehr den Charakter eines Sühnopfers zu haben scheinen, können wir hier nur kurz andeuten. — Als eines der wichtigsten Geschäfte jener Zauberdoktoren müssen wir jedoch noch das Regenmachen erwähnen. Auch dabei wird geopfert und viele Ceremonien gemacht, die alle darauf hinaus kommen, die Geduld des Volkes weiter und weiter hinzuziehen. Manchmal werden bestimmte Personen bezeichnet, die dem Regen hinderlich sind. Kann man derselben habhaft werden, so ertränkt man sie einfach im nächsten Flusse. Zuweilen aber steht das Leben des Regenmachers selbst auf dem Spiele, wenn nach allem Warten zuletzt doch kein Regen eintritt.

Eine besondere Art Zauberer unter den Kafern sind die Schlangen-Doktoren, die selbst gegen den Biß giftiger Schlangen fest sind (oder zu sein vorgeben), da sie sich nach und nach an den Genuß des Giftes gewöhnt haben und dann im Stande sind, durch Anwendung ihres Schweißes als Medizin — nebst Zauberformeln — die tödtlichen Folgen des Schlangenbisses bei andern aufzuheben. — Prophezeiungen, auf die die Kafern viel geben, der Glaube an das Erscheinen der Imishologu in gewissen Thiergestalten u. s. w. mögen hier nur kurz angedeutet sein.

Wird ein Kafer aber so krank, daß seine Angehörigen glauben, er werde bald sterben, dann wird er in den Busch hinausgeworfen, und da mag denn der Elende schreien und bitten, wie sehr er will, sie lassen ihn liegen. Ja, wenn er viel Vieh hat und vielleicht schon alt ist, so schlagen sie ihm vor den Kopf oder werfen ihn mit Steinen todt.

Stirbt einer in der Kraal, so ist die ganze Kraal, besonders die Familie des Verstorbenen, unrein. Letztere muß drei Tage lang im Busch bleiben, dann sich im Flusse waschen, mit dem Fett von einem frisch geschlachteten Thier sich einschmieren, ihre Kleidung erneuern und das Haar abschneiden. Bei dem Tode eines Kindes sind zu dem allen blos die Eltern desselben verpflichtet. War der Verstorbene Herr des Platzes, so wird dieser in der Regel verlassen und ein neuer angelegt. Hie und da werden die Leichname den wilden Thieren überlassen; werden sie beerdigt, so gibt man dem Todten seine Kleider, Waffen, Matte, Tabakspfeife, Messer ꝛc. mit ins Grab, in das der Leichnam, wie wir von den Herero beschrieben, in hockender Stellung eingesenkt wird. Ein Häuptling wird stets begraben, und zwar in seiner Viehkraal, wo zwei von seinen Kriegern mit etlichen Stücken Vieh das Grab ein Jahr lang bewachen müssen. Dafür erhalten sie nicht nur ein Geschenk an Vieh, sondern sind auch unantastbar ihr Leben lang; ja, sie und ihre Wohnung sind zugleich ein Asyl für andere, und wenn jemand, ehe ihn die angedrohte Strafe trifft, mit Hab' und Gut zum „Grabe des Inkosi" flüchten kann, so ist er frei.

Der beschränkte Raum aber nöthigt uns, hiermit die Schilderung der Kafern zu schließen.

Hören wir nun, wie diesem Volke das Evangelium gebracht wurde.

2. Die Mission im Kaferlande.

Dr. van der Kemp, den wir bereits bei der Mission im Kaplande kennen lernten, war der erste Missionar, der den Kafern, wenn auch nur vorübergehend, das Evangelium predigte. Im Jahre 1799 begann er sein Werk. Ungünstig zwar mußte vor Menschenaugen gerade diese Zeit zu diesem Werk erscheinen, da die Kapkolonie bei der Abneigung der holländischen Boeren gegen die neue englische Regierung in gewaltiger Aufregung sich befand, da von den durch die Boeren unterdrückten Hottentotten viele zu den durch vielfach erduldetes Unrecht gleichfalls erbitterten Kafern geflohen waren und mit diesen durch gemeinsame Einfälle nicht blos das Land an den Grenzen des Fischflusses verheerten, sondern die ganze Kolonie in ängstliche Unruhe versetzten, so daß ein tödtlicher Kampf zwischen Kolonisten und Kafern nahe bevorstand. König des jenen benachbarten Stammes der Xosa war Ngqika, ein Großsohn des Pato, der erst nach Besiegung seines Oheims und Vormundes Dhlambe, als dieser bei seiner Mündigwerdung ihm die Regierung nicht abtreten wollte, zur Herrschaft gelangt war und von Dhlambe's Söhnen den ältesten ermordet, den jüngsten, Hintza, als ein Kind begnadigt, den alten Dhlambe selbst zu einem Häuptling des Volkes erhoben hatte. In Graaf-Reinet, wohin van der Kemp mit Edmonds und einigen Hottentotten aus Baviaanskloof im Juni, dem Anfang eines kalten Winters, gelangte, suchte man auf alle Weise ihn zurückzuhalten; an den nahen Grenzen des Landes war alles in Verwirrung; dennoch

machten sie sich nach etlichen Wochen auf den Weg zu Ngquika, vor welchen sie im September 1799 traten und durch einen wegen Aufruhr entlaufenen Kolonisten, Conrad Buys, als Dolmetscher ihm sagen ließen, sie seien gekommen, ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen würden. Sie baten, sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen. Nur nach langem Warten wurde diese Bitte erfüllt. Jenseits des Keiskammaflusses ward ihm eine Stelle zu seiner Niederlassung angewiesen, ein schönes Wiesenfeld mitten in einem Amphitheater hoher Berge, die mit üppigem Grün und schöngewachsenem Bauholz bedeckt waren, während in nicht großer Entfernung 11 Kaferkraale in verschiedenen Richtungen lagen. Das war der Schauplatz jener entbehrungsvollen Arbeit unter den Wilden, der sich der feingebildete Doktor unterzog. Er hatte es nicht leicht.

Um für seine magere Kost, die meist nur aus Wurzeln bestand, das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er sich 4 Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurcharbeiten und am Meeresstrande ein Loch mit Seewasser füllen, das die heißen Sonnenstrahlen nach und nach zu Meersalz verdunsteten. Und nicht lange währte es, so sah er sich genöthigt, in seiner abgelegenen Wildniß ohne Hut, ohne Schuhe und Strümpfe, unter Dornbüschen auf dem Felsenboden mit verwundeten Füßen umherzuwandern, um die Kafern in ihren zerstreuten Waldhütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Seinem Begleiter Edmonds entfiel bald der Muth, und er eilte von dannen, um in der Kolonie ein ihm angetragenes Pfarramt bei einer holländischen Gemeinde anzunehmen. Van der Kemp aber, voll unerschütterlichen Glaubensmuthes, blieb allein zurück, unterrichtete eine Anzahl von Kaferjünglingen in der holländischen Sprache und im Christenthum, nahm sich der bei benachbarten Kolonisten wohnenden Hottentotten treulich an, und hoffte schon in der Bekehrung einiger Hottentottenfrauen der Erstlingsfrucht seiner Arbeit sich erfreuen zu können, als die Bitten seiner kleinen Hottentotten-Schaar und die Gefahren des zwischen den Kafern und den benachbarten Kolonisten ausbrechenden Krieges ihn nöthigten, am letzten Tage des Jahres 1800 nach einem Aufenthalt von beinahe 16 Monaten das Kaferland zu verlassen und mit seinen etwa 60 Hottentotten, von denen er mehrere am Ufer eines Flusses taufen konnte, nach Graaf-Reinet in der Kolonie sich zurückzuziehen. Die Folgezeit erwies es, daß sein Aufenthalt bei den wilden, trotzigen, argwöhnischen Kafern nicht ganz vergeblich gewesen war, und die Namen Taay (Jesus) und Jankanna (so nannten sie van der Kemp) blieben im Kaferlande lange Zeit in Ehren. Ein durch ihn erweckter Kafer, Sikana, dichtete christliche Lieder[1]), mit welchen er singend und betend das Land durchzog.

---

[1]) Als Beispiel geben wir folgendes:

Du bist der große Gott, der im Himmel wohnt!
Du, du bist der Schild der Wahrheit!
Du, du bist der Fels der Wahrheit!

Van der Kemp aber, dessen spätere Versuche, die Arbeit im Kaferlande wieder aufzunehmen, vergeblich waren, konnte wenigstens den Söhnen mehrerer Kaferhäuptlinge auf seiner Station Bethelsdorp eine christliche Erziehung geben. Unter diesen zeichnete sich besonders Jan Tzatzoe (=tzu) aus, der später Missionare zu sich rief. Die **Londoner Gesellschaft** sandte ihm die Missionare Read und Williams, die im Jahre 1816 eintrafen und an dem, was Sikana gewirkt hatte, mancherlei Anknüpfungspunkte fanden. Auch bei Ngqika erhielten sie Eingang, und Williams durfte am Catriver (Katrivier), einem nördlichen Nebenfluß des Gr. Fischflusses, eine Station anlegen. Sikana und etwa anderthalb hundert Kafern ließen sich bei derselben nieder. Es war ein schöner Anfang. Die Frau des Missionars schrieb aus ihrer Schilfhütte nach England: „Wir leben hier wie zu Haus und fühlen uns so glücklich wie im schönsten Palaste zu London." Aber schon im August 1818 nahm der Herr ihn unerwartet aus der Zeit.

Mit einem Säugling auf dem Arme und einem Knäbchen an der Hand folgte seine Frau, als die Kafern ihren Mann zu Grabe trugen, denen sie selbst gezeigt hatte, wie sie den Sarg machen und das Grab graben sollten. Das stille, ergebene Wesen der Frau aber machte auf die Wilden solchen Eindruck, daß sie ihr weder ein Haar krümmten, noch einer Stecknadel Werth entwendeten; sie schützten sie treulich, bis man sie mit ihren kleinen Waisen nach der Kolonie abholte. Die heldenmüthige Frau hatte aber keine Ruhe; sie machte sich wieder in ihr geliebtes Kaferland mit ein paar Missionaren auf den Weg, als plötzlich der alte Krieg mit ungeheurer Wuth ausbrach und an eine Mission zunächst nicht mehr zu denken war.

In diesem Kriege, den Ngqika mit Hintza und Dhlambe führte, rief ersterer die Engländer zu Hülfe, durch die er wieder in sein Gebiet als König eingesetzt wurde, wofür er ein Stück Landes vom Fischflusse an bis an den Keiskammafluß an die Kolonie abtrat und seine Residenz auf die Ostseite des letztgenannten Flusses verlegte. Nach Beendigung des Krieges erbat er sich von dem britischen Gouverneur einen christlichen Lehrer, um ihn und sein Volk zu unterrichten, und ein frommer Schotte, Brownlee, dem Thompson und Bennie von der **Glasgower Missions-Gesellschaft** als Mitarbeiter folgten, ließ sich im Jahre 1820 zu Chumie (Tyumie, Tsch=), an einem ebenso genannten

---

Du, du bist die Burg der Wahrheit!
Du, du bist es, der in der Höhe wohnt!
Der große Schöpfer, der oben (am Himmel) schuf,
Der große Schöpfer, der vor Zeiten den Himmel schuf,
Der Schöpfer der Sterne und des Siebengestirns,
Der Schöpfer der Blinden, du schufst sie mit Fleiß;
Du wirfst den Stern, daß er zu uns spreche;
Du sprichst mit der Posaune, die uns ruft.
Du bist die große Jagd, die die Seelen der Menschen jagt;
Du bist das große Kleid, das uns überkleidet;
Du bist das Lamm Gottes, der Messias!
Deine Hände haben Wunden;
Deine Füße haben Wunden;
Dein Blut floß, warum?
Dein Blut floß für uns;
Dies ist der große Preis, den wir heischten.
Die Heimat dort (oben) ist es, die wir verlangten.

Quellflusse der Keiskamma nieder, zugleich als Agent der Regierung, welche die Unterhaltung der Station übernahm. Bald darauf starb Sikana, der noch sterbend die Leute seines ganzen Kraals um sich versammelte und zu dem neuen Lehrer wies. Infolge davon zog seine ganze Kraal nach der neuen Station, um die sich bald etliche hundert Kafern gesammelt hatten. Die 5 Erstlinge derselben wurden 1823 getauft. In demselben Jahre traf Missionar Roß mit einer Druckerpresse ein, und Chumie wurde immer mehr ein freundliches Christendorf, überragt von seiner Kirche. Acker- und Gartenbau waren neben der Viehzucht in gedeihlichem Betriebe, auch fingen die Kafern an, sich anständig auf europäische Weise zu kleiden. Ebenso entwickelte sich die zweite, eine Meile weiter südlich angelegte Station Lovedale. Eine dritte, Balfour, entstand 7 Meilen nordwestlich von Chumie, nicht weit vom Catriver, im Gebiete des Makomo, Ngqika's ältesten Sohnes. Einfälle wilder Volksstämme der Fettkana (Inſikana) bedrohten um diese Zeit die Mission, wurden aber durch Hülfe seitens der Kolonie zurückgetrieben; auch wirkten dürre Jahre nachtheilig. Dennoch hatte die Arbeit unter den Kafern erfreulichen Fortgang.

Dazu legte auch die Londoner Gesellschaft wieder ein paar Stationen an, Tzatzoe's Kraal, wo dieser als Schullehrer unter Brownlee's Leitung wirkte, 1826, und 1833 eine zweite an der Keiskamma, die der Missionar Kayser zu Ehren des hallischen Professors Knappshill (später Knappshope) nannte.

Die **Methodisten** waren bereits einige Zeit nach der Glasgower Gesellschaft in die Kafermission eingetreten. Es wurde bereits oben[1]) erzählt, wie unter den englischen Kolonisten, die sich im Zuureveld niederließen, viele dieser Denomination angehörige waren, für deren geistliche Bedürfnisse der Prediger William Shaw ausgesandt war. Derselbe, zu Salem im Albanydistrikte lebend, nahm sich sowohl der Hottentotten jener Gegend an, als auch der benachbarten Kafern. Auf einer Reise zum Häuptling Pato erlangte er die Erlaubniß, tief im Kaferlande, an dem Flüßchen Chalumna, eine Meile vom Strande entfernt, die Station Wesleyville zu gründen, nachdem auch Ngqika seine Genehmigung ertheilt hatte; und nach zwei Jahren folgte die zweite Niederlassung zu Mount Coke, weiter aufwärts an demselben Flüßchen, schon im Gebiete des Häuptlings Dhlambe, der neben Ngqika noch immer einen Theil der Amaxosa beherrschte. Immer weiter aber wagten sich die wesley'schen Missionare unter das wilde Volk. Schon 1826 konnte Shaw jenseits des Gr. Kei-Flusses unter Hintza's Stamm Fuß fassen. Hier war es Butterworth, dem im folgenden Jahre Morley[2]) im Gebiete der Tambukki (Abatembu) und noch weiter nordöstlich bei dem mächtigen Amamponda-Könige Faku die Station Buntingville folgten. Dazu kam 1830 noch nördlich von Butterworth und westlich von Morley die Station Clarkbury im Gebiete eines andern Tambukki-Häuptlings. — Die Berichte aus jener Zeit

[1]) Vergl. oben S. 58 und 66.
[2]) Am Umtatafluſſe, 4 Meilen vom Meeresstrand.

zeigen uns die Mission in Blüte. Einige Häuptlinge zeigten sich derselben sehr geneigt, wie Pato, der durch einen öffentlichen Befehl die strenge Feier des Sonntags bei seinem Volke einzuführen suchte. „Das Licht des Christenthums verbreitete sich allmählich unter der Masse des Volkes, und tausende von Kafern waren seinem Einflusse wenigstens nahe gebracht."

Schließlich haben wir in dieser ersten Periode der Kafermission noch die **Brüdergemeinde** zu erwähnen, die auf ihrer Station Enon schon mit Kafern in Berührung gekommen war. Ihre Missionare Hallbeck und Lemmerz ließen sich 1828 unter den Tambukki am Klipplaatflusse etwa 7 Meilen nördlich von Chumie zu Siloh nieder. Die junge Mission wurde bald ernstlich bedroht durch den Zulukönig Tschaka, der mit einem Heere von 20,000 Mann heranrückte, indessen durch Truppen aus der Kolonie zum Rückzuge gezwungen wurde. Kurz darauf aber überfiel ein anderer Kaferhaufe den neu angelegten Ort, und die Brüder waren genöthigt, mit ihren Hottentotten nach dem nächsten Militärposten zu flüchten. Doch kehrten sie 1829 zurück und die Einwohnerzahl mehrte sich in den nächsten 5 Jahren bis auf 467, von denen (inkl. der dorthin übergesiedelten Hottentotten) 81 getauft; von tieferem Heilsverlangen aber war doch im Volke noch sehr wenig zu spüren.

So arbeiteten denn im Kaferlande bereits 4 Missions-Gesellschaften an mehr als 12 verschiedenen Orten, als auf einmal ein fürchterlicher Sturm über diese neuen Saaten hereinbrach. Auf dem in dem Friedensvertrag von 1819 für neutral erklärten Gebiet zwischen der Keiskamma und dem Gr. Fischfluß, das gerade zu den fruchtbarsten Theilen des Kaferbodens gehörte, hatten allmählich sowohl britische Ansiedler als Kafern sich wieder niedergelassen, unter den letzteren der Häuptling Makomo, der aber von den Engländern im Jahre 1829 mit Gewalt vertrieben, und in dessen von ihm geräumtem Gebiet, dem jetzigen Beaufort, die große Hottentotten-Niederlassung am Catriver (vergl. oben) gegründet wurde. Makomo dürstete Rache, und kaum hatte sein Vater Ngqika die Augen geschlossen, als er im Bündnisse mit anderen heidnischen Häuptlingen Ende 1834 die Grenzen der Kolonie mit einer großen Heeresmacht ganz unerwartet überfiel, alles vor sich her niederbrannte und eine fürchterliche Zerstörung bis unter die Mauern von Grahamstown hintrug. Das ganze Kaferland gerieth in Aufruhr, und tausende von wilden Kriegern stürzten sich über die Kolonisten her, um ihren Groll im Blute derselben zu kühlen und ihr Eigenthum als Beute davonzutragen. Nur allmählich vermochten sich die zerstreuten englischen Truppen zu sammeln, und großer Jammer wurde in der Kolonie verbreitet. Endlich aber wurden die Kafern in einem blutigen Treffen aufs Haupt geschlagen, in ihr Land zurückgeworfen und verfolgt und Ende 1835 zum Frieden genöthigt. Alle Missionsplätze aber bis auf 4, Wesleyville, Mount Coke, Clarkebury und Siloh, waren von den Kafern zerstört, und fast sämmtliche Missionare, außer denen der Brüdergemeinde, aus dem Lande geflüchtet. Nach den Bestimmungen des am 17. September 1835 abgeschlossenen Friedens sollte

das ganze Land bis an den Keyfluß zur Kolonie geschlagen werden, was jedoch die britische Regierung nicht genehmigte, sondern dasselbe den Kaferhäuptlingen zurückgab. Jedem Häuptling aber ward sein väterliches Erbland nach bestimmten Grenzen zugewiesen und samt seinen Bewohnern unter den oberherrlichen Schutz der britischen Regierung gestellt; die Häuptlinge werden überdies persönlich für jeden räuberischen Einfall in das Kolonial-Gebiet verantwortlich gemacht und dem ganzen Volke Verkündiger des Evangeliums und Schullehrer, erforderlichen Falls auch englische Residenten, zur Förderung ihres zeitlichen und ewigen Wohls an verschiedenen Stellen des Landes zugesagt. Endlich ward auch das arme Finguvolk[1]) seiner Sklavenfesseln entledigt, unter den Schutz der britischen Regierung genommen und Land zur Niederlassung ihm angewiesen. Durch diesen Friedensschluß, der den früher vertragsmäßig gänzlich untersagten Verkehr zwischen der Kolonie und den Kafern eröffnete, die letzteren zu Schutzbefohlenen der Engländer machte und selbst englische Gesetze in einem Theil des Kaferlandes einführte, brach eine neue Periode für die Kafern-Mission an.

Nach demselben erwachte nicht blos in den Missionaren das lebhafte Verlangen, nach ihren verlassenen Arbeitsstätten im Kaferlande zurückzukehren, sondern sie wurden auch von einzelnen Häuptlingen aufs dringendste dazu aufgefordert. Krili, der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Hintza, einer der obersten Häuptlinge der Amaxosa, bat die Methodisten-Missionare inständig, ihre verlassene Stelle zu Butterworth wieder einzunehmen.

„Warum werft ihr mich hinweg?“ ließ er ihnen sagen, „warum verlasset ihr mich zur Zeit der Noth? Kehret zurück und vergesset das Vergangene. Wir alle haben das Betragen meines Vaters Hintza gegen euch gemißbilligt. Wir alle wußten, daß er euch unrecht that; aber weil er der König war, so fürchteten wir zu sprechen, denn er hätte uns getödtet. Hintza ist jetzt todt; er starb durch seine eigene Thorheit Es ist wahr, euer Wohnort ist verbrannt, aber ihr könnt andere Häuser machen. Das haben ein paar schlechte Leute gethan und die Flamme in das Dach eurer Hütte geworfen; aber kommet zurück und fordert von uns die Leute. Als ich ein Knabe war, waret ihr bei mir und thatet freundlich gegen mich; jetzt da ich allein bin, müßt ihr zurückkehren zu mir und mein Vater sein und mir helfen, das Wort zu halten, das ihr mir verkündigt habt.“

Schon im Frühjahr 1836 ward diese Station wieder besetzt, ebenso Clarkebury, Morley und Buntingville, während die Missionare in Wesleyville und Mount Coke, von dem Häuptling Pato und seinen Brüdern, die sich auf keine Weise zur Theilnahme am Kriege hatten bewegen lassen, gegen jeden Angriff geschützt, mitten unter der heftigen Kriegsflamme hatten bleiben können. Ebenso waren auch die Missionare der Brüdergemeinde zu Siloh während der neunmonatlichen Kriegsstürme unter allen sie bedrohenden Gefahren samt ihrer Kafer- und Hottentotten-Gemeinde gnädig bewahrt geblieben. Die Sendboten der beiden andern Missions-Gesellschaften aber, der Glasgower und der Londoner, zogen gleichfalls nach ihren verlassenen Arbeitsstätten zurück, fanden den Zustand derselben zwar in vielfacher Weise beklagenswerth,

[1]) Vergl. oben S. 70.

wurden aber von den Kafern, die ein starkes Verlangen äußerten, das Wort des Lebens wieder zu hören, mit Freuden aufgenommen. Selbst der Häuptling Makomo, der Urheber und die Seele des letzten Krieges, zeigte sich jetzt den Missionsarbeiten entschieden günstig, schickte sogar alle seine Kinder in die Schulen der Londoner Missionare und übergab seinen ältesten Sohn dem Missionar Brownlee zur Erziehung.[1])

Noch in demselben Jahre aber, da die Missionare im Kaferland äußerlich und innerlich mit neuen Kräften das Zerstörte bauten, auch neue Plätze anlegten, trat auch die **Berliner Missions-Gesellschaft** mit ihren Boten ein. Missionar Döhne, erst im Oktober 1835 von Berlin ausgesandt und durch eine Anfrage von Missionar Kayser in Knappshope veranlaßt, traf am 8. Juni 1836 bei diesem ein, wo er zunächst mit der Erlernung der Volkssprache sich eifrig beschäftigte, bis er im November bei dem Ngqika-Häuptling Gazela am Gonubifluß (5 Meilen vom Keifluß und 8 Meilen von King-Williams-Town) sich niederließ.

Als dieser einige Zeit vorher auf einer Versammlung der Kafer-Häuptlinge in King-Williams-Town, wozu der Gouverneur auch die Missionare eingeladen hatte und an welcher Döhne mit theilnahm, davon hörte, daß ein deutscher Missionar ins Land gekommen sei und bei ihm sich niederzulassen beabsichtige, war er so hoch erfreut und so überwältigt von seiner Freude, daß er anfangs kein Wort sprechen konnte, seinen künftigen Missionar beim Arme faßte wie einer, der eine große Beute bekommt, ihn von oben bis unten mit Verwunderung und Entzücken betrachtete und so mit ihm zum Gouverneur hinging, wo er es denn gelobte, den Lehrer in Ehren halten, seinem Wort gern folgen und ihn als seinen Freund und Bruder hegen zu wollen.

Nachdem Döhne in kurzer Zeit einen großen Einfluß auf Gazela gewonnen, so daß er selbst einen Krieg zwischen ihm und dem Chlambi-Häuptling Umhala zu verhindern im Stande war, verlegte er im Februar 1837 seinen Wohnsitz an einen günstiger gelegenen Platz am Kumakalefluß und nannte die neue Arbeitsstätte Bethel. Hier hatte er freilich einen schweren Anfang, da die zunächst nöthigen Bauarbeiten durch scharfe Winterkälte häufig unterbrochen wurden, die auch für die Kafern Mangel an Viehweide und dadurch wieder Hungers- und

[1]) Es darf nicht verschwiegen werden, daß in diesem Kriege die ganze Treulosigkeit des Kafercharakters — mit wenigen Ausnahmen — auch an den auf den Stationen gesammelten Bekehrten zu Tage trat. Aber auch die am Catriver angesiedelten Hottentotten, die reichlich Grund gehabt hätten, der britischen Regierung dankbar zu sein, hatten im offenen Aufruhr mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht, und grade auch solche, die man für treue Christen gehalten hatte. Es rief dies insonderheit bei allen Gegnern der Mission viel Entrüstung hervor, und ist daran viel Verleumdung und giftige Feindseligkeit gegen die heilige Sache angeknüpft worden. Den Missionaren wurde ziemlich unzweideutig die Schuld an dem Kriege, der soviel Blut und Gut gekostet hatte, in die Schuhe geschoben. Wenn dergleichen Aeußerungen eben nur von der Gehässigkeit eingegeben wurden, so wird doch zugegeben werden müssen, daß auch seitens der Missionare vielfach Takt und Weisheit in Behandlung ihrer Pflegebefohlenen in politischer Hinsicht gefehlt hatte, sowie daß sie durch Heuchelei und Verstellung der letzteren aufs schnödeste hintergangen waren. — Das Gesagte gilt übrigens auch von den folgenden Kaferkriegen. Besonders 1850 war der Aufstand der Catriver-Hottentotten bemerkenswerth.

Krankheitsnoth, von welcher Döhne gleichfalls nicht verschont blieb, zur Folge hatte. Mit dem Frühling aber ward es besser: im Dezember stand das Missionshaus fertig da, ein interimistisches Kirchlein ward eingerichtet, die Zahl der Stationsbewohner mehrte sich mit jedem Monat, auch viele wilde Kafern aus der Umgegend erschienen täglich auf dem Platze, und die kleine Kapelle war bei den Gottesdiensten stets überfüllt. Der alte Kaferglaube an die Regenmacher und Zauberdoktoren, die frühere Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit gegen Kranke und Sterbende begann in der Umgegend zu schwinden, und die Todten wurden ordentlich beerdigt. Zu tieferen Eindrücken auf die Herzen kam es freilich fürs erste nur bei sehr wenigen, und es dauerte mehrere Jahre, bis Döhne den ersten Kafer taufen konnte. Bei den Gottesdiensten schliefen manche von den Zuhörern während der ganzen Predigt; manche merkten nur zu Anfang ein wenig auf und legten sich dann zum Schlafe nieder; andere hatten unter ihrem Karoß heimlich eine brennende Pfeife, noch andere trieben Narrentheidinge mit einander, so daß der Missionar nicht selten mitten in der Predigt zwischen die Leute fahren mußte, um die Ordnung und Aufmerksamkeit einigermaßen aufrecht zu erhalten. Und wenn am Schlusse des Gottesdienstes zum Gebet niedergekniet wurde, konnte sich mancher Kafer vor Lachen über das ihm gar seltsam und spaßhaft erscheinende Kniebeugen kaum fassen. Ihr Hauptbegehren an den Missionar war und blieb noch lange ihr unverschämtes „bazela", d. i. „schenke mir was!", und noch anfangs 1840 schließt ein Missionsbericht aus dem Kaferlande mit den Worten: „Ach lieber Gott, wann wird einer dieser Spötter und Irdischgesinnten dich und deinen geliebten Sohn Jesum Christum erkennen?" Im August desselben Jahres aber wurde zu Bethel der Josua Hermanus getauft, dessen Geschichte im Missionsfreund (1847, S. 49 ff.) ausführlich erzählt ist. Auch konnte schon im August 1838 in der Nähe von Bethel ebenfalls in Gazela's Land eine neue Station, Itemba (Hoffnung) an der Kabusi, angelegt und von den Missionaren Schultheiß und Lange, welcher letztere bald ausschied und später in die Dienste der Methodisten trat, angelegt werden. Allein auch nachdem im August 1839 Missionar Wilh. Posselt als ordinirter Mitarbeiter in Itemba und Ludwig Liefeld als Missions-Katechet in Bethel eingetreten, mußten die Berliner Brüder fortwährend die Macht der Finsterniß, womit der Satan dieses Volk gefesselt hat, erfahren. Die meisten Kafern der Umgegend sahen der Missionsarbeit nach wie vor nur mit neugierigen Augen, ohne eine Spur von tieferer Theilnahme zu, und hauptsächlich war es die Schaulust an den äußeren Beschäftigungen der Missionare, der Unterhaltungstrieb und das Begehren nach Geschenken, was sie zu häufigen Besuchen auf den Stationen bewog. Am wenigsten mochten sie von ihrem Sündenelend, von Buße und Bekehrung hören, obschon die alten Kafernsünden, Diebstahl und Raub, gerade damals in vollem Schwange gingen, und selbst die offenkundigen Diebe, die auf gestohlenen schönen Pferden mit Zäumen und Sätteln herumritten, wollten die allerrechtschaffensten Leute sein. „Mein Herz ist so weiß, so weiß!" und „mein Herz ist wie meine flache Hand",

waren ganz übliche Tugendversicherungen, die sie den Pfeilen des göttlichen Wortes als einen undurchdringlichen Schild entgegenstreckten. Am empfänglichsten zeigten sich in Bethel noch die Kinder, deren viele gern zur Schule kamen, gut lernten und auch zu beten anfingen, weshalb Liefeld noch eine zweite in der Nähe von Bethel eingerichtete Schule übernahm, während 1841 Johann Schmidt als Gehülfe und Stationshandwerker in Bethel selbst eintrat, dessen Einwohnerschaft damals aus 75 Seelen mit 25 Schulkindern bestand. In Itemba dagegen mußte Posselt die Kinder sich selbst täglich zusammenholen, die aber oft davonliefen und sich versteckten, oder gar von den Eltern abgehalten wurden, so daß er bisweilen kaum 7 derselben zusammenbringen konnte. Der Häuptling Gazela blieb wohl fortwährend der Missionare Freund und bewies ihnen seine Zuneigung auf mannigfache Weise, aber zur Bekehrung kam es bei ihm noch lange nicht, da er mit den heidnischen Traditionen seiner Häuptlingsschaft nicht zu brechen und die Schmach Christi nicht auf sich zu nehmen vermochte. Am 23. Oktober 1841 konnte die neue Kirche in Bethel eingeweiht, auch zwei massive Wohnhäuser für die Missionare konnten neu erbaut werden; aber die Einwohnerzahl beider Stationen, namentlich von Itemba, nahm nur langsam zu, obwohl unter den Leuten der Umgegend fleißige Kirchenbesucher waren. Sobald nämlich ein Kafer eine Viehheerde (von 50, 100, 200 und mehr Stück) besitzt, macht er seinen Kraal oder Wohnplatz für sich, und zwar am liebsten an einem Orte, wo niemand wohnt, damit sein Vieh die Weide nicht mit anderen Heerden zu theilen braucht, und es muß schon ein starker Zug zu Gottes Wort bei ihm vorhanden sein, wenn er auf einer Missionsstation sich niederlassen soll. Doch konnte im Jahre 1842 auch in Itemba eine Erstlingsernte von bekehrten Kafern durch die heilige Taufe eingebracht werden. — Im folgenden Jahre legten die Brüder Posselt und Liefeld in Gazela's Gebiet noch eine dritte Station an, Emmaus an der Qolonce, einem Nebenfluß der Kabusi, 1½ Stunden zu Pferd etwa nördlich von Bethel, wo ihre Wirksamkeit zunächst auch nur auf ein Häuflein Kinder und eine kleine Anzahl von Leuten der nächsten Umgegend, die sich zum Besuch der Gottesdienste bewegen ließen, sich beschränkte. Leider aber trat in demselben Jahre mit Gazela eine traurige Veränderung ein. Schon lange hatte er dem Worte Gottes widerstanden, und je mehr er in diesem Widerstande sich zu befestigen strebte, desto mehr wuchs sein Verdruß und Groll gegen diejenigen seiner Unterthanen, die sich ernstlich bekehrten und neben ihrem weltlichen Herrn nun auch die Missionare als Führer und Häupter ehrten, denen sie Gehorsam zu leisten hätten. Sein immer unverhohlener auch gegen die Missionare sich richtender Groll brach endlich in so helle Flammen aus, daß er jetzt auf einmal mit Vertilgung der bisher von ihm geschützten Missions-Stationen und mit Abschlachtung ihrer Einwohnerschaft und der Missionare selbst zu drohen anfing. Aber der Arm des Herrn lähmte seine Macht. Auf Gazela's Kraal nämlich war ein Sohn des ehemaligen Königs Ngqika ermordet worden, und auf das bloße Gerücht, daß sämmtliche Stammgenossen des Ermordeten zur Blutrache heranzögen, ward jener von

allen seinen Leuten verlassen und mußte nun selbst landflüchtig, in Begleitung weniger Männer, monatelang in den Schluchten und Wäldern umherirren, bis er endlich an der Grenze der Kolonie von der britischen Regierung ein Stücklein Land zur Niederlassung erhielt. Die Berliner Stationen stellten sich nun unter den Schutz anderer benachbarter Häuptlinge, Itemba unter Umhala, Bethel unter Umgnuma, Emmaus unter den gemeinsamen Schutz der verschiedenen Kapitäne, welchen die Leute des Platzes und der Umgegend angehörten. Das Jahr 1845, obwohl ein Trauerjahr insofern, als am 29. November der neu ausgesandte Missionar Scholz, noch auf der Reise und eben im Begriff, mit den älteren Missionaren sich zu vereinigen, durch Mörderhand im Kaferlande fiel, endete dennoch mit frohen Aussichten auf eine immer weitere und erfolgreichere Ausdehnung der Arbeit. Missionar Posselt hatte auf einem sehr günstigen Platze bei den Ama-Gqaleka, eine Tagereise nördlich von Bethel, am Flüßchen Indwe, eine neue Station angelegt, und es war dieser Mission damit eine Thür aufgethan, durch welche sie in das zumeist noch unbekannte, von Europäern noch wenig betretene Innere des nördlichen Kaferlandes allmählich weiter einzudringen hoffen konnte.

Mittlerweile waren auch die andern Missionsgesellschaften im Kaferlande nicht unthätig geblieben. Die **Londoner Missions-Gesellschaft** gründete 1838 Botmanns Kraal, später Umxelo genannt, von wo aus in verschiedenen Kraalen 3—4000 Kafern zugänglich waren, und 1839 Blinkwater mit dem Fort Beaufort und mehreren andern Neben-Stationen. Die **Glasgower Missions-Gesellschaft**, in der bisher Glieder der Established Church of Scotland neben Dissenters gearbeitet hatten, spaltete sich 1838. Zu einem Theile blieb die Mission in den Händen der Kirche und ging später an die schottische Freikirche über, anderntheils wurde sie von der Glasgow African Missionary Society weiter getrieben und ging später an die United Presbyterian Church of Scotland über. Jene behielt das Feld um Chumie in Händen mit der Station Lovedale, neben der Burnshill, 7 Stunden östlich davon, und Pirie, einige Stunden weiter in derselben Richtung am Buffalo-River, gegründet wurden. Die Glasgow-Gesellschaft arbeitete in Chumie selbst, sowie in Iggibigha, eine Meile südöstlich von Knappshope, und Glenthorn am Makanzana, einige Stunden westlich von den Niederlassungen am Catriver. Auch wurde Tarka-Post im Tambukilande unter dem Namen Kirkwood besetzt.

Die **Methodisten-Missions-Gesellschaft** gründete außer ihren früheren, im Kriege behaupteten oder nach demselben wieder bezogenen Niederlassungen Newton Dale, D'Urban und Beka bei Wesleyville, Tamakka bei Mount Coke, Beecham Wood zwischen Butterworth und Morley unter den Amaxosa; 1840 aber für den Amamponda-Stamm des Häuptlings Kapai, am Umzimwubo die Station Shawbury.

Jener hatte den Missionaren sagen lassen: „Ich habe schon lange um einen Lehrer gebeten, aber ohne Erfolg. Alle andern Häuptlinge haben Lehrer, aber ich

habe keinen. Freilich bin ich ein geborner Sünder, das weiß ich, und habe ein böses Herz; aber sendet mir doch nur einen Lehrer, ich will gewiß Sorge für ihn tragen."

Dazu kam im Jahre 1841 noch Inwani im Tambukki-Lande, am Schwarzen Keifluſſe.

Auch die **Brüdermiſſion** in Siloh mit ſeiner aus Kafern und Hottentotten gemiſchten Bevölkerung nahm bald wieder einen Aufſchwung. 1845 wohnten dort 589 Perſonen, darunter 109 getaufte Erwachſene und faſt ebenſoviel Kinder. Hier bewies das Evangelium in beſonderer Weiſe ſeine Kraft. Glieder verſchiedener ſonſt ſich haſſender Heidenſtämme verkehrten hier ſo friedlich mit einander, als wären ſie Kinder derſelben Haushaltung.

So hatte denn das wilde Kafervolk 10 Jahre lang wieder die Segnungen des Evangeliums in mannigfacher Weiſe erfahren. Sämmtliche im Kaferland arbeitende Miſſionare hatten ſich auf einer 1845 zu Umxelo gehaltenen Konferenz zur gemeinſamen Reviſion und Vollendung einer Bibel-Ueberſetzung verbunden, und in einem durch die engliſche Regierung in demſelben Jahre mit den Kafern abgeſchloſſenen Traktat war feſtgeſetzt, daß niemand, der ſich auf einer Miſſions-Station niederzulaſſen beabſichtige, davon mit Gewalt, durch Wegnahme ſeines Eigenthumes oder auf irgend eine andere Weiſe von den Häuptlingen behindert werden ſollte, daß ferner niemand zum Mitmachen der unter den Kafern geltenden heidniſchen Gewohnheiten in irgend einer Art gezwungen werden ſollte. Auch wurde den Häuptlingen gerathen, auf einen regelmäßigen Beſuch der in ihrem Gebiete angelegten chriſtlichen Schulen von den Kindern ihrer Unterthanen zu halten. Da brach der wilde Kriegsſturm des Jahres 1846 über die Kafern-Miſſion herein. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab die Erbauung eines Forts durch die Engländer weiter in das Gebiet der Kafern hinein zum Schutze der Kolonie gegen die immer häufiger werdenden Räubereien und Gewaltthaten dieſer böſen Nachbaren. Zwar hatte ihr mächtiger Häuptling Sandili ſeine Genehmigung dazu ertheilt. Die Unterhäuptlinge aber wollten ſich's nicht gefallen laſſen, weil Sandili ohne ſeine Rathverſammlung zu fragen, gehandelt habe, und er ſelbſt leugnete nach Kaferart ſeine Erlaubniß. Kurz, anfangs Februar 1846 ſtanden 4—5000 Kafern unter den Waffen. Das Gouvernement, an dieſen äußerſten Grenzen auf ſo plötzlichen Krieg nicht gerüſtet, forderte ſämmtliche Miſſionare auf, ſelbſt für ihre Sicherheit bedacht zu ſein, da es ſich augenblicklich außer Stand ſähe, ſie zu ſchützen. So waren denn ſchon gegen Ende März faſt alle 32 in dieſen Gegenden ſtehenden Miſſionare, ſchottiſche, Londoner, Wesleyaniſche und Berliner, auf der Flucht. Von 26 Miſſions-Stationen konnte ſich nur eine, Siloh, der Brüder-Gemeinde gehörig, halten; und bis gegen Grahamstown, d. h. auf 50 Meilen von der Grenze, wurde das Gebiet der Kolonie von den mordenden, ſengenden und brennenden Kafern wieder verwüſtet. Auch um Siloh wurde im Verlauf der Zeit das Kriegsgetümmel immer ärger; die dortige Kirche mußte den Offizieren der im Orte lagernden Truppen eingeräumt werden und wurde von dieſen ſelbſt zu einem

Tanzgelage benutzt. Im Aeußern wie im Innern ward es immer trauriger, die Gemeinde fing, aller Bemühungen ungeachtet, zu verwildern an; der Mangel an Lebensmitteln wurde immer drückender, und weder Tag noch Nacht war eine ruhige Stunde oder ein stilles Plätzchen zu finden.

Unterdessen führte der englische Gouverneur, Sir Harry Smith, den Kampf gegen die Kafern mit allem Nachdruck fort, und bald waren die Feinde von dem Gebiete der Kolonie in ihr eigenes Land zurückgedrängt. Zu den Drangsalen des Krieges kamen noch Seuchen und infolge einer lang anhaltenden Dürre große Hungersnoth, welche die Kafern, denen keine Vorräthe zu Gebote standen, mit doppelter Schwere traf, durch die aber auch die Bewohner der Kolonie bei der Theurung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse unaussprechlich litten. Nachdem der Krieg auf feindliches Gebiet versetzt worden, mehrten sich zwar die Schwierigkeiten für die Engländer, dennoch siegte die europäische Kriegskunst in mehreren entscheidenden Treffen. Die Kafern mußten unterhandeln, brachen von neuem los und unterhandelten wieder, bis endlich Sandili im Oktober 1847 gefangen und nach Grahamstown gebracht wurde, der noch Widerstand leistende Häuptling Pato aber am 19. Dezember dem Obersten Sommerset sich ergeben mußte, der ihn nach Kingwilliamstown brachte.

Hier in Kingwilliamstown ward am 23. Dezember (1847) eine große öffentliche Versammlung veranstaltet, an welcher außer den siegreichen Truppen und den besiegten Kafern eine große Anzahl von Zuschauern, die alle der nunmehrigen Beendigung des Krieges sich freuten, theilnahm.

Nachdem der Gouverneur den Truppen für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer gedankt hatte, wandte er sich zu den Kafern. Diese hatten inzwischen einen Kreis gebildet, in dessen Mitte verschiedene Häuptlinge des westlichen Kaferlandes Platz genommen hatten. Ihre Zahl belief sich im ganzen auf etwa 2000, aber keiner von ihnen war bewaffnet, selbst kein Assagai war bei irgend einem während des ganzen Tages zu sehen, ein Umstand, der vielleicht in der Geschichte des Kafernvolkes noch nie vorgekommen war. Nachdem sich die Häuptlinge ihrem Range nach aufgestellt hatten, ritt der Gouverneur in den Kreis hinein, hielt mit seinem Pferde vor den Häuptlingen und begann dann eine Anrede, die Satz für Satz von Herrn Shepstone verdolmetscht wurde, nachdem noch zuvor zwei Stäbe, von denen der eine einen großen kupfernen Knopf hatte, der andere ein gewöhnlicher Polizeistock war, zu seinen beiden Seiten aufgepflanzt worden waren. Mit kräftigen Worten warf er ihnen zunächst ihre Treulosigkeit im Halten gegebener Versprechen und ihre verwegenen und wiederholten Angriffe auf die Kolonie vor. Er erinnerte sie daran, was er früher zu ihrem Besten gethan hätte und an die ihm gegebenen und seitdem sämmtlich gebrochenen Versprechungen. Nun habe die Königin von England ihn abermals aus fernem Lande hierher gesandt, und er sei nun entschlossen, mit Gottes Hülfe sie entweder zu dem Entschlusse zu bringen, ihren Angriffen auf die Unterthanen Ihrer Majestät ein Ziel zu setzen oder sie zu vernichten. Er forderte sodann die versammelten Häuptlinge auf, zwischen beiden zu wählen, zwischen Krieg oder Frieden. Es wäre ihm gleich, was sie wählen wollten; aber sie möchten hervortreten und sich in Aufrichtigkeit für das eine oder das andere entscheiden. Der Stab mit dem runden Knopf stelle den Frieden vor, der mit dem scharfen Knopf den Krieg. „Dich, Sutu", mit diesen Worten wandte er sich zu der Witwe des alten Stammfürsten Ngqika, „fordere ich hiermit auf, hervorzutreten und dich zu entscheiden durch Anfassen des einen oder des andern Stabes." Sutu trat vor

und legte ihre Hand auf den Friedensstab; desgleichen thaten nach einander alle übrigen versammelten Häuptlinge, wobei ihnen der Gouverneur mit scharfen Worten ihr verrätherisches Benehmen vorhielt. Darauf las er eine Proklamation vor, welche die Bedingungen, unter denen künftig „Britisch Kaferland" von den verschiedenen Häuptlingen besessen werden sollte, feststellte. Bei dem Vorlesen dieser Urkunde hielt er an gewissen Stellen an, fragte die versammelten Häuptlinge, ob sie das Gehörte völlig verstanden hätten und erklärte und schärfte ihnen die Sätze ein, auf welche er ein besonderes Gewicht gelegt wissen wollte. So z. B. in dem Satze, wo von „erobertem" Gebiet die Rede war, welchen Ausdruck er sehr nachdrücklich mehrere Male wiederholte.

Zu Ende der ganzen Verhandlung wandte sich der Gouverneur noch einmal an die versammelten Häuptlinge und sagte ihnen, daß er von Stund an ihr Inkosi enkulu (Oberhäuptling) sei, daß sie von ihm, als dem Stellvertreter der Königin von England, ihr Land erhalten würden, daß sein Wort das Gesetz des Landes sei und daß, wenn er einen Häuptling auffordere, den andern „aufzufressen", und er nicht mit all' seinen Leuten ihm gehorche, er ihn von der Erde vertilgen würde. Nachdem die Häuptlinge erklärt hatten, daß sie die ihnen gemachten Mittheilungen vollkommen verstanden hätten, wurden sie aufgefordert, noch einmal jeder einzeln vorzutreten, die Hand auf den Stab des Friedens, oder, wenn sie es lieber wollten auf den des Krieges zu legen und endlich seinen Fuß zu küssen, zum Zeichen ihre, unbedingten Unterwerfung und gänzlichen Demüthigung wegen des auf die Kolonie unternommenen Angriffs. Tief waren die versammelten Kafern von dieser Ceremonie ergriffen, als einer ihrer Häuptlinge nach dem andern zu dem Gouverneur, der stolz auf seinem Rosse saß, hintrat und, die Hand auf den Stab des Friedens gelegt, seinen Kopf demüthig beugte und den Fuß dessen küßte, der nun ihr oberster Häuptling sein sollte. Der Gouverneur redete noch überdies die einzelnen Häuptlinge, wenn sie zu ihm traten, besonders an. Diesen erinnerte er an früher ihm erwiesene Wohlthaten, jenen an sein gebrochenes Versprechen, und alle an das Elend, in das sie sich durch ihr schlechtes Betragen gestürzt hätten. Endlich, als die Häuptlinge wieder ihre Plätze eingenommen hatten, zog der Gouverneur ein Stück Papier hervor, riß es in Stücke, und während diese im Winde umherflatterten, rief er mit großer Kraft aus: „Da gehen eure Verträge hin." Nun ergriff er den Stab des Krieges, der während der ganzen Ceremonie in senkrechter Richtung war gehalten worden, hielt ihn einige Sekunden in wagerechter Richtung und schleuderte ihn dann mit großer Kraft zu Boden. „Das ist das Ende des Krieges! Nun laßt uns ein dreimaliges Hurrah rufen zu Ehren des zukünftigen Friedens." Nach diesen Worten stimmte er selbst es zuerst an und schwenkte seinen Hut, während lauter Jubelruf der versammelten Menge, der Soldaten, der Kafern und aller Zuschauer die Luft erfüllte. Der Gouverneur verließ darauf mit seinem Stabe den Platz und ließ den Häuptlingen sagen, daß sie ihm zwei Ochsen zum Schlachten für seine Leute schenken sollten. Kurz darauf sah man die Kafern in einzelnen Gruppen stehen und sich unterhalten über das, was sie gesehen und gehört hatten, und dabei wünschten sie sich unter einander Glück (?) zur Rückkehr des Friedens.

Die nächste Folge des Sieges war, daß der zwischen den Flüssen Keiskamma und Kei liegende Landstrich von den Engländern in Besitz genommen ward und den Namen **Britisch Kaferland** (British Cafraria) erhielt. Es sollte dies Gebiet, wie schon erwähnt, nicht einen Theil der Kapkolonie bilden, sondern den Kaferhäuptlingen gelassen werden; diese aber hatten den Gouverneur als ihren Oberhäuptling, dem sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren, zu betrachten. Indem auf diese Weise der Keifluß die Grenze zwischen dem britischen und dem freien Kaferlande bildete, hoffte man vor einem etwaigen Ueberfall der in letzterem wohnenden Stämme mehr gesichert zu sein. In dem zwischen der Keiskamma und dem Fischfluß gelegenen Gebiete, welches fortan unter dem Namen **Viktoria** einen besonderen Distrikt

der Kapkolonie bildete, gedachte die Regierung eine Reihe von Militärkolonien zu gründen und forderte zu Niederlassungen daselbst auf. Noch an demselben Tage aber, da die Unterwerfung der Kaferhäuptlinge stattfand, erließ der Gouverneur eine Proklamation, worin er sämmtliche Missionare einlud, auf ihre Stationen zurückzukehren, und ausdrücklich erklärte, daß das zu den Missionsstationen gehörige Gebiet unter Ihrer Majestät der Königin und nicht unter den Kaferhäuptlingen stehen sollte. Den Missionaren selbst ward jede Erleichterung und Unterstützung, Schutz und Hülfe verheißen. Im Verlaufe der Proklamation wurden dann auch die Kaufleute zur Rückkehr nach Kaferland eingeladen und ihnen empfohlen, nicht Spielereien, Knöpfe, Perlenschnüre und ähnliche Bettel, sondern nützliche Gegenstände, wie Kleidungsstücke, Ackergeräthe u. dergl. einzuführen. Die Einführung von Schießgewehren und Pulver, sowie von spirituösen Getränken ward gänzlich verboten, und die Uebertretung des ersteren Verbotes mit Verbannung aus Britisch Kaferland und Konfiskation des gesammten Vermögens bedroht. Aus dem allem aber war zu ersehen, mit welchem Ernste der Gouverneur das Wohl des armen Kafervolkes zu fördern bedacht war.

Nach Abschluß des Friedens kehrten auch die Missionare auf ihr verwüstetes Arbeitsfeld wieder zurück. Wir wollen jedoch nicht den Leser ermüden mit Aufzählung derjenigen Stationen, welche damals wieder besetzt oder neu angelegt wurden.[1]) Die fröhlichen Erwartungen, mit denen damals die Arbeit aufgenommen wurde, sollten ja doch bald wieder getrübt werden. Daß unter allen diesen Unruhen die Mission nicht besondere Erfolge hatte erzielen können, liegt auf der Hand. Unter der neuen Ordnung der Dinge sammelten sich ja mehr und mehr größere Kreise von Kafern um die Missionare, namentlich von solchen, die mit ihren Häuptlingen zerfallen, auf den Stationen Sicherheit und äußere Vortheile suchten. Trotzdem bildete sich, wenn auch unter manchen Hindernissen, hier und da ein fester Kern christlicher Gemeinden, und bei aller Schwachheit, in der der Kafercharakter auch bei den Bekehrten durchblickte, gab es doch manche Gemeindeglieder, an denen deutlich sich Kräfte eines neuen Lebens zeigten. — Die große Menge der Kafern aber fand sich doch nur widerwillig in die neuen Verhältnisse.

Die Häuptlinge, welche ihre Unterthanen jetzt nicht mehr willkürlich bedrücken, auch keine Anklage wegen Zauberei mehr annehmen durften, fühlten recht gut, wie ihre angeborene Autorität nach und nach untergraben wurde, benahmen sich daher sehr scheu und vorsichtig gegen Weiße und zogen sich selbst von den Missionaren ganz zurück. Dazu kam, daß sie auf den früher von ihnen abhängigen, jetzt direkt unter dem Gouvernement stehenden Stationen nichts mehr zu sagen hatten, darum auch das Interesse daran verloren und der Missionar selbst ihnen als „der Feind" erschien. Allerdings konnte jetzt ein Kafer, wenn er sich bekehrte, ruhig alle heidnischen Sitten aufgeben, ohne Verlust an Eigenthum und Leben fürchten zu müssen,

[1]) Nur im Vorübergehen sei die Londoner Station Freemanton, 16 Meilen nördlich von King Williamstown, erwähnt, wo die Regierung einen treu gebliebenen Häuptling Madur mit seinen Leuten angesiedelt hatte, bei dem sich ein buntes Gemisch verschiedener Stämme zusammenfand. Auch diese Station hatte nur einen vorübergehenden Bestand.

konnte auf der Station durch Fleiß sich Eigenthum erwerben und ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Ehrbarkeit. Er konnte sich in der Kirche trauen lassen, und seine Trauung ward von der Obrigkeit registrirt; kurz alle Segnungen der Kirche und eines wohl geordneten bürgerlichen Lebens waren jetzt sein Dagegen erhob sich nun aber auch eine Scheidewand zwischen Missionar und Station einerseits und dem noch heidnischen Volke andrerseits. Dieses letztere saß mit scheelen Blicken die Sicherheit und den Frieden an, in dem die Fremden jetzt unter ihm wohnten. Im Gefühl seiner jetzigen Ohnmacht und Schwäche zwang es sich wenigstens, die Missionare innerlich zu verachten, was auch oft in Worten ausbrach, und mehrmals hörte man sie sagen, es würde doch wieder Krieg werden. Im übrigen wohnten und lebten sie ganz wie vor dem Kriege, dessen Bedrängnisse sie nur zu bald vergessen hatten, machten ihre Kraale, wo sie wollten, hielten ihre Beschneidungsfeierlichkeiten, nahmen Weiber, so viel ihnen beliebte, malten sich roth, tanzten und lustirten, und fragten weder nach Gott noch nach seinem Wort, so daß wohl vorauszusehen war, der Friede würde nicht lange währen.

Und so geschah es. Im Jahre 1849 trat ein angeblicher Prophet auf, der unter dem Deckmantel neuer religiöser Lehren (wie z. B. die Sonne sei Gott u. s. w.) politische Aufregung hervorrief und den Haß gegen die Weißen schürte. Eher als die englische Verwaltung den Warnungen der Missionare Glauben schenkte, brach der neue Kaferkrieg aus, um Weihnachten des genannten Jahres. Die vor vier Jahren vorgekommenen Greuel wiederholten sich. Die Wohnplätze weißer Kolonisten innerhalb des Landes und weit in die Kapkolonie hinein wurden, wenn noch Hab und Gut darinnen war, ausgeplündert und niedergebrannt, die Bewohner vom Greise bis zum Kinde ermordet. Allnächtlich rötheten Feuersbrünste weithin den Himmel, Blut und Leichen bezeichneten die Streifzüge der zahlreichen Feindeshaufen. Die Missionare mußten zum Theil unter großer Gefahr fliehen. Die meisten Stationen wurden dem Erdboden gleich gemacht. Die Lage der Engländer war eine bedenkliche, da die immer noch mißvergnügten Boeren keineswegs sehr bereit waren, in den Kampf zu ziehen und erst durch die strengsten Maßregeln die Kommandos gebildet werden mußten, die mit den wenigen regulären Truppen dem Feinde entgegen zu stellen waren. Die Kafern unter Sandili, Makomo und Krili (Kchili, Rili)[1]) aber wurden durch den günstigen Erfolg ihres Aufstandes immer kühner und siegestrunkener, dazu durch die Anweisung und Führung der vielen im britischen Heer einexerzirten und zu ihnen übergegangenen Hottentotten — vom Catriver allein sollen 12,000 ihnen zugefallen sein — immer kampfgeübter. Ihre Hauptkraft bestand darin, einen Guerillakrieg zu führen, nie auf eine offene Schlacht einzugehen und beim Herannahen größerer Truppen in ihre Schluchten und Büsche sich zurückzuziehen, wohin ihnen die englischen Soldaten nur mit dem größten Verluste nachfolgen konnten. So wüthete der Krieg bald schwächer bald stärker über zwei Jahre lang fort. Menschen und Geld hatte er schon so viel verschlungen, daß England fast geneigt war, seine Besitzung im Kaferlande aufzugeben; 22 Missions-Stationen, darunter Knappshope und Peelton, Wesleyville, Butterworth und Beecham Wood, Uniondale, Kirk-

[1]) Letzterer ist Häuptling der Ama Gcaleka, eines besonderen Zweiges der Amaxosa.

wood, Ubonkolo und Chumie, Pirie und Burnshill, Bethel und Itemba, Siloh, Sichem und Mamre waren in Trümmer und Asche gesunken; da gelang es endlich dem neuen Gouverneur Cathcart, zunächst mit Krili, dann auch mit den Ngqika und ihren Häuptlingen Sandili und Makomo Frieden zu schließen. Am 3. März 1853 ward die Friedensproklamation veröffentlicht.

Infolge dieses Krieges verloren die Tambukki das Land des während des Krieges verstorbenen Häuptlings Mapasa,[1]) welches sogleich von englischen und holländischen Ansiedlern in Besitz genommen ward und fortan den neuen Distrikt Queenstown bildete, so genannt nach der an einem kleinen Nebenflusse der Weißen Kei gegründeten Hauptstadt desselben, etwa 3 Stunden nordöstlich von Siloh. Die Ngqika mußten den Frieden mit Darangabe ihres schönen Gebirgslandes, der Amatola- und Kabusi-Berge, erkaufen. Diese und die umliegende Gegend bekamen den Namen Königlich Reserveland (royal reserve), dessen Bevölkerung mit Europäern zunächst beabsichtigt wurde.[2]) Es fehlte freilich viel daran, daß die Kafern hiernach zufriedengestellt und beruhigt gewesen wären. Dennoch gelang es in den nächsten Jahren den umsichtigen Maßregeln des neuen Gouverneurs Sir George Grey, den Frieden zu erhalten und zu befestigen. Durch Anlegung von Wasserleitungen und neuen Straßen suchte er den Kafern zunächst Beschäftigung und Verdienst zu geben, durch Ansiedelung einer größeren weißen Bevölkerung in und an der Grenze, wozu später, nach der Beendigung des Krimkrieges, auch die bald zu erwähnenden Reste der Fremden-Legion (etwa 4000 Mann, meist Deutsche) unter dem Baron Stutternheim bestimmt wurden, sie im Zaum zu halten. Weiter war er durch Anstellung von Magistraten bei den angesehenen Häuptlingen der Ngqika und Dhlambe fernern Kriegen vorzubeugen bemüht und gedachte endlich durch Anlegung von Schulen heilsam auf das Volk einzuwirken.

Sobald der Friede gesichert, waren auch die Missionare wieder auf dem Platze. Wieder ging es an ein Bauen und Sammeln. Mußte auch immer wieder von vorn angefangen werden, so waren die oft unterbrochenen Arbeiten doch nicht vergeblich gewesen. Die Schwierigkeiten der Sprache waren überwunden. Schon lagen die ersten Stücke einer christlichen Kaferliteratur vor. Mit neuen Kräften wurde die Arbeit in Kirche und Schule aufgenommen, und bald erfreuten sich wieder eine ganze Reihe von Stationen in dem kurz zuvor verwüsteten Lande eines hoffnungsvollen Gedeihens.

Neben der Brüdergemeinde,[3]) der Berliner, Londoner, Wesley-

---

[1]) Sie wurden zum Theil ins freie Kaferland, wie man jetzt das Land jenseits der Kei nannte, gedrängt und nahmen ihre Sitze an den Vorbergen des Draken-Gebirges.

[2]) Später, 1865, wurde das ganze britische Kaferland der Kapkolonie einverleibt. Die Eingebornen wurden auf bestimmte Lokationen beschränkt, das übrige Land an Kolonisten veräußert.

[3]) Die Station Siloh erhielt fortan nur Hottentotten und Fingu als Bewohner, unter den ersteren viele Rebellen vom Catriver, nachdem sie ihre Strafzeit abgebüßt hatten. Eine zweite Station, Sichem, später Gosen genannt, östlicher an

anischen Missionsgesellschaft, sowie der Mission der schottischen Freikirche und der der unirten Presbyterianer trat jetzt auch die anglikanische Kirche in dieses Arbeitsfeld ein. Vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, sind die hierher gehörigen Arbeiten in den Händen der Society for the Propagation of the Gospel. Näheres über die Stationen derselben lassen wir weiter unten folgen.

Noch einmal aber sollte eine schwere Unruhe über das arme verblendete Volk kommen. Die Kunde vom Krimkriege weckte aufs neue Hoffnung auf Befreiung vom Joche der Engländer. Es hieß, die Russen würden kommen und sie vertreiben. Da trat unter den Gcaleka ein neuer Prophet Umhlakaza auf, der von den Geistern der alten Helden und Häuptlinge des Volkes erfahren haben wollte, daß sie samt und sonders auferstehn, in einem furchtbaren Orkan die Fremden aus dem Lande fegen und dasselbe wieder in den Besitz ihres Volkes setzen würden. Alle Xosa, die das nicht glaubten, würden von dem Wirbelwind mit fortgerissen werden. Darum sollte ein jeglicher all sein Vieh schlachten, sein Korn wegwerfen und keinen Garten mehr bestellen, sonst würde er verloren gehen. Da schlachtete König Krili hunderte seiner schönen Ochsen und hieß sein Volk ein Gleiches thun; auch an die Häuptlinge in Britisch Kaferland erging dieser Befehl. Die Gcaleka gehorchten; die Ngqika und Dhlambe hatten anfangs keine Lust. Aber die Aufregung ward bald unter allen Xosa ganz gewaltig, und man schlachtete nach Herzenslust, so daß im Oktober 1856 schon der Hunger anfing, fühlbar zu werden. Schon war der erste zur Auferstehung bestimmte Termin verflossen; es sei noch nicht genug geschlachtet, sagte der Prophet. Auf seiner Kraal glaubte man des Nachts die Geister der alten Helden in den Lüften zu vernehmen; die allgemeine Aufregung erschien den Engländern zuletzt 1856 so ernst, daß man 5000 Mann englische Truppen in Britisch Kaferland einrücken und an der Grenze gegen die Gcaleka sich aufstellen ließ. Da erschrak König Krili, der bereits selber wenigstens 6000 Ochsen geschlachtet, und machte selbst mit seinen höchsten Räthen und 6000 Kriegern zu der Kraal des Propheten in der Nähe von Butterworth sich auf. Der schob die Schuld auf etliche Häuptlinge, die seinem Befehle nicht gehorcht hätten und vertröstete auf den nächsten Vollmond. Wenn der blutroth aufginge, sollten sie wieder zu ihm kommen, denn das sei ein Zeichen, daß die Geister wieder gnädig wären. So ging denn der Taumel fort im Brit. Kaferlande, und bis zum Ende Januar 1857 waren wohl an 400,000 Stück Vieh geschlachtet. Blutroth ging der Vollmond auf, und am 8. Februar erschien König Krili wieder vor Umhlakaza's Kraal, ging allein zu dem Propheten hinein und kam mit dem Gebote wieder, daß binnen 8 Tagen nach seiner Heimkehr alles und jedes Vieh, was sie noch besäßen, 1 Kuh und 1 Ziege für jeden ausgenommen, geschlachtet sein müsse; dann werde die große Auferstehung sicher erfolgen. So ging denn das unsinnige Schlachten noch einmal los, und die letzten

---

der Windvogelrivier gelegen, war schon vor dem Kriege gegründet und wurde nach demselben erneuert.

Vorräthe an Korn wurden weggeschüttet. Endlich erschien der verheißene Tag, der 18. Februar, und es geschah nichts; auch am 19. ward die Hoffnung der Betrogenen nicht erfüllt. Da wären nun wohl, und darauf war vermuthlich dies ganze höllische Spiel berechnet, die hunderttausend Wilde, vom bittersten Hunger zur Verzweiflung getrieben, raubend und stehlend in die Kolonie gebrochen, wenn nicht der wackere Gouverneur Sir Grey im Lande erschienen wäre und strenge Gesetze gegen den Diebstahl gegeben hätte, denen er dadurch Nachdruck verlieh, daß zugleich mit ihm die deutsche Fremdenlegion in Brit. Kaferland einzog, deren Militär-Niederlassungen fortan einen kräftigen Damm gegen das drohende Verderben bildeten. Tausende aus dem freien Kaferlande waren nun willig, mit Weib und Kind in die Kolonie sich zu begeben und für einen geringen Lohn auf mehrere Jahre sich zu verdingen. Fünf Monate lang zogen die Eingebornen von Britisch Kaferland in langen Zügen nach Westen, während die Mehrzahl der Gcaleka sich nach Osten und Norden zu den Tembu- und Mpondo-Kafern wandte. Dennoch wußte sich Umhlakaza noch etliche Monate lang für viele in Ansehen zu erhalten. Immer noch auf bessere Zeiten hoffend, blieb eine Menge von Kafern im Hunger auf den Kraalen sitzen und versäumte so die Gelegenheit, auswärts Hülfe zu suchen. Da sind denn viele vor Hunger gestorben, oder, wenn sie endlich aufbrachen, unterwegs elend umgekommen, und „so befindet sich denn jetzt," hieß es im Jahre 1858, „dies einst starke, wohigenährte, jubelnde und lachende Volk seinem größten Theile nach als Fremdlinge zerstreut in benachbarten Ländern, und was sich noch in der Heimat befindet, das schleicht mit schlotternden Knien und hohläugigen Gesichtern wie Gespenster umher, oft kaum menschlichen Geschöpfen ähnlich."

So kamen sie zahlreich in die Nähe der Missions-Stationen, verhungernd und verschmachtet, und begehrten Hülfe, die ihnen zwar gewährt wurde, aber für die großen Massen natürlich nicht ausreichen konnte. Hierbei sei erwähnt, wie auch die angesiedelten Fremden-Legionäre, sowie die deutschen namentlich aus Pommern herangezogenen Ansiedler damals in trauriger Lage waren und mit der bittersten Noth zu kämpfen hatten. Es fehlte überhaupt im Britischen Kaferlande noch sehr an einer festen Gestaltung der Verhältnisse, so daß die dortige Mission immer noch nur unter mannigfachen Hindernissen arbeiten konnte. Dennoch sind wir bereits bei der neuesten Periode derselben angelangt, die fast 2 Jahrzehnte ruhiger Entwicklung bis zur Gegenwart (1877) umfaßt, und überschauen nun das Werk der einzelnen Gesellschaften, wie es sich bisher gestaltet hat.

Die **Brüdergemeinde** hatte auf ihren Stationen Siloh und Gosen unter den oben geschilderten Verhältnissen einen solchen Zuzug von Kafern, daß, um Ueberfüllung zu vermeiden, eine besondere Station Engotini am Ost-Kraalflusse (2 Meilen westlich von Siloh) angelegt wurde, die sich 1859 „in gesegnetem Aufblühen befand". Einige Jahre später aber dehnte sich die Mission ins freie Kaferland zu den Tambukki aus, wo man auf Veranlassung des dortigen britischen Agenten bei

dem Häuptling Ngangelizwe (für den damals Jogi die Vormundschaft führte), 1863 eine Station an der Baziya gründete, deren Anfänge durch einen Krieg des genannten Stammes mit den Amampondomisi wohl erschwert, aber nicht unmöglich gemacht wurden. Nach Beendigung des Krieges verheerte ein furchtbarer Sturm das junge Missionsgehöft. Trotz dieser Hindernisse und trotz der Zähigkeit der Kaferfitte konnten hier 1866 zwei Personen getauft werden. Seitdem ist's freilich nur langsam vorwärts gegangen. Immer wieder neue Kriege ließen das Kaferland nicht zu voller Ruhe kommen. Trotzdem war es möglich, noch drei weitere Stationen in diesem Gebiete zu errichten; Emtumasi bei Zibi, dem Häuptlinge der Amahlubi, der seinen Sitz zwischen den Quellflüssen des St. Johnsriver (Zimvubo) hat, und Elukolweni, noch weiter nach Norden bei einem Häuptlinge Lubidi. Diese beiden liegen in dem als Nomansland bezeichneten Gebiet, in dem sich auch Griqua und Basuto niedergelassen haben. Die dritte Station liegt unter den Tambukki, 7—8 Stunden nordöstlich von Baziya, und heißt Intwanazana. Für die beiden letzteren Stationen dürften sich bald günstigere Zustände als bisher bilden, da die englische Regierung kürzlich einen Vertrag abgeschlossen hat, nach dem sie gegen ein an die Häuptlinge gegebenes Jahrgehalt die Verwaltung des Gebietes übernimmt. Große Gemeinden sind auf allen diesen Stationen noch nicht gesammelt. Das harte Herz der Kafern hat sich vielfach dem Evangelio verschlossen, obgleich die Häuptlinge danach streben, einen Schulplatz (Station) in ihrer Nähe zu haben. Doch zeigen sich auch hier an einzelnen Seelen erfreuliche Früchte der Predigt. In größerem Maße ist dies in den älteren Gemeinden Siloh, Gosen und Egontini, wo das Werk in stillem Segen fortgegangen ist und trotz mancher Schwachheit im allgemeinen doch manche treu bewährten Christen zu finden sind. Gosen hat in neuerer Zeit eine bedeutende Außenstation in Emtweni erhalten. — Die ganze Kafermission der Brüdergemeinde umfaßt 1614 in Pflege stehende Personen, unter denen 332 Kommunikanten sind.

Die **Londoner Missionsgesellschaft** hat unter den Kafern nur drei Hauptstationen, Kingwilliamstown, Knappshope und Peelton. Die letztgenannte war gleich nach dem vierten Kaferkriege, 1848, einige Stunden nordöstlich von der ersten angelegt und nach dem fünften Kriege wieder erneuert. Zu diesen Stationen gehören 14 Außenplätze. Im ganzen umfassen die Gemeinden über 1000 Kommunikanten. Die Zahl aber der um die Stationen angesiedelten Eingebornen, die als „Anhänger" bezeichnet werden, beträgt 8000. Hier wie im Kaplande überhaupt sucht die Gesellschaft ihre heidenchristlichen Gemeinden möglichst bald zur Selbständigkeit zu führen und ihnen die weitere Verbreitung des Reiches Gottes unter den sie umgebenden Heiden zu überlassen, um die eignen Kräfte mehr dem Missionswerk unter den Völkern Inner-Afrika's zuzuwenden.

Andre Missionen dagegen sehen ihre Arbeit unter den Kafern dem Ziele noch nicht so nahe und pflanzen unter ihnen immer auf neuen Stätten das Evangelium. So die Schotten. Die **schottische Freikirche** namentlich hat auf diesem Gebiete eine sehr rege Thätigkeit entfaltet.

Etwa zehn Jahre nach Beendigung des letzten Kaferkrieges waren auf ihren Stationen Lovedale, Pirie, Burnshill und Macfarlane (letztere 2 Stunden nordöstlich von Lovedale neu angelegt) 643 volle Mitglieder, Kommunikanten, gesammelt, neben denen noch 512 Getaufte (namentlich Kinder) genannt werden. Nach dem neuesten Berichte hat sich jene Zahl auf 1628 gehoben, während im Laufe eines Jahres 182 Erwachsene und 132 Kinder getauft wurden. Außer den genannten Stationen sind, nachdem 1865 große Züge von Kafern in das Land jenseits des Kei zurückkehrten[1]) (unter denen sich auch Bekehrte befanden), auch dort noch die beiden Stationen Cunningham am Toleni (12 Meilen nordöstl. von Kingwilliamstown) und Idutywa, 2—3 Meilen östlich von jener, hinzugekommen. Jede dieser Stationen hat eine Anzahl Außenstationen um sich — zusammen sind es 30 —, auf denen Gottesdienst und Schule gehalten wird. Die Hauptwirksamkeit aber findet sich in der großen Erziehungsanstalt zu Lovedale, die über 400 Seelen umfaßt und in der in 3 verschiedenen Abtheilungen Elementarunterricht, höhere Schulbildung und theologische Bildung ertheilt wird. Diese letztere Klasse, obgleich erst einige Jahre bestehend, hat bereits ein paar neu ordinirte Pastoren herangebildet. Sie umfaßt aber nur eine kleine Zahl eingeborner Jünglinge. Für die Leistungen der beiden andern Klassen ist es bezeichnend, daß auch Söhne von europäischen Kolonisten dieselben besuchen. Auch eine Schule für eingeborne Mädchen ist mit dem Institut verbunden. Der Unterricht aber erstreckt sich nicht blos auf Kenntnisse. Die Betreibung von Ackerbau und Industrie ist hier als ein Hauptbildungsmittel angewendet. Die verschiedensten Zweige der letzteren bis hinauf zur Druckerei[2]) und zum Telegraphiren werden geübt. Das ganze Leben in der Anstalt, an die sich jetzt eine ähnliche auf einer der Transkei-Stationen anschließen soll, ist von christlichem Geiste getragen. In neuster Zeit zeigte sich unter den Zöglingen eine bemerkenswerthe Erweckung. Auch in den Gemeinden hat sich eine solche gezeigt, doch folgten Reaktionen, heidnische Sitten erhoben sich mit neuer Kraft, manche Erweckte lahmten ꝛc.

Die Mission der **schottischen Unirten Presbyterianer**, die nach demletzten Kriege mit einem kleinen Reste ihrer früheren Gemeinden zu Glenthorn einen neuen Anfang machte, hat sich seither weit ausgebreitet. Diesseits des Kei zählt sie nun 5, jenseits desselben 4 Stationen. Die ersteren sind außer der schon erwähnten und einer neueren Station für die farbige Bevölkerung des Kolonialstädtchens Adelaide: Emgwali an einem nördlichen Nebenflüßchen der Kobusie, Henderson, einige Meilen westlich von da, am Thomas River, Elujilo, etwa ebensoweit östlich, in der Nähe der Mündung der Kobusie in den Kei. Jenseits dieses Flusses, zum Theil unter den 1865 dorthin übergesiedelten Xosa, zum Theil unter den Gcaleka: Paterson, Somerville, Quolora und

[1]) Ueber die Veranlassung siehe in den Bemerkungen über die neueren Zustände am Schlusse dieses Artikels.

[2]) Die Druckerei zu Lovedale liefert auch eine kleine Zeitschrift in der Kafersprache.

Uzolo.[1]) Die drei ersteren liegen nicht weit vom Kei, die letzte und jüngste aber befindet sich im nördlichen Theile des Gcaleka-Gebiets, wenig südlich vom Baschi-Flusse. Auch hier finden wir eine ganze Reihe von Außenstationen (27), meist bedient von eingebornen Evangelisten. Die Gemeinden zählen 891 Kommunikanten. — Ein auffallendes Beispiel von der Höhe christlicher Kultur, die auch der Kafer zu erreichen im Stande ist, hatte diese Mission in dem leider schon so früh entschlafenen Tiyo Soga aufzuweisen, der vor einigen Jahren als Missionar auf Paterson starb. Seine tüchtige Bildung wie sein echt christlicher Charakter verdienten alle Anerkennung. Mit großer Selbstverleugnung arbeitete er in seinem Amte und war bis zu seinem Ende mit Uebersetzungen beschäftigt, in denen ihm in der Mission ein gesegnetes Gedächtniß erhalten bleibt. Er war freilich schon als Knabe nach Schottland gekommen und hatte dort seine ganze Ausbildung erhalten, wie er auch von dort eine weiße Lebensgefährtin heimgeführt hatte. —

Von den Stationen im Transkeigebiet lassen sich zum Theil nicht viel Erfolge berichten. Auf Quolora ist nach sechsjähriger Arbeit noch keine Bekehrung vorgekommen, obgleich aus den früher in Britisch Kafraria bereits bekehrten Kafern dort eine kleine Gemeinde gesammelt ist.

Blicken wir nun auf die Arbeiten der **Methodisten**. Hierher gehören zunächst theilweise die Stationen ihres Grahamstown-Distrikts, die wir anderntheils schon im ersten Abschnitt dieses Heftes erwähnt haben. Hier hat diese Denomination die weiteste Ausdehnung erlangt. Manche der betreffenden Gemeinden gehören freilich ganz oder zum Theil der kolonialen Bevölkerung an. Dennoch haben die aus den Eingebornen gesammelten Mitglieder numerisch das Uebergewicht. Im Jahresberichte finden wir (was sonst nicht der Fall ist) die Zahlen der eingebornen von den kolonialen Mitgliedern getrennt. Darnach zählen in dem ganzen Distrikt diese nur 1157, während jene auf 4243 angegeben werden konnten. Als fast ausschließlich der Heidenmission angehörend sind unter den 17 Hauptstationen des Distrikts zu bezeichnen: Peddie, zwischen dem Gr. Fischfluß und der Keiskamma, Newtondale, ebenda, 2 Stunden südlich von der vorigen, Healdtown, am Catriver, Mount Coke, einige Stunden südlich von Kingwilliamstown, und Annshaw, 4—5 Meilen westlich von dort. Außerdem aber bestehen auch zu Grahamstown und Port Elizabeth besondere aus Eingebornen gesammelte Gemeinden. Auf allen den andern vorzugsweise der kolonialen Mission dienenden Stationen wird jedoch auch soviel als möglich den vorhandenen Eingebornen das Evangelium dargereicht. Welche Ausdehnung diese Mission erreicht hat, zeigen uns die 231 Predigtplätze, die neben den 78 Kapellen dieses Distrikts benutzt werden. Unter den 32 hier thätigen Missionaren befinden sich bereits (abgesehen von den nicht ordinirten 14 Katechisten und 58 Schullehrern) 10 ordinirte Eingeborne, die auf dem theologischen Institut zu Heald-

[1]) Zwei von diesen Stationen sind durch die aufopferungsvollen Arbeiten des Major Malan gegründet, der sich nicht scheut, selbst Evangelistendienst zu thun und auch mit seinem Vermögen die Sache fördert.

town ihre Ausbildung erhielten, das jetzt 42 Zöglinge zählt.[1]) Eine andere bemerkenswerthe Anstalt ist die Druckerei zu Mount-Coke, die Erbauungs- und Schulbücher in Kafir und Holländisch liefert.

Die größere Hälfte der methodistischen Kafermission aber umfaßt der Queenstown-Distrikt, der den politischen Distrikt gleichen Namens[2]) und das freie Kaferland begreift. Die sämmtlichen hierher gehörigen Hauptstationen außer Queenstown und Dordrecht dienen fast ausschließlich der Mission unter den Eingebornen. Außer den 4 älteren, die im letzten Kaferkriege unversehrt blieben oder wiederhergestellt wurden,[3]) Butterworth, Clarkebury, Buntingville und Shawbury, sind hier zu nennen: Lessyton, 2 Meilen nordwestlich von Queenstown, Kamastone, 8 Meilen südwestlich, und Mount Arthur, 3 Meilen nördlich von da. Ferner im freien Kaferlande Tsomo am Flusse gleiches Namens, einem Nebenflusse des Kei, unter den Fingoe, Woodhouse Forest, östlich von da, unter den Gcaleka (?), Osborn (Tschungwana) an der oberen Tina, linkem Nebenfluß des St. Johns River und endlich Gatberg, eine Niederlassung von Bastards am Fuße des Drakengebirges, bei der Quelle der Tsitsa. Auch in diesem Distrikte werden außer 44 Gotteshäusern 236 Predigtplätze benutzt. Neben 17 Missionaren, unter denen 4 eingeborne, arbeiten 29 Katechisten und 67 Lehrer. Die Zahl der Mitglieder beträgt 3947, während mehr als 2000 sich in Probe vor der Aufnahme befinden. Rechnet man aber alle Besucher des Gottesdienstes mit, so bekommt man die bedeutende Zahl von 23,000, um 2000 mehr als im Grahamstown-Distrikt.

Für eine Geschichte dieser Missionsstationen ist unser Raum zu beschränkt, wir erwähnen nur, daß sie unter den mannigfachen Kriegen der verschiedenen Stämme, der Mpondo und Mpondomisi im Norden, sowie der Gcaleka und der Tambukki (Abatembu) zu leiden hatten. Wie es trotzdem mit der Mission vorwärts gegangen, zeigt die Vergleichung ihres jetzigen Zustandes mit dem, in welchem sie sich 10 Jahre nach dem letzten Kaferkriege befand. Damals zählte sie im ganzen etwas über 4400 Kommunikanten, jetzt ist die entsprechende Zahl 9500. Von den inneren Zuständen der Gemeinden hält es schwer, ein klares Bild zu gewinnen. Jedenfalls treffen auch hier die Schwachheiten und Schäden zu, die wir am Schlusse im allgemeinen anzudeuten haben.

Noch müssen wir eine englische Mission erwähnen, die, obwohl die jüngste im Kaferlande, doch eine bedeutende Ausdehnung erlangt hat, die **anglikanische**. Nach Beendigung des letzten Kaferkrieges wurde von dem Bisthum Kapstadt eine besondere Diözese Grahamstown abgezweigt, die außer den östlichsten Distrikten des Kaplandes sowohl das Britische wie das freie Kaferland umfaßte. In Verbindung mit der **Society for the Propagation of the Gospel** begann denn der

[1]) Doch sind nicht alle diese für das Predigtamt bestimmt, sondern auch die übrigen „Missions-Agenten" erhalten dort ihre Ausbildung.

[2]) Nordwestlich von Brit. Kafraria.

[3]) Solche, die nicht als Hauptstationen wieder besetzt wurden, oder solche Stationen, die erst nach dem Kriege gegründet, seither aber wieder aufgegeben wurden, übergehen wir.

Bischof bald nach seinem Eintritte 1853 sich der Heiden seines Sprengels anzunehmen. Es wurden mehrere Stationen angelegt. Die unter einer Niederlassung von Fingu an der Quelle der Keiskamma (Keiskamma Hoek), scheint es, war die älteste. Eine andere kam dazu bei den Ngqika an der Kobusie; später eine solche an der Bolotwa, einem Nebenflusse des Weißen Kei, nicht weit von der Indwe, wo die Berliner Mission früher einen Versuch gemacht hatte. Zu Grahamstown wurde eine Kafergemeinde gesammelt. Aber auch im freien Kaferlande wurde 1859 die Arbeit zu St. Marks, nicht weit vom Kei unter den dortigen Fingu begonnen und einige Jahre darauf ein weiterer Posten vorgeschoben zu den Tambukki, die bald blühende Station All Saints (Allerheiligen) am Baschi-Flusse. Weiter im Norden, nahe der Tsitsa, kam 1867 St. Augustines hinzu unter dem Stamme der Amabaca. Hiermit hätten wir wenigstens die wichtigsten Stationen dieser Mission unter den Kafern angegeben; andre dienen nur der Mission unter den Kolonisten. Aber auch für das Volk unter den Heiden sind noch eine ganze Reihe Stationen namentlich im Britischen Kaferlande gegründet, von denen jedoch einige wieder aufgegeben zu sein scheinen, wenigstens in den Berichten der genannten Gesellschaft nicht mehr aufgeführt sind.

Auch hier hat die anglikanische Mission ihre Eigenthümlichkeiten. Mehr oder weniger herrscht in ihr der Ritualismus. Mit andern Missionen kommt sie dann und wann zu Reibungen, da sie eine gewisse Prätension der Alleinberechtigung oft geltend zu machen sucht. Durch ihre ritualistischen Formen scheint sie übrigens die Kafern mehr anzusprechen, als dies bei den Independenten und Presbyterianern mit ihrem kahleren Gottesdienst der Fall ist. Auf einer und der andern Station (z. B. St. Marks) tritt ein anerkennenswerthes Streben zu Tage, soweit als möglich die mit dem Christenthum verträglichen nationalen Eigenthümlichkeiten der Eingebornen beizubehalten. — Nationalhelfer waren schon lange in dieser Mission beschäftigt. Seit einigen Jahren aber sind auch ordinirte Eingeborne in derselben thätig. Solche werden auf dem theologischen Institut zu Grahamstown ausgebildet. Schon vor 5 Jahren waren dort 13 junge Kafern in Vorbereitung für die Diakonenweihe. Die Leistungen dieser Anstalt wurden auch von unbetheiligter Seite rühmend anerkannt. Bei einem öffentlichen Examen setzten die Zöglinge durch ihre Kenntnisse und Fertigkeiten, unter andern auch durch eine dramatische Aufführung in Staunen.

In neuster Zeit ist das freie Kaferland unter einem eignen Bischof als besondere Diözese abgezweigt worden. Außer den schon genannten Stationen wäre aus neuerer Zeit die Station St. Albans, einige Meilen südlich von All Saints zu erwähnen. Die jüngste ist die am St. Johns River. Die sämmtlichen Gemeinden zählen über 3300 Glieder, von denen mehr als 1000 Kommunikanten sind. Weniger stark sind die Gemeinden diesseits des Kei, die die Hälfte jener Zahlen nicht viel übersteigen.

Kommen wir schließlich noch einmal auf die Kafermission der **Berliner Gesellschaft** zurück. Diese hatte 1853 zunächst ihre Station

Bethel zum drittenmale wieder aufgebaut. Die Zahl der dort sich ansiedelnden Kafern war in den ersten Jahren nicht sehr beträchtlich. Auch wohnten sie noch in ihren alten runden Hütten, die dem Oertchen kein sehr kultivirtes Aussehen gaben. Desto freundlicher gestaltete sich allmählich das Kolonialdorf Stutternheim, dessen deutsche Kolonisten an dem Missionar ihren Prediger und Seelsorger fanden. Eine zweite Station ward 1855 angelegt durch Erneuerung des alten Emmaus. Von nun an wurde sie Wartburg genannt. Reichlich mit Grundbesitz ausgestattet (8000 Morgen) zog sie mehr als Bethel die Eingebornen an und zählte nach fünfjährigem Bestehen 400 Seelen als Bewohner. Dazu waren in der Umgegend eine größere Anzahl von Kaferkraalen für den Missionar leicht zugänglich. Besondere Hülfe leistete hier der Nationalgehülfe Stefan Schwenn, der später durch seinen Aufenthalt in Deutschland bekannt geworden ist.

Einige Meilen westlich von der Hauptstadt Kingwilliamstown entstand im Jahre 1857 die Station Petersberg unter dem Stamme der Xosa, unter dem die Berliner Missionare die ersten Arbeiten 1863 begonnen hatten. Derselbe war von seinem früheren Sitze am Tola-Gebirge nach dem letzten Kriege hierher verpflanzt worden. Anfänglich zeigte sich ein Zug frischen Lebens bei diesen Leuten. Nach einigen Jahren trat jedoch wieder eine Erlahmung ein. Auch auf der für einen Theil jenes Stammes 1864 gegründeten Station Emdiseni, etwas südwestlich an einem Nebenflüßchen der Keiskamma gelegen, macht die Mission nur sehr allmähliche Fortschritte. Hier lebt jetzt der Häuptling Tois, der Sohn jenes Gazela, der einst die Berliner ins Land rief.

Die jüngste Station dieser Gesellschaft führt den Namen Etembeni, d. h. „auf Hoffnung". Sie wurde südlich von der letzteren, nicht fern von der Keiskamma, 1868 gegründet. Die Bevölkerung der dortigen gebirgigen Gegend lebt noch mehr unter ursprünglich kafrischen Verhältnissen. Es herrschte daher anfänglich ein unbändiges, unzüchtiges und rohes heidnisches Wesen und Treiben. Eine bedeutende Hülfe wurde jedoch durch Zuzug von Kaferchristen aus andrer Gegend erlangt. Doch hatte die kleine Gemeinde noch weiter mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen.

Auf den beiden ältesten Stationen waren im ersten Jahrzehnte, obwohl unter nicht leichter Arbeit, aber doch bei manchen erfreulichen Erfahrungen, Christengemeinden gesammelt. Dann kamen wieder Zeiten der Sichtung und Läuterung.[1]) Manche einst ausgezeichnete Mitglieder, wie in Bethel der frühere Gemeindevorsteher Bunge, wurden rückfällig. Der letztere freilich konnte auch in der Folgezeit bei seinem tiefen Falle den Stachel aus dem Gewissen nicht los werden. Andre Abgefallene sind bußfertig zurückgekehrt, und es kommen wieder Zeiten eines frischeren Aufschwunges. Aber hier wie überall im Lande stehen der Missionsarbeit schwere Hindernisse entgegen, unter denen das Werk nur sehr langsam vorwärts geht und es schon dankenswerth sein müßte,

[1]) Besonders hatte diese Mission im Jahre 1865 durch das Fortziehen vieler Kafern nach jenseits des Kei zu leiden, wovon unten noch mehr die Rede sein wird.

daß es keine Rückschritte macht. Bethel, das jetzt auch mit festem Grundbesitze ausgestattet ist, hat jetzt 355 Einwohner, von denen 167 Christen und 76 Kommunikanten sind. Tiefe Betrübniß erregt hier der Fall eines früher sehr geschätzten schwarzen Schullehrers, Petrus Maziko, der immer tiefer in Unzucht und Trunksucht sinkt — ein Beispiel, das leider nicht vereinzelt dasteht. Die Pflege der deutschen Gemeinde wird immer erfreulicher und fruchtbringender, als die Arbeit an den immer mehr sich verhärtenden Eingebornen, deren nur noch 1200 von der Station aus zu erreichen sind. Wartburg hat eine etwas stärkere Gemeinde bei 260 Bewohnern. Die früher in jener Gegend so zahlreichen Kafern sind durch Auswanderung in das freie Kaferland bis auf 378 reduzirt. Petersberg und Embizeni haben Gemeinden von je 90—100 Gliedern und 40—50 Kommunikanten. Für Etembeni sind die entsprechenden Zahlen: 230 und 92. Hier leben im Bereiche der Station noch 5000 Kafern. Eine Cantine (Branntweinsschenke) hatte hier, wie es auch an anderen Orten leider so viel geschieht, großen Schaden angerichtet. Den Bemühungen des Missionars ist es jedoch gelungen, einen solchen Kampf gegen den Branntwein zu organisiren, für den selbst die Heiden gewonnen wurden, daß das Lokal in neuster Zeit eingegangen ist. — Die genannten Gemeinden sind übrigens seit 1868 zu einem Synodalverbande vereinigt und haben somit eine festere kirchliche Organisation gewonnen. Sie bringen auch nicht unbeträchtliche Summen, je 2—300 Thlr., für ihre kirchlichen Bedürfnisse auf.

Zu den hier aufgezählten Missionen wäre noch eine baptistische hinzuzufügen, über die aber keine genauere Nachricht vorliegt. Sie wird nicht von einer auswärtigen Missionsgesellschaft betrieben, wie es scheint, sondern von den im Kaferlande bestehenden Baptistengemeinden, die vorzüglich englische Mitglieder umfassen, aber auch manche deutsche Kolonisten an sich gezogen haben. Namentlich erwähnen wir die Gemeinde in Kingwilliamstown. Ob und was für besondere Stationen für die Eingebornen von dieser Seite angelegt sind, kann ich nicht sagen; doch finden sich einige Fälle, in denen Baptisten andern Missionaren in den Weg traten.

Suchen wir nun ein Bild von den **neueren Zuständen** im Kaferlande zu gewinnen. Fassen wir zunächst Britisch Kafraria ins Auge. Wie es dort stand um die Zeit, als dies Gebiet mit der Kapkolonie vereinigt wurde (1865), möge uns folgende Schilderung zeigen.

Das Ländchen hat nach dem Meere zu einen breiten, flachen, zum Theil sandigen Küstensaum; nach dem Innern zu ist es gebirgig und die grünen Höhen des Amatolagebirges sind noch heute das Sehnsuchtsziel der durch den Krieg zum Theil aus demselben verdrängten Kafern. — Dieses Ländchen trägt ein ganz anderes Gepräge als die übrigen Theile der Kapkolonie. Die Kolonisation ist bereits so weit vorgeschritten, daß der Grund und Boden von den Ansiedlern theuer bezahlt wird. Städtchen und Dörfer mehren sich von Jahr zu Jahr, und es ist kaum ein heidnischer Wohnsitz mehr zu finden, der nicht in der Nähe eine Ansiedlung von Europäern, vorwiegend Briten oder Deutschen, hätte.

Die Legionäre aber sowohl als die deutschen Ansiedler brachten zunächst kein gutes Ferment in die Bevölkerung von Britisch Kaferland. Die große Masse der-

selben war nicht nur der Kirche und dem Worte Gottes, sondern auch vielfach allem Sinn für Zucht und Ordnung entfremdet, und viele führten mitten unter den Heiden einen mehr als heidnischen Wandel, bis allmählich auch hier die Noth beten lehrte und aus dem unsäglichen Druck von Hunger, Kummer und Elend, den die Neugekommenen in den ersten Jahren durchzumachen hatten, sich hie und da das Bedürfniß nach Einrichtung kirchlicher Gemeinden, ja bei etlichen auch das Bedürfniß nach dem Heil in Christo geltend machte.

Diesen Deutschen gegenüber steht der englische Theil der Bevölkerung: Regierungsbeamte, Militärs und begüterte Besitzer und Kaufleute; sie betrachten sich als das eigentlich herrschende Volk, und obgleich sehr treffliche christliche Persönlichkeiten unter ihnen sind, so ist doch auch hier die große Masse mehr ungebunden und genießt die reichen Einkünfte in allem verfeinerten Genusse der Civilisation.

Diesen Einflüssen ist nun das arme Heidenvolk der Kafern ausgesetzt, und sie dringen leider, wie dies ja bei der natürlichen Neigung des unwiedergebornen Menschen so erklärlich ist, leichter und tiefer ein, als das Wort des Evangelii. Der schwarze Kafer des Kaferlandes ist ein durchaus anderer Heide, als der gelbbraune Hottentott der Kaptolonie; er theilt mit ihm nur die Trägheit, die Genußsucht und den Hang zur Unabhängigkeit; im übrigen aber ist er viel härter und unzugänglicher, stets bereit, seine Freiheit wieder zu gewinnen, stumpf gegen alle geistigen Eindrücke, in seinen Aberglauben mit eisernen Ketten gefesselt, ein sehr, sehr schwer zu bearbeitendes Ackerfeld. Wenn nun in demselben zu dem angeerbten Heidenthum der Väter sich noch das civilisirte Heidenthum europäischer unchristlicher Sitten gesellt, so bilden diese beide im Bunde mit einander ein Bollwerk, dessen Niederwerfung für Menschenkraft unausführbar ist.

Früher lebte der Kafer ohne große Bedürfnisse, — wie auch jetzt in Natal — er ließ sein Fleck Land durch seine Weiber bearbeiten und gewann dann in der Regel so viel, daß er an seinem Kaferkorn sich satt essen und an seinem Kaferbier sich satt und voll trinken konnte; die Jagd und sein Rindvieh boten ihm Fleisch, Milch, Kleidung, Waffen, und er war ein reicher Mann, weil er wenig bedurfte; Arme und Bettler gab es kaum unter ihnen, weil jeder hungernde Kafer von jedem andern Kafer, so lange derselbe selbst noch etwas hatte, Speise erhielt. Jetzt ist es in Britisch Kaferland ganz anders! Die hohen Arbeitslöhne gewähren dem Kafer an einem Tage so viel Geld, als er in einer ganzen Woche nicht verbraucht; er muß also seinen Ueberfluß verwerthen; er sieht den Europäer schwelgen in allerlei verfeinerten Genüssen: die muß er sich auch verschaffen. Früher wurde bei einer Kaferhochzeit Fleisch, Brod, Bier reichlich gegeben, jetzt geht es ohne Kuchen auch nicht mehr. Früher hatten sie ihre freilich oft nicht eben hinreichende Kleidung, jetzt decken sie ihre Blöße nicht blos mit festen, anständigen Kleidern, sondern eine rechte Kaferschönheit muß ihre Spitzen, Kanten, Unterärmel, Hüte nach neuster Form haben; auch die Krinoline (jetzt wohl Tunika) ist ihr unentbehrlich; nicht selten repräsentirt sie das neuste Modejournal. Stricken, Nähen ist ihr schon zu gemein; Häkeln ist ihr das Ideal der Frauenbeschäftigung. Früher ging die Kaferfrau mit ihrem Kinde im Arm auf das Feld zur Arbeit und setzte es dazu neben sich, oder die größeren Kinder warteten die kleineren, und das kleinste wurde auf dem Rücken getragen; heute muß sofort ein Kindermädchen genommen werden. Auch die Männer wollen nur Gentlemen sein, so wie die Frauen und Töchter Ladies; sie verachten bereits die deutschen Missionarsfrauen, weil sie keine Krinoline tragen und selbst wacker im Hause mit angreifen, anstatt eine vornehme Gestalt zu bilden, wie die englische Dame. Mit viel Kaffeetrinken und vornehmem Nichtsthun vermeinen sie sich auch das Gepräge eines Engländers zu geben. Da der Kafer von Natur unfähig ist, zu rechnen, so macht er auch hier oft die Rechnung ohne den Wirth; aber das stört ihn weiter nicht. „Schulden sind die Zierde eines Gentlemen", sagte kürzlich ein Kafer zum Missionar Rein. Dabei sind die Schwarzen unverschämt in ihren Forderungen für zu leistende Arbeiten. Von Natur fähig, den Hunger mit großer Zähigkeit zu erleiden, hungert der Kafer lieber, als daß er arbeiten sollte, oder er gewöhnt sich an das Betteln; ja selbst in der Hungersnoth, wo der europäische Arbeiter herzlich gern um das liebe Brod arbeitet, meint mancher Kafer und setzt es auch mit stolscher Ruhe durch, er müsse in dem Maße mehr Lohn fordern, als die Nahrungsmittel theurer werden; erhält er ihn nicht, so verläßt er die beste Herrschaft und hungert weiter, bettelt oder stiehlt. Andere werden geizig, wenn sie mit leichter

Mühe viel zusammengescharrt haben; mancher Kafer hatte mitten in der Hungersnoth seine Grube voll Korn, aber er verkaufte keinen Scheffel, weil er immer hoffte, die Preise könnten noch höher steigen. Noch andere fallen in die schändlichsten Greuel der Trunkucht und der Unzucht viel tiefer hinein als zuvor, weil ihnen die Nähe der Städte dazu verfeinerte Gelegenheit darbietet.

So hat denn Satan im Kaferlande gegenwärtig seine Macht auf entsetzliche Weise entfaltet, und immer schwerer wird es den Missionaren, einzudringen in die harten Heidenseelen, immer schwerer, die Getauften vom Rückfall zurückzuhalten. Früher sagte der heidnische Kafer: „Ja, Gottes Wort ist gut, und sich bekehren eine schöne Sache, wer es nur vermöchte!“ Jetzt sagt er: „Mit Gottes Wort ist es nichts; wie es nicht alle Weißen bekehrt hat, so hat es auch nicht die Macht, den bekehrten Kafer festzuhalten; ihr Bekehrten werdet doch noch alle wieder zu uns zurückkommen.“ Ein heidnischer Kafer sagte zu Br. Liefeldt: „Es ziehen ja doch auch Christenkafern von den Wohnungen der Missionare fort; die müssen doch ausgefunden haben, daß dein Wort den Tod bringt und nicht das Leben, sonst würden sie bleiben.“ „Ihr Weißen,“ sagte ein anderer Kafer, „seid die Schuld, daß wir alle zu Grunde gehen.“ Wie soll das zugehen? — „Ja, bei uns Schwarzen ist die Hexerei und Zauberei zu groß; früher bestraften wir die Uebelthäter. Seit ihr im Lande seid, dürfen die Hexenmeister thun, was sie wollen, nun müssen wir alle umkommen.“ O wenn doch alle hochgebildeten Europäer bedenken wollten, daß es nicht genug ist, den Aberglauben auszurotten oder ihm die Civilisation anstatt des Evangelii zu substituiren.

Ständen nun solcher Selbstverhärtung der Heiden die getauften Kafern wie die hellen Lichter gegenüber, dann würde der Widerspruch leicht verstummen, aber leider ist oft das Gegentheil der Fall. Auch in unseren Gemeinden hinken die Getauften oft nach beiden Seiten, bezeugen heute ihre Buße mit vielen Thränen, und morgen wälzen sie sich schon wieder im Sündenschlamm und führen dabei das große Wort; die Jungen verachten die Alten, weil diese nicht so viel Civilisation haben; gegenseitig helfen sie sich dem Lehrer gegenüber zur Verhehlung ihrer Sünden, weil mancher meint, er könne morgen in gleicher Lage sein. In einem Falle in unserer Nachbarschaft, wo ein unter den Kafern aufgewachsener Missionar ihre geheimen Sünden zu tief durchschaute und strafte, ruhten sie nicht mit Verdächtigungen bei der betreffenden Missionsgesellschaft, bis sie diesen lästigen Mahner los zu sein hofften, damit sie einen „dummen“ Missionar, der sich durch ihre lebhaften Gefühlsäußerungen täuschen ließe, wieder erhielten. Das leidige Biertrinken macht die Leute träge, und jetzt gesellt sich das von den Europäern erlernte Branntweintrinken noch hinzu, so daß selbst der so tief gesunkene Bunge in Bethel sagte: „Die jetzigen Leute in Bethel sind schlechter als sie gewesen sind.“ Allmählich kommen dann auch die alten heidnischen Sitten wieder hervor, die Lobola (das Verkaufen der Mädchen an ihren Mann für Vieh) ist noch lange nicht ausgerottet, an der greuelvollen heidnischen Beschneidung haben sich selbst christliche Konfirmanden betheiligt, die heidnischen Spiele werden insgeheim betrieben. Selbst die früher so tief gewurzelte Ehrerbietung gegen die Missionare ist vielfach schon erschüttert. Als Br. Kropf einen Kafer wegen Sonntagsarbeit bestrafte, berief derselbe sich auf das Beispiel von Rein und Anders, die ja auch Sonntags (zur Kirche) geritten seien. Als Kropf einen ungezogenen Jungen mit der Peitsche züchtigte, wollten viele ihn durchaus vor den Gemeinderath ziehen, daß „der Lehrer solle gerichtet werden“. Nur die Hottentotten und Fingus setzten es mit Energie durch, daß dies unterblieb, weil es etwas Unerhörtes sei, einen Missionar zu verklagen. Wenn freilich nach der neuen Doktrin die Kafern erst Sitz und Stimme im Parlament gewonnen haben werden, dann wird der Dammbruch wohl kaum aufzuhalten sein, und wir können es unseren Missionaren nicht verargen, wenn einer von ihnen den liberalen Demokraten es gönnt, daß jedem von ihnen ein rothgeschmierter, abfettender, übelriechender Kafer zum Nachbar als Parlamentsmitglied beigegeben werde, damit er den Unterschied kennen lerne.

Während auf diese Weise die falsche Civilisation die Lebenswurzeln des Kafervolkes in Kafraria untergräbt, zeigt dagegen eine energische Reaktion, daß in der Nation noch Lebenskräfte vorhanden sind. Diese Reaktion nimmt zwei Formen an, die der Auswanderung in die noch freien Kaferländer jenseits des die Kolonie im Norden begrenzenden Keiflusses und die der stillen Vorbereitung zu einem Ver-

nichtungskriege gegen die Weißen. Die ältesten Kafern sind der Meinung, daß beides ineinander greife, „daß für den Krieg zurechtgemacht" werde, daß nämlich die Kafern jenseits des Kei sich nur zu dem Zwecke sammeln wollen, um dann gemeinsam die Weißen zu überfallen. Sollte es, was Gott verhüten wolle, zu diesem Kriege kommen, so wären unsere Missionare in großer Gefahr. Der Kafer, der früher den Missionar mit einer Art heiliger Scheu angesehen und selbst in Kriegszeiten sein Leben geschont hatte, sieht jetzt im Kaferlande denselben, weil er vom englischen Gouvernement begünstigt wird, mit mißtrauischen Augen an, als einen Helfershelfer zur Unterjochung der Schwarzen; und ein ausbrechender Krieg würde unsern Boten keinerlei Aussicht auf Schonung von Seiten der Kafern belassen.

Der Wanderlust der Kafern wird durch die Maßnahmen des Gouvernements selbst Nahrung und Anregung gegeben. Um sie aus der Kolonie los zu werden, wollte man, daß sie über den Kei ins freie Kaferland zögen, wo sie völlig unabhängig sein und ihre bisherigen Geldunterstützungen noch ferner beziehen sollten; wer nicht auswandere, müsse für das ihm in der Kolonie überwiesene Land die Steuer unweigerlich zahlen. Sandili mit seinen Ngqika zogen jedoch vor, im Lande zu bleiben und die Steuern zu bezahlen (weil er wohl fürchtete, daß er sich jenseits des Kei gegen den mächtigen König der Gcaleka, Krili, nicht würde halten können), während namentlich die Fingu das Wandern erwählten, und die herrschende Aufregung noch durch Kriegsprophezeiungen und durch die Sage vermehrt wurde, der Kaferprophet Umhlakazi werde wieder auferstehen. Selbst getaufte Christen wurden von dem Wandertrieb ergriffen und ließen sich nicht halten. „Der letzte Hunger", klagt ein Missionar, „trieb die Heiden zu den Christen, heute wandern die Christen zu den Heiden, um freies Land zu haben. Wir haben es mit einem Volk zu thun, da kein Rath innen ist, und es ist kein Verstand in ihnen." Eine beklagenswerthe Folge der Aufregung war es auch, daß die Kaferzeitung Indaba nicht länger erhalten werden konnte; ihre letzte Nummer behandelte das Thema: „Die Nation der Kafern ist bestimmt zum Untergang, weil 1) ihre Trägheit ein Hinderniß ihres Fortschrittes ist; 2) weil sie eine große Antipathie gegen Erziehung und Fortschritt haben; 3) weil sie von den Europäern zu gern die neuen Laster annehmen."

Wir wollen unsrerseits aber, wenngleich vor Menschenaugen diese drei Gründe triftig sind, dennoch der Hoffnung des Glaubens uns nicht verschließen, daß der Herr auch Todtengebeine lebendig machen kann."

Sind nun auch die Besorgnisse, die man damals hegte, nicht so bald in Erfüllung gegangen, so läßt sich doch keineswegs sagen, daß in den Verhältnissen ein Umschwung zum Besseren eingetreten wäre. Das Verderben glimmt nur langsam wie eine Glut unter der Asche weiter; es ist nur noch keine Gelegenheit eingetreten, daß die helle Flamme emporschlage. Viele Berichte freilich schildern die Lage weniger bedenklich, seitdem sich die Aufregung, die mit der Auswanderung über den Kei verbunden war, allmählich gelegt hat. Ja in manchen, besonders englischen Missionsberichten werden die Schäden, an denen die Mission auf diesem Gebiete leidet, übergangen und mit einzelnen hoffnungsvollen Zügen ein sehr einseitiges Bild der Verhältnisse gegeben. Andere schildern die Lage bis auf die neueste Zeit keineswegs als erfreulich. „Die Macht des Branntweins und der Putzsucht hat eine immer fester werdende Mauer gegen das Wort Gottes in den Herzen der Heiden aufgerichtet, unter denen die Gleichgültigkeit gegen die Predigt immer mehr zunimmt, während der alte Aberglaube bleibt und zu den alten Unzuchtssünden neue in Blutschande ausartende unerhörte Greuel durch Sitte und Gesetz des Heidenvolkes befestigt sind." „So lange sich die Kafern nur an ihrem Kaferbier betranken, wurden sie doch nicht so von Grund aus an Leib und Seele zerrüttet wie

heute, wo nach ihrem eigenen Geständniß kein einziger Heide im Lande ist, der nicht dem Branntwein unterlegen wäre. So lange sie nur in ihrer phantastischen heidnischen Tracht resp. Nacktheit einhergingen, waren sie nicht solche Narren wie nun, wo sie von der Civilisation mit seidenen Schleiern, Chignons und Tunikas behängt und ihnen damit die Köpfe verdreht wurden. — Der frühere kafrische Nationalstolz ist gebrochen, aber demüthiger ist der Kafer darum nicht geworden; er erträgt nur mit um so verbissenerem Ingrimm und Haß die Obermacht des weißen Bedrängers, dem er so viel Eigenwillen, Hinterlist und Widersetzlichkeit entgegenbringt, als irgend innerhalb der Schranken des englischen Gesetzes Platz finden. Und über das alles geht die frühere Pietät gegen die Mission immer mehr verloren." Viele ziehen von den Stationen fort und bauen sich in größerer Entfernung ihre Hütten, um dem beobachtenden Auge und der Zucht des Missionars zu entgehen.

Jenseits des Kei aber, im freien Kaferlande, liegen die Dinge auch keineswegs erfreulich. Hat sich der Strom der Kolonisten auch noch nicht in dieses noch sehr unsichere und oft von Kriegen beunruhigte Gebiet ergossen, so hat doch die schädliche Seite der Civilisation auch hier schon in weitem Maße, durch reisende oder ansässige Händler, Abenteurer u. s. w. ihren Weg gefunden. Es regt sich überall Verlangen danach, und damit hängt es zusammen, daß auch Missionare vielfach begehrt werden. Jeder kleine Häuptling möchte einen solchen bei sich haben. So ist denn in neuester Zeit hier die Anlegung einer ganzen Anzahl von Stationen seitens verschiedener Missionsgesellschaften möglich gewesen. Es ist jedoch kein Heilsverlangen, das der Mission die Thüren öffnet, sondern nur das Verlangen nach irdischem Vortheil. Gegen die christliche Wahrheit ist der Kafer auch hier sehr hart. Mit der unverschämtesten Selbstgerechtigkeit tritt er oft dem Missionar entgegen. „Ich glaube schon an Gott, Du brauchst mich nicht erst zu belehren" — das ist die abweisende Antwort, die er ihm auf Grund der unklaren Ideen gibt, die seit der Berührung mit den Europäern und als ferner Wiederhall der Missionsthätigkeit, auch die heidnischen Kafern allmählich durchdrungen haben. Auch hier ist zu klagen über das Verderben der Trunksucht, das vermöge des Branntweins viel ärger geworden ist als in alten Zeiten. Ebenso ist auch die Putzsucht und die sich daran knüpfende sinnlose Vergeudung eingedrungen, obgleich das Karoß oder die Decke bei sonstiger Nacktheit hier noch herrschen. Dabei steht das alte heidnische Wesen noch ziemlich unerschüttert da mit Schlauheit und Lüge, Lust an Raub und Diebstahl und in dessen Folge Krieg und Blutvergießen, verbunden mit einem tief eingewurzelten Vertrauen auf die Künste ihrer Zauberer. Der englische Einfluß von der Kolonie her ist freilich in den politischen Verhältnissen immerhin spürbar. Die Weißen und insonderheit die Missionare samt den Schulplätzen (so nennt man die Missionsstationen) sind bisher noch immer, auch in Kriegszeiten, nicht angetastet worden. Auch ist es dem Einflusse der englischen Agenten dann und wann gelungen, die Ruhe wiederherzustellen, wobei dann nach Kafernsitte bereitwilligst die besten Versprechungen gegeben wurden, die frei-

lich ebenso schnell auch wieder gebrochen werden. Aber auch hier geht ein tiefer Haß gegen die Weißen durch die Gemüther. Der Zündstoff ist reichlich angesammelt. England wird dem Drängen der Kolonisten nach dem fruchtbaren, zum Theil noch gut bewaldeten Gebiete nicht lange widerstehen können. Schon hat es durch Verträge mit einigen Häuptlingen jenseits des Kei, wie schon erwähnt wurde, dort Fuß gefaßt und einige Distrikte unter seine direkte Verwaltung gebracht. Verwickelungen mit den benachbarten unabhängigen Stämmen werden nicht ausbleiben. Bricht damit der sechste Kaferkrieg aus, der nur eine Frage der Zeit sein kann, so werden jene Völker voraussichtlich gebrochen werden und ihre Reste verkommend dem Untergange entgegengehen. Gewiß aber wird auch aus den Kafern ein Häuflein solcher, die durch das Christenthum gerettet sind, noch lange erhalten bleiben unter der Kolonialbevölkerung, der das ganze Kaferland als Erbtheil zufallen wird.

---

3. Natal[1]) und das Zululand.

Die Terrassen Südafrika's, die wir bereits beim Kaplande kennen lernten, doch in den östlichsten Theilen desselben und im britischen Kaferlande durch unregelmäßigere Berggruppirung unterbrochen fanden, treten in Natal wieder deutlich zu Tage. Ihrem Charakter nach steht die Gegend freilich jenen eben erwähnten östlichen Gebieten viel näher, da hier wie dort zahlreiche Bäche, die sich zu bedeutenden Strömen sammeln, das Land fortwährend bewässern, obwohl auch hier die trockne Jahreszeit die Wassermenge, mehr als man erwarten möchte, vermindert. Die unterste Terrasse bildet ein etwa 3 Meilen breiter, allmählich ansteigender Küstengürtel mit tropischem Klima. Dunkle Mangrovengruppen bezeichnen die Küstenlinie, darauf folgen dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene und von einzelnen höheren Bäumen überragte immergrüne Gebüsche, durch die einst der Elephant seine Wege brach, die aber jetzt immer mehr gelichtet werden, um ergiebigen Zuckerrohrpflanzungen Platz zu machen. Die Vegetation, in der neben den erwähnten südafrikanischen Sukkulenten die Banane mit ihren mächtigen Blättern eine hervorragende Stelle einnimmt, gewinnt dadurch ein tropisches Gepräge.

Hinter diesem Gürtel mit feucht-heißem Klima erheben sich von schroffen Thälern durchfurchte Bergzüge zwischen 2- und 3000 Fuß hoch die zu der zweiten Terrasse überleiten. Dort dehnen sich bei gemäßigt warmem Klima weite, wellenförmige, mit hohem Gras bestandene Flächen aus, die nur seltener von Büschen und höheren Baumgruppen von Mimosen u. dergl. unterbrochen sind. Hier liegen die Weidegründe der Kolonie, auch eignet sich diese Gegend zum Maisbau.

---

[1]) Ihren Namen entlehnt diese Kolonie von dem Hafen, in dem Vasco de Gama als der erste Europäer, der diese Küste besuchte, am Weihnachtstage 1497 ankerte und den er deshalb Port Natal nannte.

Die dritte Terrasse beginnt mit der Bergkette, die den Mooi R. zur Rechten begleitet. Hier liegen die für den Anbau europäischer Getreide besonders geeigneten Distrikte. Dann kommen die Vorberge des Kahlamba- oder Drakengebirges, die eine vierte Terrasse bilden, welche nur von dem Kamm und den höheren Tafelbergen, die im Winter oft länger mit Schnee bedeckt bleiben, überragt wird. Für gewöhnlich mag das einförmige Gebirge mit seinen langgestreckten horizontalen Bergmassen, aus der Ferne gesehen, mit seinem düstern blaugrauen Farbenton den Beschauer fast schwermüthig stimmen. Von seiner Höhe aber hat man einen herrlichen Blick über das reichgegliederte und von zahlreichen Flüssen und Strömen durchzogene Land, die wie Silberstreifen sich durch dasselbe schlängeln. Namentlich ist die Aussicht prächtig, wenn die sanften Hügel der zweiten und dritten Terrasse mit frischem Grün bekleidet sind. In der Sommerdürre ist das Land weit und breit bräunlich fahl, wie abgeerntete Stoppelfelder. In jener Zeit leuchten bei Nacht feurige Streifen, die sich wie Schlangen die Hügel hinabwälzen. Bei Tage deuten dichte Rauchwolken die Stätten der Grasbrände, die sich wochenlang über das ganze Land hinziehen. Das bis 6 Fuß hoch gewachsene Tambotigras wird vertilgt, um dem jungen Nachwuchs Platz zu machen, der den Heerden treffliche Weide gibt. Mit demselben sprießen die schlafenden Knollen- und Zwiebelgewächse aus dem Boden hervor und schmücken bald den grünen Teppich mit herrlichen bunten Blüten. — Leider haben diese Grasbrände den schweren Nachtheil, daß sie keinen Waldwuchs im Lande aufkommen lassen. Nur in den Schluchten findet sich das Gebüsch, das Brennholz und hie und da Bauholz liefert. Ausgedehnte Waldungen sucht man in Natal vergeblich.

Die oben angedeuteten Terrassen lassen sich nun aber nicht gleichmäßig durch das ganze Land verfolgen. „Die Natur baut nicht wie der Maurer", bemerkt ein Reisender. So scharf und schroff an einigen Stellen der Rand abfällt, zersplittert er sich doch an anderen in eine Anzahl wirrer Bergeszüge. Das Land bekommt dadurch zum Theil einen sehr zerrissenen Charakter. Die klaren Bäche und Flüsse strömen pfeilschnell in tiefen Betten und zwischen engen Felswänden dahin und bilden zahlreiche Wasserfälle, unter denen der des Umgeni der bedeutendste. Manche Gegenden sind für Fuhrwerk gar nicht zu passiren.

Etwa in der Mitte des Küstenstriches befindet sich der Hafen von Natal, Port Natal, ein Bassin von außerordentlich großer Ausdehnung und solcher Wassertiefe, daß die Schiffe ganz nahe am Rande ankern können. Die Barre aber gestattet doch Schiffen von mehr als 16 Fuß Tiefgang nicht die Einfahrt. Vom Hafen steigt man die durch den dichten Busch gelichtete Straße empor und schaut dann durch die üppige Vegetation mit ihren allerliebsten Blumen zwischen dem mannigfaltig grünen Laube „von schimmernder Glätte", umschwirrt von dem girrenden und gellenden, bunten Vögelvolke. Nach dem Meere zu erblickt man den spiegelglatten Hafen, auf dem Schwärme von weißen Pelikanen rudern und segelgeschwellte Boote dahingleiten. Vor uns liegen die von ihrer Anstrengung ruhenden abgetakelten Schiffe, die längliche, bewaldete Insel im Hafen, der ebenfalls mit Gehölz bedeckte Vorsprung, welcher die Bai bis auf jenen schmalen Eingang schließt; dann die am nördlichen Rande des Hafens liegende Stadt d'Urban, deren weiße nette Häuschen zwischen dem Gebüsch erbaut sind. Läßt man dann den Blick über das

liebliche Gemälde hinweg nach dem blauen Ozean hinausschweifen, wo von Südwest ein Schiff mit geschwellten Segeln stolz herannaht: — so kann man sagen, man hat eine Aussicht gehabt, welche mit zu den schönsten in der Welt gehört. Dergleichen gibt es aber nur in der Küstengegend; je weiter davon ab, desto reizloser und öder wird die Aussicht.

An Elephanten, Löwen, Tigern, Wölfen, wilden Hunden, Seekühen (Hippopotamus) und allen Arten von Wildpret hatte Natal früher großen Ueberfluß; jetzt aber sind Elephant und Löwe so gut wie ausgerottet, Seekühe und Krokodile leben nur noch hie und da in den kleinen Sümpfen und den Mündungen der größeren Flüsse; in den wilden, tiefen, dicht bewaldeten Schluchten und Klüften aber, über deren tiefe Stille die Adler schweben und buntgefiederte Vögel flattern, wohnen Affen in Menge, Heerden wilder Schweine, die des Nachts herausſteigen und die Gärten verwüsten, Tiger, welche insbesondere den Hunden, zahmen Schweinen und Kälbern nachstellen; Schlangen endlich gibt es überall und darunter sehr gefährliche, wie z. B. die Puff-Adder, eine der giftigsten; auch kommt eine Boa vor, welche keine Giftzähne hat und vorzugsweise den Hühnern nachgeht. Schließlich erwähnen wir aus dem Thierreiche noch die zwischen dem Grase lebenden und eine für Menschen und Vieh lästige Landplage bildenden kleinen Insekten, die von den Kolonisten Buschläuse genannt werden.

Die vorstehende Schilderung von Natal dürfte in den Hauptzügen auch auf das nordöstlich von demselben gelegene Zululand und auf das weiterhin bis zur Delagoa-Bai sich erstreckende Swaziland zutreffen. Es fehlt jedoch für diese Länder noch eine eingehende und durchgreifende Erforschung.

Die Bewohner von Natal waren ehedem mehrere kleine, feindlich sich gegenüberstehende Kaferstämme. Die hie und da, namentlich nach dem Drakengebirge zu, sehr häufig sich findenden Ruinen von Stein- und Rasenmauern geben noch Zeugniß von der einstigen Größe dieser Bevölkerung, welche durch fortwährende Fehden sich selbst aufrieb, bis endlich der mächtige Nachbarstaat der Amazulu oder Zulu, an der nordöstlichen Grenze von Natal, ihrem Dasein ein Ende machte. Mitten zwischen drei andern mächtigen Kaferstämmen wohnten im Anfange dieses Jahrhunderts an der weißen Folosi die vermuthlich von Nordosten gekommenen Zulu („Vagabunden") unter ihrem Häuptling Senzangakona, dessen Sohn Tschaka (Utschaka, Chaka = „Feuerbrand"), nachdem er seine drei Nachbarn überwunden und aus den unterworfenen Stämmen und deren kriegslustigen Männern sich ein bis dahin in diesem Lande noch nie gesehenes Heer gebildet, etwa um 1820 über den Grenzfluß, die Tugela, ging. Den mannshohen Schild in der Linken und den breiten Spieß in der Rechten überfielen seine Regimenter — mit weißen, schwarzen und rothen Schilden — im Sturmschritt ihre schwachen Gegner, durchstachen die Menschen jeden Alters und Geschlechts, ließen alle Plätze in Feuer aufgehen und trieben das erbeutete Vieh davon. Innerhalb 4 Jahren war das ganze Land von der Küste bis zum Drakengebirge zu einer Einöde gemacht, nur wenige Stämme in der unteren Tugela ließ Tschaka bestehen und

verleibte sie seinem Reiche ein; was sich retten konnte, floh nach Südwesten. Plündernd und verwüstend und die Trümmer der überfallenen Kaferstämme unaufhaltsam vor sich hertreibend, drangen die Zulu nach Süden bis an den Zimwubofluß, wo die Amamponda unter König Faku, die günstige Lage ihres Landes meisterlich nutzend, dem weiteren Vordringen des wilden Eroberers nach Süden ein Ziel setzten. Dennoch stand damals (1823) die Macht des Zulukönigs in ihrer höchsten Blüte. Ihr Fundament war der Schrecken, und Tschaka, auf seine in „Männer" und „Jungen" eingetheilten 100,000 Krieger, davon 50,000 immer kampffähig waren, gestützt, war ein Despot und Menschenschlächter, wie je einer auf Erden gelebt hat. Ganze Regimenter, die sich schlecht geschlagen hatten, ließ er tödten, und keiner seiner Unterthanen war seines Lebens einen Tag lang sicher. Von 1825 ab, etwa um dieselbe Zeit, wo die ersten Kolonisten vom Kap her, ungefähr 20 Männer, am Port Natal sich niedergelassen hatten, und von Tschaka eingeladen wurden mit ihm ins Feld zu ziehen, wendete die Zulumacht sich nach Norden. Sie drangen über die Maputa, unterwarfen sich die Stämme an der Delagoa-Bai und gingen bis nach Zhambane vor, so daß Tschaka einen Landstrich beherrschte, der so groß war wie ganz Italien. Die unterworfenen Stämme, obschon sie ihre Selbständigkeit an die der Zahl nach weit geringeren eigentlichen Zulu verloren, behielten doch im übrigen ihre Eigenthümlichkeit, und wenn gleich Tschaka die Zulusprache in seinem ganzen Reiche einzuführen suchte, so blieb doch neben dieser als dem „Kukuluma" oder der Hofsprache die Sprache der unterjochten Männer als „Lala" oder gemeine Sprache bestehen. Zur Unterdrückung bisweilen ausbrechender Empörungen aber benutzte der Zulukönig öfter die Feuerwaffen der wenigen am Port Natal angesiedelten Kolonisten, deren Niederlassung er geduldet hatte, und von denen etliche häufig in seiner neuen Hauptkraal, Tuguza, an der Mwoti (Umwoti), also innerhalb der jetzigen Natalkolonie gelegen, verkehrten. Im Jahre 1828 sandte Tschaka einen seiner Häuptlinge, Sotobe, als Gesandten nach der Kapstadt, nach dessen Abreise von Port Natal er sein ganzes Heer bis auf ein Regiment als Geleite nach dem Süden ihm nachschickte, doch mit dem Befehl, die Weißen nicht anzugreifen. Unaufhaltsam drangen die wilden Schaaren bis an den Keyfluß vor, was keineswegs dazu diente, dem Gesandten, welchen man als Spion ansah, eine günstige Aufnahme zu verschaffen, so daß er froh war, nach Tuguza zurückzukehren. Die bedrängten Kaferstämme erbaten eiligst Hülfe von der Kolonie, aber ehe die Engländer kamen, hatte Tschaka auf den Rath eines bei ihm weilenden Kolonisten seine Krieger schon ebenso schnell zurückgerufen, als sie herangestürmt waren, und statt der Zulu wurden die seit etlichen Jahren friedlich unter den Mpondo wohnenden Amangwana, deren Reste später in der Natalkolonie (um Emmaus) sich niederließen, von den Engländern bis auf einige Tausend vernichtet.[1]) Noch in dem-

[1]) cf. Berl. Missionsber. 1858, S. 31.

selben Jahre schenkte der Zulukönig an einen der vornehmsten dort wohnenden Kolonisten einen bedeutenden Landstrich in der Gegend von Port Natal zugleich mit dem Rechte, mit seinen Unterthanen Handel treiben zu dürfen, und unterzeichnete eine darüber aufgenommene Urkunde mit vielen Kritzeln und Klexen. Das war der Anfang der Natalkolonie. Während bald hernach im Kampfe gegen einen aufständischen Häuptling die Zulu anfangs durch Verrath geschlagen, nach erlangtem Siege aber durch entsetzliche Hungersnoth zur eiligen Heimkehr unter großen Verlusten getrieben wurden, ward Tschaka von seinen Brüdern Dingan (Undingane) und Mhlangani ermordet und Dingan nach Verdrängung des letzteren alleiniger Herrscher des Zulureiches.

Seine Hauptkraal richtete Dingan 1829 in Nobamba ein, suchte das Heer dadurch zu gewinnen, daß er den Kriegern erlaubte, Weiber zu nehmen, versprach den Kolonisten am Port Natal die Aufrechterhaltung des von Tschaka mit ihnen gemachten Vertrags und ließ von den Günstlingen seines Vorgängers bis auf Sotobe, den er zum Oberhäuptling des ganzen jetzt die Natalkolonie bildenden Landes machte, die meisten tödten. Etliche derselben suchten das Weite und machten sich unabhängig, unter ihnen als der mächtigste Moselekatse, der Gründer des großen Matabelenreiches. Dingan, an persönlicher Tüchtigkeit seinem Vorgänger nachstehend, auch kein Krieger wie dieser, aber ebenso blutdürstig, setzte das alte Schreckensregiment in seinem ganzen Umfange fort und suchte so das von Tschaka gegründete Reich zusammenzuhalten. Da erschienen im Oktober 1837 ein ganzer Zug von Boeren aus der Kapkolonie, die schon lange mit der englischen Herrschaft unzufrieden, nun vollends durch die Emanzipation der Sklaven aufgebracht, ein unabhängiges Land zur Niederlassung suchten. Dies glaubten sie in dem menschenleeren Natal gefunden zu haben, wohin sie anfangs 1838, das Drakengebirge überschreitend, gelangten. Bald kamen ihrer 70 zu Pferde unter Anführung eines gewissen Retief nach Kinghloof (Ukunguhlovu), der damaligen Hauptstadt Dingans, um von ihm das Land zwischen der Tugela und der Zimvubu zu kaufen, während die übrigen Bauern am Buschmannsfluß zerstreut in Wagen und Zelten wohnten. Mit erheuchelter Freundlichkeit nahm der tückische Zulukönig, dem an dieser neuen Nachbarschaft gar nichts gelegen war, sie auf und schloß den Kaufkontrakt. Bereits hatten sie ihre Pferde zur Rückkehr gesattelt, als er sie zum Tanze seiner Soldaten und zum Milchtrinken einlud. Arglos ließen sie die aufgezäumten Pferde stehen und legten ihre Gewehre nieder; doch kaum hatten sie einen Zug aus den großen Milchgefäßen gethan, als Dingan den Zeigefinger der rechten Hand aufhob, — das bekannte Zeichen zum Erwürgen! — und in wenigen Minuten lagen sämmtliche Bauern entseelt zu den Füßen der Barbaren. Sogleich setzte dann die ganze Zulumacht sich in Bewegung, um die am Buschmannsfluß Zurückgebliebenen zu überfallen. Die Zulu marschiren gewöhnlich in der Nacht in vollem Trabe, bergauf und bergab, in gerader Linie, Berge, Schluchten, Ströme überschreitend. Am Tage aber kauern sie sich ruhend im

langen Grase nieder, und so gelingt es ihnen, unbemerkt dem Feinde sich zu nahen.

Eben grauete der Tag an einem Sonntagsmorgen, und die sorglosen Bauern am Buschmannsfluß ruhten noch in süßem Schlummer. Da stürzten gegen 40,000 Wilde vom erschrecklichsten Ansehen mit einem furchtbar entsetzlichen Geschrei über sie her. In der Verzweiflung thaten die Bauern Wunder der Tapferkeit und zwangen endlich die Zulu zum Rückzuge, doch erst, nachdem sie selbst 616, Männer, Frauen, Kinder und Gesinde verloren hatten.[1]) Dennoch blieben sie entschlossen, sich in Natal festzusetzen. Nachdem sie im Laufe des Jahres noch mehr Zuwachs und Schießbedarf aus der Kolonie erhalten, drangen sie Ende 1838 unter Anführung des tapfern Andries Prätorius ins Zululand ein, schlugen mit ihren langen Flinten und zwei kleinen Kanonen die ihnen entgegenstürmenden Regimenter Dingans und zogen siegreich in Kinghloof ein, das dieser verlassen und in Brand gesteckt hatte. Darauf gingen sie nach Port Natal zurück, wo sie ein festes Lager aufschlugen. Dahin sandte denn Dingan zwei seiner vornehmsten Räthe und ließ um Frieden bitten. Ein Vertrag ward im März 1839 geschlossen, und Dingan trat nun das ganze, bereits dem unglücklichen Retief zugestandene Land, die gegenwärtige Natalkolonie, förmlich an die Bauern ab.[2]) Nicht lange nach diesem Friedensschlusse erschien ein Bruder Dingans, Namens Panda (richtiger Umpanda oder Mpanda), ein in Liederlichkeit und Ausschweifung verkommener Mensch, im Natallande. An der Spitze einer der ewigen Kriege müden Partei trachtete er nach der Herrschaft, ging mit einem nicht unbedeutenden Theil des Heeres über die Grenze, wußte die Bauern von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen und schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Dingan. Ein Gesandter des letzteren ward anfangs 1840 von den Bauern im Lager von Pietermaritzburg ermordet; Dingan selbst, dessen Regimenter theils übergingen, theils im Kampfe aufgerieben wurden, mußte über die Folosi zurück und floh, fast von all' den Seinen verlassen, zu dem Stamm der Swazi-Kafern an der Delagoa-Bai, wo er seinen Tod fand. Am 14. Februar 1840 aber riefen die Bauern an der Folosi Panda zum König des Zulureiches aus, der ihnen 36,000 Stück Vieh als Beute herausgeben mußte und außerdem alles Land von der Tugela bis zur Folosi, das sie mit ihren von König Dingan bereits erhaltenen Besitzungen am Port Natal vereinigten.

Nun legten die Bauern die Hauptstadt Pietermaritzburg an und regierten sich durch einen jährlich neu zu wählenden Rath von 24 Personen, nannten ihr Land eine Republik und begannen mit dem Gouverneur der Kapkolonie um Anerkennung ihres neuen Staates zu unterhandeln. Der Gouverneur aber betrachtete sie als englische Unterthanen und Natal als der Krone England gehörig, sandte auch im Jahre 1841 den mit den Bauern in Konflikt gerathenen Mpondos

[1]) Der Ort trägt noch jetzt den Namen „Weenen", d. i. Weinen.
[2]) Dem Flächeninhalt nach kommt dieselbe etwa dem Königreich Bayern gleich.

einige Truppen unter Kapitän Smith zum Schutze, der im folgenden Jahre, zum Kommandanten von Port Natal ernannt, mit 200 britischen Soldaten und 2 Kanonen daselbst ankam, von den Bauern in einem Gefecht an der Bai geschlagen und in einer festen Schanze, die er dann bezog, eng eingeschlossen ward, bis ein zu Schiffe von der Kapstadt kommendes Hülfskorps am 26. Juni ihn befreite und die Engländer Herren des Landes wurden. Eine große Anzahl von Bauern verließ nach dieser Wendung der Dinge sofort das Land. Sie zogen weit nach Norden und legten den später wieder verlassenen Ort Origstad in der jetzigen Transvaalrepublik an. Andere folgten, nachdem die Verhandlungen mit der britischen Regierung über den Grundbesitz keine ihnen erwünschte Lösung gefunden hatten. Im Jahre 1845 aber wurde Natal für eine englische Kolonie erklärt, wo im November d. J. der erste Lieutenant-Gouverneur eintraf.

Nach der Unterwerfung der Bauern (1842), da König Panda wieder selbständiger und ungebundener zu herrschen begann und das Blut seiner Unterthanen in Strömen vergoß, wanderten in die höchstens von 24,000 Schwarzen bewohnte Natalkolonie Schaaren überwundener Völker herein; auch viele Zulu, selbst die Angesehensten, kamen mit ihrem Vieh herüber, so daß nach 3 Jahren schon die Zahl der Schwarzen in Natal auf 100,000 gestiegen war, die hier eine willkommene Freistätte fanden und in völliger Ungebundenheit ihres heidnischen Wesens fortleben durften. Bis zum Jahre 1848 mochte dagegen die weiße Bevölkerung sich nur auf 2500 (1500 Holländer und 1000 Engländer) belaufen. Die Hälfte der Engländer bildete die Besatzung der Kolonie, davon 50 in der Hafenstadt d'Urban, 400 in dem Fort auf Pietermaritzburg und 50 am Buschmannsflusse, in der Nähe des Drakengebirges, lagen. Diese 500 Mann sollten die Kolonie gegen die mächtigen Zulu, gegen die zahlreichen Mpondo's im Süden, gegen die 100,000 Kafern innerhalb der eigenen Grenzen, gegen die räuberischen Buschleute auf dem Drakengebirge und endlich gegen die feindseligen Bauern jenseits desselben schützen. Da war es denn, zumal die Weißen in der ganzen Kolonie zerstreut lebten und feste Schanzen außer dem Fort in Pietermaritzburg nirgends bestanden, kein Wunder, wenn auf das bloße Gerücht: „Panda kommt!" oder: „Ein Aufruhr unter den Schwarzen!" alles voll Bestürzung in die Flucht sich begab, um eine Sicherheitsstätte zu suchen. Doch wuchs die bis zum Jahre 1848 noch so geringe Zahl von Weißen in der Kolonie plötzlich bedeutend durch neue Einwanderer. Man hatte im kleinen an der Küste den Versuch mit dem Anbau des Baumwollenstrauches gemacht, nnd ehe man noch erprobt, ob der Ertrag auch wirklich ein lohnender sei, was eben nachher sich anders herausstellte, fing man sogleich beim Erscheinen der ersten Baumwollkapseln an, Natal als ein ungemein gesegnetes, für europäische Einwanderer, die hier durch jenen Bau schnell reich werden könnten, ganz besonders geeignetes Land auszuposaunen. Infolge dieser Berichte landete am 23. Mai 1848 ein Bremer Schiff mit 200 Deutschen, welche in der Nähe der Bai placirt wurden, und ihm folgten binnen 3 Jahren noch 40 Schiffe

mit 5000 Engländern nach. Doch fanden die meisten dieser größtentheils armen Einwanderer sich anfangs sehr getäuscht, und viele von ihnen kehrten auch wieder in die Heimat zurück. In demselben Maße aber, wie die Emigranten ankamen, entstanden auch neue, im Anfang freilich meist sehr unbedeutende Ortschaften, und zu den sich immer mehr ausbauenden Städten d'Urban und Pietermaritzburg kam schnell ein Neu-Deutschland (New-Germany), Pinetown, Richmond, Verulam, Lady Smith u. a.

Die 100,000 Schwarzen in Natal wohnen über die ganze Kolonie verbreitet; am volkreichsten sind der Küstenstrich und die wildesten, mit Wald versehenen Gegenden. Wo sie am zahlreichsten sich aufhalten, sind sog. Kaferlokationen mit genauen Grenzen gemacht, d. h. es sind diese Theile als den Schwarzen gehörige von der Regierung erklärt worden, und ist keinem Emigranten gestattet, daselbst Land zu kaufen oder sich festzusetzen. Außerdem wohnen viele Kafern auf Gouvernementsland, das noch für Käufer feil ist, so wie auch auf dem Grunde von Privatleuten, welche es ihnen gestatten. In Farbe, Gestalt und Sprache unterscheiden sich diese Eingebornen nur wenig von den Xosa. Das männliche Geschlecht ist ganz ohne Karosse. Sie haben wohl ein altes roh gegerbtes Fell zu Hause, ziehen es aber nur in der größten Kälte an. Doch gehen sie bei aller ihrer Nacktheit nicht so schamlos wie die Amaxosa. Um die Hüften eines jeden Knaben und Mannes hängen vorn und hinten oft bis zur Ferse Troddeln herab, Schwänze von wilden Katzen oder anderem Wild, oder auch von Ziegenhaaren oder Lumpen gemacht. Wenn dann ein so geputzter Kafer geht, so schlagen die Troddeln hin und her, und es gibt ihnen dieser Schmuck ein furchtbares Ansehen. Der Kopf ist kahl geschoren bis auf einen runden schmalen Streif von Haaren um den Scheitel, der durch gewisse Bindemittel zu einem festen Ringe geformt wird, welcher wie eine Krone das Haar überragt. Ganz nackt geht das unverheirathete weibliche Geschlecht; ihren Kopf aber haben die Frauen bis auf einen kleinen, auf der Krone stehen gelassenen Büschel, ebenfalls glatt geschoren. Doch sieht man jetzt auch viele, die das krause, buschige Haar wuchern lassen und dadurch das Ansehen „von Furien oder Nachteulen" bekommen. Kopf und Arme zieren sie gern mit Perlenschnüren, tragen Messingringe an den Fingern und in den Ohren bisweilen den 1/2 Fuß langen, dicken, knöchernen Schnupflöffel. Die Bebauung des Ackers fällt den Frauen zu, welche sehr fleißig sind und gleich den Männern Geselligkeit und Unterhaltung lieben. Hinsichtlich des Aberglaubens in Betreff der Zauberei sind sie den Xosa ganz gleich.

Wie aus der obigen geschichtlichen Darstellung ersichtlich ist, sind sie ein Mischvolk, unter dem aber das Zuluelement, wenn auch nicht numerisch, aber dem Einflusse nach vorherrscht. Die Zulusprache ist trotz des oben angegebenen Unterschiedes allgemein geworden. Aeußere Erscheinung, Sitten und Gebräuche stimmen fast mit dem überein, was oben von den Kafern gesagt ist.

Das ganze, von dem der Weißen geschiedene Gerichtswesen der Kafern in Natal ruhte längere Zeit in den Händen eines diplomatischen

Agenten, welchem mehrere in den Lokationen wohnende Magistrate zu Hülfe gegeben waren. Alle ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche waren ihnen gelassen, daher auch alle Klagesachen zwischen Schwarzen und Schwarzen in echter Kaferweise geführt und entschieden werden. Die Berichte über die damaligen Zustände lauteten daher für die Weißen nicht sehr einladend. „Die Vielweiberei, das Verkaufen der heirathsfähigen Mädchen, Hexereien u. dergl. m. besteht in Natal in vollster Kraft, und weil die Kafern hie und da selbst kleine Kapitäne haben, auf welche sie als auf ihr Haupt blicken, so machen sie ihre Prozesse gewöhnlich unter sich selbst ab und gebrauchen in vielen Fällen ganz kühn das Faustrecht. Schlägereien, Mordthaten und Gewaltstreiche aller Art kommen täglich unter ihnen vor, und kein Mensch achtet darauf. Gewöhnlich suchen die Schwarzen bei den Weißen Arbeit, doch weil keine Obrigkeit besteht, vor welcher ein Miethskontrakt geschlossen wird, und da die Kafern auf Plätzen wohnen, die größtentheils den Weißen unbekannt sind, so rennen die Gemietheten davon, sobald es ihnen in den Sinn kommt, und bestehlen dabei nicht selten ihre Arbeitgeber. Splitternackt auf den Straßen der Städte zu gehen, allerlei Unanständigkeiten angesichts der Weißen und der Obrigkeiten zu begehen, Spieße und Schilde überall und zu allen Zeiten zu tragen, Nachtgesänge der wildesten Art, Saufereien und andere mit den empörendsten Unsittlichkeiten verbundene Festlichkeiten das ganze Jahr hindurch abzuhalten, steht den Kafern in Natal völlig frei. So schreiten sie denn meistens stolz einher und achten den Weißen noch nicht einmal eines Blickes werth."

Und die Frucht dieser Ungebundenheit? Als der englische Statthalter in Kapstadt 1851 die Zulu in Natal aufforderte, mit 10,000 Mann den aufständischen Kafern in den Rücken zu fallen, waren diese an blutige Strenge gewöhnten Horden unter der milden, nachsichtigen englischen Herrschaft schon so zuchtlos geworden und auf der anderen Seite durch die Forderung einer jährlichen Abgabe und einige kleinliche verkehrte Maßregeln so aufgeregt, daß sie nicht daran dachten, zu gehorchen. Sie bewaffneten sich zwar eifrigst, aber blos, um sich den Engländern zu widersetzen, denen es nur durch Nachgiebigkeit noch gelang, den Sturm zu beschwören. Ende 1856 aber brachen an den Grenzen der Natalkolonie in dem benachbarten Zululande neue blutige Bürgerkriege aus[1]) zwischen den beiden Söhnen des Königs Panda und darauf auch zwischen diesem selbst und dem einen seiner Söhne, in welchem Tausende im Kampf erschlagen, Tausende gefangen und unter furchtbaren Qualen hingemordet, Tausende auf der Flucht von den Fluten der Tugela verschlungen wurden, Panda aber seine Herrschaft behauptete.

Seit dem Ausbruch jener Unruhen nun hat das Hereinströmen von Flüchtlingen aus dem Zululande nach Natal, das seit 1857 zu einer selbständigen Kolonie mit eigenem Parlamente erhoben ist, bedeutend zugenommen. Nicht nur die weiße Bevölkerung ist in

[1]) cf. Berl. Missions-Bericht 1851, S. 49 f. 73 f.

der neuesten Zeit auf 80—90,000 Seelen gestiegen, sondern auch aus dem Zululande ist der Zuzug der Eingebornen so stark gewesen, daß 180—200,000 Schwarze jetzt in der Kolonie leben mögen. Um diese vor einer Ueberschwemmung zu bewahren und die Flüchtlinge zu nützlichen Unterthanen heranzubilden, hat die Landesbehörde verordnet, daß die Ueberläufer erst drei Jahre gegen Lohn bei den Kolonisten dienen müssen, der aber zum größten Theil in den Händen der Magistrate bleiben soll, damit die Arbeiter nicht weglaufen. Den Dienstherren ist es verboten, zu schlagen oder Unrecht zu thun, und kann der Schwarze in solchem Falle der Obrigkeit sogleich Anzeige davon machen. Die Dienstjahre sind zudem bald überstanden. So hat denn der Zulu in Natal abgesehen von den kriegerischen Gelüsten, die ja freilich im Zaum gehalten werden müssen, unter den liberalen englischen Institutionen ein herrliches Leben, wie er es sich nicht schöner wünschen könnte. Ob aber diesem noch im Kindesalter stehenden Volke der Genuß der Freiheit förderlich und segensreich ist, dürfte eine andere Frage sein. Glücklicherweise besteht in Natal wenigstens eine Schranke, die im britischen Kaferlande längst gefallen ist: das Verbot des Branntweinverkaufs. Hierdurch ist wenigstens in diesem Stücke dem Eindringen des Verderbens gewehrt, das dort der Mission so ein schweres Hinderniß entgegenstellt. Doch sind auch die Zulu noch immer ein harter Boden für die Saat des Evangeliums.

Die Mission unter den Zulu begann bereits um 1834, da die Kunde von dem mächtigen Zulureiche auch nach England gedrungen war und König Dingan gleich seinem Bruder Tschaka eine Gesandtschaft ans Kap geschickt hatte, um mit den weißen Männern, deren etliche am Port Natal sich niedergelassen, einen Verkehr zu beginnen. Ein frommer Offizier in England, Kapitän Gardiner,[1]) der sich für die südafrikanische Mission lebhaft interessirte und deshalb 1834 selbst nach dem Kap reiste, durchwanderte die Ostküsten Südafrika's und erkannte endlich Port Natal als den wichtigsten Punkt für die Verfolgung seiner weiteren Plane, ließ sich dort unter den wenigen Kolonisten nieder und besuchte 1835 Dingan in seiner Residenz. Der nahm ihn zwar freundlich auf, wollte aber, durch die nicht sonderlich freundliche Aufnahme seines Gesandten am Kap gegen die Fremden eingenommen, durchaus nicht erlauben, daß sein Volk von dem fremden Lehrer unterrichtet würde. Gardiner legte deshalb auf Bitten der Kolonisten am Port Natal zunächst einen Schulplatz für die Kinder der Eingebornen auf Grund und Boden der Kolonie an, und so entstand Berea unter einer Bevölkerung von mehr als 3000 Seelen. Endlich gab auch Dingan dem Kapitän die Erlaubniß, in der jenseits der Tugela unmittelbar am Meere liegenden Landschaft Klomanhleni, welche sechs große Militärkraale und zeitweise eine sehr zahlreiche Bevölkerung enthielt, nach dem Ausrücken der Regimenter aber wie ausgestorben war, zu predigen und Schule zu halten. Hier legte denn Gardiner die Station Kumula an, predigte selbst und hielt Schule ein halbes Jahr lang bald auf

[1]) Der nachherige Märtyrer im Feuerlande.

diesem, bald auf jenem Platze und sah mit Freuden Jung und Alt zum Lernen herbeilaufen. Nachdem er so der Mission den Weg bereitet, kehrte er anfangs 1836 nach England zurück und forderte die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft auf, die beiden von ihm angelegten Plätze mit Missionaren zu besetzen, theilte ihr auch mit, daß der Kolonist Herr Fynn bereits eine Uebersetzung des Neuen Testaments in das Zulu begonnen habe. Leider konnte die Gesellschaft, obschon sie Gardiners Gesuch als dringlich anerkannte, augenblicklich über keinen Missionar für das neu eröffnete Gebiet verfügen.

Inzwischen war die große **amerikanische Missions-Gesellschaft** (Board of Commissioners for Foreign Missions) auf das Zulureich aufmerksam geworden. Sechs Sendboten derselben verließen mit ihren Frauen am 3. Dezember 1834 Boston und landeten am 5. Februar des folgenden Jahres in der Kapstadt. Von da begaben sich zwei von ihnen über Griquatown, wo sie zur Vorbereitung längere Zeit verweilten, wie wir bereits erwähnten, zu Moselekatse, dem ins Innere vorgedrungenen Zulufürsten, der ihnen die ehemalige Baharutsenstadt Mosika als Station anwies. Die andern, für die Küsten-Zulu bestimmten Missionare kamen, nachdem sie wegen des Kaferkrieges in der Kapstadt einen längeren Aufenthalt gehabt, im Januar 1836 zu Dingan, wurden gleichfalls freundlich aufgenommen, erlangten aber zunächst nur die Erlaubniß, in der Nähe von Port Natal sich niederzulassen und eine Schule anzulegen. Das geschah denn am Umlazi im Süden vom Hafenort, und als Dr. Adams, der die Schule leitete, seine Erwartungen übertroffen sah, da die Kinder nicht blos zärtlich an ihrem Lehrer hingen, sondern auch die englische Sprache mit Geläufigkeit lernten, lasen und schrieben, brachen seine Mitarbeiter, Champion und Grout, schon im September 1836 zu einem zweiten Besuche bei Dingan, der damals seine Residenz zu Kinghloof[1]) hatte, auf. Mit Vergnügen hörte dieser von dem Erfolg der Schule am Port Natal, war überaus freundlich und zuvorkommend, wünschte dringend Unterricht im Lesen und wies den Missionaren in Hlomanhleni eine Stelle zu einem Schulplatz an, gab auch allem Volk in der Landschaft Befehl, die Kinder zu den weißen Männern in die Schule zu schicken. Obwohl diese des Eindrucks sich nicht erwehren konnten, daß Dingan bei alle dem von einem gewissen Argwohn und zurückhaltendem Wesen nicht frei war, legten sie doch in Gottes Namen die Station Ginani an, wohin Dingan selbst, da wegen der eigenthümlichen Landesverhältnisse nur wenige Kinder die Schule besuchten, einige Knaben und Mädchen zum Unterricht ihnen sandte. Dabei beschäftigten sie sich mit Erlernung der Sprache, wofür besonders Miss. Champion bestimmt war, gingen in der Bekämpfung des Heidenthums sehr vorsichtig zu Werke, und unterhielten so ein ganzes Jahr lang mit Kinghloof einen freundschaftlichen Verkehr. Die Eingebornen erwiesen sich

[1]) Der Name wird sehr verschieden geschrieben. Grout schreibt: Umkungunhlovu. Anderwärts findet sich: Gingihlovu.

durchaus nicht feindselig, rings um Ginani ruhete am Sonntag jede Arbeit, und zwischen 100 und 200 Leute fanden sich zur Predigt ein.

Mitte 1837 erschien auch der zum englischen Magistrat für die dortige kleine Kolonie ernannte Kapitän Gardiner wieder in Port Natal, nachdem er unterwegs in Kapstadt und Grahamstown Vereine für die Zulu-Mission gebildet hatte, für welche besonders der Gouverneur Sir Benjamin d'Urban, von welchem die jetzige Hafenstadt am Port Natal ihren Namen trägt, sich lebhaft interessirte. Mit Gardiner kam, von der **englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft** ausgesandt, Miss. Owen. Beide, mit reichen Geschenken für den König versehen, begaben sich ohne Aufenthalt zu Dingan, trafen ihn in der besten Stimmung, so daß Owen selbst vor ihm und seinem Hofstaate predigen durfte, wobei er aufmerksam zuhörte und öfters Fragen einwarf, und erlangten ohne Mühe die Erlaubniß, daß Miss. Owen ganz in der Nähe von Kinghloof, wo des Königs Leute auf einem Hügel eine Hütte für ihn einrichteten, sich niederlassen, und eine zweite Station in der Nähe einer andern Residenz des Königs angelegt werden sollte. Sehr zufrieden mit diesem Bescheid kehrten Gardiner und Owen zunächst wieder nach Port Natal zurück; kaum vier Wochen später aber erschienen die **amerikanischen** Missionare Wilson und Venable, deren Unternehmen im Matabelenlande bei Moselekatse gänzlich fehlgeschlagen war, am Hofe des Königs Dingan, begehrten seine Erlaubniß zur Niederlassung und erhielten einen vortrefflichen Platz, Hlangezwa am Umhlatusi, 7 Meilen jenseits Ginani.[1])

Kurz darnach (Oktober 1837) ließ Miss. Owen auf seiner Station dicht bei Kinghloof sich nieder und stand etliche Wochen mit Dingan, der Lesen und Schreiben lernte und auch einen Haufen Knaben zum Unterricht ihm zusandte, im besten Vernehmen, bat aber vergeblich um die Erlaubniß, dem Volke predigen zu dürfen, bis ihm endlich gestattet ward, eine Predigt in des Königs und seiner Räthe Gegenwart zu halten. Dabei gab es jedoch einen solchen Auftritt des bittersten Hohnes und Spottes von Seiten dieser Zuhörer gegen die ewige Wahrheit, daß Owen am liebsten auf und davon gegangen wäre. Dingan aber hieß ihn ruhig bleiben und brauchte ihn zur Besorgung des Ende 1837 zwischen ihm, den Bauern und Kapitän Gardiner geführten Briefwechsels. Vom Lesen und Schreiben wollte er schon damals nichts mehr wissen, und verlangte statt dessen Feuerwaffen von dem Missionar, der trotz Gardiners Warnungen immer noch blieb. Da erfolgte im Februar 1838 die verrätherische Ermordung des Pieter Retief und seiner Genossen zu Kinghloof fast unter den Augen des Miss. Owen. Dieser wie die amerikanischen Missionare verließen darauf das Zululand, obwohl sich der König immer noch ganz freundlich zu ihnen stellte. Aber auch die Stationen südlich von der Tugela wurden in dem nun folgenden Kriege zwischen den Bauern und Dingan durch die Heerhaufen des letzteren gänzlich verwüstet, nach-

[1]) Vergl. L. Grout, Zululand, S. 205.

dem Gardiner mit den amerikanischen Missionaren bereits nach dem Kap geflüchtet war. Miss. Owen aber, der sich noch einen Monat am Port Natal zu halten suchte, sah von einem gerade um diese Zeit einlaufenden Schiffe aus, wie die wilden Horden plündernd und mordend über die Küste sich ergossen: dann fuhr auch er hoffnungslos dem Kaplande zu.

Nachdem aber der Krieg beendet und im März 1839 die Bauern durch einen Vertrag mit Dingan in den Besitz der nachherigen Natal-Kolonie gekommen waren, kehrten die **amerikanischen Missionare** nach Port Natal zurück und fanden bei den Bauern daselbst eine sehr freundliche Aufnahme. Einen von ihnen, Lindley, nöthigten sie so lange, bis er ihr Pastor in Pietermaritzburg wurde, den beiden andern, Adams und Champion, gestatteten sie sehr gern, die alte Station Umlazi (1841) wieder zu beziehen, wo sich viele flüchtige Zulu gesammelt hatten; endlich wollte auch der neue Zulukönig Panda einen Missionar haben, kam selbst in die Kolonie und lud Miss. Grout freundlich ein, zu ihm zu kommen und auf seinem Hauptkraal Rodwengu zu wohnen. Da die Bauern in ihrem Volksrath (April 1841) sich damit einverstanden erklärten, folgte Grout der Einladung des Panda und legte noch in demselben Jahre in der Nähe von Rodwengu die Station Inkanezi („der Stern") an. Als nun der Herr auf Grouts Gebet hier in sehr dürrer Zeit öfters Regen sandte, waren König und Volk außer sich über den gewaltigen Regenmacher, wie das in der südafrikanischen Mission schon mehrmals so gegangen. Der König schickte dem Missionar Vieh, und das Volk sandte die Kinder zur Schule und besuchte die nothdürftig erbaute Kirche. Aber es dauerte eben nicht lange, da vermerkte Panda sehr übel, daß das bei Inkanyezi liegende Volk seinen Kraal so wenig besuchte. Das hatte freilich seinen guten Grund; denn da man vermuthete, daß der König, der selbst nie den Gottesdienst besuchte, das Kirchengehen am Sonntage nicht gern sehe, und in dieser Zeit schon der Blutdurst, der Panda nachher so berüchtigt gemacht, zu erwachen anfing, so mochte man nicht gern zu Hofe gehen und ihm unter die Augen treten, um seinen Zorn nicht zu reizen. Das benutzten aber die Feinde der Mission, um dem König allerlei Lügen in die Ohren zu setzen, und eines Morgens erschien eine Abtheilung Soldaten auf dem Platze, welche die Hütten der besten Freunde Grouts überfielen und Groß und Klein in denselben todtschlugen (25. Juli 1842). Dem Missionar thaten sie nichts: er hielt es aber für gerathen, das Land zu räumen, denn alle sagten, Panda würde auch den „weißen Mann" tödten. So ging „der Stern" im Zulureiche wieder unter.

Als nun nach Aufgabe dieser Station bei der durch die Kämpfe zwischen den Bauern und Engländern bewirkten Unsicherheit des Missionswerks in der Kolonie die amerikanische Missions-Gesellschaft ihren Arbeitern schon geboten hatte, das Land zu räumen und die Zulumission in Natal aufzugeben, 1843 aber die vor Panda's blutdürstiger Grausamkeit flüchtenden Zulu in hellen Haufen über die Tugela kamen, wandten sich Missionsfreunde vom Kap in einer beson-

deren Bittschrift nach Boston, um die Aufhebung der Mission zu verhindern. Noch ehe die Einwilligung der Gesellschaft eintraf, war eine zweite Station am Umvoti gegründet. Die vielfach unterbrochene Arbeit hatte bisher noch keine Früchte gebracht; erst 1846 konnten die ersten Bekehrten getauft werden. Im folgenden Jahre wurde auch im Süden die Station Ifumi, wo früher schon ein Versuch gemacht war, wieder aufgenommen, und um dieselbe Zeit trat auch Lindey wieder zur Heidenmission zurück und gründete die Station Inanda in der Nähe des Umgeni, während ein neu eintreffender Missionar, L. Grout (dem wir ein gediegenes Buch über „das Zululand" verdanken), sich etwa 6 Meilen nördlich von d'Urban, zu Umfunduzi, niederließ. Umlazi dagegen wurde weiter südlich nach Amanzimtoti verlegt und jener Platz später durch den Bischof Colenso besetzt. In die nächsten Jahre fällt die Entstehung von Amahlongwa (7 M. südwestl. von d'Urban an der Küste), Ifafa (2½ M. weiter von dort), und Itafamasi (5 M. nördl. von d'Urban). Auch war es damals, daß der Berliner Missionar Döhne, der früher in Britisch-Kaferland gearbeitet hatte, sich der amerikanischen Gesellschaft anschloß und die Station Table Mountain bezog, auf der er bis zum Jahre 1860 blieb und namentmentlich seine trefflichen linguistischen Arbeiten (Zulu-Lexikon) betrieb, durch die er sich um die Zulumission sehr verdient gemacht hat.

Später kamen folgende Stationen hinzu: Mapomulo (zwischen Umvoti und Tugela), Esidumbini (südlich von ersterem) und Umtwalume (südwestlich von Ifafa). Im Jahre 1850 war die Zahl der Getauften, die auch zugleich zum heil. Abendmahle zugelassen wurden, 120. Zehn Jahre später war sie auf 224 gewachsen. Mochte diese Zahl für eine 25jährige Arbeit bei der Menge der aufgewendeten Mittel und Kräfte nur gering erscheinen, so hatte diese Mission doch auch unter den Heiden in Natal in weitem Umfange dem Evangelio vorgearbeitet und durch ihre Presse für weitere Missionsthätigkeit den Grund gelegt. Auch sah man manchen Erfolg in der Pflanzung und Ausbreitung christlicher Kultur. Einer der ältesten Missionare aber schrieb im Dezember 1864:

„Es sind in diesem Monat 30 Jahre, seit ich nebst 5 anderen Missionaren Boston verließ, mit der Anweisung, das Land der Zulu zu erforschen und wo möglich eine Mission daselbst zu gründen. Man wußte damals noch nichts von Port Natal oder von den Zulu, als daß letztere ein wildes, kriegerisches Heidenvolk seien. Port Natal hielt man für nicht weniger ungesund, als andere Strecken der afrikanischen Küste. Unser ganzes Unternehmen schien so hoffnungslos, daß wir Narren genannt wurden, die auf Abenteuer ausgehen. Und in der That, wenn ich jetzt auf jene Zeit zurückblicke, muß ich bekennen, daß das Einzige, was mir damals Gutes verhieß, der brennende Eifer war, den der feste, auch nicht einen Augenblick durch irgend einen Zweifel getrübte Glaube, daß Gott mich zu dieser Mission berufen und ausgerüstet habe, in meinem Herzen entflammte. Ich war von so niederer Herkunft, meine Erziehung so mangelhaft, meine Begabung so mittelmäßig, daß ich auf nichts auch nur die leiseste Hoffnung des Gelingens gründen konnte, als auf den Drang der Liebe Christi, den die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der Herr mich zu den Zulu gesendet habe, fortwährend in mir unterhielt und nährte. Diese Ueberzeugung wurde selbst dann nicht wankend, als ich 11 Jahre lang arbeiten mußte, ohne auch nur eine Seele für Christum zu gewinnen. Die Kafern lebten in ihren Kraals dahin, scheinbar so gleichgültig und stumpf, wie ihr Vieh. Endlich

im Jahre 1845, 11 Jahre nach unserer Aussendung, durfte ich den Erstling der Bekehrten taufen. Jetzt befinde ich mich auf der vierten Station; von den drei andern, die ich gegründet hatte, wurde ich wieder vertrieben. Meine Gemeinde zählt 73 Kirchenglieder, außer denen Sonntags noch 250 Personen den Gottesdienst besuchen; 145 der letzteren kommen auch zur Sonntags-, 68 derselben zur Werktagsschule. Der schöne Betsaal wurde aus dem Erlös des von unsern Leuten gebauten Zuckerrohrs bestritten. Außerdem haben sie für sich selbst 40 Häuser gebaut, von denen einige so gut und geräumig sind, als die Wohnungen in civilisirten Ländern. Blicke ich jetzt um mich her, so sehe ich mich nun nicht mehr von lauter Heiden umgeben, sondern inmitten einer englischen Kolonie, und die Zulu selbst haben bedeutende Fortschritte in der Civilisation und im Christenthum gemacht. Zogen wir vor 30 Jahren auf Abenteuer aus, so haben wir in der That einen guten Fang gethan. War ich in den Augen der Menschen ein Narr, aber doch, wie ich glaubte, von Gott berufen und gesandt, so hat Er mich doch in diesem Seinem Werk hundertmal mehr sehen lassen, als ich für ein langes Leben zu träumen wagte. Und habe ich auch alles gelitten, was die Missionsarbeit gewöhnlich mit sich bringt, so habe ich doch viel weniger gelitten und hundertmal mehr Freude gehabt, als ich erwartete. Jede Verheißung des Herrn ist reichlich an mir erfüllt worden, und um keinen Preis möchte ich mein Loos mit dem meiner begabtesten Studiengenossen vertauschen.

Seitdem ist diese Mission langsam aber stetig fortgeschritten. Die Zahl der Stationen ist auf 7 beschränkt, indem einige derselben zu Außenstationen wurden. Die Gemeinden dagegen sind auf 500 Kommunikanten angewachsen. Die geistliche Pflege derselben bildet einerseits die Thätigkeit der Missionare, die andrerseits in den Predigtbesuchen der heidnischen Kraale besteht. Die letzteren haben ihre äußeren wie inneren Schwierigkeiten. Schon aber sind aus den Gemeinden selbst eine Anzahl von Predigern herangebildet, deren 5 die Ordination empfangen haben. Ein Seminar zu Amazimtote verspricht deren mehr zu liefern. So meint man denn, daß das Werk in Natal die amerikanischen Kräfte weniger nöthig habe, und blickt weiter hinaus auf die nördlichen Zululänder. Indessen auch in Natal hat die Mission weitaus noch nicht ihre Aufgabe gelöst. Einerseits stehen jene 500 Christen in 13 Gemeinden doch noch immer als sehr verschwindende Lichtpunkte unter den vielen tausend Heiden Natals, die dem ihnen in gewissem Maße nahegetretenen Evangelio hartnäckig Trotz bieten, andrerseits aber sind trotz der größten Sorgfalt bei der Aufnahme in die Gemeinden diese keineswegs auf der Stufe eines entwickelten, lebendigen Christenthums angelangt. Es wird die Geduld ihrer Pfleger noch auf die Probe gestellt durch die hervortretende Neigung, in heidnische Sitten und Gebräuche zurückzufallen; es zeigt sich Trotz gegen die Kirchenzucht; die Scheidelinie zwischen Christen und Heiden tritt weniger deutlich als früher hervor. — Dagegen finden sich auch hoffnungsvollere Züge. Die bedeutenden Beiträge, die die eingebornen Christen für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufbringen, die Schulen, die 8—900 Zöglinge umfassen, die Strebsamkeit und das Verlangen nach Bildung bei manchem aus dem jüngeren Geschlecht, die Tüchtigkeit der eingebornen Geistlichen, gewähren wohl einen erfreulichen Anblick.

Die zweite Mission, die sich der Zulu in Natal annahm, war die der **englischen Methodisten.** Sobald die Zustände in jenem Gebiete etwas sicherer geworden, zog Missionar Archbell, der schon vorher in Südafrika gearbeitet hatte, dort ein (1841). Auch hier galt die Arbeit

sowohl den Kolonisten wie den Eingebornen, doch scheint es, daß die Station Kwangubeni ganz besonders für diese berechnet war, während in Pietermaritzburg und der Hafenstadt Kolonialgemeinden gesammelt wurden.[1]) Weiter dehnte sich von hier das Werk nach Süden aus zu dem Kaferstamm der Mponda unter ihrem Könige Faku, wo Missionar Jenkins die Station Palmerton gründete. Eine dritte Station entstand 1847 zu Indaleni (5 Meilen südlich von Pietermaritzburg) durch den Zuzug einer aus dem Swazilande vertriebenen Gemeinde. Dort hatte nämlich der Missionar Allison, der vorher im Griqua- und Basutolande wirkte, sich 1844 in der Gegend des Pongolo (mit einer Schaar aus seiner früheren Gemeinde?) niedergelassen und eine Anzahl Eingeborner um sich gesammelt. Dazu hatten jedoch politische Verhältnisse das meiste beigetragen, die schließlich dazu führten, daß der Swazikönig die Station überfiel und ein Blutbad anrichtete. Der Missionar entkam mit einem Haufen Eingeborner, mit denen er nach Natal übersiedelte.

Nach dem ersten Jahrzehnt hatten die Methodisten etwa 150 Kommunikanten aus den Eingebornen gesammelt. Nach Verlauf des zweiten Jahrzehnts finden wir ein neues Arbeitsfeld eröffnet. Zur Betreibung des Zuckerbaues hatte man nämlich große Schaaren von Kulis (3—4000) aus Indien nach Natal gebracht und damit ein ganz neues heidnisches Element eingeführt. Ein besonderer Missionar war für dieselben angestellt; doch machten die verschiedenen indischen Sprachen (Tamil, Hindustani, Telugu, Bengali u. s. w.) viel Schwierigkeiten, und es währte lange, bis die Arbeit Früchte trug. — Allison hatte sich inzwischen mit seiner Gemeinde von der Gesellschaft getrennt und sich zu Edendale, nicht weit von Pietermaritzburg, niedergelassen. Diese Station gelangte bald zur Blüte. Später zerfiel der Missionar aber auch mit seiner Gemeinde (deren Stamm immer noch die mit ihm eingewanderten Griqua und Betschuana bilden), die dann wieder der Missionsgesellschaft sich anschloß. Sie zählte damals 119 Glieder und befand sich in einem sehr erfreulichen Zustande. Noch stärker war die zu Palmerton trotz der Kriegsunruhen, die das Land wiederholt erschüttert hatten. Die übrigen Zulugemeinden waren noch nicht sehr bedeutend.

Gehen wir abermal 10 Jahre weiter, 1871, so finden wir die Zahlen bedeutend gewachsen. Der Natalbistrikt umfaßte schon 1705 Gemeindeglieder (Kommunikanten). Leider findet sich nicht angegeben, wieviel davon auf die Eingebornen kommen. Immerhin aber zählen einige der Gemeinden deren über 100. So auch im Mpondolande, wo inzwischen eine zweite Station, Emfundisweni, hinzugekommen war. In Natal werden außer einigen nur kolonialen Gemeinden auch Verulam, Umhlali und Inanda als Plätze der Arbeit unter den Eingebornen bezeichnet. — Die Erfolge unter den Kulis waren immer noch sehr gering und wurden zum Theil dadurch aufgehoben, daß diejenigen, deren Kontrakt abgelaufen war, in ihre Heimat zurückkehrten.

[1]) Später finden sich auch hier Gemeinden aus den Eingebornen.

In der neusten Zeit hat sich die Mission der Methodisten auch nach dem früheren Nomansland ausgedehnt, das nach der bereits erwähnten Niederlassung der Griqua von Philippolis den Namen Ost-Griqualand erhalten hat. Dies Gebiet ist jetzt auch der Natalkolonie mit einverleibt. Die Wesleyanische Mission hat dort am Oberen Umzinkulu 3000 Acker Land zur Anlegung einer Station erhalten, die nun diesen Namen trägt. Aus den Griqua hat sich ihnen sofort eine größere Gemeinde angeschlossen. Es gibt jedoch auch unter verschiedenen anderen Farbigen und Europäern dort zu arbeiten. Die neueste Statistik des Natalbistrikts ergibt 1831 Mitglieder bei 20,500 Besuchern des öffentlichen Gottesdienstes.

Bereits im Jahre 1845 sandte auch die **Norwegische Missionsgesellschaft** ihre ersten Boten, den Pastor Schreuder (Schröder) nebst einem Gehülfen, Thomassen, in die Natalkolonie. Schreuder wollte sich hier nicht niederlassen, sondern suchte den König Umpanda in Nodwengu selber auf, der aber von Missionaren in seinem Lande nichts wissen wollte, so daß jener sich unverrichteter Sache in die Kolonie zurückziehen mußte, wo er eine Zeitlang mit den amerikanischen Missionaren in Verbindung blieb und die Zulusprache lernte, ohne eine Station anzulegen, bis er 1847 nach der Kapstadt ging und hier auf den Gedanken kam, als Missionar nach China zu gehen, was er auch ausführte.

Sein nordisches blondes Haar wurde jedoch von Gützlaff als ein unübersteigliches Hinderniß für seine Wirksamkeit unter den Chinesen erklärt. Schon nach Jahresfrist finden wir ihn daher wieder in der Kapstadt, wo eine Wiederaufnahme der Zulumission durch den Gouverneur bestens unterstützt wurde.

Bereits im Frühjahr 1849 befand er sich demnach auf einem in der Nähe von Pietermaritzburg zur Anlegung einer Station gekauften Bauernplatze. Das Land war jedoch nicht nach den Wünschen der Zulu, daher sich nur sehr wenige dort niederließen. Die Farm wurde also schon im nächsten Jahre wieder verkauft und die Station nach Upomulo verlegt, 1 Meile nördlich von der amerikanischen Station Mapumulo, nicht weit von einem Nebenflusse des Umvoti. Bald darauf erkrankte der Zulukönig Umpanda gefährlich. Er sandte nach Upomulo, der ihm jetzt zunächst gelegenen Station, und ließ um Medizin bitten. Er erhielt sie und genas, wodurch Schreuder so in seiner Gunst stieg, daß er ihm gestattete, sich in seinem Lande niederzulassen. Diese Niederlassung, Empangeni, liegt 8—9 Meilen jenseits der Tugela am Umhlatuzi, 2 Meilen vom Meere. Upomulo wurde deshalb nicht aufgegeben. Schreuder besorgte zunächst die Arbeit auf beiden Plätzen, erhielt dann aber 3 nicht ordinirte Gehülfen: Larsen und Osterbro blieben in Natal; Udland dagegen trat Schreuder im Zululande zur Seite. Im Jahre 1854 konnte dort eine zweite Station, Entumeni (3 Meilen nordwestlich von der ersten) angelegt werden. Die Mission erfreute sich immer weiter der Gunst des Zulukönigs, der Schreuder vollständig als seinen Leibarzt betrachtete. Der Rath, den ihm dieser gegeben hatte, alle Einfuhr von Vieh über die Tugela der Lungenseuche halber

zu verbieten, wirkte sehr günstig, nachdem der Erfolg die Maßregel bestätigt hatte. Auch der Bau eines Wagens für den König war von großem Einfluß. Es waren aber nur die äußeren Vortheile, um derentwillen dieser die Missionare schätzte und schützte. Unter dem Volke war nichts weniger als Heilsbegierde, obwohl ein gut Theil Heuchelei gegen die weißen Männer, als die Günstlinge des Königs, an den Tag kam. Im Jahre 1856 brachte ein zwischen zwei Söhnen Umpanda's und ihrem Anhange ausgebrochener blutiger Kampf, in dem eine ganze Landschaft entvölkert wurde, die Mission in Gefahr, ging jedoch, ohne sie zu schädigen, vorüber. Dagegen blieb eine politische Spannung und Unsicherheit im Lande zurück, da der Sieger Cetschwayo (C Schnalzlaut) eine bedeutende Macht gewonnen hatte und seinem Vater bedrohlich gegenüberstand. Es war jedoch nur ein Mißverständniß, das in dieser Lage die Flucht vieler Zulu in großen Schaaren über die Tugela 1858 veranlaßte, wodurch die norwegischen Stationen fast verödet wurden. Der König und der Prinz kamen in friedliches Einvernehmen, obwohl dieser seine Machtstellung beibehielt. Er zeigte sich jedoch den Missionaren ebenfalls günstig. Von Umpanda dagegen konnte eine merkwürdige Wendung zum Besseren berichtet werden. Er ertheilte endlich die bis dahin vorenthaltene Erlaubniß, auf den Stationen Schulen einzurichten.

Auf Upomulo war es langsam vorwärts gegangen, und endlich (6. Juni 1858) kam es dort zur Taufe des ersten Bekehrten. Im folgenden Jahre hatte Schreuder zwar den Verdruß, daß Umpanda den besten Platz für eine neue Station, Kwamagwaza, an den Bischof Colenso weggab, der, durch eine Empfehlung des Gouverneurs von Natal bei ihm eingeführt, sich als einer „von derselben Partei" wie Schreuder vorgestellt hatte. Als sich der Irrthum herausstellte, suchte der König denselben gut zu machen, indem er jenem die Erlaubniß ertheilte, in nächster Nähe seiner Residenz Unodwengu eine Station zu errichten, die später nach der betr. Landschaft Emathlabatini genannt wurde. Auch gestattete Cetschwayo die Anlegung einer solchen in Ekyowe (Ikhe) südöstlich von Entumeni. Dazu kamen 1862 Intlasakje (Inhlasaky), eine Tagereise nordwestlich von Unodwengu, und 1863 Imfule am Flusse gleichen Namens, etwa halbwegs zwischen Entumeni und Unodwengu.

Endlich hatten sich auch im Zululande die ersten Spuren eines neuen Lebens gezeigt. Im Jahre 1861 waren 18 Getaufte vorhanden. Indessen die Lage der Missionare war immer noch eine sehr mißliche. Im ganzen wurden sie im Volke gehaßt. Man nannte sie Unthiere (Amasilwani) und Hexen (Amatakati), obwohl alle vor den Augen viel Freundlichkeit erheuchelten. Bei verschiedenen Gelegenheiten waren sie in wirklicher Lebensgefahr. Auch hatten sie in den Jahren der Hungersnoth, die ganz Südafrika heimsuchte, einen schweren Stand und litten oft den bittersten Mangel. Dagegen stiegen sie bedeutend im Ansehen, als sie in einer Pockenepidemie die Impfung anwendeten. Auch politische Verhandlungen der Engländer mit Umpanda stärkten den Einfluß der Missionare. So machte denn die Mission in jenem Jahrzehnt

allmählich weitere Fortschritte. Cetschwayo, der, da Umpanda schon schwach wurde, immer mehr als Herrscher des Landes hervortrat, zeigte sich den Norwegern besonders günstig. So konnten denn wieder ein paar Stationen angelegt werden: Emzinyati, am Büffelfluß, an der Grenze von Natal, Ubonambi östlich von Empangeni.[1]) Schreuder war inzwischen zum Bischof geweiht. An Missionaren war kein Mangel, ja die Gesellschaft konnte als ihr zweites Feld Madagaskar in Angriff nehmen. Ein eigenes Missionsschiff, Elieser, leistete ihr gute Dienste. Im Zululande wuchsen die Gemeinden bis auf mehr als drittehalb hundert Mitglieder. Cetschwayo, der seit 1873 nach Umpandas Tode die ganze Herrschaft in der Hand hat, bewahrte den Missionaren seine Gunst. Im ganzen aber lauten in den letzten Jahren die Berichte weniger erfreulich als sonst. Im Volke zeigte sich immer mehr die Herzenshärtigkeit, Trotz, weltlicher Sinn und Gleichgültigkeit, wenn auch weniger offenbare Feindschaft hervortrat. Betrübender aber war es, in den kleinen Gemeinden, nachdem die Zeit der ersten Liebe vorübergegangen, viel von dem alten Wesen wieder auftauchen zu sehen. Auch die in der Natalkolonie belegene Station Upomulo zeigte nicht viel günstigere Verhältnisse. In neuster Zeit nun ist diese Mission von einem höchst verdrießlichen Zerwürfniß betroffen worden. Der Bischof fühlte sich durch die Autorität seiner Gesellschaft so beengt, daß er, um vollständig unabhängig zu sein, seinen Austritt erklärte (1872). Man machte ihm die günstigsten Anerbietungen, wollte ihm das freie Verfügungsrecht über eine Station bei einem Jahrgehalte von 4500 Mark überlassen und ihm dabei noch einen Missionar als Gehülfen besolden. Der anspruchsvolle Mann verlangte jedoch die sämmtlichen Stationen im Zululande. So war der Bruch nicht zu vermeiden. Von den Missionaren folgte ihm keiner. Wohl aber hat er in der Heimat Missionsfreunde, die ihn unterstützen.[2]) Mit deren Hülfe hat er denn eine eigene Mission gegründet und zwei Stationen in Natal und eine im Zululande angelegt. Eine der ersteren, auf der er selbst wohnt, heißt Umtunjambili. Für die Mission der Stavanger-Gesellschaft hat der Bruch nicht die nachtheiligen Folgen gehabt, welche man von den Ansprüchen, die der Bischof auf das Eigenthumsrecht hinsichtlich der Stationen erhob, befürchten konnte. Nur die Hauptstation Entumeni ist dem letzteren zugefallen.

Wir kommen nun zur Mission der **Berliner Gesellschaft.**[3]) Durch den vierten Kaferkrieg (1846 u. 1847) waren, wie oben erwähnt ist, sämmtliche Berliner Kafermissionare von ihren Stationen vertrieben worden. Sie hielten nun in Bethanien mit den übrigen Brüdern eine Konferenz über ihre künftige Thätigkeit. Das Ergebniß war, daß drei von ihnen der Einladung des ihnen vom Kaferland her bekannten

---

[1]) Eine nachher weiter im Nordosten angelegte Station Kwahlabisa ist inzwischen ihrer ungünstigen Lage wegen bereits aufgegeben worden.

[2]) Dieselben haben inzwischen eine neue Missionsgesellschaft in Christiania gebildet.

[3]) Allgemeine Missionszeitschrift 1874, S. 529 ff.

englischen Regierungsbeamten Shepstone folgten und zum Beginn einer Missionsthätigkeit nach der englischen Kolonie Natal sich auf den Weg machten. Es mögen in dieser Kolonie etwa 200,000 Kafern wohnen, theils in geringerer Anzahl auf den Besitzungen der Weißen und als Dienstleute derselben, theils massenhaft und zu Tausenden in sogenannten Lokationen, Landstrichen, die ihnen zu diesem Zweck von der englischen Regierung angewiesen worden sind. Die Zahl der weißen Kolonisten wird kaum ein Zehntel soviel betragen.

Unter jenen dreien befand sich Döhne, der indeß bald, mit Genehmigung des Komitee's, Prediger bei den Holländern in der Hauptstadt Pietermaritzburg ward. Die beiden andern waren Posselt und Güldenpfennig. Dicht an der Grenze einer Lokation bekamen sie ihre Wirkungsstätte angewiesen, und zwar hart unter dem Drakengebirge, welches Natal im Westen begrenzt, und unfern der Quelle der kleinen Tugela, also unfern des nördlich gelegenen Reiches der Zulu-Kafern. Der Station, welche sie dort angelegt haben, gaben sie den Namen Emmaus. Bereits nach einem Jahre zog Posselt zur Gründung einer andern Missionsstation an die Meeresküste. Als Ersatz für ihn traf Anfang 1850 Missionar Zunkel ein, derselbe, welcher bis zur Stunde Missionar von Emmaus ist. Bald gab es ein frisches Wehen des Geistes auf Emmaus, Fragen nach dem Wort Gottes und Forschen in demselben, auch Gründung einer strengen Zucht und Ordnung, und zwar letzteres auch auf Verlangen der christlichen Kafern selber. Etwa zwei Jahre lang weilte einmal Missionar Posselt mit seinen Kafern von der Küste auf der Station. Anregend wirkte der Bau einer neuen ansehnlichen Kirche, die 1857 eingeweiht wurde. Zur Sicherung der Station trug dies bei, daß von der englischen Regierung 500 Acres für den Missionar und 5000 Acres für die Stationsleute geschenkt wurden. Dennoch lag das geistliche Leben etliche Jahre lang darnieder; besonders das Jahr 1864 nannte Missionar Zunkel das schwerste und sorgenvollste seines ganzen Lebens. Gleich nachher aber trat ein kräftiger neuer Aufschwung ein: ernste Buße etlicher Ausgeschlossenen, mehr Begehren nach der Taufe, zahlreicher Kirchenbesuch erquickten das Herz des Missionars; ja er konnte sogar einige Männer anstellen, welche entfernteren Kraalen das Evangelium nach ihren Kräften predigten. Auch fingen die Leute an, sich an das Geben von Beiträgen zu gewöhnen; zum Bau des neuen Berliner Missionshauses wurden 103 Thlr. beigesteuert. Die Seelenzahl der Gemeinde wird etwas über 180 betragen.

Missionar Posselt hatte sich 1848 an die Küste von Natal begeben, war bei den dort in Neu-Deutschland angesiedelten Deutschen Pastor geworden und hatte sich zugleich ihrer Dienstkafern und der übrigen Kafern jener Gegend als Missionar angenommen und dazu eine Station gegründet, die er zum Andenken an seine verstorbene Frau Christianenburg nannte. Er konnte sich bald eines gesegneten Erfolges unter den Kafern erfreuen und war auch bei den Deutschen sehr angesehen, so daß er, als er nach jenem durch die Verhältnisse nöthig gewordenen Aufenthalte in Emmaus wieder zurückkehrte, in

feierlicher Prozession unter Liedern und Freudenschüssen wieder eingeholt wurde. In der deutschen Gemeinde bildete sich 1857 ein Missionsverein, und das Missionsfest, welches Deutsche und Kafern gemeinschaftlich feiern und wobei sie meist dieselben Lieder zugleich deutsch und kafrisch singen, ist alljährlich ein Glanzpunkt in dem Leben beider Gemeinden. Mannigfach hat Posselt seine Leute auf ihren Wunsch Gebetsversammlungen halten lassen; etliche Männer hat er als Wegbereiter mit der Predigt des Evangeliums auf Kraale senden können, wo auch er selbst ab und zu predigte. Zu Beiträgen sind die Leute seit einer Reihe von Jahren willig gewesen. Wie auf Emmaus, so machte auch auf Christianenburg das übermäßige Trinken von berauschendem Bier zuweilen viel Noth; doch wird auf beiden Plätzen durch die Gemeinde selbst ein ernsthafter Kampf gegen dies Unwesen geführt. Zahlreiche Taufen fanden in den letzten Jahren statt, und der Mangel an Land wird immer drückender, weshalb schon wieder Neukauf von Land bewilligt worden ist. Die Gemeinde zählt jetzt 393 Seelen.

Inzwischen hatte Missionar Nauhaus im Jahre 1860 an der Mündung des Blaukranzflusses in die Tugela eine Station angelegt, die den Namen Stendal erhielt. Es sollte mit derselben hauptsächlich der Stamm des Häuptlings Nodade bedacht werden. Dieser saß jedoch in einiger Entfernung auf einem Felsengebirge und zeigte sich stets sehr feindselig und hindernd. Als Missionar Nauhaus im Jahre 1874 nach Britisch Kaferland versetzt wurde, hatte er noch keinen Heiden taufen können. Auch unter seinem Nachfolger Schumann ging es sehr kümmerlich; ein in der Nähe gestifteter Predigtplatz brachte ebenfalls keine Frucht. Nun ward versucht, durch den von Christianenburg hierher gesandten Nationalgehülfen Dalana etwas geistliche Regung und Bewegung unter die Leute zu bringen. Indeß ward auch hierdurch ein paar Jahre lang kein Erfolg erzielt. Endlich am Schluß des vorigen Jahres kam zu dem 1866 getauften Erstlinge ein Häufchen neuer Leute hinzu, so daß sich auf Stendal ein Gemeindlein von 25 Seelen findet.

Die vierte Station in Natal führt den Namen Emangweni. Sie ist durch Missionar Neizel im Jahre 1863 von Stendal aus gegründet worden, und zwar am Fuße des Drakengebirges in einem schönen Kesselthale unter dem Stamm des Häuptlings Putini. Die Erstlinge wurden erst 1868 getauft und von nun an ging es langsam aber stetig vorwärts. Die Regierung hat 5000 Acres geschenkt, aus dem auf einem Theile dieses Feldes gebauten Weizen wurden 1872 etwa 160 Thlr. Reinertrag erzielt. Die Gemeinde zählte 1872 bereits 36 Seelen, als der benachbarte Häuptling Langalibalele gegen die Engländer einen Aufstand machte, in welchen auch Putini's Volk mit verflochten war. Nach Niederschlagung jenes Aufstandes war es nahe daran, daß auch Putini's Volk aufgelöst wurde. Aller Landbesitz und alles Vieh ist den Leuten abgenommen, und sie selbst sind aus einander getrieben worden. In der nächsten Gegend finden sich nur noch etwa 100 Leute, darunter 29 Getaufte. Zunächst ist Missionar Neizel noch am Platz, um abzuwarten, wie das Schicksal der Station sich weiter gestalten

wird und ob sich vielleicht wieder Leute in jener Gegend sammeln werden und sammeln dürfen.

Vorübergehend gehörte auch in Natal ein Wartburg zu der Zahl der dortigen Berliner Stationen. Dasselbe lag in der Nähe der Hafenstadt Durban und war der Wohnplatz des Missionars Döhne. Dieser war 1862, nachdem er eine Reihe von Jahren im Dienste der nordamerikanischen Mission in Natal gestanden hatte, wieder in die Dienste der Berliner Mission eingetreten, besonders mit der Aufgabe, die Bibel, und zwar zunächst das Neue Testament, in die Zulusprache, in welcher er Meister ist, zu übersetzen. Bei der Inspektionsreise des Missionsdirektors Dr. Wangemann ward ihm 1867 noch dazu die Aufgabe gestellt, den Kafern, welche in der Nähe seines Platzes auf etwa 20 kleinen Kraalen zerstreut wohnen, mit der Predigt des Evangeliums nachzugehen. Er ließ dies durch einen Eingebornen besorgen, die Sache hörte aber bald wieder auf. Auch mit der Bibelübersetzung ging es nur langsam vorwärts, und so ward die Verbindung zwischen ihm und der Berliner Mission 1870 wieder aufgelöst.

Die beiden jüngsten Stationen in der Kolonie Natal stammen aus dem Monat Juni 1868, und ihre Gründung liegt nur wenige Tage aus einander. Auf dem Wege von Natal nach der nördlich von dem Oranje-Freistaat gelegenen Südafrikanischen oder Transvaal-Republik liegt das eben erst entstehende Oertchen New-Castle. Eben um dieses Grundes willen, also um dadurch ein Verbindungsglied zwischen den Natal'schen und den Transvaal'schen Stationen zu erlangen, erschien es wünschenswerth, in New-Castle oder doch in der Nähe davon eine eigene Station zu besitzen. So ward denn durch Missionar Prozesky die Station angelegt, welcher bald nachher der Name Königsberg gegeben wurde, ihrem ostpreußischen Wohlthäter zu Ehren, welcher mehrere tausend Thaler zum Ankauf des Stationslandes geschenkt hat. Von New-Castle, wo der Missionar auch predigt, mag sie etwa drei Stunden entfernt sein. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Durban und Botschabelo sehr einsam und von den Weißen abgeschieden unter einem bedeutenden Kaferstamme. Irgend nennenswerthes Verlangen nach Gottes Wort ist bei denselben freilich nicht vorhanden; im Gegentheil, das alte wüste Heidenthum ist durch Stammeszwist nur noch mehr zur Entfaltung gekommen. Es hat sich dennoch schließlich auch dort eine kleine Gemeinde gebildet.

Nur wenige Tage später ward durch Missionar Glöckner die Station Hoffenthal gegründet, in naher Nachbarschaft von Emmaus, von wo aus der Stamm Sikali's bisher so gut es ging mit dem Evangelio bedient worden war. Die Station liegt in einer großen Schlucht, von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, und nur von einer Seite offen, mit der Aussicht auf die Kette des ganzen Drakengebirges. Die Kafern waren wohl meist freundlich, aber zu einer Bekehrung wollte es lange Zeit nicht kommen. Jetzt besteht die kleine Gemeinde aus 43 Seelen. Bei den anwohnenden Bauern ist Missionar Glöckner besonders wohl gelitten; dieselben halfen auch bei der Gründung mit Beiträgen von Vieh und Geld; so oft es ihm mög-

lich ist, predigt er ihnen in der unsern gelegenen Mariannenkirche. — In den letzten Jahren — 1876 — hat die Berliner Mission in Natal rechte Fortschritte gemacht; die Gemeinden zählen zusammen 824 Mitglieder, darunter 286 Kommunikanten.

Weiter arbeiten in Natal **Hermannsburger** Missionare. Die ersten Missionare, die Pastor Harms aussandte, waren freilich für die Galla in Ostafrika bestimmt. Der Missionsplan war eigenthümlich.

„Die ersten Zwölf", schrieb Harms in dem Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche von Dr. Petri, 1851, S. 85 f., „sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen; da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt sind und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unserer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heiden-Gemeinde, so sollen etwa 2 oder 3 bei der zurückbleiben, und die übrigen nicht hunderte oder zehn, sondern 1, 2 oder 3 Meilen weiter ziehen und da ebenso wieder anfangen, und die von hier Nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben und besetzen dann ihrerseits geeignete, nahe gelegene Stellen, so daß binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missions-Stationen umzogen wird und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andranges erwehren können und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist."

Das glaubensmuthige Dörflein in der Lüneburger Haide hatte auch ein eigenes Schiff, die Kandace, zur Beförderung seiner Boten angeschafft. Im Mai 1854 langten diese, 8 Missionare und 8 Kolonisten, in Mombas an, von wo sie zu den Galla vorzudringen gedachten. Der Imâm von Maskat wollte jedoch dazu nicht die Erlaubniß ertheilen. Auch der Missionar Rebmann gab den bestimmtesten Rath, von der zur Zeit unausführbaren Gallamission abzustehen. Als dennoch einige Brüder den Versuch machten, ins Innere des Kontinents einzudringen, wobei sie freilich bald wieder umkehren mußten, wurde die Kandace sofort aus dem Hafen verwiesen. Mit schwerem Herzen entschlossen sich die Brüder zur Umkehr und landeten darauf in Natal, wo sie in Neu-Deutschland und bei Missionar Posselt die herzlichste Aufnahme fanden. Mit Hülfe des letzteren kauften sie dann von der Regierung für 4000 Thlr. einen Platz an der Ihlambiti, welchen sie (Neu-) Hermannsburg nannten. Hier richteten sie sich, wie andere Kolonisten dort zu Lande, ein, bauten ein großes Haus, suchten den Platz urbar zu machen und hatten dabei zu erleben, was der Kolonist insgemein zu erleben hat. Wenn sie auch nicht vorwiegend dem eigentlichen Missionsdienste nachgehen konnten, wie das der Missionar bei seiner Ansiedelung in der Wüste in den ersten Jahren nur selten oder nie kann, so verloren sie denselben doch nicht aus den Augen. Da indeß Hermannsburg keine Lokation war, kamen die Kafern mit den Missionaren nur vereinzelt in Berührung als Leute, die auf dem Platze arbeiteten. Man versuchte ihre Sprache zu lernen, ließ sie Antheil am Gottesdienste nehmen, unterrichtete sie auch, so gut es beim Mangel an Sprachkenntniß gehen wollte, und taufte einige, die sich dazu bereit

finden ließen. Freilich ging es mit denselben in mancherlei Schwachheit, wie es mit den Erstlingen dieser Arbeit bei jeder Mission so zu gehen pflegt. Auch wurde mit einem Paar eingeborener Kinder der Anfang zu einer Schule gemacht. Mit dem Lebensunterhalte ging es oft knapp her; der fleißigste Kolonist muß in den ersten Jahren seiner Niederlassung etwas zuzusetzen haben, und Harms mußte den Seinigen kräftig unter die Arme greifen. Nach 1½ Jahren verließen bereits 2 Paare Hermannsburg, indem die Regierung den Kolonisten jetzt gestattete, sich auf den Kaferlokationen niederzulassen, von denen sie früher ausgeschlossen waren, dabei aber zugleich bestimmte, daß einem jeden Missionar, der sich mit niederlassen würde, für sich und seine Kafern ein bestimmtes Stück Land als unveräußerliches Eigenthum übergeben werden sollte. So wurden einige Stunden von Hermannsburg, näher der Grenze des Zulureiches, (1856) in Kaferlokationen 2 neue Stationen, Etembeni an der Mooiriver und Ehlanzeni am Sterke Spruit von 4 Hermannsburgern besetzt, die nun erst eigentlich unter die Heiden kamen.

Wie die Hermannsburger Mission sich weiter zu den Betschuana ausdehnte, ist bereits oben berichtet. Auch ein zweiter Versuch, zu den Galla vorzudringen, der ebenso wie der erste vereitelt wurde, ist hier nur im Vorübergehen zu erwähnen. Von großer Wichtigkeit aber wurde die Einladung des norwegischen Missionars Schreuder, die damals der Mission günstige Stimmung des Zulukönigs Umpanda zu benutzen und in seinem Reiche Stationen anzulegen. Schon im Juni 1858 hatten sich Hermannsburger auf dem ihnen angewiesenen Platze Emlalazi an dem Küstenflüßchen Umlalazi, etwa 6 Meilen jenseits der Tugela, niedergelassen. Sie erwarben sich bald die vollste Gunst des sonst so mißtrauischen Despoten besonders durch den Bau eines Wagenhauses, das das größte Gebäude im Zululande wurde.

Dazu holten sie selbst erst das Holz aus dem Walde und verarbeiteten es mit Säge und Axt. Solche Arbeit verrichteten unsere Missionare umsonst 6 Wochen lang, predigten dazwischen an den Sonntagen mehrmals und theilten auch an den Alltagen bei der leiblichen Arbeit den Heiden geistliche Gaben mit, indem sie z. B. vom Dache herab, indem sie dasselbe deckten, ihre geistlichen Lieder erklingen ließen, so daß die Heiden, vornehm und gering, zusammenliefen, ihre Arbeit anstaunten und um Lieder baten. Da sagte der König Umpanda nach Vollendung der Arbeit, als sie keine Bezahlung haben wollten: „Ihr seid anders als die übrigen weißen Leute; die wollen immer meine Ochsen und Kühe haben, und ihr begehrt nichts? Ihr seid gute Leute.“[1])

Infolge hiervon konnte denn schon im nächsten Jahre (1859) die zweite Station Injesane (Inyezane) einige Stunden näher an dem gleichnamigen Flüßchen angelegt werden.

Wie es aber um jene Zeit in Neu-Hermannsburg aussah, mag uns die Schilderung des rheinischen Missionars Hugo Hahn zeigen, der von seinem Besuche dort Folgendes schreibt:

[1]) Allgem. Missionsschrift 1877, S. 69.

In der Mitte eines nicht sehr tiefen Thales liegt ein großes Wohnhaus, rund umher von einer weiten Veranda umgeben, in einem Blumengarten, an welchen sich auf der einen Seite eine Baumpflanzung anschließt. Rund umher stehen die Wirthschaftsgebäude und Handwerksstätten, aus denen heraus man hämmern, sägen u. s. w. hört. Etwas weiter sind die großen Ställe. Dicht an den Ländereien, die in guter Ordnung sind, stehen die Garben der letzten reichlichen Ernte aufgethürmt, um sie gegen den Regen zu schützen, und weiter auf dem Felde ist gerade ein Bruder mit einem Gespann Rinder am Pflügen. Rechts das Thal hinunter, in einer kleinen Vertiefung, liegt eine kleine unansehnliche Mühle, deren lustiges Geklapper zeigt, daß Gottes Segen den Speicher gefüllt hat. Ueber den Mühlbach führt ein ganz primitiver Steg. Aus der Vertiefung ein wenig hinauf führt uns ein Fußsteig bei einem Graben entlang zu einem neuen großen Wohnhause. Das erste ist nämlich schon viel zu klein, trotzdem ein paar Familien schon bei der Schmiede- und Stellmacherwerkstätte wohnen. Von dem neuen Wohnhaus ist's ganz nahe zu einem kleinen Flüßchen, in dem man ein gutes, erfrischendes Bad nehmen kann. Einige hundert Schritt weiter fällt es in einen etwas größeren Bach. Von unzähligen solcher Bäche ist ganz Natal durchschnitten. Es hat eine ganz erstaunlich große Wassermenge, deren Kraft vielleicht noch an Stelle des Dampfes für industrielle Unternehmungen benutzt werden wird. Von da geht man zurück, wieder beim großen Gebäude vorbei, zu der Reihe kleiner Häuser, welche links liegen. Das sind die Häuser der Makoloa (getaufte Kafern). Sie sind leicht, aber nett gebaut und sehen inwendig anständig, nett und ordentlich aus. Jeder Farbige, der sich hier niederläßt, erhält 5 Acker Landes und Weidefreiheit. Acht bis zehn Familien haben sich bereits niedergelassen. Es sind Leute, die bei den Bauern groß geworden und mit andern Missionaren schon vielfach in Berührung gekommen und somit für den Empfang des Evangeliums vorbereitet waren. Einige haben bereits Pfirsichbäume angepflanzt. Das offene, ungezwungene Wesen von ein paar jungen Frauen, welche ich ansprach, gefiel mir gut. Der liebe Bruder Struve, der eigentliche Pastor von Hermannsburg, und Bruder Prigge von Müden führten uns auf dem Institut umher. Das Wohnhaus selbst hat etwas Klosterartiges. Eine ganze Anzahl Familien wohnen in demselben zusammen. Durch die ganze Länge des Hauses geht ein Gang, auf den alle Thüren der einzelnen Wohnungen hinausgehen. In der Mitte ist ein Speisesaal, der auch als Kirche benutzt wird. Das ganze Leben und Treiben, sowohl im Hause als auf dem ganzen Platze, machte übrigens den Eindruck, daß es vorwärts ging, und daß man in Gottes Namen fröhlich die Arbeit that, weil jeder ein Interesse am Wohl des Ganzen hatte. Die eigentliche Arbeit unter den Heiden für diese Station beschränkt sich zwar auf die paar Leute, die sich hier niedergelassen haben (in der nächsten Umgegend sind gar keine Kraale). Wenn man aber bedenkt, daß das Institut erst 5 Jahre alt ist und daß von hier aus bereits 8 Stationen gegründet sind, dann muß man bekennen, daß Großes gethan ist. Gott walte ferner mit seinem Segen über den lieben Hermannsburgern. — Bruder Struve begleitete mich in die Thaltiefen, welche nach dem Tugela gehen und in denen die 3 Stationen Ehlanzeni, Etembeni und Müden[1]) liegen. Ich konnte nur Ehlanzeni besuchen, weil meine Zeit zu kurz war. Unser Weg ging wieder durch diese unvergleichlichen Wiesen, deren Ende nicht abgesehen werden kann. Hügel erhebt sich über Hügel und alle oben mit dem dichtesten Gras bewachsen. In diesem und dem nächsten Monat (Dezember und Januar) wird's zum Theil abgebrannt, und überall sah man dicke Rauchwolken aufsteigen. Das Thal, in welchem Ehlanzeni liegt, ist sehr tief, ziemlich steinicht, voll herrlich blühender und duftender Dornbüsche. Im Vordergrunde lag ein Bauernhof, deren es viele in diesem fruchtbaren Thale gibt. Weiter sah man die Station, und an den Ufern des Flüßchens die vielen Maisfelder zwischen den Dornbüschen und an den Thalseiten eine Menge Zulukraale. Zu beiden Seiten öffneten sich Schluchten und Seitenthäler. Auf der Station sind 2 Missionare, Behrens und Müller, und der Kolonist Bergmann. Die Brüder haben jeder sein eigenes Haus. Das Land ist gut und reichlich. Die Regierung hat ihnen 500 Acker gegeben. Mais und Weizen haben sie mehr als sie brauchen. Auf der Station selbst wohnt kein Kafer;

[1]) Nicht weit von der Mooirivier, 1859 gegründet.

zur Kirche kommen nur wenige und zur Schule niemand. Auf Müden und Etembeni ist's ebenso. Der Kapitän der letztgenannten beiden Stationen ist Umpakati, der sich mit seinen Leuten durch Hochmuth auszeichnet. Sein Stamm mag 10,000 Köpfe zählen, und obwohl er eigentlich keine Macht mehr über sie hat, so ist sein Einfluß doch überaus groß. Der Häuptling von Ehlanzeni ist Somahasche mit einem Stamm von 3—4000. Er soll ein freundlicher Mann sein. Wir gingen später zur Hauptwerft, die 30—40 Hütten zählen mochte. Alle standen im Kreise innerhalb der äußern Kraal, und eine große Kraal fürs Vieh nahm den innern Raum ein. Der Häuptling soll etwa 20 Weiber haben, welche aber nicht alle auf der Hauptwerft sind. Die Ehre jeder Frau besteht darin, die besten Felder zu haben und ihrem Manne am meisten Geld einzubringen. Am bevorstehenden Neumond wollten die Kafern ihr Erstlingsfest feiern. Dann werden die Erstlingsfrüchte von Mais gekostet, das ganze Volk versammelt sich, tanzt und rast Nächte hindurch, säuft Bier, und der Kapitän muß Rinder schlachten."

Hierzu möge über das Leben in Neu-Hermannsburg Folgendes als Ergänzung beigefügt sein:

Es war ganz im Sinne des Vaters Harms gehandelt, als auf der neuen Ansiedlung das tägliche und wöchentliche Leben und das Kirchenjahr soviel wie möglich in die alt kirchlichen Formen gefaßt wurde, so wie die alte Lüneburgische Kirchenordnung, die den Missionaren mitgegeben war, dieselben enthält. Mit Gottesdienst und Gebet war das Wohnhaus (1855) gerichtet, ebenso waren alle kleineren Häuser gebaut und bezogen worden. Die täglichen Gebetszeiten, morgens, mittags und abends, die dies stationum, die Vesper am Sonnabend mit Privatbeichte, auch die Bestandtheile des sonntäglichen Hauptgottesdienstes u. s. w., alles wurde nach altkirchlicher Ordnung von der kleinen Gemeinde eingerichtet. Die Brüder freuten sich besonders jetzt, da sie in der englischen Kolonie eine bunte Mannigfaltigkeit von Kirchenparteien um sich sahen, daß ihnen nicht blos eine feste Lehrnorm mitgegeben sei, sondern auch eine feste Kirchenordnung, und nahmen sich vor, in diesem wilden Afrika wollten sie jetzt mit aller Treue die lautere Lehre des Wortes Gottes, die reinen Sakramente und auch die lutherische Kirchenordnung aufbauen.

Die Arbeitskräfte dieser Mission hatten sich bald in außergewöhnlichem Maße vermehrt. Den 16 zuerst ausgesandten Brüdern waren in den ersten 5 Jahren noch zwei weitere Sendungen gefolgt: Missionare, Kolonisten, Weiber und Kinder, alles in allem 60 Seelen, und schon war eine neue Sendung unterwegs, durch welche die Zahl der Hermannsburger in Afrika auf nahezu 100 gesteigert wurde. In der Kolonie hatten sie bald einen guten Namen gewonnen, so mißtrauisch man sie zunächst (das Gerücht machte sie zu Jesuiten) betrachtet hatte. Ihre stille bescheidene Weise verschaffte ihnen auch bei den Engländern Zuneigung, wie denn die Natal-Zeitung sich darüber folgendermaßen aussprach:

Es ist etwas sehr Liebliches in der Art und Weise, wie die deutschen Missionare ihre Mission treiben. Kein prahlerischer Schein von Werkgerechtigkeit, kein Zurschaustellen von affektirter Frömmigkeit, keine Trompetenstöße, kein Ansprachehalten, keine Subskriptionsjagd. Sie kommen an unsre Küste ruhig und ohne Aufsehen zu machen. Sie verweilen unter uns, ohne sich bemerklich zu machen, bis ihre Vorgänger kommen sie abzuholen, und dann reisen sie mit gleicher Demuth und Unscheinbarkeit ab. Wenn die niedliche kleine Brigg, welche sie bringt, Anker wirft, so versammeln sich alle Passagiere auf dem Verdeck und singen mit musikalischer Begleitung einen Dankpsalm — u. s. w.

Mit der Bekehrung der Heiden ging es freilich weniger schnell. „Es geht nun einmal in und mit der Mission ganz anders als man

daheim davon denkt und schwärmt. Und dies falsche, hochfliegende Denken soll und muß ja der oft schrecklich nüchternen Wirklichkeit weichen." Dies war nicht blos der Fall in Bezug auf die Zugänglichkeit der Kafern und andere Hindernisse, die dem Werke im Wege waren, so daß nach 5 Jahren doch erst eine kleine Zahl von Getauften vorhanden war,[1]) sondern auch in dem Verhältniß der Missionare unter einander und zu den Kolonisten traten allerlei Schwierigkeiten hervor, die man nicht erwartet hatte. Das brüderliche Nebeneinanderarbeiten wollte doch nicht so gehen. Es bedurfte einer ordnenden und leitenden Kraft auf dem Missionsfelde. Schon bei der zweiten Aussendung hatte Harms gewünscht, einen Superintendenten hinauszusenden. Erst 1859 aber konnte dieser Wunsch ausgeführt werden. In dem bisherigen rheinischen Missionar Dr. Hardeland, der 20 Jahre lang in Afrika und auf Borneo thätig gewesen, schien eine für das schwierige Amt geeignete Persönlichkeit gefunden. Er bewies eine seltene Gabe des Organisirens und Regierens, wobei freilich zuweilen eine Schroffheit hervortrat, die mit Veranlassung zu dem traurigen Zerwürfniß mit den Betschuana-Missionaren wurde. Aber er hat doch treulich daran gearbeitet, das Missionswerk zu fördern, insbesondere auch es von falschem Idealismus entkleidet der nüchternen Wirklichkeit jener Heidenländer anzupassen. Seine Methode, demselben auch gelegentlich einmal mit dem Sjambok Nachdruck zu geben — die ihm bei den Kafern den Namen eintrug: „der alle Tage Menschen schlägt" — war allerdings zu neu, als daß sie nicht hätte Anfechtung finden sollen. Indessen gegenüber der sentimentalen Auffassung, die von den Heiden als „noble savages" (edlen Wilden) schwärmt und die zuweilen in der Mission schweren Schaden angerichtet und statt gründlicher Bekehrung bubenhafte Unverschämtheit und schamlose Heuchelei hervorgerufen hat, verdient die Hardeland'sche Auffassung volle Anerkennung.

„Ein eigen Volk, diese Heiden!" sagte er, „ungezogene Jungen sind sie allesammt und müssen danach behandelt werden. Man muß sich ganz zu ihnen herablassen können. Da Gott Menschen erziehen wollte, ward er Mensch, sagt unser Luther. Willst du Kinder erziehen, mußt du mit ihnen Kind werden. Also willst du Kafern erziehen, mußt du ihnen Kafer werden können, füge ich hinzu. Aber ungezogene Jungen sind's, drum behalte den Zaum in der Hand. Ob du dich ganz zu ihnen herabläßt, sie müssen immer wissen, du bist der Herr. Und wo ihre Flegelhaftigkeit ausbrechen will, da tränk' es ihnen ein, sonst werden sie es dir bald unerträglich machen."[2]) — „Soll es etwa ungestraft bleiben, wenn ein schwarzer Diener seinen Herrn endlos warten läßt und derweilen mit seinen Kameraden ein widerrechtlich erworbenes Schaf am Feuer bratet; oder wenn die Träger mitten in

[1]) Auf dem Missionsfeste 1859 wurden 100 Getaufte angegeben, von denen aber die Mehrzahl auf die Stationen unter den Betschuana kamen. Erst 1863 waren 60 getaufte Kafern vorhanden.

[2]) „Wir haben den Heiden beizubringen: Wir sollen Gott fürchten und lieben, aber das Fürchten muß vorankommen", sagte Dr. Hardeland einst dem Verfasser. Es würde ein unschätzbarer Segen sein, wenn solche Grundsätze in der Behandlung der Naturvölker überhaupt in Anwendung gebracht würden. England mit seinem hier schlecht angebrachten Liberalismus hat in diesem Stücke schon viel verdorben. Um die Kafern wenigstens würde es anders stehen, wenn man ihnen die Zucht, deren sie bedürfen, hätte angedeihen lassen.

der Wüste das Gepäck niederlegen und abgehen wollen, wenn ein Schlingel für das Zeigen des Weges mit dem Finger Bezahlung im Werthe einer Mark fordert."

Hardelands Auftreten verfehlte denn nicht, auch den heidnischen Häuptlingen Respekt einzuflößen. Unter seiner Leitung gewann die Mission eine beträchtliche Ausdehnung. Nicht blos in Natal kamen mehrere Stationen hinzu: Emlongane (1½ M. nordwestl. von Müden), Neu-Hannover (südwestl. von Hermannsburg), Empangeni (6 M. westl. von Müden) und Emakabaleni (südwestl. von dort am großen Buschmannsflusse?), sondern auch im Zululande: Emvutyini (zwischen den beiden älteren Stationen) und Enhlangubo, nordwestl. von dort, nicht weit von Cetschwayo's Residenz. Enhlongane, Emyati und Itaka, im mittleren Theile des Zulureiches, zwischen dem Schwarzen und dem Weißen Umvolosiflusse; während noch weiter nördlich Ehlomohlomo, und dicht an der Grenze der Transvaal-Republik in der Landschaft Intjamaentja Entombe und Ekombela angelegt wurden.[1]) Es mag nur selten vorgekommen sein, daß eine Mission wie die Hermannsburger noch vor Ablauf des ersten Jahrzehnts auf einem Arbeitsfelde 17 gutbesetzte Stationen aufzuweisen vermocht hat. Indessen die anfänglich befolgte Methode erwies sich je länger je mehr als unzweckmäßig. Die Kolonisten waren für das Missionswerk vielfach ein Hinderniß und eine Last. Es zeigte sich dies besonders bei der Auswahl der Stationsplätze. Die Orte, die zum Missioniren günstig sind, taugen in jenen Gegenden gewöhnlich nicht zur Kolonisation und umgekehrt.

„Es ist schwer," sagt das Hermannsburger Miss.-Blatt, „einen recht gesunden Platz für diese Station zu finden. Ein guter Stationsplatz muß mancherlei Eigenschaften haben. Er muß möglichst gesund, also kühl und luftig sein, daher frei und hoch liegen; es muß hinreichend Wasser da sein, und zwar so, daß man es ausleiten, das Feld damit bewässern kann; es muß Holz in der Nähe sein, und zwar auch Bauholz, eine ungemeine Seltenheit im Zululande; Wagen müssen von Natal aus bis zu dem Platze kommen können, ebenso vom Platze bis zum nächsten Holzbusche; es muß endlich eine genugsame, nicht zu zerstreut wohnende Bevölkerung sich dort finden. Plätze, welche alle diese Bedingungen erfüllen, finden sich fast gar nicht. Das letzte, die Bevölkerung, muß uns Missionaren selbstverständlich die entscheidende Hauptsache sein. Wo aber viel Volk ist, da fehlen gewöhnlich die anderen Erfordernisse; wo es einen guten Bauernplatz geben würde, da ist kein Volk. Das sitzt eben am liebsten in den steinigen Klüften, und da muß man zu ihnen hinein. Auch deshalb ist an das Sichselbsterhalten der Stationen nicht zu denken."

Es mußte daher immer mehr abgegangen werden von dem Plane, durch christliche Gemeinden auf die Heiden zu wirken. Dennoch verlor man nicht den Grundgedanken aus dem Auge, der den Kern jenes Planes bildete. Die Hermannsburger Missionare „sehen es nicht für ihre erste und höchste Arbeit an, wenn auch für einen Theil derselben, den Heiden die christlichen Religionsbegriffe für ihren Verstand klar beizubringen und einzuüben und christliche Lebensregeln ihnen einzu-

[1]) Eine kühne Untersuchungsreise, die der Superintendent in das Land der Swazi machte und zwar bis zur königl. Residenz vordringend, hatte keinen Erfolg. Die dortigen Verhältnisse waren noch zu ungünstig für eine Mission.

schärfen — also die schulmäßige Arbeit —; sondern sie sehen als den Herzpunkt in dem göttlichen Missionsberuf an: den Herrn Christum zu predigen, d. h. im Glauben zu zeugen von dem Licht und der Kraft Christi und durch ihre eigene treue Lebensführung vor den Heiden und in Gemeinschaft mit den Getauften den lebendigen Leib der Kirche Christi faktisch darzustellen und also den Neubekehrten mehr Vorbilder als Vorschriften zu ihrem christlichen Leben zu gewähren".[1]) Von den Schulen zur Verbreitung allgemeiner Bildung als Vorbereitung für das Evangelium wird daher noch weniger Gewicht gelegt. „Den eigentlichen Schulunterricht mit den wilden Kafern", schrieb schon 1857 ein Missionar an den Vater Harms, „haben wir fahren lassen, da wir vollkommen aus Ihrem vorletzten Briefe überzeugt worden sind: erst eine Gemeinde und dann eine Schule." — Daß damit aber nicht die Wichtigkeit des Unterrichts überhaupt bestritten und dieser vernachlässigt ward, zeigt die Schule zu Neu-Hermannsburg, der selbst eine Anzahl englischer Kinder aus der Kolonie anvertraut wurde. Auch sind die noch heidnischen Kafern, die sich auf einer Station niederlassen, verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken.

Dr. Hardeland hielt die aufreibende Arbeit seines Amtes, in dem er manche Kämpfe durchzumachen hatte, nicht lange aus. Er kehrte 1864 leidend nach Europa zurück. Einer der ältesten Hermannsburger Missionare, Hohls, der selbst aus dem Bauernstande hervorgegangen den Bildungsgang in Hermannsburg durchgemacht hat, wurde sein Nachfolger. Derselbe hat sich auch als Superintendent des besten Vertrauens seiner Amtsbrüder erfreuen dürfen. Unter seiner Leitung sind denn mehr und mehr die erforderlichen Umgestaltungen der Ordnungen und Einrichtungen auf dem Missionsgebiete durchgeführt worden. Die Kolonisten sind größtentheils von den Stationen fortgezogen, doch so, daß sie immer noch eine christliche Gemeinde bilden, deren Pastoren die Missionare sind. Sie arbeiten nicht mehr wie früher nur für die christliche Gemeinde, sondern suchen festen Besitz für ihre Familien zu erwerben und beziehen aus der Missionskasse keine Unterstützung. Auch die ordinirten Missionare leben nicht mehr in Gütergemeinschaft (wo ihrer mehrere auf einer Station beisammen sind) und auf Kosten der Missionsgesellschaft, sondern ein jeder von ihnen bezieht aus der Missionskasse sein bestimmtes Gehalt. — Erwähnenswerth ist auch die weitere Organisation verschiedener Konferenzkreise: Natal, Südzulu und Nordzulu, über deren jeden einer der Missionare zum Vorsteher gesetzt wurde. Im Jahre 1866 wurde auf der Konferenz zu Neu-Hermannsburg beschlossen, dem Superintendenten einen Beirath zur Seite zu stellen. Eine ähnliche Einrichtung wurde auch für die Konferenz-Vorsteher getroffen.

Unter allen diesen Entwicklungen der Missionsarbeit aber wollten sich immer noch nicht Früchte in reichlicherem Maße zeigen. Auch die Hermannsburger, und diese vielleicht mehr als andre, müssen es erfahren, welch' ein harter Boden die trotzigen, unverschämten, bettel-

[1]) v. Lüpke, Allgem. Miss.-Zeitschrift 1877, S. 67.

haften und doch so hochmüthigen Kaferherzen sind. Grade die schlichte Einfachheit der Missionare wurde schon von diesen Heiden zum Anlaß der Verachtung genommen. „Ihr seid gar keine Missionare", sagte einmal solch' ein ungezogener Heidenbube, „die aus Amerika kommen, sind die rechten; die bauen große Häuser und machen große Geschenke."

Nach den neusten Nachrichten (1875) ist die Zahl der bekehrten Kafern in Natal auf 202 gekommen. Im Zululande zählte man deren nur 33 auf den 8 mit 10 Missionaren besetzten Stationen. Bei der Unsicherheit der dortigen Verhältnisse, da eine jede üble Laune des Königs das Bestehen der Mission in Frage stellen kann, gilt es hier immer noch ein Arbeiten auf Hoffnung. Auch der Einfluß Englands, der sich bei der durch den Agenten Shepstone vollzogenen Krönung Cetschwayo's offenbarte, hat darin noch nichts wesentlich geändert. Doch hat bisher die Mission dort ihr hartes Werk noch immer treiben dürfen.

Noch jünger als die Hermannsburger Mission ist die der **anglikanischen Kirche** in Natal. Zwar hatte schon der Bischof von Kapstadt bei seinem Besuch daselbst im Jahre 1850 einen Missionsplan entworfen. Doch erst der drei Jahre später erwählte Bischof von Natal, Dr. Colenso, konnte das Werk beginnen. Der Anfang aber zog sich, nachdem jener nun inzwischen nochmals nach England gereist war, bis 1855 hin. Nun wurde die Station Ekukayeni 1—1½ Meilen östlich von Pietermaritzburg angelegt. Der Name bedeutet „im Lichte". Es sollte dies eine Musterstation werden, nach der auf sämmtlichen Lokationen nachher Stationen eingerichtet werden sollten. Veranlaßt durch die Verhältnisse kam der Bischof auf eine von den übrigen Missionen abweichende Methode. Er suchte Kinder, namentlich von Häuptlingen, mit Zustimmung der Väter auf seiner Station zu sammeln, um ihnen daselbst, fern von den Einflüssen des heidnischen Kraallebens, eine christliche Bildung zu geben. Die Schule mit einigen dreißig Zöglingen war bald in gutem Zuge. Nun entstanden aber mit Unterstützung seitens der Society for the Propagation of the Gospel, die sich dieser Mission von vornherein annahm, mehrere andere Stationen für die Kolonisten sowohl, als für die Heiden. Die ersteren übergehen wir hier. Von den letzteren sind zu nennen: Springvale am oberen Umkomanzi, wo sich unter Dr. Callaway bald ein reges Leben entfaltetete, und Umlazi, wo früher die Amerikaner eine Station hatten. Im Jahre 1859 aber gelang es dem Bischof, von Umpanda die Erlaubniß zur Anlegung einer Station im Zululande zu erhalten. So entstand Kwamagwaza an einem Nebenflusse des oberen Umhlatuzi. — Es brach jedoch zu Anfang des folgenden Jahrzehnts eine arge Störung über diese Mission herein. Dr. Colenso hatte schon durch seine weitherzige Behandlung der Polygamiefrage Anstoß gegeben. Als er nun vollends sich auf alttestamentliche Kritik einließ und in seinem Buche über den Pentateuch freisinnige theologische Ansichten veröffentlichte, hatte er seine Stellung als Missionar verscherzt. Die Propagation Society und mit geringen Ausnahmen die englischen Missionsfreunde zogen sich von ihm zurück. Man meinte, dieser Mann könne

unmöglich Bischof bleiben. Indessen der gegen ihn angestrengte Absetzungsprozeß hatte keinen Erfolg, da die Gesetze keinen Anhalt boten, den Bischof von seinem Amte zu entfernen. So blieb er denn auf seiner Station Ekukayeni. Die Missionare aber hatten sich sämmtlich von ihm zurückgezogen. Die Leitung der Mission übernahm ein Komitee zu Pietermaritzburg, die bischöflichen Funktionen der Bischof von Kapstadt. Trotz dieses Bruches ging es jedoch mit der Mission vorwärts. Als endlich 1869 ein andrer Bischof für Natal angestellt wurde, fand er namentlich die Station am oberen Umkomanzi mit einer Gemeinde von 350 Gliedern und 128 Kommunikanten, mit ihrer Druckerei und ihren Schulen in einem blühenden Zustande. Eine weitere Heidenmissionsstation kam bald darauf hinzu durch den Uebertritt des früheren Berliner Missionars Illing, der auf eigene Hand bei Ladismith eine Kafergemeinde gesammelt hatte. Der neuste Bericht gibt sie auf mehr als 500 Glieder an. Seine Station trägt den Namen St. Johns. Eine andre Station, Highflats, erscheint in den neuesten Berichten nicht mehr; auch war eine Thätigkeit unter den Griqua in Nomansland wie es scheint nur vorübergehend.

In neuester Zeit aber ist für das Zululand ein besonderer Bischof angestellt worden und das Land jenseits der Tugela zu einer besonderen Diözese gemacht. Die Kolonie Natal wird seitdem als Bisthum Maritzburg bezeichnet. Im Zululande fand der neue Bischof bereits die Mission gewachsen. Zu der oben genannten Station war schon 1863 eine zweite St. Pauls am Umhlatuzi hinzugekommen. Die gesammelte Gemeinde aber war noch sehr gering. Auch die Anglikaner erfreuen sich der Gunst Cetschwayo's. Er hat sogar seinen Sohn zur Erziehung nach Kwamagwaza gegeben. Doch leidet auch diese Mission noch immer unter den unsichern Verhältnissen des Landes. Die Pläne des Bischofs aber zur Anglikanisirung nicht blos des ganzen Zululandes, sondern des Swazilandes und des ganzen Gebiets bis an die Delagoabai sind doch noch zu sehr Luftschlösser, als daß wir hier näher darauf einzugehen hätten.

Schließlich kommen wir auf die jüngste der evangelischen Missionen in Natal; es ist die der **Freikirche von Schottland.** Sie fand freilich einen Anknüpfungspunkt an Alison, der bis dahin ohne Verbindung mit einer Gesellschaft in Pietermaritzburg gearbeitet, eine Kirche gebaut und eine Gemeinde aus den Eingebornen mit 120 Kommunikanten gesammelt hatte. Mit dieser schloß er sich 1867 der genannten Kirche an, die nun eine zweite Station zu Impolweni durch ihn errichten ließ. Dazu ist in neuster Zeit von einem Vermächtnisse, das den Namen seines Stifters Gordon trägt, eine dritte Station Jobskop gegründet.

Damit hätten wir die äußere Ausdehnung der Mission in Natal und dem Zululande dargelegt. Blicken wir auf die Arbeit selbst und ihre Erfolge, so finden wir einen harten Boden, in dem das Evangelium bis jetzt noch nicht tiefere Wurzeln geschlagen hat. Eine äußere Bekanntschaft mit der christlichen Wahrheit ist wohl namentlich in Natal schon zu Wege gebracht. Auch steht der Eingeborne hier dem Missionar

im ganzen nicht etwa feindlich gegenüber, vielmehr trifft man zuweilen selbst eine Art Zuneigung für denselben sogar bei der heidnischen Bevölkerung. Auch wird die Wahrheit der christlichen Lehre vielfach zugestanden. Die Gleichgültigkeit und Stumpfheit läßt es jedoch nicht leicht zu einem Bruche mit der heidnischen Sitte kommen. Das Beispiel der Kolonistenbevölkerung wirkt auch nicht gerade sehr günstig. Wenn auch noch nicht in dem Maße, wie wir es vom Britischen Kaferlande zu sagen hatten, so sind doch auch hier die nachtheiligen Einflüsse der Kultur sehr spürbar.[1]) Die Schwarzen, welche längere Zeit bei den Kolonisten gelebt haben, werden grade als die schlechtesten geschildert. Seit der Entdeckung der Diamantenfelder sind viele dieser Klasse dahin verzogen, um möglichst bald und ohne Mühe Schätze zu erwerben. Die Dienstlöhne sind dadurch in der Kolonie ganz bedeutend gestiegen. Die Kafern auf den Lokationen aber, obwohl auch unter ihnen die Karikaturen einer halben Civilisation nicht fehlen, leben doch im großen und ganzen noch nach väterlicher Weise. Der Regierung sind sie für die humane Behandlung, die ihnen zu theil wird, wenig dankbar. Dagegen hat sich ihre Unverschämtheit bedeutend gesteigert, und der Trotz ist sogar in offener Revolution zweier Stämme hervorgetreten.

Muß unter diesen Umständen die Missionsarbeit schon sehr erschwert sein, so gilt dies noch in weit höherem Maße von dem Zululande, wo bis vor kurzem noch das heidnische Wesen mit allen seinen Greueln in unbeschränktester Kraft bestand. Wie in alter Zeit wurde auf einen Wink des schwarzen Tyrannen eine ihm etwa mißliebige Familie ohne weiteres mit grausamem Blutbade ausgerottet u. s. w. Einige dieser schlimmsten Sitten sind allerdings durch die Verhandlungen der englischen Regierung mit Cetschwayo bei seinem Regierungsantritte abgestellt worden. Ja der König hat sich sogar bereit finden lassen, sich förmlich unter englisches Protektorat zu begeben, wie denn auch seine Krönung durch einen englischen Beamten unter mancherlei Ceremonien vollzogen wurde. Jedenfalls war es die mißliche Lage, in die Cetschwayo durch die Transvaal-Republik gebracht war, die ihre Grenzen immer weiter in sein Gebiet hinein schob, die ihn zu diesem Schritte bewog. Die Zugeständnisse aber, durch welche zwar jenes willkürliche Blutvergießen abgestellt wird, konnten doch nicht dahin ausgedehnt werden, daß dem Volke öffentlich Glaubensfreiheit gewährt worden wäre. Die Missionare hatten freilich durch den englischen Einfluß einen größeren Schutz als vordem erlangt; aber die harten Herzen sind ihnen keineswegs geneigter geworden. Es scheint sogar, daß der Respekt vor den weißen Männern, die doch immer irgend wie durch die Gunst des Königs zu ihrer Niederlassung im Lande kamen, mehr und mehr entschwunden und Trotz und Unverschämtheit an seine Stelle getreten ist. Hie und da zeigt sich auch selbst in den kleinen Gemeinden, daß die Zeit der ersten Liebe vorüber ist, und mancher Missionar hat schmerzliche Erfahrungen machen müssen

[1]) Es ist freilich ein Glück, daß bisher der Verkauf von Branntwein an die Eingebornen in Natal noch gesetzlich beschränkt ist.

mit solchen, an denen einst unter schwierigen Verhältnissen sich ein erfreulicher Gehorsam gegen das Wort Gottes gezeigt hatte.

Dazu kommen nun in neuster Zeit besorgnißerweckende Nachrichten über eine Gährung, welche sich durch die Kaferstämme im Süden hinauf bis unter die Zulu erstreckt. Krili und Cetschwayo, die beiden mächtigsten Herrscher unter den schwarzen Völkern jener Küstenländer, haben eine bedrohliche Haltung gegen die Engländer angenommen. Man fürchtet eine weitgreifende Erhebung gegen die letzteren, und es könnte sein, daß das furchtbare Schauspiel eines neuen Kaferkrieges uns in nicht ferner Zeit bevorstände. Viele Opfer würden dabei fallen. Das größte Opfer aber würde von den verblendeten Eingebornen gefordert werden, die dann alles, was sich von nationaler Selbständigkeit noch bei ihnen findet, aufs Spiel setzen. Kommt es zu einem Kriege, wie dem angedeuteten, so bleibt keine andre Folge übrig, als daß die Schwarzen in ihrer nationalen und politischen Existenz gebrochen werden. Und was dann weiter aus ihnen wird unter den mächtigen Einflüssen der europäischen Kultur, das möchte wohl zutreffenderweise aus dem Beispiel andrer südafrikanischer Stämme sich abnehmen lassen. Die Hottentotten sind bedeutend schneller von dem Verderben ereilt worden, weil sie der europäischen Kultur nicht die Energie entgegenzusetzen vermochten, wie dies die Abantu-Völker, besonders die Kafern und Zulu, längere Zeit mit Erfolg gethan haben. Ist aber der Schwarze erst in seiner nationalen Existenz gebrochen, so verkommt er wie der Hottentott.

Traurig ist der Schluß, mit dem wir von Südafrika Abschied nehmen müssen. Wir stehen an dem Krankenlager vor kurzem noch kräftiger Völker. Noch sehen wir an ihnen manche schöne Anlage; noch regt sich bei uns mancher Gedanke über hohe Aufgaben, die sie in Zukunft zum Wohle der Menschheit zu erfüllen haben möchten. Aber das Leiden ist schwer, und mit verblendetem Blick schauen sie nicht das ihnen bevorstehende Verderben, und die Hülfe, die ihnen dargeboten wird, weisen sie hartnäckig zurück. So schmerzlich es für den Missionsfreund ist, Völker, die als Träger des Christenthums Hohes und Herrliches in der Geschichte der Menschheit hätten leisten können, dem sichern Untergange entgegen gehen zu sehen, so wenig dürfen wir vor der Wirklichkeit die Augen schließen. Die vorstehende Darstellung aber zeigt wenigstens, daß diesen Völkern das Evangelium gebracht worden ist „zu einem Zeugniß über sie.“ Wir wollen das nicht im Tone der Selbstgerechtigkeit sagen. Wir erkennen wohl manche Mängel und Schwächen, an denen auch die Mission unter den Kafervölkern leidet. Wir verkennen nicht die Schuld, die christliche Nationen durch die von ihnen nach Südafrika überströmenden schlechten Einflüsse auf sich geladen haben.[1]) Dennoch dürfen wir behaupten, daß jene Völker im ganzen und großen nicht unbekannt geblieben sind mit dem, was zu ihrem

[1]) Dazu kommt auch noch, was vielleicht am schwersten wiegen möchte, die Versäumniß einer angemessenen Zucht, die ein auf höherer Kulturstufe stehendes Volk über die noch nicht zur Freiheit erwachsenen Völker niederer Kulturstufen, soweit sie in sein Bereich kommen, üben sollte.

Frieden dienen konnte. Wer die dargebotene Gnade verachtet, dem wird sie zum Gericht. Und so mag auch dort das ernste Wort von den „sich sammelnden Adlern“ zutreffen, da wo auch noch christliche Barmherzigkeit mit dem Meister weinend ruft: „Wie oft habe ich Deine Kinder versammeln wollen — — — — und ihr habt nicht gewollt.“ — Und doch, wenn auch die Völker als Völker zu Grunde gehen, Reste werden wenigstens, wie Brände aus dem Feuer gerissen, gerettet werden, und noch wenn es längst schon keine Kaferkraale und keine Kaferhäuptlinge mehr geben wird, werden einzelne Seelen, Nachkommen dieses Volkes, die Barmherzigkeit des Herrn preisen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

verachtet, dem
ste Wort von
noch christliche
e oft habe ich
ihr habt nicht
er zu Grunde
Feuer gerissen,
aferkraale und
e Seelen, Nach-
reisen.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Zweiter Band: Afrika.

Dritte Abtheilung:
Das Festland und die Inseln von Ostafrika.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

Die evangelische Mission

auf dem

Festland und den Inseln von Ostafrika.

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1877.

1. Land und
2. Die evange

1. Abessinien.
2. Die Mission

1. Madagaskar
2. Die Mission
3. Neueste Ge
auf Mada

Inhalt.

A. Das Festland von Ostafrika.

Seite

1. Land und Leute 1
2. Die evangelische Mission in Ostafrika 33

B. Nordostafrika.

1. Abessinien. Land und Leute 56
2. Die Mission in Abessinien 65

C. Die Inseln von Ostafrika.

1. Madagaskar und Mauritius. Land und Leute 82
2. Die Mission auf Mauritius und Madagaskar 92
3. Neueste Gestaltung und gegenwärtiger Stand der evangelischen Mission auf Madagaskar 127

A.

Die erste nä
als Vasco da Ga
des Kontinents vo
folgt hatte. Er tr
lichen Zustande.
striches, etwa vom
unter arabischem G
lebte hier unter mu
war der Islam we
verband diese Gege
Asiens. Einige je
dessen Nachfolgern
zuerkennen. Die P
Indien beschäftigt,
merksamkeit geschenk
sie auf einigen Plä
nächst auf jenen be
guebarküste bezeichn
und Mombas (Mo
Ansiedlungen jedoch
Einfluß. Selbst wo
das seiner Schönhei
Umgebung das trüb
Zustände von der c
tugiesen nicht blos
zu gewinnen, sonde
so konnte ihre Herr

[1]) Schon 924 wurde

Ostafrika.

A. Das Festland von Ostafrika.

1. Land und Leute.

Die erste nähere Kunde von Ostafrika gelangte nach Europa, als Vasco da Gama auf seiner Entdeckungsreise (1498) die Ostküste des Kontinents von Süden her bis über den Aequator hinaus verfolgt hatte. Er traf hier keineswegs Eingeborne in ihrem ursprünglichen Zustande. Vorzüglich die nördlichen Theile dieses Küstenstriches, etwa vom Kap Delgado an, hatten schon Jahrhunderte lang unter arabischem Einflusse gestanden.[1]) Eine gemischte Bevölkerung lebte hier unter muhammedanischen Fürsten, und wenigstens äußerlich war der Islam weit und breit eingeführt. Ein reger Handelsverkehr verband diese Gegenden mit den muhammedanischen Küstenländern Asiens. Einige jener Fürsten zwar wurden von dem Entdecker und dessen Nachfolgern wohl gezwungen, die portugiesische Oberhoheit anzuerkennen. Die Portugiesen aber waren fortan viel zu sehr mit Indien beschäftigt, als daß sie der Kolonisation Ostafrika's viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Es verging fast ein Jahrhundert, bis sie auf einigen Plätzen Niederlassungen gründeten. Blicken wir zunächst auf jenen bezeichneten nördlichen Küstenstrich, der als Zanguebarküste bezeichnet wurde, so haben wir Zanzibar (Zanguebar) und Mombas (Mombâça) (1594) hervorzuheben. Von keiner dieser Ansiedlungen jedoch verbreitete sich in weiterem Kreise der europäische Einfluß. Selbst wo eine Stadt zur Blüte sich erhob, wie Mombas, das seiner Schönheit wegen besungen wurde, blieb in der nächsten Umgebung das trübe Gemisch orientalischer und afrikanisch-heidnischer Zustände von der christlichen Kultur fast unberührt. Da die Portugiesen nicht blos versäumten, die Liebe der Bevölkerung für sich zu gewinnen, sondern diese vielmehr durch ihre Tyrannei erbitterten, so konnte ihre Herrschaft in dieser Gegend nicht von Dauer sein.

[1]) Schon 924 wurden die Städte Magadoxo (—öschu) und Barawa gegründet.

Die Bewohner von Mombas wandten sich im Jahre 1698 mit der Bitte um Befreiung von der Fremdherrschaft an den Imam von Maskat (im südöstlichen Arabien). Dieser vertrieb die Portugiesen und unterwarf sich die ganze Küste vom Kap Delgado bis zum Kap Garhafui. Während das Reich von Maskat im folgenden Jahrhundert von innerem Streit bedrängt war, der zum Sturze der Dynastie führte, kehrten die Portugiesen freilich noch einmal zurück. Said ben Achmed jedoch, ein Fürst der neuen Dynastie, brachte die ostafrikanische Küste wieder unter seine Herrschaft, und sein Enkel Seyyid Said (1807—56 [58?]) verlegte im Jahre 1828 seine Residenz auf die Insel Zanzibar. Nach dessen Tode aber wurde das Imamat in zwei unabhängige Reiche getheilt, Maskat und Zanzibar, welches letztere jetzt unter dem Sultan Seyyid Barghasch steht.

Etwas bedeutender wurde die Herrschaft der Portugiesen auf dem südlicheren Theile der Ostküste Afrika's, vom Kap Corrientes bis zum Kap Delgado; denn hier fanden sie unter der vorwiegend heidnischen Bevölkerung weniger Schwierigkeiten, als dort unter der muhammedanischen. Nach den hauptsächlichsten Niederlassungen werden ganze Striche dieser Küste genannt: Sofala, Quilimane (Kili-) und Mozambique (Mosangbike). Von hier aus drang die portug. Herrschaft auch weiter nach dem Innern vor. Besonders am Zambesi wurden Ansiedlungen wie Senna, Tete und Zumbo angelegt. Manche eingeborne Stämme unterwarfen sich, und auch die katholische Mission ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, denselben christliche Formen mitzutheilen. So viel Rühmens aber auch von den Erfolgen seiner Zeit gemacht worden ist, so hat sich hier der Verfall der Mission wie der Kolonien überhaupt noch viel schärfer gezeigt, als bei den früher von uns erwähnten (II, 1, No. 1) portugies. Kolonien auf der Westküste. Auch hier ist der Sklavenhandel und das eigensüchtige Ausnutzungssystem der portugiesischen Kolonial-Politik die Ursache des Verfalles geworden. Erst in neuester Zeit hat man diesen jämmerlich heruntergekommenen Besitzungen eine bessere Pflege zuzuwenden angefangen. Sie sind jetzt in 2 Gouvernements, Mozambique und Zambesia eingetheilt, letzteres mit dem Hauptort Tete, der zugleich jetzt die fernste Ansiedlung nach dem Innern zu bildet.

Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß die geographische Kenntniß Ostafrika's bis in die neueste Zeit eine höchst beschränkte geblieben ist. Fester als auf andern Theilen des Kontinents lagerte hier der verhüllende Schleier, der Hand des Entdeckers harrend. Selbst die portugiesischen Besitzungen waren, abgesehen von den Küstenplätzen, fast verschollen und unbekannt. Wir wußten über das innere Ostafrika weniger, als Ptolomäus und arabische Schriftsteller des Mittelalters. Erst von Seiten der evangelischen Mission ging der Anstoß aus, infolge dessen im Laufe der jüngst verflossenen Jahrzehnte auf diesem Gebiete die bedeutendsten Entdeckungen gemacht wurden. Livingstone brachte uns die erste genauere Kunde

über die Länder am Zambesi, und Krapf und Rebmann waren es, die das Vorhandensein der großen Seen konstatirten (die sie damals zunächst freilich als ein mächtiges Wasserbecken sich vorstellten) und als die ersten Europäer die hohen Schneeberge in der Nähe des Aequators sahen. Seitdem ist Ostafrika eines der ergiebigsten Gebiete für die Thätigkeit der Entdecker geworden, und es ist erstaunlich, welche Vervollständigung die Karte von Afrika auf dieser Seite in den letzten beiden Jahrzehnten erfahren hat. Dennoch ist auch hier der Schleier noch keineswegs völlig gehoben. Unsre Kenntniß hat kaum die hauptsächlichsten Grundzüge von der Beschaffenheit der betreffenden Länder erfaßt. Weder geographisch noch ethnographisch läßt sich jetzt schon ein ins einzelne gehendes, genaues Bild von denselben geben. Auch unsre Schilderung muß sich daher auf Bruchstücke beschränken. Beginnen wir mit dem Punkte, der jetzt dem europäischen Verkehr am zugänglichsten ist und an Wichtigkeit alle andern Punkte Ostafrika's übertrifft: Zanzibar.

Zanzibar, von den Afrikanern Ungujo genannt, ist eine gegen 30 Quadratmeilen große, längliche Koralleninsel, die durch einen mehrere Meilen breiten Kanal vom Festlande getrennt wird. Sanft ansteigend erhebt sie sich mit ihren fruchtbaren Feldern und üppigen Baumpflanzungen und Hainen 400 Fuß über den Meeresspiegel. Es ist ein herrlicher Anblick: der gelbliche, von weißschäumender Brandung gesäumte Strand, überragt von dem saftigsten Grün; herrlich glänzt darüber der tiefblaue Himmel. So klar und durchsichtig ist die Luft, daß du vom Schiffe aus die zahlreichen weißen Häuschen ganz nahe zu haben meinst, die freundlich aus dem dunkeln Laube der Orangen- und Gewürznelkenbäume hervorschauen. Gruppen schlanker Kokospalmen und offene lichtgrüne Wiesenflächen unterbrechen jene Haine, ebenso Maniocapflanzungen umgeben von gradlinigen, lebendigen Hecken von Lorbeeren und duftendem Jasmin.

Auf der Westseite der Insel liegt die Hauptstadt gleiches Namens. Von ferne mag sie mit ihren aus weißen Korallen errichteten Gebäuden einen stattlichen Anblick darbieten. Unmittelbar am Ufer erhebt sich die Burg, die trotz ihrer armirten Bastionen der Stadt gegen ein europäisches Kriegsschiff nicht viel Schutz würde geben können, denn sie befindet sich in sehr vernachlässigtem Zustande. Doch sieht sie recht romantisch aus mit ihren mittelalterlichen Zinnen. „Oestlich von der Burg steht ein langer schmutziger Schuppen, das Zollhaus. Unweit davon erhebt sich der Palast des Sultans, ein kasernenartiges, zweistöckiges, weißes Gebäude mit grünen Fensterläden und rothem Ziegeldach. Vor demselben stehen einige kupferne Kanonen und ein Flaggenstock, an welchem schwere Verbrecher derart befestigt werden, daß man sie von den Beinen bis zum Halse mit Banden umschlingt, bis „die Seele aus ihnen herausfährt." Die übrigen Häuser zeigen orientalische Bauart: flache Dächer, die Gitterfenster nach dem innern Hofe hinausgehend."

Das Innere der Stadt aber ist nichts weniger als anziehend. Die engen Straßen sind schmutzig und morastig und verderben die Luft mit Fiebermiasmen. Neben den besseren Häusern der Araber finden sich dichte Gruppen von afrikanischen Hütten aus Rohr und Binsen gebaut, in denen leicht eine Feuersbrunst bedeutende Verheerungen anrichtet. Reinlichkeit ist hier vielleicht weniger zu finden als in manchen Dörfern der Schwarzen auf dem Kontinent. — Es ist ein reges Leben und Treiben auf den Straßen und Märkten. „Negerinnen und schwarze Knaben stehen in langen Reihen und bieten in der Sonne getrocknete Maniocka, Ananas, fettiges Backwerk, Limonade, stark riechende Fische u. s. w. feil. Sie verfertigen zum Zeitvertreib Matten und schnattern wirr durch einander. Dort gehen kräftige Lastträger aus Hadramaut mit schweren Ballen oder Häuten, die auf Stangen liegen, und stoßen Kühe aus dem Wege, die gemüthlich den Marktabfall verzehren. Stämmige Bhattias und Bhanyas (Banianen), indische Handelsleute, erkennt man an der fahlen Gesichtsfarbe, dem geschorenen Barte, dem spitzen, rothen, mit Gold besetzten Turban und den schneeweißen Baumwollenkleidern. Sehr malerisch aber nehmen sich die hellbraunen Araber aus, deren geringeltes Haar auf das safrangelbe Gewand herabfällt; sie tragen Schwerter, Dolche und kleine Schilde aus Leder."

Diese bilden den Kern der Bevölkerung, die für die Stadt auf 60,000, für die ganze Insel auf 200,000 geschätzt wird. Sie sind die Grundbesitzer, zugleich die reiche Aristokratie, ein verweichlichtes Geschlecht, dabei arbeitsscheu und fanatische Anhänger ihres Propheten, nach dessen Vorschriften sie die täglichen Waschungen verrichten und ihre Gebete herplappern. Auf ihren Landgütern (Schamba, Plantagen) lassen sie ihre Sklaven für sich arbeiten, oder sie halten solche, um sie in der Stadt zu vermiethen und vom Ertrage ihres Verdienstes zu leben. Um ihrer Seligkeit desto gewisser zu sein, fügen sie wohl beim Herannahen ihres Endes ihren guten Werken noch dies hinzu, daß sie einem oder gar ihren sämmtlichen Sklaven die Freiheit schenken.

Der blühende Handel Zanzibars liegt überwiegend in den Händen der erwähnten Bhattias.[1]) Diese unternehmenden, rührigen Indier aus Katsch, Surate oder Bombay, die einen Dialekt des Guzerati sprechen, machen den zehnten Theil der Stadtbevölkerung aus und haben ein eigenes Stadtviertel inne; ja, ihre Zahl vermehrt sich beträchtlich, wenn während des Nordost-Monsuns auf der sicheren Rhede europäische, afrikanische und asiatische Schiffe in großer Zahl ankern. Viele dieser eifrigen Geschäftsleute halten sich nur zeitweise in Zanzibar (oder an andern Punkten von Ostafrika) auf, indem sie ihre Familie in der Heimat belassen, und kehren

[1]) Weniger sind die Vertreter anderer indischer Handels-Kasten, der Banian und Lohana, sowie einiger muhamedanischer Sekten in Indien.

dorthin zurück, wenn sie sich ein ansehnliches Vermögen erworben haben.

Ein anderer Bestandtheil der Bevölkerung sind die Suris, Araber von Oman, die zu Tausenden mit dem Nordost-Monsun auf leichten Fahrzeugen (Dhaus) herüberkommen, gesalzene Fische, oft in halbverfaultem Zustande, zum Verkauf bringen, Sklaven einhandeln oder stehlen und mit dem Südwest-Monsun im April wieder heimkehren. Sie sind ein schmutziges, diebisches Gesindel. Besser sind die schon erwähnten Arbeiter, die von Hadramaut herüberkommen. Ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung besteht aus Eingebornen von den Comoren, die durch ihre intelligenten Züge sich bemerklich machen.

Zahlreicher als alle bisher genannten Klassen ist die der Mischlinge von Arabern und Negern, eine verkommene Rasse, unehrliche und charakterlose Leute. Wir werden sie bei der Schilderung des Festlandes als Sawâhili näher kennen lernen. Ihre Sprache, das Kisawâhil, ist auf Zanzibar die allgemeine Verkehrssprache. — Der größte Theil der Bevölkerung der Insel aber besteht wohl aus den vom Festlande geholten Sklaven. Ja, Zanzibar hat die traurige Berühmtheit, bis in die neueste Zeit der bedeutendste Stapelplatz des afrikanischen Sklavenhandels geblieben zu sein. Freilich hatte England auch mit dem Herrscher von Zanzibar wiederholentlich Verträge gegen diesen abscheulichen Handel abgeschlossen (1822 und 1845) — aber die Versprechungen, denselben zu unterdrücken, kamen nie zur Ausführung. Auch unter dem jetzigen Sultan fehlte noch lange der ernstliche Wille, den Sklavenhandel abzustellen. Er zog seine hauptsächlichsten Einkünfte aus demselben, die er mit Rücksicht auf eine jährliche Abgabe (40,000 Kronen = 16,000 Mark) an seinen Bruder, den Imâm von Maskat, nicht entbehren zu können meinte. Es war jedoch keineswegs die Noth des Herrschers, die diesen schändlichen Handel aufrecht erhielt. Jedenfalls übte die Summe von etwa 400,000 Mark, die er aus demselben jährlich eingenommen haben soll, abgesehen von seinen Verpflichtungen, einen großen Reiz auf ihn aus. Andrerseits aber hatte der Sklavenhandel auf Zanzibar so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er nicht so leicht abzustellen war. Zanzibar war einer der besten Märkte für den Verkäufer und Käufer der in allen muhammedanischen Ländern stark begehrten Waare. So kam es, daß arabische Händler in Ostafrika jährlich an 20—25,000 Schwarze zusammenbrachten, die an den Steuerämtern des Sultans auf der Küste schon ihren Zoll entrichteten. Trotz der Thätigkeit der britischen Kreuzer gelang es den schlauen Händlern meistens, in ihren Dhaus sie nach der Insel zu bringen, wo sie wiederum einen Eingangszoll zahlten und stets Käufer fanden. Hören wir von einem Augenzeugen[1]) eine Schilderung jenes Marktes, wie er noch 1873 gehalten wurde:

[1]) Vergleiche Allgem. Miss.-Zeitschrift 1875, S. 524.

„Der Markt wird auf einem ziemlich engen, von drei Häuserreihen eingeschlossenen öffentlichen Platze gehalten. Den Zugang gewährt von der einen Seite der hauptsächlich von Indiern innegehabte Bazar, von der andern aber eine, in die Umgebungen der Stadt hinausführende offene Straße. Auf unserm Wege passirten wir einen weiten, ganz mit Kokosnuß-Mühlen angefüllten Raum, wo die primitive Einrichtung derselben unsre Verwunderung erregte: im Kreise gehende Kameele wälzten nämlich einen Holzklotz, welcher die Nüsse zermalmte, wodurch das Oel besser ausgepreßt werden soll, als durch die beste der neueren Maschinen. An eine dieser Mühlen fanden wir drei Sklaven zur Strafe für einen Diebstahl festgekettet, jedoch ohne daß diese Strafe ihnen sehr empfindlich zu sein schien. Als wir, nachmittags um 3½ Uhr, auf dem Marktplatze selbst eintrafen, fanden wir diesen noch ziemlich leer, so daß wir die schon vorhandenen Sklaven uns um so besser ansehen konnten. Rings um den Platz saßen sie reihenweise, dicht zusammengedrängt, hier von einem Araber gehütet, dort von einem Neger, welcher ohnlängst in derselben Lage gewesen sein mochte; so oft sie ihre auf dem Transport steif gewordenen Glieder ein wenig über die vorgezeichnete Linie hinausreckten, wurden sie von den Hütern aufs härteste angefahren. Wir zählten anfangs dieser Unglücklichen neunzig, von jedem Alter und Geschlecht. Manche derselben starrten matten Blickes und resignirt vor sich hin; einige wohlgenährte Gestalten dagegen schienen guter Dinge zu sein, während zwei junge Männer wie auch ein Knabe in ihrer skeletartigen Erscheinung, mit dem Ausdruck des Jammers in ihren Blicken, alles Elend der Sklaverei uns vergegenwärtigten. Die Mehrzahl schien indeß während des ganzen Handels ebenso wenig ein Gefühl von ihrer Erniedrigung zu haben, wie etwa unsere, auf den englischen Märkten zur Verdingung ausgestellten Dienstboten. Fast alle waren nackend, bis auf einen Lappen Tuches, welchen die Sklaven um die Hüfte trugen, oder eine Decke, welche den Sklavinnen lose umgehängt war. Manche dieser schwarzen Angesichter waren bunt tätowirt; auch sahen wir Ringe in Ohren und Nasen. Einige der Frauen waren augenscheinlich dazu ersehen, die Blicke der Käufer besonders auf sich zu ziehen: sie standen da in farbigen Kleidern, das Haar kurz geschnitten, Augen und Brauen dunkel gefärbt, die Stirnen wunderlich bemalt, an Händen und Armen mit schweren Ringen geschmückt. — Erst um 5 Uhr kamen, zugleich mit neuen Haufen Schwarzer, die eigentlichen Marktkunden daher geschlendert, zugleich mit dem müßiggängerischen Publikum der Residenz, Araber, Indier von der „Halbkaste", dazu mit hohen Mützen, Schwert und Dolch ausgestattete Perser aus der Sultangarde. Plötzlich fuhren jetzt sämmtliche Händler wie aus dem Schlafe auf, und der Markt war voll Lebens und Lärmens. Die nächste Stunde war geeignet, einen peinlichen Eindruck über den andern hervorzubringen. Zunächst wurden nur — so bringt das Geschäft es mit sich — die schwächlichsten und verkommensten aus der Zahl der käuflichen Schwarzen hervorgeholt, an der Hand im Kreise herumgeführt und vorgezeigt, dann die Preise mit lauter Stimme ausgerufen. Für einen der armen Burschen verlangte sein Herr nur sieben Doll.; ein Kenner strich prüfend die Haut desselben, befühlte seine Arme, untersuchte seine Zähne, um ihn zuletzt als untauglich zu verwerfen. — Noch abstoßender war die Besichtigung der Sklavinnen. Von aufgedunsenen, alten Lüstlingen mußten sie sich anglotzen, vom Kopf bis zu den Füßen betasten lassen, und davor stand ein ganzer Haufe von Zuschauern, als handle es sich um eine Kuh oder Stute; hatte man sich ziemlich geeinigt, so zogen Käufer und Verkäufer sich mit dem Weibe hinter einen Vorhang zurück, um hier die letzte Scene der Besichtigung aufzuführen. An den armseligen Objekten dieser Prozedur bemerkte ich jedoch kaum irgend ein Widerstreben; sie schienen völlig abgestumpft und gleichgültig gegen die mit ihnen vorgenommene Abschätzung, schienen durchweg die Aufmerksamkeit, welche man ihnen schenkte, gar nicht zu beachten. — Die gezahlten Preise variirten zwischen 7 und 67 Doll.; soviel wurde eine junge, wohlgestaltete Sklavin werth befunden. Indeß im ganzen schien das Geschäft nur flau zu gehen. Die Anwesenheit der engl. Gesandtschaft in Zanzibar hatte, wie man uns versicherte, die Stimmung des Marktes, namentlich in Betreff des Sklavenhandels, herabgedrückt. Und weil damals schon der Schluß der jährlichen Marktzeit bevorstand, so war die Quantität der angebotenen Menschenwaare keine so große mehr. Wir zählten beim Fortgehen etwa 200 Sklaven. — An einem der letzten Tage hatte ein britischer Kreuzer eine Dhau aufgebracht, welche mit 80 Sklaven von Kilwa abgesegelt war. Von dieser Zahl waren 38 an

der Cholera schon gestorben, ehe das Schiff den Engländern in die Hände fiel. Etliche, welche anscheinend hoffnungslos an der Krankheit darniederlagen, hatte der Eigenthümer aus dem Schiffe ausgesetzt und am einsamen Gestade ihrem Schicksale überlassen, um wenigstens der Zahlung des Eingangszolles überhoben zu sein. Die unglücklichen Geschöpfe waren von katholischen Missionaren gefunden und in Pflege genommen. Solcher Rohheit fallen unstreitig zahlreiche menschliche Wesen zum Opfer; ihre endlich gelandeten Brüder und Schwestern aber werden verurtheilt, und zwar in vielen Fällen todesmatt in afrikanischer Sonnengluth, ohne daß man ihnen einen kühlenden Schatten oder Trunk gönnt, öffentlich auszustehen, einen Tag nach dem anderen, wenn nicht der Schatten des Todes sich mitleidig auf sie herniedersenkt! — Ist es nicht in Wahrheit ein Fluch zu nennen, jenes Uebel, welchem wir entgegenzuarbeiten berufen sind?" — „Dennoch bleibt der Sklave immer Sklave, eine Waare, ein Geschöpf, das unter Umständen auch willkürlich getödtet werden kann, wovon auch (in katholischen Berichten) in neuerer Zeit einige Fälle der grausamsten Art berichtet wurden."

Auf Zanzibar bleiben von den eingeführten Sklaven höchstens 2000. Diese haben im großen und ganzen verhältnißmäßig kein gerade drückendes Loos. In der Stadt sieht man sie oft recht vergnügt bei ihrer Arbeit. Von den Lastträgern, den Ruderern, den Arbeitern bei Bauten hört man oft vergnügten Gesang. Eine grausame Behandlung seitens ihrer Herren soll nicht vorkommen. Der Korân macht es den Gläubigen zur Pflicht, die Sklaven menschlich zu behandeln;[1]) außerdem aber sind hier die Araber selbst zu träge, um ihre Sklaven hart anzutreiben. Zwei Tage in der Woche haben alle Sklaven für sich: den Donnerstag und den Freitag. Diejenigen, welche von ihrem Herrn zu anderen als Tagelöhner geschickt werden, erhalten den fünften Theil des verdienten Lohnes. Noch besser haben es die Sklaven auf dem Lande. Jeder hat eine Hütte mit einem Garten, die sich oft sehr vortheilhaft vor den schmutzigen Wohnungen der Araber auszeichnet. Sie haben oft reichlichen Nebenverdienst, indem sie ihre Gartenprodukte zum Markte bringen, und es kommt vor, daß ein Sklave selber wieder Sklaven hält, von denen er seine Arbeiten verrichten läßt.

Bei dem allen aber gehört die Sklaverei zu den Greueln, deren Fortbestehen die christlichen Mächte, soweit ihr Einfluß reicht, nicht dulden können. Die Schilderung ihrer Wurzeln in den Sklavenjagden auf dem Kontinent, die wir weiter unten zu erwähnen haben, muß diesen Gedanken aufrecht erhalten, auch da, wo eine Betrachtung des mehr patriarchalischen Verhältnisses der Sklaven zu einem minder ungünstigen Urtheil stimmen möchte.

Von den energischen Schritten, die England in jüngster Zeit auf Zanzibar gethan hat, um die Ausführung von Sklaven zu unterdrücken, werden wir ebenfalls ausführlicher bei der Betrachtung der Mission zu reden haben, da diese seitdem in ein neues Stadium der Entwicklung getreten ist. Wir wenden uns zunächst der Be-

[1]) Das ganze Institut der Sklaverei hat vor den Augen eines Muhammedaners dadurch eine ganz andere Bedeutung, daß jeder Sklave sofort zum Islâm bekehrt wird. Wenigstens empfängt er sogleich bei der Gefangennahme die Beschneidung.

trachtung des Festlandes und seiner Bewohner zu. Wie schon gesagt, können unsre Angaben hierüber nur fragmentarisch sein. Kombiniren wir aber, was von den verschiedenen Erforschern an einzelnen Stellen konstatirt ist, so möchten wir die allgemeine Vorstellung zutreffend finden, die einer jener Reisenden gibt, indem er Afrika mit einer umgekehrten Schüssel vergleicht. Längs der Küste zieht sich der flache, sanft nach innen sich hebende Rand hin, auf welchen eine schroff aufsteigende Terrasse folgt bis zu 5—6000 Fuß über dem Meeresspiegel. Weiter kommt nach innen das ein wenig eingedrückte Plateau, in welchem die mächtigen Wasserbecken der erst zu unsrer Zeit entdeckten Seen gelegen sind. Jene schroffe Terrasse umfaßt aber an einigen Punkten höhere Erhebungen wie die über 18,000 Fuß hohen Schneeberge Kilima Ndscharo und Kenia, oder entfaltet sich zu ausgedehnteren Gebirgssystemen wie das Abessinische Alpenland, das im Norden ihren Abschluß bildet, während sie im Süden, wie es scheint, in das Kathlamba- (Draken-) Gebirge übergeht.

Indem wir von Abessinien vorläufig absehen, betrachten wir zunächst die weit vorgeschobene Ostecke Afrika's, die mit dem Kap Gardafui abschließt. Hier erhebt sich der oben angedeutete äußere Rand zu einem breiten felsigen Hochplateau, das zum Theil schroff aus dem Meere aufsteigt. Es ist das erst wenig erforschte Land der **Somâli.**[1]) Dasselbe bietet einen verschiedenen Anblick. „Hier Wüste, bedeckt mit Kalk- und Sandgestein, zwischen dem nur in den Winterregenbetten verkrüppelte Akazien und anderes Dornengestrüpp ein kümmerliches Dasein fristen, dort meilenweit eine wellenförmige Steppe, deren vergilbtes Gras im Sommer nur von Löwen und Gazellen und seltenen Karawanen durchstreift wird; dann wieder in muldenförmigen Thälern oder an den Ufern periodischer Flüsse ein reich angebautes Land mit Dörfern und Städten, Durrafeldern[2]) und Palmenhainen." Sehr wenige Flüsse erreichen das Meer; nur der unter dem Aequator mündende Dschuba ist eine Zeitlang im Jahre so wasserreich, daß er als Verkehrsstraße nach dem Innern benutzt werden kann.

Die in verschiedene Stämme gespaltene Bevölkerung, Somâli genannt, ist eine Mischlingsrasse. Den Kern bildet wohl das mit den westlicher wohnenden Galla verwandte Element; dazu kam Mischung mit Arabern und Negern. Daher findet sich hier und da eine sehr verschiedene äußere Erscheinung. Die Hautfarbe wechselt von der eines hellgebrannten Kaffees bis zu der des Negers. So findet man auch in den Formen bald kaukasischen Typus vorwaltend, bald stär-

[1]) Burton hat 1854 durch seine Reise nach Harrar dieses Gebiet unsrer geographischen Wissenschaft zuerst erschlossen. Näheres in seinem Buche First Footsteps in Eastern Africa, London 1856.

[2]) Durra = Sorghum vulgare, Mohrenhirse.

kere Züge des Negertypus. Im ganzen hat das Gesicht nichts Angenehmes und es fehlt ihm besonders ein lebhafter Ausdruck. Arme und Beine sind hager, die letzteren fast ohne Spur von Waden; auch ist die Muskelkraft gering.

Die Kleidung der Somâli besteht bei den Männern aus zwei Stücken Baumwollenzeug von je 6—7 Ellen Länge und 3 Ellen Breite. Aus dem einen machen sie eine Art Weiberrock, der über den Hüften mittelst eines der Zipfel festgehalten wird, der zu einem Gürtel zusammengedreht ist; mit dem andern, Meuro genannt, hüllen sie den Oberkörper und bisweilen den Kopf ein und drapiren es je nach ihrem Geschmack. Die Sandalen fabriziren sie selbst aus Rindsleder. Um Hals und Arme tragen sie an Riemen einige Talismane, kleine Ledersäckchen mit Papierschnitzeln, auf die Verse aus dem Koran geschrieben sind. Alle Somali gehen bewaffnet; ihre Waffen sind der Speer, der bisweilen durch Bogen und Pfeil ersetzt wird, und ein langes Dolchmesser mit schwarzem Horngriff. Ein kleiner runder Schild aus Rhinozeroshaut begleitet fast immer den Speer und wird am Halse befestigt. Die Frauen tragen Kleider aus Schaf- und Antilopenfellen nebst einigen Stücken Baumwollenzeug. Alle haben als erstes Kleidungsstück eine Art Schurzfell, das unter der rechten Achsel hinweggeht und auf der linken Schulter geknüpft ist; es verhüllt die Brust und fällt als Schürze bis etwas oberhalb der Knie herab; ein Weiberrock aus Baumwolle hält das Schurzfell in der Taille zusammen. Bei unverheiratheten Frauen sieht man oft an der Stelle des Schurzfells ein Stück weißen Stoffes, das ebenfalls zur Verhüllung der Brust dient. Der Meuro, der nöthigenfalls den Körper von Kopf bis zu Fuß umgeben könnte, vollendet den Anzug und wird je nach Laune oder Bedürfniß bald wie ein Mantel, bald wie ein Shawl umgenommen. Auf ihre Frisur verwenden sie keine Sorgfalt, sie ist immer schmutzig, unordentlich und unter einem meist blauen Tuche eingepackt, das ähnlich einem schlecht zusammengerollten Turban arrangirt wird. Eine Fußbekleidung scheint bei den Frauen nicht vorzukommen. Als Schmuck tragen einige Ohrenringe und die meisten ein langes Halsband aus Glasperlen, das auf die Brust herabfällt und an welches nach Art eines Medaillons ein unförmliches Stück Muschel oder Fischknochen gehängt wird, dessen weiße Farbe sich grell von der dunklen Haut abhebt.

Ueber die Sprache der Somâli finde ich nichts Näheres; nur soll sie in verschiedene Dialekte zerfallen und zur Familie der semitischen Sprachen gehören. Die im Innern des Landes leben als Nomaden, treiben Viehzucht, Jagd und sammeln Gummi. Kameelfleisch und Milch lieben sie am meisten. Sie rauchen nicht, aber kauen Tabaksblätter. Alle Arbeit ruht auf den Frauen, doch haben sie für die Feldarbeit auch Sklaven, die indessen wie Familienglieder

gehalten werden. Ihre Wohnungen sind rund, aus Zweigen geflochten, mit Fellen bedeckt und immer mit Matten bekleidet.

Dem Namen nach sind die Somâli Anhänger des Islâm, haben jedoch großentheils ihre alten heidnischen Gebräuche beibehalten: sie verehren gewisse Bäume, schwören bei gewissen heiligen Steinen und haben Ordalien wie die meisten afrikanischen Völker. Auch an Sehern und Seherinnen fehlt es bei ihnen nicht. Drei Monate des Jahres gelten ihnen für unglücklich. Die Beschneidung hatten sie schon vor der Einführung des Islâm, nur wurde dieselbe nicht wie jetzt im siebenten Lebensjahre, sondern später vorgenommen.[1]) Die Leichen werden in kauernder Stellung beerdigt. Die Gräber liegen einzeln und sind mit hohen Steinhaufen überdeckt. Es wird dabei an die Sitte erinnert, die wir von den Hottentotten erwähnten, bei denen jeder an einem Grabe vorübergehende einen Stein auf dasselbe legt.

An der Küste des Somâlilandes liegen ein paar Handelsplätze, Berbera am Meerbusen von Aden und Magadoxo am Indischen Ozean. Letzteres ist, wie schon erwähnt, dem Sultan von Zanzibar unterworfen. Auf ersterem Punkte namentlich werden sehr bedeutende Märkte gehalten, auf denen aus Arabien, Persien, Indien u. s. w. 100,000 Menschen zusammen kommen sollen. Der Umsatz von Elfenbein, Straußenfedern, Perlen, Weihrauch, Häuten, Leder, Wachs, Honig u. s. w. wird auf 10 Millionen Mark und darüber geschätzt.

Die westlichen Nachbaren der Somâli sind die **Galla.**[2]) Die ethnographische Grenzlinie läuft zwischen den beiden Flüssen Webi Denoq und Dschuba von Norden nach Süden. Südlich reicht das Gebiet der Galla ein paar Grad über den Aequator hinaus bis zu dem Sabaki, der sich bei Melinda ins Meer ergießt. Von der Küste sind sie durch die Sawâhili abgeschlossen, doch dringen öfters Züge von ihnen bis an dieselbe vor. Im Norden finden wir die Galla wieder in den südlichen Grenzländern Abessiniens. Ja in dieses Alpenland selbst sind sie im Laufe der letzten Jahrhunderte immer weiter vorgedrungen, haben Provinzen des altabessinischen Reiches, wie Enarea, Limmu und Guderu, in Besitz genommen und in einem breiten Streifen zwischen Amhara und Shoa hindurchdrängend diese beiden Reiche von einander getrennt.[3]) Ihre Ausbreitung nach Westen ist noch nicht bestimmt, wie denn überhaupt der größte Theil ihres Gebietes bisher noch völlig unerforscht geblieben ist.

[1]) Waitz, Anthropologie. II, 523.

[2]) Quellen über die Galla sind: Krapf, Reisen in Ostafrika, Stuttg. 1858. Isenberg and Krapf, Journals, London 1843. Th. Wakefield, Footprints in Eastern Afrika. London 1866.

[3]) Von dem Arabischen Meerbusen scheidet sie nur der ihnen verwandte Stamm der Danqali, welche den Küstenstrich von Massawa bis zum Meerbusen von Aden (Samhara) inne haben.

Auch die Galla, die sich selbst Orma (Ilm Orma) nennen, zeigen durch die verschiedenen bei ihnen vorkommenden Typen, daß sie kein ethnographisch reines Volk sind. Das bei weitem vorwiegende Hauptelement kennzeichnet sie als einen Zweig der semitischen Völkerfamilie und also als verwandt mit den Abessiniern. Die Spuren von Mischungen mit der äthiopischen Rasse sind unverkennbar. Waitz (Anthropologie II, 207) beschreibt sie nach Nachrichten aus den nördlichen Theilen ihres Gebietes folgendermaßen:

„Die Galla stehen in ihrer äußeren Erscheinung den Abessiniern am nächsten, so nahe, daß sie häufig von diesen schwer zu unterscheiden sind. Man hat sie den schönsten Menschenschlag genannt, den es in Afrika gebe. Ihre Farbe ist sehr verschieden; sie wechselt von gelbbraun bis tiefschwarz. Die nach Abessinien gebrachten Gallasklaven sind meist von der Farbe der Südeuropäer. Sie haben stark entwickelte Hüften, starke Höhlung der Weichen, schwache Beine und kleine Hände. Der Schädel ist länglich, von vorn nach hinten, das Hinterhaupt stark entwickelt, die Stirn gewölbt, das Gesicht rund und etwas glatt, das Haar dicht, lang, schlicht bis gekräuselt, oft in einer Menge von kleinen geflochtenen Zöpfen herabhängend, ähnlich wie bei den alten Aegyptern, die Augen groß, mit langen Wimpern und gebogenen Brauen, die Nase kurz, gerade und etwas abgeplattet, jedoch auch bisweilen gebogen, der Mund mittelgroß, mit mäßig starken, besonders in der Mitte dicken Lippen, das Ohr klein. Als Abweichungen von dem gewöhnlichen Typus werden angegeben: 1. ovales Gesicht bei schlichtem Haar, dünneren Lippen, stärkeren Waden und geringerer Höhlung der Weichen; 2. platte aufgestülpte Nase, wolliges Haar, stark vorstehende Unterkiefer. Auch andere, durchaus negerartige Züge werden angeführt."

„Die Galla sind größtentheils Hirten, die von Milch und Fleisch leben,[1]) an den Grenzen von Abessinien zum Theil Ackerbauer und als solche sehr arbeitsam. Die Männer thun die Feldarbeit, während die Weiber die Heerden und die Bienenzucht besorgen. Aus Limmu wird die Anwendung des von Ochsen gezogenen Pfluges erwähnt. Am höchsten stehen sie in materieller Kultur in Enarea, wo sie Kaffeepflanzungen[2]) besitzen und sehr kunstvolle Waffen anfertigen, wie z. B. Dolche, deren Elfenbeingriffe schön mit Silber ausgelegt sind, während sonst sich ihre Industrie kaum höher zu erheben pflegt als bis zu eisernen und messingenen Ketten."

Zu einer politischen Einheit hat es diese kräftige Nation noch nicht gebracht. Durch eine solche würde sie bald das Uebergewicht in ganz Ostafrika gewinnen. Bisher sind sie noch in mehr als 100

[1]) Auch kommt es vor, daß sie das warme Blut von Rindern oder Ziegen, denen sie eine Ader öffnen, unmittelbar aus der Wunde trinken.

[2]) Kafa, das Vaterland des Kaffee, unter dem 7. Grade nördl. Br., liegt im Gallagebiete.

Stämme zersplittert, deren etliche unter erblichen Königen stehen. Andre haben ein aus dem Adel gewähltes Oberhaupt. „Als Mann gilt ihnen nur, wer einen Feind erschlagen hat, und die Zahl der Elfenbeinringe, die jeder trägt, zeigt die Zahl der von ihm getödteten Feinde an.[1]) Darnach läßt sich die kalte Grausamkeit und Barbarei ermessen, die in ihren Kriegen herrscht. Die Hauptmacht der nördlichen Stämme im Kriege beruht auf ihren Pferden; den südlichen fehlen diese, sie haben statt deren nur Esel. Bogen und Pfeile gebrauchen sie nicht, sondern Speere und Schilde. In Abessinien sind sie zum Theil mit Feuerwaffen versehen. — — Jeder Fremde gilt ihnen als Feind und wird getödtet, wenn er nicht mit dem Häuptling in freundschaftlichem Verhältnisse steht. Hat sich aber dieser als „sein Vater" erklärt, so genießt er volle Sicherheit."

Obgleich die Galla in Polygamie leben, haben die Weiber nicht unbedeutenden Einfluß, ja es kommt vor, daß ein Weib zur Herrscherwürde gelangt. — — — Tapferkeit gilt als die wesentlichste Tugend des Mannes. Trotz der herrschenden Grausamkeit und des glühenden Rachedurstes fehlt es bei ihnen nicht an edleren Zügen. Sie werden als mäßig, offen, theilnehmend, gastfreundlich und wahrheitsliebend geschildert — vielleicht, daß der Glaube an Vergeltung in einem andern Leben nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung ihres moralischen Charakters ist. Andere Stämme werden dagegen auch als sehr verdorben, lügnerisch und räuberisch geschildert.

Die Sprache der Galla ist weich, klangreich und singbar, wie folgende Probe, der Anfang eines Gebetes, beweist: Wacayo laftana, goftako! ati na guba teza, ani zi dyalan taa. Ho haman nati dufe, aka mukni adu narra cabu, ati hama nati cabi, goftako, gadiza na tai, d. i. Gott dieser Erde, mein Herr! Du bist über mir, ich bin unter Dir. Wenn Unglück zu mir kommt, wie Bäume die Sonne von mir abhalten, halte Du das Unglück von mir; mein Herr, sei Du mein Schatten! —

Von den in Abessinien lebenden Stämmen haben einige das dortige Christenthum angenommen. Andere im Norden sind Muhammedaner geworden. Die meisten aber verharren noch in ihrem alten Heidenthum. Als Urheber aller Dinge und Geber aller Gaben verehren sie Wâk, den Himmel, der den ersten Menschen aus Thon bildete und ihm eine Seele gab. Als diesen ersten Menschen und ihren Stammvater nennen einige den Wolal oder Wolab, der zuerst am Hawasch lebte. Sie bitten Wâk um Rinder, Schafe, Glück im Kriege und sprechen zu ihm: „O Wâk, nimm uns in Deinen Garten." Unter Wâk stehen zunächst eine männliche und eine weib-

[1]) Sie suchen den Feind zu entmannen, wie die benachbarten Abessinier und Neger thun und wie dies auch bei den alten Egyptern gewöhnlich gewesen zu sein scheint. Die Trophäen, welche auf diese Weise oder bisweilen selbst durch Hinterlist von einem Sklaven gewonnen werden, den man zu diesem Zwecke umbringt, sind sogar ein nothwendiges Erforderniß für den Mann, um heirathen zu können.

liche Gottheit, Oglia und Atatia; dann folgen niedere Gottheiten ebenfalls beiderlei Geschlechts. Die südlichen Stämme, überhaupt weniger abergläubisch als die im Innern, wissen nichts von den genannten Gottheiten; auch um die guten und bösen Geister und die Schlange, die bei denen von Schoa eine so große Rolle spielt, kümmern sie sich wenig. Steine und Holzklötze werden hie und da verehrt, doch sollen Götterbilder sich nirgends finden. Gewisse Bäume, unter denen sie opfern und die sie auf die Gräber ihrer Priester pflanzen, sind ebenfalls Gegenstände ihres Kultus. Diese Priester resp. Zauberer und Wahrsager (Luba) verrichten die Opfer und verkünden die Zukunft aus den Eingeweiden der Opferthiere. Sie schmücken sich mit den Därmen derselben um Haupt und Nacken. Auch Zauberinnen (Kalidscha) treiben ihr Wesen bei ihnen, und vorzüglich genießen die Watos einer Art von religiöser Achtung und Scheu. Dieselben halten sich allein für reine Galla und deshalb heirathen sie nur unter einander. Sie gelten für Seher und sprechen über diesen ihren Segen, wie über jenen ungestraft ihren Fluch aus.

Die südlichen Stämme, welche Wakefield 1865 besuchte, haben manches Eigenthümliche. „Ihre schönen, kräftigen Gestalten," sagt er, „fesseln unwillkürlich das Auge. Ihre Hautfarbe ist bedeutend heller als die der Wanika und anderer Küstenbewohner." — — — Sie nähren sich nur von ihren Heerden und bauen nirgends den Boden ihres schönen, reichen Landes. Die Haare tragen sie kurz geschoren, fast abrasirt. Auch hier hängt die Mannesehre von dem scheußlichen Preise ab, der oben angedeutet wurde.

Die Kleidung der Galla zeichnet sich vor der aller Nachbarstämme durch Geschmack und Schicklichkeit aus. Die angesehenen Männer tragen um den Leib ein von der Küste gebrachtes buntes Stück Tuch, das bis zu den Knien reicht und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird, in dem ein massives, vom einheimischen Schmied verfertigtes eisernes Messer steckt. Den ganzen Körper deckt ein in reichen Falten über das Unterkleid herabfallender Mantel. Die jüngeren und ärmeren Männer tragen statt des bunten ein Stück weißen Zeuges um die Hüften. Die Füße schützen Sandalen vor den Dornen und Steinen des Wegs. Legt sich der Galla schlafen, so nimmt er seinen breiten weichen Gürtel ab, wickelt ihn um die Scheide seines Messers und benutzt ihn so als Kopfkissen. Auf die nackte Erde ausgestreckt, bedeckt er sich ganz mit seinem weiten Mantel, um auch das Gesicht vor Moskitos und andern tropischen Insekten zu schützen, und versinkt dann in süßen Schlummer. Schmucksachen sind unter den Gallas ungemein beliebt. Die jungen Männer sowohl, welche sich erst um einen Sitz in der Ghaba (Rathsversammlung) bewerben, als diejenigen, welche bereits die höchsten Ehrenstellen einnehmen, tragen eine massive elfenbeinerne Spange über dem rechten Ellenbogen, der König und seine ersten Beamten darüber noch zwei

lederne, durch Messingdraht verbundene Armbänder. Auch Halsbänder der verschiedensten Art mit zuweilen 6—7 Zoll lang auf den Rücken oder die Brust herabfallenden Zieraten spielen eine große Rolle, die Würdenträger in Tschaffa aber sind durch eine Menge Spangen von Eisendraht und andern Metallen am rechten Arm kenntlich, die sie im Gegensatz zu andern Afrikanern stets blank und glänzend zu erhalten bemüht sind. Der Schmuck der Frauen ist nicht sehr verschieden von dem der Männer; ihre anständige und für die schmalen dornigen Pfade höchst zweckmäßige Kleidung besteht in einem Gewand aus gegerbten Ziegenfellen, das über der rechten Schulter geknüpft beide Arme frei läßt und über den Hüften durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wird. Unter ihrem in völligem Naturzustand wuchernden und nach allen Seiten kraus hervorstehenden Haar blickt mitunter ein anmuthiges und bescheidenes kleines Gesicht hervor, dessen sittsamer Ausdruck nicht zu trügen scheint. Ihre gesellschaftliche Stellung scheint viel höher zu sein, als die der Kinikafrauen; sie haben nicht wie die letzteren als Sklavinnen ihrer Männer das Feld zu bauen und Korn zu mahlen; doch liegt es ihnen ob, die Hütten zu errichten, die Kühe zu melken und die Kinder zu pflegen; auch die schönen sororo (Kalabassen) werden von ihnen verfertigt. Allgemeine Sitte unter den Männern und selbst Knaben ist das Tabakkauen. Selten sieht man einen Mann ohne Tabak zwischen den Zähnen oder mindestens in Bereitschaft hinter dem Ohr gleich der Feder eines Schreibers. Trotz des starken Verbrauches haben indeß die südlichen Galla keine Tabakspflanzungen; Rauchen und Schnupfen kommt bei ihnen nur ausnahmsweise vor. Tabakpulver in Milch gerührt dient ihnen als Brechmittel. Gern trinken sie Blut mit Milch gemischt, öffnen auch wohl einer Kuh die Halsader, um einen tüchtigen Schluck zu thun, ehe sie das Thier weiter ziehen lassen. Wie ihre nördlichen Stammgenossen sind auch sie ein kriegerisches Volk; aber ihre einzigen Waffen bestehen aus Speer und Schild, ersterer gewöhnlich 4 Fuß lang mit kurzer breiter Klinge und langem Griff, nie geschleudert, sondern nur im Handgemenge, letzterer, rund und mit Büffelhaut überzogen, nur im Kriege gebraucht. Nie verläßt der Galla seine Wohnung, ohne in der rechten Hand seinen Speer zu tragen, mit welchem in Händeln alsbald darauf losgestochen wird; selbst die kleinen Knaben sieht man nicht anders, ganz wie die Wanyikajungen nicht ohne ihre kleinen Pfeile und Bogen umherschlendern. Einen Streitkolben tragen nur einzelne. Mit den Wakamba und Wakuafi (Wakwâwi) steht der Galla in ewiger Fehde; doch tödtet er nur die Männer und führt die Weiber gefangen, während jene Stämme auch die Weiber und Kinder der Galla ohne Unterschied erschlagen. Ihren nördlichen Stammgenossen, unter denen theilweise der Ackerbau blüht, hierin völlig unähnlich, führen die südlichen Galla ein halb nomadisches Leben, suchen während der Regenzeit mit ihren

Heerden trocknere Gegenden auf und kehren nach derselben wieder an ihre gewöhnlichen Wohnsitze in Tschaffa, Kofira u. s. w. zurück.

Von der Küste, wie gesagt, sind die Galla getrennt durch die **Sawâhili**, welche in den Küstenländern bis zum Kap Delgado hin wohnen. Im Norden kommen diese bis jenseits Barawa vor, wo das Gebiet der Somâli beginnt. Dieser Küstenstrich ist in wechselnder Breite ein bis zu 300 Fuß hohes welliges Terrain,[1]) von Bächen und Flüssen durchzogen, mit seiner prachtvollen Vegetation einem Parke gleichend. Ueberall findet man Dörflein, kultivirte Felder und Bananenpflanzungen. Das Klima ist drückend heiß, und im westlichen Theile regnet es sehr viel. Die üppigen Schätze dieses Tropenlandes werden von der Bevölkerung bei weitem nicht ausgenutzt. Der arabische Name Sawâhili bedeutet Bewohner der Küste (genauer der Ebene).[2]) Sie sind ein Mischvolk von eingewanderten Arabern und Persern mit der früheren Küstenbevölkerung. Aber auch diese, scheint es, war damals schon nicht mehr rein negerartig, sondern mit kaukasischen Elementen versetzt. Das Kisawâhili, wie die Sprache genannt wird, gehört dem Bau nach zu den afrikanischen Sprachen, hat aber vielfach arabisches Wörtermaterial aufgenommen. Es wird mit arabischen Buchstaben geschrieben. Die Literatur beschränkt sich auf eine Uebersetzung des Korân und einige poetische Stücke.

Die äußere Erscheinung der Sawâhili variirt ebenso wie die der vorher besprochenen Mischvölker. Auch hier findet sich die Hautfarbe von olivenbraun bis zu schwarz. Die Gestalten sind hoch, selten unter mittlerer Größe, lassen auch auf beträchtliche Muskelkraft schließen. Da jedoch die Sawâhili alle Arbeit scheuen, bleiben ihre Kräfte ungeübt und schwach. Weder in Tracht noch in Lebensweise und Sitte herrscht übrigens bei allen Uebereinstimmung. Jedoch ist das gewöhnliche Kleidungsstück in allen Klassen der Gesellschaft ein weißes baumwollenes Hemd mit weiten Aermeln, das bis gegen die Knie herabfällt und um die Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wird. In der kälteren Jahreszeit und außer dem Hause tragen sie außerdem eine Weste und enge, kurze Beinkleider unter dem Hemd, und bei feierlichen Gelegenheiten einen Kaftan. Den Kopf schützt ein niedriger Turban und im Hause eine einfache Mütze. Die Füße sind nackt, nur mit schweren, schleppenden Sandalen aus Holz oder Kupfer versehen. Die Frauen tragen außer dem Hemd und weiten Beinkleidern ein großes Tuch, in welches der

[1]) Unmittelbar am Strande zieht sich ein flacher Saum von weißem Sandboden mit Kokospalmen bestanden hin.

[2]) Der schnellen Aussprache folgend hat man den Namen auch Swahili oder Suahili und selbst Suaili geschrieben. Zu sprechen Suahêli wäre nach dem Arabischen ganz unrichtig. Vielleicht hat das Wort bei jenem Volke eine andere Betonung angenommen, denn auch in neuerer Zeit taucht wieder eine Schreibung Swahîli auf.

ganze Körper von den Achseln bis zu den Füßen eingehüllt wird, und ein kleineres von dunkler Farbe um den Kopf. Das Gesicht bedecken sie mit zwei Binden aus schwarzem Seidenstoff; eine derselben verhüllt die Stirn und geht bis auf die Augenbrauen herab, die andere bedeckt das Gesicht zwischen der Mitte der Nase und der Oberlippe. Beide werden vorn durch einen schmalen platten Fischbeinstab gehalten, der dem Rücken der Nase folgt und so der Maske die Form eines Schiffskiels gibt. Beim Essen werden sie auf den Kopf zurückgeschoben, wie das Visir an den Helmen unserer alten Ritter. Auch die Frauen gehen barfuß, nur mit großen silbernen oder kupfernen Ringen um die Knöchel. Ihr sonstiger Schmuck besteht in Halsbändern, Ringen, Knöpfen an den Läppchen und Rändern der Ohren und Armbändern.

Alle Sawahili sind Muhammedaner, obschon dem Islam nicht streng und fanatisch ergeben; die große Mehrzahl kommt den Vorschriften ihrer Religion nur in Aeußerlichkeiten nach, und sogar der Mißbrauch geistiger Getränke ist bei ihnen sehr allgemein.

Eine politische Einheit haben sie wohl nie gebildet. Sie leben unter einzelnen kleinen Häuptlingen, die dem Sultan von Zanzibar unterworfen sind. Der Handel scheint ihre Hauptbeschäftigung zu sein; jedenfalls beherrschen sie die ganze Aus- und Einfuhr dieses Theiles von Ostafrika. Die erstere liefert Elfenbein, Straußenfedern, Kopalgummi[1]) und leider bis in die neueste Zeit Sklaven. Bei dem letzteren Handel sind die Sawahili hauptsächlich betheiligt.

Zum Theil zwischen ihnen sich nach dem Meere vorschiebend, mehr aber in der folgenden Zone nach dem Innern zu wohnen verschiedene Völkerschaften, die mehr den Negertypus bewahrt haben, aber dennoch Spuren der Vermischung an sich tragen. Das Land wird dort immer gebirgiger. Zwischen den Bergzügen liegen fruchtbare Ebenen, in denen sich jedoch hie und da stehendes Gewässer ansammelt, das die Luft verpestet. Die Berggelände sind zum Theil mit offenem Graswuchs, zum Theil mit dichtem Wald und Gebüsch bekleidet.

Heben wir von jenen Völkerschaften zunächst die **Wanyika** (= Wüstenvolk, häufig geschrieben Wanika)[2]) hervor, da bei ihnen die evangelische Mission zuerst die Arbeit begann. Sie wohnen nördlich von Mombas. In physiologischer Hinsicht sind sie keine untergeordnete afrikanische Rasse; sie haben die Gesichtszüge des Negers nur von den Augen abwärts. Wie bei den Galla und Somali ist der Schädel pyramidal und länglich rund, abgeplattet da, wo die Phrenologen den Sitz der Moralität annehmen, und an den Seiten zusammengedrückt.

[1]) Das Kopalgummi wird durch Einschnitte in die Rinde eines 50—70 Fuß hohen Baums (Vateria), der mit dem Weißdorn Aehnlichkeit hat, gewonnen und besonders zur Fabrikation von Lack gebraucht.

[2]) Die ostafrikanischen Völkernamen führen das Praefix Wa-, eine Pluralform, der der Singular mit M- (Mnyika) entspricht.

Das Gesicht ist ziemlich breit und flach mit stark hervortretenden Jochbeinen, die Stirn mäßig hervortretend, hoch und breit, Nase, Lippen und Kinnladen negerartig. Ihr Haar wächst lang und straff und hängt, über der Stirn von Ohr zu Ohr wegrasirt, wie die allerdünnsten Korkzieher, von Fett starrend, herab. Wie ihre Züge, so ist auch ihr Körper oben, der Rumpf, semitisch; unten, die Gliedmaßen, negerartig. Ihre Farbe ist chokoladenbraun, selten schwarz, letzteres nur, wenn die Mutter eine Sklavin aus dem Süden war. Die Haut ist weich, ihre Ausdünstung aber echt afrikanisch. Wild blickende, stierende Augen, hastige Bewegungen, eine barsche, laute, bellende Stimme kennzeichnet den Wilden. Die Kleidung der Männer besteht in einem gegerbten Fell oder einem Stück Baumwollenzeug um die Lenden, nebst allerlei Zieraten von Kupfer und Eisen; sie tättowiren sich selten, es ist dies mehr bei den Weibern in Gebrauch. Entfernen sich die Männer von ihren Wohnungen, so tragen sie Bogen und Rohrpfeile mit Spitzen von Holz oder Eisen, die mit einem Knollengewächs vergiftet werden, ferner einen Speer, im Gürtel Messer und Knotenstock und ein langes, roh gearbeitetes Schwert. Auf Reisen führen sie noch eine Art dreibeinigen hölzernen Stuhl über den Rücken gehängt mit sich, da das Sitzen auf bloßer Erde nach ihrer Meinung Dysenterie herbeiführen soll, nebst einigen andern Geräthschaften und einem langen, dünnen Stab, an dessen Spitze ein kleines Kreuz sich befindet, welches zur Mischung eines unter ihnen gebräuchlichen Gerichtes aus Blut und Milch gebraucht wird. Aehnlich wie die Männer kleiden sich die Frauen; ein Fell oder Stück Zeug um die Hüften und ein anderes zur Verhüllung des Busens sind die Hauptkleidungsstücke, nebenbei mancherlei Schmuck, Ohr-, Arm- und Beinringe, Halsketten u. s. w. Eine flache Scheibe oder dicker Draht von Kupfer um den Hals macht, daß es aussieht, als stände der Kopf auf einem Teller.

Mitten in den Wäldern haben die Wanyika ihre „Kayas", mit einem Zaun und Dornen umgebene Dörfer, zu denen ein schmaler, durch drei auf einander folgende Palissadenthore verwahrter Weg führt, durchgängig auf Hügelspitzen erbaut. Die dicht an einander gereihten Hütten gleichen unsern Heuhaufen, indem man blos Stangen in den Boden steckt und alles, von der Spitze bis zum Boden, bis auf einen ganz niedrigen Eingang, mit Gras bedeckt, so daß Luft und Licht gar nicht hinein können. Doch halten sich die Bewohner mehrentheils auf ihren kleinen Landgütchen (Schambos) auf und kommen nur selten, besonders zu Kriegszeiten, in das feste Dorf. Am Ende desselben steht das Rath- und Trinkhaus, das zur Abhaltung von Versammlungen (die auch wohl unter einem Baume stattfinden) und öffentlichen Festlichkeiten benutzt wird, bei denen es ohne tüchtiges Trinken nicht abgeht. Denn die Wanyika lieben leidenschaftlich ein starkes, aus Kokosnüssen bereitetes Getränk, „Tembo", das besonders genossen wird, wenn sie wenig auf ihren Pflanzungen

beschäftigt sind. Jedes Dorf hat seinen eignen Häuptling. Das Volk ist im ganzen eher friedliebend als kriegerisch. — Schon im Kindesalter wird die Ehe geschlossen. Die Verheiratheten leben zusammen wie Geschwister, bis in gereiftem Alter die eigentliche Hochzeit gefeiert wird, wobei es wieder nicht ohne viel Tembo abgeht. Uebrigens ist das Loos der Weiber auch hier ein trauriges, da die Männer ihre meiste Zeit mit Trinken, Schmausen und Schwatzen zubringen. Für die Frau wird ein Kaufgeld bezahlt, das der Mann, wenn er aus irgend einem Grunde, etwa wegen Krankheit, sie verstößt, wieder zurückfordert. Mißgestaltete Kinder sowie solche, bei denen die Oberzähne zuerst durchbrechen oder gewisse Unregelmäßigkeiten vorkommen, werden in den Wald hinausgeworfen und erdrosselt, weil sie glauben, daß ein solches Kind ein Verbrecher werden und Unglück über seine Familie und das ganze Land bringen werde. Muána hiyu kúmánia ni muí wè e, yuziméra, ga zúlu, d. h.: „weißt du nicht, daß dieses Kind böse ist? Es ist gewachsen das von oben." So lautet das Todesurtheil. Zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn die jungen Leute der Wanyika volljährig werden, feiern sie ihr „Wagnaro" oder Jugendfest, wobei sie sich die Gesichter mit Kalk anstreichen, um recht geisterhaft auszusehen. Wer bei den komischen Ceremonien dieses Festes lachen würde, den würden sie schlagen und ausplündern, auch verlangt dasselbe altem Brauche gemäß, daß Menschenblut dabei fließe, wenn es auch nur das eines mit gemeinsamen Beiträgen erkauften Sklaven wäre. Dann erst kommt der Festschluß mit Essen und Trinken, und das Waschen des ganzen Leibes, den sie mit Koth überschmiert haben, damit man sie nicht kennt, wenn sie jemanden auf der Straße morden. Reisende thun daher wohl, sich erst nach der Zeit dieses Festes, das nicht überall in demselben Monat gefeiert wird, zu erkundigen, ehe sie sich allein auf die Straße wagen, und die Sawâhili vermeiden um diese Zeit sorgfältig, das Land zu betreten, weil dann niemand auf der Straße seines Lebens sicher ist. Eine andere Ceremonie ist eine Art „Ritterschlag", wobei denjenigen, die es wünschen und die Ausgaben bestreiten können, unter Saufen, Fressen und Tanzen ein Stück Kuhhaut um den Arm gezogen wird, worauf dann der Besitzer als in den höchsten Ehrenstand erhoben betrachtet wird. Dieser Ritterschlag kostet ihm 4—5 Kühe, viel Reis und hauptsächlich Palmwein. Viele aber geben lieber ihr ganzes Vermögen daran, als daß sie ohne diese Ehre und Auszeichnung leben möchten, die sie dann zu mehr Einfluß und zur Theilnahme an allen ähnlichen Saufgelagen berechtigt. — Soll eine Streitigkeit gründlich beigelegt werden, so wird die symbolische Handlung des „Schafleckens" vorgenommen. Ein Schaf wird um die im Kreise sitzenden Personen herumgeführt und dabei um das Aufhören der Beleidigung und alles Streites und Hasses gebeten. Dann wird dem armen Schafe schnell der Bauch aufgeschnitten, das noch lebende Herz heraus-

genommen und mit dem Blute, den Exkrementen und einigen Kräutern vermischt. An dieser Mischung hat ein jeder zu lecken, und die Aussöhnung ist vollzogen; sie haben sich alle eines neuen unschuldigen Lebens theilhaftig gemacht!

Ihre Todten begraben die Wanyika unter entsetzlichem Geheul und Trommeln, unter Fressen und Saufen. Der Verstorbene wird bei seinem Hause in sitzender Stellung, das Angesicht gegen Süden gewendet, in das Grab gelegt. Auf den Gräbern sieht man außer Reis und Mais in der Regel auch leere Kokosschalen, die von Zeit zu Zeit mit „Tembo" gefüllt werden. Offenbar liegt in diesem Brauche ein gewisser Glaube an Unsterblichkeit angedeutet, obschon sie zu sagen pflegen, niemand sei je aus dem Grabe zurückgekehrt und habe von jenseits Nachricht gebracht. Dennoch bringen sie den Geistern der Verstorbenen (Kóma) nicht selten Opfer (Sadaka),[1]) wobei ein Schaf oder eine Henne geschlachtet und gemeinsam verzehrt wird. Beim Schlachten der Thiere sagen sie: „O Gott und du, Koma! wir bringen dieses Schaf, gib uns Regen und Speise und bewahre uns vor Krankheit ꝛc." Nach Vollendung des Opfers und der Mahlzeit ziehen sie mit dem Muansa durchs Dorf. Dieser „Muánsa", von dem man die Kinder glauben macht, es sei ein wildes Thier, ist ein ausgehöhlter und an beiden Enden wieder verschlossener, etwa 5′ langer und 1′ dicker Kokosstamm, an dessen einem Ende ein Strick herausgeht, an dem man ein wenig zieht und ihn dann wieder fahren läßt, wodurch ein furchtbar brummender Ton entsteht, dessen Lärm ganz dem wahnwitzigen Gebahren der Wanyika beim Umherziehen des Muansa angemessen ist. Nur ältere Personen und Häuptlinge dürfen der schrecklichen Ceremonie beiwohnen, die hauptsächlich in Tanzen, Schießen und Prozessionen durch das Dorf besteht. Das Ganze schließt mit einem Schmause und geheimen Greueln, zu deren Verschweigung jeder Theilnehmer durch einen Eid verbunden ist. Bei diesem Anlaß, dem „Schreien des Muansa", werden auch die Landesangelegenheiten berathen und Fluch oder Segen von den Zauberern ausgesprochen. Sobald der Muansa erschallt, muß sich jedermann verbergen, und kein junger Mann, kein Weib würde wagen, außerhalb ihres Hauses zu bleiben, weil sie unfehlbar schwere Strafe träfe. Im Frühjahr wird ein besonderes Fest als „Sterbetag des Muansa" gefeiert[2]), weil er beim Beginn der Feldarbeit etwas in Ruhe gelassen wird, obschon man auch im Sommer seine dumpfen Töne zuweilen aus den Wäldern hervor vernimmt.

Von einem höchsten Wesen scheinen zwar die Wanyika nicht viel zu wissen, indem sie sagen, da man keinen Schöpfer Himmels und der Erde sehe, so gebe es auch keinen; doch hat jedes Dorf sein

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1846, S. 25. Basler Miss.-Mag. 1859, IV. S. 91 f.
[2]) cf. Calwer Missionsbl. 1858, S. 31.

„Dschumba dscha mulungu" (Gotteshaus), wo die Zauberer ihre Beschwörungen machen, ehe die Wanyika zum Krieg ausziehen, und wo man sich versammelt, um Regen und Aehnliches zu erflehen. Denn auch dies Volk hat seine Regenmacher; als Vermittler zwischen dem „Mulungu" aber, dem Himmel oder höchsten Wesen, und den Menschen dienen die „Kóma" oder Schatten der Verstorbenen, die deshalb auch in höherem Ansehen stehen, als der Mulungu selbst. Außerdem fürchtet man die „Pepo" oder bösen Geister, denen jegliches Uebel zugeschrieben wird, und sucht durch allerlei Zaubermittel, „Uganga", sich gegen ihre Einflüsse zu sichern. Wer nach ihrer Meinung von einem bösen Geist oder Teufel besessen ist, geht in zahlreicher Begleitung unter Tanzen, Schreien und Trommeln mit einem weißen Huhn in der Hand nach dem Meeresstrande, wo er nach Tödtung des Huhns ein Seebad nimmt, während seine Begleiter den schauerlichsten Lärm machen, um den Teufel auszutreiben. Dann gehen sie, der vorher Besessene auf einem andern Wege, ganz still wieder heim, in der festen Meinung, der Teufel sei nun zurückgeblieben. Auch an bösen Zauber glaubt der Wanyika, und oft wird, wer dessen verdächtig ist, daß etwa durch seine Schuld kein Regen auf die Reis- und Maispflanzungen fiel, getödtet; jeder Ort aber, an dem ihnen ein größeres Unglück zugestoßen, als bezaubert verlassen. Die Haupttugend der Wanyika ist eine gewisse Ehrlichkeit; sonst aber sind sie im allgemeinen lügenhaft, schwatz- und trunkselig, abergläubisch, selbstsüchtig und völlig irdisch gesinnt, und dabei doch so selbstgerecht, daß sie von keiner Sünde wissen wollen und lachend erwidern: „Mein Herz ist weiß; weiß, weiß ist es, wie meine Zähne, wie Mehl."

Eine ganz eigenthümliche Art von Mission treiben die Muhammedaner unter den Wanyikas. Sie errichten da und dort am Gebirge kleine Weiler, bevölkern sie mit ihren Sklaven, sichern sich das Wohlwollen der Wanyika durch kleine Geschenke und kaufen ihnen ihre Produkte um Spottpreise ab. Mit der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheikh mit, der sich nun der religiösen Bedürfnisse der Heiden annimmt und sie, wo er nur kann, in sein Netz lockt. In zuweilen vorkommender Hungersnoth wird mancher Wanyika, um sein Leben zu retten, mit Freuden Muhammedaner, wirft dann aber das aufgedrungene Joch wieder ab, sobald er genug zu essen hat; denn die Muhammedaner, welche ihn sonst in jeder Weise betrügen und noch dazu mit hochmüthiger Verachtung behandeln, sind dem Wanyika doch in tiefster Seele zuwider, und Mombas fürchtet er, wie das Feuer.[1])

[1]) Nach anderweitigen Berichten fügen wir noch Folgendes zur Ergänzung hinzu: Die Kinder sind bei den Wanyika das Eigenthum des Bruders der Mutter, der über sie nach Belieben verfügen kann. Die Beschneidung ist ein halb religiöser Akt, der alle 5 bis 6 Jahre einmal an den vorhandenen Jünglingen vollzogen wird. Ein Mann kann so viel Weiber nehmen, als er will; die eheliche Ver-

Nordwestlich vom Gebiete der Wanyika liegt Ukambani[1]), das ausgedehnte Land der **Wakamba** (sing. Mkamba), eines mit jenen verwandten Volkes, wie die Sprache zeigt. Sie wohnen zum Theil auf einer höheren Stufe des Landes, 4000 Fuß über dem Meere, deren Berge sich im Südwesten zum Kilima-Ndscharo, im Nordwesten zum Kenia, den beiden mächtigen Schneebergen (über 18000 Fuß) erheben.[2]) Gebirgszüge schützen sie im Norden gegen die Galla sowie im Süden gegen die Masai und Wakuafi. Ackerbau und Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigungen, doch treiben sie auch Jagd und Handel. Ihre großen Rindvieh-, Ziegen- und Schafheerden gedeihen in dem herrlichen Weidegrunde vortrefflich, und Vieh, Milch und Butter wird an die Muhammedaner von Mombas verkauft, wogegen man hier und bei den Wanyika von den moslemischen Küsten-Ansiedlern alle Geräthschaften, Eisen, Kupfer, Schmucksachen, Kleider, Salz ꝛc. einhandelt. Dafür nehmen diese Reis und Mais, Vieh und Butter, Kopal, Elfenbein und Rhinocerushörner, und leider auch Sklaven mit. Die Wakamba streifen oft Monate lang in den an ihr Land grenzenden Wäldern umher, um Elephanten zu erlegen. Dies geschieht gewöhnlich mit vergifteten Pfeilen, oder sie fangen sie in mit Gras überdeckten Gruben. Die Wakamba sind zugleich die bedeutendsten Handelsleute zwischen dem Innern und der Küste. Sie reisen in Karawanen von 2—500 Personen, und weil sie keine Lastthiere gebrauchen, so sind oft 5—6 Männer nöthig, um einen Elephantenzahn der größesten Art zu tragen. Auf diesen Zügen werden sie freilich oft von den räuberischen Gallas angegriffen und ausgeplündert. Ihr Kulturstand ist tiefer als der der Wanyika. Obschon sie Kleider haben, ziehen sie es doch vor, entweder ganz nackt zu gehen oder die Kleider über die Schulter oder um den Hals zu werfen und den Rest des Leibes bloß zu lassen. Nur die Frauen haben einen kleinen handbreiten Schurz, um ihre Blöße zu decken. Ihren Körper, namentlich das Haar, reiben sie oft mit Butter und rothem Oker ein, was ihnen eine

---

bindung wird durch Lustbarkeiten gefeiert und nach Belieben gebrochen. Die Hauptfestlichkeiten finden bei Leichenbegängnissen statt. Eigenthümlich sind die Geheimorden, die unter Männern und Weibern bestehen. Die Aufnahme in dieselben geschieht schaarenweis und ist mit mysteriösen Ceremonien verbunden. Die Wanyika sind gierig nach Gewinn und in dieser Hinsicht vollständig unehrlich; kein Vertrag oder Eid bindet sie. Sie arbeiten möglichst wenig und bringen die meiste Zeit damit hin, sich in Palmwein zu betrinken. Sinn für Musik und eine gewisse angeerbte Beredsamkeit ist ihnen nicht abzusprechen, auch findet man bei ihnen große Liebe zu ihrer Familie und Anhänglichkeit an ihre wenig einladende Heimat. Die Wanyika führen Sklaven ein und ziehen die dunkelfarbigen Weiber des Südens ihren eigenen vor. Kinder werden, wie in Indien, nur dann verkauft, wenn Hungersnoth dazu zwingt; allgemein aber ist unter ihnen der Haß gegen die Sklavenhändler.

[1]) Das Land eines Volkes wird in den ostafrikanischen Sprachen durch die Vorsatzsylbe U- bezeichnet, ebenso wie die Sprache durch Ki-. Man sagt also Unika, Kinika u. s. w.

[2]) Am Fuße des Kilima-Ndscharo liegt das Ländchen Dschagga.

röthliche Farbe verleiht. Dabei sind sie große Liebhaber von Schmucksachen, namentlich Glasperlen und Kupferdraht, und Hals, Arme, Lenden und Fußknöchel, sowie die Haare, sind mit Glasperlen bedeckt, was ihnen bei ihrer Nacktheit ein seltsames Ansehen gibt. Ihre 4—5 Fuß hohen Hütten gleichen durchaus denen der Wanyika. Im Innern derselben haben sie eine aus zwei Pfählen oder Bambusstäben, die nach dem Kopfende erhöht sind, bestehende und mit einer Kuhhaut überzogene Bettstätte; außerdem kleine, aus einem Stück Holz oft sehr niedlich geschnitzte Stühlchen, die sie beständig mit sich herumtragen. Auch bewahren sie einen Vorrath kleingespaltenes Holz, das sie oft weither holen müssen, für die Regenzeit in ihren Hütten. Sie haben gutes Eisen, wovon sie Beile, Messer, Schwerter und andere Dinge machen. Ihre Ackergeräthe sind sehr elend, wie sie denn den Boden mit einem gespitzten Stock umbrechen, da sie keinen Pflug und keine Hacke kennen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich im Genuß von Welschkornmehl, das sie in Wasser zu einem dicken Brei kochen lassen, den sie dann mit der Hand essen; ihre zahlreichen Heerden liefern ihnen Milch und Fleisch; aus gestoßenem Zuckerrohr, das mit Wasser vermengt und dann einige Tage der Gährung überlassen wird, bereiten sie ein berauschendes Getränk, „Uki", das aber sehr fade und erbärmlich schmeckt; auch den Palmwein lieben sie sehr und sind furchtbare Trunkenbolde.

Gleich den meisten ostafrikanischen Stämmen haben auch die Wakamba die Beschneidung, heirathen aber nicht so frühe wie die Küstenbewohner, oft erst im 20. oder 25. Jahre. Die Braut wird für Vieh gekauft und muß mit Gewalt aus dem elterlichen Hause entführt werden. Vielweiberei ist bei den Wakamba sehr im Schwange, und ihre Großen haben meist 10—20 Weiber, je nach Maßgabe ihres Vermögens. Ihre Todten begraben sie nicht, sondern werfen sie, außer, wo sie den Wanyika nahe wohnen, in den Busch, den Geiern und andern Raubvögeln zum Fraße.

Im allgemeinen sind die Wakamba nicht kriegerisch und kämpfen meist zur Vertheidigung, selten der Eroberung und Plünderung wegen.[1]) Ihre Verfassung ist mehr patriarchalisch, indem der Aelteste des Dorfes und der Familie mehr rathet als gebietet. Eine ganze Verwandtschaft tritt zusammen und gründet einen aus 12—15 Hütten bestehenden Weiler. Ihre Streitigkeiten werden unter dem Vorsitz des Aeltesten geschlichtet, doch so, daß jeder seine Ansicht aussprechen und somit nur die Majorität entscheiden darf.

Die religiösen Vorstellungen der Wakamba scheinen noch geringer zu sein als diejenigen der Küstenbewohner, doch haben auch sie kleine etwa 4 Fuß hohe Strohhütten, wo sie zaubern, fressen und saufen, und die sie „Gotteshaus" nennen. Dabei sind sie voller Aberglauben,

[1]) Doch haben sie in ihren Kriegen die Sitte, den überwundenen Feind zu entmannen, wie die Galla.

den sie namentlich durch ihre Geisterfurcht und Beobachtung des Vogelflugs an den Tag legen. Sie tragen auch beständig Amulete an ihrem Leibe, um sich gegen Bezauberung, Schlangenbisse, Krankheit, böse Geister, auch gegen die Wakuafi und Galla zu schützen, namentlich den „Embingo" (Himmel), ein Ziegenhorn mit einem muhammedanischen Talisman oder zerpulverten Kräutern oder kleinen Hölzchen, denen sie besondere Kräfte beimessen, gefüllt, das sie um den Hals oder über die Schulter hängen. Regenmacher gibt es gleichfalls unter ihnen, und der Hexenwahn fordert auch hier seine Opfer. Das Todesgericht über der Hexerei angeklagte Personen wird durch das „Kignóle", eine Art Vehmgericht, vollzogen. Das damit verbundene Heiligthum ist ein geheimgehaltenes Instrument, „Mbawáni" genannt, dem Muansa der Wanyika ähnlich, mit welchem dumpfe, schreckhafte Töne hervorgebracht werden. Die Zulassung zum Kignole geschieht durch Bezahlung einer Kuh und durch Gassenjagen; seine furchtbarste Gewalt aber übt es zur Hungerszeit aus, indem es irgend einen, der reich ist an Vieh, unversehens ermorden läßt und dann alle seine Habe unter sich theilt.

Dennoch tragen die Wakamba noch einige schwache Spuren von dem verlorenen Adel der Menschheit an sich, darunter die edle Sitte der Gastfreundschaft, hauptsächlich geübt von den Frauen. Der Fremde redet irgend ein Weib als Mutter an, und sie nimmt ihn auf als ihren Sohn. Sonst sind sie wie die kleinen Kinder, ohne Sinn für etwas Höheres. Eine Heerde Kühe und Palmwein, das ist ihr Evangelium! Doch wegen des Verkehrs zwischen der Küste und dem Innern, den dieses Volk vermittelt, könnte es für die Mission von besonderer Bedeutung werden.

Die Wanyika und Wakamba wohnen östlich von dem bereits erwähnten hohen Gebirgsrande, in welchem das Land sich schroff zu dem Hochplateau Centralafrika's erhebt. In jenen niederen Küstenlandschaften aber, die eine mannigfaltige Bodengestaltung aufweisen, folgen nach Süden eine ganze Reihe von negerartigen Völkern. Mit einem derselben hat uns Krapf durch seine Reise nach **Usambara** bekannt gemacht. Der Weg dahin führte, nachdem der niedere Küstenstrich gekreuzt war, über eine weite, von einzelnen Bergen unterbrochene Hochebene. Dichter Wald von Akazien, Euphorbien und vielen andern Baumarten wechselte mit Lichtungen, die theils mit hohem Grase bestanden waren, theils kahle rothe Sandflächen darboten. Die Temperatur war hier viel kühler. Nachts bedurfte man des Feuers, das mit Ebenholz unterhalten wurde. „Usambara bildet einen geordneten Staat,[1]) dessen Herrscher so absolute Macht hat, daß selbst das Vieh, die Sklaven und Weiber, die seine Unterthanen besitzen, ihnen nur durch seinen Willen angehören und kein Fremder ohne seine Erlaubniß das Land betreten

[1]) Waitz, a. a. O. 422.



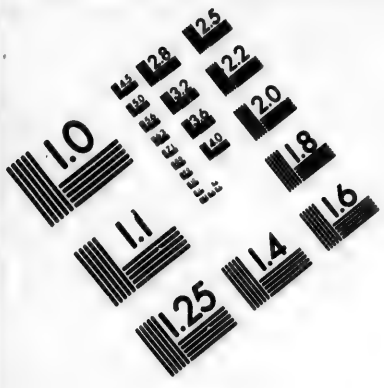
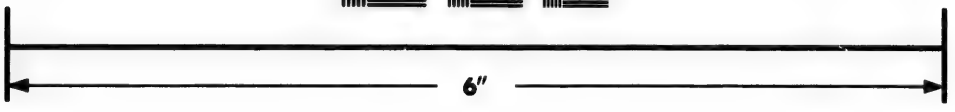




IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)









Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.0
2.8
3.2
2.5
2.2
2.0
1.8
1.6
1.2
1.1
1.0

kann. Es sagte einer zu Krapf, um dies Verhältniß zu bezeichnen: Wir sind alle Sklaven des Zumbe (des Königs), der unser Mulungu (Gott) ist. König und Thronerbe — immer das Kind, das jenem nach seinem Einzuge in die Hauptstadt geboren wird — führen in regelmäßiger Abwechselung die Namen Kmeri und Chebuke (Tsch—?). Die vielen Kinder des Königs beherrschen als Beamte das Land. Die Häuptlinge und Statthalter der Provinzen, welche Diwanie heißen und der Anerkennung des Sultans von Zanzibar bedürfen, erkaufen ihre Stellen von dem Herrscher. Das Volk treibt Ackerbau und Viehzucht in großer Ausdehnung. Als Abgabe erhält der König ein bestimmtes Maß an Früchten und Vieh, die er für sich behält, nach Zanzibar verkauft und an seine Weiber, Günstlinge und Soldaten verschenkt. Es herrscht vollkommene Sicherheit der Person und des Eigenthums im Lande. Der Fremde wird fast nirgends angebettelt, braucht nur unbedeutende Geschenke zu geben und darf auf den Feldern im Nothfalle sich selbst zueignen, was er bedarf."

Weiter nach Süden bemerken wir, unbekanntere Völker übergehend, zunächst der Küste die **Wazaramo,** tiefer nach innen, bis an die hohe Terrasse reichend, die hier von dem Rubeho-Gebirge gebildet wird, die **Wasagara.** Jene werden geschildert als in gewissem Wohlstande lebend, den sie aber mehr dem Sklavenhandel als dem Ackerbau verdanken. „Sie sind die abgefeimtesten Kommissionäre der Araber." Die Reisenden werden von ihnen viel geplagt durch Erpressung von Durchgangszöllen. Usagara aber ist ein gut angebautes Bergland. Die Abhänge sind mit dichtem Gebüsch und kleinen Bäumen bedeckt; dazwischen zeigt sich Bambusrohr. In den fruchtbaren Thälern aber sieht man herrliche Feigenbäume und andre Arten. Wo der Krieg nicht alles verwüstet hat, gibt es weit und breit fleißig bebaute Felder, die üppig gedeihen. Aber die Bewohner genießen ihr Glück oft nur kurze Zeit. Durch den Sklavenhandel sind die Wasagara, wie ein Reisender sagt, „zu armen, mageren Unglückskerlen" geworden, die sich beim Herannahen einer Karawane in die undurchdringlichen Sumpfdickichte der Flußthäler verkriechen und in jedem Fremdling einen Sklavenjäger sehen. — „Sie sind theils schwarz, theils chokoladenfarbig. Ihre Haare bringen sie in zahlreiche dünne Flechten, welche sie mit Oker beschmieren und mit Perlen, Kupferstückchen u. s. w. behängen, was ihnen ein wildes Aussehen gibt. Zwischen Ohren und Augenbrauen machen sie kleine Einschnitte, das Ohrläppchen durchbohren sie und vergrößern die Oeffnung allmählich durch ein Holz- oder Kupferstück." Ihre Kleidung besteht aus Kattun oder aus Fellen. Speere, Bogen und Pfeile sind ihre Waffen. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, der unter dem Mutewa oder Distriktshäuptling steht.

Durch Usagara geht die Hauptstraße nach Centralafrika mit seinen mächtigen Seen. Wir erwähnen hier in Kürze den weiteren

Verlauf derselben. Zunächst jenseits des Rubeho-Gebirges hat der Reisende **Ugogo** zu passiren. Während im östlichen Theile dieses Gebietes der dünne Wald noch durch gut angebaute Lichtungen unterbrochen wird, ist der westliche eine dürre, unfruchtbare, glänzend gelbe Hochebene mit Salzpflanzen und Sukkulenten, Dornsträuchern und verkümmerten Bäumen.[1]) Hie und da erheben sich isolirte Bergkegel oder Rücken. Während des langen Sommers sind die Tage unerträglich heiß und die Nächte eiskalt. Oft ziehen glühend heiße Staubwirbel über die Ebene. — Die Wagogo sind infolge des Sklavenhandels sehr gemischt, was sich in der verschiedenen Hautfarbe zeigt. Das Haar tragen sie in vielen kleinen Zöpfchen, die von Butter triefen. Die Männer tragen ein arabisches Kattungewand, viele auch lederne Sandalen; die reichen Frauen feine Stoffe, die armen amerikanische Zeuge. Ihr Schmuck ist, außer den Glasperlen, gewöhnlich eisern. Die Hütten sind schlecht und sehr schmutzig. Die Sprache ist rauher, als die der benachbarten Völker. — Die Wagogo treiben Viehzucht und Handel, namentlich mit Salz und Elfenbein, den Produkten ihres Landes. An Sklavenhandel wird es auch nicht fehlen. Während die Weiber auf den Feldern arbeiten und die Knaben die Heerden hüten, bringen die Männer oft den Tag in Trunkenheit zu. Sie gelten für freche Diebe, für unersättlich, neugierig und für gastfrei. Ihr „Sultan" genießt ein großes Ansehen".[2])

Von hier aus den Blick nach Norden wendend, lernen wir ein Volk kennen, das eine wichtige Rolle unter den ostafrikanischen Völkern spielt und von seinen Nachbarn mit gutem Grund gefürchtet wird: die wilden **Másai.** Neben ihnen werden gewöhnlich die **Wakuafi** (Wakwáwi) genannt. Diese, mit ihnen stammverwandt, waren noch im vorigen Jahrhundert ein mächtiges, kriegerisches Volk. Nun aber sind sie von den Másai zum Theil ausgerottet. Nur einige Stämme, nach Norden und Süden zersprengt, sind übrig geblieben. Die Sieger aber haben ein Gebiet inne, das gegen Norden bis zu den Galla reicht, im Westen aber oder Nordwesten bis zum Ukerewe-See. Sie nennen sich selbst Elloikob (sing. Orloigob), Söhne des Landes, Ureinwohner. Ihre Sprache gehört unstreitig zum semitischen Idiom und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Arabischen und Aethiopischen, obschon nur in Bezug auf den Wortschatz, nicht aber in Bezug auf Wortbiegung und Fügung. Die Másai sind große und kräftige Leute von schwarzbrauner Farbe und haben nach Größe und Gesichtsfarbe viel Aehnlichkeit mit den

---

[1]) Große Strecken sind mit stacheligem Gebüsch bewachsen. Ueber hartes, steifes Gras und Steingeröll erheben Boabab, Mimosen, Kakteen, Aloes und Euphorbien ihre kahlen, schattenlosen Aeste, und nur wenige Dörfer unterbrechen die trostlose Ebene.

[2]) Nach Klöden, Handbuch der Erdkunde, III, 846.

Somali. Gleich den Wakuafi sind sie ein nomadisches Hirtenvolk und haben eine solche Abneigung gegen den Landbau, daß selbst die Wakuafi-Sklaven an der Suaheli-Küste sich nicht bewegen lassen, den Spaten in die Hand zu nehmen und das Feld zu bauen. Ebenso verachten sie auch den Handel, in der Meinung, dieser wie der Ackerbau sei blos geeignet, den Menschen zu ermüden, während die Speise der Hirten — Milch und Fleisch der Kühe, Schafe und Ziegen — jeden Augenblick bereit stehe. So wandern sie theils die innerafrikanischen Flüsse entlang, theils ziehen sie in den ungeheuren Ebenen von Innerafrika umher, jedermann hassend und von jedermann gehaßt, besonders von den ackerbautreibenden Stämmen, denen sie, wie die Gallas, beständig ein Schrecken sind. Ihre Kleidung besteht aus einem rothgefärbten Fell. Die Frauen bedecken ihre Brust und den ganzen Körper, gleich den Gallafrauen, mit einem ledernen, über die Knie herabreichenden Rock. Den Leib und besonders das Haupt salben sie mit Butter, die sie durch Hineinlegen eines pfefferminzähnlichen Strauches wohlriechend machen; einen der untern Schneidezähne aber schlagen sie aus, um besser ausspucken zu können. Blaue und weiße Glasperlen, Armringe von Blei und Kupfer, Kauris, Kupfer- und Messingdraht, sowie blaue Tücher, sind für den Sawâhili und Mâsai ein beliebter Schmuck. Die Häuser oder vielmehr Hütten werden aus Holz verfertigt und mit Querstangen, über welche Häute gelegt werden, bedeckt. Darüber kommt denn eine Masse Koth und Kuhmist. Jede Familie hat ihren eigenen Weiler mit einem Stück Land als Weideplatz, rings um jeden Weiler aber ist ein freier, immer rein erhaltener Platz (aulo), der dazu dient, die Kühe morgens und abends zu melken und den Urin derselben, womit alle Milchgefäße gereinigt werden, aufzufassen. Eine ziemliche Anzahl solcher Wohnungen bildet eine Stadt, deren Zugänge durch Dornengehege und Gruben zur Abwehr der wilden Thiere und Feinde verschlossen sind. Alle vier oder fünf Monate aber verlassen die Mâsai ihre sogenannte Stadt und wandern nach Orten aus, wo sie Gras und Wasser finden. Ihre Hausgeräthe, Töpfe, Körbe, Ledersäcke und Kalabassen von verschiedener Größe, wozu noch eine ungegerbte, trockne, wie ein offener Sack zusammengenähte Kuhhaut kommt, in welcher sie die Tabaksblätter stoßen, um Schnupftaback zu gewinnen, den sie in der Steinfrucht des Mkobabaumes als Dose aufbewahren, führen Mâsai und Wakuafi auf ihren zahlreichen und großen Eseln mit sich, die sie nicht zum Reiten, sondern nur zum Tragen gebrauchen, da sie es für schändlich halten, Lasten, wie die deshalb von ihnen verachteten Sawâhili und andere Stämme, auf ihrem Kopf oder Rücken zu tragen; die kleinsten Kinder aber werden der Mutter auf den Rücken gebunden. Arme Mâsai gehen als Schneider (ilairiban) im Lande umher und nähen mit den von ihren Grobschmieden verfertigten Nadeln (didu),

denen jedoch die europäischen und indischen vorgezogen werden, Häute zu Kleidern und Hüttendecken zusammen.

Die Mâsai wie die Wakuafi sind höchst kriegerisch. Mit Keulen und Spießen bewaffnet und hinter ihrem großen Schild gegen die vergifteten Pfeile ihrer Feinde und selbst gegen Flintenschüsse ziemlich gedeckt, fechten sie Tage lang ohne Rücksicht auf Speise und Trank. Die männlichen Gefangenen werden von den Mâsai getödtet, Weiber und Kinder geschont, während die Wakuafi, mit den Vortheilen des Sklavenhandels längst bekannt, die gefangenen Männer und Frauen meist an die Küste als Sklaven verkaufen. Unter sich selbst haben sie keine Sklaven; arme Leute aber, welche kein Vieh und keine Verwandten haben, treten in eine untergeordnete Stellung, die sie zwingt, Lasten zu tragen und andere, einem freien Manne nicht anstehende Geschäfte zu verrichten. In diesem Verhältniß stehen zu den Wakuafi namentlich als Reste vernichteter Stämme die Elkonono, welche als Grobschmiede ihre Spieße, Schwerter, Messer ꝛc. verfertigen, und die Wandurobo, welche Elephanten jagen und das Elfenbein ihren Wakuafi-Herren übergeben müssen. Die Sawâhili nennen solche Stämme „Waschinsi", und so sind die Wasegua-Stämme die Waschinsi des Königs von Usambara, die Wanyika die Waschinsi von Mombas, und in ähnlicher Beziehung stehen die Dahalo zu den Galla. Gegen Fremde sind die Wakuafi sehr argwöhnisch und kampfbereit, weshalb denn auch die Sawâhili-Stämme nur in Karawanen von 5—700 Mann, meist alle mit Stein- und Luntenflinten bewaffnet, ins Wakuafi-Land ziehen. In die Nähe einer Stadt gekommen, suchen sie vor allem Frauen oder einzelne Wakuafi auf dem Wege aufzufangen und sie unter dem Versprechen eines Geschenkes zu bewegen, ihre Aeltesten von der Ankunft der Kaufleute zu benachrichtigen, welche Erlaubniß zum Handel begehren. Soll diese ertheilt werden, so gehen dann die Alten selbst aus der Stadt, um die Fremden zu begrüßen und machen ihnen einen Ochsen zum Geschenk, dem natürlich ein gutes Gegengeschenk folgen muß, und nachdem so Freundschaft geschlossen ist, wird das Handelsgeschäft von den Fremden mit Eifer begonnen.

Im allgemeinen haben die Mâsai und Wakuafi eine patriarchalische Regierungsform, wonach der Vater einer Familie oder das Haupt eines aus 8—10 Familien bestehenden Weilers seiner Umgebung vorsteht, Streitigkeiten schlichtet ꝛc. An der Spitze der ganzen Republik aber steht ein oberster Häuptling oder Priester, der als Orlkibroni die politischen Angelegenheiten leitet, als Orleibon mit seinen Zauberkünsten Regen zu machen sucht und die Feinde im Kriege zurückschlägt und besiegt. Wird er aber im Kriege dreimal hinter einander geschlagen, so wird er für unfähig erklärt, getödtet und durch einen andern ersetzt. — Zur Ermittelung und Bestrafung von Verbrechen werden Gottesurtheile angewendet.

Auch bei diesen Völkern herrscht die Beschneidung[1]) sowie die Polygamie, die sich jedoch gewöhnlich auf 2 Frauen beschränkt. Die Frauen werden mit Vieh gekauft. Die Todten werden unter Bäume gelegt, mit Gras und dann mit Steinen bedeckt. Die Größe des Steinhaufens richtet sich nach der Würde des Verstorbenen. — In der Religion der Wakuafi spielt der Mythos von einem übermenschlichen Wesen (resp. nationalen Helden), Neiterukob, der auf dem Schneeberge wohnte, eine Rolle. Er soll dem Volke die Zähmung des wilden Rindviehs gelehrt haben. Als höchstes Wesen wird Engai (Himmel) verehrt. Neiterukob wird gleichsam als Vermittler angesehen. Durch ihn wird mit Opfern Regen erbeten u. s. w. Außerdem werden böse Geister gefürchtet, gegen die man Zauberei anwendet.

Die Másai und Wakuafi, welche heirathslustig sind, wenden sich zuerst an die Eltern und Verwandten ihrer Erkorenen, die Zahl der vom Bräutigam zu gebenden Kühe wird bestimmt, darauf die Braut beschnitten und weiß und roth punktirt. So erwartet sie ihren Verlobten in ihrem elterlichen Hause, ein paar Kühe werden geschlachtet, die Brust und der rechte Hinterfuß dem Häuptling gesandt und nun von den beiderseitigen Eltern und Verwandten das Hochzeitsfest mit Essen und Trinken gefeiert. Die Frau ist jetzt alleiniges Eigenthum dessen, der sie gekauft hat.

Kehren wir aber zu dem Wege nach Innerafrika zurück, den wir in Ugogo verließen. Er führt von dort nach **Unyamwezi.** Dies war früher ein großes Reich, ist jetzt aber in viele kleine Staaten zerfallen (wie Unyanyembe, Utakama u. a.), in denen verschiedene Dialekte derselben Sprache gesprochen werden. „Der thonige Boden dieses welligen, wohlbewässerten Landes, das als der Garten Ostafrika's bezeichnet worden ist, soll in schlechten Jahren 60fältige Frucht geben. Die üppigen Felder wechseln mit reichen Wiesenfeldern, auf denen große Heerden von Buckelrindern weiden. Die Dörfer sind mit undurchdringlichen, lebenden Hecken geschützt. Aber auch hie und da in den Feldern sieht man viereckige Hütten, „Tembe" genannt. Die Form der Wohnungen, welche ganz verschieden von der bei den bisher betrachteten Völkern üblichen runden Hüttenform ein in der Mitte offenes Viereck mit flachem rasenbedeckten Dache bildet, zeigt schon, daß die Wanyamwesi auf einer höheren Kulturstufe stehen. Sie sind fleißige Ackersleute und auch in der Industrie soweit, daß sie selbst ihr Baumwollenzeug weben. — Ihre physische Erscheinung ist nicht gerade schön. Sie sind dunkler als ihre Nachbarstämme. Die Kleidung der Frauen ist ein unter den Armen befestigtes Tuch. Ihr Schmuck besteht in Perlen und einer Unzahl von Ringen, die aus Giraffenhaar gemacht und mit dünnem Kupferdraht umwunden werden. Die Männer dagegen tragen im Hause nur ein Lendentuch;

[1]) Wie bei verschiedenen afrikanischen Völkern findet sich hier auch eine Beschneidung des weiblichen Geschlechts.

auf dem Felde aber oder auf der Reise besteht ihre ganze Kleidung nur in einem über die Schulter gehängten Ziegenfell. Natürlich fehlen auch hier nicht die Waffen: Speer, Bogen und Pfeile.

Unyanyembe mit dem Hauptorte Tabora Kaseh ist die Haupt- und Centralprovinz von Unyamwesi. Dort befindet sich seit langer Zeit der Haupt-Handelsmarkt für Centralafrika. Eine Kolonie arabischer Kaufleute aus Oman hat sich dort niedergelassen und sendet ihre Handelsagenten von dort aus nach verschiedenen Richtungen weit ins Land hinein.

Von Tabora, das selbst 4000 Fuß über dem Meere liegt, senkt sich das Land allmählich zum **Tanganyika-See** herab, dessen Spiegel noch 3000 Fuß über dem des Meeres erhaben ist. Wir können nicht alle Stämme namentlich aufführen, die dies Gebiet bewohnen. Der Weg folgt dem Flusse Malagarazi, dessen fruchtbares Thal glänzend kultivirt ist, aber ein ungesundes Klima hat. Er durchschneidet die Länder Uvinza und Ubuha und erreicht den genannten See bei **Ujiji** (Udschidschi). Das mächtige Wasserbecken zieht sich von Norden nach Süden über 80 deutsche Meilen hin, bei einer wechselnden Breite meist von 6—10 Meilen.[1]) Die Ufer sind mit prächtigen Wäldern und fruchtbaren Ackerfeldern bedeckt. Die Landschaft bietet einen großartigen, oft wilden Anblick. Oft ist der See mit Fischerbooten belebt. Zahlreiche Orte haben gute Häfen, so Ujiji, das die produktivste Provinz des östlichen Afrika's genannt wird. Auch hier findet sich ein großer Markt, auf dem vor allen Sklaven verhandelt werden. Die Wajiji sind stärker und kräftiger als die bisher erwähnten Völker. Sie sind schwarz und stehen, was den Körperbau betrifft, den eigentlichen Negern sehr nahe. Sie sind an verschiedenen Theilen des Körpers tättowirt und triefen von Oel. Selten lassen sie ihr Haar ganz wachsen; entweder schneiden sie es ganz ab, oder lassen es stellenweis stehen. Um den Kopf winden sie weißen Baumbast. Die reicheren kleiden sich in baumwollne Hemden; die ärmeren tragen nur Felle. Die am See wohnenden sind ausgezeichnete Schwimmer, Taucher und Fischer. Im ganzen sind sie ungestüm, unverschämt und raubsüchtig. An der Spitze des Volkes steht der Mwani, der in der Generalversammlung seiner Vasallen unter dem Vorsitze der Aeltesten die öffentlichen Angelegenheiten ordnet.

Nördlich vom Tanganyika liegt der erst in allerneuester Zeit näher erforschte Mwutan oder Albert Nyanza, ein 30 Meilen langer, von steilen Granitwänden umgebener See. Oestlich von diesem liegt der weit größere Ukerewe oder Victoria Nyanza. Beide bilden, wie jetzt außer Zweifel gesetzt ist, die Becken, denen der Weiße Nil entquillt. Zwischen beiden liegen in fruchtbaren,

[1]) Seinen Ausfluß hat der See nach den neusten Entdeckungen im Westen und sendet mit dem Lualaba wahrscheinlich sein Wasser in den Kongo.

romantischen Gegenden mehrere Reiche, unter denen wir Karagwè mit seinem freundlichen Könige Rumanika nennen, und nördlich von da Ungoro mit seinem feindseligen Herrscher Kamrasi, während westlicher Uganda, beherrscht vom Könige Mtesa, sich am nördlichen Ufer des Ukerewe-Sees hinzieht. Die Bewohner aller dieser Länder sind stammverwandt und werden unter dem Namen Wahuma zusammengefaßt. Früher bildeten sie ein zusammenhängendes Reich. Es herrscht dort verhältnißmäßig hohe Kultur. Die Gegend ist „paradiesisch schön", das fruchtbare Land fleißig angebaut. Mit den Wahuma schließt in dieser Gegend die ostafrikanische Völkerfamilie gegen Norden ab. Weiter nach Norden folgen die sogenannten nilotischen Völker.

Wenden wir schließlich uns noch zu dem südlichsten der großen mittelafrikanischen Seen, dem Nyassa, dessen nördlicher Theil dem südlichsten Punkte des Tanganyika-Sees bis auf etwas über 40 Meilen nahe kommt. Gegen Süden zieht er sich bei einer durchschnittlichen Breite von 7 Meilen über 70 Meilen hin und entsendet sein Wasser durch den Schirefluß in den Zambesi. Dr. Livingstone war es, der auf seiner zweiten Reise dieses große Becken entdeckte (1859). Er nahte sich demselben von Süden, mit seinem Dampfer den bis dahin noch unerforschten Schire hinauffahrend. Der dichte Ueberzug von Wasserlinsen, mit dem der Fluß auf der untersten Strecke bedeckt war, bot jenem nicht den Widerstand wie den Kähnen der Eingebornen, nach welchem auch die Portugiesen den Schire für unschiffbar gehalten hatten. Im Osten begleitet ihn das hohe Maramballa-Gebirge, an dem sich hie und da weit hinauf die Dörfer der Eingebornen zeigen. Das Flußthal ist „eine weite Sumpflandschaft, deren Wassertümpel mit blauen Lilien bedeckt sind und die viele Zebras, Nilpferde und Elephanten beherbergt". Die letzteren sind so zahlreich, daß Livingstone in einer Heerde ihrer 800 zählen konnte. Die Fahrt wurde jedoch durch bedeutende Katarakten, die den Namen der Murchison-Fälle erhielten, unterbrochen. Diesmal wurde nur der nordöstlich von hier gelegene Schirwa-See, ein salzhaltiges Wasser, 5 Meilen breit, von hohen Gebirgen umgeben, befahren. Einige Monate später konnte Livingstone, zu einer Landexpedition ausgerüstet, den Schire weiter verfolgen. Er kam in das von den Mangandscha bewohnte Hochland. Die Dörfer dieses mit den Kafern verwandten Volkes sind durch dichtes Euphorbiengebüsch geschützt. Auf ihren Aeckern wird fleißig Durrah, hier Mapira genannt, angebaut. Auch Eisen- und Baumwollen-Industrie findet sich bei ihnen. Auffallend ist die Sitte der Frauen, welche ihre Oberlippe durchbohren und die Oeffnung nach und nach vergrößern, bis ein großer Elfenbeinring darin Platz hat. Die Mangandscha glauben an ein höchstes Wesen, Mpambe, von dem alles Gute kommt, während sie alles Böse den Geistern Mfiti (Mafiti?) zuschreiben. Trotz mancher guten Eigenschaften sind sie sehr dem

Trunke ergeben und arge Sklavenhändler. Am 16. September 1859 erreichte Livingstone den Nyassa. Wenige Monate später kam unser jugendlicher Landsmann Roscher von Zanzibar aus an das Ostufer des Sees, wo er durch Mörder einen frühen Tod fand.

Die Gestade des Nyassa waren dicht bevölkert. Wie eine Kette reihten sich die Dörfer an einander. Der fruchtbare Uferrand lieferte ungeheure Massen von Reis, Durrah, Mais und süßen Kartoffeln.[1]) Die dort wohnenden Stämme sind noch zu wenig erforscht, als daß man von ihnen eine ethnographische Beschreibung geben könnte. Leider hat unter ihnen der Sklavenhandel furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die auf dem westlich vom Nyassa gelegenen Hochlande wohnenden Mazitu, ein Volk, das man für einen Zweig der Zulu hält, haben hier mit Krieg und Raub überall Verderben gestiftet.

Die weiter westlich gelegenen, von Livingstone mit rastlosem Eifer bis zu seinem Tode erforschten Gebiete übergehen wir hier. So wichtig sie für die Geographie sind, für die Mission dürften sie doch so bald noch nicht in Betracht kommen, da derselben in den bisher beschriebenen Gebieten noch eine Aufgabe vorliegt, der zur Zeit ihre Mittel und Kräfte kaum gewachsen sind.

Ebensowenig bedarf es für den vorliegenden Zweck einer eingehenden Schilderung der portugiesischen Besitzungen, welche an einigen Punkten der Küste vom Kap Delgado bis zur Delagoa-Bai sowie am unteren Zambesi sich finden. Ibo, Mozambique, Quilimane, Senna, Tete, Sofala und Inhambane sind die wichtigsten. Sie sind in einem höchst verwahrlosten Zustande. Die portugiesische Herrschaft besteht oft nur noch dem Namen nach. Nur wenige Europäer finden sich an den genannten Punkten.[2]) Die Eingebornen der Umgebung sind zum Theil ganz unabhängig. Von dem früher durch katholische Missionare gepflanzten Christenthum sind vielfach nur die mit heidnischem Aberglauben verbundenen äußeren Ceremonien übrig geblieben.

Ehe wir jedoch diese Schilderung Ostafrika's schließen, müssen wir noch einmal auf jenen Zug von trauriger Bedeutsamkeit zurückkommen, der die dortigen Zustände charakterisirt, den Sklavenhandel.

---

[1]) Bataten, Convolvulus batatas.

[2]) „Nur für eine Reihe von Jahren ausgesandt, lassen die portugiesischen Behörden am liebsten nichts von sich hören, namentlich nichts von ihrer einzigen Beschäftigung — der Sklaverei und den sie begleitenden Lastern .... Der Sklavenhalter in diesen trostlosen Mangrovesümpfen führt ein Leben unaufhörlicher Angst, er könnte von seinen Untergebenen überwältigt werden .... Er ist allein mit seinem Gewissen, fern von andern Weißen, und Schwelgerei und geistige Getränke vermögen dieses Gespenst nicht lange zu verscheuchen. Sein Plan ist daher, durch Furcht zu regieren. Um Schrecken einzuflößen, worin er seinen besten Schutz gegen Ausbrüche sieht, genügt es aber nicht, je und je einen widerspenstigen Sklaven mit dem Tode zu strafen. Verstümmelungen, wie Abschneiden eines Ohres oder einer Lippe, gehören noch zu den leichteren Strafen. Die Greuel, welche bei dem peinlichen Strafverfahren und gewissen Todesarten besonders an den Frauen verübt werden, lassen die Erfindungsgabe solcher Leute als geradezu teuflisch erscheinen."

Dies ist die Geißel, welche jene reichen Länder nie zu Glück und Wohlstand kommen läßt und aller wahren Kultur die Thüre verschließt. Hören wir, was Livingstone darüber sagt: „O könnten wir nur einen annähernden Bericht über die Schrecken des Sklavenhandels geben mit einer Schätzung der Menschenleben, welche er alljährlich zerstört! Wir sind sicher, daß, wenn nur die Hälfte der Wahrheit erzählt und erkannt würde, die Gefühle der Menschheit derart aufgeregt werden würden, daß dieser teuflische Handel unter allen Umständen niedergeschmettert werden müßte. Man vernehme, was wir von einem einzigen Theile Afrika's wissen. Allein vom Nyassa-See passiren 19000 Sklaven alljährlich das Zollhaus von Zanzibar. Aber diejenigen, die aus dem Lande geführt werden, sind nur ein kleiner Theil der Unglücklichen. Wir erkannten niemals die grauenhafte Natur dieses Handels deutlich, bis wir ihn an seiner Urquelle sahen. Dort hat sicher der Satan seinen Sitz. Außer denen, die gefangen werden, tödtet man tausende; andere sterben an Wunden oder vor Hunger. Die vielen Skelete, welche wir erblickten zwischen den Felsen und Wäldern, an den Flüssen und den Pfaden in der Wildniß, bezeugen die schrecklichen Opfer, welche direkt oder indirekt diesem Höllenhandel gebracht werden." Bei den ungezählten Völkerstämmen Ostafrika's, die zum Theil fest ansässig sind, zum Theil unruhig hin und her drängen, ist der durch arabische Händler resp. ihre Agenten seit Jahrhunderten betriebene Sklavenhandel geradezu ein charakteristischer Zug geworden. Krieg und die weiteren Folgen desselben, Hungersnoth, sind die hauptsächlichsten Umstände, die ihm in die Hände arbeiten. Denn so tief sind auch jene schwarzen Völkerschaften nicht gesunken, daß sie in Zeiten des Friedens und Wohlstandes ihre eignen Jünglinge und Jungfrauen verkaufen sollten. Aber der entsetzliche Handel ist es eben wiederum, der die Kriege anstiftet. Livingstone sah einmal den Ueberfall eines friedlichen Marktes. Plötzlich fielen Schüsse. In Verwirrung liefen Männer, Weiber und Kinder durch einander, und über 400 kamen in den Wellen des nahen Flusses um, als sie vor den Räubern flüchteten; ebensoviele aber wurden vor seinen Augen weggeschleppt. Rings umher zählte er 17 brennende Dörfer. — So fand er auch eine Gegend, die er zwei Jahre zuvor im besten Zustande gesehen hatte, als eine völlig entvölkerte Wildniß. Der Menschendiebstahl auch im einzelnen wird in manchen Gegenden derart betrieben, daß es zur Zeit, wenn der Graswuchs hoch ist, für die Frauen gefährlich wird, ohne männlichen Schutz auf den Feldern zu arbeiten.

Die Händler nun, welche im Innern die Sklaven aufkaufen und in Karawanen von oft mehreren hundert Personen nach der Küste führen, sind Araber; der Erfolg einer solchen Expedition aber liegt in den Händen ihrer schwarzen Agenten, freigelassener Sklaven, die sie zu einer Art von Geschäftstheilhabern erheben. Der Marsch, den die Gefangenen machen müssen, reihenweise zusammengekettet, oft

mit Geißelhieben angetrieben, ist eine solche Kette der furchtbarsten Entbehrungen, Plagen und Anstrengungen, daß für diejenigen, welche endlich auf dem Sklavenmarkte einen Käufer finden, dies wie eine Erlösung erscheint. Vielen kostet diese Reise das Leben. Daß endlich dasselbe auch von der Ueberfahrt sowie von der weiteren Verschiffung in den engen Dhau's gilt, läßt sich denken. Oft werden ganze Schiffsladungen von ansteckenden Krankheiten dahingerafft.

So lange diese Zustände in Ostafrika ungestört bestanden, konnte freilich das Werk der Mission dort nicht gedeihen. Daher haben wir zunächst nur von geringen Anfängen zu berichten.

2. Die evangelische Mission in Ostafrika.

Der erste Versuch, den Völkern Ostafrika's das Evangelium zu bringen, wurde im Jahre 1829 von dem amerikanischen Board gemacht, der die ganze Küste zu diesem Zwecke untersuchen ließ. Aber es fand sich kein Ort, der für eine Missionsstation geeignet erschienen wäre. Unter den Stämmen der nördlichen Küstenstriche hatte der Islâm schon seit Jahrhunderten seinen Halt gewonnen. Von einer Niederlassung im portugiesischen Gebiete konnte ebensowenig die Rede sein.

Dennoch kam anderthalb Jahrzehnte später die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft dazu, eine Missionsstation in Ostafrika anzulegen, ohne dies zuvor beabsichtigt zu haben. Unter ihren 1843 aus Abessinien vertriebenen Missionaren war Dr. Krapf, ein würtembergischer Theologe. Derselbe hatte von Norden aus in die Gallaländer vordringen wollen. Da ihm dies unmöglich ward, versuchte er von Süden oder Südosten zu den Galla zu kommen. Durch englische Empfehlungen erlangte er freundliche Aufnahme bei dem Imâm Said auf Zanzibar. Dem Vordringen zu den Galla aber stellten sich auch auf dieser Seite unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Dagegen meinte Krapf, der von Mombas aus das Festland besuchte, bei den Wanyika eine offene Thür gefunden zu haben. Nachdem er eine Zeitlang auf Zanzibar das Kisawâhili und Kinyika mit großem Eifer studirt hatte, machte er von der Erlaubniß des Imâm zu seiner Niederlassung Gebrauch und nahm seinen Wohnsitz zunächst in Mombas. Hier gediehen im nächsten Jahre die Sprachstudien so weit, daß bereits mehrere Theile der Heil. Schrift in der Uebersetzung vorlagen. Schwer heimgesucht durch den Verlust seiner Gattin — die auf ihren Wunsch im Wanyikalande ihre Grabstätte erhielt — sowie von gefährlichem Fieber mußte Krapf zu seiner Herstellung und Stärkung nochmals nach Zanzibar zurückkehren. Dadurch wurde die Anlegung der Station abermals um ein Jahr verzögert.

Endlich traf als Krapfs Gehülfe längst erwartet der Miss. Rebmann, ein Würtemberger, in Basel gebildet, in Mombas ein (1846).

Mombas ist eine niedrige Koralleninsel in einem in mehrere Arme getheilten seichten Aestuarium, in das sich mehrere kleine Flüsse ergießen. An drei Seiten ist sie nur durch Kanäle vom Festlande getrennt. Die auf der Ostseite belegene Stadt zeigt ein orientalisch-afrikanisches Gepräge. Nur einige Ruinen, insbesondere ein Thurm, erinnern an die längst vergangene Portugiesenzeit. Von hier aus wurde nun $2^1/_2$ Meile nordwestlich bei dem schon beträchtlich hoch gelegenen Wanyika-Dorfe Rabbai Mpia unter vieler Mühe die beabsichtigte Station errichtet, von der man nach Osten über den niedrigen Küstenrand weit auf das Meer hinschaut, während im Westen der Blick von hohen Bergketten begrenzt wird. Die Eingebornen nahmen die Missionare mit Rücksicht auf die zu erwartenden Geschenke freundlich auf. Beim Aufrichten der ersten Missionshütte leisteten sie nur wenig Hülfe. Am 16. Oktober konnte dieselbe endlich bezogen werden.

Am 16. Oktober wurde die mit Hülfe der Wanyika, wobei jedoch die Missionare selbst das Meiste thun mußten, erbaute Missionshütte bezogen, und damit war „der erste Schritt zum Vorrücken in das Herz von Afrika" gethan. Im Herbst des folgenden Jahres ward auch eine Hütte zum Gottesdienst für 60—80 Personen gebaut, bei deren Einweihung freilich ein Mann an die Missionare die niederschlagende Frage richtete, was sie den Wanyika zu essen geben wollten, wenn sie jeden „großen Tag" (Sonntag) hieher kommen sollten. Die Wanyika hatten die Missionare überhaupt für reiche Leute gehalten, die eben alles um nichts hergeben würden, und als sie sich in dieser Erwartung getäuscht sahen, war es auch mit ihrer Bereitwilligkeit aus, und sie mochten von himmlischen Dingen kaum eine Viertelstunde reden hören. Es gab wohl Ausnahmen, aber im Durchschnitt erwiesen sie sich „steinhart"; ja ein Mnika sagte frei heraus: „Ihr Europäer brauchet Christum, wir brauchen ihn nicht." Ein Heide, der das Evangelium gehört hatte, fragte, ob es Christo lieb sein würde, wenn er ihm eine Kuh opferte? und ein anderer meinte, Christus werde wohl ein böser Geist sein, dem man Hühner opfern müsse, um Krankheit und andere Uebel abzuwehren. Auch darum war es schwer, einen ernsten Eindruck auf die Wanyika zu machen, weil sie die geistlichen Dinge eben so gern in nichtiges Geschwätz verwandelten, wie die weltlichen Sachen. Endlich stand das zerstreute Leben der Leute, welche die meiste Zeit auf ihren entlegenen Pflanzungen zubrachten, den Missionaren sehr im Wege. Dennoch wurden diese nicht müde, den armen Heiden bei jeder Gelegenheit die Liebe Christi anzupreisen, und arbeiteten außerdem an einem Wörterbuch, an Schulbüchern für die freilich nur aus 5 Knaben bestehende Schule und an der Bibelübersetzung.

Die Stumpfheit der Wanyika verschloß sie leider gegen alle Angriffe der Wahrheit; ihre Trunksucht, schwachsinnige Zerstreutheit und Plauderhaftigkeit ließ keinen tiefern Eindruck aufkommen, und

der erste und einzige Fall, in welchem die Missionare das ferne Dämmern eines Gnadenwerkes an der Seele eines Eingebornen mit Freuden wahrnahmen, war der eines armen Krüppels, Mringa in Muhani, der die blaue Perlenschnur, welche er als Amulet um den Hals trug, von sich warf und dem Evangelio sich zuwandte. Sonst aber war den Wanyika selbst die Erziehung und Bildung ihrer Kinder völlig gleichgültig, und infolge dessen mußten die kleinen Schulanfänge auf einigen benachbarten Dörfern, die Rebmann mit so vieler Mühe und Sorgfalt gepflegt hatte, wieder aufgegeben werden. „So wurde es den Missionaren allmählich klar, daß ihre Station zu Rabai Mpia (wo sie überdies mit Mäusen, Schlangen und Ameisen, sowie mit der Unredlichkeit ihrer Sawahili-Diener, die sie wegen völliger Unbrauchbarkeit der Wanyika annehmen mußten, zu kämpfen hatten) nicht sowohl für die unmittelbare Umgebung als vielmehr für die weitere Ferne von Bedeutung sei, daß sie der Ausgangspunkt werden könne und solle für ein fruchtreicheres Wirken unter den Stämmen und Völkern des inneren Afrika. Daher sie denn auf wiederholten größeren Reisen nach allen Richtungen hin, immer aber vorherrschend nach dem Westen, sich hierzu die Wege zu bahnen suchten. So machte Dr. Krapf im Juli bis September 1848 eine lange, mühselige und gefahrvolle Reise nach dem Südwesten von Rabbai, in das Land des Königs Kmeri von Usambara. Er brachte von da die Ueberzeugung mit, daß, wenn ein Missionar sich eine Zeit lang bei dem „selbständigen Löwen" aufhalten und ohne allen muhammedanischen Zwischeneinfluß direkt mit ihm verkehren könnte, sich etwas würde mit dem Manne machen lassen. Sagte er doch wiederholt beim Abschied, Krapf solle bald zurückkehren, er wolle ihm Kinder für eine Schule geben. Auch wünschte er Leute zu bekommen, die „Misungu" haben (d. h. Weisheit, Verstand, Kunstfertigkeit), besonders einen Arzt, und entließ den Missionar mit den Worten kua heri, Baba! lebe wohl, Vater! — Nachdem dann Krapf und Rebmann auf ihrer Station wieder eine Zeitlang zusammen gearbeitet hatten, machte sich der letztere, der schon 1847 einmal nach Westen vorgedrungen war, im November 1848 auf den Weg nach dem fernen westlichen Alpenlande Dschagga, hatte zu Madschame, dem Mittelpunkt des Hauptstammes von Dschagga, eine ermuthigende Audienz bei dem Könige Mamkinga, und kehrte nach Rabbai zurück, um im Frühjahr 1849 eine zweite Reise nach Dschagga zu machen und noch weiter nach Westen vorzudringen. Auf dieser Reise wäre er in einem reißenden Bergstrom beinahe ertrunken und war schließlich durch die Habsucht des Königs und heftige Regengüsse zur Rückkehr nach der Küste genöthigt, wo er am 27. Juni sehr entmuthigt und auch leiblich sehr angegriffen wieder eintraf.

Inzwischen war ein dritter Arbeiter, Erhardt, gleichfalls in Basel gebildet, eingetroffen. Durch seine Ankunft wurde Krapf in

den Stand gesetzt, gegen Ende 1849 eine längst beabsichtigte Reise nach Ukambani zu unternehmen. Er wollte die Verbindungswege der ost- und westafrikanischen Nationen genauer erforschen und damit seinem Lieblingsplane, einer Verbindung von Ost- und Westafrika durch eine zusammenhangende Kette von Missionsstationen im Innern, möglichst vorarbeiten. Das Resultat der 50tägigen Reise, die freundliche Aufnahme bei dem Könige Kiwoi schien diesem — freilich sehr idealistischen — Plane günstig, und schon knüpfte man große Hoffnungen daran mit Hinweis auf das Posaunenblasen auf den Bergen des Mohrenlandes (Jes. 18), das nun beginnen müsse.

Im folgenden Jahre führte den eifrigen Missionar eine Küstenreise bis zum Kap Delgado. Zu Kilwa Kibendsche (Quiloa) lernte er die erschrecklichen Folgen des Sklavenhandels, der vom Nyassasee dorthin getrieben wird, kennen. Die Mabiti hatten in jener Gegend unter dem Stamm der Wahiau furchtbare Verwüstungen angerichtet. — Darauf ging Krapf nach England und Deutschland, um seine sprachlichen Arbeiten drucken zu lassen. Mit drei Missionaren und drei Kolonisten sollte er darauf nach Rabbai zurückkehren und zwei neue Stationen, eine in Ukambani und eine in Usambara, gründen. Von den Missionaren aber blieb einer in London, weil er sich nicht nach Ostafrika bestimmt glaubte, ein zweiter wurde in Aden an der englischen Kirche irre, und der dritte, Pfefferle, starb schon am 10. Mai 1851 zu Rabbai am Nervenfieber, während die 3 Handarbeiter gleichfalls krank lagen und den Missionaren im Wanyikalande eher eine Hemmung als eine Hülfe waren. So wurde denn die beabsichtigte Ausdehnung der Mission erschwert. Eine neue Reise nach Ukambani überzeugte Krapf auch, daß dort eine Mission noch nicht thunlich sei. In Usambara aber wurde durch Ehrhardt 1853 ein Anfang gemacht, der jedoch politischer Verhältnisse wegen bald abgebrochen werden mußte. Der Missionar wartete noch längere Zeit, um auf jenen Posten zurückzukehren, mußte aber 1855 krank das Arbeitsfeld verlassen.

In Rabbai-Mpia aber war zu dem Krüppel, der bald heimging, zwar noch ein zweiter Bekehrter, Abigandscha, hinzugekommen. Im übrigen aber schienen die Herzen dem Evangelio gegenüber hart wie Stein. Auch fehlte es nicht an muhammedanischen Einflüsterungen gegen das Evangelium. Die Wanyika hatten übrigens 1852 die Oberhoheit des Imâm anerkannt, ebenso wie Kmeri, der Häuptling von Usambara. Die südlich von da wohnenden Wasegua unterwarfen sich nicht. Gegen diese und die Masai ließ der Imâm ein paar Forts errichten, auch ward ein Weg nach Usambara angelegt. — Rebmann aber hatte inzwischen eine halbe Stunde von Rabbai Mpia zu Kisuludini eine kleine, sehr anspruchslose Wohnung errichtet. An diesem Punkt blieb fortan die Station, während jener

aufgegeben wurde, als Krapf eine Reise nach Europa machte. — Um jene Zeit reichten die Missionare ihrer Missionsgesellschaft eine Denkschrift ein, in der sie ausführten, wie augenscheinlich die Zeit der Mission für dieses Gebiet noch nicht gekommen sei. Sie stellten es dem Vorstande anheim, sie auf ein anderes Missionsfeld zu versetzen; erklärten sich aber auch bereit, auf dem schweren Posten auszuhalten. In London aber konnte man sich noch nicht entschließen, Ostafrika aufzugeben. Krapf mußte bald darauf aus Gesundheitsrücksichten aus dem Dienste der Gesellschaft scheiden. So war denn Rebmann mit seiner Gattin allein auf dem dürren Arbeitsfelde zurückgeblieben. Erst 1856 erhielt er einen Mitarbeiter, Missionar Deimler. Doch verließ auch dieser bald wieder die Wanyikamission. Nach dem Tode des Imâm nämlich war das ganze Land in großer Aufregung. Der englische Konsul ließ die Missionare dringend auffordern, zu ihrer Sicherheit nach Zanzibar zu kommen. Deimler folgte der Aufforderung. Rebmann aber, der mit seiner Frau noch länger in Kisuludini blieb, um alle Sachen dort zu ordnen, entging mit genauer Noth den wilden Masai, die auf einem ihrer Raubzüge mordend und brennend bis an die Küste vordrangen. Speke und Burton, die damals ihre durch Krapf und Rebmanns Berichte angeregte Entdeckungsreise unternahmen, eilten herbei, um die beiden Europäer zu retten. Glücklich erreichten sie Mombas. Das Land aber wurde furchtbar verheert. Männer und Weiber wurden von den Masai niedergestochen oder mit den kurzen Keulen erschlagen, das Vieh geraubt, die Hütten in Brand gesteckt. Der Weg von Kisuludini nach Mombas war mit Leichnamen wie besät. Abigandscha war entkommen und ging mit Rebmann nach Zanzibar, um ihm bei seinen Uebersetzungen behülflich zu sein. — Als die wilden Horden sich aus dem verwüsteten Lande zurückgezogen hatten, kehrte bei den übrig gebliebenen Wanyika die bitterste Hungersnoth ein. Es kam vor, daß Eltern ihre Kinder in Mombas für Getreide verkauften.

Mehr als zwei Jahre mußte Rebmann auf Zanzibar warten, ehe er von dem neuen Sultan die Erlaubniß zur Rückkehr auf seine Station erhielt, wohin Abigandscha schon früher zurückgekehrt war und mehrere dem Christenthum geneigte Wanyika um sich gesammelt hatte. Ueberhaupt schien die Leidenszeit die alte Gleichgültigkeit des Volkes gebrochen zu haben. Es fanden sich mehrere Taufbewerber. Mit neuem Muth und neuen Hoffnungen arbeitete Rebmann jetzt an der Herstellung der zerstörten Station, wie an der Vorbereitung seiner Katechumenen. 1860 wurde denn auch Abigandscha und sein Sohn (Abraham und Isaak) getauft. Im folgenden Jahre folgten vier weitere Bekehrte.

Die englisch-kirchliche Mission aber blieb nicht die einzige in Ostafrika. Die beabsichtigte Niederlassung von Hermannsburger Missionaren unter den Galla ließ sich nicht ausführen, obwohl

schon zweimal, 1853 und 1858, die „Candace", das Hermannsburger Missionsschiff, vor Zanzibar ankerte. Erfolgreicher war die Unternehmung der „**Vereinigten Methodisten-Freikirche**" in England (United Methodist Free Church), welche zunächst bei den Küstenstämmen anfangen wollte, und zwar nördlicher, bei Kauma, um später von da zu den Galla vorzudringen. Dr. Krapf, dessen Herz nicht aufhörte, für Ostafrika zu schlagen, übernahm die Anlegung der Mission, für die zwei englische Missionare und zwei Brüder von St. Crischona[1]) bestimmt waren. Aber auch hier ging nicht alles nach dem entworfenen Plan. Nachdem sich der Ansiedlung in Kauma allerlei Schwierigkeiten in den Weg gestellt, und die beiden Deutschen — uns nicht zur Ehre — entmuthigt das Feld geräumt, auch einer der Engländer krank heimgekehrt war, errichtete Krapf mit dem einzigen noch übriggebliebenen, Wakefield, die Station Ribe, 3—4 Stunden nördlich von Kisoludini. Seine weitergehenden Pläne mußte der erstere aufgeben. Nicht über Abessinien, wie er beabsichtigte, sondern über Aden und Alexandria kehrte er 1862 nach Deutschland zurück.

Auf Zanzibar hatten inzwischen katholische Missionare sich festgesetzt, ein großes Hospital gegründet, an dem ein geschickter Arzt und barmherzige Schwestern thätig waren, Schulen für Hindu und Araber eingerichtet u. s. w. Krapf empfahl es dringend der englisch-kirchlichen Mission, diesen wichtigen Punkt auch ihrerseits zu besetzen. Es war jedoch keine Arbeitskraft für diesen Zweck zur Verfügung. So blieb Rebmann noch lange der einzige Missionar jener Gesellschaft in Ostafrika.

Noch immer ging es auf Kisoludini sehr langsam vorwärts. Die alte Gleichgültigkeit kam immer wieder zu Tage. Ein Mann gab dem Missionar den guten Rath: „Veranstalten Sie eine allgemeine Versammlung der Leute, welche zu Rabbai-Mpia gehören; kaufen Sie für etwa 10 Thaler Vieh und geben ihnen das Fleisch zu essen. Dann stellen sie den Antrag vor allen Männern und Weibern, daß sie mit einemmale Christen werden möchten, — so wird es geschehen. Dann wird es nicht mehr vorkommen, daß Weiber ihre Männer, die in das Buch eingehen (sich bekehren), Narren schelten." — Mit seiner Gattin abwechselnd bald in Mombas, wo er auch ein Haus hatte, bald in Kisuludini wohnend, konnte Rebmann gleichwohl auch in den nächsten Jahren von einer langsamen, aber doch spürbaren wesentlichen Umwandlung der rohen Wanyika zu Gunsten des Evangeliums berichten. Er hätte noch 7 oder 6 weitere Wanyika taufen können, aber „der großen Versunkenheit wegen", schreibt er im September 1863, „in der das ganze Volk sich befindet, muß ich zunächst darauf ausgehen, die schon früher Getauften erst mehr gefördert und gehoben zu sehen, be-

[1]) Die Anstalt der von Spittler gestifteten Pilgermission bei Basel.

sonders in Bezug auf ordentliche und reinliche Wohnungen." So wurde denn zunächst für Abraham Abigundscha ein Häuslein gebaut, ebenso für einige getaufte Landsleute seiner Ostafrikaner, die auf Rebmanns Wunsch aus Bombay, wo sie christlich erzogen und gebildet waren[1]), in ihre Heimat zurückkommen sollten, um durch ihr christliches Familienleben und höhere Gesittung ihren Volksgenossen zum Muster zu dienen.

Auch auf Ribe gab es meist wenig ermunternde Erfahrungen. Wakefield erhielt einen Mitarbeiter, New, ein zweiter starb bald am Klimafieber. Viel äußere Arbeit mußte gethan werden. Die Versunkenheit der Wanyika und ihre Theilnahmlosigkeit für alles Höhere gab manchmal Grund zur Klage. Auch hier war ein hartes Werk der Geduld zu vollbringen. Dabei stellte es sich heraus, daß der Ort der Station bei der Nähe von Kisuludini keineswegs günstig gewählt sei. Wakefield hätte sie gern weiter nach Norden verlegt und eine Mission unter den Galla eröffnet. Allein die von ihm unternommene Untersuchungsreise hatte nicht den Erfolg, diesen Plan zu verwirklichen. Trotzdem sollten die Missionare Leute jenes Volkes unter ihre Pflege bekommen. Im Jahre 1870 wüthete ein Krieg zwischen den Somâli und den südlichen Gallastämmen, in dem die letzteren besiegt und ihr Land verwüstet wurde. Viele Galla zerstreuten sich in die angrenzenden Länder. „Tausende wurden an die Muhammedaner der Küste um eine Kleinigkeit verkauft, andere wurden von einem benachbarten Volke getödtet, welches nur die Frauen schonte, um sie sich selbst anzueignen." Hierbei waren manche Flüchtlinge nach Ribe gekommen, deren sich die Missionare mit christlicher Liebe annahmen. Von diesen wurden einige dem Evangelio gewonnen und mit ihnen auch etliche von den Wanyika, so daß Missionar New 1872 berichten konnte von einer Anzahl christlicher Familien, „an deren Anblick ein Missionar sich laben kann". „Mir scheinen sie", sagt er, „redliche Christen, freilich keine Engel, aber Männer und Weiber, die an den Herrn Jesus glauben und ihm nachzuahmen streben." Neben der kleinen Gemeinde trieben die Missionare sprachliche Arbeiten, namentlich übersetzten sie Theile der Heiligen Schrift und Schulbücher in die Gallasprache. Später bekamen sie eine kleine Druckerpresse, auf der sie ihre Uebersetzungen sofort vervielfältigten.

Einen höchst erfreulichen Bericht erstattete Wakefield zu Anfang des Jahres 1874. Am ersten Sonntage desselben hatte er in seiner Sonntagsschule das in einem Missionsblatt gedruckte Bild seiner verstorbenen Frau gezeigt. Diese war von den Eingebornen sehr geliebt worden, und das Bild rief eine tiefe Rührung hervor. Bei der nächsten Versammlung entstand eine Bewegung, wie man sie

[1]) Die englisch-kirchliche Mission hatte dort ein eignes afrikanisches Institut gegründet unter Leitung des erwähnten Missionars Deimler.

bei diesen Ostafrikanern kaum für möglich gehalten hätte. Alt und Jung, alles kniete, zitterte, betete. Stämmige Galla bezeugten mit Freudenthränen, daß sie mit Finsterniß auf dem Herzen eingetreten seien, jetzt aber ein großes Licht sehen." — Die Leute nannten diesen Sonntag „den Tag, an dem sie ihre Lasten abgeworfen haben". Auch im Traume noch zeigten sich die Nachwirkungen der tiefen Bewegung, welche durch die Seelen ging.

Solch eine Erweckung ist nun allerdings der Natur des Ostafrikaners, soweit wir sie kennen, ziemlich fremd. Dennoch wird kaum ein Mittel dieser Art eine wirkliche Erneuerung jener tief gesunkenen Völker zuwege bringen. Sir Bartle Frere, der Bevollmächtigte der britischen Regierung in den Verhandlungen mit dem Sultan von Zanzibar wegen Unterdrückung des Sklavenhandels, besuchte auch Ribe (1873) und hatte einen günstigen Eindruck von den Versammlungen der Eingebornen (40—50 Bekehrte und Inquirers), bemerkt jedoch, daß es an dem industriellen Element in der Heranbildung der Eingebornen fehle. Seinem Rathe gemäß wurden denn auch weitere Bemühungen zur Förderung eines fleißigen, gesitteten Lebens in Aussicht genommen.[1])

Kehren wir mit diesem Besucher noch einmal beim Missionar Rebmann auf Kisuludini ein. Wie ein Einsiedler voll wunderbarer Selbstverleugnung stand der alternde Mann dort auf seinem Posten, schon seit dem Tode seiner Gattin 1866 ganz allein. Von mancher Krankheit war seine Kraft gebrochen; auf einem Auge schon erblindet, stand er in Gefahr auch das Licht des andern durch den grauen Staar zu verlieren. Sein Häuschen zeigte die äußerste Bescheidenheit, wie an andrer Stelle bemerkt wird, sein ganzes Leben war höchst anspruchslos und entsagungsvoll. Nur Isaak, der Sohn Abigandscha's, war um ihn als treuer Pfleger. Die Zahl der Bekehrten war nur 8, und 5 derselben gehörten zu zwei Familien, die aus dem afrikanischen Waisenhaus zu Sharanpur bei Nassik, nicht weit von Bombay, hierher verpflanzt waren. In direkter Missionsarbeit konnte Rebmann nicht mehr viel thun. Dagegen hatte er mit außerordentlichem Eifer seine Sprachstudien fortgesetzt. Außer Uebersetzungen von Theilen der Bibel waren die Wörterbücher des Kinyika und Kisawahili druckfertig, auch ein solches in der Nyassasprache (?) war der Vollendung nahe. — Als Sir Bartle auch hier seine Ansichten über das industrielle Element in der Missionsarbeit aussprach, fand er keinerlei Verständniß. Alle weltliche Beschäftigung, jede Beförderung irdischer Genüsse lag dem alten Missionar in seiner Weltentsagung ganz fern.

Mehr ging der eingeborne Katechet, George David, der im Institut zu Nasik seine Bildung empfangen hatte, auf diese Gedanken ein. Die Lage der Station schien für Ackerbau sehr günstig

[1]) Nach späteren Nachrichten stand die Anlage einer zweiten Station, Duruma, bevor.

zu sein. — Dieser Katechet war der einzige Gehülfe, den Rebmann trotz langen Wartens hatte erhalten können. Bei der traurigen Lage dieser Mission hatte der Vorstand der Missionsgesellschaft bereits die Absicht, sie der sogleich näher zu besprechenden Universitätsmission des Bischofs Tozer zu übertragen. Rebmann war schon wiederholt aufgefordert, heimzukehren. Aber er hatte sich nicht entschließen können, seine Station der hochkirchlichen Richtung auszuliefern. Deshalb verharrte er auf seinem Posten.

Ehe wir aber die neuesten Unternehmungen der Church Missionary Society erwähnen, die schon in den Anfang einer neuen Periode der Entwicklung Ostafrika's hineinreichen, müssen wir uns um anderthalb Jahrzehent zurückversetzen und unsern Blick nach Süden richten. Dort, nicht fern vom unteren Zambesi, hatte die **Universitätsmission** ihre Arbeiten begonnen. Infolge der Entdeckungen Livingstone's an jenem Flusse bildete sich auf den Universitäten Oxford, Cambridge, Durham und Dublin ein Missionsverein für Centralafrika 1859. Der Verein vertrat streng die hochkirchliche Richtung, wie schon sein Grundsatz zeigt, nämlich daß jede Mission mit der Aufstellung eines Bischofs beginnen müsse. Für die bevorstehende Unternehmung wurde daher der frühere Archidiakon von Natal, C. F. Mackenzie, zum Missionsbischof von Centralafrika geweiht (1861). Die Expedition, an deren Spitze er trat, umfaßte außer ihm drei Theologen (Scudamore, Procter und Rowley), einen Zimmermann und Ackerbauer (letztere beide mit Familien), einen Laienvorsteher (Mr. Waller) und drei bekehrte Schwarze aus der Kapstadt. An der Mündung des Zambesi traf man mit Livingstone zusammen, der seine Hülfe zur Anlegung einer Station zugesagt hatte. Doch rieth er, lieber auf dem bei Kap Delgado mündenden Rovuma ins Innere vorzudringen. Dorthin reiste er zunächst mit dem Bischof, während die Begleiter des letzteren vorläufig auf der Comoroinsel Johanna zurückblieben. Der Rovuma zeigte sich aber ungeeignet zur Schiffahrt. Daher kehrte die Gesellschaft wieder zum Zambesi zurück, fuhr den Schire hinauf, wobei ihr Dampfboot, der „Pionier", auf den Sandbänken viel Schwierigkeiten machte, verweilte einige Zeit bei dem Häuptlinge Tschibisa und brach dann zu Fuß in das Land der Mangandscha auf. Unterwegs wurde ein Zug von 48 Sklaven befreit, die sich jubelnd ihren Befreiern anschlossen, von denen sie — bisher völlig nackt — erst Kleidung erhielten. Ein Zusammentreffen mit feindseligen Adschawa, die grade auf dem Menschenraub waren, veranlaßte die Reisenden, zur Selbstvertheidigung von Feuerswaffen Gebrauch zu machen, was in England Mißbilligung und Mißstimmung hervorrief.

Nachdem dann Mackenzie auf einem Hügelvorsprung oberhalb des kühlen Magomorostüßchens in der Nähe des Schirwasees eine vorläufige Missionsniederlassung zu gründen beschlossen, verließ ihn Livingstone, und der Bischof begann mit großem Eifer die Sprache zu lernen, Waller fing an zu bauen und Scudamore eröffnete eine Art Kleinkinderschule; alle Glieder der Missionsfamilie aber waren

durch die innigste Liebe und Eintracht verbunden, während Mackenzie selbst überall, wo es nur Hand anzulegen galt, ihnen voran war. Anfangs August aber mehrten sich die Bitten der umwohnenden Mangandscha, ihnen gegen die räuberischen Adschawa bewaffneten Beistand zu leisten; er gewann es nicht über sich, ihnen zu widerstehen, und nachdem sie auf die von ihm gestellten Bedingungen, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen und mit dem Sklavenhandel selbst in keiner Weise mehr zu schaffen zu haben, eingegangen waren, eine Unterredung mit den Adschawa aber, wie sich erwarten ließ, ohne Erfolg geblieben, wurde auf die letzteren unter Wallers Anführung am 14. August ein Angriff gemacht. In einer Stunde war der Sieg gewonnen, aber erst nach zwei weiteren Stunden kehrten die Mangandscha von der Verfolgung ihrer Feinde zurück. Zu den 111 Eingebornen, die Mackenzie vorher schon zu versorgen hatte, kamen nun noch 40 weitere hinzu. Neue und immer neue Bitten aber der feigen und lügnerischen Mangandscha bestürmten den Bischof um Hülfe, und so entschloß er sich endlich trotz innern Widerstrebens, mit dem unzuverlässigen Volke noch einmal, am 18. Oktober, gegen die Adschawa zu ziehen, die jedoch beim Anblick der Engländer sofort zurückwichen. Die zurückgelassenen Gefangenen aber wählten Magomero zu ihrer Heimat, und Mackenzie wußte bald selbst nicht mehr, wie er der nun auf mehr als 200 Seelen gestiegenen Einwohnerzahl fortwährend den nöthigen Unterhalt verschaffen sollte, „traute aber fröhlich seinem Gott es zu, daß Er sie nicht werde darben lassen". Leider war Magomero viel zu tief gelegen und zu dicht beschattet, wozu noch die Unreinlichkeit der daselbst versammelten Eingebornen kam, ein gar ungesunder Aufenthalt und die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel für die sich mehrende Zahl derselben immer schwieriger. Doch blickte Mackenzie voll Hoffnung in die Zukunft, zumal immer mehre Mangandscha in der Nähe ihre Wohnungen unter seinem Schutze aufschlugen und auch die Adschawa ihm sagen ließen, sie wünschten mit ihm in Frieden zu leben. Als er Mitte November zum Schire hinabstieg, um den vom Nyassa zurückkehrenden Livingstone zu begrüßen, traf er in Tschibisa's Dorfe ganz unerwartet auch eine Verstärkung seiner Mission in dem Missionar Burrup, dem Arzt Dickinson und dem Schuhmacher Clarke, die ohne zuverlässige Führer den Zambesi und Schire heraufzuschiffen gewagt hatten. Am folgenden Tag fuhr Livingstone den Strom hinab, um an der Mündung (bei Kongone) seine im Dezember vom Kap her erwartete Gattin, Mackenzie's Schwester und Frau Burrup in Empfang zu nehmen, der Bischof aber stieg — in vier Tagereisen — die Hügel hinan, um seine neuen Freunde in Magomero einzuführen, worauf er im Januar den erwarteten Frauen wieder bis an den Fluß entgegenkommen wollte. Zur Erkundung eines näheren Weges von Magomero nach der Einmündung des Ruo mittewegs zwischen dem Zambesi und den Murchinsonfällen, bis wohin man den „Pioneer" künftig blos kommen lassen wollte, machten am 2. Dezember Procter und Scudamore mit 8 Mangandschaträgern sich auf, kamen aber, von ihren Führern zu weit ostwärts geleitet, am vierten Tage in ein sklavenhändlerisches Dorf, wo sie beim Aufbruch überfallen, ihres Gepäcks beraubt und mit vergifteten Pfeilen verfolgt wurden. Drei der Träger wurden gefangen, die andern retteten nur mit Mühe ihr Leben und kehrten erschöpft und halb verhungert nach Magomero zurück. Nun lagen aber die Weiber der Gefangenen dem Bischof mit Bitten und Thränen um ihre Befreiung an, bis er endlich gegen jenes Dorf auszog und, da die Bewohner aus Furcht geflohen waren, die leeren Hütten niederbrannte, was denn auch zur Folge hatte, daß der Häuptling des so bestraften Dorfes seine Gefangenen wieder nach Magomero entließ. Alles das geschah in der nassen Jahreszeit, der gerade Weg zu der nahen Ruomündung war noch nicht gefunden, und die Lebensmittel gingen aus. Krank kehrten Mackenzie, Scudamore, Waller und Burrup nach Magomero heim, krank trafen sie dort auch die Zurückgebliebenen, umringt von hungernden und bettelnden Schwarzen. Am 3. Januar 1862 brachen daher Mackenzie und Burrup, noch von Hunger, Nässe und mehrtägiger Diarrhöe erschöpft, nach Tschibisa's Dorfe auf, um von dort mit einigen Makololo den Schire hinab zu fahren. Auf dieser Fahrt geriethen sie am 10. Januar spät abends in einen Strudel, das Boot füllte sich mit Wasser, das Gepäck wurde durchnäßt, Burrups Koffer mit den Arzneimitteln ging verloren, sie selbst mußten bis an die Mitte des Leibes im Wasser stehen, das Gepäck auf das lange Gras der nahen Inselbank legen, das Wasser aus dem Boot schöpfen, die Sachen wieder hineinbringen, worauf

sie ihre Beinkleider ausrangen und sich im Kahne zum Schlafe niederlegten, von den Moskitos arg gepeinigt. Am andern Tage landeten sie des Morgens nach 9 Uhr auf einer Insel an der Ruomündung und hörten in dem darauf befindlichen Dorfe, dessen Häuptling Tschikanzie sie freundlich aufnahm, daß der „Pioneer" kürzlich vorbeigekommen sei. Statt aber durch angestrengtes Weiterreisen sich zu erfrischen, blieb Mackenzie, um mit dem Häuptling und dessen Unterthanen nähere Bekanntschaft anzuknüpfen, auf der ungesunden Insel. Hier befiel ihn bald ein heftiges Fieber; Burrup, selbst sehr schwach, konnte wenig Hülfe leisten, Arzneimittel gab es nicht, die drei Makololo aber hielten treulich bei ihm aus, bis er am 31. Januar entschlief, worauf sie, da der Häuptling den Todten nicht einmal über Nacht auf der Insel behalten wollte, Burrup halfen, ihn in einem Kahn ans Ufer hinüber zu bringen. Da gruben sie an einer einsamen Stelle unter einem großen Baume ein Grab; Burrup las im dämmernden Abendschein einen Theil der Begräbnißgebete; dann verließ er die theure Leiche in der gewissen Hoffnung seliger Auferstehung. Am 2. Februar eilte er fort von der ungesunden Insel und kam, von den Makololo erst im Kahn stromaufwärts geführt, dann zu Fuß fortgeschleppt, endlich von gemietheten Trägern aus Tschibisa's Dorf über die Berge getragen, am 14. in Magomero an mit der Trauerbotschaft von Mackenzie's Tod, schien sich anfangs etwas zu erholen, bekam aber die Ruhr, und am 22. Februar abends ging er ebenfalls heim. Tags darauf trug man ihn in einem Bambussarg zu Grabe.

Der weitere Verlauf des Unternehmens war nur eine Kette von Jammer und Elend. Die genannten Frauen, mit mehreren anderen Mitgliedern der Mission, trafen nach langsamer Fahrt erst im März in Tschibisa's Dorf ein und erfuhren dort die niederschmetternde Trauerbotschaft. Selbst fieberkrank mußten sie zurückkehren, nachdem sie nur des Bischofs Grab besucht.[1]) Livingstones Gattin dagegen, die muthig bei ihrem Manne ausharrte, fiel dem Klima zum Opfer. Sie starb am Bord des Pioneer unfern Schupanga's und wurde unter einem großen Boabab beerdigt. — Für die Missionare in Magomero trat jetzt eine Zeit bittersten Mangels ein; zudem fingen die Adschawa rings umher wieder an, Krieg zu führen und die benachbarten Dörfer einzuäschern, die Mangandscha aber flohen vor ihnen nach allen Seiten hin. Dazu waren die Missionare selbst alle mehr oder weniger leidend, von ihren Pflegebefohlenen fast der vierte durch Krankheiten dahingerafft. Deshalb beschloß Procter, welchen Mackenzie zu seinem Nachfolger ernannt hatte, Magomero aufzugeben und sich in Tschibisa's Dorf anzusiedeln, wo sie freiere Luft zu athmen und von den menschenräuberischen Adschawa — denn nicht mehr zu kämpfen war Procters fester Entschluß — ferner zu sein hofften. Weil aber in dem Dorf selbst eine Anzahl von Livingstone entlassener Makololo eine Art freies Räuberleben führten, während Tschibisa für längere Zeit sich in Tete aufhielt, gründete man 300 Schritte weiter stromaufwärts auf dem jenseitigen Ufer ein eigenes Dorf, dessen Lage sich aber bald so ungesund erwies, daß man nach wenig Monaten schon nach dem

---

[1]) Fräulein Mackenzie widmet seither ihre Kräfte dem Dienste der Mission durch Herausgabe eines Blattes: The net cast in many Waters.

3 Stunden vom Flusse entfernten Dorfe Mbami's überzusiedeln gedachte, davon aber durch die eingebornen Schützlinge selbst, die fern vom Fluß Hunger und Mangel fürchteten, abgehalten wurde. Die Folgen der ungewöhnlichen Dürre des Jahres 1862 machten sich indeß immer schmerzlicher fühlbar, dazu verbanden sich die Makololo im Dorfe mit den Adschawa zu Räubereien und Brandschatzungen, denen Tschibisa ruhig zusah, da sie ihm einen beträchtlichen Tribut zahlten. Oefters wurden Reisen nach Schupanga gemacht, um von den Portugiesen Vorräthe zu kaufen, gegen Ende des Jahres aber war die Noth aufs höchste gestiegen. Mehrere Mitglieder der Mission erlagen noch den Entbehrungen und Anstrengungen.

Inzwischen war Dr. Tozer zum Bischof für die Mission geweiht und traf mit Dr. Steere und zwei andern Missionaren, sowie vier Handwerkern, im Mai 1863 in Tschibisa's Dorfe ein. Seine immer noch hochgehenden Pläne wurden hier aber bedeutend herabgestimmt. Es war zu deutlich, daß in jener ungesunden Gegend eine Niederlassung von Europäern sich nicht halten könne. Ein Versuch, auf der Höhe des Morumbalagebirges, am unteren Schire, eine neue Station zu gründen, scheiterte an manchen Schwierigkeiten. Nach einigen Monaten fühlte sich der neue Bischof gedrungen, die ganze Mission aufzuheben, weil sie zuviel Menschenleben koste, und schiffte sich mit den Europäern und 25 eingebornen Knaben — die übrigen Schwarzen ihrem Schicksale überlassend — nach der Kapstadt ein. Eine große Zahl der letzteren hat Livingstone später mit nach Mozambique genommen. Damit hatte die centralafrikanische Mission vorläufig ihr Ende erreicht.

Man ließ das Unternehmen aber nicht ganz fallen, sondern sah sich nach einem Punkte um, wo die Mission ihre Arbeiten vorläufig fortsetzen könne, bis das Innere des Erdtheils zugänglicher werde. Solcher Punkt fand sich in Zanzibar. Dort erneuerte der Bischof im Jahre 1864 seine abgebrochene Thätigkeit. Sein Bestreben ging besonders dahin, durch Schulunterricht zu wirken und die Befähigtesten seiner Schüler weiter zu Missionaren für das Festland auszubilden. Es wurde ein stattliches Missionsgebäude in der Stadt Zanzibar selber errichtet. Die Schule mit 25 Knaben und Mädchen hatte bald sehr günstige Erfolge aufzuweisen.[2] Später wurde in dem benachbarten Orte Kangani eine besondere Anstalt für die Knaben angelegt, die dort zugleich im Landbau beschäftigt werden sollten. Ferner ist dort die Druckerei eingerichtet, die gänzlich von Eingebornen bedient wird. Dr. Steere's fleißige Arbeiten in der Sawâhilisprache, sowie verschiedenen Sprachen des Festlandes werden hier gedruckt. Durch befreite Sklavenkinder mehrten sich die Insassen der Anstalten.

Leider liegen die ausführlichen Berichte der Universitäten-Mission uns nicht vor; wir können daher ihre Entwicklung nicht näher beschreiben. Es wird jedoch genügen, den Stand des Werkes

in neuerer Zeit anzugeben.[1]) An Bischof Tozers Stelle ist Dr. Steere als Nachfolger getreten. Die Schulen sind in gutem Gange. Als die ältesten Zöglinge soweit waren, daß man sie zur Missionsarbeit verwenden konnte, sah man sich nach einem Wirkungskreise auf dem Festlande um. Nach der eingehendsten Prüfung wurde Usambara gewählt. Der Name wird jedoch von dieser Seite Shambala geschrieben. Die Anlegung der Station machte freilich viel Schwierigkeiten, da ein Erbfolgekrieg das Land lange Zeit beunruhigte. Es mußte daher von der Hauptstadt Buga (Fuga) abgesehen werden. Jetzt ist die Ruhe wieder hergestellt. Die Station aber befindet sich zu Magila (Madschila), eine starke Tagereise von der Seeküste landeinwärts, etwa dem mittleren Theile der Insel Pemba gegenüber. Der Küstenort, welcher als Landungsplatz benutzt wird, heißt Mworongo. Ein Wörterbuch der Shambalasprache war schon von Tozer gesammelt. Rev. Allington gründete die Station mit Aufrichtung eines eisernen Hauses und wohnte dort mit zwei eingebornen Knaben, die ihm als Dolmetscher und Diener zur Seite standen. Er wurde jedoch bald nach England zurückgerufen; zwei Nachfolger aber fielen dem Klima zum Opfer. So war denn (um 1873) die Station nur mit zwei Zöglingen des Zanzibar-Instituts besetzt, die bereits zu Subdiakonen geweiht waren. Selbstverständlich war das Missionswerk noch nicht über seine Anfänge hinausgekommen.

Ueberhaupt aber war die Mission[2]) in Ostafrika bis vor wenigen Jahren noch nicht zu einer bedeutenden Entwicklung gelangt. Erst mit den kräftigen Unternehmungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels ist sie in ein neues Stadium getreten. Schon längst hatte man in England erkannt, wie die bisherigen Maßregeln gegen diesen abscheulichen Handel nicht ausreichend seien. Durch die Berichte Livingstones, welche nach seiner Auffindung durch Stanley[3]) an die Oeffentlichkeit kamen, wurde aufs neue die Aufmerksamkeit auf jenen Punkt gelenkt. Wie schon erwähnt, knüpfte die britische Regierung (1872—1873) mit dem Sultan von Zanzibar durch ihren Bevollmächtigten, Sir Bartle Frere, früheren Gouverneur von Bombay, Unterhandlungen an. Seyyid Bargasch wollte zunächst von den neuen Vorschlägen nichts wissen. Er berief sich darauf, daß die Sklaverei in allen muhammedanischen Ländern zu Rechte bestehe, daß durch die verlangte Abschaffung seine Einkünfte sowie die Han-

[1]) Nach Sir Bartle Frere's Eastern Africa as a Field for Missionary Labour. London 1874.

[2]) Nur beiläufig ist hier zu erwähnen, wie die katholische Mission gut geleitete Schulen sowie ein von einem geschickten Arzte und barmherzigen Schwestern bedientes Hospital auf Zanzibar und ähnliche Anstalten zu Bagamoyo auf dem gegenüberliegenden Festlande gegründet hatte.

[3]) Ueber Livingstone war man geraume Zeit, während seiner Reisen im Westen des Tanganyika, ganz im Ungewissen. Der Amerikaner Stanley suchte ihn auf, traf ihn in Udschidschi und brachte seine Tagebücher mit nach Europa.

delsinteressen Zanzibars ruinirt werden würden u. s. w. Dazu käme, daß die Konsuln der andern europäischen Staaten die Unterhandlungen kaum unterstützten, ja daß von einer Seite (Frankreich) sogar ziemlich offener Widerstand hervortrat. Sir Bartle mußte ziemlich unverrichteter Sache Zanzibar verlassen; doch untersuchte er gründlich alle in den Sklavenhandel verflochtenen Küstenpunkte und kehrte heim, nachdem er Bombay besucht, das durch die aus dieser Gegend kommenden indischen Kaufleute ebenfalls stark mit dem Handel verknüpft war, und schon vorher in Maskat und Makalle mit den dortigen Sultanen befriedigende Verträge abgeschlossen hatte. Die Sklavenhändler jubelten, daß diese Mission im Grunde gescheitert war; doch zu früh. Denn bald erschien der britische Admiral Cumming mit einem Geschwader vor Zanzibar. Diese Sprache war verständlicher, und der Sultan beeilte sich, bevor die Kanonen mitzusprechen begannen, den verlangten Vertrag zu unterzeichnen. In demselben wurde bestimmt, daß alle Sklavenausfuhr aus den Besitzungen des Sultans aufhöre, alle Sklavenmärkte in denselben eingehen, alle befreiten Sklaven beschützt werden sollten. Die britische Regierung versprach alle unter ihrem Schutze stehenden Indier fortan am Sklavenhandel zu verhindern.

Am Tage der Unterzeichnung trat der Vertrag in Kraft, und der Sklavenmarkt in Zanzibar wurde geschlossen. Auch die Stimmung der Bevölkerung war mächtig beeinflußt, so daß der Sultan, was man früher kaum für möglich gehalten hätte, es bald wagen durfte, einen mächtigen Häuptling, der nach wie vor Sklaven ausführen ließ, festzunehmen und gefangen zu setzen. Seyyid Bargasch ist überhaupt ein aufgeklärter Mann, der in seiner Weise es wohl meint, der aber doch immer unter dem Einfluß seiner muhammedanischen Anschauungsweise steht und durch die Rücksicht auf seine fanatischen Unterthanen gehemmt wird. Im Jahre 1875 machte er eine Reise nach England, wo er sich unter andern auch gegen Deputationen von Missions- resp. Bibelgesellschaften sehr wohlmeinend aussprach.

„Natürlich drehten sich die meisten Ansprachen, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, um die Abschaffung des Sklavenhandels. Hierüber äußerte sich der Sultan bei einem Gastmahle folgendermaßen: „„Er habe in Manchester ein Bild gesehen, daß den barmherzigen Samariter darstelle, der grade den unter die Räuber Gefallenen in seinen Armen halte, während in der Ecke des Bildes ein Esel zu sehen sei, der bereit stehe, die Last auf sich zu nehmen. Wenn man nun die afrikanischen Negersklaven mit dem unter die Räuber Gefallenen und das englische Volk mit dem barmherzigen Samariter vergleiche, so bleibe ihm nichts andres übrig, als sich selbst dem Esel zu vergleichen, da ja schließlich die ganze Last auf ihn falle. Er habe mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen u. s. w.““

Der Sultan beobachtete auch auf der ganzen Reise die Vorschriften seiner Religion. — Das englische Leben, besonders das Familienleben am englischen Hofe, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. — Von seinem Lande sprach er mit großer Bescheidenheit. Dasselbe besser regieren zu lernen, gab er als den Zweck seiner Reise an. Er scheint es aufrichtig zu meinen. Wenigstens hat er mehr-

sach Beweise gegeben, daß er es mit der Unterdrückung des Sklavenhandels redlich meint.[1]) Seine Unterthanen freilich können sich noch gar nicht in die neue Gestaltung der Verhältnisse finden. Sie meinten, seine Reise bezwecke in irgend einem Umfange die Einführung von Sklaven wieder auszuwirken. Daher, so eingeschüchtert auch die bisherigen Sklavenhändler waren, fehlte doch noch viel, daß der Handel schon sein Ende gefunden hatte, zumal da unter französischer Flagge in dieser Sache noch eine sehr zweideutige Rolle gespielt wurde mit Einführung freier Arbeiter nach der Insel Reunion u. s. w. Die Zollämter an der Küste freilich waren aufgehoben, und der Sultan erhielt nicht mehr seine $2^1/_2$ Dollar pro Kopf; aber an abgelegenen Küstenpunkten wurden noch immer die Sklaven zu hunderten eingeschifft, und die mit doppelter Energie jetzt wachenden Kreuzer haben beträchtliche Schaaren auffangen und befreien können. Indessen es ist Aussicht, daß die Bemühungen um die Unterdrückung des Sklavenhandels und seiner Greuel immer weitere Erfolge erzielen werden. Ein gutes Zeichen dafür ist die entschiedene Haltung, die Seyyid Bargasch in neuester Zeit in dieser Sache wieder gezeigt hat. Am 18. April 1876 nämlich hat er aus freien Stücken zwei Erlasse veröffentlicht, die nicht nur den Eintritt von Sklavenkarawanen in sein Gebiet, sondern auch die Ausrüstung von Sklavenfängerzügen seitens seiner Unterthanen aufs strengste verbieten. Alle, die dem zuwider handeln, sollen verhaftet, die Sklaven konfiszirt werden. Wie ernst es der Sultan mit dieser Maßregel meint, kann man daraus abnehmen, daß er selbst alle seine Sklaven, d. h. sein ganzes Gesinde, freigegeben hat. Es ist das keine Kleinigkeit, und die dadurch herbeigeführte Aufregung im ganzen Gebiete von Zanzibar soll eine ungeheure sein. Der Gouverneur von Lindi z. B. berieth sich alsbald mit seinen Leuten und stieß bei diesen auf solchen Widerspruch gegen die Verordnungen des Sultans, daß er diesem schreiben mußte, er sei nicht im Stande, dieselben gegen den Willen des Volkes durchzusetzen. Seyyid aber sandte eines seiner Kriegsschiffe, dem ein englisches sich anschloß. Obwohl die Expedition, durch widrige Winde aufgehalten, zu spät kam, um einen dort eingetroffenen Sklaventransport abzufangen, wird sie doch nicht verfehlt haben, die Widerspenstigen einzuschüchtern.[2])

Dennoch wird der Kampf gegen den Sklavenhandel in Ostafrika noch nicht sobald ausgefochten sein. Es bedarf eben positiver Mächte, die dem greulichen Unwesen die Lebensadern an der Wurzel abschneiden. Wir wollen es nicht zurückweisen, wenn die Beförderung des Handels mit den Erzeugnissen der reichen Länder Ostafrika's als eine solche Macht bezeichnet wird. Jedoch auch durch diese allein

---

[1]) Dennoch kam es ihm höchst sonderbar vor, daß ein paar für ihn gekaufte Frauen auf dem Postdampfer von Aden aus nicht befördert werden sollten.

[2]) Evang. Miss.-Magazin. Basel 1876, S. 435 ff.

würde immerhin nicht das neue Leben unter jenen Völkern bewirkt werden, welches von einem völligen Erlöschen des Sklavenhandels vorausgesetzt werden muß. Der dazu erforderliche Faktor ist die Mission. Es ist dies von vielen Seiten ausgesprochen und namentlich auch von Sir Bartle Frere ausdrücklich betont worden. Daher haben denn verschiedene Missionsgesellschaften energische Anstrengungen gemacht, mit dem Evangelio in Ostafrika Fuß zu fassen. Wie gesagt, es ist auf diesem Gebiete seit einigen Jahren eine ganz neue Periode angebrochen.

Zunächst handelte es sich um die Fürsorge für die jetzt in größerer Zahl als sonst durch britische Kreuzer befreiten Sklaven. „Daß damit nicht geholfen ist, wenn man die befreiten Sklaven nur an irgend einem beliebigen Orte aussetzt und sie dann sich selbst überläßt, das hatte die bisherige Erfahrung genügend bewiesen; ebenso freilich auch, daß es mit einer blos unter polizeilicher Aufsicht stehenden Ansiedlung nicht gethan ist. Auf den Seychellen sind seit einigen Jahren befreite Sklaven so angesiedelt worden mit Polizei, Gefängniß und Strafgesetzbuch, aber ohne Schule und Mission; das Resultat war völlige Entsittlichung der armen Menschen. Wo dagegen, wie in Westafrika, solche Unternehmungen im Geiste christlicher Menschenliebe gemacht sind, da ist aus dem bunt zusammengewürfelten Negerhaufen doch allmählich ein geordnetes Gemeinwesen entstanden." [1])

Es war die **englisch-kirchliche Missionsgesellschaft**, welche die Anlegung einer solchen freien Negerkolonie unter britischem Schutze an irgend einem Punkte der ostafrikanischen Küste bei der Regierung in Anregung brachte. Schon 1873 hatte sie zur Stärkung ihrer Mission in Kisuludini einige zwanzig junge Afrikaner aus dem schon erwähnten Institute zu Sharanpur bei Nasik herübergebracht, einige von den Begleitern Livingstone's [2]) kamen dazu, und zwei weitere Missionare wurden dem einsamen Rebmann zur Hülfe gesendet. Im folgenden Jahre aber wurde die Anlegung einer besonderen Kolonie für die Befreiten beschlossen.

Den Kern derselben sollten jene Zöglinge des Sharanpur-Instituts bilden, und der frühere Leiter desselben, Rev. W. S. Price, der also wohl mit Ostafrikanern umzugehen wußte, wurde an die Spitze des neuen Unternehmens gestellt, zu dem eine weitere Zahl von Zöglingen aus Indien herbeigeholt wurde. Price, von mehreren Laienmissionaren begleitet, traf mit allem zur Anlegung einer Kolonie Nöthigen am 15. Novbr. 1874 in Mombas ein. Sie brachten vier eiserne Häuser zu je zwei Zimmern, Ackergeräthe, Maschinen,

[1]) Evang. Miss.-Magazin 1874, S. 498.

[2]) Unter ihnen auch der brave, gleichfalls in Sharanpur erzogene J. Wainwright, der treulich bei dem großen Reisenden bis zu dessen Tode (1. Mai 1873 bei dem Häuptlinge Chitambo [Tsch-] im Süden des Bangweolo-Sees) ausharrte und dann den Leichnam desselben nach England brachte.

einen Brunnen-Bohrapparat, Handwerkzeug, Eisenwerk, Sämereien u. s. w. mit sich.

Der Anfang hatte jedoch seine großen Schwierigkeiten. Die afrikanischen Christen aus Indien wurden zunächst in Mombas untergebracht, woselbst die Gesellschaft schon ein Haus besaß, da die Stadt als Basis für die Kisuludini dienen mußte. Nach dieser begab sich Price, wo er viel äußere Arbeiten, Bauten u. dgl. vornahm. Das Klimafieber brachte ihn an den Rand des Grabes. Auch schien die Empörung des Gouverneurs von Mombas gegen den Sultan die Unternehmung zu bedrohen. Die Stadt wurde bombardirt und zur Unterwerfung gezwungen. Endlich konnte der Platz für die neue Kolonie ausgewählt werden. Es ist eine kleine Halbinsel des Festlandes, eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt Mombas. Freretown (Friertaun) nannte man die Stätte, die bald durch die aufgerichteten Häuser und Ausrodung des Gebüsches ganz verändert erschien, nachdem der Ankauf nicht ohne manche Schwierigkeiten gelungen war. Bald fanden sich denn auch befreite Sklaven, die hier untergebracht wurden. Nach einigen Monaten war ihre Zahl auf 240 gestiegen. Ein inzwischen eingetroffener Arzt hatte an den armen, furchtbar entkräfteten und zum Theil gemüthskranken Leuten viel zu thun. Dazu kam, daß die Mehrzahl dieser Schwarzen dem Maknastamme angehörten, dessen Sprache niemand verstand bis auf zwei Knaben, die auf dem Schiffe schon ein wenig englisch gelernt hatten und nun dolmetschen mußten. Viel Arbeit erforderte die Anlegung von Pflanzungen, Einrichtung von Werkstätten u. s. w. Die größte Schwierigkeit aber machte das Klima, dem einer der europäischen Missionare zum Opfer fiel, während mehrere andre ihm weichen mußten.[1]) Selbst Rev. Price ist nach den neusten Nachrichten so angegriffen, daß er bald zurückkehren wird. Sein Nachfolger wird Rev. Lamb werden, der bereits 10 Jahre (1861—1871) in Lagos gearbeitet hatte und nun eine Pfründe in England aufgibt, um auf jenen gefährlichen Posten zu ziehen. — Inzwischen sind in Freretown schon 400 Befreite angesammelt. Die oben erwähnte Aufregung, welche durch die Proklamation des Sultans hervorgerufen wurde, ist dem Fortgang des Werkes nicht günstig. Ja das Gerücht, Missionar Price sei der Veranlasser jener Proklamation, brachte die Ansiedlung in Gefahr. Glücklicherweise wurde der Anschlag, sie zu zerstören, vorher von den einheimischen Behörden entdeckt und verhindert (Ende Mai 1876).

Zu Kisuludini ist nun auch ein neues Leben entstanden. Nicht blos, daß die aus Indien gekommenen Afrikaner zu großer Verwunderung der Wanyika einen tüchtigen Anfang im Acker- resp. Plantagenbau gemacht haben, und daß die Station durch Errichtung

[1]) Doch sind immer wieder neue Missionare hinausgesendet und alle Plätze besetzt.

eines zweiten Missionshauses und einer Schule ein andres Ansehen gewonnen hat, es sind auch schon manche von den lange scheinbar vergeblich ausgestreuten Samenkörnern nun aufgegangen. Der alte Rebmann, obgleich vollständig erblindet und durch Krankheit gebrochen, hatte treulich ausgehalten, bis ausreichend für die Besetzung der Station gesorgt war. Er war mit allen seinen werthvollen Manuskripten, begleitet von Isaak, nach Europa heimgekehrt.[1]) Schon beim Abschiede zeigten seine Wanyika, daß er nicht umsonst gearbeitet habe. Unter anderem legten sie ihrem mitreisenden Landsmanne es dringend ans Herz, nicht wiederzukommen ohne die gedruckten Bücher. — Die kleine Wanyikagemeinde aber sollte einen ganz unerwarteten Zuwachs erhalten.

Am Neujahrstage 1875 nämlich, als Price zu Kisuludini weilte, erschienen dort aus einem Dorfe Giriama drei Männer als Abgesandte einer kleinen Schaar von 13 Männern und Frauen, welche daselbst „ins Buch eingegangen waren", d. h. sich bekehrt und ihre heidnischen Sitten aufgegeben hatten. Sie baten um einen Lehrer und um die heilige Taufe. Diese Bewegung war auf merkwürdige Weise entstanden. Einige Jahre vorher hatte ein eingeborner Christ, Abe-Ngoa, Rebmanns Hausknecht, das Unglück gehabt, in einem Augenblicke heftigen Zornes sein eignes Weib so zu verwunden, daß sie an den Folgen dieser Mißhandlung starb. Seine Zerknirschung darüber war so stark, daß er nicht länger in Kisuludini bleiben wollte, sondern sich in seine Heimat Giriama, 10 Stunden von dort, zurückzog, in den Aesten zweier neben einander stehender Bäume sich eine Hütte baute und hier in völliger Abgeschiedenheit das Leben eines Einsiedlers führte. Einmal traf er mit einem Holzhauer zusammen und sagte ihm von Gott. Der Holzhauer brachte dann noch einen andern dazu, und den Ueberredungen der beiden gelang es, den Christen zu bewegen, daß er mit ihnen nach Godoma (zu Giriama gehörig) zog und ihr Lehrer wurde. Allmählich stieg die Zahl der Wahrheitssucher auf elf. Sie verschafften sich das Evangelium Matthäi und Lucä sowie ein Gebetbuch und einige christliche Lieder. Auch in den Nachbardörfern fing es an sich zu regen, und bald wurde das Verlangen nach einem Missionar laut, wenn auch viele einen solchen nur bei sich zu haben wünschten um der äußeren Vortheile willen, die der Aufenthalt eines Europäers in einem Negerdorfe immer mit sich bringt. — Ein eigner Missionar konnte nun freilich nicht sogleich nach Giriama gesandt werden. Doch kam eine Anzahl von Taufkandidaten nach Kisuludini. Im August 1875 konnten sieben von ihnen getauft werden. Seitdem sind andere zum Unterricht auf die Station gekommen; der Katechet Georg David besucht gelegentlich Giriama, um die dortige Gemeinde zu stärken.

[1]) Am 4. Oktober 1876 entschlief er zu Kornthal in Württemberg.

Endlich aber haben wir noch von einer neuen Unternehmung der Church Missionary Society zu berichten. Diese betrifft nichts geringeres als die Anlegung von Missionsstationen tief im Innern des Kontinents. Als vor 40 Jahren Missionar Krapf einen solchen Plan aufstellte, wurde er als thöricht verlacht. Jetzt kommt aus jenen erst vor kurzem entdeckten Gegenden eine ganz direkte Aufforderung, Stationen zu gründen und zwar in der Nähe des **Victoria Nyanza.** Mtesa, der König von Uganda, bei dem sich der Forschungsreisende Stanley jetzt aufhält, sendete durch diesen die Bitte um christliche Missionare nach England. Kaum war der bezügliche Aufruf in einer englischen Zeitung veröffentlicht (Nov. 1875), so bot ein ungenannter Missionsfreund der genannten Missionsgesellschaft eine Summe von 100,000 Mark an, falls sie diese Mission übernehmen würde. Bald darauf kam mehr als noch einmal diese Summe zusammen. Da sich auch die erforderlichen Personen fanden, so fühlte man sich verpflichtet, der Bitte des afrikanischen Königs Folge zu leisten. Ein ordinirter Missionar, ein Marineoffizier,[1]) ein Architekt, ein Oekonom, ein Schmied und ein Schiffsbauer bilden die Gesellschaft, die anfangs 1876 abgeordnet wurde. Zuerst dachte man den Weg über Egypten zu wählen; nach reiflicher Berathung aber wurde der über Zanzibar vorgezogen. Es sollten Versuche angestellt werden, mit einem kleinen Dampfboote den Wamifluß hinaufzudringen und so die Reise zu erleichtern. Jedenfalls soll dieselbe über Unianyembe und Karagwe gehen und bei dem als den Europäern sehr zugethanen Könige Rumanika einige Mitglieder zurücklassen, während die übrigen nach Uganda zum Könige Mtesa weiterziehen. Weitere Nachrichten besagen, daß die Versuche mit Flußschiffahrt kein günstiges Ergebniß hatten, sowie daß eine Zwischenstation in Usagara und zwar zu Mpawpaw angelegt werden sollte. Empfehlungsbriefe an die beiden Könige waren vorausgesandt. Nach den letzten Nachrichten sind die Reisenden aufgebrochen. Möge Gott in Gnaden sie zu ihrem Ziele bringen und vor den schweren Erfahrungen bewahren, die so leicht ein solches Unternehmen in Afrika gefährden.

Ehe jedoch die Expedition nach dem Nyanza ausgerüstet wurde, war schon eine andre Mission nach Centralafrika entsandt, an den südlichsten der großen Seen, den **Nyassa,** und zwar von den verschiedenen Kirchen Schottlands. Es galt dem großen Landsmann Livingstone ein Denkmal zu setzen, indem man seinem letzten Ruf um Hülfe für das arme Afrika entsprach. Die neue Missionsstation Livingstonia sollte nicht das Werk einer einzelnen Gesellschaft, sondern ein schottisches Nationalwerk sein. Doch nahm die Missionsverwaltung der Freikirche die Sache in die Hand, welche daneben von den reformirten Presbyterianern kräftig unterstützt

[1]) Lieutenant Obergold Smith hatte den Asantekrieg mitgemacht und studirte dann Theologie.

wurden.[1]) Die unirten Presbyterianer stellten einen Missionsarzt und sagten 6000 Mark jährlich zur Unterhaltung desselben zu. Selbst die Established Church (Schottische Staatskirche), welche eine eigne Mission in Centralafrika vorhatte, mit den Vorbereitungen aber noch nicht zur Ausführung gediehen war, sandte einen ihrer Agenten mit der Expedition. Nachdem die beiden erstgenannten Kirchen später sich vereinigt haben, ist das Unternehmen eine Mission der **Freikirche** geworden.

Es war eine von Livingstone's Lieblingsideen, in dem Hochlande am Nyassasee eine Mission zu sehen und einen Dampfer auf dem letzteren, der, geordneten Handel treibend, den Sklavenhandel dort verdränge. Beides sollte nun ausgeführt werden. In einem passenden Dampfer, der nach dem Orte, wo Livingstone starb, den Namen Ilala führt, ging die Expedition (an deren Spitze Lieutenant Young von der königlichen Marine steht, der schon mit Livingstone in dieser Gegend gewesen war) den Schire hinauf. Vor den Murchisonfällen wurde die Ilala aus einander geschraubt, in kleine Stücke von etwa 50 Pfund zerlegt und von 800 Trägern mehrere Tagereisen hinaufgetragen, wo der Schire wieder schiffbar ist. — An dem kleinen Pamolombesee traf man mit Maponda, einem mit Livingstone befreundeten Häuptlinge, zusammen, mit dem auch Lieutenant Young persönlich bekannt war. Demselben gehört alles Land am Südufer des Nyassa. Man verweilte hier einen Tag und erhielt die Erlaubniß zur Niederlassung an irgend einem Punkte seines Gebietes. Dann ging es am 12. Oktober 1875 mit vollem Dampfe fröhlich weiter. Als die Morgensonne über die Berge zur Rechten sich erhob, da lag der blaue Wasserspiegel des mächtigen Binnenmeeres vor den Augen der Reisenden, und unter dem Gesange des 100. Psalmes lief die Ilala unter britischer Flagge in denselben ein.

Der Platz für die Station wurde auf der großen Halbinsel an der Südseite und zwar nicht weit von Kap Mac Lear gewählt, woselbst eine Insel dem Schiff einen sichern Ankerplatz gewährt. Noch vor Beginn der Regenzeit kam dort alles unter Dach. Der Gesundheitszustand war sehr befriedigend. Nach diesen ersten Einrichtungen wurde der ganze See umschifft. Lieutenant Young hat dadurch der Geographie einen wichtigen Dienst geleistet, daß er eine genaue Karte desselben geliefert hat. Er reicht fast einen ganzen Breitegrad weiter nach Norden hinauf als man früher vermuthete, hat eine Länge von 75 deutschen Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von etwa 7 Meilen. An dem nördlichsten Theile der Ostseite erhebt sich ein 10,000—12,000 Fuß hohes Gebirge unmittelbar aus dem Wasser, und bei 600 Fuß ist in der Nähe des Ufers schon kein Grund mehr zu finden.

[1]) Aus dieser kleinen Denomination wurden sehr bald 360,000 Mark für diesen Zweck aufgebracht.

Ueberall war den Weißen schon die Kunde ihres Kommens vorausgeeilt. Die Eingebornen freuen sich, obgleich sie hie und da noch etwas scheu thun. Die Sklavenhändler aber zittern. Fünf Dhaus haben sie auf dem See. Die lieblichen Uferlandschaften haben sie stark entvölkert. Im Nordosten fanden sich viele zerstörte Dörfer, und der Boden war mit zahlreichen menschlichen Gerippen bedeckt. Hoffentlich sind mit Erscheinen der Ilala auf dem Nyassa die Tage des Sklavenhandels daselbst gezählt; wenn auch der brave Young durch seine Instruktion daran gehindert ist, mit Waffengewalt dreinzufahren.

In Livingstonia war selbstverständlich noch die Zeit geringer Anfänge. Doch war eine Anzahl Eingeborner soweit zutraulich gemacht, daß sie sich versammelten, biblische Bilder zeigen und erklären ließen u. s. w. — Im Sommer 1876 aber ist von Port Elizabeth aus eine zweite Expedition nach dem Nyassa aufgebrochen. Dr. Stewart, der Vorsteher des (Free Church-) Seminars zu Lovedale, der schon Livingstone auf seiner zweiten Reise an den See begleitet hatte und, obwohl damals einer Mission noch zu viel Schwierigkeiten im Wege standen, dies Arbeitsfeld immer im Auge behielt, [1]) steht an der Spitze und wird die Leitung der eigentlichen Missionsthätigkeit übernehmen. Vier Theologen (Kafern) aus dem Seminare begleiten ihn.

Ihm aber hat sich eine andre Gesellschaft unter Dr. Macklen angeschlossen, Angehörige der **Established Church of Scottland** (schottische Staatskirche), um eine besondere Mission in der Nähe des Nyassa anzulegen. Wahrscheinlich wird die Station bei den Makololo gegründet, welche Livingstone einst begleitet und sich am Schire niedergelassen hatten. Es sind zwar nicht mehr viele von ihnen am Leben. Doch die meisten sind angesehene Häuptlinge geworden, um die sich allerlei Volks gesammelt hat. Sind sie auch noch ziemlich roh und nach afrikanischer Art grausame Herrscher, so sind sie doch sämmtlich den Europäern günstig gestimmt. [2])

An Stewart hat sich endlich noch eine dritte Expedition angeschlossen, nicht zu Zwecken der Mission, sondern des Handels, der aber gewiß indirekt der Mission gute Dienste leisten wird. Sie ist das Unternehmen eines jungen Mr. Cotteril, Sohnes des jetzigen Bischofs von Edinburgh. Er hat für seine Zwecke auch den kleinen Dampfer „Herga" mitgenommen. Der „Ansgarius", das Schiff der schwedischen Missionsgesellschaft, beförderte die Reisenden mit ihren Sachen nach dem Zambesi. Die Gemeinde von Port Eliza-

[1]) Er ist es, von dem die erste Anregung zur Stiftung dieses Livingstone-Denkmals ausging.

[2]) Neueren Nachrichten zufolge waren die Missionare im Begriff, sich im Hochlande von Magomero, dem Schauplatz des unglücklichen Unternehmens von Bischof Mackenzie, niederzulassen. Die Mangandscha sind jetzt von dort verdrängt; die Adschawa haben das Land inne. Die letzteren aber, selber von dem Räubervolk der Maviti bedrängt, sind den Europäern geneigt.

beth hatte noch zwei Eingeborne ausgerüstet, die sich ebenfalls der Mission anschlossen. Die jüngsten Nachrichten (anfangs 1877) sagen, daß die Reisenden von Quilimane den Zambesi hinaufgefahren sind.

Schließlich aber ist auch die **Mission der Universitäten** im Begriff, in der Nähe des Nyassa eine Station zu gründen. Der energische Bischof Dr. Steere machte zu diesem Zwecke 1875 eine Untersuchungsreise. Er ging nicht von Süden, sondern von Osten aus vor. Da seine Gefährten krankheitshalber zurückbleiben mußten, so hat er allein, nur von Tschuma und Susi, den früheren Dienern Livingstone's begleitet, die Reise ausgeführt, welche fünf Monate dauerte. Sein Weg ging über den Küstenort Lindy nach Südwesten, nach dem Hochlande am südlichen Theile des Nyassa. Als Ziel war Moembe, die Stadt des Häuptlings Mataka,[1]) die Heimat des Thuma, gewählt. Sie liegt auf dem Hochlande im Osten des Nyassasees, ziemlich unter dem 13. Gr. südl. Br. Livingstone hatte dort auf seiner dritten Reise sich einige Zeit aufgehalten und Mataka als wohlgesinnten Mann kennen gelernt.

Moembe, das mindestens 1000 Häuser zählt, breitet sich mit vielen andern Dörfern in einem hochgelegenen Thale aus, umgeben von grünen Bergen. In Nachahmung der Araber (?) haben die Eingebornen ihre Häuser meist viereckig gebaut. Mit Cassava (Manioka) bepflanzte Beete längs aller Straßen geben der Stadt ein ziemlich regelmäßiges, nettes Aussehen. Außer Bataten und Mais zieht man auf sehr sorgfältig bewässerten und drainirten Feldern vorzugsweise Tabak und die von den Arabern eingeführten Erbsen. Da Moembe 2700 Fuß über dem Meere liegt und ein kühles Klima hat, so würde nach Livingstone's Meinung der Weizen dort gedeihen. Auch Rinder und Schafheerden sind in jener Gegend anzutreffen.[2])

Das Hauptergebniß, welches Dr. Steere erzielte, ist eine Art Freundschaftsbündniß mit Mataka, der ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt hat, in einer seiner Städte eine Missionsstation zu gründen. Außerdem hat der Bischof mehrere Punkte ausersehen, die als Zwischenstationen zur Verbindung mit der Küste benutzt werden sollen. — Ueber die weitere Ausführung des Unternehmens liegen uns noch keine Nachrichten vor.

Ueber die Wirksamkeit dieser Mission auf Zanzibar ist nur wenig nachzutragen. „In den Werkstätten arbeitet eine ganze Zahl fleißiger Lehrjungen, und manche Handwerkszweige fangen schon an sich bezahlt zu machen. In Mbweni, zwei Stunden von der Stadt, wo die älteren befreiten Sklaven angesiedelt sind, füllt sich regelmäßig die Kapelle mit aufmerksamen Zuhörern, die sich nun im Gotteshause fast ebenso dicht zusammendrängen, wie früher unfreiwillig im Sklavenschiff. — Auf dem früheren Sklavenmarkte in Zanzibar, welchen der bereits verstorbene Missionar West aus eignen

[1]) Das Volk des Mataka nennt Livingstone Waijau, Dr. Steere schreibt „Jao".
[2]) Petermann, Mittheilungen, 1875, S. 90.

Mitteln für die Mission angekauft hatte, geht eine im Bau begriffene schöne Kirche ihrer Vollendung entgegen. Auch auf dem gegenüberliegenden Festlande in Magila sind mehrere Missionare und in dem dortigen Spital mehrere edle Frauen thätig zur Linderung des leiblichen und geistlichen Elendes der Eingebornen." [1])

Endlich aber kommen wir zu der jüngsten Mission in Ostafrika, der der **Londoner Missionsgesellschaft.** Sie hat die Länder am Tanganyika zum Arbeitsfelde erwählt. Herr R. Arthington in Leeds, ein wohlbekannter Missionsfreund von seltener Opferfreudigkeit, hatte derselben für eine Mission an dem genannten See die Summe von 100,000 Mark zur Verfügung gestellt. Die Gesellschaft meinte diese Anregung nicht abweisen zu dürfen. Sie berief den Missionar Roger Price (Moffats Schwiegersohn, Livingstone's Schwager, bekannt von der unglücklichen Expedition zu den Makololo) aus Südafrika, um von Zanzibar aus den Weg nach Udschidschi zu untersuchen (1876). Derselbe hat mit vieler Energie die Vorarbeiten für das weitere Unternehmen ausgeführt. Besonders wichtig ist seine Probe mit dem Ochsenwagen zu reisen, durch die nach Ostafrika ein bisher ganz neues Transportmittel eingeführt wird, das für diese Gegend von der größten Wichtigkeit werden kann. Die Sache war übrigens nicht so einfach. Rev. Price hatte die Mühe, selber die ersten Ochsen einzufahren, sowie den ersten Wagen zu konstruiren, der je auf Zanzibar gegangen war. Seinen Weg nahm er nicht auf der gewöhnlichen Route über Bagamoyo, sondern über den nördlicheren Küstenplatz Saadani. Seine Probefahrt, auf der freilich sein sehr gebrechlicher Karren bald entzwei ging und die sich nur bis Mpawpaw (an der Grenze von Ugogo) erstreckte, hat wenigstens bewiesen, daß die beabsichtigte Art zu reisen sich gut anwenden läßt und auch nicht durch die Tsetsefliege unmöglich gemacht wird. — Rev. Price ist darauf nach England zurückgekehrt, um nach den gesammelten Erfahrungen die Expedition nach Udschidschi vorzubereiten.

Noch nie ist die Mission zu gleicher Zeit von so vielen Seiten und ausgestattet mit so reichlichen Mitteln und Kräften in eine Gegend eingedrungen, wie jetzt in Ostafrika. Möge denn nun für das vom Schöpfer so reich ausgestattete, aber durch menschliche Sünde so furchtbar verheerte Land nunmehr ein neuer Morgen anbrechen.

---

[1]) Ev. Miss.-Magazin. Basel 1876, S. 434.

B. Nordostafrika.

1. Abessinien. Land und Leute.

Um in das letzte von uns zu betrachtende Missionsfeld des afrikanischen Kontinents einzudringen, dürfen wir nicht den Weg von Süden her aus dem bisher betrachteten Gebiet wählen. Derselbe, obgleich nicht allzuweit, ist zur Zeit noch verschlossen. Wir kommen von Norden her, dem mächtigen Strome folgend, dessen große Quellbassins wir bereits kennen lernten.[1]) Bei Khartûm, an dem Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nil, wenden wir uns dem Laufe des letzteren zu, zwischen dessen östlichen Zuflüssen wir das allmählich ansteigende Abessinien erreichen, mit seinen Alpengebirgen, seinen zahlreichen Hochlandschaften und Tafelbergen. Nach Osten zu fällt das Hochland plötzlich mit einem hohen schroffen Rande zu den Hügellandschaften ab, die sich nach Nordosten zu dem sandigen Küstenstreif am Rothen Meere, „Samhar", in dem die Flüsse versiegen, ausdehnen. Von hier gesehen erscheint das Hochland als eine riesige Felsenburg. Freilich die Mauern sind vielfach zerspalten und zerrissen. Oft stehen zwischen tiefen Einschnitten Felsinseln mit senkrechten Wänden, die völlig unzugänglich sind. Seltsame Linien bieten diese Gebirgsmassen dem Beschauer dar. Dome und Kuppen, aufrechte und umgestürzte Kegel, Basalte wie ungeheure Orgelpfeifen: „alle diese Figuren drängen sich, bauen sich über einander auf, so daß man sie für das zerstörte Werk von Titanen halten möchte. In der Ferne verschmelzen sie mit den Wolken, und in der Dämmerung meint man ein aufgeregtes Meer vor sich zu sehen." — Der Ostabfall ist etwa zwölfmal so steil als der allmähliche Abfall zum Nil hin. Auch dort bildet das Land nicht eine zusammenhängende geneigte Ebene, sondern ist vielfach durchfurcht von tief eingerissenen Flußthälern, und so entstehen verschiedene Plateaus (4000—10,000 Fuß über dem Meere), die aber hier und dort noch von höheren Gebirgszügen überragt sind, welche zum Theil der Schneegrenze nahe kommen und oft längere Zeit mit Schnee bedeckt sind. Hie und da zeigen sich Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit, und mancher Krater bildet einen schönen Alpensee, während reichliche Bäche überall fließen und zahlreiche Kaskaden und hohe Wasserfälle bilden. Der größte jener Seen ist der auf einem von hohen Gebirgsketten umkränzten Plateau gelegene Tsanasee. — Die tief eingerissenen Furchen der Flüsse erweitern sich zum Theil zu breiten Tiefthälern, die in das im Süden, Westen

[1]) Victoria Nyanza und Mwutan; der Tanganyika gehört nach den neuesten Entdeckungen bekanntlich zum Congosystem.

und Norden umgrenzende heiße, sumpfige Tiefland übergehen. Dieses, sowie seine etwa bis 4000 Fuß Meereshöhe in das Hochland hineinreichende Verzweigungen nennt man „Kolla", d. i. heißes Land. Hier entwickelt sich eine prachtvolle tropische Vegetation. Schlanke Palmen, breitblättrige Bananen, mächtige Baobab, in deren unförmigen Stämmen und Aesten große Schwärme von Bienen hausen, breitkronige Tamarinden mit dem leicht gefiederten Laube u. s. w.: alles dieses charakterisirt die Gegend. Sonst gedeiht die Baumwolle wie das Zuckerrohr und der Kaffeebaum. Doch die Bodenkultur ist nicht ausgedehnt. Meist überwiegt der Urwald mit seinen Elephanten und Löwen, Zebras und Gazellen. Große Schlangen, tödtliche Skorpione und andre schädliche Insekten finden sich häufig.

Doch wir steigen in die stärker bevölkerte Region empor, die Waïna-Degas, die bis zu 9000 Fuß sich über den Meeresspiegel erheben. Hier gibt es reiche fruchtbare Gegenden mit volkreichen Städten. Das Klima gleicht dem des südlichen Spaniens. Weithin dehnen sich grüne Weidegründe aus; auch gedeihen alle Getreidearten Europa's, sowie Weinstock, Orange, Pfirsich und zum Theil noch die Dattel. Wälder von Wachholder, Sykomoren und wilden Oelbäumen, über die hie und da ein riesiger Podokarpus hervorragt, wechseln mit den saftigen Weiden und üppigen Saat- oder Erntefeldern. Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen beleben die Gegend, in der übrigens alle europäischen Hausthiere mit Ausnahme des Schweines vorkommen.

Die höchsten Plateaus Abessiniens sind die Degas, die über 9000 Fuß hoch gelegen sind und mit den Gipfeln ihrer Berge fast 14,000 Fuß erreichen. Des Tages ist hier durchschnittlich eine Temperatur von 7—8 Gr. R. Auf den höchsten Punkten fällt das Quecksilber oft unter den Gefrierpunkt. Wenig Wald unterbricht hier die weite Fläche, die von Grasgründen und zum Theil von Ackerfeldern bedeckt ist. Die Vegetation aber ist mager; man baut nur Hafer und Gerste, diese noch bei 12,000 Fuß Höhe. Von Bäumen trifft man nur den Kosso, eine seltsame Mimosenart, und die Gibara, eine Abessinien eigenthümliche krautartige Pflanze, welche 15 Fuß Höhe erreicht, hellgrüne Blätter mit rothen Rippen trägt, nur einmal blüht und dann ausgeht. Sie ahmt die Palmenform in einer vegetationslosen Höhe von mehr als 13,000 Fuß nach. Darüber hinaus zeigen sich nur Disteln, Moose und Flechten, und jenseits dieser finden sich nur düstere Trachyt- und Basaltfelsen, welche der Landschaft einen trostlosen Charakter verleihen. — Der Ostabhang Abessiniens ist in den niedrigen Regionen überall mit lichtem Gesträuch bewachsen und enthält in seinen Thalschluchten, da wo fließendes Wasser vorhanden ist, Gruppen von hochstämmigen Bäumen, namentlich Sykomoren. Höher hinauf sind dichtstehende, kolossale Kronleuchter-Euphorbien und aloeartige Pflanzen vorherrschend. Nach diesen kommt dorniges, von Ranken durchzogenes

Gesträuch, und auf der Gebirgshöhe selbst steht eine Art lichten Waldes von großen Wachholderbäumen, die zuweilen 10 Fuß im Durchmesser haben und deren Zweige mit langen Flechten bedeckt sind. Die Hochflächen können hie und da zum Ackerbau benutzt werden, aber die nach Westen zum Takazie geneigten Ebenen sind trocken und öfters dem Mißwachs ausgesetzt. Wald fehlt hier gänzlich. Besonders charakteristisch für die Vegetation dieser dürren Sandsteinflächen ist hier wie im Kaplande die Menge der zwiebelartigen Gewächse. Das heiße Thal des schäumenden Takazie dagegen ist ganz mit hohen Bäumen bewachsen." [1])

Dies Land wurde bei den Alten Aethiopien genannt. Später tritt der Name Habasch auf. Das Volk nennt sich in seiner eignen Sprache Ghěěz. Dies ist die herrschende Bevölkerung, die schon in alter Zeit eine hohe Kultur hatte. Die alte Ghěězsprache (äthiopisch), ein Zweig des semitischen Sprachstammes, ist jetzt ausgestorben und nur noch als todte Büchersprache vorhanden. An seine Stelle sind ein paar neue Sprachen getreten, das Amharische, gesprochen in Amhara und Schoa, und die Sprache von Tigre. Beide zeigen nicht mehr den reinen semitischen Typus. Ebenso faßt man die jetzigen Abessinier als eine ursprünglich weiße Bevölkerung auf, die namentlich im Süden und Westen von fremden dunkeln Elementen stark affizirt und umgebildet ist. Daher das Variiren der Farbe und der Körperformen. Die erstere ist im allgemeinen hellbraun, geht aber oft in einen sehr dunkeln Ton über bis zum vollen Schwarz. Was die letzteren betrifft, so lassen sich besonders zwei Typen unterscheiden: der eine mit ovalem Gesicht, glattem Haar, fein zugeschärfter Nase und durchaus nicht aufgeworfenen Lippen, schließt sich dem der Araber an, während der andre mit krausem Haar, gebogener Nase, etwas dicken Lippen, schwachem Kinnbart und meist etwas langen Ohren, sich anderen afrikanischen Völkern (z. B. den Bedscha) nähert. — Außer den Abessiniern aber finden sich noch verschiedene andre Völkerstämme. Von Süden und Südwesten her sind die schon geschilderten Galla eingedrungen und haben Schoa von Amhara völlig getrennt; von Norden her kommen die Schanqala (Kunama), schwarze Wilde, die weder das abessinische Christenthum noch den Islâm, wie zum Theil die Galla, angenommen haben. Von Bedeutung sind ferner die schwarzen Juden Abessiniens, die Falascha, die wir unten näher zu betrachten haben. Von den südlichen Landschaften hat nur Gurague abessinische Bewohner, während die andern wie Inarya (Enarea), Limmu, Guma, Gera, Zingero und Kafa (die Heimat des Kaffeebaums, wie man annimmt), von andern Völkerschaften, Sidama, Gonga ꝛc., bewohnt sind. Auch nennen wir schließlich die Agau, die an verschiedenen Stellen Abessiniens leben. Diese Völkerschaften

[1]) Klöden, Handbuch der Erdkunde, III, 832.

sind im Grunde noch Heiden, obwohl sie zum Theil oberflächlich den Islâm oder das abessinische Christenthum angenommen haben.

Bekanntlich ist Abessinien ja seit dem 4. Jahrhundert ein christliches Land. Um den Anfang desselben war nämlich an seiner Küste das Schiff eines Kaufmanns von Tyrus gestrandet und die Mannschaft von den barbarischen Strandbewohnern ermordet worden. Nur zwei christliche Jünglinge, Frumentius und Aedesius, aus Mitleid mit ihrem zarten Alter verschont, kamen als Sklaven in die Dienste des Königs von Axum (in Tigre) und gewannen bald dessen Vertrauen, leiteten nach seinem Tode die Erziehung des jungen Thronfolgers, und Frumentius namentlich benutzte den großen, ihm zu Theil gewordenen Einfluß dazu, dem Christenthum Eingang im Lande zu verschaffen. Später befreit, ging Aedesius in seine Vaterstadt Tyrus zurück, wo er Presbyter wurde, der ältere Bruder Frumentius aber, voll Verlangen, den Aethiopiern das Heil in Christo zu bringen, ward etwa um 327 von dem egyptischen Bischof Athanasius in Alexandria als Missionar zum Bischof geweiht, gründete die abessinische Kirche, der wahrscheinlich auch er schon eine Bibelübersetzung gab, und soll nicht allein viele Kirchen errichtet, sondern auch durch Gottes Gnade viele lebendige Steine in die Kirche Christi hineingebaut haben. Die Nachfolger des Athanasius auf dem Patriarchenstuhle von Alexandrien nahmen die abessinische Kirche in Pflege, gaben derselben ihren obersten Bischof, Abuna, d. h. „unser Vater", und unterhielten ihre Verbindung mit der koptischen Kirche Egyptens. Daher wurde denn die abessinische Kirche auch mit in die nestorianischen und eutychianischen Streitigkeiten des 5. Jahrhunderts verflochten und kam gleich jener zum monophysitischen Bekenntniß.

Mit der Annahme des Christenthums war das abessinische Reich zu einer hohen Blüte gelangt. Die Ruinen der alten Hauptstadt Axum zeigen noch, welch eine hohe Kultur damals dort herrschte. Das ganze Land war eine erbliche Monarchie, an deren Spitze der „Negus" stand, aus einer Familie, die sich rühmte, von Menilek, einem angeblichen Sohne Salomos und der „Königin von Mittag", abzustammen. Die einzelnen Provinzen standen unter Lehnsfürsten. Das Reich aber ist in Verfall gerathen, wie seine Kirche, abgeschnitten von dem Lebensstrom namentlich der abendländischen Kirchenentwicklung, in Stagnation und Verkümmerung gerathen ist. Seit dem Eindringen der Galla im 16. Jahrhundert zerfiel die Monarchie, und es bildeten sich mehrere kleinere Reiche. Im nordöstlichen Theile des Landes liegt Tigre mit der neuen Hauptstadt Adowa, westlich von Amhara mit Gondar, südlich Schoa mit Ankobar als Hauptstadt. Dazu wäre auch noch das kleinere Reich Garague zu zählen. Wie sehr gegen früher der Kulturzustand zurückgegangen ist, möge uns weiter unten die Schilderung zeigen.

Suchen wir zunächst ein Bild zu gewinnen von dem, was dort aus dem Christenthum geworden ist.

Zwar hat die abessinische Kirche das nicänische Glaubensbekenntniß mit der ganzen Christenheit auf Erden gemein, aber das in ihm bekannte „Licht vom Lichte" ist leider durch allerlei Menschenfündlein verdunkelt. Die Tradition, namentlich eine Sammlung von angeblich apostolischen Konzilien- und Kirchenväterssprüchen, Haimanot Abo, wird dem Worte der Heiligen Schrift gleich geachtet und das Schriftwort selbst durch die sogenannten „sieben Auslegungen" gemartert, bis es mit der Tradition stimmt. Die kirchlichen Bücher (z. B. die angeblich dem Mose auf Sinai mitgetheilte Kufale) mischen die Schriftlehre von dem allmächtigen Gott und Schöpfer mit muhammedanischem und heidnischem Aberglauben zusammen. Ueber die Person Christi liegen drei monophysitische Parteien in fortwährendem unfruchtbaren und feindseligen Streit; das Werk der Erlösung aber wird theils durch pelagianische Irrlehre, theils durch verdienstliche, sündentilgende Werke, Fasten, Büßen, Lesen ꝛc. vernichtigt. Die ganze evangelische Heilsordnung ist der abessinischen Kirche ein verschlossenes Geheimniß, und die beiden heiligen Sakramente, zu welchen sie sich bekennt, Taufe und Abendmahl, sind ihr nicht Gnadenwunder, sondern — vom Glauben unabhängige — Zauberwerke. Gepredigt wird in den Gottesdiensten gar nicht; dafür küßt man die Kirchensteine, und „Kirchenküsser" ist der gewöhnliche Name der abessinischen Frommen. Die (allerdings an schönen, gesalbten Gebeten und Formularen aus der Blütezeit der alexandrinischen Kirche reiche) Liturgie wird von den Priestern in der dem Volke unverständlichen äthiopischen Sprache gehalten, unverstandene Gesänge werden gesungen; aber gerade das Unverständliche übt auf das in seelenlosem Werkdienst gefangene Volk einen mächtigen Zauber aus. Die Heiligenverehrung gleicht ganz der römischen, und auch die vorgebliche Unterscheidung von Verehrung und Anbetung ist den abessinischen Gelehrten, Protestanten gegenüber, geläufig. Die Sündlosigkeit der Jungfrau Maria ist eine besondere Lieblingslehre, und der Maria die Ehre der Kniebeugung zu verweigern, gilt für abscheuliche Gottlosigkeit. Die Taufe, der die Beschneidung vorausgeht, wird unter mancherlei Ceremonien, bei Kindern durch Untertauchen, bei Erwachsenen durch Uebergießung mit Wasser, vollzogen; schließlich wird jedem Täufling mit einer in heiliges Salböl, „Meran", getauchten blauen baumwollenen Schnur ein Kreuz auf den Scheitel gedrückt und dieselbe dann unter Segenswünschen ihm um den Hals gebunden; man trägt sie zeitlebens, um sich dadurch als Christ kenntlich zu machen. Bei der Feier des Abendmahls mischt der Priester gesäuertes Weizenbrod mit Traubensaft in dem Abendmahlskelche zusammen, konsekrirt das Ganze und reicht es mit einem Löffel den Abendmahlsgenossen. Die Priester pflegen das Abendmahl täglich zu genießen, außer ihnen aber kommuniziren fast

nur Kinder und alte Leute, und vom zwölften bis vierzigsten Jahre läßt sich selten ein Abessinier unter den Abendmahlsgästen finden. „Denn von jenem Jahre an gelten die jungen Leute samt den Verheiratheten um gehäufter Sünden gegen das sechste Gebot willen als vom ersten bis zum letzten exkommunizirt, und es wird für einen Schimpf gehalten, in diesem Zeitraume das Sakrament zu genießen." Die Beichte liegt als ein hartes Joch auf dem Nacken des Volkes. Nach einem vorgeschriebenen Formular, „Nuzaze", fragt der Priester den Beichtenden, ob er gewisse klassifizirte Sünden begangen habe oder nicht. Auf jeder Sünde steht eine vorgeschriebene kirchliche Strafe, die entweder abbezahlt oder mit Fasten und Beten abgebüßt werden muß. Das Fasten überhaupt, das übrigens die Priester für Geld an anderer Statt übernehmen können, ist meist sehr streng, gilt für verdienstlich und kommt so oft vor, daß alle Fasttage zusammen 9 Monate vom Jahre einnehmen, obschon nur etliche wenige Mönche sie vollständig beobachten. In der Stunde tödtlicher Krankheit aber bedarf die Seele etwas mehr, als das mit Fasten erlangte Verdienst, und die Anrufung der Jungfrau Maria und der Heiligen reicht nicht aus, die Angst und Unruhe des Herzens zu stillen. Man sendet nach dem Priester, daß er die Beichte des Sterbenden höre und Absolution ertheile. Die Sterbebetten und das „Teskar", d. h. die festliche Bewirthung, die man je und je den Priestern und den Armen gibt, daß sie für die Seele des Verstorbenen beten, damit sie desto eher durch die auch nach erfolgter Absolution jenseits noch zu erleidende Pein in die ewige Seligkeit eingehe, sind reiche Erntezeiten für die habsüchtige Priesterschaft. — Die Verfassung ist eine bischöfliche. Der koptische Patriarch (in Kairo) ist das Oberhaupt der abessinischen Kirche und sendet derselben ihren Abuna, welcher Metropolitanbischof des Landes ist und in Gondar seinen Sitz hat. Diesem am Range der nächste ist der Etschege, das Oberhaupt der überaus zahlreichen Mönche. Der Abuna allein ordinirt Priester und Diakonen, neben welchen noch das uralte Amt der Thürhüter besteht. Den ordinirten Priestern stehen die Debteras, Lehrer, zur Seite, und jede Kirche hat außerdem ihren vom Staate angestellten Alaka, den wir etwa Kirchenpatron nennen würden. Zum Diakonenamt wird jeder sich Meldende ordinirt, sobald er „lesen" (Amhar: anababba = plappern) und das nicänische Glaubensbekenntniß hersagen kann; bezahlt er dann seine zwei Salzstücke (Salz vertritt vielfach die Stelle des Geldes in Abessinien), so haucht ihn der Abuna an und hängt ihm das Priesterkreuz um. So kommt es denn, daß die Priester in Abessinien meist so fabelhaft unwissend sind, daß viele sich schämen, in den Priesterstand einzutreten, und auch die Debteras, die einem Zelte gleich sein sollen, in dessen Innern das Heiligthum aufbewahrt wird, machen ihrem schönen Namen wenig Ehre. Die Lebensaufgabe der zahlreichen Mönche und Einsiedler aber, die zum Zeichen ihrer Armuth in gelben Ge-

wändern oder dem gegerbten Fell der Antilope umherziehen, „Engelsgewand anlegen" nach der Redeweise der Abessinier, aber nicht eben durch Sittlichkeit sich auszeichnen, besteht, anstatt im Erforschen des göttlichen Worts und in Werken dienender Liebe, zumeist darin, sich in irgend eine Felsenwand ein Grab einzuhauen.

Neben dieser traurigen Entstellung des Christenthums finden sich nun in der abessinischen Kirche auch noch jüdische und heidnische Elemente. Juden sind schon sehr frühe, besonders nach Jerusalems Zerstörung durch Titus in Abessinien eingewandert, übten vor Einführung des Christenthums großen Einfluß daselbst aus und bemächtigten sich sogar nachher im elften Jahrhundert auf geraume Zeit der Herrschaft, bis im dreizehnten Jahrhundert der Thron wieder an den alten Königsstamm zurückerstattet wurde, der ja, wie bereits erwähnt, seiner Abstammung von Salomo sich rühmt und auf seiner Reichsfahne noch jetzt die Inschrift führt: „Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda." Der Einfluß des Judenthums zeigt sich zunächst schon in den kirchlichen Bauwerken Abessiniens.

„Die abessinischen Kirchen sind kreisförmig, gekrönt mit einem zuckerhutartigen Dach, aus dessen Spitze ein metallnes Kreuz emporragt. Das Innere besteht aus drei Abtheilungen. Die erste ist der äußerste Kreis, der wie eine Vorhalle um den eigentlichen Bau sich zieht; hier wird der Morgengottesdienst gehalten. Die zweite ist das Heiligthum, wo die Priester funktioniren, mit einem abgeschlossenen besonderen Winkel, zu welchem auch Laien während der Messe zugelassen werden. Die Wände sind mit elenden Gemälden geschmückt, welche die Madonna, die heilige Dreieinigkeit, den heiligen Georg samt dem grünen Drachen ꝛc. darstellen. Ein Vorhang verhüllt das „Kedis Kedisin" oder das Allerheiligste, wo das „Tabot" oder die Bundeslade aufgestellt ist. Die Gegenwart dieser Bundeslade macht die Kirche zum Heiligthum. Jede Kirche hat eine solche, aber die echte Bundeslade von Jerusalem, glaubt man, sei in der Kathedrale zu Axum aufgestellt. Bei besonderen Gelegenheiten ziehen die Priester unter feierlichen Prozessionen einher, wobei sie die Bundeslade ihrer Kirche unter großen Sonnenschirmen einhertragen; und wie die römischen Katholiken vor der Hostie, so fällt in Abessinien vor der vorüberziehenden Bundeslade die ganze abergläubige Menge, Jung und Alt, Reich und Arm, anbetend nieder und beugt sich vor dem „Tempel des ewigen Gottes".

Neben der Verehrung der Bundeslade ist unter andern die Beobachtung des jüdischen Sabbaths neben dem christlichen Sonntag, die Beschneidung, das Verbot, „die Spannader auf dem Gelenke der Hüfte zu essen" (1 Mos. 32, 32), und die allgemein herrschende Sehnsucht, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen, wodurch man Vergebung aller Sünden zu erlangen meint, jedenfalls auch aus dem Judenthum herübergekommen. Dem alten abessinischen Heidenthum aber ist der allgemein herrschende Glaube entsprossen, daß böse Geister mit Einbruch der Nacht in die Häuser dringen und sie besetzen; Amulete und heilige Zaubermittel werden in Menge am Leibe getragen; Krankheiten werden dem unheilvollen Einfluß des „bösen Auges", d. h. des verderblichen, bezaubernden Blicks gewisser Personen zugeschrieben, und um das Uebel zu vertreiben, ein Sühn-

opfer (Beza) dargebracht, indem man eine Kuh unter Singen und Lärmen dreimal um das Bett des Kranken herumführt und dann außerhalb der Schwelle schlachtet.

Wie nun bei diesen kirchlichen Verhältnissen sich das bürgerliche Leben der Abessinier gestaltet hat, möge uns die folgende Schilderung zeigen. Der Negus, d. i. der König, ist ein ganz absoluter Monarch; ihm gehören die besten Theile des Landes, er verfügt über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Die Herrscher der drei Reiche, Amhara, Tigre und Schoa, in welche das Land seit dem Einfalle der Galla (1517) zerfiel, lebten fast in beständiger Fehde mit einander. Das Volk ist dem Trunke ergeben, lügnerisch und fanatisch. Dogmenunterschiede trennen dasselbe in einander feindliche Sekten. Thiere, Sklaven und Weiber behandeln sie milde, ihre Feinde aber barbarisch.[1]) Die Vornehmen und Reichen leben im Müßiggange und überlassen ihr Hauswesen den Weibern und den Sklaven. Die Wohnungen, in denen sich nur eine Bettstelle, eine Büffelhaut und ein Tisch befinden, starren von Schmutz; das in der Mitte des Raumes brennende Feuer schwärzt alle Gegenstände. Wasser, Kaffee und Tabak meiden sie, weil diese an den Islâm erinnern. — Die Männer kleiden sich allgemein in ein breites, loses Gewand von dickem Baumwollenstoff, das in Falten um den Körper geschlagen wird; ein baumwollener Rock wird um die Hüften gegürtet, und weite Hosen hängen über die Knie herab. Alle tragen ein kurzes, krummes Schwert, das an der rechten Seite in einer Scheide steckt. Den Bart schneiden sie mit einer Scheere kurz, und die Anordnung des Haares zu Locken und Puffen und das Salben derselben mit ranziger Butter kostet täglich mehrere Stunden. — Die Männer sind hübsch; aber die Frauen gehören zu den häßlichsten der Welt. Sie vertilgen ihre Augenbrauen und malen statt derselben eine schmale blaue Linie; das Haar schneiden sie ab, beschmieren es mit Talg oder winden um den kahlgeschorenen Kopf eine schmutzige Binde. Sie bekleiden sich mit einem weiten Sackhemde, das um den Leib mit einem Lumpen festgebunden wird, und mit einem langen Stück Zeug, das vom Kopfe bis auf die Hacken herabhängt. Große Stücke Holz tragen sie durch das Ohr gesteckt, zinnerne Bänder um die Arme und Knöchel, und schmücken sich mit blauen und goldfarbenen Perlen, so viel sie erlangen können. Sie heirathen im 12. Lebensjahre und werden früh alt. Die jungen Männer heirathen im 16. Jahre, und dann pflegen die Eltern ihren Altensitz in einem der zahlreichen Klöster zu nehmen. Männer und Frauen essen an demselben Tische und stecken einander die besten Bissen in den weit aufgerissenen Mund.

Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen

[1]) Von den Galla haben sie die scheußliche Sitte, den Feind zu verstümmeln, die schon oben erwähnt wurde, angenommen.

dürftigen Unterricht im Kloster; die übrigen wachsen wild auf und werden mit dem 5. bis 6. Jahre schon zur Arbeit herangezogen. Die Ehe wird durch die Kirche geschlossen, doch ist sie wieder lösbar. Wer es kann, hält sich Konkubinen. Die Könige hatten manchmal an 500 Frauen. Die Sittlichkeit steht in jeder Beziehung auf der niedrigsten Stufe,[1]) und die Religion besteht in der Befolgung leerer, unverstandener Ceremonien. Sie sind abergläubisch und glauben die absurdesten Lehren. Alle Laster der civilisirten Welt beflecken ihren Charakter und machen sie verächtlich. Keine Spur von Scham und Anstand ist im Volke vorhanden. Alle Klassen sind die unverschämtesten Bettler und elendesten Kriecher. Ihre Kriegführung ist eine räuberische. Sie überfallen die nichts Ahnenden, schlachten alles ab, brennen alles nieder und rauben was sie können. Selbst die Jagden, bei denen man die Neger von den Bäumen herabschoß, auf die sie sich geflüchtet hatten, wurden nie unternommen, ohne daß Bibel, Kruzifix, Abendmahlskelch u. s. w. auf einem besonderen Maulthiere zusammengepackt, den König begleiteten. Auch wird im Heereslager stets ein eignes Kirchenzelt aufgeschlagen.

Die Häuser der Abessinier sind Hütten der rohesten Art, aus Erde und Zweigen aufgeführt, so daß Wind und Wetter Durchgang finden; sie haben nur eine Oeffnung, die Thür, durch welche auch der Rauch abzieht. Schmutz und Ungeziefer im Innern sind schrecklich. Demnach sind auch die Städte in allen den einzelnen Landschaften meist nur Haufen von zerstreuten Hütten, zum Theil durch ummauerte Gärten von einander getrennt. Die Abessinier sind faul. Gewerbthätigkeit findet sich hauptsächlich nur bei den Falascha.[2]) Sie treiben Weberei, Töpferei, gewinnen Eisen, sind Schmiede, Maurer u. s. w.[3]) — Nicht nur im Lande herrscht die Sklaverei; Abessinien hatte auch bis in die neueste Zeit bedeutenden Theil an dem Sklavenhandel. Die große Karawanenstraße, auf der große Schaaren von Sklaven nach Egypten befördert wurden, ging grade durch Abessinien.

---

[1]) Es ist charakteristisch, daß ein Weib einem andern zuweilen verächtlich vorhält, sie habe noch nicht die Syphilis gehabt.

[2]) Die Falascha bezeichnen sich als Kinder Levis. Sie haben das Alte Testament und heiligen den Sabbath so, daß sie sich an diesem Tage nicht einmal selbst ankleiden. Sie sind noch zum Theil Bewohner des Simengebirges, wo sie sich bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts als ein selbständiges Reich hielten. Seitdem sind sie größtentheils von dort vertrieben und mußten sich unter den verhaßten Amharas niederlassen. Den Mittelpunkt ihrer Region bildet Dschenda, nicht weit von Tsanasee. Ihre Dörfer erkennt man an einem rothen, irdenen Topf auf der Spitze ihrer Gotteshäuser. Sie halten streng an ihrem Glauben, verwerfen die Polygamie und Mischheirathen mit anderen Stämmen, sind im Vergleich mit den Abessiniern reinlich, sittlich, fleißig; treiben aber keinen Handel.

[3]) Klöden a. a. O. S. 835 ff.

2. Die Mission in Abessinien.[1])

An eine Belebung der verkommenen Kirche Abessiniens hatte das christliche Abendland schon lange gedacht, und vor allem die römische Kirche, die bereits vor mehr als 300 Jahren den ersten Versuch machte, die abessinische Kirche unter die Oberherrlichkeit des Papstes zu bringen. Mit dem ersten Portugiesen, der im Jahre 1490 von König Johann II. von Portugal, nachdem dieser durch Reisende von der abessinischen Kirche gehört, behufs genauerer Nachforschungen nach Abessinien gesandt wurde, begannen auch die damals allerdings erfolglosen Versuche, die dortige Kirche unter das Joch des Papstes zu beugen. Günstiger schien die Gelegenheit, als im 16. Jahrhundert die Portugiesen durch ihre Landung auf Massowa den Abessiniern gegen die muhammedanischen Eroberer zu Hülfe kamen und dafür theils die Abtretung des dritten Theils des Landes an Portugal, theils die Unterwerfung der Landeskirche unter den römischen Papst verlangten. Der damalige Kaiser Galaudios (Claudius) aber wies diese Forderungen mit Entrüstung zurück, lachte des ihm angedrohten Bannfluches und entfernte (1540) die portugiesischen Priester aus dem Lande. Fünfzehn Jahre später erschienen die ersten Jesuiten, an ihrer Spitze der Bischof Oviedo, am Hofe zu Gondar, und da Claudius allen ihren Zumuthungen fest und entschieden widerstand, lud Oviedo endlich alle Alakas und Dabteras zu einer öffentlichen Disputation ein. An dieser aber nahm Claudius selber Antheil und brachte, wie die jesuitischen Geschichtschreiber selbst bekennen, seine Gegner zum Schweigen, worauf Oviedo, da sie auch schriftlich nichts wider ihn auszurichten vermochten, am 5. Februar 1559 das Land in Bann that und mit seinen Genossen zu einem auffässigen Statthalter sich begab, der eben die Muhammedaner zu einem Einfall in Abessinien aufwiegelte. Im Kampfe gegen diese fiel der edle Galaudios, ein Mann von ungewöhnlicher Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Mäßigung (?); sein Bruder und Neffe aber, die ihm auf dem Throne folgten, waren den Jesuiten nicht minder abgeneigt. Diese schäumten vor Wuth und wollten sogar von Ostindien herüber portugiesische Truppen rufen, um mit ihrer Hülfe das widerstrebende Land „zu bekehren". Doch der Papst selbst verweigerte seine Zustimmung und sandte Oviedo mit seiner Schaar nach Japan (1560). Erst vierzig Jahre später (1603) nahmen die Jesuiten ihr Werk in Abessinien wieder auf, als das Land durch die blutigen Kämpfe verschiedener Thronfolger gerade aufs tiefste zerrüttet war. Mit wachsamem Auge beobachtete das Haupt der neuen

[1]) Bis auf die Nachträge über die neuste Zeit ganz nach der ersten Auflage, da namentlich die Quellen über die ältere Missionsgeschichte Abessiniens nicht zur Hand sind.

Mission, Peter Pays, die verschiedenen Wechselfälle des Kampfes und schloß endlich an die siegende Partei sich an, deren Führer, der neue König Susneus, ihnen fast unbegrenzten Einfluß einräumte und ein Edikt nach dem andern zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche ausgehen ließ. Die kühne Einsprache des fast hundertjährigen Abuna Simeon, die muthigen Schilderhebungen mächtiger Häuptlinge zur Vertheidigung ihrer Kirche, der Haß des an seinem alten Glauben hangenden Volkes hielt ihn nicht ab, im Jahre 1624 förmlich mit seinen Hofleuten den monophysitischen Glauben abzuschwören und dem römischen Stuhl sich zu unterwerfen, indem er allen seinen Unterthanen befahl, seinem Beispiel zu folgen. Aber das Volk blieb fest, und immer neue Aufstände zeugten von seinem Unwillen. Umsonst war es, daß die Aufrührer wiederholt geschlagen, ihre Anführer hingerichtet, selbst der Schwiegersohn des Königs samt seiner Schwester um des Glaubens willen gehängt wurden: der Widerstand des Volkes ließ nicht nach, und das Reich blieb in unaufhörlicher Aufregung und Zerrüttung, bis der König, gerade nach einer siegreichen Schlacht, des Mordens müde und durch die flehentlichen Bitten der Königin gerührt, seinem Volke die freie Ausübung des alten Glaubens wieder gestattete (24. Juni 1632) und dadurch einen namenlosen Jubel hervorrief. In Wechselchören sang das Volk:

„Wohlauf, entronnen sind die Schafe Aethiopiens
Den Hyänen des Abendlandes!
Frohlocket, frohlocket und singt Hallelujah!
Entronnen ist Aethiopien den Hyänen des Abendlandes!"

oder nach Harris:

„Die Heerde Aethiopiens ist den Klauen der Geier entronnen die vom Westen kamen.
Die Lehre des heiligen Markus ist der Grundpfeiler unserer Kirche.
Laßt uns alle fröhlich sein und Hallelujah singen,
Denn die Sonne der Freiheit ist aufgegangen über unserm Land."

Vergebens waren die Gegenbemühungen der Jesuiten, und da der König bald darauf starb, wurden sie unter seinem Nachfolger Fasilados (Basilides) infolge einer von ihnen angezettelten Verschwörung theils ermordet, theils vertrieben. Fortan aber ward alles, was römisch, ja was nur Fremdling hieß, von den Abessiniern mit tiefem Mißtrauen angesehen. Als deshalb im Jahre 1714 vier deutsche Franziskaner, wirklich fromme und um das Heil der Seelen bekümmerte Männer, zu dem abessinischen König Jostos kamen, forderte das Volk ihren Tod, und der König, da er ihnen einen Bergungsort anwies, ward selbst entthront. Sein Nachfolger ließ die Franziskaner nach Gondar bringen und verurtheilte sie zur Steinigung, wofern sie nicht von der römischen Kirche sich lossagten. Die Standhaftigkeit, womit sie das letztere von sich wiesen, bewog ihn, sie blos des Landes zu verweisen; sie aber zogen im frommen Eifer den Tod vor und wurden im März 1718 gesteinigt.

Nachdem nun bereits um 1652 der fromme Herzog Ernst von Sachsen-Gotha, durch seinen mit äthiopischen Studien viel beschäftigten Rath Hiob Ludolf aufmerksam gemacht, an eine Mission nach Abessinien gedacht, auch 1663 einen gewissen Wansleb dahin abgesandt, das Unternehmen aber mißlungen war,[1]) und hundert Jahre später (1752 bis 1768) Missionare der Brüdergemeinde unter den Kopten in Egypten von hier aus mehrmals vergeblich auch nach Abessinien zu gelangen versucht hatten,[2]) zog dieses im Anfang des 19. Jahrhunderts den Liebesblick der fleißigen Christen Englands auf sich, und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft war es, von welcher die neueren evangelischen Missionsunternehmungen in Abessinien ausgingen. Ein gelehrter abessinischer Mönch nämlich, Abi Ruch, der den Schottländer Bruce auf seiner Reise durch Abessinien als Dolmetscher begleitet hatte, war, nach Jerusalem pilgernd, in Kairo erkrankt und von dem französischen Generalkonsul Asselin zu Alexandrien gastlich aufgenommen worden (1808). Von demselben zu einer Uebersetzung der Heiligen Schrift in die (gegenwärtig im größten Theil Abessiniens gesprochene) amharische Sprache aufgefordert, machte Abi Ruch sich mit Freudigkeit ans Werk, und nach 10 Jahren war die unschätzbare Arbeit beendet. Durch den Agenten der kirchlichen Missions- und der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, Jowett, kam das Werk in Besitz der letztern (1818), wurde bald in London gedruckt, und die kirchliche Missionsgesellschaft faßte sofort den Gedanken, diesen Schatz in Abessinien zinsbar zu machen und eine Erleuchtung der abessinischen Kirche durch das Evangelium zu versuchen. Das Baseler Missionshaus bot zwei seiner Zöglinge, Samuel Gobat (später Bischof von Jerusalem) und Christian Kugler, denen später ein deutscher Handwerker, Aichinger, als Gehülfe beigesellt ward, zum Missionsdienst in Abessinien dar. Im September 1826 kamen sie in Kairo an, und nachdem sie durch längeren Aufenthalt in Egypten und Palästina und durch vielfachen Umgang mit Abessiniern in diesen Ländern auf ihr Unternehmen sich vorbereitet, benutzten sie im Herbst 1829 eine günstige Gelegenheit zur Reise nach Abessinien und kamen im Februar 1830 glücklich nach Addigerat in Tigre, wo der Dadjazmatsch Sabagadis, ein bewährter Freund der Engländer, residirte und sie sehr freundlich aufnahm. „Ihr seid wahre Christen," sagte er zu ihnen am Tage nach ihrer Ankunft, „ihr liebet die Wahrheit; aber wir sind alle Lügner, und ich bin nicht besser als die andern." Kugler und Aichinger ließen sich nun zu Adowa (Adoa) in Tigre nieder, Gobat aber ging noch im Februar 1830 nach Gondar in Amhara, wo seine Kenntniß der amharischen Sprache die meiste Frucht versprach.

[1]) cf. Evang.-luth. Missionsbl. 1852, S. 159.

[2]) cf. Ueberf. der Gesch. der Brüdermission ꝛc. I, S. 86 f.; II, S. 25 f.; Brauer, Missionswesen ꝛc. I, S. 117 f.

Nachdem er hier ein halbes Jahr lang, obschon im ganzen mit sehr geringem Erfolg, vielen Abessiniern das Wort Gottes verkündet, kehrte er im Oktober nach Adowa zurück, wo er bald darauf Kuglers Tod zu betrauern hatte. Bürgerkrieg aber durchtobte von neuem das unglückliche Land, Gobat und der kaum genesene Aichinger mußten flüchten, Sabagadis fiel (1831) in die Hände des grausamen Ras Marie, der ihn enthaupten ließ, und Gobat fand endlich eine Zuflucht in dem unzugänglichen Felsenkloster Debradamo, wo er bis zum November 1832 sich aufhielt und den Mönchen, nicht ganz ohne Erfolg, das Evangelium nahe zu bringen suchte, bis er über Behat, wo der Ras Ubie ihm zwar freundlich, doch nicht eben vertrauenerweckend entgegenkam, von Krankheit geschwächt Ende 1832 nach Egypten und von da nach Europa sich zurückbegab.

Mittlerweile war schon Miss. Karl Wilh. Isenberg in Kairo eingetroffen, blieb jedoch bis zu Gobats Rückkehr im Oktober 1834 in Egypten, von wo sie dann mit ihren Gattinnen, zwei deutschen Gehülfen und zwei abessinischen Zöglingen ihre Reise antraten und nach einem dreimonatlichen Aufenthalt auf der Insel Massowa im April 1835 in Tigre eintrafen, wo der mächtige Dadjazmatsch Ubie, der sich von dem Schattenkönig zu Gondar so gut wie ganz unabhängig gemacht hatte, sich ihnen sehr gewogen zeigte und mannigfache Gelegenheit zu religiöser Unterweisung und Vertheilung von Bibeln sich darbot. Leider mußte Gobat im September 1836 wegen Kränklichkeit nach Europa zurückkehren, und der nun alleinstehende Isenberg hatte fortan einen schweren Stand besonders der feindseligen Gesinnung der Geistlichkeit des Landes gegenüber, die sich nach Ankunft des Missionars C. H. Blumhardt (anfangs 1837) noch steigerte. Doch ward um diese Zeit der Bau eines Schulhauses in Adowa begonnen, und die Uebersetzung des Neuen Testaments, der Genesis und der Psalmen in die Tigresprache durch Isenberg zu Stande gebracht. Während der ersten Hälfte des Jahres 1837 ward auch eine Günstiges verheißende Verbindung mit dem König von Schoa angeknüpft, um so erwünschter, als die Priesterschaft in Tigre durch arge Verleumdungen den Ubie zu einer strengeren Behandlung der Missionare bewog, die endlich, nachdem gegen Ende 1837 noch Missionar Krapf sich ihnen zugesellt, von jenem den gemessenen und unwiderruflichen Befehl erhielten, binnen kürzester Zeit das Land zu räumen (1838), worauf Isenberg und Blumhardt sich einstweilen nach Kairo wandten, Krapf aber erst nach einem Zugang in Schoa sich umsah und dann seinen beiden Mitarbeitern nachfolgte.

Zu dem Verfahren Ubie's gegen die Missionare hatten außer politischen Verhältnissen auch die Umtriebe neu angekommener Römlinge nicht geringen Anlaß gegeben. Schon im März 1838 nämlich, als Isenberg noch in Tigre war und die evangelische Mission schon sehr unter der Feindschaft der abessinischen Geistlichkeit zu

leiden hatte, stellte sich ein früher in Aleppo stationirter italienischer Priester, Giuseppe Sapeta, zu Adowa ein. Ein mit ihm angekommener Franzose, Michael d'Abbadie, dem einige Wochen später noch sein Bruder Antoine folgte, stellte ihn den Missionaren als einen Mann vor, „der an demselben guten und religiösen Werke, wie sie, thätig sei, mit dem sie sich daher eins fühlen müßten, wiewohl sie nicht dieselbe religiöse Ueberzeugung hätten." Bald aber zeigte sich, was diese Römlinge in Abessinien wollten. Um zunächst Vertrauen zu gewinnen, stellten sie ihre Religion als durchaus zusammenstimmend mit der abessinischen dar und suchten die evangelischen Missionare als Leute, die in Europa nur für Ketzer angesehen würden, in üblen Ruf zu bringen. Kaum acht Tage darnach ward der Verbannungsbefehl gegen dieselben erlassen; Sapeta aber setzte seine Arbeiten bis 1840 fort, während d'Abbadie schon 1838 mit einem Briefe des abessinischen Etschege nach Rom ging und hier die Ausrüstung einer neuen Mission mit dem Piemontesen de Jacobis an der Spitze bewirkte. Letzterer verweilte einige Zeit zu Adowa und schloß dann (1840) der nach Kairo gehenden Gesandtschaft, welche den vom koptischen Patriarchen zu weihenden Abuna abzuholen ging, als Dolmetscher sich an, und suchte dabei für seine Zwecke zu wirken, doch ohne sonderlichen Erfolg. Der neue Abuna, Andraos, ein im Seminar der kirchlichen Missionsgesellschaft zu Kairo erzogener junger Mann, der bei der Weihe den Namen Abba Salama erhielt, erwies sich später als entschiedenster Beschützer der volksthümlichen Kirche gegen die römischen Bestrebungen und benutzte die Zeit, wo de Jacobis, angeblich als Gesandter des Königs von Abessinien an den Papst, in Rom verweilte, mit Eifer zur Säuberung seines Sprengels von allen ketzerischen Bestandtheilen. Nach Adowa zurückkehrend, sah de Jacobis seine Proselyten abgefallen, seine Wirksamkeit beschränkt und mußte sich begnügen, so viel Leute, als er konnte, in sein Haus und seinen Dienst aufzunehmen und ihnen einzelne Theile der ins Amharische übersetzten römischen Liturgie einzuüben. Einigen Vertrauteren ward auch wohl ganz im Stillen die Messe administrirt, die feindselige Stimmung der abessinischen Priesterschaft aber durch zeitweilige Geschenke, durch Anschmiegung an ihren Kultus und durch Schmeicheleien beschwichtigt, wobei auch Ubie's schwankende Freundschaft von Zeit zu Zeit durch Geschenke angefeuert werden mußte.

Während so die römische Mission im Norden Abessiniens sich festzusetzen suchte, hatte die evangelische sich bereits nach dem Süden gewandt. Schon am 22. Januar 1839 traten Isenberg und Krapf von Kairo aus den Weg nach Schoa an, dessen Grenze sie nach einer höchst beschwerlichen Reise am 31. Mai erreichten. Noch unterwegs hatten sie ein sehr freundliches Schreiben des Königs als Antwort auf ihre Anfrage, ob er ihnen gestatten würde, ihr Missionswerk frei und ungehindert in seinem Lande zu betreiben, erhalten, und mit den entschiedensten Gunstbezeugungen von seiner Seite

wurden sie empfangen. So gelang es denn bald, einen Anfang mit der Verkündigung des Evangeliums zu machen und eine Schule einzurichten. Isenberg verfoßte während eines beinahe sechsmonatlichen Aufenthalts einige Schulbücher und begab sich dann im November 1839 auf die Reise nach Europa, um hier den Druck derselben und noch anderer Schriften zu besorgen,[1]) womit er drittehalb Jahre zubrachte. Während dieser Zeit arbeitete Krapf allein in der Hauptstadt von Schoa, Ankobar, besonders beschäftigt mit einer Uebersetzung des Neuen Testaments in die Gallasprache. Die ihm bereits 1841 zur Hülfe abgesandten Missionare Mühleisen und Müller konnten nicht über den Landungsplatz Tadjurra (Tadschura) hinausdringen, weil rings im Danakillande Räuber den Reisenden auflauerten, denen auch ein Diener der Missionare zum Opfer fiel, und mußten nach Aden zurückkehren, von wo Mühleisen nach Jerusalem beordert ward, um hier von dem jüngst angelangten Bischof Alexander, zu dessen Sprengel auch die abessinische Mission gehörte, die Ordination zu empfangen. Auf einer Reise durch Nordabessinien, wo Krapf den jungen Abuna kennen lernen und dann seine Gehülfen von Tadjurra abholen wollte, gerieth er in Gefangenschaft und entging kaum einem gewaltsamen Tode. Endlich gelangte er nach Egypten, traf (Mai 1842) mit Mühleisen in Kairo zusammen und erwartete dann mit ihm in Alexandrien den von Europa zurückkehrenden Isenberg, der im September 1842 dort anlangte. Ohne Verzug schickten nun alle drei zur Abreise nach Schoa sich an und wandten sich zunächst nach Tadjurra. Zu ihrem Erstaunen ward ihnen hier eine schriftliche Aufforderung des Königs von Schoa an den Sultan von Tadjurra vorgezeigt, jedem Engländer den Durchgang nach Schoa zu verwehren, und sie wandten sich deshalb weiter südlich nach Zeila im Somalilande, fanden aber auch hier den Weg versperrt und vernahmen, daß der König von Schoa sein Land für alle Europäer verschlossen habe, vermuthlich, weil er nach Abschließung eines Vertrags mit England gegen den Sklavenhandel in den Missionaren keine Wächter der Haltung desselben, mit der es ihm keineswegs Ernst sein mochte, um sich haben wollte. So mußten denn die Missionare auf die Rückkehr nach Schoa, welches Isenberg und dann auch Krapf unter den freundlichsten Zusicherungen verlassen hatten, gänzlich verzichten, und es blieb ihnen nichts übrig, als noch einmal einen Versuch auf das nördliche Abessinien zu richten, von wo Ubie's Befehl sie früher vertrieben hatte. So wandten sie sich

[1]) Dieselben bestanden in einem Buchstabir- und Lesebuch, einer Uebersetzung des Heidelberger Katechismus, Lehrbüchern der Geographie, der allgemeinen Weltgeschichte, der biblischen und Kirchengeschichte, sämmtlich amharisch, einer englisch-amharischen Grammatik, einem englisch-amharischen und amharisch-englischen Wörterbuch, einem kleinen Danakillexikon und einer amharischen Uebersetzung der vollständigen Liturgie der englischen Kirche. cf. Allgem. Lit.-Ztg. Mai 1842.

denn nach Massowa, von wo sie am 19. April 1843 nach Tigre aufbrachen und unterwegs, besonders in der Provinz Serawe, viele biblische Bücher, auch 100 ganze amharische Bibeln, die man den äthiopischen vorzog, vertheilten. Erfolglos waren alle Versuche, Ubie zum Widerruf der früheren Ausweisung zu bewegen, zu welchem Zweck die Missionare sich auch brieflich an den Abuna wandten. Ihre alten Feinde in Adowa setzten alles gegen sie in Bewegung, Ubie ließ sie nicht einmal vor sich, und nachdem zumal de Jacobis ihm eingeredet, daß die protestantische Kirche in Europa ihrem Untergange nahe sei u. dergl., endigten die Unterhandlungen mit der zwar ziemlich höflich ausgedrückten, aber doch unweigerlichen Verweisung der evangelischen Missionare aus dem Lande Tigre und Amhara, und selbst der Abuna, ebenso muthig seinen römischen Feinden, als schüchtern seinen protestantischen Freunden gegenüber, gab ihnen den Rath, sie möchten eilends „dies finstere Land" verlassen. So traten denn die drei Missionare, nachdem Krapf seine Aufmerksamkeit insonderheit den Gallavölkern im Süden von Schoa zugewandt, im Juli 1843 den Rückweg nach Massowa an, und gingen von hier nach verschiedenen Seiten neuen Bestimmungen entgegen. „Die Abessinier im großen und ganzen," schrieb Isenberg bald darnach, „haben sich durch gleichgültige Vernachlässigung und ungläubige Verachtung des Evangeliums, durch ihr starres Anhangen an ihren eingewurzelten Thorheiten und Sünden, durch ihre allgemeine Trägheit und Habsucht einer längeren Fortdauer der evangelischen Mission in ihrem Lande für unwerth erklärt, und dem Herrn hat es nach Seinem Wunderrathe gefallen, sie für die nächste Zukunft aufzuheben; aber ich lebe der Ueberzeugung, daß Sein Werk mit unserer gegenwärtigen Mission nicht aufhören wird."

Gobat, seit 1846 Bischof von Jerusalem,[1]) Isenberg, der nach Bombay in Indien, und Krapf, der zunächst an die Küste von Ostafrika gegangen war, konnten das Land ihrer ersten Arbeit und ersten Liebe nicht vergessen. Gobats Stellung in Jerusalem brachte ihn in beständigen Verkehr mit dem dortigen abessinischen Kloster und vielen nach Jerusalem wallfahrtenden Abessiniern. Fortwährend großer Liebe in Abessinien genießend, ward er oft und wiederholt dahin eingeladen. Dazu kam, daß Missionar Isenberg während eines längern Aufenthaltes in Riehen bei Basel im Jahre 1853 die Zöglinge der Chrischonaanstalt, aus deren Mitte jährlich mehrere nach Jerusalem in das dortige Brüderhaus ausgesendet werden, durch Mittheilung seiner Missionserlebnisse für Abessinien begeisterte, die jungen Brüder in der amharischen Sprache unterrichtete und auf diese Weise sich Nachfolger in sein abessinisches Arbeitsfeld gewann. Dr. Krapf aber hatte während seines Besuchs in Basel (1854) den auch von Herrn Spittler daselbst gehegten Plan neu aufgefrischt und

[1]) cf. Calw. Missionsbl. 1846, S. 65.

belebt und zugleich die Absicht ausgesprochen, auf der Rückreise nach seiner ostafrikanischen Station den Weg über Abessinien zu nehmen. Noch in demselben Jahre (1854) berief Bischof Gobat sechs Brüder der Chrischonaanstalt, um sie nach etwa einjährigem Aufenthalt zu Jerusalem behufs weiterer Ausbildung für ihren Missionsberuf nach Abessinien zu senden. Im Dezember 1854 aber reiste Dr. Krapf nach Jerusalem, nahm hier den Missionar Flad mit sich und machte sich nach Abessinien auf, um die dortigen Zustände näher zu erforschen und womöglich den zerrissenen Faden daselbst wieder anzuknüpfen.[1]) In Massowa ward ihnen die erfreuliche Kunde, daß König Ubie von Tigre von Detschasch Kasa (Cassai), dem König von Amhara, der jetzt unter dem Namen Theodoros ganz Abessinien beherrsche und den Sklavenhandel und die Vielweiberei verboten habe, geschlagen sei und daß letzterer auch die römischen Priester des Landes verwiesen habe. Wirklich begegneten sie auch in der Grenzstadt Halai dem Pater de Jacobis, der eben ausgewiesen war unter Androhung von 100 Peitschenhieben bei seiner Wiederkehr. Am 19. April 1855 erreichte Krapf mit seinem Begleiter das einige Tagereisen östlich vom Tsanasee aufgeschlagene Feldlager des Königs, der mit seiner Armee auf dem Marsch gegen die Wollagalla begriffen war, und wurde zunächst von dem im Lager befindlichen, den König stets begleitenden Abuna sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Am andern Tage führte der Abuna sie bei dem König ein.

Sobald dieser den Abuna auf das königliche Zelt zukommen sah, kam er ihm entgegen. Er war in einen prächtigen Talar gekleidet und hatte eine silberne Krone auf dem Haupt. Er bat den Abuna, neben ihm auf einer Art Sopha Platz zu nehmen, während den Missionaren der Platz zu seinen Füßen auf einem schönen Teppich angewiesen wurde. Nur der Abuna und der Etschege dürfen neben dem König sitzen, die Gouverneure und alle andern Personen müssen auf dem Boden Platz nehmen. Der König ist von mittlerer Größe, hat ziemlich dunkelbraune Gesichtsfarbe, ist äußerst ruhig in seinem Benehmen, sehr freundlich und herablassend, und zeigt viel Verstand und Nachdenken, gegen seine Umgebung viel Familiarität, vergibt sich nicht leicht den Respekt. Er soll mäßig im Essen und Trinken sein und lebt nur mit einer Frau; er ist gottesfürchtig auf abessinische Weise, besucht fleißig die Kirche und thut viel Gutes an Armen, den Priestern, Mönchen und Fremden. Er ist ein vortrefflicher Soldat, der alles in der Schlacht selbst anordnet und sich oft blindlings in Gefahren stürzt, wo seine Leute ihm folgen müssen. Hätte er eine bessere Erziehung genossen, so ließe sich noch mehr von ihm erwarten. Auch fehlt es ihm an guten und weisen Rathgebern, welche fremde Länder kennen.

Nachdem die Missionare ihre Briefe vom Bischof Gobat und dem koptischen Patriarchen in Kairo überreicht und dem König den Zweck ihrer Reise in sein Land erklärt hatten, sagte er, es freue ihn, daß Bischof Gobat ihm nützliche Leute — zunächst war nur

[1]) s. Calw. Missionsbl. 1855, Nr. 21—23.

von der Sendung tüchtiger Handwerker die Rede — in sein Land senden wolle, und erbat sich besonders einen Büchsenmacher, einen Buchdrucker und einen Palastbauer (Architekten); was die freie Uebung ihres Glaubens betreffe, so sei dies die Sache des Abuna, und was der ihm sage, wolle er thun. Der Abuna aber hatte den zu sendenden Arbeitern in dieser Hinsicht bereits seinen Schutz zugesagt, und man hoffte von ihm, daß er später auch einer eigentlichen evangelischen Mission keine Hindernisse in den Weg legen würde. Die schriftliche Antwort des Königs an Bischof Gobat lautete:

Möge dieser Brief, welcher gesandt wird von Theodoros, dem von Gott eingesetzten König der Könige (von Aethiopien), gelangen an den englischen Bischof Samuel Gobat in Jerusalem. Bist Du sehr wohl? Das Schreiben, welches Du mir durch Krapf und Martin Flad gesandt hast, hat mich erreicht. Es hat mich gefreut, daß Du nach mir fragst. Wenn nun diese Männer (bei Dir) bleiben, so behalte sie, und wenn sie kommen, halte sie, und sende sie mir. Und wenn die Leute, von welchen Du gesprochen hast, sagen, wir wollen gehen (nach Abessinien), so will ich sie in Liebe aufnehmen und in Liebe senden. Daß Du sagtest, ich will Arbeiter senden, das freut mich, sende sie mir. Aber Du kennst die Verhältnisse unseres Landes, in dem Du gewesen bist. Wir waren früher in drei (kirchliche) Parteien getheilt, aber jetzt habe ich durch Gottes Hülfe Einheit gestiftet. Priester, welche unsern Glauben zerstören, sollen nicht kommen, damit die Liebe nicht nachlasse. Früher kam der sogenannte Vater Jakob (de Jacobis) und hat die Taufe und Ordination aufgehoben und hat die seinige gegeben und viele Leute abfällig gemacht. Mit Gottes Hülfe habe ich ihn ausgetrieben und verbannt. Wenn aber ein anderer (Priester) kommt, so will ich ihn in Liebe aufnehmen und in Liebe zurücksenden, und wenn er bleiben will, will ich ihn mit Freuden bleiben lassen (im Lande). Von den Arbeitern soll einer das Ding bringen, das mit einer Feuerschraube pflügt, denn ich habe gehört, daß es etwas gibt, das mit einer Feuerschraube pflügt (Dampfpflug). Und Du frage nach mir, ich will auch nach Dir fragen. Um Gott zu gefallen, habe ich seit zwei Jahren den Sklavenhandel durch den Staatsherold verboten.

Nachdem nun die Missionare von ihrer Reise durch Abessinien [1]) über Kairo, das sie am 28. Juli, Krapf schwer krank, erreichten, glücklich zurückgekehrt, ordnete Gobat noch im Dezember 1855 vier in der **Chrischonaanstalt** gebildete Laienbrüder aus Würtemberg, den schon genannten Martin Flad, Bender, Maier und Kienzle, mit Empfehlungsschreiben an den König Theodoros und an den Abuna Abba Salama und mit einem guten Vorrath äthiopischer und amharischer Bibeln und Neuer Testamente nach Abessinien ab. Sie sollten vorläufig nicht als Missionare wirken, sondern nur „als ruhige Jünger Jesu Christi ihr Licht vor den Menschen leuchten lassen in Wort und That" und nebenbei die Heilige Schrift möglichst verbreiten. Ueber Egypten und Nubien den Nil hinauf — diesen Weg hatte Krapf das letztemal auf der Rückreise eingeschlagen — kamen sie gegen Ende März 1856 glücklich nach Khartum, wo der

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1856, IV., S. 111 ff.; Missionsfreund 1856, S. 7 ff.

westliche Hauptarm des Nilstromes in den Weißen und Blauen Nil, davon der letztere direkt aus den Gebirgen Abessiniens herabströmt, sich theilt. Nach weiterer Reise [1]) erreichten sie am 9. Mai das erste abessinische Dorf Woachne, suchten dann den König in Godscham, einer Provinz im Südwesten, auf, wurden von ihm und dem Abuna höchst freundlich aufgenommen und bekamen vorläufig die Stadt Bata Efat, in der Provinz Begemeder, zum Aufenthaltsort angewiesen, wo ihnen auf Befehl des Königs drei Häuser oder vielmehr Hütten zur Wohnung für sich, ihre Knechte und Maulthiere eingeräumt wurden. Auf der Reise hatten sie vielfach Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden und das Wort Gottes zu verbreiten, unter den Abessiniern aber „fehlte es dem Volk im allgemeinen an Aufrichtigkeit, vor allem an wahrem Hunger nach dem Wort der Wahrheit".

Es stellte sich denn auch immer deutlicher heraus, daß unter Theodoros' Schutz sehr wenig Gelegenheit für eigentliche Missionsthätigkeit übrig blieb. Die Brüder wurden vollständig seine Industriearbeiter, die seine Bauten ausführen, seine Kanonen gießen, Gewehre ausbessern, Felsen sprengen, Wege anlegen, Brücken und Mühlen bauen mußten u. s. w. Dazu kamen wieder Zeiten politischer Streitigkeiten wie so oft über das elende Land. Detasch Negusieh erhob sich als Gegenkönig gegen Theodoros. Das Land war von Kriegswirren erfüllt. Während der letztere sich an englische Einflüsse anschloß, suchte sein Gegner seinen Vortheil auf französischer Seite und durch Begünstigung römisch-katholischer Missionare. Der englische Ingenieur Bell, fast ganz zum Abessinier geworden, war der Rathgeber des König Theodoros, der auch die Chrischonabrüder auf seinen Kriegszügen mit umherführte. Auf Negusiehs Seite stand ein französischer Militär Namens Garret. — Endlich 1861 kam es zu dem entscheidenden Kampfe. Die beiden Europäer fielen. Theodoros siegte und ließ seinen überwundenen Gegner hinrichten. Dennoch war hiermit noch keineswegs die Ruhe des Landes wieder hergestellt. Hie und da standen neue Rebellen auf; auch gab es mit den Galla Krieg zu führen. Die Lage der Brüder wollte sich nicht bessern; obschon ihnen späterhin gestattet wurde, in den Kirchen zu reden, schienen sie ihrem eigentlichen Berufe sehr ferne gerückt.

Trotzdem hatte inzwischen die **Londoner Judenmissionsgesellschaft** zwei Missionare ausgesendet, Stern und Brackhorst, um unter den Falascha zu wirken. Diesen Bestrebungen zeigte sich Theodoros weniger abgeneigt. Auch der Abuna hatte nichts dawider, daß Stern in Dschenda nördlich vom Tsanasee eine Station zur Bekehrung der Juden anlege — doch war die Bedingung, daß die Bekehrten nur von abessinischen Priestern getauft und der Landeskirche einverleibt würden. Bruder Flad war bald darauf in die

[1]) cf. Basler Miss.-Mag. 1857, S. 238 ff.

Dienste dieser Mission eingetreten. Im Jahre 1861 nahm denn auch die Judenmission der **schottischen Kirche** (Established Church) durch die Chrischonabrüder Steiger und Brandeis an dieser Missionsarbeit theil. Sie gründeten die Station Derma, eine Stunde südwestlich von Dschenda.

Die andern Chrischonabrüder, die sich beim Könige in Gaffat aufhielten, erfreuten sich immer noch der königlichen Gunst, besonders seitdem sie das große Kunstwerk vollendet, den ersten Wagen, der je in Abessinien gesehen worden. Manchmal freilich traten schon damals an dem Monarchen schlimme Zeichen zu Tage. Seit Bells Tode wird er nicht mehr als „hoffnungsvoller Mann", sondern als „sinnlich und barbarisch" geschildert, der unzweifelhaft die Mission nur duldete, so lange sie seinen weltlichen Zwecken dienlich erschien.

Mittlerweile vermehrte sich die Zahl der Rebellen, und alles schien zusammen zu kommen, um die Stimmung des Königs zu verdüstern. Mit Egypten drohte ihm Krieg; von England und Frankreich kam auf seine freundlichen Anerbietungen keine Antwort; ja 1863 wurde er über die geringschätzige Behandlung, die ihm Louis Napoleon angedeihen ließ, so empört, daß er den französischen Konsul des Landes verwies. Da geschah es, daß Missionar Stern bei einer Vorstellung durch eine unwissentlich gemachte Rachegeberde den Zorn des Königs derart reizte, daß dieser ihn grausam schlagen und gefangen setzen ließ. Auch der kürzlich eingetroffene Missionar Rosenthal sollte verhaftet werden. Er befand sich in Gaffat bei den Chrischonabrüdern. Die Soldaten besetzten die ganze Ansiedlung mit ihren Werkstätten, zerstörten sie und nahmen alle gefangen. Auch die schottischen Judenmissionare, die damals 23 Falaschas zur Taufe vorbereiteten, wurden gebunden zu den übrigen Gefangenen gebracht. Die Chrischonabrüder wurden wegen ihrer industriellen Arbeiten freilich bald auf freien Fuß gesetzt; die andern aber blieben in harter Gefangenschaft. Die Veranlassung zu diesen Maßregeln waren unvorsichtige Aeußerungen in Sterns Briefen gewesen, der sich über Seine Majestät allerdings in wenig schmeichelhafter Weise ausgesprochen hatte. Theodoros aber war nun von unsinnigem Zorn gegen die Europäer in seinem Lande überhaupt ergriffen. Selbst den englischen Konsul Cameron und mehrere andre Engländer und Franzosen schmachteten auf der Bergfeste Magdala, bald härter, bald milder behandelt. Englands diplomatische Verwendungen richteten nichts aus. 1864 wies der König einen englischen Gesandten mit der Forderung eines Lösegeldes von 2000 Pfd. Sterl. ab. Darauf zogen sich die Verhandlungen bis 1866 hin, wo Theodoros andern Sinnes geworden zu sein schien. Als wieder ein Gesandter eintraf, waren die Gefangenen befreit. Vor ihrer Abreise änderte der König wieder seinen Sinn. Er behielt die übrigen zurück und sandte den Missionar Flad, dessen Frau und Kinder in der Gefangenschaft bleiben mußten, allein nach Europa, um sich zu vergewissern, daß

von England aus keine Rache gegen ihn geübt werde. So schmachteten denn die Gefangenen wieder auf Ambas Magdala, während die Chrischonabrüder ihre Arbeiten fortsetzten und zuweilen Beweise der königlichen Gunst empfingen. Bei der unberechenbaren Laune des Tyrannen aber war auch ihre Lage keineswegs sicher. Da jener inzwischen sich wieder gegen England trotzig zeigte, so wurde denn 1867 ein Feldzug gegen Abessinien vorbereitet. Nach manchen Schwierigkeiten wurde am 18. April 1868 Magdala erstürmt. Theodoros entleibte sich selbst. Die Gefangenen wurden befreit und kehrten nach Europa zurück.

Die Mission in Abessinien aber war vollständig unterbrochen, denn die Engländer erlaubten keinem der Missionare im Lande zu bleiben. Auch war in demselben keineswegs der Friede gesichert. Drei Gegner des Theodoros blieben nach seinem Sturze an der Spitze der drei Reiche: Kassa in Tigre, Gobazieh in Amhara und Menelek in Schoa. Bald aber kam es zu neuen Kämpfen, und der erstgenannte unterwarf sich wenigstens das Reich Amhara und nahm den Titel des Negus von Abessinien und zugleich den Namen Johannes an. — Einige der Missionare (Chrischonabrüder) fühlten trotz ihrer schweren Erlebnisse einen Drang, auf ihr früheres Berufsfeld zurückzukehren, und der König von Tigre hatte schon 1869, noch ehe er seinen Gegner überwunden hatte, die Erlaubniß dazu gegeben. So kamen denn Mayer und Bender als Kolporteure der britischen Bibelgesellschaft nach seiner Hauptstadt Adowa (Adua). Die Freundschaft des Herrschers war jedoch eine ziemlich zweifelhafte. Auch der aus Egypten gekommene neue Abuna that das Seinige, um die Verbreitung der Bibel zu hindern, obwohl sonst grade keine besonderen Feindseligkeiten vorkamen. Da der Verkauf von Bibeln sich immermehr als unmöglich herausstellte, mußten die Brüder ihr Verhältniß als Kolporteure aufgeben, da die Gesellschaft grundsätzlich Bibeln nur verkauft. Sie blieben aber als Pilgermissionare, und zwar Bender in Adowa, wo er unter der Hand die auf St. Chrishona auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckten Bibeln ferner zu verbreiten und sonst zu wirken suchte, wobei ihm jedoch überall die Herzenshärtigkeit des Volkes entgegentrat. Mayer aber folgte 1872 der Einladung des Königs von Schoa, wobei er die Absicht hegte, von da weiter zu den Galla vorzudringen und dort eine Station zu gründen, was um so eher möglich schien, als der König Menelek Theile des Gallalandes unter seiner Herrschaft hat und der Mission wahrscheinlich dort viel weiteren Spielraum geben wollte, als unter seinen christlichen Unterthanen. Zu jenem Zwecke wurden im folgenden Jahre zwei Brüder ausgesandt. Die Anlegung der Station hatte jedoch noch manche Schwierigkeit. Die Brüder blieben vorläufig in Ankober, woselbst sie eine Anzahl Gallaknaben unterrichteten. Die Gunst des Königs behielten sie, doch zog sich die Erfüllung seines Versprechens, bezüglich eines Platzes

zur Station, sehr in die Länge. Viel thun konnten die Missionare außer der Schule nicht. Das Volk war mißtrauisch und gegen die Fremden eingenommen. Auch mußten sie mit Betrübniß sehen, wie große Züge von Gallasklaven vorüber geführt wurden, denen sie nicht helfen konnten.

Endlich, zu Anfang des Jahres 1875, hat König Menelek das südlich in Guragje gelegene Sodo als Platz der Station angewiesen. Die Gegend ist ihm tributpflichtig. Doch scheint das Verhältniß noch ziemlich locker zu sein. Er will nun einen Gouverneur dort einsetzen, der besonders darauf achten soll, daß keine christlichen Einwohner aus Guragje [1]) als Sklaven verkauft werden. Neben ihm sollen die Missionare in Schule und Kirche wirken. [2])

Inzwischen war in Tigre die evangelische Missionsthätigkeit ganz abgebrochen. Auch die katholischen Missionare, welche seit geraumer Zeit dort Einfluß gewonnen hatten, wurden vom Könige Johannes unter grausamer Verfolgung vertrieben. Sie haben sich in den benachbarten nördlichen Grenzländern niedergelassen, die von Egypten annektirt worden sind. Dort bildet Keren den Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit, während sie in Massua ein Seminar haben. Die Arbeit wird übrigens von Lazaristen getrieben.

Doch auch die evangelische Mission sollte in dem nördlichen Abessinien erneuert werden. Ein junger Debtera [3]) mit Namen Wolda Selassie Könfu sollte das Werkzeug dazu sein. Schon unter Theodoros war er Träger der „Bundeslade" gewesen, die diesen auf seinen Kriegszügen begleitete. Wegen der Greuelthaten des Königs aber war er entflohen und hatte sich in seine entlegene Heimat zurückgezogen. Er suchte nach der Wahrheit. Die Bekanntschaft mit einem Falascha brachte ihn in jener Zeit fast dazu, zum

---

[1]) Guragje — oder wie der Name sonst geschrieben wurde, Guragwe, war, wie schon erwähnt, früher ein kleines christliches Reich. Ueber die Geschichte desselben finde ich nichts Weiteres. Jedenfalls wurde es sehr von den Galla bedrängt und ist jetzt also dem Könige von Schoa unterworfen. Ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Galla. Die Sprache der dortigen Christen ist das Amharische.

[2]) Auch nach dem neuesten Jahresbericht waren die Brüder noch immer in Ankober und hatten über die Herzenshärtigkeit des Volkes zu klagen, obgleich es ihnen doch auch gelang, in manchen Stücken Licht und Verständniß über das Evangelium zu verbreiten. Von mehreren Gallajünglingen, die sie im Unterricht hatten, gab einer viel Hoffnung, später unter seinem Volke ein Bote des Heils zu werden. Menelek ist den Missionaren noch immer freundlich gesinnt; er gestattet aber die Niederlassung auf dem genannten Punkte immer noch nicht, da der Friede mit den dortigen Gallastämmen noch nicht hergestellt ist.

[3]) Die Debtera, Schriftgelehrten, bilden eine Klasse für sich im abessinischen Volke. Ihre Gelehrsamkeit besteht jedoch nicht in wissenschaftlicher Bildung, sondern beinahe ausschließlich in der Erforschung alter äthiopischer Schriften und im Auswendiglernen einzelner biblischer Bücher, hauptsächlich sämmtlicher Psalmen. Das Volk hält sie sehr hoch, und auch sie selbst bilden sich über ihr Wissen viel ein, so daß der Debteraſtolz sprichwörtlich geworden ist.

Judenthum überzutreten. Die Anhänglichkeit an den Herrn Christus hielt ihn jedoch von diesem Schritte ab. Von einem innern Drange getrieben, beschloß er nach Jerusalem zu gehen, um an den heiligen Stätten die volle Wahrheit zu suchen. Doch in der nördlichen Grenzprovinz Hamasin ging ihm schon das Reisegeld aus. Daher nahm er eine grade vakante Stellung an einer Art Priesterseminar an, die ihm von dem Gouverneur der Provinz angeboten wurde. Da kam eines Morgens ein Mann mit einem beladenen Esel vor die Anstalt, packte mehrere Kisten ab und zog weiter, nachdem er über die Kisten keine andre Auskunft hatte geben können, als die, daß ein weißer Mann in Massowa ihm den Auftrag gegeben habe, sie dort abzugeben. Die Kisten aber enthielten Bibeln. Früher schon vor den „gefälschten ketzerischen Bibeln gewarnt", verbot Wolda Selassie den Gebrauch derselben, hob aber ein hübsch gebundenes Exemplar für sich auf. Erst die Langeweile einer Krankheit brachte ihn dazu, darin zu lesen. Das Evangelium in der Muttersprache machte einen mächtigen Eindruck auf ihn, und er entschloß sich, diesen Schatz seinen Schülern nicht länger vorzuenthalten. Zu seiner Ueberraschung fand er, daß bereits 35 seiner Schüler im Stillen das Evangelium gleichfalls liebgewonnen hatten. Seitens der Priester entstanden nun zwar Plackereien, aber die Bibelleser waren standhaft. In Wolda aber regte sich immer mehr die Sehnsucht nach Jerusalem. Durch Missionar Mayer in Adowa, den er damals kennen lernte, erhielt er eine Empfehlung an den Bischof Gobat. Er reiste nach Jerusalem; suchte jedoch den Bischof nicht eher auf, bis er mit kritischem Auge alle Konfessionen in Jerusalem geprüft hatte und sich von der evangelischen am meisten angezogen fühlte. Darauf trat er in Gobats Schule ein. Im Jahre 1872 kam er nach Basel auf die Chrischona und wurde dort weiter ausgebildet. Später war er auch dem Dr. Krapf bei der Revision der amharischen Bibelübersetzung behülflich. Im Jahre 1874 wurde er denn nach seinem Vaterlande zurückgesandt, um in Hamasin, wo über die Bibelleser inzwischen stärkere Verfolgungen hereingebrochen waren, seine evangelisirende Wirksamkeit zu beginnen. Da auf abessinischem Gebiete aber dem Evangelio keine genügende Sicherheit gewährt wird, so war er genöthigt, sich über die Grenze auf das von Egypten annektirte Gebiet hinüberzuziehen. Eine kleine Schaar evangelisch Angeregter folgte ihm. Er wirkte unter ihnen im Segen. Aber nur zwei Jahre dauerte seine Arbeit unter seinen Landsleuten. Am 17. Juli 1876 kam er in dem bald nochmals zu erwähnenden kriegerischen Ueberfalle um. So hat denn diese Mission nach den für Menschenaugen dunkeln Führungen für diesmal wieder ein Ende erreicht.

Endlich waren aber auch die Falaschas nicht vergessen. Als die Gefangenen 1868 zurückkehrten, brachten sie einige Bekehrte von ihnen mit, die zunächst in Jerusalem, dann weiter auf St. Chrishona

ausgebildet wurden. Vier derselben sind vom Missionar Flad 1874 in ihre Heimat zurückgeführt worden. Dieser konnte der politischen Verhältnisse wegen freilich nicht, wie beabsichtigt, im Lande bleiben. Jene aber ließen sich nördlich vom Tsanasee in Gondar und Assoso nieder. Trotz aller Unruhe des unglücklichen Landes, das unter den fortwährenden Kämpfen des Despoten Johannes gegen die Rebellen nicht zum Frieden kommen kann — wenn auch der Krieg mit der egyptischen Macht für jenen zu einem sehr günstigen Ende kam — haben die Brüder, in aller Stille wirkend, bereits reichliche Früchte erlangt. Schon haben 61 Falaschas ihren Glauben an Christum durch die heilige Taufe bekannt.

Mit der Chrischonamission in Abessinien stand ein anderes Unternehmen im Zusammenhange, das hier wenigstens kurz angedeutet sein möge: die sogenannte Apostelstraße, eine Kette von 12 Missionsstationen, die, je den Namen eines Apostels tragend, von Alexandrien aus bis nach Abessinien reichen und so eine lebendige Verbindung des fernen Missionsgebietes mit der evangelischen Christenheit herstellen sollte. Mehrere dieser Stationen wurden gegründet; St. Markus in Kairo 1861, St. Paulus in Matammah, an der westlichen Grenze von Abessinien, nicht weit von der Atbara, St. Thomas in Khartum 1865, St. Matthäus in Alexandrien 1865 und St. Petrus in Assuan. Diese Straße sollte zugleich dem rechtlichen Handel dienen und so dem Sklavenhandel entgegenarbeiten. Auch hoffte man auf diesem Wege weiter ins Innere Afrika's mit der Mission eindringen zu können. Mit der Krisis in Abessinien jedoch, nachdem bereits ein auf Innerafrika zielender Versuch gescheitert war, wurde die ganze Stationenkette, die schon viel Menschenleben und Gesundheit gekostet, unhaltbar. In Khartum blieb Bruder Blessing noch einige Jahre und erhielt seine Schule aufrecht, bis auch er in die ewige Heimat abgerufen wurde. Von den übrigen Stationen ist nur die zu Alexandrien geblieben, wo ein paar Brüder in einer deutschen Knaben- und Mädchenschule noch immer in Segen wirken.

Mehrere der aufgegebenen Stationen sind an die Mission der amerikanischen unirten Presbyterianer übergegangen, welche unter der koptischen Bevölkerung arbeitet. Da eine Besprechung der evangelischen Mission im Gebiete andrer christlicher Konfessionen nicht in den Rahmen dieser Darstellung fällt — wonach freilich auch Abessinien kaum in derselben hätte Platz finden dürfen — so gehen wir an jener ziemlich ausgedehnten amerikanischen Mission mit der Bemerkung vorüber, daß sie bereits vor einigen Jahren auf 9 Stationen 431 Kommunikanten zählte.

Etwas näher jedoch haben wir auf die schwedische Mission der **evangeliska Fosterlandsstiftelse** einzugehen, die in dem nördlichen Grenzlande (Kunama) ihr Werk unter heidnischer Bevölkerung begann. Im März 1866 kamen die ersten Missionare dieser Gesell-

schaft, Kjellberg, Carlson und Lange, in Massua [1]) an und gingen über Keren, wo, wie schon erwähnt, eine katholische Missionsstation der Lazaristen besteht, und durch das Land der muhammedanischen Barea, woselbst sie sich in Mogelo längere Zeit verweilen mußten, zu den Kunama, einem zu den Schangala gehörigen Stamme. Die Erlaubniß zur Niederlassung mußten sie von dem abessinischen (christlichen) Fürsten von Adiabo einholen, der über jenes Gebiet eine Oberhoheit hatte. In der Folge gelang es, zwei Stationen anzulegen, Tendere (-dar, -der) und Oganna. Dieselben hatten jedoch keinen langen Bestand. Schon 1869 mußten sie nach dreijährigem Bestehen aufgegeben werden, da wegen der Kämpfe verschiedener Stämme und infolge muhammedanischer Aufreizungen der heidnischen Kunama gegen die Missionare, deren Zahl übrigens inzwischen vermehrt worden war, [2]) ein Bleiben der letzteren in jener Gegend unmöglich wurde. Sie zogen sich unter manchen Entmuthigungen nach Massua zurück. Es waren ihrer elf, von denen in kurzer Zeit sechs starben, zwei von Räubern niedergemacht, die andern wohl infolge des ungesunden Klimas ihres bisherigen Arbeitsfeldes.

In der Folge gelang es zwar nicht, in Tigre selbst Fuß zu fassen. Doch wurde in dem westlich von Massua gelegenen Eilet (Ailat) im egyptischen Gebiete eine Station gegründet, von der aus mit angeregten Abessiniern in der Provinz Hamasin Verbindung erhalten werden konnte. So wandte sich auch diese Mission, an der Arbeit für die Heiden gehindert, zur Belebung der erstorbenen monophysitischen Christen. In Eilet kam eine kleine Schule in Gang. Missionar Lager erwarb sich auch das Zutrauen der Bevölkerung durch seine ärztlichen Hülfeleistungen. Der Ort war nämlich besonders wegen der dortigen Heilquellen, die viel von Abessiniern und Eingebornen benutzt wurden, zur Station gewählt worden. Auch in Massua wirkte die Schule in Segen. In neuester Zeit ist dieselbe bedeutend erweitert worden in der Absicht, sie zugleich zu einem Asyl für losgekaufte Sklavenkinder zu machen, die hier eine christliche Bildung empfangen und von denen die befähigteren später weiter zu Missionshelfern ausgebildet werden sollen. Ein Missionar der Gesellschaft lag daher in Beirut dem Studium der arabischen Sprache ob, um durch Kenntniß derselben zur Leitung des kleinen Seminars befähigt zu werden. Nach dem letzten Jahresbericht waren hier außer zwei Missionaren mit ihren Frauen noch zwei Laienmissionare thätig. Von den Schulkindern hatten zwei getauft werden können, während mehrere Abessinier nach vorheriger Vorbereitung

[1]) Der Name dieser Hafenstadt, über die größtentheils der Verkehr mit Abessinien geht, wird sehr verschieden geschrieben: Massowa, Massaua u. s. w.

[2]) Zur Aussendung ihrer Missionare u. s. w. besitzt die Gesellschaft ein eignes Schiff, den Dampfer „Ansgarius".

durch Theilnahme am heiligen Abendmahl sich der kleinen evangelischen Gemeinde angeschlossen hatten.

In Eilet gedieh die Mission besonders durch die christliche Krankenpflege, für die zwei Diakonissinnen von der Gesellschaft dorthin gesandt wurden. Ein abessinischer Priester Namens Heilab hatte sich hier der evangelischen Kirche angeschlossen und war in den Dienst der Mission getreten. Er wirkte auf Predigtreisen in Hamasin.

Außer den genannten Stationen aber ist 1874 noch eine dritte entstanden in Geleb, im Lande der Mensa, drei Tagereisen nordwestlich von Massua gelegen. Auch dort ist eine Schule eingerichtet. Es ist zu hoffen, daß von hier aus der Weg nach dem Kunamalande für die Mission sich wieder öffnen wird.

Zu Anfang des verflossenen Jahres 1876 war die Mission beunruhigt und bedroht durch den Krieg zwischen Egypten und Abessinien. Doch kam es ohne Schaden derselben zum Frieden. Bald darauf machte der Missionar Lager aus Eilet eine längst beabsichtigte Reise zum König Johannes, um einen Platz in seinem Reiche wenigstens zur Anlegung einer Gesundheitsstation zu erlangen. Auf dieser Reise wurde er begleitet von Heilab sowie einem andern übergetretenen Priester, Habto Georges und dem oben genannten Woldo Selassie. Als sich die Reisenden in Zagesa (Tsch-) befanden, wurde die Stadt von dem Rebellen Woldo Mikael mit seinen Truppen überfallen, nachdem der Gouverneur der Provinz Hamasin mit seinem Militär geschlagen war. Es folgte ein allgemeines Blutbad, in dem in wenigen Stunden 1500 Menschen niedergemacht wurden. Lager hatte sich mit seinen Begleitern in die Kirche geflüchtet. Auch hier aber waren sie nicht sicher, sondern wurden herausgezogen und grausam ermordet (17. Juli 1876). Die Frau des Missionars, welche in Belesa zurückgeblieben war, wurde gefangen und hart behandelt, hat jedoch ihre Freiheit wieder erlangt.

Dieses Beispiel ist ein sprechender Beweis dafür, daß die Zeit großer, ungetrübter Missionserfolge in Abessinien noch nicht gekommen ist. Um so höher ist die Treue anzuschlagen, mit der auch unter solchen Verhältnissen die Arbeit fortgeführt wird.

C. Die Inseln von Ostafrika.

1. Madagaskar und Mauritius. Land und Leute.

Um dem Missionsfreunde Land und Leute von Madagaskar in kurzen Zügen vorzuführen, gebe ich hier folgende Schilderung aus einem Vortrage, der bereits im „Beweis des Glaubens“ [1]) abgedruckt worden ist. Dieselbe versetzt uns zunächst in die Zeit vor dem Eindringen europäischer Einflüsse.

Gewöhnt, Madagaskar nur auf allgemeinen Karten von Afrika in kleinerem Maßstabe zu sehen, wird man erstaunt sein zu hören, daß dies Land, der Ausdehnung nach, Frankreich noch um 1100 deutsche Quadratmeilen übertrifft. Doch wir wollen uns nicht mit geographischen Aufzählungen ermüden, sondern Land und Leute selbst einmal in Augenschein nehmen. In Tamatave an der Ostküste betreten wir den Strand. Vor uns strecken sich hinter einander geschichtet lange Bergzüge von Norden nach Süden hin, einer höher als der andere. Die Morgensonne erleuchtet ihre waldigen Seitenflächen und Nebelstreifen, die nun in wallende Bewegung gerathen, deuten uns die Langthäler an, die sich, von den Sonnenstrahlen noch nicht erreicht, zwischen ihnen hinziehen. Doch unser Blick muß ein ganzes Stück über niedrige Flächen schweifen, bis er zu den ersten Hügeln am Fuße jenes Gebirgslandes gelangt. Von dieser Sanddüne hier, die uns einen besseren Ueberblick gewährt, sehen wir hie und da aus der Fläche blanke, spiegelglatte Stellen hervorglänzen, während weithin Binsen und Schilfdickicht oder Mangrovegebüsch den Boden bedecken und dessen sumpfige Beschaffenheit zu erkennen geben. Mit einem solchen flachen Gürtel ist meistentheils die ganze Insel umsäumt. Derselbe athmet tödtliche Fieberdünste aus und wurde so zum Panzer, der das fruchtbare Land vor dem Eindringen europäischer Eroberer geschützt hat. An manchen Stellen haben die Weißen, besonders Portugiesen und Franzosen, seit dem Entdeckungsalter versucht, Kolonien anzulegen, die aber bald ein meist trauriges Ende nahmen.

---

[1]) Jahrgang 1873, S. 10 ff. — Schon Marco Polo hatte die Insel besucht, die er Magaster nennt. Erst nach der Entdeckung derselben durch den Portugiesen Lorenzo Almeida 1506, der sie nach seinem Patron St. Lorenzo-Insel nannte, wurde sie den Europäern bekannter. Die Ansiedlungen der Portugiesen auf derselben waren nur sehr vorübergehend. Auch die Niederlassung der Franzosen mit Fort Dauphin bestand nur von 1642—1672. Die katholische Mission hatte von dort aus schon bedeutenden Einfluß gewonnen. Die heidnische Reaktion aber machte der ganzen Kolonie nach vielem Blutvergießen ein Ende. — Mit dem Anfang unsres Jahrhunderts traten die Madagassen in ein neues Stadium ein, indem der Hovahäuptling Radama sich die ganze Insel unterwarf und den Einflüssen europäischer Kultur eröffnete. — Der Name Madagaskar soll übrigens von Madegas oder Malgasch, der Benennung der Bewohner im Süden, herstammen.

Die Madagassen sind das uns gefährliche Klima schon gewohnt, das zeigt uns ja das große Dorf hier an der Küste. Von weitem betrachtet, mag es uns mit seinen Dächern wohl an die Strohdächer der norddeutschen Heimat erinnern, zumal auch hier die charakteristischen übers Kreuz verlängerten Endsparren nicht fehlen. Hier rechts, wo die Häuser aus dem lockern Laube der Akazien hervorblicken, möchte die Illusion Erfolg haben; da drüben aber wird sie von der Kokospalme verscheucht.

Doch treten wir näher. Einige hundert Schritte bringen uns auf die ziemlich breite Dorfstraße. Die Häuser zu beiden Seiten stehen in nicht zu großen Zwischenräumen; doch ist zu einigen mit einem sehr einfachen Stacket ein Raum eingehegt, der zugleich den Garten bildet.[1]) Die Dächer erscheinen hier in der Nähe doch etwas verschieden von unsern Strohdächern, denn sie sind mit Blättern gedeckt. Im übrigen sind die Häuser von Holz gebaut (eine Art senkrechter Blockbau) und sämmtlich wenigstens auf einer Seite mit einer schattigen Veranda versehen. Doch viel anziehender noch als die Häuser ist ja die bunte Staffage, die das Bild belebt. Männer mit breitkrämpigen Hüten in ein weites in kunstvollen Falten umgeworfenes Gewand gehüllt, möchten auf den ersten Blick an Spanien erinnern. Doch gleicht dies Gewand, mit Namen Lamba, mehr der antiken Toga, namentlich wird es ebenso um den linken Arm geschlungen. Hie und da sehen wir es von glänzend weißer Farbe. Dort aber geht ein Mann, dessen Lamba mit breiten rothen und blauen Streifen geschmückt ist. Was mag das nur für ein sonderbarer Stoff sein? Es ist ein sehr sauberes Gewebe, nicht aus einem Gespinnst, sondern aus den Blattfasern der Rofiapalme. — Hin und wieder mögen wir auch jemanden in Seide gekleidet finden. Dort aber steht eine Gruppe von Frauen bei einander. Die haben ihr Gewand anders umgenommen, so daß auf dem Rücken für ein kleines Kind ein leidlich bequemer Platz entsteht, an dem es wachend und schlafend die Mutter begleitet. — Und welche Haartouren bekommen wir da zu sehen! Jenes junge Weib von fast schwarzer Hautfarbe trägt sie ja wunderbarer Weise fast ganz so wie die Pariser Mode es vor einigen Jahren verlangte. Noch auffallender ist die Haartracht jener andern Frau, die unzählige kleine Flechten trägt, welche in Bündlein — wie die Bindfadenpackete — zusammengeschnürt rings das Haupt bedecken.

Die letztgenannte ist übrigens schon ihrer Kleidung nach als die vornehmere zu erkennen. Auch weicht ihre, leicht ins Olivenbraune gehende Hautfarbe auffallend von der der andern ab. Derselbe Unterschied muß uns auch bei den Männern in die Augen fallen, und wir bemerken hier sogleich, wie die Bevölkerung aus verschiedenen

[1]) Bananen, Yams, Arrowroot, Bataten, Ananas und andre tropische Gewächse werden darin angebaut.

mehr oder weniger mit einander gemischten Elementen gebildet wird.

Da drüben jenseits jener höchsten Bergkette, auf der westlichen Seite der Insel und ebenso im Süden würden wir überwiegend Menschen finden mit wolligem Haar und aufgeworfenen Lippen, die sich dem afrikanischen Typus nähern, während auf der östlichen Hälfte die Verwandtschaft mit den Polynesiern unverkennbar ist. Das zeigt auch die dortige Sprache, die mehr oder weniger die herrschende auf der ganzen Insel geworden. Da lauschen wir nur etwas auf das Gespräch auf der Straße zu Tamatave. Das klingt so weich und vokalreich wie Musik, und ein jeder Linguist, der die Sprache von Tahiti und den Hawaii-Inseln studirt hat, wird sofort die Laute wiedererkennen, die man auf jenen fernen Inseln hört. [1]) Freilich die innere Struktur der Sprache ist eine andre geworden, denn wir haben hier keine reinen Polynesier vor uns, sondern ein Volk, in dem polynesisches Blut mit andern Elementen gemischt ist. Dies ist eine sehr bedeutsame Sache. Während die reinen polynesischen Stämme unrettbar ihrem Aussterben entgegeneilen, sind die Madagassen ein kräftiges lebensfähiges Volk, wie uns die neuere Geschichte derselben beweisen wird. [2])

---

[1]) Als Sprachprobe möge hier das Vaterunser in der Hovasprache seine Stelle finden:

Ray nay izay any an-danitra mahamasina ny anara' nao: ampandrousouy ny fanjaka' nao: atavy ny fankasitraha' nao ety an-tany, tahaka ny any an-danitra. Oumeo anay anio izay fihinana' nay isan-androu. Ary mamelà ny hahouta' nay, tahaka ny famela' nay ny manouta amy nay. Ary Aza mitarika anay amy ny fakam panahy, fa manafahà anay amy ny ratsy, fa anao ny fanjakana, sy ny hery, ary ny vouninahitra mandrakizay. Amen.

[2]) Die Ethnologie von Madagaskar ist ein noch keineswegs hinlänglich aufgeklärtes Gebiet. Obwohl die Sprache und manche Sitten auf eine sehr genaue Verwandtschaft mit den Polynesiern hinweist, ist doch andrerseits eine Abstammung von den mit jenen gleichfalls verwandten Malaienvölkern der ostindischen Inseln geographisch näherliegend. Mit den Lampong auf Sumatra und den Tagala auf den Philippinen soll sich eine beträchtliche Uebereinstimmung nachweisen lassen. — Jedenfalls ist diese Einwanderung von Osten her schon in sehr früher Zeit geschehen. Die letzten dieser Einwanderer scheinen die Hova gewesen zu sein, da sie den malaiopolynesischen Typus am reinsten aufweisen. Die früheren Ankömmlinge aber hatten sich mehr oder weniger mit andern Völkern, die sie vorfanden, vermischt. Außer dem von Afrika gekommenen Theil der Bevölkerung (Vazimba) werden auch Ureinwohner der Insel erwähnt, Ompize und Ontesatrua, die etwas märchenhaft als Zwergvölker beschrieben wurden. (Nach anderen Nachrichten sollen die Vazimba die Ureinwohner sein.) Die Existenz von Völkerstämmen besonders kleiner Statur ist in neuerer Zeit konstatirt worden. Es bleibt hier indessen noch ein weites Feld für die Forschung. — Ein wichtiges Element der madagassischen Bevölkerung sind übrigens auch arabische Einwanderer, die an verschiedenen Orten eingedrungen sind. Vorherrschend scheint dies Element unter den Antemori von Matatane (Matitanana) auf der südlichen Hälfte der Ostküste [Waitz, Anthropologie, II., 428], die zwar kupferfarbig und zum Theil sogar wollhaarig sind, aber im wesentlichen muhammedanische Sitten besitzen. Sie wenden beim Beten das Gesicht nach Osten, baden sich täglich und grüßen mit „Salama". Als angebliche Auswanderer aus Mekka haben sie ihre

Doch um das Volk noch näher kennen zu lernen, lassen Sie uns einmal in eines dieser Häuser eintreten. Dort unter der Veranda ist die Thür, sowie auch ein paar rohe Läden, mit denen sich die sonst offnen kleinen Fenster verschließen lassen. Der Boden ist zum Theil mit Matten bedeckt. Auf einer derselben sitzt der Hausherr, der an Arbeit keinen Ueberfluß zu haben scheint, denn das einzige Geschäft, bei dem wir ihn beobachten, ist dies, daß er von Zeit zu Zeit einen in der Ecke kauernden Knaben zu sich heranwinkt, der ihm eine künstlich geschmückte Büchse aus Bambusrohr präsentirt, die wir mit einem Pennal vergleichen möchten. Bedächtig läßt jener den Zipfel seiner Lamba fallen, entfernt einen Stöpsel aus der Büchse und schüttet aus derselben auf die flache Linke eine Portion eines schnupftabakartigen Pulvers, das er aber nicht in die Nase schiebt, sondern mit sehr geschicktem Schwunge durch die weitgeöffneten Lippen auf die Zunge wirft. Sonst pflegt dieser Herr der Ruhe; er mag es ja auch; denn seine Frau und seine zahlreichen Sklaven arbeiten für ihn. Die erstere bemerkten wir dort unter der Veranda, wie sie den Aufzug zu einem Gewebe einrichtete, in den sie sehr mühsam die einzelnen Fäden des Einschlages

---

Ueberlegenheit über die Eingebornen in so hohem Grade geltend zu machen gewußt, daß man ihnen eine besondere Macht über die Elemente, über Krankheiten u. s. w. zuschreibt und von ihnen Amulette kauft. Sie haben eine Literatur in arabischer Schrift, welche letztere auch bei anderen Stämmen, den Hova u. s. w., zur Anwendung kommt. Auch sonst werden auf Madagaskar die Zafferamini (und Zafinibraha = Nachkommen des Ibrahim) erwähnt.

Neben den Hova sind jetzt als Hauptvolk der Insel die Sakalava zu erwähnen, die die westliche Hälfte zum großen Theile bewohnen. Bei ihnen tritt das afrikanische Element der Völkermischung am meisten hervor. Die Betsimasaraka der östlichen Küstenlandschaften sind ein aus verschiedenen Stämmen zusammengesetztes Bundesvolk. Die Antsianaka, welche den Sakalava nahe stehen, leben im Innern, nördlich von den Hova; südlich von diesen die Betsileo, bei denen mehr das malaiische Element hervortritt. Andre kleinere Völkerschaften, unter denen einige den Negern sehr nahe kommen, übergehen wir hier. — Noch ist zu bemerken, daß die Sakalava zum großen Theile als Nomaden leben mit reichen Viehheerden. Die Hova dagegen sind Ackerbauer. Reis und Manioka (?) sind hauptsächlich Gegenstände ihrer Kulturen.

Ueber den Charakter der Madagassen ist zu bemerken, daß er bei hoher intellektueller Begabung auf sehr tiefer moralischer Stufe steht. Zwar rühmt man ihre Gastlichkeit und Vaterlandsliebe, die sich oft als Heimweh zeigt, doch erscheinen als Grundzüge ihres Charakters Genußsucht und Leichtsinn bis zu gänzlicher Gewissenlosigkeit. Verstellung, Lüge und Betrug gilt bei den Hova nicht als schändlich, vielmehr als rühmlich, wenn nur den Zweck erreichend, während andre Stämme als ehrlicher gelten. Keuschheit ist eine fast unbekannte Sache. Das Band des Ehebundes ist sehr locker, Ehebruch geht überall im Schwange. Polygamie herrscht mehr nur bei den Reichen, den ärmeren ist sie zu kostspielig. Schwelgerei und Trunksucht sind auf Madagaskar Nationallaster. Heiterkeit bei Musik und Tanz und Trachten nach sinnlichen Genüssen zeigt sich überall bei Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden. Auch darf bei der Charakterschilderung die Neigung zur Trägheit nicht übersehen werden.

einflechten muß. Von den Sklaven sehen wir da im Innern, wo der Boden mit flachen Steinen gepflastert ist, einige mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt, der eine bläst mit einem eigenthümlichen Blasebalge, der einer großen Handspritze gleicht, die Glut der auf dem Boden liegenden Kohlen an, während ein andrer den Reis in der Pfanne fleißig rührt und aus jenen an die Wand gelehnten langen Bambusröhren, die hier die Eimer vertreten, etwas Wasser zuschüttet. Ein andrer Topf enthält ein ohne vorherige Entfernung der Haut gekochtes gutes Stück Rindfleisch. An dem letzteren kann kein Mangel sein, denn dort sehen wir einen dritten Sklaven, der zahlreiche zugehauene Stücke davon auf einer Stange über der Schulter trägt, die er, da die Bedürfnisse der Familie für die nächsten Tage gedeckt sind, für die Kasse seines Herrn zum Verkauf ausbietet. Alles was die übrigen Sklaven, die dort weiterhin in mehreren kleinen Häusern leben, sonst noch mit ihrer Arbeit schaffen, sei es im Felde oder im wohlgepflegten Garten, oder aus der ihnen anvertrauten Geflügelzucht, oder mit allerlei Handarbeiten, das hat jener Mann nach und nach auf der Straße feil zu bieten, wobei er mit sonderbarem Gesang seine Artikel ausruft und sie mit Handelsgewandtheit — trotz einem Kinde Israels — an den Käufer bringt. Gedrückt kann die Lage dieser Hausssklaven nicht grade sein, das sehen wir an ihren heitern Mienen und an der Gemächlichkeit, mit der sie ihre Arbeiten verrichten, ohne etwas wie die drohende Peitsche des Treibers zu fürchten. Gänzlicher Mangel der persönlichen Freiheit ist ja freilich etwas hartes, das sich nie mit den Gefühlen wahrer Menschlichkeit vereinigen läßt. Wir werden aber bald von einer ganz andern Gestalt der Sklaverei zu reden haben, gegen die der Zustand jener Hausssklaven allerdings noch als ein glücklicher betrachtet werden mag.

Nur zuvor noch einen Blick auf einige Geräthe dort im Hause: Waffen, Werkzeuge, ja eine sehr originell konstruirte Lampe beweisen, daß dies Volk in allerlei Kunstfertigkeiten nicht so weit zurück ist. Sie verstehen es sogar, ihren Bergen die Metalle abzugewinnen und sie auf ganz eigenthümliche Weise auszuschmelzen und zu schmieden.

Doch in diesen Betrachtungen werden wir unterbrochen durch das näher kommende Geräusch einer Menschenmenge. Töne eines Instrumentes wie einer Klarinette, begleitet von dumpfen Trommelschlägen, lassen sich vernehmen. Ein Zug kommt heran, den die Musiker eröffnen. Darauf folgen Männer mit Lanzen; in ihrer Mitte ein reich geschmückter Mann auf einem Sessel ruhend, der vermittelst einer Art Tragbahre auf den Schultern getragen wird. Die purpurrothe Lamba von europäischem Gewebe ist reich mit Goldfranzen besetzt. Sein Haupt bedeckt ein Dreimaster mit Federbusch; ein großer Sonnenschirm wird zum Schutze gegen die schon glühenden Strahlen über ihm gehalten. Ein paar weniger auffallend gekleidete Männer folgen ihm im Zuge. Dies ist der

König dieser Gegend mit seinen Räthen, der nach einem freien Platz zieht, um dem versammelten Volke irgend einen allerhöchsten Erlaß publiziren zu lassen. Kabary heißt eine dazu berufene Versammlung. Eine geheime Angst durchbebt die Bevölkerung, wenn eine solche angekündigt wird; denn jener sonst so harmlos aussehende Mann im Purpurgewande ist ein Tyrann erster Klasse. Sein Machtwort kann wohl manchmal einem Dutzend unschuldiger Menschen das Leben kosten, wenn er nach Willkür irgend etwas zum Verbrechen stempelt, um durch Konfiskation der Güter jener unversehens zu Schuldigen gewordenen seinen Finanzen aufzuhelfen. Dabei weiß er sich jedoch den Schein des Gnädigen zu bewahren. In dem Kabary kündigt er eine Frist an, während welcher sich die Uebertreter selbst anzuzeigen haben. Denen, die dies thun, wird großmüthigerweise nur die Hälfte ihres Vermögens abgenommen, während sie bei einer längern oder kürzern Kerkerhaft in schweren Fesseln mit dem Leben davon kommen. Doch wehe denen, die sich nicht angegeben haben. Des Königs Spione suchen sie auf. Wo keine Beweise vorliegen, werden sie einer Art Gottesurtheil unterworfen. Das Dekokt von der Tangenanuß ist ein oft tödtlich wirkendes Gift, während es unter gewissen Verhältnissen nur einen vorübergehend krankhaften Zustand hervorruft, ohne das Leben zu enden. Diesen Giftbecher müssen die Angeklagten trinken. Wer dabei umkommt, dessen Schuld gilt als erwiesen. Wer mit dem Leben davonkommt, der ist freigesprochen. Derer aber, denen man mit Beweisen den Prozeß macht, warten andre Todesarten von scheußlicher Grausamkeit. Oft muß auch der Wahrsager kommen, um durch Offenbarungen der Götzen die Wahrheit an den Tag zu bringen. Denn Götzen haben die Madagassen auch, aber nicht wie andre heidnische Völker zur regelmäßigen Verehrung, sondern nur in einzelnen Fällen werden sie angewendet, wo man ihrer Hülfe bedarf. Es sind übrigens keine Bilder, sondern Fetische von Metall, Tuch u. dgl., die der Obhut besonderer Männer anvertraut sind, ohne daß es Priester und geordnete Gottesdienste gäbe.[1]) Die Götzenbewahrer aber sind

[1]) Die Madagassen reden zwar viel von einem höchsten Wesen, das sie auch in Eidesformeln und Gelübden anrufen, bezeichnen jedoch mit dem betreffenden Namen alles für sie Wunderbare und Unerklärliche. Sollen sie weitere Auskunft darüber geben, so heißt es: „Das wissen wir nicht, wir denken darüber nicht nach." Neben jenem „Zanahaar" nehmen sie auch ein böses Prinzip „Angatsch" an [Waitz, Anthropologie, II, 440], das mit jenem gleiche Macht haben soll. Unter beiden stehen eine Menge von niederen Göttern: der Gott des Donners, der des Regens, der des Lebens, der Gott der Schwarzen und der Gott der Weißen u. s. w. Jede Provinz hat ihre Gottheiten [Eppler, Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, S. 26], jedes Haus seine Penaten. Ueber alles aber ragten die von den Beherrschern Ankova's eingeführten Nationalgötzen. Zwei derselben, Rakelimalaza und Ramahavaly, stehen dem ganzen Reich vor. Jener vermag nach ihrer Meinung den Beherrscher des Reiches unsichtbar zu machen und ihm den Sieg zu verleihen. Auch schützt er vor Krokodilen, Zauberei

meist sehr bereitwillig, der Tyrannei jener Könige Handreichung zu thun. Es würde uns zu weit führen, wollten wir eingehender die Folgen eines derartigen Regiments schildern, das nach allen Seiten hin das Volk erniedrigen und entsittlichen mußte.

Solche kleinen Königreiche nun gab es zu Anfang dieses Jahrhunderts in nicht geringer Zahl auf Madagaskar. Es läßt sich erklären, wie es zwischen denselben oft zum Kampfe kam. Nichts aber hat die blutigen Kriege mehr angestachelt als der Sklavenhandel. Sklavenhandel ist ein weit entsetzlicheres Elend, als die häusliche Sklaverei, die wir soeben kennen lernten. Jagden werden angestellt, um sich der Opfer zu bemächtigen; ganze Gegenden werden dadurch entvölkert. Die Eingefangenen werden mit schweren eisernen Fesseln einer an den andern geschmiedet, bis ein Zug von 50—100 Menschen so zusammengekettet ist. Nackt werden sie bei Hunger und Durst wie das Vieh zur Küste getrieben, und einstmals verging kein Jahr, ohne daß 3—4000 solcher unglücklichen Menschen allein von Tamatave aus über das weite Meer hinweggeführt worden wären.

England, das mit so großen Opfern es sich überall hat angelegen sein lassen den Sklavenhandel zu unterdrücken, richtete bald seine Blicke auch auf das unglückliche Madagaskar. Hier jedoch schien die Abhülfe sehr schwierig, da sich mit allen den kleinen Königen nicht gut verhandeln ließ.

Nun aber geschah es, daß im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Herrscher der Hova sich besonders hervorthat und in glücklichen Kriegen seine Nachbarstaaten unterwarf. Die Hova sind derjenige der madagassischen Volksstämme, welcher am meisten polynesische Elemente umfaßt und sich auch durch die helle Hautfarbe vor den andern auszeichnet. Mancher Hova möchte von dem ge-

---

und Brandstiftung. Der andre, heilig und allmächtig genannt, kann Leben geben und nehmen. — — Herrschen allgemeine Krankheiten oder andre Landeskalamitäten, so wird dieser Götze, mit einem rothen Tuche verhüllt, in die Hauptstadt hinausgetragen, auf einen Pfahl aufgestellt, das ringsumher knieende Volk mit Honigwasser besprengt u. s. w.

Das Haus des Götzen, in dem zugleich der Götzenhalter wohnt, unterscheidet sich nicht von den übrigen Häusern. Nur ein Strohwisch macht es kenntlich, um Unberufene fern zu halten. Gewöhnlich ist es von einem Hain umgeben. Wer immer ein Anliegen hat, naht sich mit einem Opfer. Vor gewissen Thieren und Dingen hat der Götze einen besonderen Abscheu (Fady), und diese dürfen durchaus nicht in seinen geheiligten Umkreis kommen. Es erinnert dies an das Tabu der Südseeinseln. Die Opfer bestehen in Ochsen, Schafen, Vögeln, Geld u. s. w. In früheren Zeiten wurden im südlichen Theile der Insel auch Menschenopfer gebracht, und zwar nicht blos Sklaven, sondern Adlige und Vornehme. Das Fleisch der Opferthiere wird vertheilt. Das Hauptstück fällt dem Götzenhalter zu.

Als eines der Grundelemente in der Religion der Madagassen ist übrigens ein Ahnenkultus zu erkennen. Die Gräber der Ureinwohner genießen göttliche Verehrung, und Geistererscheinungen spielen auch hier eine große Rolle. Ebenso die Zauberei mit ihren Schrecken und Furcht ist der Grundton in der Religion dieses sonst so heiteren lebenslustigen Volkes.

bräunten Gesicht eines Spaniers nicht stark abstechen. Sie bewohnen das Hochland, welches die Mitte der Insel einnimmt und nach ihnen Ankova genannt wird. Der erwähnte Herrscher aber war kein anderer als Radama.

Der Gouverneur von Mauritius war auf die Erfolge desselben aufmerksam geworden und knüpfte mit dem jungen Könige Unterhandlungen an, die diesem eine beträchtliche Entschädigung für den bisherigen Ertrag des Sklavenhandels zusicherten, falls er denselben nicht nur selbst aufgäbe, sondern auch mehr und mehr auf der ganzen Insel abstellen hülfe. Dieser Gedanke zündete bei Radama. Bekannt mit den Waffenthaten des ersten Napoleon, erfüllt von Bewunderung der europäischen Kriegsmittel und Taktik setzte sein Ehrgeiz sich das hohe Ziel, mit einem europäisch organisirten Heere die ganze Insel zu unterwerfen. Dazu war das englische Anerbieten eine vortreffliche Handhabe. So gab er denn die bestimmteste Zusage, den Sklavenhandel in seinem Reiche abzuschaffen und denselben auch auf der ganzen Insel zu unterdrücken, falls ihm nicht nur einige Tausend Gewehre nebst der nöthigen Munition jährlich geliefert würden, sondern auch einige Militärs von England nach Madagaskar kämen, um sein Heer nach europäischer Kriegskunst auszubilden. Die Verhandlungen schwebten mehrere Jahre, kamen aber 1817 resp. 1820 zum Abschluß, und unter dem Donner der Kanonen wurde auf einem glänzenden, in der Hovahauptstadt gehaltenen Kabary der Sklavenhandel unter nachsichtsloser Androhung der Todesstrafe verboten.

Wir müssen aber den Schauplatz der weiteren Ereignisse genauer kennen lernen, jene Hauptstadt der Hova mit Namen Antananarivo. Es ist eine ziemliche Reise dorthin, und 14 Tage wohl vergehen, ehe wir von Tamatave aus jenes Ziel erreichten. Gebahnte Straßen und Fuhrwerk gibt's auf Madagaskar nicht; so läßt man sich in einer Hängematte oder auf einem Tragsessel von Trägern fortschaffen, die aber, wenn das Terrain einigermaßen günstig ist, in ihrem kurzen Trabe mit manchem unsrer Droschkenpferde wetteifern können. — Erst da, wo der Reisende die flache Uferebene verläßt und über Berg und Thal den sich zum Theil durch dichten Urwald hinziehenden Pfad verfolgt, gewinnt er einen Einblick in die Naturschönheiten Madagaskars. Die kunstvollsten Parkanlagen können nicht solchen herrlichen Schatten schaffen, wie ihn hier die mit blühenden Schlingpflanzen umkränzten Baumriesen geben. Kein Treibhaus kann einen Flor erzielen, wie ihn jener dicht mit Orchideen besetzte alte Stamm darbietet. Die glänzenden Farben der großen, fleischigen und phantastisch gestalteten Blumen übertreffen alles, was die Gartenkunst bei uns zu erzielen vermag. Und dort die Anhöhe vor uns, scheint sie nicht mit kammartigen Helmbüschen bedeckt zu sein? Das sind die Gipfel des Wandrerbaumes (Urania speciosa), dessen Blätter (mit ihrem Stiele wohl 20 Fuß lang),

regelmäßig eines über dem andern gewachsen, so einen Halbkreis bilden. Hiebei dürfen wir ein Wunder der Natur nicht übergehen. Die Blattstiele enthalten nämlich ein förmliches Reservoir mit Wasser; und wenn der madagassische Wanderer vom Durste geplagt wird, so bohrt er dort seine Lanze ein, um alsbald den kühlen Trank, der aus der Oeffnung quillt, mit irgend einem Gefäße aufzufangen.[1])

Nicht immer jedoch führt der Pfad durch Wälder. Der Blick öffnet sich auf Flächen, die mit hohem Grase bewachsen sind, in dem Heerden von wohlgenährtem Rindvieh den Ueberfluß der Nahrung nicht zu bewältigen vermögen. Hie und da zeigt sich ein Dörfchen, umgeben von Gärten und Ackerland. Doch kann uns die Beobachtung nicht entgehen, daß das Land sehr dünn bevölkert ist, und daß der fruchtbare Boden sicherlich die zehnfache Zahl der vorhandenen Einwohner ernähren könnte.[2]) Indessen die letzten Tage der Reise führen uns schon durch besser bevölkerte Strecken. Da haben wir das Hochland von Ankova erreicht, das sich etwa 6000′ über den Meeresspiegel erhebt, aber von noch höheren Gebirgszügen umgeben ist, deren Gipfel, freilich nur sehr allmählich, sich zu einer Höhe erheben, die der der Berner Alpen gleichkommt. Imerina heißt die Provinz, in deren Mitte die Hauptstadt liegt. Weit die Ebene überragend erhebt sich dort ein länglicher Granitrücken, der an einigen Stellen mit schroffen Felswänden abfällt, an andern sich allmählich herabsenkt. An den letzteren breiten sich Häusermassen aus, Dach über Dach, nur hie und da von einem Baume unterbrochen. Dies sind die einzelnen Stadttheile, die als besondere Ortschaften ihre Namen führen, wie Ankadibevava, Ambatonakanga, Ambohipotsy ꝛc.; zusammen aber bilden sie die Hauptstadt Antananarivo. Den höchsten Theil des Bergrückens nahm schon vor langer Zeit das Haus des Königs ein. Mit der neuen Aera aber konnte dem Radama das Haus seiner Väter nicht mehr genügen. Er ließ dort

---

[1]) Die Blätter dieser, der Banane verwandten Pflanze, werden übrigens zum Dachdecken benutzt; im grünen Zustande dienen sie als Tischtuch und Teller. Mit der harten Außenrinde wird auch wohl der Fußboden der Wohnungen belegt. — Aus der reichen Flora Madagaskars seien noch besonders erwähnt: der Baobab, nur auf der Ostseite vorkommend, Ebenholzbaum, Akazien, Kasuarinen und Pandaneen, die Areka- und die Sagopalme, Bambus, Bignonien u. s. w. Zwölf verschiedene Baumarten liefern Oel, von vieren gewinnt man Gummi. Der Stamm eines der letzteren (Azaina) wird vielfach zu einfachen Kanoes gebraucht. Kokospalmen, Zuckerrohr und Reis sind auf Madagaskar eingeführt, Granate, Orange, Brodfruchtbaum, Mandel, Weinstock u. s. w. erst durch Europäer. — Noch einen Blick auf das Thierreich werfend, bemerken wir, daß sich wilde Schweine so reichlich in den Wäldern finden, daß die Insel davon den Namen Nossi Ndambo (Wildschweininsel) trägt; auch finden sich wilde Rinder. In den Flüssen gibt's viele Krokodile, die von den Eingebornen verehrt werden. Verschiedene Affen, Makis und Eichhörnchen, sowie Fasanen, Papageien und andre Vögel beleben die Wälder — doch fehlt es an Singvögeln.

[2]) Die Gesammtzahl der Einwohner wird auf 4,000,000 geschätzt; 372 Bewohner auf die Quadratmeile.

einen Palast in eigenthümlichem Stil errichten, dessen steiles Dach einen großen Adler mit ausgebreiteten Schwingen trägt. Der sogenannte Silberpalast, mit einem Gesimse von gediegenem Silber eingefaßt, ist später dazu gekommen. Dort vom Schloßhofe aus hat man eine herrliche Aussicht über die weite Ebene von Imerina, die nur da und dort von Hügeln unterbrochen wird. Grüne Reisfelder bedecken die Fläche, durch die ein stattlicher Fluß seine geschlängelte Bahn bricht. Dörfer mit ihren eingehägten Gärten schauen zahlreich daraus hervor; im Hintergrunde wird das liebliche Bild durch die dunkeln, waldigen Gebirgszüge abgeschlossen. Zu unsern Füßen aber liegt das Feld, auf dem die neue Aera damals besonders ihre Thätigkeit entfaltete: der große Paradeplatz von Imahamasina, der sich hinzieht bis an ein Flüßchen, das hier zu einem künstlichen See erweitert ist.

Dort ließ Radama seine Armeereorganisation ausführen. Sobald die von England zugesagten Militärs eingetroffen waren, gab es dort ein fortwährendes Exerziren, dem die neugierige Menge von den nächsten Höhen unermüdlich zuschaute. Für uns würden diese Truppen zwar etwas Lächerliches gehabt haben; denn außer der breiten Binde um die Lenden, wie sie die Haussklaven tragen, war ihnen weiter keine Montirung zu Theil geworden, als das breite Lederzeug zum Säbel und zur Patrontasche. Für Madagaskar aber wurden die wohlgeübten Regimenter bald eine Macht, die alles, was sonst Muth und persönliche Tapferkeit geleistet hatte, weit übertraf.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Kriegszüge des jungen Helden genau verfolgen. Wir müssen uns mit dem Ergebniß begnügen, daß der große Gedanke, die Insel unter *eine* Herrschaft zu vereinigen, in wenigen Jahren nahezu verwirklicht war. Die meisten bisherigen Könige hatten entweder in den blutigen Kämpfen ihren Tod gefunden oder, durch das Geschick anderer ihres Gleichen abgeschreckt, sich freiwillig unterworfen und dadurch Leben, Vermögen und eine Art fürstliches Ansehen gerettet. Doch der Hovaherrscher setzte aller Orten seine Statthalter ein, so daß bald die Fäden einer einheitlichen Regierung fast die ganze Insel überzogen. Nur wenige Stämme haben ihre Unabhängigkeit bis in die neueste Zeit bewahrt.

Es war jedoch nicht blos extensive Machtausdehnung, die Radama sich zum Ziel gesteckt hatte. Mochte sein Tyrannensinn vor allem diese äußere Höhe erstreben, so hatte er doch Einsicht genug, zu erkennen, daß eine wirksame Ausführung seiner Pläne auf die Dauer nur von einer inneren Hebung seines Volkes getragen werden könne. Er hatte deshalb auch von England her verschiedene Handwerker erbeten, die europäische Kunstfertigkeiten einführen sollten, und eine Anzahl von Söhnen edler Madagassen selbst zur Ausbildung nach England gesandt.

Hiermit aber sind wir auf dem Punkte angelangt, an dem die

Mission auf jener Insel ein wohl vorbereitetes Arbeitsfeld fand. Ehe wir aber auf die Mission auf Madagaskar näher eingehen, müssen wir zuvor einen Blick auf jene kleinere ostafrikanische Insel werfen, die immer als Basis für die Madagassenmission benutzt worden ist: **Mauritius.**

Diese 21 Quadratmeilen große Insel wurde 1545 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt. Später gründeten die Holländer dort eine Kolonie, die aber 1703 wieder aufgegeben wurde. Zwölf Jahre später nahmen sie die Franzosen in Besitz und nannten sie Isle de France. Im Jahre 1810 kam sie an die Engländer, die den von den Holländern gegebenen Namen wiederherstellten und die Insel bis jetzt behauptet haben. Sie ist vulkanischer Natur. Ein Korallenriff mit 11 Durchlässen umgibt sie. Die Berge erheben sich bis zu 3000 Fuß. An landschaftlicher Schönheit soll sie selbst über Tahiti kommen. Die großen Waldungen, reichliche Flüsse und Bäche, sowie die Nähe des Meeres mildern das tropische Klima, in dem das Zuckerrohr vorzüglich gedeiht und den Hauptausfuhrartikel liefert. Auch Reis, Kaffee, Baumwolle und Indigo werden angebaut.

Früher wurde die Plantagearbeit von Sklaven betrieben. Sie kommen theils vom afrikanischen Kontinente, theils von Madagaskar. Nach der Emanzipation haben sich die ersteren (Mozambiquer) vom Ackerbau fast ganz zurückgezogen und beschäftigen sich meist mit Kleinhandel. Die Madagassen sind auch als freie Arbeiter brauchbar. Schon seit langer Zeit aber ist ein andres Element der Bevölkerung hinzugekommen: Hindus. Früher wurden Verbrecher aus den britischen Besitzungen in Indien hierher deportirt. Nach der Emanzipation aber sind hier große Schaaren von Kulis aus Indien herübergebracht, die zum Theil auf Mauritius ansässig geworden sind, zum Theil nach Ablauf ihres fünfjährigen Kontraktes in die Heimat zurückkehren und durch andre ihrer Landsleute ersetzt werden. Schon 1865 betrug die Zahl dieser Hindus auf Mauritius gegen 245,000. Die weiße Bevölkerung war im Jahre 1846 bereits auf 52,000 angegeben, darunter sind neben Franzosen und Engländern fast sämmtliche Nationalitäten Europa's vertreten. Die neuesten Zählungen 1871 und 1874 zeigen die Gesammtseelenzahl als 318,000 resp. 339,000. Die vorwiegende Religion ist die katholische aus der Zeit der französischen Herrschaft.

2. Die Mission auf Mauritius und Madagaskar.

Nach Mauritius sandte die Londoner Missionsgesellschaft bereits im Jahre 1814 den Missionar Le Brun, mit dem Plane, eine Thür nach Madagaskar aufzusuchen. Er blieb in Port Louis, wo die tiefversunkenen, verachteten Sklaven, sowie die gänzlich un-

wissenden Katholiken seine Aufmerksamkeit anzogen. Zwar hatte er von der kalten Gleichgültigkeit und Stumpfheit der Franzosen, die den Unterricht der Sklaven insbesondere hintertreiben wollten, zu leiden und war durch die Bitterkeit der katholischen Priester öfters selbst Todesgefahren ausgesetzt; doch richtete er für die Kinder der Eingebornen eine Schule ein, während für die Sklaven und deren Kinder anfangs allerdings nur wenig geschehen konnte. Indessen um die Zeit, wo Tyerman und Bennet die Insel besuchten (1828), war auch schon für die Sklavenkinder eine Schule gegründet, Le Brun predigte Sonntags zweimal in französischer und einmal in englischer Sprache, und seine Gemeinde bestand aus 40 Mitgliedern. Bis zum Jahre 1831 aber hatte er 85 Freie und 14 Sklaven getauft.

Inzwischen aber war auch die Mission aus Madagaskar ins Leben getreten und stand in frischer Entwicklung.

Schon Dr. van der Kemp erhielt von der Londoner Missionsgesellschaft Aufträge zu einem Besuch in Madagaskar, woran er indeß durch seinen schnellen Tod (1811) verhindert wurde. Le Brun aber wurde 1814 bei seiner Aussendung nach Mauritius angewiesen, für die Mission auf Madagaskar Eingang zu suchen. Um diese Zeit stand der wackere Gouverneur Farquhar eben in voller Unterhandlung mit dem König der Hova, Radama, dem begabten, strebsamen und wohlwollenden jungen Fürsten, der im Jahre 1810, achtzehn Jahre alt, ein großes Reich mit 4 Provinzen von seinem Vater geerbt hatte und den Plan zur Unterwerfung der ganzen Insel Madagaskar hegte, auf welcher die Sklavenhändler damals in abscheulicher Weise hausten. Durch den edlen und gewandten Agenten Hastie kam im Jahre 1817 zu Tamatave, dem Haupthafenplatz an der Ostküste, der schon oben erwähnte Traktat zu Stande, nach welchem König Radama bei Todesstrafe den Sklavenhandel verbot, wogegen England jährlich eine Entschädigung an Waffen und Munition zu liefern versprach. Auf Farquhars Ansuchen wurden nun von der Londoner Gesellschaft zwei Missionare, Bevan und Dav. Jones, für Madagaskar ordinirt und kamen im Juli 1818 auf Mauritius an. Hier schon wurden sie von dem Vertreter des nach England gereisten Gouverneurs, dem General Hall, kalt und mit erzwungener Höflichkeit aufgenommen; auf Madagaskar aber, wohin die dem Könige versprochenen Lieferungen jedenfalls durch die Ränke der Sklavenhändler nicht gelangt und von wo der Agent Hastie durch General Hall, der den Traktat, als vom König von England nicht unterzeichnet, für ungültig und allen Verkehr mit Madagaskar für abgebrochen erklärte, nach Mauritius zurückberufen war, befand sich der Sklavenhandel wieder in vollem Schwange und der König Radama wegen der Treulosigkeit der Engländer in großer Erbitterung. Dennoch wagten es Jones und Bevan mit ihren Gattinnen noch vor Ablauf des Jahres in Tamatave zu

landen und begannen im stillen eine Schule zu Mananarezo. Aber schon am 29. Dezember starb Frau Jones, möglicherweise an Gift, und wenige Wochen darnach Bevan mit seiner Gattin. Von den Sklavenhändlern verhöhnt und verfolgt, ja selbst gemißhandelt, kehrte auch Jones anfangs Juli 1819 krank nach Mauritius zurück, um hier günstigere Zeiten abzuwarten.

Ein Jahr darauf (Juli 1820) kehrte der wackere Farquhar von England zurück und sandte alsbald Hastie mit Jones zu Radama, um die Unterhandlungen zu erneuern. Unter dem Donner der Kanonen wurden sie in Antananarivo von Radama feierlich und freundlich empfangen, und es gelang Hastie, trotz des anfänglichen Unmuthes und Widerstrebens der Großen des Reiches, durch seine kühne und eindringliche Beredsamkeit die Versammlung so zu stimmen, daß er seine Zwecke erreichte. Ein neuer Traktat ward am 11. Oktober 1820 geschlossen, und noch an demselben Tage die Abschaffung des Sklavenhandels, der bei strenger Strafe untersagt ward, unter dem freudigen Jubel des Volkes als Staatsgesetz bekannt gemacht. In dem Vertrag hatte Radama sich ausbedungen, daß zehn junge Madagassen nach Mauritius und zehn nach England behufs europäischer Ausbildung gebracht werden sollten. An der Spitze der letzteren kam im Frühjahr 1821 der königliche Prinz Rataffa in London an, nachdem die anderen schon früher auf Mauritius gelandet, und brachte einen eigenhändigen in französischer Sprache geschriebenen Brief des Königs an die Londoner Gesellschaft mit, in welchem derselbe um Missionare und geschickte Handwerker bat. Für Missionar Jones ließ Radama in der Hauptstadt selbst ein Haus bauen und versprach allen später kommenden Missionaren seinen Schutz. Im Mai 1821 kam Missionar Griffiths dem D. Jones zu Hülfe, und ein Jahr später trafen mit dem zurückkehrenden Prinzen Rataffa Missionar Jeffrey und vier christliche Handwerker zur Verstärkung ein und ließen in Ambatomanga, einem großen Dorfe, 8 Stunden östlich von der Hauptstadt, sich nieder; Radama aber erklärte, er wolle aller Missionare Vater sein, wohnte selbst häufig ihrem Unterrichte bei und legte überhaupt einen brennenden Eifer für alles, was sein Volk heben konnte, an den Tag, wobei freilich seine despotische Herrscherlaune nicht selten noch sich kund gab. Der Kindermord und manche andre grausamen Gebräuche wurden abgeschafft, eine zur Verkündigung des Evangeliums erbaute Kapelle Ende 1823 in Antananarivo eröffnet, vor allem aber das Schulwesen mit Eifer und Erfolg betrieben. Mit der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Madagassensprache ward begonnen,[1])

[1]) Obgleich schon früher, wie erwähnt, arabische Schrift auf Madagaskar angewendet war, hatten die Missionare die Arbeit, die Sprache zur Schriftsprache zu erheben unter Anwendung des lateinischen Alphabets. Radama nahm lebhaften Antheil daran und bestimmte, daß jeder Buchstabe nur zur Bezeichnung eines und desselben Lautes angewendet werden dürfe.

zum Gebrauch der Schule mehrere Schulbücher und ein kleines Liederbuch in derselben gedruckt, und bald mehrten sich die Schulen auch auf dem Lande, wo zugleich einer den andern unterrichtete, so daß man binnen 10 Jahren 10,000 lesende Madagassen zählte. Radama selbst war für Förderung der Schulen fortwährend eifrigst bemüht; der Widerstand aber, den die Predigt des Evangeliums hie und da unter dem Volk, besonders aber bei den um ihre Einkünfte besorgten Götzenbewahrern, namentlich zu Batsizaröma, wo der große Götze Rabahaza aufbewahrt wird, fand, bewog ihn, den Missionaren (Ende 1825) sagen zu lassen: Sie wären zu thätig und eifrig; auf diese Weise würden sie die Welt verkehren — im Fortschreiten zum Besseren müsse man vorsichtig zu Werke gehen, und das Volk wolle jetzt noch von keinem andern Gott hören. Dennoch, als einige Kinder von ihren Eltern bei ihm verklagt wurden, daß sie von den Göttern des Landes nichts wissen wollten, gab Radama den letzteren zur Antwort: „Kümmert ihr euch um eure Arbeit und laßt eure Kinder sich um ihren Unterricht bekümmern!" Und als die Götzenbewahrer eines Fleckens ihn um Tuch zu einem neuen Rock für ihren Götzen baten, erwiderte er: „Ei, der Gott muß doch sehr arm sein, daß er sich nicht ein Stück Tuch anschaffen kann. Wenn er Gott ist, so mag er sich seine Kleider selbst anschaffen." — Das meiste geschah jedoch für die äußere Kultur des Volkes, besonders durch die Bemühungen des thätigen Hastie. Durch ihn entstand die Ackerbau- und Handelsniederlassung zu Foule Point, nördlich von Tamatave, wo unter der Statthalterschaft Rafaralahy's 2000 Madagassen sich ansiedelten. Auch wurde das Militär, wie bereits angedeutet, unter seiner Leitung ausgebildet. Leider starb der vom König sehr geschätzte Mann am 18. Oktober 1826. Um dieselbe Zeit erhielt die Mission eine Buchdruckerei, und Radama gab gleich acht Knaben in die Lehre, da er den Werth dieser Kunst für die Bildung seines Volkes gar wohl begriff.

In einer Volksversammlung, welcher er nicht persönlich beiwohnen konnte, sprach sein Abgeordneter von den Missionaren: „Sie haben ihr Vaterland, ihre Verwandtschaft und Freundschaft verlassen und sind zu euch gekommen, um euch und eure Kinder zu unterweisen, und bei der Ausführung ihrer wohlthätigen Absicht haben ihrer mehrere ihr Leben eingebüßt. Dort (auf den Gottesacker der Christen hinweisend), dort, fern von den Gräbern ihrer Väter, ruhen ihre Gebeine. Das ist ein Beweis von dem, was ich euch von ihrer Gesinnung gegen euch gesagt habe. Traget daher Sorge, daß eure Kinder die gebotene Gelegenheit wohl benutzen, und daß diejenigen, welche die Schule schon verlassen haben, bei den monatlichen Prüfungen sich einstellen, damit sie, was sie gelernt haben, nicht wieder vergessen." — Wer aber das Gelernte vergäße, sollte nochmals wieder regelmäßig in die Schule gehen.

Bildung seines Volkes war das Ziel, dem Radama redlich nachstrebte und wozu er die Missionare für die rechten Werkzeuge

hielt; wozu aber gerade das Evangelium von Jesu Christo dienen sollte, das leuchtete ihm noch nicht ein. So wurde denn wohl in der Hauptstadt ein Schullehrerseminar errichtet, aus welchem bis 1828 acht eingeborne Missionsgehülfen hervorgingen, und um dieselbe Zeit bestanden 31 Schulen auf der Insel und viele Tausende waren des Lesens kundig; aber die Erlaubniß zum Taufen hatte der König noch nicht gegeben. Erst gegen Mitte des Jahres 1828, da schon mehrere Madagassen gläubig geworden, und nachdem Jones ihm eine Darstellung von der Taufe der Christen gegeben, ließ er von seinem Krankenlager aus bekannt machen, daß es jedem seiner Unterthanen freistehe, sich taufen und seine Ehe christlich einsegnen zu lassen. Bald darauf starb Radama in seinem 36. Lebensjahre, am 27. Juli 1828,[1]) drei Tage vor dem Heimgang Tyermans, welcher auf seiner Inspektionsreise mit Bennet nach Madagaskar gekommen war. Bald trat hier eine andre Wendung der Dinge ein.

Ranavalona Mandschaka, eine der Frauen des Königs, bemächtigte sich durch Betrug des Thrones, auf welchem sie durch Hinrichtung von mehreren Gliedern der königlichen Familie sich befestigte. So wurde der liebenswürdige Prinz Rakotobe, der älteste Sohn der ältesten Schwester des Königs, den der sterbende Radama zum Nachfolger ernannt hatte, samt seinen Eltern und seinem Oheim Andrianilana ermordet; auch der wackere Rataffa mußte mit seiner Gattin, einer Schwester des Königs, als Opfer ihrer Eifersucht fallen. Radama's Bruder, Ratafikia, wurde zu Tode gehungert;

---

[1]) „Seit Hastie's Tode schien von dem Könige sein guter Schutzgeist gewichen zu sein. Schon seit einiger Zeit hatte er sich dem Trunke und einem ausschweifenden Fleischesleben ergeben. In den beiden letzten Jahren seines Lebens aber erreichte dies seinen höchsten Grad. Dadurch brach seine im ganzen kräftige Konstitution zusammen. — Radama war etwa 5 Fuß hoch, schlank und fein von Gliedern, seine Gestalt im ganzen wohl proportionirt. Seine Hautfarbe war hell olivenbraun, sein Haupt rund, sein Gesicht oval mit angenehmem, oft lächelndem Ausdruck. Sein rabenschwarzes Haar hing lang und gekräuselt herab; das kleine Auge war funkelnd, die Nase platter als bei Europäern, aber nicht in dem Grade wie bei andern Insulanern. Er hatte breite Schultern und eine hübsche Hand. Radama war sehr gesprächig, seine Unterhaltung fesselnd; dabei war er schlauen und listigen Geistes, von nicht geringer Naturbegabung und großem Wissensdurste. Ueber die Maßen eitel, ruhmsüchtig und ruhmredig, liebte er Pomp und Pracht. Der Schmeichelei war er zugänglich. Widerspruch konnte er nicht ertragen. Lebhaften und zornigen Gemüthes, dabei tapfer, unerschrocken und stürmisch, ließ er sich oft zu entsetzlichen Grausamkeiten hinreißen. Er ermuthigte Späher und Angeber und ging zuweilen selber verkleidet in der Stadt umher, um zu horchen, was die Leute des Abends in den Häusern redeten. Gegen Besiegte war er im allgemeinen großmüthig und freigebig; wo es dem Pompe galt, verschwenderisch, in andern Dingen wieder karg und habsüchtig. Er war ein berühmter Jäger, guter Schütze und stattlicher Reiter. Sein herrschender Wunsch war, draußen in der Welt berühmt zu werden. Diese seine schwache Seite wußten die Europäer an seinem Hofe wohl zu benutzen. Die Hinweisung auf Zeitungen und Geschichtsschreiber hielt ihn von mancher Grausamkeit zurück." — Eppler a. a. O., S. 97 und 102 ff.

von seinen zwei Vettern wurde der jüngere, Ramananoha, niedergestochen, der ältere, Ramanateka, rettete sich durch die Flucht und starb erst 1851 auf Mohilla, einer der Comorinseln. Nun kam die Reihe an die Freunde der Königin. Andriamichaja, ihr Liebling, der am meisten zu ihrer Thronbesteigung geholfen, ward bei ihr verdächtigt, nach der Krone zu streben, und samt seiner Gattin ermordet. Mit ihm fiel eine Hauptstütze des Christenthums und des Schulwesens. Bei ihrer Thronbesteigung ließ die Königin den Missionaren die schriftliche Versicherung ertheilen, daß sie, wie Radama, sie schützen und pflegen und noch mehr als jener für sie thun werde, auch fehlte es nicht an Aeußerungen hoher Staats- und Kriegsbeamter in ähnlichem Sinne. Aber der Missionsdeputirte Bennet konnte keine Audienz bei ihr erlangen und ward gleichwohl, als er abreisen wollte, noch eine Zeitlang von ihr auf Madagaskar zurückgehalten. Während der zwölfmonatlichen Trauerzeit nach dem Tode des Königs, in welcher alle Arbeiten und Vergnügungen untersagt waren, durfte kein Gottesdienst gehalten und auch die Schulen mußten ein halbes Jahr lang eingestellt werden. Desto fleißiger wurden alle Kräfte an die Uebersetzung und den Druck der Heiligen Schrift gewandt, was weder als Arbeit noch als Vergnügen angesehen wurde. Da nahm die Königin bei 500 Lehrer und Schüler zu Soldaten, und infolge dessen sank die Zahl der letzteren in einem Jahre auf 2000 herab. Der von Radama abgeschlossene Traktat mit England ward für ungültig erklärt, der neue Agent Lyall (1829) nicht angenommen und sogar vom Pöbel gemißhandelt. Um der Franzosen willen, welche einen Theil der Küste angriffen, ließ die Königin den englischen Missionaren noch freiere Hand, was diese treulich benutzten. Im Frühjahr 1830 waren bereits 5000 Abdrücke des Neuen Testaments außer einer guten Anzahl von Schulbüchern fertig, und an Uebersetzung und Druck des Alten Testaments ward mit allem Eifer gearbeitet. Allsonntäglich ward gepredigt, ja im Jahre 1831 in der Hauptstadt zwei neue Kirchen eröffnet, in deren einer schon gläubige Madagassen predigten. Denn der Eingang des Worts unter dem Volk nahm mächtig zu, viele waren ergriffen, und am 29. Mai 1831 wurden mit Ranavalona's Genehmigung 20 als Erstlinge der Hova vor unzähligen Zeugen durch Griffith getauft, und am nächsten Sonntag noch 8 andere durch Jones, der leider bald hernach, schwachheitshalber, von dem ihm so lieben Arbeitsfelde sich zurückziehen mußte und durch die Regierung noch bei seiner Abreise geehrt wurde.

Durch die Ertheilung der Taufe entzündete sich ein neues Feuer, und das Reich Gottes kam um diese Zeit mit Macht auf Madagaskar. Die Bekehrten zeugten von dem, was ihr Herz erfüllte; Versammlungen zur Erbauung wurden hin und her auch in den Häusern gehalten; mächtig wuchs die Zahl der Getauften, und die neuen Christen achteten nicht des Hohnes und der Verfolgungen, die

von den Götzendienern immer ungescheuter ausgingen. Bald aber wurden auch die Beschränkungen von Seiten der Regierung ernstlicher. Etlichen Angesehenen, die sich taufen lassen wollten, gab man zu verstehen, wie ungern es gesehen werde; beim heiligen Abendmahl sollte man sich des Wassers statt des Weines, den Radama bald nach dem Antritt seiner Regierung verboten hatte, bedienen; den Soldaten und wer auf Befehl der Regierung die Schulen besuchte, wurde (November 1831) verboten, sich taufen zu lassen, oder wofern dies schon geschehen, zum Abendmahl zu gehen; kein Sklave sollte mehr unterrichtet und in den Schulen nichts vom Christenthum gelehrt werden; der neu angekommene Missionar Atkinson mit seiner Frau mußte nach Jahresfrist (1832) die Insel wieder verlassen; endlich wurden gegen Ende 1832 alle eingebornen Lehrer und alle Schüler über 13 Jahre ins Heer gesteckt. Dennoch fuhren die Missionare fort, Bibeln zu drucken und in Umlauf zu setzen, deren 15,000 im Jahre 1833 an Madagassen verkauft wurden. Die Predigt aber erwies sich immer gesegneter, und das Verlangen nach Unterricht im Evangelium breitete sich über das ganze Land aus. Ueberall, wohin sie gingen, auch als Soldaten, nahmen die Einwohner von Antananarivo ihre Bücher mit und vereinigten sich im brennenden Eifer zur Anrufung Gottes; die Missionare aber reisten umher und munterten auf, und allenthalben wurden Amulette weggeworfen und Götzen verbrannt. Bereits fand man in vielen Familien Christen unter Hohen und Niederen; und auch auf dem Lande wuchs ihre Zahl. Durch das alles ward indeß die Lage der Christen immer bedenklicher, zumal die Königin unter dem Einfluß von drei dem Götzendienst eifrig ergebenen Brüdern stand und daher schon im November 1834 verbot, anderswo als in den Schulen der Regierung die Heilige Schrift zu lernen. Im Januar 1835 begann die öffentliche Verfolgung zunächst damit, daß ein junger Christ beschuldigt wurde, durch Arbeit an einem (heidnischen) Feiertag die Götter verachtet zu haben. Darauf ward eine förmliche Anklage gegen die Christen insgesammt vor Gericht gebracht, des Inhalts, „daß sie die Götter des Landes verachteten; daß sie immer beteten und in ihren Häusern sogar Gebetsversammlungen ohne Erlaubniß der Königin hielten, auch vor und nach dem Essen beteten; daß sie nicht nach Landesgebrauch bei den Weibern schwören, sondern blos „ja" oder „nein" sagten; daß ihre Weiber züchtig wären, sie folglich Sitten einführten, die dem Herkömmlichen entgegen wären; daß sie, ihren Glauben anlangend, alle eines Sinnes wären; daß sie den Sonntag heiligten." Der Richter, ein Heide, sah dennoch nur in dem ersten dieser sechs Klagepunkte ein Vergehen; jener junge Mann aber mußte die gefährliche Probe der Tangena bestehen, ward freigesprochen und von den erfreuten Christen in Prozession durch die Stadt geführt. Das verdroß die Königin, und als sie kurze Zeit darnach an einer Kirche vorübergehend den Gesang der Christen

hörte, rief sie unwillig aus: „Sie werden nicht eher ruhen, bis einige von ihnen die Köpfe verloren haben.“ Und das letztere sollte nur zu bald geschehen.

Im Februar 1835 kam ein angesehener Häuptling nach der Hauptstadt und verlangte die Königin zu sprechen. Er ward vorgelassen und redete sie also an: „Ich fordere von Dir einen Speer, einen scharfen, blanken Speer. — Ich habe die Schmach gesehen, welche diese Fremden den Göttern zufügen. Sie wenden die Herzen des Volks von den Sitten der Väter ab, ja von der Königin und ihren Nachfolgern, durch ihren Unterricht, ihre Brüderschaft, ihre Bücher. Schon haben sie viele von hohem Stand und Ansehen am Hofe und im Heere für sich gewonnen, auch viele Landleute und Schaaren von Sklaven. Alles dieses ist Vorbereitung. — Aus der Heimat dieser Fremden wird auf ihren Wink ein Kriegsheer kommen und das Land in Besitz nehmen. — Ich will dieses Unglück nicht erleben; darum, o Königin, fordere ich von Dir einen Speer, um mein Herz zu durchbohren.“ — Ranavalona brach in heftiges Weinen aus, schwieg eine halbe Stunde und erklärte darnach feierlich, sie wolle dem Christenthum ein Ende machen und wenn es auch allen Christen das Leben kosten sollte. Darauf herrschte vierzehn Tage lang Todesstille, und alles stand in banger Erwartung; am 26. Februar aber ward den Missionaren ein Schreiben der Königin vorgelesen und eingehändigt, das ihrer ganzen Arbeit mit einem Schlage ein Ende machte. Es hieß in demselben: „Ihr dürfet nach wie vor unter einander die Gebräuche eurer Vorfahren beobachten, ich ändere sie nicht, ja ich erkenne eure gute Gesinnung gegen mein Land an; aber mein Volk darf die Sitten seiner Vorfahren nicht ändern. In Künsten und Wissenschaften, die meinen Unterthanen wohlthätig sind, unterrichtet auch ferner; aber euer Gottesdienst, sei es am Sonntag oder an andern Tagen, und das Taufen und euer Wesen mit Vereinen darf in meinem Lande nicht mehr stattfinden.“ Vergeblich baten die Missionare, die Ertheilung des christlichen Religionsunterrichtes, zu welchem Zwecke sie ja ihr Vaterland verlassen hätten, ihnen nicht zu verbieten; nach wenigen Tagen erhielten sie von der Königin den Bescheid, es habe bei ihren Beschlüssen sein Bewenden. Bei einer großen außerordentlichen Volksversammlung unter Aufstellung zahlreicher Truppen und unter dem Donner der Kanonen ward am 1. März angekündigt, daß binnen Monatsfrist jeder, der an den „Gebräuchen“ der Missionare Antheil gehabt, sich selbst anzeigen müsse; wer die Angabe unterlasse und darnach entdeckt werde, habe Todesstrafe zu erwarten. In Häusern, den Europäern gehörig, möge der Sonntag gefeiert werden, außer denselben aber solle alles beim Alten bleiben, auch jedermann nach der herkömmlichen Weise schwören. Vergebens stellte selbst ein heidnischer Kriegsoberster der Königin vor, daß die Christen unter seinem Befehl die aufrichtigsten, fleißigsten, gehorsamsten, zuverlässigsten, einsichts-

vollsten Leute seien, die er habe. „Ich würde bedauern, o Königin," so schloß er, „wenn Du sie tödten ließest. Es wäre Dein Schade. Sind sie einmal getödtet, so kannst Du ihr Leben nicht wieder kaufen. Das sind meine Gedanken, o Königin, und ich muß sie sagen, was auch daraus folgen mag." Die ganze Antwort hierauf war, daß die Monatsfrist zur Selbstangabe auf eine Woche beschränkt wurde. Die Bibeln sollten an dazu ernannte Beamte ausgeliefert werden. Eine Liste war angefertigt, in welche die zu Bestrafenden ihre Namen selbst einschreiben sollten. Sie waren in verschiedene Klassen eingetheilt: die härteste Strafe sollte die Getauften treffen. Wer irgend Rang hatte, sollte denselben ganz oder zum Theil verlieren, die übrigen sollten Geldstrafen erlegen und im Fall des Unvermögens als Sklaven verkauft werden.

Jetzt war die heiße Prüfung da. Viele wurden schwankend und fingen an sich zu entschuldigen: „Ich war im Gottesdienste, aber nur aus Neugierde!" oder: „Ich kam, aber ich wurde nicht getauft." Manche sagten auch: „Da Gott uns nicht beschützen will, so können wir handeln, wie wir wollen" — und stürzten sich in ärgere Gottlosigkeit. Andere aber erschienen vor dem Richter und erklärten: „Wir thaten und beabsichtigten nichts Uebles für Königin und Land, indem wir beteten und den Sonntag feierten, ja wir beteten zu dem Gott Himmels und der Erde, daß er ihr Glück gebe." Auf die Frage, wie oft er gebetet habe, antwortete einer von ihnen, ein angesehener Mann aus einem entfernten Bezirk: „Das weiß ich nicht zu sagen; aber das kann ich sagen, daß ich in den letzten drei bis vier Jahren keinen einzigen Tag habe vorübergehen lassen, ohne etliche Male zu beten"; und auf die weitere Frage, wie er gebetet habe, sprach er vor den Versammelten ein ergreifendes Gebet, das ihnen durchs Herz ging. Die Richter selbst mußten bekennen, seine Gebete seien sehr gut; weil aber, sagten sie, die Königin solche Sachen nicht billige, so dürfe man in ihrem Lande durchaus nicht beten. Die wahrhaft Bekehrten im Volk — 200 Eingeborne waren beim Ausbruch der Verfolgung förmliche Glieder der evangelischen Kirche — hörten während dieser Zeit nicht auf, einzeln und in mitternächtlichen Versammlungen inbrünstig um den göttlichen Schutz zu flehen. Denen, die sich selbst angegeben, ward das Leben geschenkt, aber wohl 400 Beamte mit Einweisung in geringere Stellen bestraft. Die Christen aber, welche alle von den Missionaren erhaltenen Bücher ausliefern sollten, suchten meistentheils doch eins davon zu verbergen; inniger ward unter ihnen das Band der Gemeinschaft, eifriger noch benutzten sie im stillen den Unterricht der Missionare und forschten in der Schrift, ja die Zahl der Bekehrten mehrte sich ungeachtet der Gefahr. Nach und nach fingen sie auch an, insgeheim in den Häusern oder auf einsamen Bergen, wo sie Fremde von ferne kommen sahen, Versammlungen zu halten und dem Herrn Loblieder zur „Baliha" (eine Art Harfe)

ertönen zu lassen. Die Missionare aber mußten im Juli 1836 sämmtlich die Insel verlassen, und nun erst ging die Verfolgung recht an und brach die Finsterniß mit aller Macht herein. Der mit dem Götzendienst zusammenhängende schreckliche Kindermord wurde wieder erlaubt, frische Götzen angefertigt, neue Altäre errichtet und neue Ceremonien eingeführt. Bei Todesstrafe ward untersagt, den „Jehovah" anders als in Verbindung mit dem Namen der Götzen auszusprechen oder zu schreiben. Da flohen infolge von Forderungen, welche die Unterthanen der Königin nicht leisten konnten, ganze Schaaren in die Wälder und bildeten Räuberbanden; dazu standen die von Radama unterjochten Völkerschaften wieder auf und brachten Verwirrung und Noth über das unglückliche Land. Während aber Ranavalona Gesandtschaften an die Höfe Englands und Frankreichs sandte, um in freundschaftliche Verbindungen mit diesen Ländern zu treten, wüthete ihre Grausamkeit so unausgesetzt fort, daß in 8 Monaten (Juli 1836 bis März 1837) im ganzen 1016 Hinrichtungen stattfanden.

Um diese Zeit der Abreise der Missionare wurde eine treue Christin, Maria Rafaravavy,[1]) bei der Regierung angegeben. Früher eine sehr eifrige Götzendienerin, kam sie, durch Jes. 44, 16. 17 zuerst aufgeweckt, in Verkehr mit den Missionaren und ward bald eine ebenso eifrige Christin, die durch Einfalt und Beharrlichkeit auf viele mit Segen wirkte, auch ein geräumiges Haus in der Hauptstadt zu Gebetsversammlungen hergab. Drei aus ihrer Dienerschaft verklagten sie und mehrere ihrer Mitbeter, deren Namen zu nennen sie jedoch entschieden verweigerte. Mit Mühe entging sie dem Tode, wozu die Königin schon den Befehl ertheilt hatte, den sie nur wegen der von Rafaravavy's Vater und Bruder ihr geleisteten guten Dienste zurücknahm, und kam für diesmal mit einer schweren Geldbuße davon; gegen ihre Verkläger aber benahm sie sich so großmüthig, daß sie selbst Christen wurden, und einer von ihnen hat hernach um Jesu willen auch Verfolgung erduldet. Nicht lange darauf (Juni 1837) berichteten die Christen auf Madagaskar ihren abgereisten Lehrern, den Missionaren, daß etliche aus ihrer Mitte entschlafen, etliche lau geworden wären, ihre Zahl aber doch eher zu- als abgenommen hätte.

„Das Reich Gottes," heißt es in ihrem schönen Briefe, „nimmt in diesem Lande zu. Wir hatten gefürchtet, als Ihr uns verließet, Gott werde uns auch verlassen, haben aber seitdem die Wahrheit des Verheißungswortes erfahren: „Ich will euch nicht verlassen noch versäumen. Wahrlich, Er ist bei uns geblieben, und unaussprechlich groß war die Freude unserer Herzen unter Gebet und bei gemeinschaftlicher Unterhaltung über das zukünftige Leben. — Die Bibeln, die Ihr uns zurückließet, sind alle verbreitet worden, und es gibt noch viele, die nach vollständigen Exemplaren verlangen. Sonntäglich versammeln wir uns auf den Bergen zu Gesang und Gebet, und in der Woche hier dreimal nach Sonnen-

[1]) cf. Missionsfreund 1847, Nr. 6.

untergang. Die Jünger sind fleißig und wünschen dem Pilger (in Bunyans Buche) ähnlich zu sein. Die hiesigen Christen unterweisen andere im Lesen. Vergesset uns nicht in Euren Gebeten."

Im August 1837 wurde Rafaravavy, die ihr Haus in der Stadt verkauft und ein abgelegeneres genommen hatte, in welchem wieder dann und wann ein Christenhäuflein zusammenkam, abermals angeklagt und eingesperrt und zwar mit einer frommen Frau, Rasalama, und acht anderen Christen. Am vierzehnten Tage wurde ihr Haus und ihre Habe auf Befehl der Königin dem Volke preisgegeben und sie selbst auf den Richtplatz geführt, vorläufig aber in das Haus eines Beamten gebracht und mit schweren Ketten („Berano maso" d. h. viele Thränen) belastet, um am andern Tage hingerichtet zu werden. In der Nacht aber brach in der Hauptstadt eine große Feuersbrunst aus; bei der dadurch entstandenen Verwirrung kam die Gefangene in Vergessenheit und blieb so fünf Monate in schweren Fesseln, die sie standhaft und geduldig trug. Die mit ihr früher Verhafteten wurden zu schwerer Sklavenarbeit verurtheilt, Rasalama aber erlitt den Märtyrertod. Sie wurde zu einem der größten Wütheriche in Madagaskar gebracht, der sie sogleich in Ketten legte; und obgleich sie mehrere Tage hinter einander grausam gepeitscht wurde, hörte sie doch nicht auf zu beten und Lieder zu singen. Am Tage vor ihrer Hinrichtung legte man ihr noch peinlichere Fesseln an, wodurch sie so zusammengekrümmt wurde, als wäre sie in eine enge Kiste gepackt. Auf dem Wege zum Richtplatz aber, am folgenden Morgen, sang sie Lieder, und als sie an der Missionskapelle vorbeikam, rief sie aus: „Hier hörte ich die Worte des Heilandes!" Auf dem Platze angelangt, bat sie um Erlaubniß, niederzuknien zum Gebet, und während sie ihre Seele in die Hände des Erlösers befahl, ward sie von 3—4 Schergen mit Speeren durchbohrt. Ihren Körper ließ man von wilden Hunden verzehren. Doch zwang ihr ganzes Benehmen selbst ihren Henkern die Aeußerung ab: „Es muß in der Religion der Weißen ein Zauber liegen, der die Todesfurcht benimmt"; und Rafaralahy, ein junger Christ, der einzige, der ihren Zeugentod mit ansah, sagte tief ergriffen: „Könnte ich so ruhig und selig sterben, wie sie, so möchte ich wohl auch um des Heilands willen mein Leben lassen." Er wußte nicht, wie bald ihn die Reihe treffen sollte.

In einem Dorfe nahe bei der Hauptstadt hatte Rafaralahy ein Haus, in welchem eine Zeitlang etliche der gläubigen Sklaven, unter ihnen auch Rafaravavy, die nach fünfmonatlicher Haft zur Sklaverei verurtheilt war, sich versammelten und im Gebet ihre Leiden vergaßen. Darüber ward jener, etwa ein Jahr nach Rasalama's Tode, von einem Menschen, dem er viele Wohlthaten erwiesen hatte, angeklagt und infolge dessen ergriffen und in Fesseln gelegt. Man versuchte alles, um ihn zur Angabe seiner Genossen zu bewegen, er aber blieb dabei: „Die Königin thue mit mir, was ihr beliebt, ich

werde meine Freunde nicht verrathen." Als die Schergen kamen, ihn abzuholen, und an der Thür des Gefängnisses fragten: „Welcher von euch ist Rafaralahy?" sagte er muthig: „Der bin ich." Sie lösten seine Fesseln, und er folgte ohne Widerrede; unterwegs aber redete er mit ihnen beständig von Christo und von der Seligkeit, nun bald bei Ihm zu sein, der ihn geliebt habe und für ihn gestorben sei. Auf der Richtstätte bat er sich einige Minuten zum Gebete aus, übergab seine Seele den Händen des Erlösers und betete noch inbrünstig für sein Vaterland und die verfolgten Brüder. Als er sich hierauf erhob und die Schergen sich anschickten, ihn auf den Boden niederzuwerfen, rief er: „Nein, das ist nicht nöthig, ich fürchte mich nicht zu sterben!" legte sich gelassen nieder und ward alsbald zu Tode gespießt. Seinen Freunden ward indeß erlaubt, den Leib zu begraben, und seine Mitverklagten wurden gelinder behandelt, als es früher geschehen war.

Diese letzteren, unter denen auch Rafaravavy war, nebst Andrianomanana (Simeon), Ratsarahomba (David) und Rasoamaka (Joseph), erhielten durch Freunde aus der Hauptstadt einen Wink, wo möglich eiligst zu flüchten, da neue Verhaftungen bevorstanden. So flohen sie denn [1]) und fanden zunächst eine Zuflucht bei Andrianilaina und dessen Weibe Razafy (Saray), die später mit ihnen flüchten mußten. Unter tausendfachen Mühen und Gefahren kamen sie endlich nach Tamatave, wohin vor einiger Zeit (Frühjahr 1838) ihr früherer Missionar Jones von Mauritius gekommen war, um nach dem Schicksal der Christen auf Madagaskar sich zu erkundigen. Hier nahm ein angesehener Beamter, Ramiandrahasina, nebst seinem Neffen Andrianisa (Jakob) sich ihrer treulich an, und durch Missionar Jones' Vermittlung kamen sie nach Mauritius (14. Oktober 1838), wohin Ramiandrahasina mit seinem Neffen im November ihnen folgte. Er selbst nebst Andrianilaina blieb dort zurück, letzterer in der Absicht, wo möglich noch andern Verfolgten zur Flucht zu verhelfen, wobei er sich seinen zahlreichen Landsleuten auf Mauritius liebevoll widmete; die andern aber, Simeon, David, Joseph, Jakob, Maria und Sarah reisten in Begleitung des Missionar Jones über Port Elisabeth nach der Kapstadt und von dort weiter nach England, wo sie reichliche Beweise der aufrichtigsten Theilnahme seitens der Missionsfreunde fanden.

Unterdessen wuchs auf Madagaskar die Verfolgungswuth immer mehr. Viele wurden in die Sklaverei verkauft oder sonst großer Trübsal preisgegeben; Ravahiny, von ihrem Gatten geschieden, von ihrem Vater verstoßen, als Sklavin verkauft und zur Tangena verurtheilt, erlag bald nach Rafaralahy — als dritte Blutzeugin — den Mißhandlungen. Die Königin befahl geradezu ihren Soldaten, die den Flüchtlingen nachgeschickt wurden, sobald sie welche finden,

[1]) cf. Hoffmann a. a. O. S. 425 ff.

nur ein Loch in die Erde zu graben und sie dann gebunden kopfabwärts hinein zu thun und kochendes Wasser auf sie zu gießen, bis sie sterben; außerdem aber kamen 500 durch die Tangena um. Unter all diesen schauerlichen Nöthen schrieben die Christen: „Wir vertrauen auf die Barmherzigkeit des Heilandes — der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach. Helft uns, wenn's möglich ist." Im Jahre 1840, gerade während im Juli Missionar Jones als Reisender wieder einen Besuch in der Hauptstadt machte, wurden sechszehn Christen, die sich fast zwei Jahre versteckt gehalten, auf der Reise nach Tamatave, von wo sie sich nach Mauritius einschiffen wollten, gefangen und drei Tage hinter einander verhört. Am dritten Tage sagten sie frei heraus: „Da ihr uns doch so oft fragt, so wollen wir's euch sagen. Wir sind keine Räuber — wir sind Beter; und wenn das im Reiche der Königin zum Verbrecher macht, so müssen wir uns schuldig bekennen." — „Ist dies nun," sprach der Richter, „euer letztes Wort, es sei für Leben oder Tod?" — „Es ist unser letztes Wort," sagten die Christen, und neun von ihnen, darunter die schon einmal entronnene Raminahy, Davids Frau, wurden hinausgeführt und zu Tode gespießt. Andere Flüchtlinge, besonders aus der Armee, welche der unerträglichen Despotie zu entrinnen suchten, wurden, an Händen und Füßen gebunden, langsam verbrannt, was im Jahre 1841 mit 100 Madagassen, die man aus einer Zahl von 1000 Ergriffenen gewählt hatte, geschah. „Die Trübsal, die über uns gekommen ist," schreiben die armen Verfolgten im Juni d. J., „nimmt sehr zu. Hinrichtungen, Gottesurtheile und Jammer aller Art vermehren sich hin und her im Lande, so daß kürzlich in Vonizongo auf Befehl der Königin und der Beamten 3000 Personen die Tangena durchmachen mußten; und an anderen Orten ist es ebenso gewesen. Das Elend des Volkes ist unaussprechlich, es ist über die Maßen groß im ganzen Lande. — Wenn Gott nicht unser Schutz ist, so sind wir verlorne Leute."

Nichtsdestoweniger zog es die bisher in England geborgenen, durch das dortige Klima jedoch in ihrer Gesundheit bedrohten Flüchtlinge nach ihrer Heimat zurück, nachdem Sarah (Razafy), erst 22 Jahre alt, bereits am 22. Dezember 1840 in die ewige Heimat abgerufen war. Unter der Führung des Missionars David Johns (nicht zu verwechseln mit Jones, der bis an seinen im Mai 1841 erfolgten Tod die Bedrängten in Madagaskar je und je zu trösten und aufzurichten Gelegenheit hatte) brachen sie dahin auf im Jahre 1841; leider aber waren alle Versuche, von der Ostküste aus den armen Verfolgten in Madagaskar Hülfe zu bringen, vergeblich. Johns besuchte deshalb einige der bevölkertsten Theile der Insel, wohin die Macht der Königin sich nicht erstreckte. In Ambonga, auf der westlichen Küste, bezeigten Häuptling und Volk große Begierde, lesen zu lernen, und Johns ließ hier einen bekehrten Madagassen zurück, welcher seinen Brüdern Nachricht gab. Diese sandten

zwei aus ihrer Mitte, Ratsitahina und Rabearakaba, ab, um sich nach dem Wege zu erkundigen. Aber auf der Grenze wurden sie von den Wächtern der Königin gefangen und beschuldigt, Aufruhr anstiften zu wollen. „Wir leugnen nicht," sagten sie vor Gericht, „daß wir beteten und den Gebräuchen der betenden Leute folgten; wir thaten so, wie die bei uns gefundenen Bücher bezeugen; aber die Waffen gegen die Königin zu ergreifen, das haben wir nie gewollt." Sie wurden indessen zum Tode verurtheilt und sollten in ihrer Vaterstadt hingerichtet werden. Ein christlicher Bruder hatte den Muth, ihnen Speise ins Gefängniß zu bringen. Sie trugen ihm ein herzliches Lebewohl an alle Christen auf und versprachen, deren Namen nicht zu verrathen. Das hielten sie denn auch treulich und starben freudig und getrost im Juni 1842. Johns aber suchte nach einer andern Stätte, von wo aus er seine unglücklichen Brüder retten könnte. Auf der kleinen Insel Minow wurde er vom König äußerst freundlich empfangen und gebeten, zu bleiben. Derselbe hatte nebst seinen Leuten von den Christen bereits etwas lesen und schreiben gelernt und versprach dem Missionar, Kirche, Schule und Wohnung zu bauen. Gleichwohl ward hier nichts unternommen; dagegen ließ Johns auf Nossi Mitsio [1]) und etlichen benachbarten kleinen Inseln nordöstlich von Madagaskar durch Mary (Marie Rafaravavy) und Joseph eine Mission eröffnen, die im Anfang ganz vortrefflich ging. Gegen Ende 1842 aber nahmen die Franzosen diese Insel, sowie die benachbarten, Nossi Be, Nossi Faly, Nossi Komba, in Besitz, vertrieben die Lehrer und setzten auf Nossi Mitsio einen katholischen Priester hin. Johns selber starb am 6. August 1843 auf Nossi Be, und die christlichen Madagassen zogen sich nach Mauritius zurück.

Auf **Mauritius** hatte bereits 1841 die „Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums" angefangen, sich des Schulwesens eifrig anzunehmen. Sie gab 600 Pfund zur Errichtung einer Normalschule und stellte hier wie auf den von etwa 6000 bisher verwahrlosten Negern bewohnten Seychellen, deren Hauptinsel Mahé ist, einen Kaplan an. Im Jahre 1843 zählte sie auf Mauritius und den Seychellen 14 Schulstationen, 30 Schulen und ebenso viele Schullehrer, 1030 Wochen- und 560 Sonntagsschüler. Von Seiten der Londoner Gesellschaft waren mit Anbruch der Christenverfolgung auf Madagaskar Missionar Jones und Baker auf Mauritius eingetroffen und widmeten ihre Thätigkeit den geflüchteten Madagassen, deren Zahl allmählich auf 700—800 stieg und für welche 1843 eine besondere Station zu Moka oder Mocha, einige Meilen von Port Louis nach dem Innern zu, angelegt wurde. Hier, wo Le Brun, der Sohn, seine Arbeitsstätte fand, wirkte auch Marie (Rafaravavy)

[1]) Es liegt hier jedenfalls ein Irrthum in den Berichten vor, da die Minow-Insel mit Nossi Mitsio identisch ist.

mit ihren Gefährten von Nossi Mitsio in Segen unter ihren Landsleuten und den benachbarten Plantagenarbeitern, bis sie (leider schon nach wenig Jahren) selig heimging. Manche Flüchtlinge leisteten Dienste auf dieser sogenannten „Malagasistation" und waren auch in Port Louis mit Versammlunghalten und Lesenlehren thätig. „Ueberall aber," schrieb Le Brun im November 1844, „zeigt sich ein starkes religiöses Leben und Durst nach dem lebendigen Wasser."

Von Madagaskar, wo die Verfolgung noch immer fortging, baten die leidenden Christen in Antananarivo im Oktober 1845 ihre Brüder auf Mauritius dringend um Bibeln. „Wir dürsten nach ihnen," so schrieben sie, „denn die Bibel ist unser Begleiter und Freund, der uns in der Einsamkeit und Stille belehrt und gründlich durchsucht, und der uns in unserer Trübsal und Anfechtung tröstet." Auch nach Katechismen, Gesangbüchern, Bunyans Pilgerreise ꝛc. verlangten sie sehnlichst, weiter aber heißt es in ihrem Briefe:

Was den Zustand unseres Landes betrifft, so ist er immer noch finster, und die Verfolgung von Seiten der Königin geht immer noch fort. Nichtsdestoweniger kommen die Leute weiter. Gepriesen sei Gott, der sie so gedeihen läßt! Und was uns selbst anlangt, so gehen wir am Sonntag jedesmal auf einen Hügel oder in ein Thal, weit entfernt von den Menschen. Wir gehen vom Hause weg am Samstag, und am Sonntag kommen wir zusammen und feiern die Gottesdienste des Herrn. Freilich sind nur die Männer stark genug, so weit zu gehen, daß man von allen Leuten ferne ist; und auch das macht uns die Sache schwer, wenn wir den Schmerz derer betrachten, die nicht gehen können. Wie groß aber auch unsere Betrübniß sein mag, so werden wir doch nicht muthlos, sondern fahren fort, Gott zu bitten, daß Er uns nicht verzagen lasse in der Anfechtung, denn Jesus spricht Matth. 10, 38: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget Mir, der ist Mein nicht werth", und wiederum sagt Er Joh. 16, 33: „Solches habe Ich zu euch geredet, daß ihr in Mir Frieden habt; in der Welt habt ihr Trübsal, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden."

Inzwischen hatte Ranavalona ihren Unterthanen verboten, die Insel zu verlassen. Dies Verbot wurde in mehreren Fällen nicht beachtet, und da englische und französische Schiffe dazu die Hand geboten, so wurden auch die Europäer von den Strafen bedroht, welche auf das Entweichen der Madagassen gesetzt waren. Das veranlaßte die Statthalter von Mauritius und Bourbon, ein englisches und zwei französische Kriegsschiffe nach Tamatave gehen zu lassen, die freilich, statt friedlich mit den Behörden der Königin zu verhandeln, die Stadt in Brand schossen und viele Eingeborene tödteten. Ohne ihren Zweck erreicht zu haben, mußten sie wieder abziehen und sogar 13 von ihrer Mannschaft in den Händen des Feindes lassen. Dadurch ward nicht blos die Wuth der Königin gegen die Christen aufs höchste gesteigert, sondern es hörte auch seit 1845 fast aller Verkehr mit Madagaskar auf, was namentlich die auf Mauritius in der Verbannung lebenden Madagassen sehr schwer traf, da sie nun auf Jahre hin von den Ihrigen so gut wie keine

Kunde erhalten konnten. Seitdem aber lauteten alle Nachrichten dahin, daß die Königin in ihrem Wüthen gegen die Christen, gegen jeden, der ihr Mißfallen auf sich zog, nur täglich ärger werde. Ihren Feldherrn Ratsitakaina ließ sie enthaupten und seinen Kopf auf einen Pfahl stecken, weil er die in dem vergeblichen Angriff auf Tamatave gefallenen Engländer und Franzosen hatte beerdigen lassen.

Plötzlich aber erschien folgende Kunde: „Herrliche Nachricht," so ruft Missionar Le Brun auf Mauritius aus, „von Madagaskar. Die Christenzahl wächst. Eine große Erweckung hat stattgefunden. Es sind mehr als hundert Neubekehrte, unter ihnen der Erbe des Thrones, der einzige Sohn der Königin Ranavalona. Noch ist er ein Nikodemus, aber er betet mit den Christen und liest mit ihnen die Schrift. Die Königin hatte Befehl gegeben, neuerdings alle Christen zu ergreifen, und 22 waren zum Tode verurtheilt, als der Prinz zu ihrer Vertheidigung auftrat. Er brachte es dahin, daß nur neun das Tangena trinken mußten, von denen leider einer starb. Die andern wurden verkauft, sind aber bereits durch ihre Freunde, man sagt mit Hülfe des Prinzen, losgekauft." Prinz Rakotond-Radama (Jung-R.), so hieß er, war damals 17 Jahre alt. Bereits wirkte seine Bekehrung so, daß seine Mutter eine weitere Anzahl gefangener Christen nicht hinrichten ließ. Der Minister der Königin verbrannte die Liste vieler Personen,[1]) die als Christen angeklagt waren, denn er fand unter ihnen seine nächsten Amtsgehülfen. Ein Jüngling, Namens Ramaka, der mit ungemeiner Kühnheit das Wort Christi predigte, war das Werkzeug zur Bekehrung des Prinzen, der nun jede Nacht etliche Christen um sich zum Gebet versammelte und offen als das Haupt derselben dastand, da seine Mutter ihn zu lieb hatte, um ihm deshalb etwas anzuhaben. Sein Beispiel und Einfluß hatte auch die Bekehrung eines andern hochgestellten Prinzen des königlichen Hauses, Ramonja, zur Folge, welcher der Sohn der Schwester der Königin war. Das geschah ums Jahr 1846. Die Königin ward indeß durch diese Vorgänge wenig überzeugt; sie schrieb sie der Zauberei zu, der die beiden Prinzen erlegen seien, und ihre Vorurtheile wurden durch die politischen Feinde ihres Sohnes nach Kräften genährt.

So brach denn im Februar und März 1849 eine neue heftige Christenverfolgung aus. Die Königin erließ nochmals eine strenge Verordnung gegen das Christenthum, und in kurzer Zeit wurden 1903 Personen um ihres Bekenntnisses willen bestraft. Achtzehn von ihnen wurden theils verbrannt, theils von einem hohen Felsen herabgestürzt.

„Es ist der 18. März 1849. Kanonendonner kündigte ihn an, der sich im Laufe des Morgens von Zeit zu Zeit hören ließ und die neugierige Menge in

[1]) cf. Calwer Missionsbl. 1848, S. 70.

der Vorstadt Analakely sammelte, die einen von blindem Christenhaß dorthin getrieben, andere von bloser Neugierde, noch andere von herzlichem Mitleide. Sehen wir nach unseren Gefangenen. In welcher Gemüthsverfassung mögen sie wohl sein? Aeußerlich angesehen ist ihre Lage beweinenswerth. Da sitzen sie auf dem Boden des Gefängnisses in schmutzige Lumpen gehüllt, von Soldaten umgeben. Allein was vernehmen wir? Täuscht uns unser Ohr, oder ist es Wirklichkeit? Wir hören einen Gesang aus dem Munde der Verurtheilten? So ist es. Sie singen aus ihrem madagassischen Gesangbuche das Lied: „Wir gehen heim zu unserm Gott," dessen letzter Vers also lautet:

Wenn ich werde sterben
Und die Freunde lassen,
Wenn sie um mich weinen,
Wenn mein Geist geschieden,
Werd' ich selig sein.

Auf dem Wege zur Richtstätte sangen sie, und noch auf der blutigen Stätte selber. Das war zwar nicht die Meinung ihrer Führer gewesen, denn diese, als sie sie abholten, stopften ihnen Lumpen in den Mund, damit sie nicht zum Volke reden könnten, was aber eben doch geschah. Jeder einzelne, ob Mann ob Frau, wurden in zerrissenes und beschmutztes Mattengeflecht gehüllt, mit Händen und Füßen zwischen zwei Stangen gebunden und also fortgeschleppt. Alle, Adlige, Bürgerliche und Sklaven, waren jetzt einander gleich; als Kinder Gottes durch Leiden zur Herrlichkeit gehend, bildeten sie die erhabenste Prozession, welche je die Sonne auf Madagaskar beschienen. Raniwo allein, die denkwürdige Linie schließend, durfte zu Fuße folgen. Zu Analakely angekommen, wurden sie auf den Boden niedergelegt, mit Soldaten umringt, die ihre Speere in die Erde stießen. Dann erschienen unter militärischer Bedeckung und unter den Klängen der Musik die Richter und Beamten und verkündeten der harrenden Menge die Botschaft der Königin: „Ich, die Königin von Madagaskar, sage, daß keine Religion, ausgenommen die Andrianampoinimerinas und Radamas und die Gebräuche ihrer Vorfahren in diesem meinem Lande eingeführt und geübt werden darf. Alles andre ist durchaus von mir zurückgewiesen. Hätte ich die Anhänger dieser neuen Religion nicht sich selbst anklagen lassen, so würden sie bald das ganze Land umgekehrt haben, und alles Volk wäre ihnen nachgefolgt. Ich betrachte sie als Rebellen, deshalb sage ich auch, wie ich sie bestraft habe, und zwar wie es mir die Geister Andrianampoinimerinas und Radamas geoffenbart haben." Nun wurde die Liste der Bestraften verlesen. Unter ihnen waren 117 Personen zu lebenslänglicher Kettenarbeit verurtheilt. 105 derselben überdies noch zu öffentlicher Geißelung, 37 Prediger mit ihren Frauen und Kindern zu bleibender Sklaverei, 42, bei welchen Heilige Schriften gefunden waren, theilten das gleiche Loos und verloren überdies ihr Eigenthum, desgleichen 27 aus der Provinz Vonizongo. 46 wurden zum halben Sklavenpreise gebüßt; 1643, die dem Gottesdienst der Christen angewohnt, je um drei Ochsen und drei Dollars. Prinz Ramondscha verlor seinen militärischen Rang und wurde zum Gemeinen degradirt, dazu ihm eine Buße von 100 Dollars auferlegt. Andre Beamte, Militär und Civil, wurden auf den niedrigsten Grad zurückgesetzt. Neunzehn aber, 15 aus dem Bürger- und Sklavenstande und 4 vom Adel, sollten hingerichtet werden. Die Zahl aller Bestraften beläuft sich nach geringster Schätzung auf 1903, nach einigen andern Berichten auf gegen 3000.

Nachdem die Liste verlesen war, erdröhnte wieder Kanonendonner. Die Militärmusik spielte, und die Tambours ließen ihre Trommeln wirbeln, als wäre es eine große Königsparade, nicht ein Blutgericht. Die Christen aber, die jetzt durch die erregte und bewegte Menge die Straßen entlang zu ihrer Richtstätte geschleppt wurden, sangen eins ihrer Lieder, das also anhebt:

Es gibt ein schönes Land,
Das völlig glücklich macht,
Dort weilt die Ruhe stets,
Und Kummer nimmermehr.

Die vier Adeligen wurden ihre besondere Straße geführt. Die fünfzehn anderen, von denen etliche Zuschauer hernach bezeugten, ihre Angesichter seien gewesen wie Engelsangesichter, sollten zu Ampamarinana, dem tarpejischen Felsen Antananarivo's, mit ihrem Tode Gott preisen. Es ist dies jene Stelle, im Westen der Stadt und des Königspalastes, wo unter ungeheuren überhängenden Felsmassen ein 150 Fuß tiefer Abgrund geht. Dort hinabgestürzt zu werden, war die Strafe der in der Tangenaprobe schuldig erklärten Zauberer. Zu ihnen zählte man die Christen. Denn was anderes als ein mächtiger Zauber der Fremden konnt ihnen die Kraft verleihen, dem Willen der Königin zu trotzen. Dort angelangt, wurden sie ihrer Lumpen entkleidet, Seile um ihren Leib geschlungen, einer nach dem andern zum Rande des Abgrundes gezogen oder gestoßen, über denselben ein Stück weit hinabgelassen, eine Zeitlang schwebend gehalten, um ihn durch die Todesangst zum Widerruf zu bewegen, während einer der Henkersknechte mit einem scharfen Messer in der Hand auf den Befehl wartete, das Seil entzwei zu hauen. Noch einmal erging die Frage: „Willst du das Beten lassen?" Ein heldenmüthiges „Nein" war die Antwort. Ein Wink — der Strick war durchgehauen, und der treue Bekenner stürzte in die Tiefe — an den scharfen Kanten umherliegender Granitblöcke zerschellend. So theilte einer mit dem andern sein schreckliches Loos. Einer, Ramonambonina mit Namen, erbat sich, als man ihn zum grausigen Rande führte, noch einige Augenblicke zum Gebet; „denn," fügte er hinzu, „deshalb werde ich ja getödtet." Die Bitte wurde gewährt. Er kniete nieder und betete laut. Dann sich erhebend wandte er sich erst an die umstehende Menge in ergreifenden Worten, dann an seine Henker. „Meinen Leib werft ihr in diesen Abgrund hinab, aber meine Seele könnet ihr nicht hinabwerfen, da sie zu Gott in den Himmel gehen wird; darum freut es mich, im Dienste meines Schöpfers zu sterben," und so ward auch er den andern im Tode zugesellt. Was die Leute dabei gedacht und gesagt, mit welchen Gefühlen sie zu ihren Hütten kehrten, davon sagt die Geschichte nichts; aber sollten keine unter ihnen gewesen sein, welche die todüberwindende Siegesmacht des Christenthums nicht wenigstens gefühlt hätten? Wenn wir später lesen, aus Hunderten sind Tausende geworden, sollte da nicht mancher grade hier in diesen Mark und Bein erschütternden Augenblicken den ersten Stoß zu einer ewigen Bewegung erhalten haben?

Von den fünfzehn entging nur Ranivo dem Tode. Der königlichen Familie verwandt, wollte Ranavalona sie retten, hatte sie aber von dem über die andern gefällten Urtheil nicht ausnehmen können. Deshalb wurde sie auf ihren Befehl auf den Felsrand gestellt, wo sie ihre Gefährten in die Tiefe stürzen und ihre Leiber zerschmettern sah, denn dadurch hoffte die Königin sie abzuschrecken. Darauf fragte sie der Richter, ob sie nicht wieder dienen und ihr Leben retten wolle. Ja, ihre Verwandten, die selber Zeugen der barbarischen Exekution waren, drangen in sie, den Eid zu leisten und ihrer Fürstin zu Gefallen zu thun. Allein sie bat, man möchte sie zu ihren Brüdern und Schwestern in den Himmel gehen lassen. Hierauf schlug ihr der Gerichtsvollstrecker ins Gesicht mit den Worten: „Du bist toll, du bist wahnsinnig!" Es ward der Königin berichtet, sie habe den Verstand verloren. So wurde sie auf zehn Stunden Entfernung aus der Hauptstadt weggeschickt und streng überwacht. Später heirathete sie einen Christen und, ihrem Glauben bis zum Tode treu, ging sie zu Anfang der sechsziger Jahre heim.

Doch der denkwürdige Tag ist noch nicht zu Ende. Wir müssen noch mit auf die andere Richtstätte, wo den Adeligen, unter ihnen ein Ehepaar, ein schwereres Loos fallen sollte. Da in ihren Adern adeliges Blut floß und nach alter madagassischer Sitte solches nicht vergossen werden durfte, so wartete ihrer der Flammentod. Zu Faravohitra, am Nordende der Stadt, dort wo der Hügel anfängt, sich gegen die Ebene hinabzusenken, sehen wir gewaltige Pfähle in die Erde eingeschlagen und rings um sie einen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Das soll ihre Vollendungsstätte sein. Ihr Vorrecht ist, nicht zum Richtplatz geschleppt zu werden, sondern frei dem Tode entgegen zu gehen. Freude und Friede im Angesicht, schritten sie einher und sangen die köstlichsten Lieder, die einst ihre

Wonne und jetzt ihr Trost waren. So sangen sie unter anderm das Lied: „Wenn unsre Herzen traurig sind", dessen Verse mit dem Refrain enden: „Alsdann gedenke unser." Sie hielten sich ritterlich und wurden nicht schwach im Glauben. Auch die Gattin, die noch besondere Gründe hatte, vor den Flammen zu erbeben, ward wunderbar über die Schwachheit ihrer Natur und über die Angst hinweggehoben. Zu Faravohitra angekommen, bestiegen sie ohne Wanken den Holzstoß. Ein jeder wurde an seinen Pfahl festgebunden und dann unter dem Staunen der Menge das Feuer angelegt. Eben jetzt, so meldet ein Augenzeuge, wölbte sich ein dreifacher prachtvoller Regenbogen, dessen eines Ende grade auf den Häuptern der Märtyrer zu ruhen schien, über den Himmel. Von einem geheimnißvollen Grauen ergriffen, flohen bei diesem hehren Anblick viele, zwischenein löschte der strömende Regen wiederholt das Feuer aus, aber aus Rauch und Qualm hörte man kein Klagegeschrei, sondern Lobgesang.[1]) — Die Märtyrer verschieden mit Gebete: „O Herr, nimm unsern Geist auf, denn Deine Liebe zu uns hat Dich zu uns getrieben. Rechne ihnen diese ihre Sünde nicht zu!" Und, wie wenn ihr scheidender Geist den künftigen Sieg des Herrn auf Madagaskar geschaut, ertönte noch aus der Lohe heraus der Ruf: „Sein Name, Sein Lob wird für und für erschallen."[2])

Aber auch auf Madagaskar war „das Blut der Märtyrer die Saat der Kirche." Die große Zahl der leidenden Bekenner und die Willigkeit, mit der sie das Kreuz Christi auf sich nahmen, bewiesen sowohl die weite Verbreitung als auch die Festigkeit ihres Glaubens, und das unschuldige Leiden der Christen konnte nicht anders als mit einer stillen, gewinnenden Macht auf das Volk wirken. So ging in Erfüllung, was die Beamten gleich Anfangs der Königin erklärten, als sie vorschlug, alle Christen hinrichten zu lassen. „Das ist nicht das rechte Mittel," sagten sie, „denn die Religion der weißen Leute hat das Eigene, daß, je mehr Leute man umbringt, desto mehrere sich zu ihr bekennen." Zu Anfang der fünfziger Jahre liefen bestimmte Nachrichten in Europa ein, daß während dieser letzten Schreckenszeiten aus einem zehn und aus zehn hundert geworden seien, und daß nicht weniger als 5000 (und wahrscheinlich eine noch viel größere Zahl) sich nicht abhalten lassen, eifrig die Bibel zu lesen, den Sonntag zu heiligen, auf den Bergen und in den Höhlen der Insel sich zu versammeln, um gemeinsam zu ihrem Gott und Heiland zu beten; ja mit Staunen vernahm man, die Regierung des Landes sei in die Hände des christlichen Kronprinzen Rakotondradama oder Rakoto übergegangen, und ihm zur Seite stehe ein gleichfalls christlicher Minister, der Sohn des frühern Ministers, eines bittern Christenfeindes. War auch das letztere nicht ganz verbürgt, wie sich später auswies, so langten doch 1852 günstige Nachrichten von der Insel auf Mauritius an, nach welchen eine größere Geneigtheit in der Hauptstadt vorhanden schien, die früheren Verbindungen wieder aufzunehmen.

So schien denn eine neue Gnadenstunde für Madagaskar an-

[1]) Die Gattin eines der Verurtheilten wurde auf dem Scheiterhaufen Mutter und mußte auch ihr Kindlein den Flammen geopfert sehen.

[2]) Eppler, a. a. O., S. 186 ff.

gebrochen. Die Londoner Missionsgesellschaft, welche sich inzwischen nur der 500 madagassischen Flüchtlinge auf Mauritius hatte annehmen können, nahm die günstige Gelegenheit wahr, um ihre Arbeit in deren Vaterlande wieder aufzunehmen. 7000 Pfd. Sterl. wurden sofort zu diesem Zwecke zusammengebracht. Zunächst aber sollte der bisherige Sekretär, Rev. W. Ellis, früher Missionar auf den Südsee-Inseln, die Sachlage auf Madagaskar prüfen. Derselbe kam jedoch nicht über die Hafenstadt Tamatave hinaus, woselbst er sich drei Wochen lang aufhielt.

Hier traf er unter vieler Vorsicht mit manchen madagassischen Christen zusammen, die eindringlich um Bibeln und andere Erbauungsschriften baten, und ein junger Beamter, der weither nach Tamatave gekommen war, weinte fast, als man ihm auf seine Bitte um eine Bibel erwiderte, man habe keine. Er erfuhr, daß für das Evangelium und dessen Verbreitung bereits eine nach Zahl und Einfluß bedeutende Partei vorhanden war, an ihrer Spitze der Prinz mit seiner Gemahlin als treue Freunde der leidenden und verfolgten Christen. Der Prinz ward als ungemein liebenswürdig und in seinem Charakter ehrenhaft geschildert, voll Ehrerbietung gegen seine ihm sehr ergebene Mutter. In der Hauptstadt und deren nächster Umgebung waren gegen 1000 Personen, die einander als Christen kannten und regelmäßig an Sonntagen oder andern Tagen zu Gottesdienst und Abendmahl zusammenkamen. Von den Christen, deren Gesammtzahl anzugeben nicht möglich war, bekleideten viele bedeutende Aemter. Noch andere in großer Zahl erkannten, ohne selbst vom Evangelio ergriffen zu sein, die offenbar guten Wirkungen desselben an und hätten dessen Einfluß gern auf das ganze Volk ausgebreitet gesehen. Einige der ersten Beamten, mit denen die Missionare verkehrten, äußerten, die Jugend des Landes, die nicht zu den dienenden Klassen des Volkes gehöre, begehre Unterricht, und drückten ihr Bedauern aus, daß dieselbe ohne Erziehung aufwachse, sowie ihr lebhaftes Verlangen, die Schulen wieder eröffnet zu sehen. Der Götzendienst, sagten sie, werde verlacht sogar von denen, die nicht im Verdachte stehen, Christen zu sein. — Dagegen verfolgte freilich eine ebenso zahlreiche und gewichtige Partei den Zweck, das Heidenthum, die Sklaverei und alle argen Landessitten aufrecht zu erhalten, an ihrer Spitze der Neffe der Königin, Ramboſalama, eines der thätigsten und fähigsten Glieder der damaligen Regierung, bei der letzten Verfolgung der Hauptanstifter, der alles aufbot, den Kronprinzen nicht auf den Thron gelangen zu lassen. Ein wohl unterrichteter Mann aus der Hauptstadt sagte sogar, wenn der Kronprinz nicht Tag und Nacht auf das sorgfältigste bewacht würde, könne niemand 24 Stunden für dessen Leben stehen.

Die Bitte, daß Ellis einen Besuch in der Hauptstadt machen dürfe, wurde zwar abgelehnt, weil die Königin, die damals 69 Jahre alt war, mit Geschäften überhäuft sei. So mußte er unverrichteter Sache nach Mauritius zurückkehren. Immerhin aber war es ein gutes Zeichen, daß die Königin keine bittere Sprache führte und nicht die Gelegenheit wahrnahm, für das Ereigniß von 1845 Rache zu nehmen.

Indessen noch ein zweiter Versuch, nach der Hauptstadt zu gelangen, wurde vereitelt. Ellis hatte von Mauritius aus mit eingebornen Christen auf Madagaskar, ja selbst mit dem Kronprinzen korrespondirt. Als er jedoch 1854 wiederum in Tamatave eintraf, ließ ihn die Furcht der Eingebornen, wegen der auf Mauritius ausgebrochenen Cholera, nicht weiter dringen. Doch hatte er

wiederum Gelegenheit, die Christen — die er in seinem Bericht vorsichtigerweise nur die Freunde nennt — in persönlichem und schriftlichem Verkehr zu stärken. Auch gelang es ihm im geheimen, eine größere Anzahl Bibeln ans Land zu bringen, nach welchen auf der Insel ein heißes Verlangen war. Die Vornehmen und Großen von Tamatave luden ihn bei seiner Abreise dringend ein, seinen Besuch zu wiederholen.

Ellis ging nach England. Dort war das Interesse für Madagaskar immer reger geworden, nicht blos bezüglich der Mission, sondern auch des Handels. So konnte denn der Missionar auch im Auftrage der Regierung sich 1856 abermals nach jener Insel aufmachen. Er nahm einen freundlichen Brief der Königin Viktoria an Ranavalona nebst vielen Geschenken mit. Unter letzteren war unter andern ein elektrischer Telegraph, der auf die Eingebornen, wie vorauszusehen, tiefen Eindruck machte. Diesmal erwartete die Königin seinen Besuch in Antananarivo und sandte ihm 100 Mann als Träger nach der Küste entgegen. In die Hauptstadt, die er nach drei Wochen erreichte, wurde er mit großem Pomp eingeholt. Die mitgebrachten Geschenke fanden eine so günstige Aufnahme, daß Ellis sich eine geraume Zeit als Gast der Königin aufhalten durfte und mehrfach von ihr im Silberpalast empfangen wurde. Zu Gunsten der Christen vermochte er freilich nichts zu erwirken. Doch die freundlichen Beziehungen mit England wurden wieder angeknüpft. Bei dieser Gelegenheit aber konnte er selbst beobachten, in welchem Umfange und wie kräftig das Christenthum trotz aller Verbote auch in der Hauptstadt fortlebte. Er verkehrte fortwährend mit den „Freunden", doch konnte dies nur bei Nacht geschehen, da er als Gast der Königin immer unter den Augen ihres Hofes stand.

Die Königin mit ihrem Hofstaat darf man sich übrigens durchaus nicht als Wilde denken: es sind in ihrer Art ganz gebildete Leute, und europäische Kultur, vermischt mit der asiatischen, hat reißend schnell Eingang gefunden; man spricht Englisch und Französisch bei Hofe, treibt italienische Musik, tanzt französische Tänze und dergl. Was nun aber die Christen auf Madagaskar betrifft, so urtheilt Ellis ganz entschieden, daß fleißiger, fast ausschließlicher Gebrauch des Wortes Gottes und ebenso fleißig geübtes Gebet die Macht sei, welche sie aufrecht hält, nachdem sie seit 1849 nicht wieder öffentlich verfolgt worden sind. In ihrem Leben sind sie durchaus ehrenwerth und unbescholten, und selbst ihre bittersten Widersacher haben weiter nichts an ihnen auszusetzen, als daß sie die Religion geändert haben. Diesen Umstand benutzen freilich die heidnischen Priester, die eigentlichen Feinde und Verfolger der Christen, um diese der Königin als staatsgefährliche Menschen darzustellen. Nach dem heidnischen Glauben der Madagassen sind nämlich die abgeschiedenen Geister ihrer Fürsten ein Hauptgegenstand der Verehrung und Anbetung, und da man sich unter der Religion der Christen gleichfalls einen Dienst dachte, den die Europäer den Geistern ihrer Fürsten leisteten, so stellte man die Sache so dar, daß die zum Christenthum übergetretenen Madagassen ihr bisheriges Königshaus verlassen und den europäischen Fürsten unterthan geworden seien. Danach ist auch der königliche Erlaß zu verstehen, der, noch als Ellis in der Hauptstadt sich aufhielt, alle vierzehn Tage den königlichen Truppen auf der Parade vorgelesen wurde: „Wenn einer tauft oder getauft wird, soll er getödtet werden, sagt Ranavalomanjaka (die Königin). So

forscht und spürt denn nach, und wenn ihr einen findet, es sei Mann oder Weib, der also thut, so greift ihn, daß wir ihn zum Tode führen, denn ich und ihr, wir wollen solche Menschen todtschlagen, und wenn es die Hälfte des Volkes wäre. Wer ändert, was die Vorfahren verordnet oder gethan haben, oder zu den Vorfahren der Fremden betet und nicht zu Andrianampoinemerina und Lehidama und zu den Bildern, welche die zwölf Könige geheiligt haben, und zu den zwölf Bergen, welche zu verehren sind, wer alle diese Herkommen ändert, das mache ich dem ganzen Volke bekannt, den werde ich tödten, sagt Ranavalomanjaka."

Ellis hatte übrigens viel Verkehr mit dem Kronprinzen, der sich ihm aufs herzlichste anschloß. Der Verhältnisse wegen durfte er in allen Berichten über ihn freilich nur mit der größten Vorsicht sprechen. Doch erfuhr man, wie der junge Mann den Christen aufs wärmste zugethan sei. Man setzte daher auf ihn die besten Hoffnungen für das Christenthum auf Madagaskar. Noch beim Abschied hatte er mit Ellis eine ernste Unterredung und sprach viel von seiner Besorgniß um sein Volk und von der schweren Zeit, welcher sie entgegengingen; es zerrisse ihm ganz das Herz. Eine Meile weit gab er ihm noch in seiner Sänfte das Geleite, dann reichte er ihm mit Würde und großer Bewegung die Hand und befahl den Scheidenden dem Schutze Gottes.

Noch einmal aber sollte ein Verfolgungssturm, der dritte und letzte, über die unglücklichen madagassischen Christen hereinbrechen. Ein paar Franzosen hatten seit einiger Zeit am Hofe von Antananarivo bedeutenden Einfluß erlangt. Einer derselben, Lambert, ließ sich tief in die Politik des Landes ein und schmiedete mit der Oppositionspartei des Hova-Adels einen Plan zu einer unblutigen Entthronung der Königin und zur Einsetzung des Prinzen Rakoto als König. Dieser war zunächst selbst an der Sache betheiligt, zog sich jedoch von derselben noch vor der Ausführung gänzlich zurück. Um jene Zeit war auch die bekannte Reisende Ida Pfeifer in Antananarivo, sowie zwei katholische Geistliche, die sich als Arzt und als Lehrer eingeschlichen hatten. Jene war bei Hofe namentlich wegen ihres Klavierspiels freundlich aufgenommen. — Bei einem Hoffeste nun sollte der Staatsstreich ausgeführt werden, wurde aber verrathen und die sämmtlichen Europäer als Anstifter gefangen genommen (22. Juni 1857). Der Fürsprache des Kronprinzen nur hatten sie es zu danken, daß sie mit dem Leben davonkamen. Sie wurden unter furchtbaren Strapazen zur Küste transportirt und von der Insel verwiesen. Die ganze Wuth der Königin aber kehrte sich nun gegen die Oppositionspartei im Lande und namentlich gegen die Christen, über die abermals eine blutige Verfolgung hereinbrach, obgleich bei der Verschwörung selbst — so viel Ellis später erfuhr — kein Christ betheiligt gewesen war.

Ein großes Kabary wurde gehalten. Allgemeine Angst beherrschte die Bevölkerung. Wie früher wurden die Christen aufgefordert, sich selbst anzugeben, um mit einer geringeren Strafe

davon zu kommen. Wer dies versäume, dem wurde der Tod gedroht. Nur wenige folgten dem Befehle. Dagegen floh, wer fliehen konnte, und der Kronprinz war vielen dabei behülflich. Aber nicht allen gelang die Flucht. Manche wurden ergriffen und zunächst in die Gefängnisse gebracht. Durch das ganze Land ging die Verfolgung, hie und da waren ganze Dörfer verlassen. Die christlichen Bewohner hatten in den Gebirgen, in Felsenhöhlen ihre Zuflucht gesucht. Die Königin war wüthend, daß sie ihren Befehl nicht durchzusetzen vermochte, und ließ die Verfolgung mit doppelter Strenge anstellen. Bald sollte denn auch wieder Märtyrerblut fließen — noch ehe die Europäer fortgeschafft waren. Frau Pfeifer schreibt darüber (am 11. Juli): „Gestern Abend wurde ein altes Weib als Christin beim Gerichte denunzirt. Man ergriff sie sogleich, und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzlichen Qualen die Arme erlitt — schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr den Rückgrat."

Am 18. wurden vierzehn Christen nach Fiadana hinausgeführt, eine halbe Stunde von dem Märtyrerhügel Ambohipotsy entfernt. „Die meisten von diesen Duldern," sagt Ellis, „zeichneten sich unter ihren Landsleuten aus nicht durch Rang, Besitz und Ansehen, sondern durch ihren Charakter, ihren Einfluß, ihre Tüchtigkeit und Frömmigkeit." Auf dem Wege zur Richtstätte stießen die Soldaten abwechselnd ihre Lanzen nach ihnen, und der blutbefleckte Pfad zeigte nur zu deutlich, mit welcher Wirkung. Daran aber hatte diesmal die Grausamkeit kein Genüge. Sie sollten zur Abwechselung gesteinigt werden. Aber der Geist der ersten Zeugen ruhte auf ihnen. Derselbe unerschütterliche Glaube, dasselbe geduldige Leiden, derselbe siegreiche Tod war auch ihre Krone. Als man sie aus dem Gefängniß führte, vernahm man unter andern Klängen auch die des Lobgesanges; und selbst unter den Speerstichen und Steinwürfen waren sie getrost. Um das kurze aber bezeichnende Wort eines eingebornen Augenzeugen zu gebrauchen: „Sie fuhren fort Christi Lob zu singen, bis sie starben." Auf dem Platze angekommen, betete Andriamanantena in diesen feierlichen Augenblicken vor versammelter Menge, die Barmherzigkeit Gottes auf die Königin und ihr Land herabrufend und ihre Seelen den treuen Händen ihres allmächtigen Heilandes befehlend. Dann wurden sie an Pfähle festgebunden und die Steinigung begann. Die meisten starben unter dieser grausamen Tortur; andre wurden nachträglich geköpft und die Köpfe zum Theil auf Pfähle gesteckt. J. Pfeifer schreibt: „Die Armen sollen sich überaus standhaft benommen und unter Absingung von Hymnen den Geist aufgegeben haben. Als wir unsern Abzug aus der Stadt hielten, kamen wir an dem Marktplatz vorbei und sahen zum Abschied dies schreckliche Bild." Selbst der französische Pater Jouen läßt diesen evangelischen Blutzeugen Gerechtigkeit widerfahren, wenn er schreibt: „Alles weiß die erfinderische Blutgier der Königin als Folterqual und Marterwerkzeug zur Vertilgung der Christen anzuwenden; und trotzdem halten sie fest und ungebeugten Muthes an ihrem heiligen Glauben." — — Als Nacht und Dunkel über die Blutstätte ihren Schleier warf und gierige Hunde ihr trauriges Leichenmahl halten wollten, stahlen sich die Freunde der Opfer in der Stille herbei, versehen mit Knitteln und Stangen und Sacktuch, vertrieben die Hunde, wickelten die theuren Leichen ein und trugen sie bis zur nächsten christlichen Wohnung, eilten zurück, dieselbe Arbeit von neuem beginnend, bis sie die letzten sterblichen Ueberreste geflüchtet hatten. Nachdem sie dort gereinigt, wurden sie in der Stille bestattet. — —

Jenen vierzehn Gesteinigten folgten noch andere. Fünfzig mußten die Tangena trinken, von denen acht starben; 57 wurden in Ketten geschmiedet nach verschiedenen Fieberregionen der Insel verbannt, wo mehr als die Hälfte eines

langsamen Todes starb. — Von den vielen zur Sklaverei Verurtheilten wurden sechszehn durch Freunde um schweres Geld wieder freigekauft. Von den zum Tode Bestimmten entrannen sechs und fristeten ihr Leben vier und ein halbes Jahr in armseliger Verborgenheit. Die zur Kettenstrafe Verurtheilten wurden mit Eisenringen um Hals und Knöchel noch überdies in Koppeln zu fünf bis sieben und mehr an einander geschmiedet. Am Halsringe hing eine fast drei Fuß lange Eisenstange, an deren Ende auf gleiche Weise ein Leidensgenosse befestigt war u. s. f. Erlöste der Tod ein solches Opfer (und es starben viele, noch ehe ein Jahr verging), so wurde von dem Gefangenwärter einfach der Kopf abgeschnitten und der Ring abgestreift. Ebenso wurde bei den Knöcheln verfahren. Und das mußte noch als ein Werk der Barmherzigkeit erscheinen, denn niemand hätte sonst den Leichnam von den Lebenden gelöst; diese aber mußten die freigewordene Eisenlast weiterschleppen. Waren nicht grade Freunde zur Hand, so wurde der Leichnam eine Speise des Raubgethiers. Ellis brachte die Eisenbande, die ein Christ vier und ein halbes Jahr getragen, mit nach England. Ihr Gewicht beträgt 56 Pfund. Der Vater dieses Mannes starb in den Ketten, seine beiden Schwestern gleichfalls. Nur ein Bruder war von der ganzen Märtyrerfamilie am Leben geblieben. „Ich sah," schreibt Ellis, „einige dieser überlebenden Dulder, elend und abgezehrt, mit Wunden und Narben in ihrem Fleisch, aber mit Friede, Hoffnung, Freude und Herrlichkeit in ihren Seelen." [1])

Auch in den folgenden Jahren dauerte die Verfolgung fort. Viele hatten Strafe an Hab' und Gut, an Rang und Freiheit zu erleiden. Es waren übrigens nicht die Christen allein, auf denen der Zorn Ranavalona's lastete. Alle blos politisch Verdächtigen und jeder Mißliebige von ihren Unterthanen wurden ebenfalls bestraft. Wehe dem, der ihr launenhaftes Mißfallen auf sich zog. Noch in jener Zeit (während welcher übrigens die ganze Insel den Europäern verschlossen war), ordnete sie eine allgemeine Landesreinigung an, indem sie in einem öffentlichen Kabary verkündigen ließ, daß, wer irgend ein Verbrechen begangen und es komme an den Tag, der solle mit dem Tode bestraft werden; wer sich aber während einer bestimmten Frist selbst angebe, der solle mit dem Leben davon kommen. Der Schrecken, der über die Bevölkerung kam, war so groß, daß viele sich aufmachten und Vergehen gestanden, die zum Theil schon vor mehreren Jahren begangen waren. Der Lohn für das freie Bekenntniß war der Halsring, in dem sie nach verschiedenen Fieberregionen geschickt wurden, wo sie langsam aber sicher aufgerieben wurden.

Doch die Tage der blutgierigen Königin waren gezählt. Zu Anfang des Jahres 1861 stellte sich bei ihr die Krankheit ein, die ihrem fluchbeladenen Leben ein Ende machen sollte. Alle Zaubereien und Götzenorakel, zu denen sie ihre Zuflucht nahm, halfen nicht. Dazu wurde das Land erschreckt durch allerlei Vorzeichen, die mit abergläubischer Furcht gedeutet wurden. Man dachte an die Thronfolge. Ranovalona hatte früher ihren Neffen Ramboſalama zu ihrem Nachfolger bestimmt. Später ihrem Sohne Rakoto mehr zugethan, suchte sie diesem die Krone zuzuwenden, und ein Gottesurtheil

[1]) Eppler, a. a. O., S. 222 ff.

gab die Entscheidung, der sich auch jener zunächst fügte. Als aber das Ende der Königin nahte, traf er Vorbereitungen, um seinen Rivalen aus dem Wege zu schaffen. Die klugen Vorsichtsmaßregeln Rakoto's und seines Generals Raharo vereitelten jedoch den Plan.

Der 16. August 1861 war der Tag, der die Königin mit ihren Blutschulden vor den Thron des ewigen Richters rief. — Als ihr Tod dem Volke angekündigt und Rakoto (Rakotond-Radama) als Radama II. zum Könige ausgerufen wurde, drang Ramboſalama mit seinem bewaffneten Anhange in den Palast, fand hier jedoch alles zu seiner Gefangennahme vorbereitet. Er mußte seinem Vetter den Eid der Treue schwören und sich dann auf seinen Landsitz zurückziehen, wo er, sich frei bewegend und mit seinen Freunden verkehrend, aber von 200 Soldaten überwacht, im April 1862 eines natürlichen Todes starb. „Die Sonne," schreibt Missionar Ellis, „ging an jenem Tage nicht unter, bevor Radama II. allen seinen Unterthanen gleichen Schutz verheißen und erklärt hatte, daß es einem jeden frei stehe, ohne Furcht und Gefährde, Gott nach den Eingebungen des eigenen Gewissens zu verehren. Er schickte seine Beamten, die Gefängnisse zu öffnen und die Ketten derer zu brechen, denen die Freudenrufe der Menge draußen schon verkündigt hatten, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen. Er ordnete andere ab, um den Rest der Verbannten aus den entfernten und verpesteten Distrikten zurück zu rufen, wo viele der Krankheit erlegen waren. Die Verbannten eilten heim. Männer und Frauen, abgezehrt und elend von Leiden und Entbehrungen, erschienen in der Stadt zum Staunen ihrer Nachbarn, die sie längst unter den Todten geglaubt, zur dankbaren Freude ihrer Freunde. Das langersehnte Jubeljahr war gekommen, und Freude und Wonne herrschten überall; denn auch viele, die nicht an das Evangelium glaubten, sympathisirten mit den Christen in ihren Leiden und freuten sich jetzt mit ihnen ihrer Befreiung." Alsbald zeigte Radama II. auch dem englischen Gouverneur von Mauritius unter aufrichtigen Freundschaftsversicherungen seine Thronbesteigung an, was durch eine im Oktober 1861 am Hofe des Fürsten mit Glückwünschen und Geschenken erscheinende Gesandtschaft erwidert wurde, und schrieb den protestantischen Missionaren, daß das Land aufs neue den Predigern des Evangeliums offen stehe.

Hierauf beeilte sich Missionar Le Brun, der neben seinem hochbetagten Vater auf Mauritius wirkte, mit einem der madagassischen Katecheten, David Johns, baldigst der Einladung nachzukommen. Aufs herzlichste wurde er bewillkommnet. Schon in Tamatave konnte er mit einer Christenschaar Gottesdienst und das heilige Abendmahl halten. In Antananarivo aber hatte er an einem Sonntage fünf gottesdienstliche Versammlungen, da sich immer neue Haufen von Gläubigen zusammendrängten. Beim Könige wurde ihm eine ermuthigende Audienz zu theil. Vom Madagaskarfieber

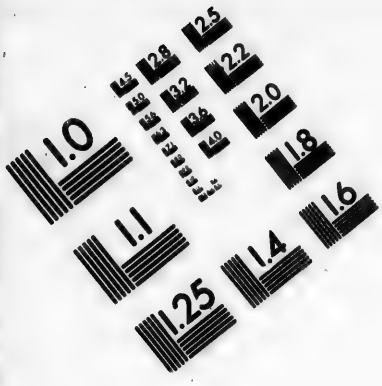
ergriffen, mußte er freilich seine Thätigkeit einstellen. Doch konnte er noch vor seiner Abreise fünf Elternpaare und deren Kinder taufen. Das sehnliche Verlangen nach Büchern, das ihm überall entgegen tönte, hatte er leider nicht befriedigen können.

Bereits aber war auch Ellis wieder unterwegs nach seinem geliebten Madagaskar. Nun endlich war der von der Londoner Missionsgesellschaft so lange erwähnte Zeitpunkt da, ihre Arbeiten auf der Insel wieder aufzunehmen. Wie anders wurde diesmal der bereits alternde Missionar empfangen! In Tamatave, wo er fast nur bei Nacht mit gedämpfter Stimme einem zusammengeschlichenen Häuflein das Wort des Evangeliums hatte verkündigen dürfen, wurde er jetzt von den Christen mit offenem Jubel empfangen und durfte öffentlich und vor den Behörden der Stadt predigen. Zwei königliche Beamte erwarteten ihn, um ihm das Ehrengeleit nach der Hauptstadt zu geben. Das Leben auf Madagaskar bot einen ganz veränderten Anblick dar. Freilich nicht alles war zum guten verändert. Der junge König, unüberlegt und übereilt, wie oftmals bei seinen Handlungen, hatte sofort sämmtliche Zölle aufgehoben und alle Nationen zum freien Handel mit seinem Reiche eingeladen. Dadurch war viel europäische Kultur mit einemmale eingedrungen. In Tamatave stand bereits ein Gasthof und verschiedene Läden, Billard u. s. w. Leute aus fast allen Theilen der Welt — natürlich auch Chinesen — waren dort zusammengeströmt, um ohne Mühe reich zu werden, und führten ein lockeres Leben. Der Markt war mit Waaren überschwemmt; das Schlimmste aber war der Branntwein, der sich in einer wahren Hochflut über Madagaskar ergoß. Allein von Mauritius waren in der Woche vor Ellis Landung nicht weniger als 240,000 Liter eingeführt worden. Trunkenheit, Raufereien, Diebstähle und Lüderlichkeit, durch all das fremde Schiffsvolk genährt, nahmen in erschreckender Weise überhand. „Jedes vierte Haus," sagt Ellis, „war eine Branntweinschenke, in der man Tag und Nacht Personen beiderlei Geschlechts um ein Branntweinfäßchen kauern oder am Boden liegen sah. Die erste Feuerprobe, die alle Naturvölker bei ihrer ersten Berührung mit Rassen höherer Civilisation zu bestehen haben, schien über die Madagassen mit so furchtbarer Macht hereingebrochen zu sein, daß jene verheerenden Laster in nicht allzu ferner Zukunft das ganze Geschlecht der Eingebornen von der Erde wegzufegen drohen, wenn nicht das Evangelium als Rettungsmittel dazwischen tritt." [1])

So war denn der Missionar von sehr gemischten Gefühlen bewegt, als er zur Hauptstadt reiste, umsomehr als er auch in den Dörfern bereits überall Branntweinschenken antraf. Der Einzug in die Hauptstadt aber glich einem Triumphzuge. Bei Hofe ward

[1]) Eppler, a. a. O., S. 245.





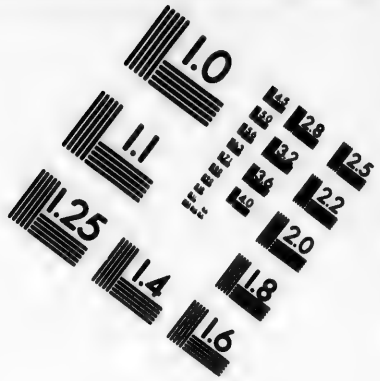
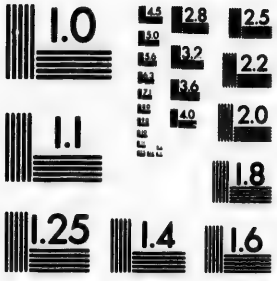
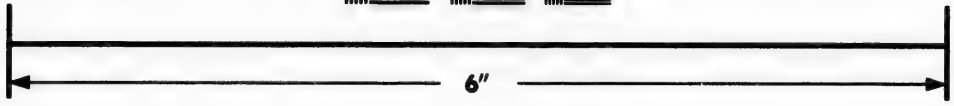
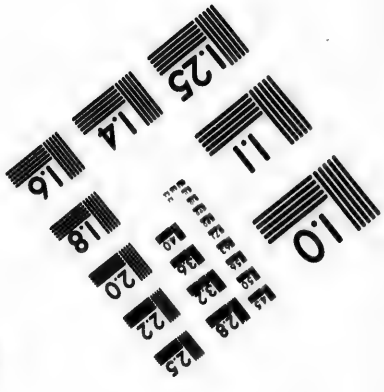


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)









Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ihm ein freundlicher Empfang — freilich bald darauf mußte auch hier die sehr zwischen Frankreich und England und den betreffenden Vertretern getheilte königliche Gunst Besorgniß erregen. Um so erfreulicher war der Verkehr mit den eingebornen Christen. Das Haus, in welchem Ellis wohnte, war oft dicht gedrängt voll Besucher. Da kamen Witwen und Verwandte von Märtyrern, oder solche, die lange in der Gefangenschaft geschmachtet u. s. w., elende, abgezehrte Gestalten, mit Narben bedeckt, aber Friede und Freude im Herzen. Von Bitterkeit gegen die Verfolger war keine Rede, auch kein Murren noch Klagen, nur Dank gegen Gott, der ihnen Gnade geschenkt hatte, die Schmach Christi zu ertragen. — Erhebend war die Sonntagsfeier. In mehreren bereits errichteten Kirchen wurde zum Theil vor einer Versammlung von 1000 Menschen gepredigt. Mit hundert eingebornen Christen konnte das heilige Abendmahl gefeiert werden.[1]) Und mit welchem Jubel wurden die Exemplare der Heiligen Schrift, die Ellis mitgebracht hatte, empfangen! In einigen Fällen tauschte er dafür die zerlesenen Ueberreste von einem Neuen Testament ein, das in der Verfolgungszeit vielen zum Troste gedient hatte. Sehr erbaulich war es auch, die Hausandachten der Christen zu beobachten. — Ellis' Thätigkeit bestand zunächst hauptsächlich in dem Unterricht einer Anzahl von Kindern hochgestellter Beamten. Doch auch der König, der, obgleich noch nicht getauft, ihn zu seinem Hofkaplan ernannt hatte, ließ ihn täglich zu sich kommen, um mit ihm aus der Bibel zu lesen.

Doch, wie schon bemerkt, auch den Einflüssen von andrer Seite war der energielose König in hohem Maße zugänglich. Auch die katholischen Missionare, unterstützt von dem politischen Vertreter Frankreichs, hatten es verstanden, sich die Gunst Radama's zu verschaffen. Wie wir sahen, waren schon vor der letzten blutigen Verfolgung katholische Missionare nach Antananarivo gekommen. Auch hatten solche auf der Ostseite der Insel einige Zeit lang eine Station gehabt. Bei der Verfolgung aber zogen sie sich in die benachbarten französischen Besitzungen zurück: Nossi Be und Mayotta; besonders aber bildete die französische Insel Réunion (Bourbon) eine wohl eingerichtete Voranstalt für katholische Mission auf Madagaskar. Es leben dort ebenso wie auf Mauritius viele Madagassen. Von diesen, wenn zur römischen Kirche bekehrt, wurden nach und nach kleine Kolonien, bestehend aus mehreren Familien mit einem eingebornen Lehrer, in die Heimat zurückgesandt, um den Anknüpfungspunkt für weitere katholische Missionsthätigkeit zu bilden. — Bald nachdem Radama II. als König ausgerufen war, erschienen nun die beiden Franzosen Laborde und Lambert wieder auf der Insel

[1]) Die Zahl der Kommunikanten stellte sich bald als 400 heraus, während 7000 Getaufte in der Hauptstadt incl. der Vorstädte vorhanden waren. Die Zahl der im Lande zerstreuten Gläubigen wußte man nicht anzugeben.

und mit ihnen unter Leitung des Pater Jouen, der jetzt als apostolischer Präfekt von Madagaskar auftrat, mehrere katholische Missionare, die ebenfalls eine glänzende Aufnahme fanden. Der König sicherte ihnen dieselben Rechte wie den evangelischen. Schon mit Ellis trafen aufs neue sechs Priester ein, und weitere Verstärkung folgte bald. Es währte nicht lange, so ward in Antananarivo der katholische Gottesdienst mit all seinem Schaugepränge gehalten. Auch Radama wurde bei dieser oder jener Festlichkeit zu einem solchen herangezogen. — Der arme Monarch — bei dem, wie Ellis sehr treffend bemerkt, der Mangel einer soliden Erziehung schmerzlich hervortrat — war so zu sagen zwischen Baum und Borke. Sehr charakteristisch ist sein Wort bezüglich der Krönung. Pater Jouen ließ den König bedeuten, daß er dieselbe zu vollziehen habe. Von andrer Seite sagte ein Gerücht, ein englischer Gesandter komme, um ihn zu krönen. „Was soll ich thun?“ sagte Radama, „ich habe nicht zwei Köpfe.“ Schließlich entschied er sich, sich selbst die Krone aufzusetzen.

Der feierliche Akt erfolgte am 22. September 1862 im Beisein einer englischen und einer französischen Gesandtschaft. Es war ein glänzendes Fest, bei dem 20,000 Unterthanen aus allen Theilen des Reiches sich versammelt hatten. Unter dem Jubel des Volkes setzte sich Radama II. die Krone aufs Haupt. Pater Jouen aber hatte sich bereits am frühen Morgen in den Palast geschlichen und den König gebeten, ihm doch die Krone zu zeigen. Darauf besprengte er sie mit Weihwasser, murmelte ein lateinisches Gebet und setzte dann plötzlich dem verdutzten Könige, der in seiner Morgenkleidung dabeistand, die Krone auf, als wollte er sehen, wie sie ihm stehe. Natürlich rühmte sich der apostolische Präfekt, die eigentliche Krönung vollzogen zu haben. Ueberhaupt lauten die katholischen Berichte aus jener Zeit so, als wäre Radama ein getreuer Sohn der römischen Kirche. Nur Ellis mit seinem nicht wegzuleugnenden Einflusse war diesen Herren ein Dorn im Auge — und wurde daher die Zielscheibe ihrer Verleumdungen.

Doch die Londoner Mission, wenn sie ihre Verstärkung auch nicht mit der Schlagfertigkeit vorschob wie die katholische, blieb nicht unthätig. Drei Wochen vor dem Tage der Krönung waren sechs Missionare, darunter ein Arzt, Dr. Davidson, mit mehr als 10,000 Exemplaren der Heiligen Schrift und einer Druckerpresse in Antananarivo angekommen. Der König und die Königin hatten sie freundlich empfangen. Das christliche Volk aber begrüßte sie mit unendlichem Jubel. Die Vertheilung der Bibeln war das erste Geschäft der Missionare. Dann schritten die Missionare in Gemeinschaft mit den eingebornen Predigern an die Ausarbeitung einer festen Kirchenordnung, die dringend nothwendig war, da jetzt, wo das christliche Bekenntniß nicht mehr Gefahren mit sich brachte, schon allerlei bedenkliche Elemente in die Gemeinden einzudringen begannen. Diese

Kirchenordnung suchte dem Vorbilde der Gemeinden des apostolischen Zeitalters nachzukommen. In der Hauptstadt wurden drei Gemeinden organisirt, zu Ambatonakanga (im Nordosten), Amparibe (südlich von da) und zu Ambohipotsy (im Süden der Hauptstadt). An der Spitze derselben blieben die eingebornen Prediger, denen je einer der drei Missionare, Ellis, Cousins und Toy, berathend zur Seite trat. Da die sehr eilig errichteten Kirchen auf die Dauer nicht genügen konnten, so wurde bald zum Bau soliderer Gotteshäuser geschritten, sowie auch zur Errichtung solcher in den Stadttheilen, die bisher derselben entbehrten, wobei der König sich sehr bereitwillig und theilnehmend zeigte. Ein besonders wichtiger Plan aber wurde von Ellis dahin entworfen, die vier Marterstätten mit monumentalen Kirchen zu versehen, damit den Märtyrern auch ein sichtbar bleibendes Andenken gestiftet würde. So entstanden später die Gedächtnißkirchen zu Ambatonakanga, Ambohipotsy, Ampamarinana und Faravohitra, schlichte doch stattliche Gebäude, mit hohen Thürmen solide aus Quadersteinen gebaut. Bedeutende Summen waren für diesen Zweck in England gesammelt.[1]) — Radama aber unterstützte auch die Errichtung anderer Anstalten für die Mission. Zur Druckerei, zum Hospital und zur Musterschule gab er den Platz her.

Die Arbeit der Missionare sollte sich aber nicht blos auf die Hauptstadt beschränken. Rings umher in den Dörfern von Imerina regte sich das Christenthum, freilich hie und da unter dem Widerspruche des Heidenthums, wie namentlich in dem alten Götzensitze Abohimanga. Auch dort aber bildete sich trotz aller Bemühungen der Götzenbewahrer eine christliche Gemeinde. Bald gab es eine ganze Anzahl solcher Außenplätze, die mit einer der Gemeinden in der Hauptstadt verbunden und von dem betreffenden Missionar regelmäßig besucht wurden. Selbst in der westlich gelegenen Provinz Vonizongo sowie in dem südlich gelegenen Betsileolande eröffneten sich weite Arbeitsfelder. Die Kräfte der Missionare erwiesen sich bald als unzureichend. Schon 1863 sandte die Londoner Gesellschaft vier weitere ordinirte Missionare sowie einen Architekten zum Bau der Gedächtnißkirchen.

Mit Radama II. aber ging es leider nicht empor, sondern nur zu rasch abwärts, namentlich nachdem Ende 1862 sein wackerer Staatssekretär Rahanirak'a gestorben war. Er umgab sich mit lauter jungen Leuten, die nicht blos in seine guten Absichten, sondern vorzüglich auch in seine Launen eingingen, unter dem Titel Menamaso (d. h. Rothaugen, weil sie mit scharfem Späherblick alles aufspürten und ihrem königlichen Freund hinterbrachten) eine Art Leibwache um ihn bildeten und den gutherzigen und wohlgesinnten, aber charakterschwachen und sinnlichen Fürsten beherrschten und von einem

[1]) Die erste dieser Kirchen wurde 1867, die andere im folgenden Jahre eröffnet. Die zu Faravohitra ist aus Beiträgen englischer Kinder gebaut.

Laster zum andern verleiteten, so daß er sich endlich (völlig dem Trunke ergeben) mehr wie ein Wahnsinniger als wie der Herrscher eines Königreichs betrug. Daß die heidnische Partei solche Blößen nicht übersah, läßt sich denken. Eines Tages brachte man dem König die Nachricht von einer außerordentlichen Krankheit, die im Lande ausgebrochen sei; die Kranken nannte man Ramanenza; sie liefen umher in den Straßen, tanzten, schüttelten mit den Köpfen, sangen, trommelten, lärmten, meist mit grünen Zweigen geschmückt. Sie wollten mit der verstorbenen Königin verkehren, sowie mit dem ersten Radama und mit dessen Ahnen. Endlich verbreitete sich die sonderbare Krankheit auch in der Hauptstadt; Weiber liefen wie toll umher, tanzend, lärmend und singend. Nichts konnten diese Kranken weniger leiden als Hüte und Mützen; sie bestanden darauf, daß jeder Begegnende sein Haupt zu entblößen habe. Endlich kamen sie zum König mit ihren Botschaften aus dem Geisterland und befahlen ihm, das Christenthum zu lassen, um den Zorn seiner Vorfahren zu sühnen. Der König, wie alle Schwächlinge, war im Herzen abergläubisch und wurde daher sehr beunruhigt durch diese Gaukeleien; so befahl er denn allen seinen Unterthanen, und später auch den Europäern bei 30 Thlr. Strafe, vor diesen Ramanenza das Haupt zu entblößen. Dadurch bestärkt, bereitete die heidnische Partei — denn darauf war das ganze Spiel angelegt — einen Mordanschlag gegen die Christen und vermochte, um dies durchzusetzen, den König mit Hülfe der Menamasso zu einem Gesetz, nach welchem kein Kampf mit Feuerwaffen, Speer und Schwert zwischen zweien oder mehreren Personen, ja ganzen Familien und Stämmen verhindert, und wenn einer falle, der Thäter nicht gestraft werden dürfe. Am 7. Mai 1863 erklärte der König seinen Ministern und Palastbeamten den Entschluß, dies Gesetz zu erlassen; am andern Tage traten die Minister und etwa 100 der vornehmsten Männer vor ihn mit der Bitte, das Gesetz zurückzunehmen; er blieb fest: sein Wille sei Gesetz; der erste Minister flehte ihn auf den Knien an, umsonst. Jetzt zog man sich zurück, um Gewalt zu brauchen. Das Heer war gewonnen; unter allgemeiner Bestürzung und Flucht des Volkes ward der Palast besetzt; die Menamasso, des Königs Vertraute, wurden am 11. Mai gefangen abgeführt, an ihn selbst aber trat nun statt der Bitte die Drohung hinan. Unbeugsam blieb er bei seinem verderblichen Willen mit einer Festigkeit, wie er sie leider im Guten nicht gehabt. Man gab ihm Bedenkzeit, und endlich wurde er in Gegenwart der Königin, die ihn vergeblich zu retten suchte, am 12. Mai 1863 erdrosselt. Seine letzten Worte waren: „Ich habe nie Blut vergossen." — Erst nachmittags 4 Uhr wurde unter Kanonendonner dem Volke verkündigt, der König habe sich selbst getödtet und seine Gemahlin Rabodo habe unter dem Namen Rasoherina den Thron eingenommen. Sie hatte den Großen des Reiches zuvor eine Art Konstitution beschwören müssen, nach welcher

allen Fremden, die sich den Gesetzen des Landes unterziehen, vollkommne Freiheit und Schutz zugesagt, zu allen Nationen freundliche Beziehungen verheißen, die abgeschafften Zölle wieder eingeführt, das Christenthum zu lehren überall, außer in Ambohimanga, dem Begräbnißplatz des Hovaherrscher, gestattet wurde. Merkwürdig ist der erste Artikel dieser Konstitution, welcher bestimmt, daß das Staatsoberhaupt von Madagaskar nie Spirituosen trinken dürfe. Die Menamaso aber, 35 an der Zahl, mußten sterben.

So kläglich für ihn endete Radama's II. kurze Regierung, die anfangs so Großes hoffen ließ. „Sein ganzer Charakter," bemerkt Missionar Toy, „war ein Problem, das man vergeblich zu lösen versucht. Als Prinz und während der verfolgungssüchtigen Regierung seiner Mutter deckten seine Humanität und Gutmüthigkeit alle seine Fehler zu und machten ihn zum Liebling des Volkes. Als König verdunkelten seine Fehler alles Bessere an ihm und brachten ihn eilig in allgemeine Verachtung." Grundlos aber sind die Beschuldigungen der Feinde, daß Ellis den König zu Neuerungen gedrängt und dadurch die Wuth der altheidnischen Partei gegen ihn heraufbeschworen und ihn so um Thron und Leben gebracht habe. Die Regierung der Königin hielt sich, trotz eines, übrigens unbedeutenden und bald unterdrückten Aufstandes der Sakalava, trotz des lange künstlich unterhaltenen Gerüchtes, daß Radama II. noch lebe, und trotz dem nach einiger Zeit eintretenden Sturz des Premierministers, und das gute Einvernehmen mit England und Frankreich ward aufrecht erhalten, den Missionaren und eingebornen Christen aber vollkommene Freiheit und Schutz seitens der Regierung gewährleistet.

Rasoherina war keine Christin. Sie hielt für ihre Person am Heidenthum fest. Ihre Götzen mußten sie überall begleiten, auch genehmigte sie, daß in Ambohimanga und ein paar andern Orten kein christlicher Gottesdienst gehalten werden dürfe. Die Gemeinden mußten sich außerhalb des Ortes versammeln. Im übrigen aber hat sie sich redlich bemüht, die Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten und allen ihren Unterthanen gerecht zu werden. Unter ihrem milden Regimente hat das Land bedeutende Fortschritte gemacht und ebenso das Christenthum — obgleich keiner der Unterthanen der Herrscherin zu Liebe seinen Glauben wechselte. Trotzdem brachte seitdem jeder neue Bericht Kunde von der Zunahme der Gemeinden in Stadt und Land. Antananarivo zählte im Jahre 1864 sieben Gemeinden mit je einem Missionar — nur eine hatte zwei — und mehreren Nationalgehülfen. Die Kirchlein waren am Sonntag vor- und nachmittags voll und übervoll; eine Gemeinde zählte 283 Abendmahlsgenossen, eine andere 250, eine dritte 430 regelmäßige Glieder mit 1000 und mehr Zuhörern; kein Monat verging ohne neue Taufen, Ellis konnte an einem Sonntage schon 40 Heiden taufen. Zum Bau der Kapellen trugen die Christen eifrig und nach Vermögen bei;

einzelne Stadtgemeinden fingen bereits an, das jährliche Gehalt ihrer eingebornen Prediger aufzubringen. Nach Unterricht und Büchern war fortwährend großes Verlangen, und die Presse reichte lange nicht hin, die Nachfrage auch nur einigermaßen zu befriedigen. Schon konnten in der Stadt und in den Landgemeinden zahlreich besuchte Missionsstunden gehalten werden; die beginnende Sonntagsheiligung und die Einführung der christlichen Ehe waren weitere Zeichen befriedigenden Fortschritts. Doch blieb noch immer viel zu thun übrig, und deshalb suchten die Missionare vor allem eine Anzahl tüchtiger Männer heranzubilden und in den Schulen ein christliches Geschlecht zu erziehen. Mit jeder Gemeinde in der Hauptstadt waren Alltags- und Sonntagsschulen verbunden, und in Begabung, Lernbegierde und Fleiß standen die Schüler den europäischen nicht nach. Zwar schickten die Vornehmen meist ihre Töchter zu den katholischen Schwestern, die wirklich gut unterrichteten und vor den protestantischen Missionsfrauen da gewesen waren, doch zählte die höhere Schule des Missionars Stagg unter ihren 150 Schülern auch 50 Mädchen. Daneben suchte er tüchtige Nationalgehülfen heranzubilden, ward aber schon am 5. Februar 1864 vom Madagaskarfieber hinweggerafft. Um so willkommener war die Verstärkung, welche nach einigen Monaten eintraf.

Dringende Hülferufe kamen auch fortwährend von den Christen auf dem Lande, und Missionar Toy leitete z. B. neben seiner Stadtgemeinde noch neun Landgemeinden und besuchte sie, so oft er konnte. Zu Itasy, 12 Meilen südwestlich von der Hauptstadt, hatten die Leute sich selbst eine Kapelle für über 500 Zuhörer nebst Predigerwohnung gebaut; in Fianarantsoa im Betsileolande, 120 Stunden südlich von Antananarivo, baten die Christen um einen Missionar; zu Tamatave zählte die Gemeinde 200 Glieder unter Leitung des oben erwähnten David Johns; in Ambohimanga, nicht dem mehrfach als Begräbnißplatz der Hovaherrscher genannten, baten die Christen dringend um Besuche; in Vonizongo, dem westlichen Distrikt Imerina's, wo auch Märtyrerblut geflossen und Razaka als erster Prediger die drei Gemeinden von über 600 Christen leitete, ward von Missionar Cousins ein solcher gemacht.

Inzwischen waren aber auch andere Missionsgesellschaften in die Arbeit auf Madagaskar eingetreten. Der Bischof von Mauritius, der bald nach Radama's II. Thronbesteigung die Insel besucht hatte, ließ sich die Gründung der anglikanischen Kirche auf der Insel sehr angelegen sein, wenn er auch das Werk der Londoner Missionare nicht durchkreuzen wollte. Es war das Arbeitsfeld groß genug. Von vier Missionaren, die er ordinirte, ließen sich zwei, im Dienste der **Society for the Propagation of the Gospel** im September 1864 zu Tamatave resp. Mahavelona (Foule Point) unter den Betsimasaraka nieder. Am ersteren Orte, wo übrigens eine Mission sehr noth that wegen der schlechten Einflüsse des Verkehrs

mit den Schiffern u. s. w., bestand unter den dort lebenden Hova schon eine Gemeinde, der der Vicegouverneur selbst angehörte. Die Bemühungen, diese für die anglikanischen Kirchenformen zu gewinnen, waren ohne Erfolg.

Zwei andere kirchliche Missionare, im Dienst der **Church Missionary Society**, begaben sich in demselben Jahre nach Vohimare, auf dem nördlichsten Theile der Ostküste gelegen. Dort ist die Bevölkerung aus Sakalava, Betsimasaraka, Antaraka und Hova gemischt. Auch hier fanden sich einige bereits in der Hauptstadt getaufte Christen vor. Die Wirksamkeit aber in der dünnbevölkerten Gegend war nicht von langer Dauer. Schon 1866 wurde die Station nach Andevoranto, südlich von Tamatave, verlegt. — Ueber die bald darauf nach Madagaskar gesandten Missionare der norwegischen Missionsgesellschaft und der Quäker haben wir unten ausführlicher zu berichten.

Aus dem Jahre 1865 ist als besonders wichtiges Ereigniß der Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit England zu erwähnen. Ein Paragraph desselben lautete folgendermaßen: „In Uebereinstimmung mit dem Wunsche der Königin Victoria verspricht die Königin von Madagaskar, daß keine Christenverfolgungen im Lande stattfinden sollen." Damit war für die junge madagassische Kirche die Zeit der Bluttaufe zum Abschluß gebracht und ihr eine ungestörte Weiterentwicklung gewährleistet. Damit sah der greise Ellis das Ziel seiner Arbeiten auf Madagaskar erreicht. Geleitet von der treuen Liebe vieler eingeborner Christen — unerschüttert durch die Verleumdungen seiner Feinde, kehrte er zu seinem Lebensfeierabend in seine Heimat zurück, nachdem er bei Rasoherina eine feierliche Abschiedsaudienz gehabt und am 18. Juli 1865 Antananarivo verlassen hatte.

Suchen wir nach den damals von ihm gemachten Mittheilungen einen näheren Einblick in die Zustände auf Madagaskar zu gewinnen.[1]) Nach seinen Erfahrungen hatte sich in den drei Jahren seines dortigen Aufenthaltes das Volksleben entschieden gehoben. „Das madagassische Heidenthum war zwar dasselbe geblieben, allen neuen, nicht aus seinem eignen engen Kreise hervorgehenden Anschauungen und Einflüssen feind — eine trübe Nacht ohne Hoffnung eines dämmernden Morgens. Erziehung und Unterricht ist davon ausgeschlossen; lesen können gilt als Beweis eines entschiedenen Abfalls von den Götzen. Aus der Verachtung, in welche diese letzteren unter Radama's Regierung gerathen waren, von der Königin, soweit es an ihr ist, wieder emporgehoben, sind dieselben aufs neue ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Ellis sieht darin indessen keinen Schaden für das Christenthum. Lieber will er das Heidenthum, so lange es noch irgend einen Halt

[1]) Nach dem Basler Magazin 1866, S. 166 ff.

in den Herzen hat, als die Religion eines Theiles der Bevölkerung anerkannt, als durch einen Regierungserlaß abgeschafft wissen. So groß für die Christen die Aufgabe ist, auf jedem Schritte mit dem Heidenthume zusammenzustoßen und neben dem unablässigen Kampf mit dem eignen Herzen jeden Fußbreit Bodens auch gegen äußere Feinde zu vertheidigen oder von ihnen zu erringen, glaubt er, daß sie dabei nur gewinnen können und die madagassische Kirche sich schließlich fester gestalten wird, je mehr sie der alten Landesreligion gegenüber sich gezwungen sieht, zu wachen, zu prüfen und die Macht ihrer Lehre durch ihr Glaubensleben zu bekunden. Grade die rastlose Rührigkeit der Götzendiener scheint ihm bereits eine Art Geständniß, daß ihr Einfluß im Schwinden ist und in dem nachwachsenden Geschlecht wenig Halt mehr findet. Die Ueberlegenheit der Christen an Erkenntniß, Thatkraft und Zuverlässigkeit zieht zum mindesten in der Hauptprovinz Imerina die Jugend der mittleren und höheren Stände gewaltig an. Auch unter den Erwachsenen gibt es eine Partei, die an den Götzen irre geworden ist, ohne sich deshalb dem Evangelio zuzuwenden; sie bekennt, die Christen seien bessere Leute als die Heiden, und sieht sie daher gerne wichtige öffentliche Aemter bekleiden. Die eigentliche Regierungsgewalt liegt indessen in heidnischen Händen, und bei aller Dankbarkeit für das ihnen gewährte Maß von Freiheit, vergessen die Missionare doch nicht, daß plötzliche, tief eingreifende Veränderungen auf Madagaskar nichts Unerhörtes sind. Nur in dem Sieg des Evangeliums aber sehen sie auch jetzt noch die Bürgschaft für das Fortbestehen der Nation als solcher, bei der für die Dauer nicht mehr zu vermeidenden näheren Berührung mit civilisirten Nationen.

Damals war der Verkehr noch etwas beschränkt durch Auffrischung des alten Gesetzes, daß kein Ausländer Grundbesitz auf der Insel erwerben solle. Ein Vertrag, den der Franzose Lambert mit Radama II. abgeschlossen hatte behufs Ausbeutung der Naturprodukte Madagaskars und dessen Verwerfung die Regierung Rasoherina's in die Forderung eines Schadenersatzes von 600,000 Fr. verwickelte, hatte dazu Anlaß gegeben. Statt Radama's Vorliebe für europäische Kleidung herrschte bei Hofe wieder die einheimische Tracht. Dies wie die hohe Besteuerung geistiger Getränke machte sich im Handel fühlbar, während die, wenn auch in mildester Form, noch fortbestehende Sklaverei[1]) die Entwickelung der Hülfsquellen

[1]) Die Sklaverei durchdringt noch das ganze Volksleben. Jedermann sucht Sklaven zu haben, die für ihn arbeiten; selbst Sklaven halten sich andre Sklaven. Während nun bei den Heiden die Sklaven in großer Entfernung von ihren Gebieten gehalten werden, zeigen sich die Christen ungemein besorgt um das Wohl ihrer Untergebenen. Manche brachten dieselben selbst zu Ellis, wenn sich in ihnen ein Sehnen nach Wahrheit regte oder sie in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschten. Und war einer Sklavin einmal dieser Segen zu theil geworden, so konnte man mehr als einmal ihre Herrin vertraulich neben ihr

des eignen Landes und den Export zu keinem raschen Aufschwung kommen ließ. — —

Was den Zustand des geistlichen Lebens bei den madagassischen Christen betrifft, so schildert sie Ellis doch nur als Kinder in Christo bei aller Aufrichtigkeit. Ihre Erkenntniß ist beschränkt, ihr Glaube schwach, ihre Liebe oft schwankend — und das herrschende Sittenverderben fordert zu der größten Wachsamkeit auf. Besonders war ein Unterschied zwischen denen, die schon während der Verfolgungszeit zur Gemeinde gehört hatten und den nach derselben Hinzugekommenen zu bemerken. Wenn aber auch manche Versuchungen schlecht bestanden werden und Rückfälle in alte Sünden wiederholt vorkommen, von einem Rückfall ins Heidenthum hört man nirgends.

Störend greift in das kirchliche und christliche Leben zuweilen die despotische Regierungsform ein, die dem Staatsoberhaupt alle Unterthanen zu bedingungsloser Verfügung stellt. Ein leiser Fortschritt zum Bessern hat zwar auch hier begonnen; eine öffentliche Meinung fängt an sich zu bilden, und im Prinzip wenigstens ist anerkannt, daß zum Entwerfen neuer Gesetze und zur Bestimmung über die Todeswürdigkeit eines Verbrechens künftig die Mitwirkung von Vertretern des Volkes oder Adels nachgesucht werden soll.

Doch hatte z. B. die Königin, als im März 1864 am Hofe der Wunsch nach den alten Tanzbelustigungen erwachte, Heiden und Christen dazu aufgefordert, nicht etwa in der Weise, wie die Einladung zu einem Hofball erlassen wird, die man annehmen oder ablehnen kann, sondern wie zu einem der Regierung schuldigen Dienst. Die Furcht vor den Folgen einer Weigerung ließ auch Männer gehen, die sonst im Hause Gottes ihren Brüdern das Evangelium verkündeten, obgleich sie sich des öffentlichen Tanzes zur Ergötzung anderer von Herzen schämten und sich dabei wie auf einer Tretmühle fühlten. Anfangs mußten sie diesem Befehl monatlich, später alle vierzehn Tage und zwar manchmal während des Gottesdienstes folgen. Bald aber hatte die Regierung sich wieder mit ernsteren Dingen zu beschäftigen, und die Tanzunterhaltungen im königlichen Hofraum nahmen ein Ende. — Auch in andern Beziehungen machte dieser Regierungsdienst (Fanompoana) mancherlei Störung, wie

---

sitzen, die Hand auf ihre Schulter legen und Worte der Ermunterung zu ihr sprechen sehen. Im allgemeinen pflegten Sklaven in der Kirche zwar einen besondern Platz einzunehmen; bei der ersten Abendmahlsfeier aber sah man die Sklavin zur unverkennbaren Freude ihrer Gebieterin wohl auch an deren Seite oder zu ihren Füßen sitzen. Mit viel Treue und Umsicht wurden auch die häuslichen Geschäfte so eingerichtet, daß die Sklaven regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen konnten. Diese liebevolle Fürsorge fand ihren reichen Lohn in der unverbrüchlichen Anhänglichkeit der Sklaven. Manche von denen, die in der Verfolgungszeit den Märtyrern oder andern Duldern in ihrem Leiden beistanden, wurden dann auch von den Hinterbliebenen oder Geretteten hinwiederum für den Rest ihres Lebens als unzertrennliche Freunde behandelt.

A. a. O., S. 163 ff.

z. B. der Bau der Gedächtnißkirchen durch denselben sehr verzögert wurde.

Im Juni 1862 hatte Ellis in der Hauptstadt und den Nachbardörfern 7000 Christen gefunden, von denen 400 Kommunikanten waren. Bei seiner Abreise war die Zahl auf 18,000 mit 4374 Kommunikanten gestiegen. Es bestanden (8 Stunden in der Runde) 79 Gemeinden, die von 95 eingebornen Geistlichen unter der Leitung von 7 Londoner Missionaren bedient wurden. Schulen gab es damals erst zwanzig; doch war die Vermehrung derselben beschlossen.

3. Neueste Gestaltung und gegenwärtiger Stand der evangelischen Mission auf Madagaskar.

Die Regierung Rasoherina's verlief ohne viel politische Bewegungen und Veränderungen, so daß die christliche Kirche auf Madagaskar eine segensreiche Zeit stillen Wachsthums genoß. Ganz anders wurde die Sachlage, als die Königin starb und eine erklärte Christenfreundin, die sich bald durch die heilige Taufe selbst in die christliche Kirche aufnehmen ließ, ihre Nachfolgerin wurde.

Im Jahre 1867 hatte Rasoherina der alten madagassischen Sitte gemäß mit großem Pomp ihren Königszug durchs Land gehalten, bei dem sie mehrfach ihre freundliche Rücksicht auf die Christen in ihrem Gefolge bewies. Auf dieser Reise aber sog sie in den östlichen Küstenlanden das Fieber ein, das ihrem Leben ein Ende machen sollte. In Ambohimanga, der heiligen Stadt ihrer Ahnen und dem Sitze der Hauptgötzen, suchte sie Zuflucht. Dort ist sie als Heidin gestorben — obwohl die Katholiken sich rühmen, daß sie vor ihrem Tode der allein seligmachenden Kirche einverleibt worden sei. Der französische Konsul nämlich hatte sich Gelegenheit verschafft, an ihr Sterbelager zu kommen, „der erlauchten Sterbenden einige fromme Gedanken eingegeben", und dann, als ob er sie magnetisiren wolle, mit seinen in Wasser getauchten Händen ihre Stirne berührt, ohne daß irgend jemond von der „frommen List (!)" die geringste Ahnung hatte.

Noch ehe sie die Augen schloß, wurde im März 1868 die Hauptstadt durch eine Verschwörung beunruhigt. Eine gewisse Partei, bei der sich leider auch manche Christen betheiligten, suchte anstatt der zur Thronfolgerin bestimmten jüngeren Schwester der Königin einen Verwandten Radama's II. zur Regierung zu bringen. Der Versuch wurde jedoch unterdrückt und die Ruhe wieder hergestellt.

Am 1. April des genannten Jahres starb Rasoherina. Ihre Bestattung fand mit großem Glanze statt. Ihr Leichnam ruht — in 700 seidene Lambas gehüllt — in einem mächtigen, massiven Silbersarge neben der Gruft Radama's I. Obwohl sie als Heidin aus dieser Zeit ging, wird doch das Andenken ihres milden und wohl-

wollenden Regiments auch in dem christlichen Madagaskar nie erlöschen.

Ein christliches Madagaskar, dieser erst in ferner Zukunft erwartete Umschwung, zeigte sich nämlich bei dem Regierungsantritt der neuen Königin wie mit einem Zauberschlage in die nächste Nähe gerückt, obgleich diese mit einem Namen traurigster Erinnerung den Thron bestieg. Sie nannte sich Ranavalo-Mandschaka — oder Ranavalona II. — zuvor hieß sie Ramoma.

„Am Morgen nach Rasoherina's Begräbniß[1]) stellten sich nämlich die Götzenbewahrer im Palast ein, um der neuen Königin ihre Huldigungen und das übliche Geschenk darzubringen. Wie staunten sie aber, als diese erklärte, sie erkenne sie nicht als Priesterschaft, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Unterthanen an und könne daher kein besonderes Geschenk und keine besondere Huldigung von ihnen entgegennehmen. Dasselbe wurde auch den Sterndeutern und Wahrsagern kundgethan, und überdies wurden Rasoherina's Götzen aus dem Palaste entfernt. Sobald nach der allgemeinen Volkstrauer das öffentliche Leben ins gewohnte Geleise zurückkehrte, erließ die Königin eine Verordnung, die befahl, Sonntags alle Arbeiten für die Regierung einzustellen. Ungefähr um dieselbe Zeit ließ der erste Minister einige der eingebornen Prediger in den Palast rufen, um die Heilige Schrift vorzulesen und zu beten. Einige Monate darauf untersagte ein neuer königlicher Erlaß alle Märkte für den Sonntag. Und diese Maßregeln stießen nicht etwa auf Widerstand, sondern befanden sich im vollsten Einklange mit der allgemeinen Volksströmung. Ein außerordentlicher Zug, das Wort Gottes zu hören, ergriff die Gemüther. Es fand ein solcher Andrang der Heiden zur Predigt statt, daß die Versammlungshäuser nicht mehr ausreichten und einmal die ganze Gemeinde eine Kirche räumte, um die draußen stehenden Heiden hereinzulassen. Vornehme und Geringe, alles kam gleichermaßen herbei, und wieder und wieder wollten trotz aller Erweiterungen die vorhandenen Lokale die Versammelten nicht fassen. — Derselbe Heißhunger nach geistlicher Speise, der sich in der Centralprovinz Imerina zeigte, erwachte auch in andern Theilen des Landes. Aus dem über 100 Stunden von der Hauptstadt entfernten Betsileolande namentlich kamen Briefe und Botschaften, die davon zeugten, nach Antananarivo. Die Missionare Toy und Jukes unternahmen eine Reise dahin und kehrten nach zwei Monaten mit dankerfüllten Herzen zurück. Nur an wenigen Orten hatten sie noch ein wirkliches Festhalten am Götzendienste wahrgenommen; weitaus in den meisten dagegen eine herzliche Bereitwilligkeit, christliche Lehrer anzunehmen; in einigen waren sogar schon Kapellen erbaut und Gemeinden gebildet. — Von heiligem Schauer ergriffen, vereinigten sich die Missionare ernstlich im Gebet, daß in dieser

[1]) Vergl. Basler Magazin 1870, S. 281 ff.

denkwürdigen Zeit, deren Gefahren sie sich keineswegs verbargen, der Herr selbst ihnen die rechte Weisheit schenken möge; auch beschlossen sie, während dieser allgemeinen Aufregung noch sorgfältiger als sonst zuwerke zu gehen mit dem Unterricht und der Prüfung der Taufbewerber.

Die Vorbereitungen zu der am 3. September stattfindenden Krönung wurden in alt herkömmlicher Weise getroffen. Wie sonst waren hunderte von Frauen beschäftigt, die neuen Gewänder zu nähen, die das Militär erhielt; 60 Personen stickten geraume Zeit an dem Kleide der Königin. Alle Waffen wurden geputzt und Zelte die Menge auf dem großen Paradeplatze Imahamasina aufgeschlagen, um die aus allen Theilen des Landes herbeiströmenden Schaaren zu beherbergen. Eine noch nie gesehene Inschrift aber glänzte diesen von den vier Seiten der königlichen Tribüne entgegen: „Ehre sei Gott in der Höhe!" — „Friede auf Erden!" — „Den Menschen ein Wohlgefallen!" — „Gott sei mit uns!" Kein Erinnerungszeichen an den alten Götzendienst wurde diesmal der Königin vorangetragen, keine Tänzer und Tänzerinnen umringten ihren Palakin. Eine weiße Fahne mit der Krone und den Anfangsbuchstaben des königlichen Namens kündigte an, daß sie nahte. Auf der Tribüne aber lag auf einem Tische die Bibel neben der Krone. In ihrer Rede sagte sie: „Was das Beten betrifft, so ist es nicht geboten und nicht verboten, denn Gott machte euch."

Immer direkter aber trat die Königin von nun an mit ihrem Bekenntnisse zum Christenthum hervor. Als im November die zweite der Gedächtnißkirchen zu Ambohipotsy eingeweiht wurde, nahm sie an dieser Feier persönlich theil. Bei dem sonst mit heidnischen Ceremonien verknüpften madagassischen Neujahrsfeste war diesmal im königlichen Palaste nichts von diesen zu sehen, sondern drei eingeborne Prediger hielten Ansprachen und Gebete, und Ranavalona erklärte vor der Versammlung: „Ich habe mein Königreich auch Gott gelehnt und erwarte von euch allen, daß ihr weise und gerecht seid und in Gottes Wegen wandelt." Dazu hatte sie sich schon einige Zeitlang von Andriambelo, dem begabtesten Prediger der Hauptstadt, unterrichten lassen und empfing von demselben am 21. Februar 1868 samt ihrem ersten Minister im Schloßhofe vor der versammelten Aristokratie und den höchsten Beamten die heilige Taufe.

Die Kunde von allen diesen Ereignissen mußte wie die Erzählung eines Traumes zu den Ohren der Missionsfreunde dringen. Solche großen Sachen auf Madagaskar hätte man zuvor nie zu erleben gehofft. Es fehlte jedoch nicht ein Zug von schrillem Mißklang, der ernstlich daran erinnerte, daß hier auf Erden nichts vollkommen ist, und daß man sich nicht auf Menschen, auch nicht auf Fürsten verlassen soll. Es wurde bekannt, daß der erste Minister kurz vor seiner Taufe sich von seiner Frau Rasoanalina geschieden

habe, einer Christin und Mutter seiner 17 Kinder. Bald darauf habe er sich mit der Königin verheirathet. Mag dies immerhin einer alten madagassischen Sitte gemäß sein, so zeigte es doch, welchen Gefahren das Christenthum ausgesetzt sein mußte, wenn es nun zur Staatsreligion erhoben wurde.

Auch die Missionare freuten sich nur mit Zittern im Hinblick auf die Folgen, die diese Ereignisse haben mußten. Bei dem tonangebenden Einflusse, den der Hof in Madagaskar hat, konnten weite Massenbekehrungen nicht ausbleiben. Schon im Dezember 1868 war die Zahl der Getauften auf 37,112 gestiegen (und zwar mit einem Zuwachs von 20,900 im Laufe dieses Jahres) bei 7066 Kommunikanten. Dennoch schien zunächst alles gut zu gehen und nicht blos die äußere Veranlassung, sondern ein inneres Fragen nach dem Heil die Leute in die Kirche zu treiben. Die Missionare und die eingebornen Prediger waren über ihre Kräfte angegangen um christliche Unterweisung. Mancher Zug von tieferem christlichen Ernste und wachsendem Trachten nach Heiligung bei den älteren Mitgliedern der Gemeinde erschienen den Missionaren als trostreiche Zeichen für die weitere Entwicklung. Um aber einigermaßen die erforderlichen Kräfte zu schaffen, eröffnete Missionar Cousins mit 34 jungen Männern einen Vorbereitungskursus, um sie zu Predigern für ihre Landsleute heranzubilden. — Die Bewegung verpflanzte sich von Imerina aus übrigens schnell nach andern Gegenden der Insel. Besonders in Betsilo fand Missionar Jukes bei seinem zweiten Besuche 1869 überall Spuren eines Gnadenregens, die ihn mit Staunen und Dank erfüllten. Freilich hatte er dabei die schlimmen Schattenseiten übersehen, die sich bald in den Vordergrund drängen sollten.

Unter den Ereignissen jenes Jahres müssen wir aber als besonders bedeutungsvoll noch erwähnen: den Bau einer Schloßkapelle im Palast, der sonst als ein Heiligthum der Götzen galt, und die Verbrennung der Götzen. Letztere wurde veranlaßt durch ein Gesuch der Götzenbewahrer, daß sie auch fernerhin von den Regierungsdiensten befreit bleiben möchten.

Die Königin antwortete, die Götzen seien nie ihre Götzen gewesen; ihre Absicht sei vielmehr, Gott und Jesu Christo zu dienen und dazu auch ihr Volk anzuleiten. Sich selbst noch unklar, was denn eigentlich mit den Götzen zu machen sei, beschied sie die Häupter des Volkes in den Palast und redete sie an: „Ich vertraue nicht mehr den Götzen, die nur Holzblöcke sind, sondern verlasse mich einzig auf Gott und Jesum Christum. Die Nationalgötzen aber will ich verbrennen, denn sie thun nichts Gutes, sondern sind lauter Lug und Trug.“ — Da die Anwesenden beistimmten, so ward beschlossen, in dieser Sache eine allgemeine Volksversammlung zusammen zu rufen. Da sich auf derselben keine Stimme gegen die beabsichtigte Verbrennung erhob, so schickte die Königin noch an demselben Tage etliche Offiziere zu Pferde in das benachbarte Dorf, wo Kelimalaza aufbewahrt wurde. Als sie dort ankamen, fragten sie die Hüter, ob der Götze ihnen oder der Königin gehöre? „Der Königin,“ war die Antwort. Nun befahlen die Offiziere, daß ihnen Ranavalona's Eigenthum ausgeliefert würde.

Es geschah. Darauf forderten sie Brennholz, und als niemand sich anschickte, solches zu bringen, wurde es durch die eignen Diener herbeigeschafft. Bald ging zum Entsetzen der Priester der Götze in der emporlodernden Flamme auf. Ebenso ging es an den übrigen Plätzen, wo Nationalgötzen aufbewahrt wurden. Freiwillig verbrannten schon damals manche aus dem Volke auch ihre Haus- und Dorfgötzen.

Doch man ging auf dem einmal betretenen Wege weiter. Schon im Oktober 1869 erfolgte eine Regierungsverfügung, daß sämmtliche Götzen und Zaubermittel allerorts verbrannt werden sollten. So groß die Bestürzung bei einigen war, so hatten doch die meisten ihre Freude an der Zerstörung der ohnmächtigen Götter. Aber bald zeigte sich die Kehrseite dieser übereilten Maßregel. Es entstand ein Fragen im Volke: „Wer schützt uns nun vor Seuchen und unsre Häuser und Reisfelder vor Blitz und Hagel?" Es kamen Deputationen, die von der Regierung Anleitung haben wollten, was für Gottesdienst sie nun thun sollten? Da zeigte sich denn der Mangel an Lehrkräften auf das betrübendste. Die Leute waren bereit, Gottesdienst nach Art der Königin zu halten, aber hatten vielleicht keine Ahnung davon, was es heißt, dem lebendigen Gotte dienen durch Jesum Christum. Sie kamen Sonntags zusammen, schwatzten und sangen und meinten, sie seien wohlberathen, wenn sie jemanden unter sich hatten, der ein paar Sätze lesen konnte. Es werden Fälle erwähnt, in denen ein [zwölfjähriger] Knabe Leiter solches Gottesdienstes war. Schlimmer aber noch war es da, wo ein dünkelhafter Mensch aus Antananarivo mit einer Fertigkeit im Lesen und im freien Vortrag an die Spitze gekommen war, der nicht im mindesten die sittliche Befähigung zu einem solchen Amte besaß. Dazu kam nun, daß die Beamten oft einen über ihre Instruktion hinausgehenden Eifer anwendeten, um das Volk der Religion der Königin zuzuführen. Die letztere hatte es oft ausdrücklich erklärt, daß sie niemanden zum Beten zwinge. Dennoch wurden in den Provinzen von den Beamten allerlei Zwangsmaßregeln angewendet. — Besser war es wohl an manchen Orten, wo durch Arbeiten eingeborner Lehrer und Prediger schon Gemeinden gesammelt waren. Doch auch hier blieb viel zu wünschen übrig, weil die erforderliche Leitung und Beaufsichtigung die Kräfte der Missionare weit überstieg.

Hören wir z. B., wie die Sachen zu Anfang dieses Jahrzehntes in Betsileo standen.[1]) Seit 1869 war dort in der im Süden gelegenen Provinzialhauptstadt Fianarantsoa ein Londoner Missionar thätig, dessen Wirkungskreis 100,000 Seelen umfaßte. Einige Städte hatten eingeborne Lehrer, an vielen Orten aber versammelten sich die Leute allsonntäglich in den (auf Befehl des Gouverneurs erbauten) Kirchen und saßen stille beisammen, ohne daß jemand kam, sie zu unterweisen oder mit ihnen zu beten. Zum Schluß stand dann etwa noch einer auf und sagte mit erhobenen

[1]) Nach dem Basler Magazin, Juni 1872.

Händen: „O Gott, wir möchten Dir dienen, aber wir wissen nicht wie! Lehre uns beten, o Gott, oder sende uns jemanden, der es uns lehre."

Dieser Theil der Mission wurde 1871 durch vier weitere englische Missionare verstärkt. Zwei von ihnen fanden in dem Städtchen Ambositra freundliche Aufnahme. Sie hatten Gelegenheit, dem Gottesdienste beizuwohnen. „Ein freundlicher und sehr energischer Mann, der ihnen mit einem Häuflein Eingeborner vor das Städtchen hinaus entgegengekommen war, schien zu den Häuptern der Gemeinde zu gehören und machte sehr freien Gebrauch von seiner Autorität. Er war ungemein geschäftig, den Leuten ihre Plätze anzuweisen und sagte ihnen mit großem Ernste, wann es Zeit zum Gesange und wann zum Gebet war. Andre angesehene Männer hatten sich zum gleichen Zwecke in verschiedenen Theilen der Kirche aufgestellt und warteten ihres Amtes mit großer Geschäftigkeit. Einmal, als grade das Gebet beginnen sollte, entstand ein Wortwechsel zwischen einem dieser Männer und etlichen Betsileo [jene waren jedenfalls Hova], die seiner Anweisung nicht buchstäblich Folge geleistet hatten. Die Stimme des freiwilligen Kirchenvogtes wurde dabei so laut, daß von Gebet eine Weile nicht mehr die Rede sein konnte, und schließlich wurden zwei oder drei Missethäter von einigen Hova zur Kirche hinausgeführt. [1]) Weit schmerzlicher als dieser Zwischenfall war den Missionaren die gleichgültige, ja fast leichtfertige Weise, womit der Gottesdienst von den Predigern behandelt wurde. Der Pfarrer, ein, wie es ihnen schien, wohlmeinender und aufrichtiger Mann, überließ das Vorlesen des Textes sowohl als die Erklärung desselben seinem Sohne, einem etwa vierzehnjährigen Jungen, der mit erstaunlicher Sicherheit und Zuversicht über die Worte sprach: „Es soll aber ein Ackermann, der den Acker bauet, die Früchte am ersten genießen." Ganz verstanden die der Sprache noch unkundigen Missionare die kaum 6 Minuten dauernde Rede des jungen Predigers nicht, aber so viel merkten sie doch, daß er wiederholt von den Erzeugnissen des Landes sprach und seinen Zuhörern es nahe legte, beim Einsammeln derselben auch ihrer Lehrer zu gedenken. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, ergriffen auch die Missionare das Wort, um etwas von der Liebe Jesu zu stammeln.

Es ist das nur ein Beispiel von dem Zustande, wie er sich in einer Menge von Betsileodörfern findet. Dutzende derselben haben noch nie einen Missionar gesehen. In gar vielen Kirchen ist nie die Stimme eines weißen Predigers gehört worden. In manchen Dörfern, die nicht regelmäßig von dem Missionar besucht werden, können außer dem eingebornen Pfarrer nur 2—3 Personen lesen.

[1]) Von einer Gemeinde in Imerina heißt es (Lond. Miss. Chron. 1870, S. 260), daß, als man ein Lied sang, zwei Häuptlinge im ärgerlichen Tone dazwischen schrien: „Besser machen!" — „Aufgepaßt" und barsch fragten: „Warum stimmt's nicht zusammen?"

Ist dieser eingeborne Prediger dann nicht ein wirklich geisterfüllter Christ, so ist es in der That nicht zu verwundern, wenn die Leute, obgleich ihre Götzen verbrannt sind, noch in der alten heidnischen Weise dahinleben.

Allerdings gibt es solche geisterfüllte Männer, aber eben nur in großer Minderheit. Und selbst die besten Hovachristen, wie z. B. der edle Gouverneur von Fianarantsoa, Rainiscseno, fühlen sich den Betsileo gegenüber beständig versucht, auch in kirchlichen Dingen mit einem gewissen Despotismus aufzutreten. Von Dörfern bis auf 8 Stunden Entfernung von Fianarantsoa müssen sich sonntäglich wenigstens einige Vertreter in den Kirchen einfinden. Eher läßt sich der angewendete Schulzwang rechtfertigen.

Eine unbequeme Folge dieser Regierungsmaßregeln ist aber die, daß es den Heiden, die im Gehorsam gegen die obrigkeitlichen Verordnungen nun eiligst Christen werden wollen, unbegreiflich erscheint, wenn die Missionare sie nicht alsbald taufen, sondern erst eine zweimonatliche Vorbereitungszeit festsetzen und für die Getauften dann nochmals eine viermonatliche Probezeit, ehe sie auch zum heiligen Abendmahl zugelassen werden. Manchmal kam es schon vor, daß die zur Vorbereitung bestimmte Zeit verstrich, ohne daß der Taufbewerber sich wieder bei dem Prediger oder Missionar gezeigt hatte, und ohne daß er auch nur die einfachsten Fragen über die Grundwahrheiten des Evangeliums zu beantworten wußte. Durch die feste und dabei doch milde Art des Missionar Richardson war aber seit 1869 schon manches anders geworden.

Doch nicht blos im Betsileolande, sondern auch in der Hauptprovinz Imerina zeigten sich solche Uebelstände. So schrieb Missionar Sibree[1]) aus Ambohimanga: „Was ich über den Charakter der eingebornen Gemeinde zu sagen habe, ist sehr gemischter Art. Während es erfreulich ist zu sehen, wie von den 6000 Einwohnern sich Sonntags etwa 500 in jeder unsrer drei Kirchen zu versammeln pflegen, und wie in den benachbarten Dörfern sich Gemeinden von 150—400 Seelen finden, sind die Beweggründe der meisten von ihnen doch so niedriger und unedler Art, daß ich überzeugt bin, die geringste Veränderung in der Haltung der Regierung in Beziehung auf das Christenthum würde den augenblicklichen Rücktritt der Mehrzahl unsrer angeblichen Anhänger zur Folge haben.[2]) In der

[1]) Sibree war Baumeister und wurde zum Bau der Gedächtnißkirchen nach Antananarivo gesandt. Nach Vollendung derselben hielt er sich einige Zeit zur Vorbereitung in England auf und kehrte als Missionar nach Madagaskar zurück.

[2]) In einem andern Dorfe fand Missionar Pearse eine Proklamation etwa folgenden Inhaltes an die Wand der Kapelle geklebt: „Wir Ranavalona, Königin von Madagaskar ꝛc., thun hiermit kund, daß in unsrer Hauptstadt eine Regierungspresse errichtet ist, welche alle unsre Befehle u. s. w. vervielfältigen wird." Was sich die Leute hierbei dachten, war nicht herauszubringen; möglicherweise hielten sie das Plakat für ein besonders heiliges Ding, dem sie solchen Platz einräumen müßten. Nur einer in der Gemeinde konnte

ältesten der drei Stadtgemeinden ist ein Kern zuverlässiger aufrichtiger Christen, in den beiden andern aber haben wir kaum von einer Hand voll Leute Grund zu glauben, daß es ihnen ein wirklicher Ernst ist mit ihrem Bekenntniß."

Doch ist die Wirksamkeit der Missionare unter diesen äußerlich dem Heidenthum so plötzlich entrissenen Massen keineswegs vergeblich. Derselbe Missionar Sibree weiß über den Besuch und die Erfolge seiner Bibelstunden recht Erfreuliches zu berichten. „Die Dorfgemeinde Imeritsiafindra," schreibt er ferner, „ist ein interessantes Beispiel, was der Ernst und Eifer einiger guter Männer vermag. In einem mittelmäßig großen Dorfe steht da eine große hübsche Backsteinkirche, die beinahe ganz durch ihre Anstrengungen zustande kam. Eine Gemeinde von 800 Seelen ist gesammelt, die aufmerksamste und geordnetste, die ich je sah, obgleich der Mehrzahl nach aus der niedersten Klasse — Sklaven und Arbeitern — bestehend. Der Pfarrer ist einer von den wenigen, die von der Wahrheit, die sie verkündigen, tief durchdrungen scheinen. Er ist ein ernster, thatkräftiger Mann, der mir schon eine große Hülfe war.

Noch hoffnungsvoller als Sibree ließ sich gegen Ende 1871 Missionar Matthews aus der westlichen Provinz Vonizongo vernehmen. „Das Werk hier übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Da die heiße Regenzeit begonnen hat, so kann ich jetzt nicht predigend umherziehen, wie ich's in der kühlen, trocknen Jahreszeit that; dagegen habe ich hier in Fihaonana eine Klasse für meine Prediger eröffnet, in welcher ich viermal wöchentlich drei Stunden Unterricht ertheile. Vor 14 Tagen fing ich damit an, und es nehmen 40—60 Männer daran theil. — Andre Zweige des Werkes gehen daneben

---

lesen. Nachdem der Missionar gebetet und seinen Text vorgelesen hatte, trat ein freundlicher Mann auf ihn zu und sagte: „Wie gehts? Sind Sie wohl? Muß Ihnen doch auch die Hand schütteln." Nach vollendetem Gottesdienste besuchte der Missionar den Häuptling und erzählte ihm von Christo. Er wurde aber von dessen Frau unterbrochen: „Nicht wahr? Ihren weißen Schirm da haben Sie mir zum Geschenk mitgebracht? Nicht? Nun dann tauschen Sie ihn gegen meinen alten blauen aus." — In manchen Dörfern war noch nie ein Weißer. Beim ersten Anblick des Missionars war eine Frau vor Schrecken umgefallen. Das zweitemal hatte sie sich vor Angst versteckt. Der Wahaza (Weiße) wurde dort gebraucht, um die Kinder zu schrecken; diese hielten ihn daher für ein schreckliches Thier. — Besser fand Pearse es in einem andern Dorfe, Manohilahy, wo ein guter Evangelist in sechs Monaten schöne Früchte erzielt hatte. Fast das ganze Dorf lernte fleißig lesen, und 23 Personen konnten es bereits. Die nette Kapelle, obgleich erst wenige Monate alt, war schon zu klein geworden, sie mußte vergrößert werden. Die Gemeinde sang gut und war sehr andächtig. Die Kinder bestanden ein Examen in erfreulicher Weise, und die Sitten hatten sich sichtlich gebessert.

Am besten aber fand sich der Zustand der Gemeinde in Antoby, in dessen Walde der jetzige Evangelist mit seiner Gattin sich in der Verfolgungszeit aufgehalten hatte. Das erstemal hatte sich alles vor dem Missionar gefürchtet, jetzt wurde er im Triumph eingeholt und mit Geschenken überhäuft. Hier waren 400 Gemeindeglieder gesammelt, von denen 21 lesen konnten u. s. w.

fort; so habe ich z. B. in den letzten fünf Monaten 100 Lesebücher verkauft.

Obgleich die schon vor der großen Umwälzung bestehenden Gemeinden, namentlich in der Hauptstadt, diesen so schnell gebildeten an christlichem Ernste weit voran waren und sich in ihnen erfreuliche Züge der Reife zeigten, so war doch auch dort die Solidität durch die zuströmenden Massen bedroht. Immerhin aber konnte hier, wo die Kräfte der Londoner Missionare konzentrirt waren, mehr als in den Provinzen geschehen, um die Bewegung in die rechten Bahnen zu leiten.

Die Missionare aber haben hier überhaupt eine andre Stellung als auf andern Missionsfeldern. Vielleicht etwas scharf markirte der Quäker Sewell auf der Londoner Maiversammlung 1872 die Eigenthümlichkeit der kirchlichen Verhältnisse folgendermaßen: „In den Centralprovinzen hat sich in den Tagen der Verfolgung eine Kirche gebildet, die weder mit der der Independenten noch mit der anglikanischen u. s. w. übereinstimmt. Die Madagassen haben ihre eigne Nationalkirche. In manchen Beziehungen hat sich dieselbe nach dem Muster der Independenten gebildet. Ihre Geistlichen werden von den Gemeinden gewählt. Allein der Mittelpunkt, welchen die Gemeinden der Hauptstadt bilden, und der bischöfliche Charakter der an ihrer Spitze stehenden Geistlichen, in höherem Maße aber noch die Stellung der Missionare, bei welchen sich diese Geistlichen Raths erholen, geben dem Kirchenregiment eine beträchtliche Beimischung des Episkopalsystems. Daneben kann es mitunter vorkommen, daß 30—40 zu derselben Gemeinde gehörige Prediger abwechslungsweise die Leitung der Gottesdienste übernehmen und den zu ihrer Gemeinde gehörigen Bezirk bereisen — eine Einrichtung, welche an die Praxis der Methodisten erinnert und sich sehr nützlich bewiesen hat. — Darin, daß die Geistlichen großentheils kein Gehalt beziehen, ist endlich sogar eine Aehnlichkeit mit der Gesellschaft der Freunde (Quäker) vorhanden, und meiner persönlichen Meinung nach hat auch dieser Umstand eine bedeutende Wirkung ausgeübt. Es wäre schade, wenn an dieser Kirchenverfassung viel geändert würde. Ich könnte überdies Beispiele anführen, daß es den Missionaren, auch wenn sie ihren ganzen Einfluß aufboten, oft erst nicht gelang, die Beschlüsse der Gemeinden nach ihrem Wunsche zu leiten. Sie sind einmal eine unabhängige Körperschaft, und wir müssen sie als solche achten."

Diese selbständige Gestaltung der madagassischen Kirche findet ihren Ausdruck in dem Bunde der Gemeinden von Imerina, der, schon 1869 gestiftet, jährlich zweimal eine Anzahl Abgeordneter sämmtlicher Gemeinden in der Hauptstadt versammelt. In den Verhandlungen zeigt sich deutlich das ernste Bemühen der ältern und bewährten Christen, in der Krisis des vorliegenden religiösen

Zustandes der Bevölkerung heilsame Mittel zu einer wahren Evangelisirung derselben zu treffen.

Verweilen wir ein wenig bei einer solchen Versammlung, die am 7. Juni 1871 in der Gedächtnißkirche von Faravohitra gehalten wurde. Diese hat genügenden Raum für etwa 1000 Personen, an diesem Tage aber war sie so überfüllt, daß viele sich begnügen mußten, auf den Treppen oder unter den Thüren ein Plätzchen zum Stehen zu finden. Nicht weniger als 200 Gemeinden hatten dazu ihre Vertreter gesandt, unter ihnen auch drei aus dem Betsileolande. Es war das erstemal, daß eine so fern hergekommene Deputation an der Versammlung theilnahm, darum wurde sie auch mit besonderer Freude und Herzlichkeit begrüßt. — Eröffnet wurde die Feier mit Gesang, Bibellesen und Gebet, dann hielt J. Parret, ein nicht ordinirtes Mitglied der Mission, die Eingangsrede, in der auf den Zweck und Segen des Bundes, die gegenwärtige Lage der Kirche und die noch übrige, zu den ernstesten Anstrengungen auffordernde Arbeit hingewiesen wurde. Hierauf verlas der Vorsitzende die bei der vorigen Versammlung verabredete Geschäftsordnung. Es handelte sich um die Besprechung fünf wichtiger, tief ins Leben der Gemeinden eingreifender Punkte, nämlich:

1) Den Charakter der eingebornen Prediger; 2) die Kirchenzucht; 3) das Verhältniß von Kirche und Staat; 4) das Verhalten im Gotteshause und 5) die schriftgemäße Auffassung des Ehestandes.

Seit einiger Zeit schon war es nämlich bekannt geworden, daß in manchen Kirchen entschieden unwürdige Leute zum Predigtamt zugelassen wurden. Daß ein Mangel an den rechten Lehrern entstand bei der ungeheuren Zahl neuer Gemeinden, die sich in den letzten 2—3 Jahren bildeten, ist kaum zu verwundern. Gibt es doch entlegene Plätze genug, wo nur wenige lesen können und man kaum irgend etwas vom ABC der neuen Lehre weiß! An solchen Orten nun wird jeder Fremdling aus Antananarivo oder auch nur aus der Provinz Imerina, der irgend etwas reden kann, mit Verlangen begrüßt, und die lernbegierigen Zuhörer denken nicht daran, nach irgend einer Bürgschaft für den sittlichen Werth des Mannes zu fragen, der ihnen seine Weisheit bringt. Es war darum eine Kommission mit der Abfassung eines Circularschreibens an alle Gemeinden betraut worden, das neben dem Ausdruck der Liebe und Theilnahme auch Warnungen und Winke enthalten sollte, welche Art Leute allein sich zu Lehrern des göttlichen Wortes eignen, und daß es weit gerathener sei, beim Zusammenkommen zu gemeinsamer Erbauung sich mit dem einfachen Lesen der Heiligen Schrift zu begnügen, als Männern von zweifelhaftem Charakter die Leitung des Gottesdienstes zu überlassen. Auch der Entwurf eines Beglaubigungsschreibens, durch das sich künftig die von Imerina kommenden Lehrer bei andern Gemeinden legitimiren sollten, war dieser Kommission übertragen worden. Beides wurde jetzt vorgelesen und von der ganzen Versammlung gutgeheißen.

In Betreff der Kirchenzucht hatte bei der vorhergehenden Zusammenkunft der erste Minister im Namen der Gemeinde von Anati Rova den Wunsch ausgesprochen, es möchten doch in allen Gemeinden über den Ausschluß unwürdiger Glieder genau dieselben Grundsätze beobachtet und etwa in einem kleinen Kirchengesetzbuch zusammengestellt werden. — Mehr ins Einzelne gehende Regeln hierüber aufzustellen, als die Heilige Schrift es thut, hatten die Missionare aber nicht die Freudigkeit, und so theilte in ihrem Namen Missionar Briggs jetzt nur die Grundzüge eines von ihm verfaßten Büchleins mit, worin er Predigern und andern die Pflicht ans Herz legt, nach apostolischer Anweisung die Reinheit der Gemeinden zu bewahren zu suchen. Hierüber nun entspann sich eine sehr lebhafte Debatte, und verschiedene Fragen wurden laut über einzelne besonders schwierige Fälle, die in dieser oder jener Gemeinde die Lehrer in Zweifel ließen, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten sollten.

Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat verlas ein hochgestellter Eingeborner eine kurze Abhandlung. Es war das ein Wort zur Zeit für viele, die noch nicht unterscheiden gelernt haben zwischen Dingen, die des Staates, und

solchen, die der Kirche sind, und ein doppelt gewichtiges Wort von Seiten eines so einflußreichen Mannes. Es ging daraus klar hervor, daß die Regierung als solche nicht den Wunsch hat, die Kirche zu beherrschen, und daß sie die in den Gemeinden sich ausbildende Selbständigkeit keineswegs mit neidischen Augen betrachtet. — In ihrer eignen Unwissenheit hatten aber manche Gemeindemitglieder sich daran gewöhnt, wenn unter ihnen irgend eine Meinungsverschiedenheit, ein Streit oder etwas der Art entstand, zum weltlichen Beamten zu gehen, damit er sie berathe oder die Sache schlichte. Vielleicht geschah das in etlichen Fällen mehr, weil der betreffende Beamte ein Christ war, als seiner bürgerlichen Stellung wegen; aber es war dennoch wohlgethan, einer Gewohnheit entgegen zu treten, die mit der Zeit sehr störende Folgen hätte haben können. Es wurde darauf der Rath ertheilt, jede Gemeinde möge suchen, die in ihrem Schooße aufsteigenden Schwierigkeiten selbst zu schlichten, wenn ihr dies aber nicht gelinge, ihre Nachbargemeinden um ihren Beistand anzusprechen. Dabei erging an alle Gemeinden die Ermahnung, einem solchen Hülferuf doch ja in herzlicher Theilnahme Folge zu leisten und alles, was in ihrer Macht stehe, zur Förderung der gemeinsamen Sache zu thun.

Bei der großen Zahl neu hinzugekommener Leute, von denen viele kaum einen Begriff haben vom Wesen des Gebets und sich namentlich in entlegeneren Dörfern während des Gottesdienstes darum auch oft höchst ungeziemend betragen, war es keineswegs überflüssig, auch den äußern Anstand zur Sprache zu bringen, der von denen zu fordern ist, die sich im Gotteshause einfinden. Rainimamondschisoa, ein lang erprobter, hochgestellter und die allgemeine Achtung genießender Christ, verlas hierüber treffliche Bemerkungen, die, wie zu hoffen ist, nicht ohne gute Wirkung bleiben werden.

Ueber den christlichen Begriff der Ehe endlich ergriff der Quäker Sewell das Wort. Wie viel es in dieser Hinsicht noch der Belehrung bedarf, wie manche tief eingewurzelte Schäden auf diesem Punkte in einem Volke zu bekämpfen sind, unter dem Vielweiberei die Regel, Ehescheiden kein Verbrechen, sittlicher Ernst kaum bekannt war, ist leicht begreiflich. Nichts hat den Missionaren schon so viel Noth und Mühe gemacht, in keiner andern Beziehung sind schon so schwierige Fragen an sie herangetreten, wie grade in dieser. Den eingebornen Christen einen Eindruck von der Heiligkeit der Ehe zu geben, ist darum auch eine besonders wichtige Aufgabe. — Es war Abend geworden, als Sewell seinen Vortrag endete. — —

Neben den Londonern aber waren auch die Missionare andrer Gesellschaften mit verstärkten Kräften auf dem großen Arbeitsfelde Madagaskars thätig. Die Missionsgesellschaft der **Quäker** (The Friends' Foreign Missionary Association) in England hatte 1867 den eben erwähnten Sewell dorthin geschickt in Gemeinschaft eines amerikanischen „Freundes" H. Street mit seiner Frau. Sie fanden in der Hauptstadt ihren Wirkungskreis im engsten Anschluß an die Missionare der Londoner Gesellschaft, mit denen sie bisher in der herzlichsten Gemeinschaft gearbeitet haben. Ihnen hat sich die Gemeinde von Ambohitantely daselbst angeschlossen, zu der 1872 außer 1977 vollen Mitgliedern 11,280 Christen zum Theil in der Stadt, zum Theil in dem betreffenden ländlichen Distrikte gehörten. Nicht weniger als 118 eingeborne Prediger waren mit der Pflege derselben beschäftigt. Eine besonders treue und segensreiche Arbeit thun die Quäker in ihren Schulen, die damals 766 Schüler zählten. [1])

[1]) Leider fehlen uns genauere Nachrichten über diesen Zweig der Mission.

Die Mission der **Ausbreitungsgesellschaft** (Society for the Propagation of the Gospel) hatte in Tamatave einen harten Stand. Infolge des ungesunden Klimas der Ostküste waren in der Besetzung der Station oft Vakanzen. Der Verkehr mit lasterhaften Europäern stand der Predigt des Evangeliums als schroffes Hinderniß entgegen; auch waren die Hovachristen um der ritualistischen Formen willen, die leider auch hier über Gebühr betont wurden, nicht zu bewegen, sich dieser anglikanischen Mission anzuschließen. Die von den Sünden eines Abschaums vieler Nationen stark berührte Stadt bot dazu noch mit drei verschiedenen Denominationen das traurige Bild der zersplitterten Christenheit dar — durch eine katholische, eine anglikanische und eine madagassische Kirche. Die Thätigkeit der Anglikaner in Kirche und Schule mußte sich auf die Betsimasaraka beschränken. Doch blieb das Häuflein klein, das sie in Tamatave sammelten. Mehr Eingang fanden sie an einigen andern Plätzen an der Küste nördlich und südlich von Tamatave. So entstanden sechs Außenstationen: Ivondrona, Foulepoint, Fenoarivo, Mahambo, Mahasoa und Ambakoarvo. Die Zahl der Getauften belief sich 1871 auf etwas über 500; ebensoviel waren Katechumenen vorhanden.

Die Hauptschwierigkeit der Arbeit suchte man von dieser Seite darin, daß die anglikanische Kirche nicht in der Hauptstadt vertreten sei und daher keinen Einfluß auf die herrschende Hovabevölkerung erlangen könne. Freilich hatten die Londoner früher mit dem Bischof von Mauritius ein Abkommen getroffen, wonach die Arbeitsgebiete der Gesellschaften reinlich getrennt sein und die anglikanische Mission nur in den Küstenlandschaften wirken sollte. Dieses Abkommen wurde jedoch von der letzteren nicht beachtet, zumal, da sich auch für Madagaskar der Grundsatz in den Vordergrund drängte, daß ein jedes Missionsfeld zur erfolgreichen Bearbeitung eines eignen Bischofs bedürfe. Der Bischof von Madagaskar aber sollte natürlich in Antananarivo seinen Sitz aufrichten. Schon im Jahre 1868 waren diese hochkirchlichen Bestrebungen ziemlich auf die Spitze getrieben. Die Ausführung aber wurde noch durch den Dazwischentritt der Church Missionary Society abgewandt. Nach einigen Jahren jedoch regte sich die Verhandlung über die Bischofsfrage wieder heftiger. Ein Missionar der Propagation-Society (Rev. Chiswell) ließ sich unter dem Proteste der Londoner in der Hauptstadt nieder. Bei der Gewährleistung der Religionsfreiheit konnte auch die Regierung ihn nicht hindern, eine Kirche zu bauen und ritualistischen Gottesdienst einzurichten. Einzelne hie und da den anglikanischen Gemeinden beigetretene Hova, die sich nun in der Hauptstadt aufhielten, gaben die Handhabe zu diesem Vorgehen. Im Dezember 1872 wurde die Kirche eingeweiht. „Es waren," schreibt Chiswell, „Leute anwesend von allen Schattirungen und Klassen, von der Prinzessin bis zum Sklaven und vom römischen Katholiken bis zum Quäker. Natürlich

verfehlt der Reiz des Neuen auf Madagaskar seine Wirkung nicht. Hätten manche sich bereits dem Katholizismus zugeneigt, wenn er nicht aus dem unliebsamen Frankreich gekommen wäre, so hatte man ja hier dasselbe Ceremonienwesen unter englischer Firma. So füllte sich denn auch die anglikanische Schule bald mit Schülern, unter denen sich Söhne des ersten Ministers befanden. — In der Heimat war jedoch die beabsichtigte Konsekration eines Missionsbischofs für Madagaskar auf Schwierigkeiten gestoßen. Da ein solcher Schritt seitens der Kirche Englands an höchster Stelle nicht gebilligt wurde, so fand man den Ausweg, die Konsekration durch die bischöfliche Kirche Schottlands ins Werk zu setzen. Im Jahre 1874 endlich ist der neue Bischof (Kestell Cornish) in sein Amt eingetreten. Mit ihm kamen mehrere andre Missionare. Der Empfang bei der Königin scheint etwas steif und kühl gewesen zu sein, doch nahm sie die vom Erzbischof von Canterbury mitgesandten Geschenke huldvoll an. Diese Mission entwickelte bald eine bedeutende Regsamkeit. Mehrere bedeutende Anstaltsgebäude: Schulen, Hospital und Druckerei sowie eine neue Kirche, wurden sogleich begonnen. Auch außer der Hauptstadt hatte inzwischen der anglikanische Gottesdienst auf dem Lande Eingang gefunden, nachdem einer von den größeren Grundbesitzern, dem ein ganzer Distrikt mit mehreren Dörfern gehört, sich der anglikanischen Gemeinde der Hauptstadt angeschlossen hatte. In den letzten Berichten ist sogar bereits von vierzehn Landgemeinden die Rede. Jede derselben hatte aus eignen Mitteln eine Kirche gebaut. — Der Bischof kam sogleich in die volle Thätigkeit. Er hatte zu konfirmiren, konnte auch bald einen Eingebornen zum Diakonus weihen, visitirte die älteren Stationen bei Tamatave u. s. w. Eine Ausdehnung hatte diese Mission auch indirekterweise durch die Ernennung des Bischofs erhalten. Die **Church Missionary Society** nämlich, die bisher mit den Angehörigen der Londoner Mission im besten Einvernehmen gestanden hatte, hielt es für ihre Pflicht, ihre Arbeit von Madagaskar zurückzuziehen, um nicht mit in die unangenehmen Reibungen und Streitigkeiten hineingezogen zu werden, die mit der Ankunft des Bischofs und seiner sich ausdehnenden Thätigkeit nicht ausbleiben konnten. — Schon oben wurde erwähnt, daß die erste Station dieser Gesellschaft zu Vohimare im Norden der Insel aufgegeben und mit Andevoranto vertauscht worden. Auch dort wurde nur unter Schwierigkeiten gearbeitet. Namentlich machte das ungesunde Klima viel Noth, sowie auch die unter den Betsimasaraka und Betanimena herrschende Trunksucht. Doch kamen zu der Station 5 Außenstationen. Die Zahl der Bekehrten aber war an keiner sehr bedeutend. Dagegen war bei Vohimare inzwischen die ausgestreute Saat aufgegangen. Schon 1869 hatte man einen der Missionare dringend in jene Gegend gerufen, und er fand in Amboanio, der Hauptstadt der Provinz Vohimare, eine kleine Gemeinde, die sich bereits eine Kirche gebaut hatte,

Nach diesen Erfolgen konnte die Gesellschaft nicht umhin, ihre alte Station wieder aufzunehmen. Hier erreichte sie denn in den nächsten Jahren auch numerisch bedeutendere Erfolge als in Andevoranto; doch kam die Zahl der Gemeindeglieder nur auf 356. Wie gesagt, die Gesellschaft hat sich — mit großer Rücksicht — von diesem Arbeitsfelde zurückgezogen, indem sie die gesammelten Gemeinden der Pflege eingeborner Prediger, die von diesen selbst besoldet werden, anvertraute. Die Station Andevoranto hat inzwischen die Propagation Society übernommen, und die Gemeinden haben sich ihrem Missionar angeschlossen. Für Vohimare fehlte noch ein solcher; wahrscheinlich aber wird auch diese Station von jener Gesellschaft besetzt werden.

Ferner sind die Arbeiten der **norwegischen Missionsgesellschaft** zu erwähnen. Als das Missionsfeld dieser Gesellschaft unter den Zulu keine Gelegenheit zur Errichtung weiterer Stationen bot, sah man sich nach einem andern Wirkungskreise um, auf dem die norwegischen Missionskräfte beschäftigt werden könnten. Man faßte Madagaskar ins Auge, und Bischof Schreuder wurde 1867 beauftragt, eine Untersuchungsreise auf der Insel zu machen. Streng konfessionell, wie die norwegischen Lutheraner sind, hielt er sich von den kongregationalistischen Londoner Missionaren fern — nur brachte er mit ihnen ein Abkommen zu Stande, wonach die beiden Missionen schiedlich — friedlich neben einander auf der Insel arbeiten sollten. Die Provinz Betsileo sollte das Gebiet der Norweger sein, dagegen versprachen sie von Imerina, dem Gebiet der Londoner, sich fern zu halten. Dieser Vertrag war förmlich in der Sakristei der Ambatonakangakirche in Antananarivo am 2. September 1867 abgeschlossen worden. Inzwischen waren bereits die drei ersten Madagaskar-Missionare aus Norwegen (Borgen, Engh und Nielsen — sämmtlich ordinirt) eingetroffen. Nachdem sie einige Zeit in der Hauptstadt zugebracht hatten, um sich mit der Sprache und den Verhältnissen bekannt zu machen, siedelten sie nach der von dort 4—6 Tagereisen südlich gelegenen Provinz Betsileo über und ließen sich in Ambohitsimanova[1]) nieder, der Hauptstadt des den nördlichen Theil der Provinz ausmachenden Betafodistriktes. Der Anfang fiel zusammen mit der Zeit jenes wunderbaren Umschwunges, der auf der Insel durch die Thronbesteigung Ranavalona's II. hervorgerufen wurde. So konnte es den Missionaren nicht fehlen, an manchen Plätzen Eingang zu finden, und bald war die zweite Station, Masinandreina, zwei Stunden Wegs östlich von jener angelegt, und von hier wie dort war auf einer Anzahl Nebenstationen zu arbeiten. Doch hatte es bedeutende Schwierigkeiten gemacht, den für die Stationen erforderlichen Grund und Boden zu erhalten. Pastor Borgen wurde mit den Verhandlungen darüber ein halbes

[1]) Später wird die Station nur Betafo genannt.

Jahr lang in der Hauptstadt aufgehalten. Die Ursache lag darin, daß die skandinavischen Reiche auf Madagaskar keine politische Vertretung hatten. Die Errichtung eines schwedisch-norwegischen Konsulats wurde von der Mission auch in der Folge dringend befürwortet, doch bis in die neueste Zeit vergeblich.[1]) Schreuders Eigenschaft als britischer Unterthan der Natalkolonie mußte denn aushelfen, und der britische Konsul nahm sich der Norweger an. — Es ist nicht zu verwundern, daß in jener aufgeregten Zeit, wo alles Christ werden wollte, die neue Mission alsbald schon in gesammelten Bekehrten ihre Früchte sehen durfte. Man war jedoch äußerst vorsichtig mit der Ertheilung der heiligen Taufe, und die kleine Gemeinde bestand nach Jahresfrist doch nur aus 6 Gliedern, lauter angesehene, adlige Personen. Im folgenden Jahre wurde die Mission durch eine weitere Aussendung von Missionaren (unter denen vier ordinirte) verstärkt. Bald wuchs die Zahl der Stationen. Die nordwestlichste ist Ambohimassina (heilige Stadt), dann folgt 3—4 Stunden südsüdwestlich Soavina (das gesegnete), von wo aus die älteste Station Betafo (viele Dächer) 3½ Stunde ostsüdöstlich liegt. Vier Stunden östlich von da kommt man nach Sirabe (viel Salz), dem jetzt die frühere Hauptstation als Außenplatz zugetheilt ist. Wieder 3 Stunden östlich bringen uns nach Loharano (Quelle). Die nächste Station in gleicher Richtung etwas südlicher liegend (4½ Stunden) ist Ambohiponana. Eine ganze Tagereise ostwärts liegt der Fisakanadistrikt, in dem sich die Stationen Fandriana und Ambohipo befinden. Zu einer jeden dieser Stationen gehören eine Anzahl Filialen, auf denen sich kleine Gemeinden von 2—12 Mitgliedern befinden.[2])

Es ging jedoch mit dem Missionswerk nicht in allen Stücken so glatt, wie man nach dieser Ausbreitung desselben vermuthen möchte. Die Eingebornen, welche als Prediger und Lehrer der madagassischen Staatskirche umher reisten und sich hie und da festsetzten, machten den guten Norwegern viel Verdruß und allerlei Hindernisse. Dem einen Missionar wurde der Zutritt zu einer Gemeinde verweigert, weil er nicht genügend der Sprache mächtig sei; als ein andrer an seine Stelle trat, hatte er noch mehrere Monate ärgerlichen Streites auszuhalten, bis er den madagassischen Gegenprediger los wurde. Wir haben oben diese Art von Leuten bereits einigermaßen kennen gelernt.[3]) Auch freundlich gesinnte

---

[1]) Schließlich ist das Konsulat doch errichtet in Tamatave.

[2]) Neuerlichst sind noch einige Stationen in Süd-Betsileo hinzugekommen: Ilaka, Ambatofinandrahana, Fihasinana, Fenoarivo und Fanjakana.

[3]) Aus anderweitigen Berichten lassen sich die dort angeführten Beispiele noch vermehren. An einem Orte traten Prediger auf, die unter anderem allerlei Unzucht als das von der Königin befohlene Christenthum lehrten; an einem andern trat ein Gouverneur, der zwölf Frauen hatte, als Lehrer auf; andere tauften ohne irgend welchen Unterricht u. s. w.

Lehrer, die selbst kaum buchstabiren können, wagen es, dem norwegischen Missionar, ehe sie ihm eine Gastpredigt erlauben, die Frage vorzulegen, ob er einen protestantischen oder einen bischöflichen Gottesdienst zu halten gesonnen sei? Wie verwirrend mußten diese Fragen für die eben aus dem Heidenthum auftauchenden Gemeinden sein!

Abgeschreckt durch den chaotischen Zustand der letzteren ließen es sich die Norweger besonders ernstlich angelegen sein, nur solche Personen zu taufen, die deutliche Beweise ihrer Sinnesänderung im Werk und Wandel gegeben hatten. Ebenso hüteten sie sich wohlweislich vor der Verwendung von Eingebornen in der Missionsarbeit, bevor sie nicht über gründlich erprobte, zuverlässige Männer zu verfügen hatten. Es ist klar, daß bei diesem Verfahren ihre Gemeinden nicht schnell zunahmen. Dazu kam auch, daß vielfach die Rivalität der staatskirchlich Gesinnten das Volk von den Norwegern fern hielt; daß zuweilen ihnen von der Hauptstadt aus gradezu entgegengewirkt wurde. Es zeigte sich dabei viel Hochmuth, mit dem die lutherische Art zu beten, gegenüber der Art wie die Königin bete, verächtlich gemacht wurde. Ueberdies waren die schweren Schäden des Volkslebens, Polygamie, Unkeuschheit, Trunksucht, Lügenhaftigkeit u. s. w., Hindernisse genug, um das Werk nicht schnell vorankommen zu lassen. Jedenfalls aber sind die kleinen, mit vieler Geduld gesammelten Gemeinden der Norweger [1]) mehr werth, als die meisten jener über Nacht entstandenen Gemeinden der Staatskirche.

„Einen wichtigen Fortschritt hat diese Mission inzwischen dadurch gemacht, daß sie auch in der Hauptstadt Fuß faßte. Sie hat dies freilich nicht in der Weise und mit den Prätensionen gethan wie die Ausbreitungsgesellschaft, sondern nachdem sie zuvor den Londoner Missionaren die Gründe, die sie dazu bewegten, dargelegt und also eine ordentliche Lösung des oben erwähnten Abkommens über die Begrenzung der Arbeitsfelder eingeleitet hatte. Dennoch führte dieser Schritt leider zu mancherlei Verstimmungen und bedauerlichen Streitigkeiten. Die Norweger aber waren überzeugt, daß sie irgend einer Vertretung in Antananarivo bedurften, um der Waffe ihrer Gegner, welche behaupteten, die Religion dieser Ausländer sei in der Nähe der Königin nicht gestattet — wirksam entgegentreten zu können. Dann brachte der bereits erwähnte Frohndienst immer wieder Mitglieder der Betsileogemeinden in die Hauptstadt und nöthigte sie zu längerem Aufenthalt daselbst. Eine Fürsorge für ihre kirchlichen Bedürfnisse schien doch wohl berechtigt zu sein. Ueberhaupt aber machten es die Verhältnisse wünschenswerth, einen Vertreter der Mission in der Hauptstadt zu haben, der ihre Interessen bei der Regierung u. s. w. zur Geltung bringen konnte. Als solcher trat nun zuerst Missionar Borchgrevink in Antananarivo auf und machte sich schon als Mediziner bei Europäern und

[1]) Im Dezember 1875 zählten sie 216 Mitglieder.

Madagassen viele Freunde; besonders froh über sein Eintreffen war der schottische [von der Medical Missionary Society ausgebildete und mit der Londoner Missionsgesellschaft verbundene] Missionsarzt Dr. Davidson.

Da ferner der Missionar Dahle im September 1870 in der Hauptstadt eintraf, begleitet von seiner Schwester, von Borchgrevinks Braut und noch einer Lehrerin, so handelte es sich, während daselbst die Sprache erlernt wurde, um die beste Verwendung von Dahle's besonderen Gaben, die auf Leitung einer Katechetenanstalt deutlich hinzuweisen schienen. Borchgrevink hatte indessen, um nach einem unbestrittenen und unbestreitbaren Arbeitsfelde auszuschauen, mit dem Missionsschiff [1]) die ganze Insel umsegelt, war da und dort gelandet und hatte einzelne Strecken des Landes genauer untersucht. Wohl zog es ihn zu den noch unabhängigen Sakalavastämmen — aber die Ausdehnung der Missionsarbeit nach dieser Richtung konnte leicht zum Bruche mit der Hovaregierung führen. Daher blieb das Resultat dieser Untersuchungsreise die Erkenntniß, daß man im Betsileolande geduldig weiter zu arbeiten habe. Weil aber die Londoner sich selbst nicht streng an den erwähnten Vertrag gebunden und auch in diese Gegend Lehrer geschickt hatten, so fand man es unbedenklich, einen weiteren Schritt zu wagen und die Katechetenanstalt in der Hauptstadt selbst zu errichten. Dahle eröffnete sie am 22. Mai 1871 mit vorläufig 70 Zöglingen, unter welchen er später eine Auswahl zu treffen sich vorbehielt.

Damit verband sich der weitere Plan, diese Zöglinge an Ort und Stelle mit Wort und Sakrament zu bedienen und also einen lutherischen Gottesdienst in Antananarivo einzurichten. So allein wurde auch die Betsileomission einer auf die Länge unhaltbaren Stellung entrissen. Die norwegische Missionsgesellschaft hat diese Beschlüsse den Direktoren der Londoner Mission mitgetheilt und dabei betont, daß es sich um keinerlei Proselytenmacherei handle, sondern nur um die nothwendige Sicherung einer fruchtbaren Wirksamkeit im eignen Missionsgebiet. — Die Regierung schien nicht nur durch das gesteigerte Kraftgefühl, mit dem die nordischen Arbeiter damals auftraten, größere Achtung vor ihnen gewonnen zu haben, sondern auch die Berührungen mit den in ihrer unmittelbaren Nähe wohnenden Missionaren trug dazu bei, denselben mehr Zutrauen und Wohlwollen zuzuwenden." [2])

In neuester Zeit sind auch die Arbeiten in der Hauptstadt gewachsen. Trotzdem, daß die Norweger ihr Versprechen, alle Proselytenmacherei zu vermeiden, sich ehrlich zu halten bemühen, haben sie es nicht verhindern können, daß sich einige Christen, die früher

[1]) Der „Elieser" kommt der Gesellschaft auch für diese Mission gut zu statten.

[2]) Basler Magazin, Febr. 1873.

zu den Kongregationalisten gehörten, sich ihnen angeschlossen haben. So ist in Antananarivo eine ständige lutherische Gemeinde entstanden. Auch sind verschiedene Anstalten errichtet, Knaben- und Mädchenschule, Knaben- und Mädchenasyl, Druckerei u. s. w., über deren Wirksamkeit auch von andrer Seite recht günstig berichtet wird. Das Verhältniß zu der Londoner Mission, das mit der Niederlassung der Norweger in der Hauptstadt etwas gespannt geworden war, hat sich seitdem viel freundlicher gestaltet.

Im Jahre 1874 hat nun die norwegische Mission ein neues Feld auf der Westküste unter dem Volke der Sakalava besetzt, nachdem drei Jahre zuvor dort schon eine Untersuchungsreise gemacht war. Als günstiger Punkt zur Anlegung einer Station war damals Tullear (Tuliar, Tolia), einige Meilen nördlich von der Augustin-Bai, bezeichnet worden, ein Platz, an dem einige europäische Kaufleute leben, wenn auch nicht unter sehr sicheren Verhältnissen. Am 7. September des genannten Jahres ankerte dort der „Elieser". Die beiden Missionare Röstvig und Valen sollten die Station gründen. Diese Gegend ist den Hova noch nicht unterworfen, die südlichen Sakalavastämme bilden vielmehr ein unabhängiges Reich unter dem Nomadenkönige Lahymaurice, zu dem die Küste weiter bis Marnirano, 24 deutsche Meilen nördlich von Tullear, gehört. Es hat eine sehr dünne Bevölkerung, die auf 30,000 Seelen geschätzt wird. Davon leben 5000 an der Küste, die sich Weso (Seeleute) nennen, während die andern Maskoro (Landleute) heißen. Jene leben großentheils vom Fischen, wobei sie unstät hin und herziehen; diese sind zwar auch Nomaden und treiben Viehzucht, sind aber durch den Ackerbau etwas seßhafter geworden. Der Schwerpunkt des Volkslebens liegt in den Maskoro, unter denen auch in der Regel der König wohnt.

Landschaftlich hat die Gegend nicht viel Anziehendes. Ueberall dasselbe trostlos weiße Ufer von losem Sande, der, vom Winde aufgewirbelt, überall eindringt und vor dem die aus Rohr gebauten Sakalavahütten keinen Schutz gewähren. Der Strand ist gesäumt von dem glatten Spiegel der durch Korallenriffe gebildeten Lagunen, auf denen eine bequeme Kanoefahrt die Küstenplätze verbindet. Flüsse voller Alligatoren münden da und dort, nachdem sie eine Niederung durchströmt, die in der Regenzeit überschwemmt wird und daher fruchtbares Ackerfeld bietet, aber ebenso auch ungesunde Fieberstätten. Hinter dem flachen Küstenstriche erstreckt sich eine Bergkette mit Gipfeln bis zu 1000 Fuß Höhe.

Als die Missionare in Tullear landeten, wohnte der König Lahymaurice zwei Tagereisen im Innern. Dorthin machten sie sich zunächst auf, um die Erlaubniß zu ihrer Niederlassung einzuholen. Sie wurde nicht ohne Schwierigkeiten erlangt. Der Anfang war dann mit manchen Entbehrungen und Nöthen verknüpft. In einer der landesüblichen Rohrhütten wohnend, bemühten sich die Brüder, zunächst die Sprache zu lernen. Von den europäischen Kaufleuten erhielten sie manche Beweise der Freundlichkeit, umsomehr aber

wurde ihnen von den Eingebornen das Leben verbittert. Der Fieranana-stamm, der von der Augustinbai bis Tullear wohnt, wird von allen als sehr roh, trotzig und raubgierig geschildert. Gegen Fremde benimmt er sich rücksichtslos und heimtückisch in hohem Grade. Erst sucht man sich bei ihnen einzuschmeicheln, bis sie sicher geworden sind, dann geht das Stehlen, Betrügen und Betteln an und steigert sich zu solcher Unverschämtheit, daß man einem sogar die Kleider vom Leibe abverlangt. „Kommt da einer und verlangt etwas, das ich nicht habe. Kaum sage ich ihm das, so schilt er mich aus als den größten Schurken, den er je getroffen habe." Nicht als ob die Leute so arm wären; sie halten eben die Schätze der Europäer für unerschöpflich. Früher waren sie verrufene Seeräuber, welche nachts die vorüber segelnden Fahrzeuge überfielen und ausplünderten, bis europäische Kreuzer ihnen dies Handwerk legten. Am Lande aber fürchtet sich noch jeder vor den Räuberbanden, welche ungestört ihr Gewerbe treiben; daher alles bewaffnet umhergeht. — Dazu kommt noch die Trunksucht, genährt durch den eingeführten Branntwein, während auch aus den Früchten der Tamarinde ein berauschendes Getränk bereitet wird. Die Kaufleute setzen sich der gröbsten Behandlung, ja Kugelsalven aus, wenn sie den Leuten Toaka (den Branntwein) versagen. Einer von den Europäern, der die Norweger auf der Untersuchungsreise freundlich aufnahm, Le Merle, war seither nach förmlichem Urtheil hingerichtet worden.[1]) Die andern suchen ihren modus vivendi mit diesen Heidenmenschen und sind bei mancher Freundlichkeit gegen die Missionare nichts weniger als eine Förderung für die Mission.

Doch Vorstehendes möge genügen, um die Verhältnisse zu kennzeichnen, unter denen die Missionare fast ein Jahr aushielten. Ihre Lage war zuletzt so gefährdet, daß dies Feld nicht länger gehalten werden konnte. Im Juni 1875 zogen sich die Brüder nach Ranopasy zurück. Dorthin war nämlich im Jahr zuvor der „Elieser" weiter gesegelt und hatte den Missionar Lindö abgesetzt, während ein andrer, Jakobsen, noch weiter nach Morondava gebracht war, wo ein Franzose einen Lehrer für seine Kinder wünschte und noch mehrere Schüler zusammen bringen wollte. Lindö aber hatte an einem Landsmann Halvorsen einen Anhalt.

Die beiden genannten Orte stehen unter der Botmäßigkeit der Hova, wenn dieselbe auch sehr locker gehandhabt zu werden scheint. Es gibt aber im ganzen Lande Hovastationen von Hovasoldaten und ihren Familien angelegt, welche die umwohnenden Sakalava in Unterthänigkeit halten. Die nächste dieser Stationen, Mandscha (Manja), zwei Tagereisen östlich, war erst kürzlich angelegt, da die Europäer

[1]) Eine kurze Zeitlang bestand auch eine katholische Mission in Tullear. Dem Jesuitenpater aber wurde das Haus angezündet, als er mit dem höllischen Feuer gedroht hatte, und bald darauf mußte er sich ganz zurück ziehen.

in Ranopasy Klage über die dort herrschende Rechtlosigkeit geführt hatten. Die Hova in Mandscha zählen sich auch zu den betenden Leuten und halten ihre Gottesdienste, obgleich fast keiner von ihnen lesen kann.

„In Ranopasy aber wohnen in engen Strohhütten etwa 200 Sakalava mit ihren Makoa, Sklaven, die von der Mozambiqueküste herüber gebracht wurden. Mitten in der Hütte steht die Feuerstätte, welche den Raum mit Rauch füllt, denn der einzige Ausgang für diesen ist die niedrige Thür, durch welche man nur mühsam hineinkriechen kann. Eine Matte auf dem Sande dient als Bett; ein Stück Zeug, den Tag über Kleidung, gibt für die Nacht die Decke; ein Wasserkrug und Kokosnußschalen vervollständigen die Möblirung. Bei so kärglicher Ausstattung fällt dem Sakalava das Wandern und Herumziehen nicht schwer. Er trachtet nicht nach Verbesserung, nur je und je nach Veränderung. Hat er grade eine schöne Einnahme, so theilt er gern mit den andern. Außerdem schließt er gern ein Fatadra (Freundschaftsbund), wodurch etwas wie ein geschwisterliches Verhältniß zu Stande kommt, zu gegenseitiger Aushülfe, was mit Bluttrinken bekräftigt und selten gebrochen wird. Gegen die Fremden ist der Sakalave mißtrauisch, gewiß nicht ohne Grund; doch soll es auch schon vorgekommen sein, daß mit einem Weißen ein Fatadra geschlossen wurde.

Im Innern sind die Sakalava noch wilde Räuber, die viel stehlen und Reisende ausplündern oder auch in Tullear als Sklaven verkaufen. Sie kommen dann und wann mit Reis, Arrowroot, Bataten u. s. w. aus dem Innern, um mit den Weißen zu handeln. Doch nähern sie sich ihnen nur mit Argwohn und bedienen sich eines Küstenanwohners als Unterhändlers. — Die meisten kennen einen Gott, Danganehari (oder Andrimangitse), der oben wohnen soll, und opfern ihm in Krieg und Krankheit, um seinen Zorn abzuwenden. Götzenbilder werden nicht angebetet. An einem Freitage in jedem Monate wird auch geopfert. Man schlachtet einen Ochsen, legt etwas von jedem Glied unter einen Tamarindenbaum und glaubt, wenn alle sich entfernt haben, werde Danganehari sich einfinden und speisen; das übrige verzehrt der Opferer mit seinen Freunden. Nach dem Tode kommen gute und böse Menschen hinauf in die Höhe. Die nördlichen Sakalava beten ihre Ahnen an, was in Ranopasy nicht der Fall zu sein scheint. Außer Stehlen und Unzucht herrscht auch hier besonders das Laster der Trunksucht, genährt von den Hova und französischen Kaufleuten. Die letzteren bemitleideten den Missionar als verrückt, der dieses elende Volk zu bekehren hoffe.

Indessen Lindö ging getrost an seine Arbeit, die zunächst im Lernen der Sakalavasprache bestand. Nach einiger Zeit kam auch Jakobsen wieder nach Ranopasy, da sich die Verhältnisse in Morondava zur Anlegung einer Station weniger günstig zeigten. Die beiden Brüder hatten aber auch bald schwere Zeiten durchzumachen. Lindö fing an zu kränkeln. Dazu kam ein Ueberfall von Räubern, infolge dessen sich alle Sakalava von Ranopasy flüchteten und die Missionare sich mit zwei europäischen Kaufleuten dort ganz allein gelassen fanden. Bald darauf trafen die Brüder von Tullear bei ihnen ein. Allmählich fanden sich die geflüchteten Eingebornen wieder ein. Bis in die neueste Zeit arbeiteten die Norweger mit einander an der Sprache. Mit Betrübniß sahen sie indessen immer deutlicher, daß auch Ranopasy wegen der Unbeständigkeit der Bevölkerung kein für die Mission recht geeigneter Platz ist. Nach den letzten Nachrichten waren die Missionare im Begriff, Morandava und Mandscha als die beiden Sakalavastationen zu besetzen. Immer aber muß der Bestand dieser Mission als ziemlich unsicher gelten.

Wir kommen endlich zu den Arbeiten der **Londoner Mission.** Dieselbe befindet sich auf diesem Gebiete in einer außergewöhnlichen Lage. Nach den schweren Zeiten der Verfolgung, in denen sie

während dreier Jahrzehnte ihr zurückgelassenes Häuflein nur fürbittend von ferne beobachten konnten, waren unter Radama II. die Thore weit geöffnet. Das kleine Häuflein der hart geprüften Christen war zu mehreren Tausend angewachsen. Schon die Pflege dieser Gemeinden erforderte mehr Kräfte, als die Gesellschaft sofort bereit hatte. Dazu kam die Bewegung, die durch das ganze Land ging und immer neue Bekenner der christlichen Kirche zuführte. Sehen wir diese Bewegung sofort nüchterner an, als es die meisten der gleichzeitigen Berichte thaten. Es war weniger ein Verlangen nach Heil, das im Volke gezündet hätte, als vielmehr der Einfluß des als Christenfreundes bekannten Königs, der die Massen bewegte. Unter diesen Verhältnissen wären wohl große Zahlen von Missionaren für die Insel wünschenswerth gewesen. Alles aber, was die Londoner Gesellschaft mit anerkennenswerther Anstrengung zu leisten vermochte, war weitaus unzureichend. Die europäischen Kräfte wurden durch die Arbeit in der Hauptstadt in Anspruch genommen. Wir möchten nicht darüber zu urtheilen wagen, inwiefern es damals thunlich gewesen wäre, einen Theil der Missionare auf verschiedene Punkte der Provinz zu vertheilen. Die Wichtigkeit, die Antananarivo für ganz Madagaskar hat, mußte jedenfalls dabei mit in die Wagschale fallen. Andrerseits aber mußte es offenbar sein, wie die Landgemeinden, die unter der Leitung doch meist unzureichend ausgebildeter Prediger belassen wurden und nur verhältnißmäßig, doch nicht oft vom europäischen Missionar besucht werden konnten, zu kurz kamen. Unter der Herrschaft Rasoherina's veränderten sich die Verhältnisse wenig. Vom Jahre 1866 liegen uns genauere statistische Angaben vor. Damals waren 12 Londoner Missionare incl. eines Arztes, Buchdruckers und Architekten zu Antananarivo thätig. Folgenden der dortigen Gemeinden war je ein ordinirter Missionar zugetheilt: Ambohipotsy, Andohalo, Amparibe, Ampamarinana, Ankadibevava, Analakely und Ambatonakanga. Außerdem waren zwei Gemeinden, zu Ambatomitsangana und Ambohitantely (letztere später den Quäkern zugetheilt), damals nur mit eingebornen Pastoren besetzt. Mit diesen Gemeinden aber waren 70 Außenstationen verbunden. Die Zahl der eingebornen Prediger betrug 95, die der Kommunikanten 4374. In ziemlichem Mißverhältniß dazu zählten die Schulen nur 936 Zöglinge. Als nun aber nach Ranavalona's II. Thronbesteigung die Thore sich noch viel weiter aufthaten und mit der Verbrennung der Götzen alle Schranken fielen, da war den Londoner Missionaren, obgleich sich ihre Zahl bald über 30 vermehrte, doch die Arbeit vollends über den Kopf gewachsen. Es fehlte zu sehr an Arbeitern, die unerwartet reichliche Ernte einzuheimsen. Der Jubel, der damals alle Freunde der Mission durchdrang und in dem die Angaben oft noch übertrieben wurden — wie denn im Exeter Hall von einer halben Million Christen auf Madagaskar die Rede war — hat freilich nach und nach manchen

Dämpfer bekommen, seitdem es an den Tag kam, wie leicht die meisten jener Garben wogen und aus leerem Stroh bestanden. So ist es denn zu den bereits angedeuteten Verhältnissen gekommen, denen die Londoner Missionsgesellschaft mit dem peinlichen Gefühl unzulänglicher Arbeitskräfte gegenübersteht.

Aber noch in anderer Beziehung hat diese Mission auf Madagaskar eine ganz besondere Stellung erhalten. Vermöge ihres independentischen (kongregationalistischen) Prinzips konnte sie die junge Kirche nicht unter eine solche straffe Zucht und Leitung nehmen, wie das derselben sehr dienlich und wie es bei einer andern Kirchenform wohl möglich gewesen sein würde. Nicht einmal an die Spitze einzelner Gemeinden traten europäische Missionare, die vielmehr, wie schon erwähnt, sich den eingebornen Geistlichen nur als Berather zur Seite stellten. Es war eine Sache der Pietät gegen die Kirche, die die Bluttaufe empfangen hatte, daß man ihre Prediger, ohne viel ihre Befähigung zu untersuchen, anerkannte und selbst von einer Ordination derselben absah — als die ihnen durch das Siegel des Geistes längst ertheilt sei. Und doch (obgleich sich manche unter den Predigern trefflich bewährt haben) kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß in diesem Stücke etwas mehr Nüchternheit recht heilsam gewesen sein würde. Die Gemeinden haben damit zu früh die Selbständigkeit erlangt, die doch erst das Ziel der Missionsarbeit sein soll, die dann vollbracht ist. Jedenfalls aber ist diese Selbständigkeit nicht unbedenklich, seitdem, dem Beispiele der Königin folgend, alle Madagassen Christen sein sollen und wollen. Die Londoner Missionsgesellschaft sieht sich nun plötzlich mit einer Staatskirche [1]) identifizirt, während dieser Begriff zu ihrem Prinzip im schroffsten Widerspruch steht. Damit ist sie auf diesem Felde in eine ihr sonst fremde Missionsmethode wider ihren Willen hineingezogen worden, nämlich in die der Massenbekehrung. Was den letzteren Punkt betrifft, so sind mit demselben freilich so viele Uebelstände schlimmster Art verbunden, daß schon wiederholt der Gedanke ausgesprochen ist, man müsse sich der Massen jener Namenchristen, die nicht besser sind als Heiden, entledigen. Es wird dies freilich nicht so leicht sein. Das Staatskirchenthum ist einer solchen Reinigung keineswegs günstig; und sollten es die Londoner gar mit der Regierung verderben, so könnte leichtlich so etwas wie unser Kulturkampf auf Madagaskar in Scene gesetzt werden. Alle diese Gefahren lagen in den ersten Jahren der neuen Aera noch fern; in neuerer Zeit aber regen sie sich immer bedenklicher, zumal da Anglikaner und Katholiken nicht ganz vergeblich um die Neigung der Regierung zu werben scheinen.

Unter den angedeuteten Verhältnissen schien es der Missions-

[1]) Von einer madagassischen Nationalkirche zu sprechen ist nicht zutreffend; thatsächlich besteht doch eine Hova-Staatskirche.

verwaltung in London geboten, den Stand der Dinge auf Madagaskar aufs sorgfältigste zu erforschen und demgemäß die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Deshalb wurde eine Deputation, bestehend aus dem verdienten Sekretär der Gesellschaft, Dr. Mullens, und einem Kommitteemitgliede, Rev. J. Pillans, dorthin abgesendet (im Juli 1873), die 12 Monate lang dort thätig war.

„Sie unternahmen fünf ausgedehnte Reisen, besuchten alle Hauptdistrikte der mittleren Insel, beobachteten den Charakter, die Hülfsquellen und die Bevölkerung des Landes und prüften sorgfältig den Zustand der Religion mit Rücksicht auf weitere Förderung derselben. Während sie an vielen Orten die Schönheit des Landes bewunderten, beobachteten sie, daß die Hülfsquellen dieser Provinzen von mäßigem Werthe sind und hauptsächlich nur die Nahrung der Bevölkerung liefern. Auch fanden sie, daß die Bevölkerung der Insel, bisher auf 5 Millionen und darüber geschätzt, weit geringer sei und nur $2\frac{1}{2}$ Millionen betrage. — Die Deputation hat der Missionsverwaltung versichert, daß die religiöse Umwälzung etwas Thatsächliches ist: daß innerhalb der Masse von Namenchristen doch manche Tausende aufrichtig Gläubiger sich finden. Die Solidität des christlichen Werkes zeigte sich in den starken Gemeinden in der Hauptstadt und ihrer Umgebung, in den vollen Kirchen, in vielen wohl unterrichteten eingebornen Predigern, in den guten Schulen in Imerina und im Familienleben und seiner wachsenden Reinheit in Imerina und Bonizongo. Ein besonderes Zeugniß aber, daß dies Werk von Gott ist, findet sich in dem geistlichen Fragen und Suchen, welches durchs Land geht, selbst in den Distrikten, wo vielleicht noch nie ein Europäer sich sehen ließ."

Dieser Bericht kehrt freilich etwas einseitig die erfreulichen Seiten der religiösen Verhältnisse Madagaskars hervor. Wir werden sogleich sehen, wie von andrer Seite schwere Schatten zu diesem lichten Gemälde gegeben worden sind. Doch haben die Arbeiten der Deputation manche heilsame Maßregel auf der Insel zur Folge gehabt. Dieselben kamen auf der Generalkonferenz zum Beschlusse, die mit sämmtlichen Londoner Missionaren unter Zuziehung der Quäker in Antananarivo gehalten wurde, nachdem die Deputirten, nach einem zehntägigen Aufenthalt daselbst, zunächst eine Reise nach Betsileo gemacht hatten, woselbst sie der grade in der Provinzialhauptstadt Fianarantsoa weilenden Königin vorgestellt worden waren. Folgende Punkte sind als das Ergebniß jener Konferenz — an der beiläufig einschließlich der Frauen 60 Personen theilnahmen — bemerkenswerth.

1. Man kam überein, daß im theologischen Seminar junge Leute nicht nur, wie bisher, für die Dauer des ganzen Kursus, sondern auch für kürzere Zeit Aufnahme finden sollten; daß ferner diese Anstalt so zu erweitern sei, daß nicht nur Prediger und Lehrer darin eine gründliche Vorbereitung auf ihren Beruf, sondern auch

andre junge Männer eine allgemeine höhere Bildung erhalten können, und daß daher in den oberen Klassen der besseren Gemeindeschulen Unterricht im Englischen einzuführen, überhaupt der gesammte Jugendunterricht mit aller Macht zu heben sei.

2. Es wurde beschlossen, um jede europäische und tüchtige eingeborne Kraft möglichst nutzbar zu machen, in jedem Distrikt eine Hauptstation mit einigen Nebenstationen einzurichten und an diesen Plätzen regelmäßige Bibelstunden zu halten, und so jedem, der es wünsche und suche, gründlichen Unterricht in den Lehren des Christenthums zugänglich zu machen.

3. Da in mehreren ländlichen Distrikten Missionare verlangt werden, sollen diejenigen, welche in der Hauptstadt irgend entbehrt werden können, aufs Land hinausziehen. Antananarivo war bis jetzt in zu hohem Grade das Centrum der madagassischen Mission und Kirche.

4) Bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern in die Kirche soll größere Vorsicht angewandt und durch gewissenhafte Handhabung einer strengen Gemeindeordnung die gegenwärtige übergroße Zahl der Namenchristen verringert werden. Den eingebornen Christen soll mit ganzem Ernste vorgehalten werden, welche heiligen Pflichten sie durch ihren Eintritt in die christliche Gemeinde auf sich genommen; die jetzt gebräuchliche Gottesdienstordnung (in manchen Fällen Unordnung) soll verbessert werden.

5. Die madagassischen Gemeinden sollen immer mehr zu pekuniärer Selbständigkeit erzogen und zum freiwilligen Opfern für Missionszwecke angehalten werden. Dabei dürfe aber nicht vergessen werden, daß die Zahl der lebendigen, opferwilligen Christen in Madagaskar eben doch noch zu klein ist, als daß sie aus eignen Mitteln alle ihre kirchlichen Bedürfnisse bestreiten könnten, daß daher Hülfe von Europa immer noch dringend nöthig sei.

6. Man dürfe sich nicht darauf beschränken, das Werk in seinem gegenwärtigen Umfange zu erhalten, sondern müsse dasselbe auch auf neue Gegenden und Stämme ausdehnen, damit der Eifer nicht erkalte.

Hernach wohnten die Visitatoren noch der Einweihung einer der Märtyrerkirchen (Faravohitra?) bei. Sie empfingen einen tiefen Eindruck von den Gefühlen der Liebe und Verehrung, mit denen die Märtyrer, deren Blut die Saat der Kirche geworden ist, von der jetzigen Generation betrachtet werden, jedoch ohne alles übertriebene Rühmen. — Darauf bereisten die Abgeordneten wieder einige ländliche Distrikte, sahen auch mehrere Stationen der Norweger, mit denen die Beziehungen sich fortan viel günstiger gestalteten — was auch als eine nicht geringe Frucht der Visitationsreise zu betrachten ist — und lernten sogar einige Gegenden kennen, in denen das Christenthum noch unbekannt ist. Dann besuchten sie die Gemeinden in Sihanaka (Antsianaka), nordöstlich von der Hauptstadt, die ihnen

wie Oasen in der Wüste jenes Distrikts vorkamen, so herzliche Freude hatten sie an den eingebornen Christen, besonders auch an dem noch aus der Verfolgungszeit stammenden Pastor. Dieser merkwürdige Mann hatte zu einer Zeit, da allen Leuten in Sihanaka das Lesen- und Schreibenlernen verboten war, trotz aller Schwierigkeiten sich doch diese Künste anzueignen gewußt (aus den Briefen, welche zwischen dem Militärgouverneur, dem er diente, und der Hauptstadt durch seine Hand laufend gewechselt wurden), war dann ein Christ geworden, hatte später die Stelle eines Richters bekleidet und war schließlich, als sich zu Ambatondrazaka eine Gemeinde bildete, zum Pastor derselben gewählt worden."

Hier wie überall wurden die Visitatoren von den eingebornen Christen mit der größten Herzlichkeit aufgenommen. Manche Geschenke wurden ihnen dargebracht. In der Hauptstadt hatte sich Dr. Mullens eines Morgens plötzlich im Besitze eines lebendigen Schweines, eines Schafes und zweier Truthähne gesehen. Dorthin zurückgekehrt, wurde er mit seinem Begleiter von der Königin in feierlicher Abschiedsaudienz empfangen, bei der der Premierminister im Namen der Königin den beiden Herren Grüße und Danksagungen an die Londoner Missionskommittee auftrug und dankbare Freude aussprach über alles, was Madagaskar seit den Tagen Radama's I. von der Londoner Missionsgesellschaft Gutes empfangen habe, und versicherte, daß auch in Zukunft den Missionaren Schutz und Hülfe bei ihrer treuen Arbeit zu Theil werden solle. Ueberdies wurde ein Schreiben an die Kommittee überreicht als Antwort auf eine von Dr. Mullens früher überbrachte Adresse, welches nicht nur in freundlichem Tone, sondern in entschieden evangelischem Geiste abgefaßt ist. „Ueberhaupt hatten die Herren den Eindruck, daß die Königin und ihr Gemahl, der Minister, wirklich ernste Christen seien und alles thun, was von ihrer Seite ohne ungebührliche Vermischung religiöser und politischer Angelegenheiten zur Förderung des Christenthums auf der Insel geschehen könne. Die Gerüchte, nach welchen diese Vermischung nicht immer vermieden worden, meint Dr. Mullens, seien ganz falsch. Die Londoner Missionare und ihre madagassischen Gehülfen seien viel zu gute Independenten, als daß sie zu so etwas die Hand bieten würden." — Einige bald zu erwähnende Thatsachen, in denen sich das Staatskirchenthum in der unzweideutigsten Weise zeigt, stehen allerdings dieser Meinung ziemlich scharf gegenüber.

Die Rückreise der Deputation ging nicht auf dem gewöhnlichen Wege über Tamatave, sondern um zugleich das nördliche Sakalavaland kennen zu lernen, über Mojanga (Modzanga), einen Hafen an der Westküste. Die hier lebenden Stämme sind den Hova unterworfen. Hier und dort bestehen Hovaansiedlungen und Christengemeinden, letztere zum Theil noch nie von einem Missionar besucht. Ueber den Aufenthalt an einem dieser Plätze, Mangasoavina, und

dem Besuche bei einer Versammlung von Christen daselbst berichtet Rev. Pillans Folgendes:

Wir treten durch die Küche ein, in der auf dem Boden ein Feuer brannte, welches das ganze Haus mit Rauch erfüllte. In einem innern Gemach, das durch eine auf dem Fußboden stehende Lampe erhellt war, saßen etwa 30 bis 40 Personen. Von Zeit zu Zeit wurde das Licht durch ein kleines Mädchen angefacht, indem sie ein Stückchen Holz in einen bereitstehenden Fettvorrath tauchte und dann mit ihren Fingern das am Holz hängen gebliebene Fett in die Lampe ausdrückte. So oft Missionar Jukes, unser Begleiter, eine Stelle aus der Bibel vorlesen wollte, mußte er sich auf seine Knie herunterlassen und das Buch an die so niedrig stehende Lampe hinhalten. Wir erfuhren, daß 20 von ihnen ordentlich lesen konnten, während eine größere Anzahl wenigstens das Alphabet gelernt habe; 16 waren getauft und bildeten also die kleine Gemeinde des Ortes. Sie hatten sogar zwei Pastoren. Alle Sonntag halten sie einen Gottesdienst, zu welchem sich etwa 150 Personen einfinden. Sie haben drei Bibeln, viele Testamente, Schulbücher, Schreibtafeln u. s. w. Da wir gern gewußt hätten, welcher Art der christliche Unterricht ist, den diese Leute empfangen, erkundigten wir uns, was ihre Pastoren denn lehrten. „Sie lehren uns nichts Böses zu thun und einander zu lieben," war die Antwort. „Aber was lehren sie von Christus?" „Seine Gebote zu halten." „Gut, aber was sagen sie von Christus selber?" „Daß er ein Stellvertreter für die Sünden war." Dann fragten wir, was sie vom Heiligen Geist lehrten, erhielten aber keine Antwort. Einer sagte nur, das sei ein schwieriger Punkt. Sie ihrerseits hatten allerlei Fragen zu machen über die Bibel im ganzen und über einzelne Stellen, ganz ähnlich den Fragen, welche auch mitten in der Christenheit unter Gelehrten und Ungelehrten immer wieder auftauchen: z. B. „Wer war Melchisedek?" „Wer hat den Brief an die Hebräer geschrieben?" „Warum nannte sich Christus Menschensohn?" „Was bedeutet das Gleichniß vom Unkraut im Weizen" u. s. w. Einen Hauptantheil an der Unterhaltung nahm die Frau eines der beiden Pastoren, eine Tochter des Gouverneurs. Sie machte den Eindruck eines gescheidten, ernstlich nach Wahrheit suchenden Weibes.

Nachdem sie zwei Tage durch ganz öde Gegenden gezogen, kamen sie nach Trabondzi, wo sie wieder eine Gemeinde, ja eine stattliche Kirche fanden, welche 1200—1500 Personen fassen konnte. Hier versammelten sich die Leute, sobald die Ankunft der Visitatoren bekannt geworden war. Zuletzt kam auch der Gouverneur in die Kirche, schüttelte beiden Herren die Hand und sagte: „Lasset uns beten," worauf er ein Dankgebet für die glückliche Ankunft der Reisenden sprach. Die Leute waren sehr zutraulich und herzlich. Einen Missionar haben sie nie gehabt, sehnen sich aber sehr nach einem Manne, der ihnen vorstehen und sie lehren könne. Auch in Modzanga (demselben Ort wo Sir Bartle Frere auf der Rückfahrt von Zanzibar grade an einem Sonntage landete, alles so still und feierlich fand, dann selbst in die Kirche ging und sich der Feier des heiligen Abendmahls anschloß) fanden sie zwei Kirchen, deren eine gewöhnlich 300, die andre 230 Besucher zählt. Eigentliche Gemeindeglieder sind 65 da. In der Schule befinden sich 60 Kinder, von denen 30 gut lesen können. Ebenso viel Erwachsene können auch lesen. Der Pastor Rakotovao ist ein fleißiger, aufrichtiger Mensch, der treulich arbeitet und namentlich über die Reinheit der Gemeinde wacht, nur nach längerer Prüfung jemand tauft und den Verirrten mit Liebe nachgeht. In dem ganzen Distrikt finden sich noch 12 Gemeinden, die, alle mit der Mutterkirche in Imerina im innigsten Zusammenhange und selbst aus Hova zusammengesetzt, doch bereits auf die roheren Sakalava einen viel versprechenden Einfluß üben.

So viel von den Berichten der Deputation, die im September 1874 wohlbehalten nach London zurückkehrte. Fügen wir hier noch einige statistische Angaben über den damaligen Stand der Londoner

Mission auf Madagaskar bei, die wir dem während ihrer Reise erschienenen Jahresberichte entnehmen. Zu den oben bereits genannten 7 Stationen in der Hauptstadt war seit 1868 noch die zu Faravohitra hinzugekommen. Die Zahl der Außenstationen war auf 486 angewachsen. Neben den 11 dort beschäftigten englischen Missionaren arbeitete eine große Anzahl ordinirter Eingeborner, die sich mit Einschluß der in den andern sogleich zu nennenden Provinzen arbeitenden eingebornen Pastoren nun auf 50 belief. Außer ihnen aber werden nicht weniger als 3170 eingeborne Prediger erwähnt. Diese außerordentliche Zahl läßt allerdings berechtigte Zweifel an der Tüchtigkeit vieler dieser Männer aufkommen, und wir müssen vermuthen, daß hierunter auch solche sogenannten Prediger mit inbegriffen sind, wie sie uns bereits durch einige Züge charakterisirt worden sind. Diese dürften freilich, unter den Agenten der Londoner Mission mitgezählt, derselben keine Ehre machen. Die Zahl der als Kommunikanten in die Kirchenbücher eingetragenen Mitglieder ist auf 67,385 angegeben. Auf der erwähnten Generalkonferenz kam auch die Rede auf diese Zahl, die dort als 60,000 bis 65,000 angeführt wurde. Die Frage, ob alle diese Leute aufrichtige Jünger Jesu seien, wurde dahin beantwortet, daß sich zwar viel Spreu unter dem Weizen befinde, daß aber doch etwa 20—25000 Seelen da seien, welche von den Missionaren als wirklich bekehrt angesehen werden.[1]) Der großen Zahl der Native adherents, die in jenem Jahresberichte mit 280,476 angegeben ist, dürfen wir nach mehrfachen Andeutungen nur einen sehr zweifelhaften Werth beilegen. Jedenfalls umfaßt sie viele, die ohne irgend eine genügende Unterweisung getauft sind und vielleicht keine Ahnung davon haben, um was es sich im Christenthum handelt. Erfreulich dagegen muß die stark gediegene Zahl der Schulen sein: 576, in denen 24,923 Zöglinge, darunter 11,800 Mädchen, unterrichtet werden. — Freilich sehen wir aus den Arbeiten der Deputation, daß das Schulwesen noch viel zu wünschen übrig ließ und neue Anstrengungen erheischte. Jedenfalls ist der Mangel an wirklich tüchtigen Lehrern noch sehr empfindlich. Von jenen Schulen kommen übrigens 425 auf die Provinz Imerina. An Schulgeld wurden im ganzen 5140 Mark aufgebracht, was auf die Zahl der Schüler vertheilt allerdings nur einen sehr geringen Betrag ergibt. Von den Gemeinden wurden für kirchliche Zwecke aufgebracht 41,500 Mark.

Alle diese Angaben umfassen, wie gesagt, auch das Missionswerk in den Provinzen. Am ausgedehntesten war dasselbe in Betsileo. Neben der Hauptstadt Fianàrantsoa waren bereits zwei weitere Stationen besetzt und eine vierte der Besetzung nahe. Im

---

[1]) Dr. Gundert bemerkt dazu: Gott gebe, daß diese Schätzung richtiger sei als die der norwegischen Brüder, unter welchen die Meinung vorherrscht, daß in ganz Madagaskar kaum ein gründlich bekehrter Eingeborner zu finden sei.

Bereiche dieser Stationen befinden sich 94 Gemeinden. Sieben europäische Missionare arbeiteten dort, darunter einer an einem Seminar und ein Missionsarzt. — Auch in der nordwestlich von Antananarivo gelegenen Provinz Vonizongo hat das Christenthum schon weitere Fortschritte gemacht. Es sind 98 Gemeinden dort vorhanden. Auch hier ist die Hauptstadt Fihaonana, sowie später eine zweite Station Fiarenana, 3 Meilen nordwestlich von dort, mit europäischen Missionaren besetzt. Die Provinz Sihanaka (Antsianaka) mit 37 Gemeinden hatte noch keine mit einem europäischen Missionar besetzte Station; dagegen führt der Jahresbericht eine solche zu Isoavina auf, ohne etwas Näheres über die Lage anzugeben. Vielleicht ist sie identisch mit dem Orte Soavinimerina, 5—6 Meilen von Antananarivo. In der Centralprovinz hatten außerdem die Londoner neben der Hauptstadt nur die eine Station Ambohimanga, die frühere Feste des Götzendienstes, mit einem Europäer besetzt. Freilich 9 weitere Punkte waren bereits als Stationen bezeichnet, aber erst eine derselben von Quäkern besetzt. — Bedeutend ist die Thätigkeit der Presse. In Antananarivo haben nicht nur die Londoner und die Norweger, sondern nun auch die Quäker und die Propagation-Society ihre Druckereien. Bedeutungsvoll ist die Revision der Bibelübersetzung, bei der auch der norwegische Missionar Dahle stark betheiligt ist.[1]) Die bisher gebrauchte Uebersetzung war von der englischen zu abhängig. Es kostete dem Norweger nicht geringe Mühe, die biblischen Namen, die bisher sich an die englische Aussprache angeschlossen hatten, ihrer ursprünglichen Form so nahe als möglich zu bringen.

Nach diesem Ueberblick über die Arbeiten der verschiedenen Gesellschaften führen wir einige weitere Züge an zur Charakterisirung der Verhältnisse auf Madagaskar und bemerken zunächst, an die neue Bibelübersetzung anknüpfend, Folgendes:

Grade die Heilige Schrift ist es, welche unter den Madagassen eine Bedeutung wie verhältnißmäßig unter keinem andern Volke hat. Seitdem die Christen der Leitung der Missionare unter der Regierung der ersten Ranavalona beraubt waren, blieb ihnen nur das Wort Gottes als der einzige Anhaltepunkt. Es hat sich daher eine tiefe Ehrfurcht ausgebildet mit zweifelloser Unterwerfung unter die Aussprüche der Bibel.

„Nichts hat hier wohl einen tieferen Eindruck auf mich gemacht," schrieb Miss. Grainge, „als die allgemeine Achtung, in welcher die Heilige Schrift bei den Madagassen steht. Zwar steht der Missionar selbst auch in hohem Ansehen, und sein Urtheil gilt natürlich viel; doch sind die Leute keineswegs mit des Missionars „eignen Worten" zufrieden gestellt. In allen Glaubensfragen verlangen sie, daß derselbe seine Lehre und Handlungsweise durch einen Nachweis aus der Bibel rechtfertigen soll. Erst vor einigen Tagen besuchte ich mit mehreren eingebornen

[1]) Es zeigte sich dabei eine höchst erfreuliche Einigkeit der Vertreter der verschiedenen Konfessionen.

Freunden eine Landgemeinde, um die Leute wegen schwerer Vernachlässigung einer gewissen christlichen Pflicht zur Rede zu stellen. Nachdem wir den Zweck unsres Besuchs mitgetheilt hatten, stand der erste Diakon der Gemeinde auf, zeigte nach der offen auf der Kanzel liegenden Bibel und sagte: „Tompoko (meine Herrn), hier ist Gottes Wort. Wenn wir unrecht gethan haben, zeigt es uns aus diesem Buche, dann werden wir unsre Sünde bereitwillig gestehen und ablegen. Aber ehe Sie uns die Schriftstelle zeigen, die uns verurtheilt, sind wir nicht gewillt zuzugeben, daß wir gefehlt haben, oder nach ihrer Anweisung zu handeln."

Auch die Königin und die Regierung bezeugt oftmals diese Achtung vor der Heiligen Schrift. Als vor einigen Jahren der heidnische Stamm der Ibara zur Unterwerfung gebracht war, wurde beim Friedensschlusse dem Könige desselben eine schön gebundene Bibel überreicht und dabei gesagt: „Falls wir euch jemals ohne einen triftigen Grund bekämpfen oder einen Unschuldigen tödten oder bestrafen, so zeigt uns dies Buch; dann wird unser eignes Gewissen uns schlagen." — In vielen Gemeinden werden an einem der Wochentage Bibelstunden gehalten; dies sind die beliebtesten von allen Gottesdiensten und werden stets gut besucht. Oft kommen Leute aus weiter Entfernung zu einem Missionar, um sich von ihm Aufschluß über irgend eine Stelle der Heiligen Schrift zu erbitten. — Das Verlangen, eine Bibel zu besitzen, zeigte sich besonders in den Zeiten sehr stark, als die Bibeln noch von England eingeführt wurden. Als einst angezeigt war, daß eine neue Sendung (40 Kisten) angekommen sei, war der Zudrang der Käufer so groß, daß man zuerst nur etliche Exemplare für die entfernteren Gemeinden reserviren mußte — und bald war der ganze Vorrath verkauft. Der Preis eines Neuen Testamentes war damals auf 1 Mark gesetzt. Eine Bethätigung der Liebe zur Bibel sind auch die im ganzen außerordentlich zahlreich besuchten Gottesdienste. In dieser Beziehung dürften sich die madagassischen Gemeinden mit denen jedes andern christlichen Landes kühnlich messen können.

Selbstverständlich ist diese Achtung vor Gottes Wort am stärksten in den Gemeinden, die Elemente aus der Verfolgungszeit umfassen. Leute, die in den Höhlen und Wäldern unter Lebensgefahr Trost aus diesem Buche schöpften, haben dasselbe natürlich in besonderem Maße liebgewonnen. Doch auch den neuen Gemeinden wird von vornherein diese Ehrfurcht vor der Bibel eingepflanzt, zumal da die Prediger, deren ganze Gelehrsamkeit sich oft auf die Kunst des Lesens beschränkt, ohne Bibel nichts anzufangen wissen.

Den Bestrebungen der Katholiken gegenüber gewährt diese Stellung der Heiligen Schrift den Christen vielfach einen Schutz. Die geschmeidige Art der Jesuiten aber sucht auch durch Hindernisse dieser Art hindurch zu schlüpfen. In ihrer monatlichen Zeitschrift setzten sie z. B. auseinander, daß es eine grobe Verleumdung sei, wenn man behaupte, die katholische Kirche verbiete die Bibel. Darauf konnte die evangelische Zeitschrift freilich antworten mit An-

führung der verschiedenen päpstlichen Erlasse, in denen ein ausdrückliches Bibelverbot ausgesprochen ist. Ebenso war es mit der Behauptung betreffs der Anbetung der Jungfrau Maria. Das evangelische Blatt führte aus dem madagassischen Gebetbuch der Katholiken viele an dieselbe gerichtete Gebete an. Indessen es gelingt den römischen Widersachern doch wohl manches, umsomehr da sie in dem erwähnten Blatte alle ihre Behauptungen mit Belegstellen aus der Heiligen Schrift unterstützen.

So erfreulich nun aber auch diese Stellung sein mag, die die Heilige Schrift auf Madagaskar einnimmt, so darf man sich doch auch nicht darüber täuschen, daß jedenfalls auch in großem Maße mit derselben Mißbrauch getrieben wird. Es ist bei den großen Massen, die so schroff und plötzlich aus den Formen des Heidenthums heraustraten, nicht zu erwarten, daß sie im Stande sind, das Wort Gottes als Speise ihrer Seelen zu benutzen, zumal wenn schon die Fertigkeit im Lesen selbst bei den Vorstehern der Gemeinde so außerordentlich unzureichend ist, wie es in manchen Beispielen zu Tage tritt. Wir finden in den Berichten nur schwache Andeutungen über diesen Punkt. Das Bild der madagassischen Kirche, das so viel in den glänzendsten Farben gezeichnet worden ist, bedürfte aber gewiß auch in diesem Stücke des Nachtragens starker Schatten.

Es ist im allgemeinen nicht die Art der englischen Missionsberichte, nüchterne Schilderungen der wirklichen Verhältnisse ohne alle Berücksichtignng der Wünsche der heimischen Missionsfreunde zu geben. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Eigenthümlichkeit einzugehen. Genug, daß auch die Berichte über Madagaskar sehr stark an diesem Mangel litten. Von andrer Seite aber wird öfters die erforderliche Ergänzung geliefert, durch Schilderungen, die scharf markirt die Schattenseiten der dortigen Zustände hervorheben. Es geschieht dies in den Berichten der norwegischen Missionare. Weil hier die dort fehlenden Uebelstände ganz besonders betont werden, so scheinen die Norweger freilich etwas pessimistisch zu urtheilen. Die Treue aber, mit der sie selbst auf Madagaskar arbeiten, und der Eifer, mit dem sie ihre Arbeiten immer noch auszubreiten trachten, ist gewiß der beste Beweis, daß hier weder trübsinnige Schwarzseherei noch bösliche Tadelsucht vorliegt; sondern das aufrichtige Streben, die vorhandenen Schäden offen ins Auge zu fassen, weil ohne dies keine Heilung möglich ist.

Mit Recht tadelte Dr. Borchgrevink (1874), daß man vor etlichen Jahren in London von einer halben Million bekehrter oder doch erweckter Madagassen gesprochen habe; im nächsten Jahre sei die Zahl auf 400,000 herabgesunken. Wir sahen schon, daß im genannten Jahre nur noch von 280,000 die Rede war. — — In ähnlicher Weise, sagt er, sei auch mit den Märtyrern von Madagaskar mancher Mißbrauch getrieben. So ganz rein sei auch die gedrückte Kirche unter der ersten Ranavalona nicht geblieben, daß nicht auch Christen an politischen Umtrieben zum Sturze der Königin sich be-

theiligt hätten. Natürlich habe mancher dafür leiden müssen, daß er sich und seinen Brüdern mit Gewalt zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Später habe die Theilnahme, welche Europäer für die Glaubenszeugen an den Tag legten, auch manche Verschönerung und Ausschmückung der Märtyrergeschichten zur Folge gehabt (wie das auch bei der alten Kirche im römischen Reiche der Fall war). Gelegentlich kam es vor, daß ein Madagasse, der schön zu erzählen wußte, für seine Mittheilungen Geld empfing. Natürlich machte er darnach seine Geschichten noch rührender, um mehr Geld zu erhalten. Ein Missionar, der diese Erzählungen sammelte, drückte dann den Wunsch aus, auch einmal eine der Ketten zu bekommen, mit denen die Märtyrer gefesselt waren. Der pfiffige Madagasse versprach ihm eine solche zu verschaffen, legte eine der gewöhnlichen Sklavenketten in Salzlake, bis sie gehörig gerostet war, und lieferte sie dann als Märtyrerkette aus, sicherlich nicht ohne eine angemessene Belohnung.

„Neulich traf ich," erzählt Dr. Borchgrevink weiter, „mit einem Independententenprediger zusammen, einem schlichten, ehrlichen Christen, der nicht den Parteien, sondern der Sache Christi dienen will. Da kam nun die Rede auf die Frage, warum gründliche Bekehrungen in der madagassischen Mission seltener vorkommen als in andern Missionen? Er antwortete frisch weg, das rühre wohl daher, daß man in den wenigsten Fällen erzähle, was alles später sich bei den Einzelnen zutrage. Er kannte davon ein paar betrübende Beispiele, sie thun aber seinem Missionseifer keinen Eintrag."

„So haben wir nun auch allerhand Getaufte, deren Sündenerkenntniß und Glaube wirklich so gegründet scheinen, daß man davon manches Erbauliche berichten könnte. Aber was erfährt man nicht alles im längeren Verlaufe! Wie einer der hoffnungsvollsten Jünglinge, der schon zum Lehrer ausgebildet wurde, in Hurerei und frechstes Lügen verstrickt war; wie ein andrer, der sich das vollste Zutrauen seiner Lehrer erworben, begangene Sünden mit einer Verstockung leugnete, daß darüber dem Hörer die Haare zu Berge standen; wie einer, der schon um des Glaubens willen gelitten, aus Trotz gegen die inständigen Ermahnungen seines Lehrers diesem einen Rechtsstreit anhängte und denselben mit allen heidnischen Mitteln (erkauften Zeugen u. s. w.) führte, und dergleichen mehr. Daher verwunderte ich mich gar nicht, als mir neulich ein Mitarbeiter schrieb: „Ist wohl auch ein wahrer Christ im ganzen Lande zu finden?" Darauf gibt aber der Herr selbst einem niedergeschlagenen Elia die rechte Antwort."[1])

Sehr schlimme Dinge kamen auch in einer Konferenz der Norweger zur Sprache.[2]) Es handelte sich darum, die Gemeinden zur Bestreitung der kirchlichen Kosten heranzuziehen. In diesem Stücke

[1]) Calwer Missionsbl. 1874, S. 90.
[2]) Vergl. Basler Miss.-Magazin, Dezbr. 1876.

ist trotz mancher Versuche auch von den Londonern nicht viel erreicht worden, weniger als auf andern Missionsfeldern. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Madagassen im ganzen ein armes Volk seien, da das Innere der Insel wenig fruchtbar ist. „Die Engländer (Londoner Missionare) haben in Imerina seiner Zeit versucht, von den Gemeinden einigen Beistand zu Kirchenbauten und zur Besoldung eingeborner Lehrer zu erlangen. Aber die Lehrer, welche die Gemeinden unterhalten sollen, haben eben kein Gehalt empfangen und mit dem Kirchenbau sei es nicht besser gegangen." — Nachdem Dr. Borchgrevink die verschiedene Missionsmethode der Londoner, die große Massen in die Kirche aufnehmen, und die der eignen Gesellschaft, deren Grundgedanke durchaus auf Einzelbekehrung geht, scharf dargelegt hatte, sagte er: „Man hat auch gesagt, wir ziehen die Gemeinden zur Theilnahme an ihrer Leitung nicht genugsam mit heran. Hier, wo das Volk ein so großes Gelüste hat, sich bemerklich zu machen und mit Glanz aufzutreten, wäre es ja nicht schwer, einige Selbstregierung einzuführen; es fragt sich nur, ob es zum Gewinn für die Gemeinde ausschlüge? Auf der Entwicklungsstufe, auf welcher sie jetzt stehen, hieße das so viel, als eine wichtige Angelegenheit in die unkundigen Hände von Unmündigen legen. Nimmermehr würden sich damit die Gemeindeglieder zu ernsten Christen heranbilden lassen. Man hat die Verhältnisse dieses Landes namentlich in England gerne von der lichten Seite, die sie allerdings auch haben, dargestellt, darüber aber die dunkeln Punkte übersehen. Ehe das Christenthum in Madagaskar eingeführt wurde, gab es hier keine geheime Entbindung der Unverehelichten. Seitdem jenes aber als Landesreligion gilt, wird der Ausschluß von der Gemeinde als Schande betrachtet, daher die Weiber im betreffenden Falle dafür sorgen, daß das Kind vor oder sogleich nach der Geburt getödtet wird. Ehescheidungen, denen früher durchaus nichts Unehrenhaftes anhing, sind nun in der Gemeinde verboten, außer im Falle des Ehebruchs. Wer heute also sich zu scheiden wünscht, gewinnt irgend jemand durch gute Bezahlung, daß er sein Ehegemahl verführe und sorgt dafür, daß die Schuldigen von Zeugen überrascht werden. So kommen jetzt viele Scheidungen zu Stande. Früher war es eine Schande, wenn ein Mann von höherem Range sich mit seinen Sklavinnen einließ; seit der Einführung des Christenthums ist es eine allgemeine Sitte, daß die Reichen ihre Sklavinnen zu Konkubinen haben, weil man die Sache leichter geheim halten und der Beschämung vor der Gemeinde entgehen kann. Also, bleiben wir bei unsrer Handlungsweise: niemand in die Gemeinde aufzunehmen, außer er lasse hoffen, er sei ein Christ." — —

Mit Rücksicht auf weitere Beisteuern der Eingebornen zur Unterhaltung der Mission heißt es: „Aber wir kennen alle den großen Eigennutz der Madagassen, und wie gering sie den Gewinn anschlagen, welchen die Anwesenheit der Missionare dem Lande

bringt. Auch die besten unter ihnen sind nicht zufrieden, wenn sie von unsrer Gegenwart keinen irdischen Vortheil ziehen. So dürfen wir also keine wesentliche Unterstützung für den Fortgang der Mission von ihnen erwarten. Eben ihre Gleichgültigkeit und ihre Undankbarkeit fordern uns um so stärker auf, an des Herrn Wort zu denken: Geben ist seliger als Nehmen. Aber freilich, arbeiten wir darauf hin, daß unsre Neubekehrten die Verpflichtung, für ihren Fortbestand als einer Christengemeinde zu sorgen, lebendiger fühlen, bis auch sie die Wahrheit jenes Wortes thatsächlich erfahren."

Mehrere Brüder mußten freilich bezeugen, wie wenig noch von solchem Sinne bei den Madagassen vorhanden sei. Es dünkt ihnen, selbst den Großen der Hauptstadt, eine große Last, daß sie für ihre Kinder Schulgeld (monatlich eine halbe Mark) zahlen sollen; und als neulich die Aerzte anfingen, für die Arzeneien überhaupt Bezahlung zu fordern, ging ein Schrei des Unwillens durch das Volk. Missionar Engenas versuchte die Sitte einzuführen, daß die Leute bei der Feier des heiligen Abendmahls je ein Scherflein opfern sollten. Sie gingen zuerst willig darauf ein, führten es aber nicht lange aus.[1]) Missionar Engh hat in seinen Filialen allerdings Versammlungshäuser, die von der Gemeinde gebaut sind, aber dies geschah auf Regierungsbefehl. Als später einmal ein Dach neu gedeckt werden sollte, brachte es die Gemeinde nicht weiter als für 1 Dollar Gras anzuschaffen, und als das Decken begann, ging es noch elender. Er erklärte diese Engherzigkeit auch aus den geringen Ansprüchen, die das Heidenthum früher an die Madagassen gestellt habe. Wer opfern wollte, kaufte damals ein Huhn für 10—15 Pfennige, aß das Fleisch selbst und brachte die Knochen und die Eingeweide dem Götzen dar. Nun wollen sie sich ihr Christenthum auch nicht mehr kosten lassen.

Betreffend die Massenbekehrungen wurde noch ein Vorfall erwähnt, der fast an die im Mittelalter irgendwo vorgekommene Taufe eines Volkshaufens mit einer Spritze erinnert. Am Weihnachtstage 1865 traten zwei der vornehmsten Männer des Landes in der Independentenkirche auf und begehrten die Taufe. Alsbald wurde ihr Wunsch erfüllt. Wie nun die Sklaven und Angehörigen das sahen, folgten sie dem Beispiele ihrer Herren und drängten sich vor, die Taufe zu empfangen. Als der Missionar, welcher den Gottesdienst leitete (von den eingebornen Predigern?), gefragt wurde, wie mit diesen zu verfahren sei, gab er die Antwort: „Nur zugetauft!" (dip away), so daß an diesem Tage 335 Seelen die Taufe empfingen. „Nun habe ich," sagt Missionar Engh, „zuverlässigen Nachweis, daß von diesen 335 Getauften jetzt höchstens noch 30 Gemeindeglieder

[1]) Dagegen bemerkte er, daß er die Mitwirkung der Gemeinde schon mit gutem Erfolge in Anspruch genommen habe, wo es sich um die Wiederaufnahme ausgeschlossener Glieder handelte.

sind. Uebrigens haben die andern Londoner Missionare solches Vorgehen ihres Mitarbeiters sehr gemißbilligt, so daß grade auf diesen Anlaß hin jene Instruktion (nach der der Taufe eine zweimonatliche Vorbereitung vorausgeht und dann erst nach einer Probezeit von 6 Monaten die Zulassung zum heiligen Abendmahl erfolgt) ausgearbeitet wurde. Diese Bestimmungen galten bis zum März 1868, da die Regierung zum Christenthum übertrat. Damals begannen die Massentaufen aufs neue. Es fragt sich, ob dieselben nun ähnliche Früchte hinterlassen haben, wie die Taufen des Christtages 1865."

Missionar Rosaas sagte unter anderm: „Außer dem offenbaren Heidenthum gibt es noch ein anderes, das unter christlichem Namen läuft, und zwar bei den Londonern, Katholiken wie in unsern Gemeinden. Letztere sind noch klein und manche ihrer Glieder so schwach, daß man zu mancher Zeit kaum hoffen kann, sie werden von Gottes Geist geführt. Warum aber nimmt der Missionar auch solche Glieder auf, in welche er kein volles Vertrauen setzt? Darauf möchte ich antworten, daß in dem späteren Leben eines Christen sich Schattenseiten herausstellen, von denen weder der Missionar noch auch der Betreffende selbst zur Zeit seiner Aufnahme etwas wissen konnte; ich erinnere nur an die Zustände in den urchristlichen Gemeinden. Selbstverständlich können wir von solchen keine Unterstützung erwarten. — Auch in der Heimat sei in kleinen Gemeinden die Opferwilligkeit gering und das Gesetz müsse zwingend eintreten Die Madagassen aber bringen ihr ganzes Leben in Sklaverei zu, was anders ist von ihnen zu erwarten als ein Sklavensinn, der nichts thun will, wozu er nicht genöthigt wird!" — —

Das Ergebniß dieser Verhandlung ging denn dahin, daß obwohl noch nicht viel Mithülfe der Gemeinden zu erwarten sei, dennoch mit der Einführung von Gemeindeversammlungen vorgegangen werden müsse, um ihnen allmählich zum Bewußtsein zu bringen, wie der Leib Christi seine eigne Pflege übernehmen müsse. Bezüglich ihres Prinzips der Einzelbekehrung stimmten alle die Brüder aufs bestimmteste zusammen, wenn auch ausgesprochen wurde, daß man es nicht tadeln wolle, wenn andre nach andern Prinzipien verfahren. Es könne auch eine Gabe Gottes sein, die manchen Persönlichkeiten zu theil geworden, größere Schaaren hinzureißen. Ueberhaupt war man trotz der vorgebrachten Schattenseiten keineswegs entmuthigt, sondern entschlossen, mit desto größerem Eifer und Treue weiter zu arbeiten. Unter den angegebenen Mitteln hob Missionar Dahle noch hervor, wie wichtig der Schulunterricht sei. Das Gebot der Königin lautet: „Das Volk soll lernen," und wir dürfen das im weitesten Sinne benützen. Mit Einpflanzung der christlichen Wahrheiten in die heidnische Jugend thun wir schon einen guten Griff in das künftige Geschlecht." Auch empfahl er die Einführung christlicher Texte zu den Volksmelodien, wobei freilich Vor-

sicht nöthig sei, denn jetzt werden darnach Lieder gesungen, die schmutzig sind bis ins Mark. — — Ueberall aber komme es darauf an, daß von innen nach außen gewirkt werde und nicht umgekehrt!

Auch in Berichten von anglikanischer Seite begegnen wir einer sehr nüchternen Auffassung der Zustände. „Diejenigen machen sich eine falsche Vorstellung von Madagaskar," schreibt eine Lehrerin, „welche sich einbilden, es sei ein christliches Land. Ich muß sagen, die wahren Christen sind wenige, denn die Unsittlichkeit ist so groß, daß man sie nicht beschreiben kann. Sicherlich wird dieselbe durch das herrschende Sklavensystem gefördert. Männliche und weibliche Sklaven werden zusammengetrieben wie das liebe Vieh und auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden verkauft. Erst letzte Woche schickte ein Herr nach einem kleinen Schulmädchen, um sie verkaufen zu lassen. Die Mutter dieses Kindes war schon früher verkauft und an einen entlegenen Theil der Insel geschickt worden; man hatte später nichts mehr von ihr gehört. — Die Sklavenkinder sind sehr arm und gehen fast ganz nackt. Aber auch manche Andrians oder Adelige sind bettelarm, dabei aber so stolz, daß sie nicht einmal beim Kirchengehen ihre Bibel und Gesangbuch selbst tragen wollen! In der Mädchenschule sind etwa 130 Schülerinnen von allen Standes- und Altersklassen, Prinzessinnen und Sklavinnen, alte Weiber und kleine Kinder. Die Vornehmen treten sehr großartig auf und lassen sich von Sklaven in die Schule begleiten, deren Pflicht es ist, ihrem leisesten Winke zu gehorchen, da sie selbst nicht die geringste Arbeit thun, nicht einmal eine Nadel einfädeln oder einen Fingerhut aufheben dürfen." [1])

Einer von den Punkten, die in den früheren Berichten ziemlich dunkel blieben und auch jetzt noch keineswegs aufgehellt sind, ist die Stellung der Regierung zu den kirchlichen Fragen. Früher war sie mit den Londoner Missionaren im besten Einvernehmen; jetzt scheint

[1]) Wir fügen aus demselben Briefe hier noch einige Bemerkungen über Sitten und Gebräuche bei: „Die Gebräuche der Madagassen sind recht wunderlich. Sie essen die Larve des Seidenwurms, Heuschrecken, kleine Stachelfische und alles mögliche Unappetitliche. Zum Neujahr haben sie sonderbare Feierlichkeiten z. B. die Wasserreinigung: Alle sitzen in einem Zimmer im Kreise herum; in der Mitte steht ein Teller mit heißem Wasser. Der Hausherr kommt heraus, schlägt jeden einzelnen und gießt ihm Wasser auf den Kopf. Dann soll jeder um seine verstorbenen Vorfahren weinen. Am zweiten Tage wird die Friedensmahlzeit gehalten: Eine Schüssel Reis wird gekocht und in einem großen Blatt auf den Boden gesetzt und mit Honig begossen. Jeder Anwesende bekommt einen Löffel, ebenfalls aus einem Blatt bestehend. Ehe man ißt, betet jeder um einen Segen auf sein Essen. Diese Speise essen, heißt so viel als ewige Freundschaft schwören. Dann kommt die Reinigung durch Feuer. Hier macht die Königin den Anfang. Zuerst badet sie sich, tritt dann in die Veranda ihres Palastes, eine brennende Fackel in der Hand, und augenblicklich werden in der ganzen Stadt und auf den umliegenden Höhen Tausende von Lichtern angesteckt. Es besteht ein Gesetz, daß alle Häuser an diesem Tage gescheuert werden müssen; bei manchen ist das aber auch das einzigemal im ganzen Jahre.

das Verhältniß bedeutend kühler geworden zu sein. Jedenfalls war es nicht freundlich, daß 10 junge Leute aus dem Londoner theologischen Seminar im Jahre 1874 in hohe Beamtenstellen in verschiedenen Städten Imerina's eingesetzt wurden, nachdem sie ohne Rücksprache mit dem Leiter des Seminars dasselbe verlassen hatten. Ebenso rücksichtslos war die Anstellung zweier madagassischer Lehrer als Missionare bei dem Stamme der Ibara, dessen junger Fürst nach der friedlichen Unterwerfung nach Antananarivo gekommen war. Die beiden Lehrer wurden ihm vom Premierminister mitgegeben, versehen mit Diplomen, die das königliche Siegel zeigten und durch welche sie von Staatswegen in ihr neues Amt eingesetzt wurden. „Bedenkt man freilich,[1]) daß alle Unterthanen der Königin zu gewissen Lehns- und Frohndiensten verpflichtet sind, also nicht ihren Lehrern und Erziehern, sondern der Regierung gehören, so kann man eine solche Handlungsweise schon begreifen. Aber der Einfluß der Missionare und die freie christliche Wirksamkeit der eingebornen Gehülfen sind durch solche rücksichtslose Maßregeln eben doch empfindlich beschränkt. Ja, es scheint in den Regierungskreisen eine förmliche Mißstimmung gegen die europäischen, namentlich die protestantischen Missionare aufgekommen zu sein. Ein Grund dafür ist darin zu suchen, daß in neuerer Zeit die Missionare mehr als früher gegen das trotz aller Gesetze immer noch im Schwange gehende Unwesen des Sklavenhandels aufgetreten sind. Namentlich hat es die Regierung gekränkt, daß Missionar Sewell in England öffentlich von der madagassischen Sklaverei gesprochen, daß ferner der Buchdrucker Kingdom in einem Traktate „Madagassen und Afrikaner", sowie in einer in Mauritius erscheinenden Zeitung ein Verdammungsurtheil, namentlich gegen das Einschmuggeln afrikanischer Sklaven nach Madagaskar, gefällt, und daß Missionar Houlder in einer Lektion zu sagen gewagt: Die Sklaverei sei ein Fluch für das ganze Land. Dazu kommt, daß seit einem Jahre etliche Engländer ohne spezielle Erlaubniß eine „madagassische Gazette" herauszugeben angefangen haben,[2]) in welcher zwar sehr milde, aber doch deutlich genug allerlei Mißstände besprochen werden.

„Ein weiterer Skandal ist der Verdacht des Ministers gegen Dr. Davidson, als habe dieser ihn vergiften wollen, und die Anstellung des — wie es scheint — mit seiner Gesellschaft zerfallenen Missionsarztes Parker zum Hofchirurgus. [Bis dahin war derselbe

---

[1]) Basler Miss.-Magazin 1876, S. 496.

[2]) Wir haben ja schon ein Blatt „Gute Worte" (Teny Soa), das sich aber auf einem andern Felde bewegt, einem unschuldigen Pfennigmagazin vergleichbar. Die „Resaka" (Gespräche) der Katholiken enthalten blos wiedergekäute Kirchenpolemik, worin jetzt alle Parteien nur Stoff zum Lachen finden. Das neue Blatt aber sollte eine wirkliche Zeitung sein, darin die Presse ihre richtende kritisirende Wirksamkeit beginne und das Urtheil des Publikums hervorlocke und bestimme. Calwer Miss.-Bl. 1876, S. 46.

in Fianàrantsoa. Seither ist auch der Hülfsarzt Dr. Davidsons in den Dienst der Regierung übergetreten.] Sehr beklagenswerth ist ferner eine Art Revolution der eingebornen Predigerseminaristen gegen den oben genannten Missionar Houlder, welche zur Schließung dieser so wichtigen Anstalt geführt hat. [Man glaubt, daß unter die Zöglinge höhererseits Unzufriedenheit ausgestreut worden sei.] Offenbar fängt die Regierung an, das hellere Licht zu scheuen, welches durch höhere christliche Bildung im Lande verbreitet werden und allerlei vererbte Schäden, wie Sklaverei, despotische Regierung u. s. w. bekämpfen könnte. Missionar Dahle äußerte schon: „Das Christenthum selbst mit seinen ernsten Forderungen ist wohl der madagassischen Regierung noch nicht so nahe auf den Leib gerückt, daß dessen Kraft Aergerniß zu bringen, eigentlichen Widerstand hervorgerufen hätte. Darum hat aber doch der Fürst der Finsterniß seine Hand in allen diesen Vorgängen, und die Drohung ist schon ausgestoßen worden, „man werde plötzlich etwas thun, das die Europäer einschüchtern werde".

„Zu dem allen kommt nun, daß, wie anderswo, auch auf Madagaskar das Christenthum nicht als eine geschlossene Macht auftritt, sondern in Gestalt verschiedener einander bekämpfender Parteien an die Heiden herankommt. Schon das ist zu beklagen, daß die drei protestantischen Missionen, welche auf der Insel arbeiten, nämlich die independentische, lutherische und anglikanisch-hochkirchliche, zum Theil mit einander zerfallen sind, obgleich andrerseits aus dieser Rivalität und gegenseitigen Kontrole doch auch manches Gute hervorgeht. Viel schlimmer aber ist die gehässige unchristliche Opposition, welche überall von der römisch-katholischen Mission gegen das Bibelchristenthum erhoben wird, zumal da die schlauen Vertreter derselben es verstanden haben, sich durch allerlei Mittel auch in die Hofgunst einzuschleichen und einzuschmeicheln, während ihr pomphafter Gottesdienst die kindischen Madagassen natürlich mehr anspricht," — als namentlich der nüchterne independentische.

Die Katholiken waren nach dem Tode der Rasoherina nämlich etwas zurückgetreten, und vollends, als sich die Königin dem evangelischen Bekenntniß anschloß, schienen sie bedeutend an Einfluß verloren zu haben. Auch der französische Krieg 1870 und 1871 scheint in dieser Richtung gewirkt zu haben. Wenn aber auch etwas in den Hintergrund der Bühne gedrängt, haben sie im Stillen mit großem Eifer ihre Sache betrieben und nachhaltige Erfolge gefunden. Namentlich ist es ihnen gelungen, auch auf dem Lande an verschiedenen Punkten festen Fuß zu fassen.

Allmählich aber haben sie, wie schon gesagt, auch die Gunst des Hofes in nicht geringem Maße zu gewinnen gewußt. „Ein Sohn des ersten Ministers ist sogar in einem Jesuitenkollegium in Frankreich erzogen worden und jetzt als eifriger Katholik in sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er auch den Papst besucht, ihm eine

seidene Lamba verehrt und seinen Segen empfangen hatte. Und liest man vollends, was katholische Blätter über die Ankunft des ersten römischen Bischofs, Msgr. Delannoy von Bourbon, auf Madagaskar, seinem Einzuge in Antananarivo und der ersten öffentlichen Messe auf einem „alten heiligen Platze der Hauptstadt" berichten, so sieht es fast aus, als sollte oder wollte ganz Madagaskar auf einmal katholisch werden!"

Doch genug der düstren Schatten. Manchem Missionsfreunde mögen sie das rosige Bild des jungen Christenlandes, das uns nur allzuoft in gleißenden Farben vor die Augen gemalt worden ist, verderben, so daß er sich mißmuthig abwendet und alle die Mühe, sowie die Summen, aufgebracht durch das Scherflein der Witwe wie durch großmüthige Gaben reicher Christen, die Kräfte treuer Diener am Worte, die unzähligen Gebete für die Insel und selbst das auf derselben geflossene Märtyrerblut, alles, alles für vergeblich halten möchte. Mit nichten, lieber Freund! sage ich. Versetze dich in die Zeit der Bekehrung unsrer Vorfahren zurück. Einige Jahrzehnte, nachdem das Wort vom Kreuz unter ihnen Eingang gefunden, hat es in unsern deutschen Gauen ebenso schlimm, wenn nicht weit schlimmer ausgesehen, als jetzt auf Madagaskar. Und doch hat Gott der Herr die Lebens- und Segenskräfte seines Wortes, wenn auch langsam, doch sicher durch Geschlecht auf Geschlecht bisher wirken lassen. Seien wir nicht ungeduldig beim Blick auf die Missionsfelder. Daß das Wort Gottes als ein kräftig wirkender Sauerteig in die Massen des madagassischen Volkes gethan ist, darüber kann kein Zweifel sein. Es gährt dort gewaltig. Was wundert man sich, wenn die Gährung allen Schmutz und alle Unreinigkeit nach oben treibt? Das gibt denn freilich solche uns so fremdartige und vielen ganz unvorstellbare Mischung, wo zuweilen Heiliges und Edles, Rührendes und echt Christliches dicht neben Gemeinem, Abscheulichem und gar Teuflischem liegt; sowie die fernen Berggipfel schon erleuchtet sind von der goldnen Morgensonne, wenn zwischen ihnen in den Thälern noch die unheimlichen Nebel der Nacht festliegen, die bald darauf auch noch die schon erleuchteten Höhen wieder mit trüben Wogen umwallen. So sahen wir [1]) das natürliche Madagaskar; und finden wir's im geistlichen Madagaskar ähnlich — nun dann nicht muthlos! Die Sonne muß doch siegen.

Und damit zum Schluß auch in unsrer Darstellung die lichten Sonnenstrahlen die düsteren Nebel durchbrechen, so fassen wir noch ein paar Züge aus den jüngsten Verhältnissen Madagaskars ins Auge.

Es handelt sich um einen Kriegszug. Der kriegerische, unruhige, räuberische Stamm der Bara (Ibara) südlich und westlich von Betsileo wohnend, soll mit den Waffen zur Ruhe und zur Unterwerfung

[1]) Vergl. oben S. 82.

gebracht werden. Dort waltet noch das volle ungestörte Heidenthum: Schmutz und Sinnlichkeit, Roheit und Grausamkeit an allen Orten.[1]) Schon oft hatten sich die Hova in blutigen Kämpfen mit diesen ihren Erbfeinden gemessen. — Da zieht Ravoninahitriniarivo, der Neffe des ersten Ministers, an der Spitze von 2000 Bewaffneten wieder dem Baralande zu. Nicht wahr, bald werden wir wieder die Dörfer mit ihren Schilfhütten in Flammen aufgehen sehen, Männer gemordet, Frauen und Kinder in die Sklaverei getrieben, ihr Klagegeheul mit dem Blöken der geraubten Heerden mischend? Weit gefehlt! Es sind ja nicht mehr die heidnischen Hova von ehedem; es sind christliche Kriegsleute, denen wir folgten. Der General gibt strengen Befehl, daß im Feindeslande nichts geplündert werde. Auch die Nahrung für seine Truppen läßt er ehrlich kaufen und bezahlen. Elf Weiber und Kinder, die zuvor von etlichen habgierigen Hova geraubt waren, werden zurück geschickt und die Fürsten des Baravolkes zur friedlichen Unterwerfung aufgefordert. Und nicht umsonst. Eingeschüchtert durch die wohlgerüstete Kriegsmacht, wiewohl verdutzt über das seltsame Benehmen der Feinde, die mit den Waffen in der Hand den Frieden bringen, fügen sich die Fürsten — auch der Oberhäuptling der Bara. Die Obrigkeit der Hova wird anerkannt, und in gewissem Maße beginnt Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Lande zu walten.[2]) Ein Sohn des Oberhäuptlings, mit Namen Itsikora, wird mitgenommen — nicht blos als Geißel, sondern auch um in der Hauptstadt die besten Schätze zu empfangen, die er seinem Volke von dort zurückbringen soll. Er wird in Antananarivo mit dem Evangelium bekannt. Heimkehrend erzählt er von allem, was er gehört und gesehen, und stellt sich, seinem Versprechen gemäß, später wieder in der Hauptstadt ein, begleitet von Edlen seines Volkes. In der in einer der Märtyrerkirchen gehaltenen Synodalversammlung werden sie den Christen vorgestellt und bringen ihre Bitte um Lehrer vor. Zwei solche werden ihnen zugesagt und in feierlicher Abschiedsaudienz vom Minister ihnen übergeben. „Seid fleißig zu lernen," sagt ihnen der letztere dabei, „denn wir selbst waren einst so unwissend wie ihr und Götzendiener; als aber das Wort Gottes kam, lernten wir erst unsern Irrthum erkennen und

---

[1]) Nie geht ein Bara ohne Flinte und Spieß aus, aus Vorsicht vor auflauernden Feinden. Der Gebrauch des Geldes ist bei ihnen noch nicht bekannt. Ochsen sind der Hauptreichthum. Die Ansiedlungen haben sich noch so wenig konsolidirt, daß ein Todesfall hinreicht, um sämmtliche Einwohner zu vertreiben und zur Gründung einer neuen Heimat zu bewegen.

[2]) Mag man sagen von dem Hovaregimente, was man will — dasselbe ist für Madagaskar ein großer Segen. Sicherlich hat es viele Schattenseiten und gibt manche Gelegenheit zum Tadeln. Doch man vergleiche nur das freie Sakalavaland, wie wir es zu Tullear kennen lernten, wo selbst Europäer ihres Lebens nicht sicher sind, mit jenen nördlichen Gegenden, die unter dem Einflusse der Hova stehen, dort wo Sir Bartle Frere so unvermuthet eine Christengemeinde traf, mit der er am Tisch des Herrn sich der Einigkeit im Geiste freuen konnte.

gaben die Götzen auf, ja warfen sie weg; denn das Wort Gottes allein ist die wahre Weisheit, und der Dienst Christi ist das Allerbeste, was es überhaupt gibt." — Als darauf von Seiten der Bara erklärt wurde, daß den Lehrern aller Schutz angedeihen solle — „auch sollen sie keinen Hunger schmecken, denn unsre Nahrung soll ihre Nahrung sein, da zog der Minister entzückt einen goldnen Ring vom Finger und steckte ihn dem Itsikora an die Hand mit den Worten: „Siehe, diesen Ring, welchen ich dir anlege, Itsikora, gebe ich dir als ein Andenken, dich daran zu erinnern, daß du auf diese zwei Lehrer Acht haben sollst, denn sie sind unsre Sendboten." Auf dem Ringe aber war die Stelle Jes. 3, 10. 11 eingegraben: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben — — wehe aber den Gottlosen u. s. w.", welche den Bara vorgelesen wurde. Zuletzt ergriff noch Ramaka, der Pastor von Andohalo, das Wort: Wir danken Gott, daß hier im Palaste der Königin die Worte ausgeführt werden: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker; und wir danken der Königin sowie dem Minister, denn was sie jetzt gethan haben, ist über alle Beschreibung gut." [1]) Auch die Königin erschien noch, ließ den Bara und ihren Lehrern Geschenke reichen und ertheilte ihnen ihren Segen.

Nehmen wir nur den Kern dieser Thatsachen, so bietet dieser unter all dem trübnebligen Wirrwarr, der sich über Madagaskar lagert, einen guten Grund für die besten Hoffnungen. Hier haben wir christliche Thaten, die ein lautes Zeugniß sind, daß, wenn auch vielfach dort das Christenthum in eitel Worten und leerem Geschwätz besteht, doch die Anfänge des Lebens, das aus Gott stammt, gepflanzt sind. Thuen wir das Unsrige, ein jeder in seiner Weise [2]) die Pflanze zu pflegen, und überlassen dem Herrn, wie er nach wunderbarem Rathe die Entwicklung zuläßt und leitet. — Aber, wer in der Mission arbeiten will, soll selbstlos arbeiten um des Herrn und um des Heiles der Völker willen. Sollte über Madagaskar selbst eine Zeit kommen, wo mit äußerem Glanz und Prunk, düstres Halbdunkel über die Geister breitend, Roms Lehre und Kirchenregiment zur Herrschaft gelangte, und das evangelische Häuflein unter Anfechtung vielleicht gar in den Wäldern und Höhlen wieder Zuflucht suchen müßte, auch dann wendet euch nicht mit Erbitterung ab, ihr, die ihr mit der süßen Milch des Evangeliums

[1]) Wenn es in diesen Worten „menschelt", so vergesse man nicht, wie dies auch bei europäischen Hofpredigern vorkommt.

[2]) Die Norweger dringen auf Einzelbekehrung. Recht so, sie bringen nicht umsonst das Salz ins Volksleben der Madagassen, das seine heiligende Kraft wohl ausüben wird, und sollte der Erfolg auch erst zu Tage kommen, wenn diese Arbeiter längst vom Schauplatz abgetreten sind. Die Londoner haben Haufen hineingeführt. Fast ist es ihnen schon leid geworden. Doch nein; hegt und pflegt nur mit Muttertreue die Massen, mögen sie auch noch ungefügig sein wie ein neugebornes Kindlein, bei dessen Reinigung eine Mutter auch nicht ansteht, einmal ihre Hand zu besudeln.

das Kind einst pflegtet, das nun als undankbarer Bube euch den Rücken kehrt. Auch in ungerathenen Kindern, ist ihnen nur in Wahrheit das Samenkorn des Lebens ins Herz gelegt, kann es noch später zum Keimen kommen, daß sie in sich schlagen und umkehren wie der verlorne Sohn. Und sollte nach Gottes Zulassung Madagaskar auf Generationen ein katholisches Land sein, so trägt es doch schon jetzt die Keimkraft in sich, aus der über kurz oder lang die Reformation hervorgehen muß, in der unter dem trüben und unreinen Schaum nach beendigter Gährung der abgeklärte Wein hervorquellen wird. Dann wird auf Madagaskar, was die Märtyrer zu Faravohitra prophetisch aus den Flammen riefen — und zwar reiner als jetzt und reiner als vielleicht in den nächsten Generationen — Jesu Name, Jesu Lob erschallen für und für.

* * *

Ueber **Mauritius** können wir kurz sein. Die Bedeutung, welche die Insel früher als ein Vorposten für Madagaskar hatte, ist seit dem dortigen Umschwunge in Wegfall gekommen. Die Station der Londoner Mission wurde zwar noch (bis zum Jahre 1868?) aufrecht erhalten, da die dortige Gemeinde auch aus der Mischlingsbevölkerung von Mauritius gesammelt war, wird aber in den neueren Jahresberichten nicht mehr erwähnt.

Dagegen hat die Church Missionary Society im Jahre 1856 dort eine Mission begonnen, die aber einer andern Klasse der Bevölkerung gilt: den indischen Kulis, die, wie oben bemerkt, in großer Zahl (250—280,000) auf der Insel leben. Die Arbeit wird dadurch erschwert, daß die verschiedenen indischen Völker mit ihren verschiedenen Sprachen unter diesen Kulis vertreten sind. Die Mission theilt sich daher in zwei Zweige: der eine wirkt unter denen, die aus dem südlichen Indien kommen, und zwar in tamulischer Sprache, der andre unter den Bengali oder Hindustani sprechenden Nordindiern. Für die ersteren ist die Station zu Crêve Coeur im Innern der Insel am Fuße des hohen Pieter Bott, errichtet, mit der bis jetzt 376 eingeborne Christen, unter denen 75 Kommunikanten, in Verbindung stehen. Im letzten Jahre (1875—1876) wurden 40 Erwachsene getauft. Neben zwei englischen Missionaren, die früher im südlichen Indien (resp. Ceylon) unter Tamulen wirkten, sind mehrere eingeborne Katecheten von dort thätig. — Die andre Station, Plaines Wilhelm, einige Meilen südlich von Port Louis gelegen, ist überwiegend für die sogenannten Kalkuttaindier bestimmt. Hier arbeiten ein paar von unsern Landsleuten, Anforge und Schurr, die früher im Dienste der Ch. M. S. in Bengalen thätig waren. Der erstere ist schon seit 1857, der andere erst kürzlich hierher versetzt. Einen treuen Mitarbeiter haben sie an dem ordinirten Hindu Rev. Charles Kushalli. Die hierher gehörigen Be-

kehrten, 814 an Zahl, sind — wie dies gleicherweise auch von der ersten Station gilt — auf den verschiedenen Plantagen weit über die Insel verbreitet. Hier sind 120 Kommunikanten. Im letzten Jahre wurden 22 Erwachsene und 35 Kinder getauft. — In neuster Zeit ist für diesen Zweig der Mission durch Missionar Schurr noch eine neue Station zu Rose belle gegründet für die südwestlichen Distrikte Savanne und Mahebourg. Noch ist das unter Missionar Ansorge's Leitung stehende Waisenhaus zu erwähnen, das sich früher zu Powder Mills, im Norden, befand, jetzt aber nach Plaines Wilhelm verlegt zu sein scheint.

Das Evangelium unter den Kulis hat mehrfache Hindernisse. Namentlich ist die ungleiche Zahl der Geschlechter, da nur wenige Frauen mit nach Mauritius kommen, eine Quelle großer Uebelstände. Auch mit dem Laster der Trunksucht ist viel zu kämpfen.

Auch die Propagation Society hat seit 1857 eine Mission auf der Insel und zwar für die Tamulen in Port Louis und Umgebung. Der Bischof von Mauritius steht in nächster Beziehung zu derselben. Von der gesammelten Gemeinde wird bemerkt, wie es ihr an Stätigkeit fehle, da die Glieder kommen und gehen — wie denn viele Kulis nach Ablauf ihres Kontraktes in ihre Heimat zurückkehren. Auch findet sich in den betreffenden Berichten die Bemerkung, daß die Tamulen auf Mauritius in weitem Maße sich das kreolische Kauderwelsch aneignen, das auf der Insel herrscht, und ihre schöne Sprache hintansetzen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Church Missionary Society in neuster Zeit auch auf den zu Mauritius gehörigen Seychellen, auf denen bisher nur eine katholische Mission bestand, eine Station angelegt hat, und zwar für die durch britische Kreuzer befreiten ostafrikanischen Sklaven, die dort gelandet werden. Die Station liegt auf Mahé, der größten dieser Inseln, in dem gebirgigen Innern in einer als Black forest bezeichneten Gegend und umfaßt eine Industrieanstalt, in der sich bis jetzt 40 Kinder zur Ausbildung befinden.

Die Arbeiten auf Mauritius sind das Verbindungsglied für die Mission in Afrika und Indien. So Gott will, darf ich dem Leser die Bewohner Indiens und was durch die Verkündigung des Evangeliums an ihnen geschehen ist und jetzt in ihrem eignen Lande geschieht, im nächsten Bande ausführlicher zeigen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.